

Middletons
Römische Geschichte

Ciceros Zeitalter umfassend,
verbunden
mit dessen Lebensgeschichte

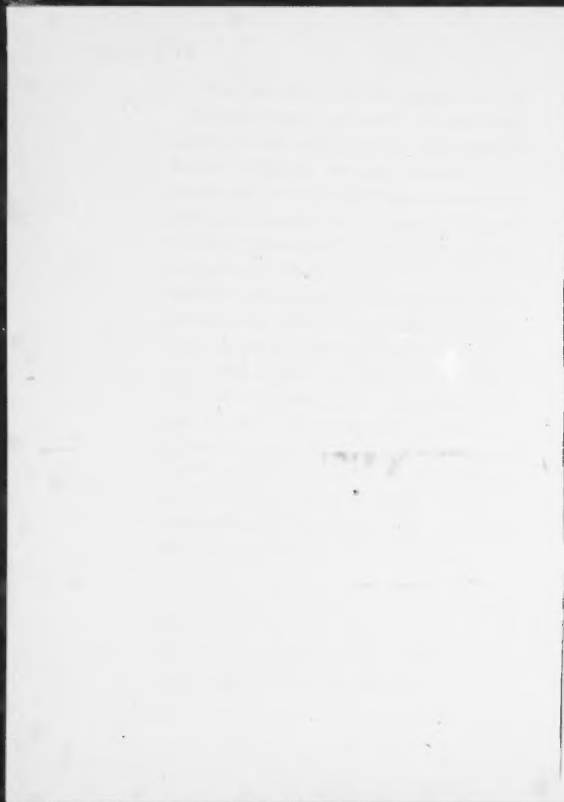
Aus dem Englischen

G. K. F. Seidel.



Erster Band.

Danzig, 1791.
bei Ferdinand Troschel.



Vorbericht

Vor einigen dreißig Jahren erschien die erste Uebersetzung dieses Werks; jetzt ist sie selten geworden. Das deutsche Gewand ist veraltet; aber das Original blühet in unverwelklicher Schönheit. Es wäre doch zu bedauern, wenn den deutschen Lesern ein Werk verloren gieng, das unserer Literatur vorzüglich Ehre machen würde, wenn es bei uns einheimisch wäre.

„Es ist kein Theil der Geschichte,“ sagt Middleton, „so belehrend und unterhaltend, als Lebensbeschreibungen großer edler Männer, die eine wichtige Rolle auf der Schaubühne der Erde spielten. Wir übersehen in ihnen auf einen Blick das Werk würdige, das ein ganzes Jahrhundert aufstellen kann; sie sind die schönsten Blumen aus dem weissen Gefilde der Universalgeschichte, die wir pflücken, ohne ihre dürrn Gegenden durchwandern zu müssen.“

Das Belehrende und Unterhaltende einer Lebensgeschichte hängt nicht allein von dem Gegenstande, sondern auch von der Darstellung desselben ab. Es gehört eine eigne Seelengröße dazu, um sich ganz in in den Geist eines erhabnen Mannes hinein zu denken, und ihn ganz ohne Partheillichkeit und Vorurtheil in seinem wahren Lichte würdig abzuschildern. In jeder dieser Rücksichten behauptet gegenwärtige Lebensbeschreibung unter allen den ersten Platz. Der Gegenstand derselben ist ein Mann, der durch Rechtschaffenheit und Tugend, durch Klugheit und Muth einen sinkenden Staat aufrecht zu halten, zu retten strebte. „Der, nach einem steten Kampfe gegen das Laster, gegen Faktionen und Tyraunnei, endlich ein Märtyrer der Freiheit seines Vaterlandes wurde;“ der Verfasser seiner Lebensgeschichte ist ein Mann, der mit dem Freiheitsfinne und der Tugend seines Völmers erfüllt war und in edler Simplicität schrieb. —

Daß dieses Werk gelesen zu werden verdiene, bedarf keines Beweises; daß es von allen die es bisher entbehren mußten, gelesen werden könne, dies wünschte der Uebersetzer zu befördern.

Um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, theilt er hier Middleton's eigne Vorrede nicht wörtlich mit, sondern er nimmt sich die Freiheit, theils in des Verfassers Namen von der Arbeit desselben kürzlich Rechenschaft zu geben, theils von seiner eignen ein paar Worte hinzuzufügen.

Middleton suchte vor allem von einem Fehlen frei zu bleiben, in den ein Biograph leicht zu versinken Gefahr läuft. Er schrieb nicht aus Vorliebe Cicero einen Panegyrikus; sondern er untersuchte als Geschichtschreiber; er trug nicht zu helle Farben auf, um sein Gemälde als Künstler zu verschönern, sondern er folgte der Wahrheit; er verherrlichte nicht die Tugenden seines Helden, um seine Fehler zu verhüllen, sondern er schrieb, nicht als ein verblendeter Freund, sondern als ein unpartheiischer Richter.

Cicero hat vor allen andern großen Männern das Schicksal, daß wir uns schon von den Schuljahren her eine günstige oder ungünstige, größtens theils falsch gefasste Vorstellung von seinem Charakter machen. Ein Ohngefähr hat nun einmal seine Werke vielen Mißhandlungen preis gegeben.

Es geht uns mit ihm wie mit vielen Dingen, von denen wir am wenigsten wissen, weil wir sie am besten zu kennen glauben. Ohne auf vorgesezte Meinungen der Leser Rücksicht zu nehmen, rath ihnen Middleton nicht über einzelne Züge eines Charakters zu urtheilen, bis sie einen vollständigen Begriff von dem Ganzen erlangt haben; und die Auflösung zweideutiger Thatsachen im Verlauf des Ganzen zu erwarten. Er erinnert an die goldne Regel, die Quintilian vorschreibt, daß wir bescheiden und vorsichtig über berühmte Männer urtheilen sollen, damit es uns nicht wie den meisten Tadlern geht, die das verdammen, was sie nicht verstehen.

Da eine Menge Männer in dieser Geschichte mit auftraten, die zu gleicher Zeit lebten und gleiche Geschäfte trieben, so drang Middleton nach den Angaben, die die Geschichte von ihnen hinters ließ, in das Innerste ihrer Denkungsart, untersuchte die Bewegungsgründe ihrer Handlung, und schilderte sie eben deswegen nicht eiförmig, wenn sie sich auch ähnlich scheinen konnten.

Er nannte das Werk Ciceros Lebensgeschichte; mit Recht, sagt er, könne es eine Geschichte des
Zeits

Zeitalters des Cicero heißen. Denn es ereignete sich nichts Wichtiges im Staate, an dem er nicht seit seiner Beförderung zu öffentlichen Aemtern Antheil nahm. Da nun Middleton auch von Ciceros Geburt an die Geschichte seiner Zeit mit einwebt, um das Gemälde vollkommen zu machen, und die Erzählung durch eine Periode von mehr als sechzig Jahren, die wegen der wichtigen Begebenheiten und der großen in ihr auftretenden Männer bei weitem die unterhaltendste aus der ganzen römischen Geschichte ist, hindurch führt, so hat der Uebersetzer kein Bedenken getragen, beide Titel zu vereinigen, damit der Leser gleich sehe, was er zu erwarten hat.

Middleton befolgte bei der Ausführung seines Planes die Regeln, nach denen Cicero das Muster einer vollkommenen Geschichte entwirft, und nach denen er selbst eine Geschichte seines Vaterlandes schreiben wollte. „Der Geschichtschreiber, sagt er, muß keine Unwahrheit behaupten, noch die Wahrheit verschweigen; er muß sich weder einer Partheilichkeit, noch des Hasses verdächtig machen. Bei der Erzählung der Begebenheiten muß er die Zeitordnung beobachten, zuweilen Beschreis-

bungen des Ortes einweben; zuerst muß er die Bewegungsgründe entwickeln; dann die Handlungen, zuletzt den Erfolg derselben darstellen. Die Triebfedern der Handlungen beurtheile er nach eigener Einsicht; von den Handlungen erzähle er nicht allein, daß sie geschehen, sondern auch wie sie geschehen sind; beim Erfolge zeige er, wie viel Antheil der Zufall, Uebereilung oder Klugheit an ihm hatten. Er schildere den Charakter eines jeden großen Mannes, der an der Geschichte Antheil hat; das Ganze aber trage er in einer deutlichen sich gleichen Schreibart vor; er affectire keinen falschen Schmuck, und suche sein Lob nur in der Deutlichkeit.“

Den Stoff dieser Geschichte schöpfte Middleton aus Ciceros eignen Schriften. Sie sind die glaubwürdigsten Denkmäler aller wichtigen Begebenheiten seines Zeitalters; denn er war nicht allein Augenzeuge, sondern er nahm an allen dem größten Antheil. Jeder Theil seiner Werke benachrichtigt uns nicht nur von den Vorfällen seines Lebens, sondern auch von der Geschichte seines Zeitalters; vor allem aber sind die Briefe an seine Freunde, besonders die an Atticus, die uns schäts

schätzbarsten Memoiren seiner Zeit. Sie erzählen nicht allein die Begebenheiten, sondern entwickeln auch die Bewegungsgründe und Triebfedern derselben.

Aus diesen Werken trug Middleton so viel wie möglich in sein eignes über; er war überzeugt, daß eine Thatsache, ein Râsonnement um so mehr an Ansehen gewinnen würde, wenn er es mit Ciceros eignen Worten gäbe; besonders wenn es so eingewebt würde, daß es nicht als angefügtes Glittergold, sondern als ein eigenthümlicher Theil seines Werkes erscheine. Er nahm also Auszüge aus Ciceros Reden und Briefen in diese Geschichte auf, die vorzüglich auf Begebenheiten, Sitten und Charaktere ein helles Licht werfen. Eine würdige Darstellung und ungezwungene Anknüpfung dieser fremden Blumen aus den Schriften des elegantesten Redners erforderte viel Kunst. Der Uebersetzer, der natürlich das Original selber zur Hand hatte, gab sich daher so viel er konnte Mühe, daß er nicht durch eine steife unnatürliche Sprache verderbe, was dem Engländer so vorzüglich gelungen ist.

Nachdem Middleton schon alle Materialien aus Ciceros Werken gesammelt hatte, sah er sich auch nach den ältern und neuern Schriftstellern um, die über das Leben des Römers geschrieben haben. Die griechischen Geschichtschreiber, Plutarch, Appian und Dio brauchte er mit großer Vorsicht. Plutarch, der unter den Kaisern Claudius und Hadrian lebte, hatte weder die Muse noch die Geduld, die ein forschender Historiker braucht. Ob er gleich lange in Rom lebte, nahm er sich doch nicht Zeit genug die römische Sprache zu erlernen, er erzählte oberflächlich und unvollständig und brauchte nicht immer die besten Quellen. Appian kam bald nach Plutarchs Tode nach Rom, und schöpfte seine Nachrichten aus den Werken desselben. Dio Cassius, der von den Zeiten der Antonine bis unter Alexander Severus lebte, mißhandelte Ciceros Charakter sehr böshaft. Vielleicht hasste er ihn deswegen, weil Cicero in den Wissenschaften und der Beredsamkeit den Vorrang vor vielen Griechen erhielt, und weil er durch seine Werke die griechische Literatur gewissermaßen in Rom entbehrlich machte; vielleicht wollte er dem tyrannischen Kaiser, der ihn zu den höchsten Ehrenstellen beförderte, den Hof machen, indem

indem er den Ruf eines Mannes zu schmälern suchte, der wegen seines Patriotismus so berühmt war, und der in seinen Schriften den Geist der Freiheit des alten Roms wieder zu beleben strebte.

Unter den neuern Schriften über Ciceros Leben nutzte Middleton vorzüglich folgende: Sebastiani Corradi Quaestura und M. T. Ciceronis historia a Francisco Fabricio. Erstere ist größtentheils eine Apologie des Cicero gegen Dios Verläumdungen; letztere ein trofner Entwurf von Ciceros Handlungen und Schriften, in guter Ordnung nach den Jahren gestellt. Außer einigen französischen Schriften, Ciceros Zeitalter betreffend, und einer kleinen englischen Abhandlung über Cicero, brauchte er auch Mongault's Uebersetzung der Briefe an Atticus, die sich ihm durch erläuternde Anmerkungen und eine vernünftige Kritik empfahl.

Middletons eifriger Wunsch war es, durch sein Werk Ciceros Schriften verständlicher zu machen; und Jünglinge durch das Vorbild der erhabenen Tugend zur Bewunderung und Nachahmung hinzureißen. — Möchten doch unsere Schuls

Schullehrer dieses Werk zu jener Absicht fleißig gebrauchen. Viele, die gewiß nicht in Ciceros Geist und Schriften eingeweiht sind, sollen dem ohngeachtet Jünglinge aus ihnen unterhalten und belehren. Nicht ein jeder hat Gelegenheit, die Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß, die Philosophie und Staatskunde zu erlangen, die zur richtigen Einsicht der Schriften dieses Staatsmannes und Gelehrten nöthig sind. Hier wird es ihm angeboten, Cicero auf eine leichte Art kennen zu lernen; und wenn er dazu noch nutzt, was ein Gedike und Garve zur Aufklärung der Philosophie des Cicero geschrieben, so wird er sich seinen Schülern desto nützlicher machen. Auch wünscht der Uebersetzer recht sehr, daß Jünglinge dies Buch zu ihrer Lektüre machen mögen. Sie werden dadurch mit den Sitten, mit der Verfassung der römischen Republik auf das anschaulichste bekannt gemacht werden. Ciceros Beispiel wird sie mit Gefühl für die Tugend, mit einem vernünftigen Freisinn, und mit Liebe zur Thätigkeit erfüllen; und das ganze Gemälde wird ihnen zeigen, wie traurig es um einen Staat aussieht, wenn alle Sittlichkeit schwindet, und die Leidenschaft und das Laster einiger Wenigen mit dem Glücke ganz

zer

zer Millionen Menschen nach Gefallen spielt; es wird sie aufmerksam machen auf die Wehr, die die Natur dem vernünftigen und entschloßnen Manne gab, mit der er ohne Schwert Tausende zurückschreckt, und Tausende nach seinem Willen lenkt, es wird ihnen zeigen, was die Sprache eines Mannes vermag — vielleicht kann es ihnen auch eine nützliche Übung werden, wenn sie die ausgehobnen Stellen, mit dem Originale selbst vergleichen wollen.

Um die Uebersicht dieses Werkes zu erleichtern, hat es der Uebersetzer in Kapitel abgetheilt, und über jedem den Inhalt kürzlich angezeigt. Ferner hat er die in den Noten als Belege angeführten Stellen aus Ciceros Schriften nicht abdrucken lassen, damit das Werk nicht zu groß und zu theuer werde; sondern er hat blos angezeigt, wo sie zu finden sind. Die Beglaubigung einer Erzählung durch beigefügte Belege ist gewiß sehr zu empfehlen, wenn die Quellen, aus denen der Historiker schöpfte, nur wenig bekannt sind; allein dieser Grund fällt bei Ciceros Schriften weg; wer Lateinisch versteht, kann die Citate, wenn er will, leicht nachschlagen; wer es nicht versteht, hätte sie als eine unnütze Last mit kaufen müssen.

Zum

Zum Beschlusse dieses Vorberichts wollen wir noch Middletons Ideen von der Staatsverfassung Roms vor Ciceros Zeit kürzlich mittheilen, damit sich die Leser, denen die römische Geschichte nicht gegenwärtig ist, dadurch auf das künftige vorbereiten können.

Die Staatsverfassung Roms war eine glückliche Mischung der monarchischen, aristokratischen und demokratischen Regierung. Schon von den ältesten Zeiten an war sie nicht absolut monarchisch. Die Könige wurden gewählt; sie waren das Haupt einer Republik; die Anführer im Kriege, und die Beschützer der Gesezze im Frieden. Sie hatten einen Senat zur Seite, aber die höchste Gewalt war in den Händen der Nation; sie machte Gesezze, wählte Magistrate, erklärte Krieg; an sie konnte man appelliren. Cicero behauptet dies letztere ausdrücklich ^(*); und Horatius ist, nach Livius, Beweis dafür; denn als er seine Schwester getödtet hatte und ihn König Tullus wolte hinrichten lassen, appellirte er an das Volk, und ward freigesprochen ⁽²⁾.

Ms

(*) Tusc. Quaest. 4. 1. Senec. ep. 108.
 (2) Liv. 1. 26. Val. Max. 8. 1.

Als die Könige ihre Gewalt misbrauchten, wurs den sie von dem Freiheitliebenden Senate und Volks vertrieben; und die Verfassung wurde wieder auf den alten Fuß hergestellt. Die königliche Gewalt blieb, nur theilten sich zwei Männer, die nur auf ein Jahr gewählt wurden, in dieselbe. Die Consuln waren mit allen Vorrechten und Kennzeichen der königlichen Würde versehen, und hatten auf dieselbe Art den Vorsitz bei allen Geschäften des Staates. Einer der ersten Consuln P. Valerius Publicola, bestätigte durch ein Gesetz das Recht, an das Volk zu appelliren, und beugte vor demselben die Zeugen seiner Macht, die Fasces, so oft er in die Volksversammlung trat. Rom genoß also die Vortheile einer monarchischen Regierung, ohne die Gefahren derselben befürchten zu dürfen.

Nach der Vertreibung der Könige, entstanden in der Stadt zwei große Partheien, die Aristokraten, und die Populären; oder der Senat und die Plebejer; beide waren eifersüchtig auf einander, und jede suchte ihre Macht zu erweitern. Die Patricier gewannen die Oberhand, und betrugen sich innerhalb sechszehn Jahren so übermüthig, daß sich die Plebejer genöthigt sahen, aus Rom zu entflie-

entflichen. Sie kehrten nicht eher aus ihrem Lager vom heiligen Berge zurück, bis sie sich das Recht verschafft hatten, neue Magistrate, Tribunen genannt, aus ihren Mitteln wählen zu können, die Mittelpersonen zwischen ihnen und den Patriciern sein, und sie schützen sollten.

Die Plebeier hatten nun ein Oberhaupt, das unverleglich war; das ihre Freiheit verfocht; das sich durch seinen Eifer für das Volk in seinem jährlichen Amte hervorthat, und sich den Aristokraten widersetzte. Die Zahl der Tribunen wurde von fünf bis zu zehn vermehrt, und sie ruheten nicht eher, als bis sie den Plebejern das Recht verschafft hatten, zu allen Ehrenstellen des Staates und in den Magistrat gelangen zu können.

Nach einem harten Kampfe hatten sie nun die römische Verfassung zu ihrer Vollkommenheit gebracht; sie hatten dem Verdienste, ohne Rücksicht auf Familien, den Weg zu den höchsten Aemtern gebahnt, und ein erwünschtes Gleichgewicht zwischen dem Volke und Senate hergestellt. Der Senat überlegte und schlug vor, das Volk bestätigte seine Entschlüsse.

Aber die Tribunen blieben hierbei nicht stehen; sie mißbrauchten ihre Gewalt zu privat Absichten. Sie entflammten das Volk, indem sie partheiische Gesetze in Vorschlag brachten; die Vertheilung der Ländel des Staates unter die ärmern Bürger; Korn-Spenden; oder die Aufhebung aller Schulden; dies waren vorzüglich die Gegenstände ihrer Gesetze, die der öffentlichen Ruhe und Disciplin zuwider waren, und allen Credit vernichteten. Die beiden Gracchen trieben die Gewalt der Tribunen aufs höchste, bis sie das Gleichgewicht der Republik gänzlich anhoben, auf dem ihr Friede und ihre Glückseligkeit beruhete.

Das Blut dieser beiden Tribunen und ihrer eifrigsten Anhänger war das erste Bürgers Blut, das in den Straßen Roms floß. Diese Lieblinge des Volkes sahen sich verlassen, als es zu Gewaltthatigkeiten kam; ein Beweis, wie wenig der Hülfe des großen Haufens zu trauen sei. Ein Aufruhr kann wohl einen freien Staat erschüttern, aber nicht vernichten,

so lange er unbewaffnet, von keiner Armee unterstützt, wüthet. Das rasche Verfahren des Senats, das für die Ruhe der Stadt nöthig schien, hatte traurige Folgen; die emporstrebenden Ehrgeizigen erfuhren nun, daß sie ohne Waffen nichts ausrichten konnten; sie kümmernten sich daher in Zukunft nicht mehr um den Senat und das Volk, sondern machten von einer Armee begleitet ihre Forderungen mit dem Schwert in der Hand.

Die Popularität der Gracchen gründete sich auf wahre Liebe für das Volk; aber die Gewaltthätigkeit fand ein kürzeres Mittel sich Anhang zu verschaffen; Bestechungen mußten den Forderungen auf dem Forum Rechtsgültigkeit verschaffen, die eine Armee zu erzwingen drohte.

Nach dem Tode des jüngern Gracchus suchte der Senat die Gesetze aufzuheben oder zu verändern, die der erstere zum Nachtheil des letztern gegeben hatte. Vor allen schmerzte ihn der Verlust der Jurisdiktion, die den Rittern

war anvertraut worden. Die Parteilichkeit, der sich die Senatoren schuldig gemacht hatten, gab Gracchus Gesetze einen löblichen Vorwand. Fünf und zwanzig Jahre lang hatte sich der Senat vergeblich bemühet, das Gesetz aufzuheben; endlich brachte es der Consul Q. Servilius Căpio dahin, daß eine Anzahl Senatoren mit unter die drei Defurien der Richter aus dem Ritterstande aufgenommen wurde. L. Crassus, der berühmteste Redner seiner Zeit, empfahl Căpios Gesetz dem Volke mit aller Kraft seiner Beredsamkeit, und vertheidigte das Ansehen des Senats. Unter diesen Zeitumständen, in eben dem Jahre, als Căpio Consul war, wurde Cicero geboren; und schon als Knabe bewunderte er Crassus Rede, und nahm sie sich in seinem reifern Alter zum Muster seiner Beredsamkeit und Politik.

Die Uebersetzung dieses Werks wird in vier Bänden abgetheilt. Zu dem letzten wird der Uebersetzer vielleicht noch eine eigne Abhandlung über Ciceros Verdienste als Gelehrter hinzufügen. Nur wenige Noten hat er zur Erinnerung an Begeben-

benheiten, die dem Leser nicht befallen könnten,
angehängt. Auch ist die Jahreszahl öfterer an-
gegeben, als im Originale. Berechnungen nach
englischen Münzen und Meilen sind in der Uebers-
etzung beibehalten.

Berlin im April 1791.

Marcus

Marcus Tullius Ciceros L e b e n s g e s c h i c h t e.

Erstes Kapitel.

Ciceros Geburt. — Geschichte seiner Familie. — Er wird in Rom erzeugt. — Bemerkungen über die Erziehung der Römer. — Öffentliche Einweihung in das männliche Alter. — Cicero studiert unter Scävolas Aufsicht über die Geschäfte des Forum. — Macht Fortschritte in der Rechtskunde, Dichtkunst und Philosophie

Marcus Tullius Cicero wurde am dritten Januar ⁽¹⁾, im sechshundert und sieben und vierzigsten Jahre der Stadt Rom, ohngefähr hundert und sieben Jahre vor Christus geboren ⁽²⁾. Es ereigneten sich, wenn wir Plutarchen glauben dürfen,

(¹) Ep. ad Att. 7. 5. it. 13. 42.

(²) Nach der gewöhnlichen Zeitrechnung von Christus Geburt, die drei Jahre später anhebt, als sie sollte. Auch Pompejus der Große war in demselbigen Jahre am letzten September gebohren. Figh. Ann. Plin. 37. 2.

ten, Zeichen ⁽³⁾ bei seiner Geburt, die seinen ershabnen glänzenden Charakter der kommenden Zeit verkündeten, und die, nach der Bemerkung dieses Biographen, als nichtige Träume würden vergessen seyn, wenn nicht der Erfolg die Wahrheit der Vorherverkündigung bald bekräftigt hätte. Da uns aber weder Cicero, noch ein anderer ihm gleichzeitiger Schriftsteller, einen Wink von diesen Wunderzeichen giebt, so müssen wir sie wohl der Leichtgläubigkeit, oder der Erfindung eines Schriftstellers zuschreiben, der seine Geschichte durch etwas Wundervolles feierlicher machen wollte.

Seine Mutter hieß Helvia; ein Name, dessen in Jahrbüchern und Inschriften unter den geehrtesten Familien Roms Erwähnung geschieht. Sie war reich, von Familie, und ihre Schwester war an einen römischen Ritter von ausgezeichnetem Verdienst, an C. Aureus, des Redners L. Crassus innigsten Freund, verheirathet. Seine tiefen Kenntnisse der Geseze hatten ihm großen Ruhm erworben, ein Ruhm, um den auch seine Söhne, unseres Ciceros Vettern, buhlten ⁽⁴⁾. Es ist merkwürdig, daß Cicero nirgends in seinen Schriften von seiner Mutter spricht; sein jüngerer Bruder, Quintus, hat uns eine Anekdote von ihr mitgetheilt, die sie uns als eine gute Wirthin schildert. Sie pflegte alle ihre Weinflaschen, die vollen so wie

(³) Seiner Amme erschien ein Geist, und rief ihr zu: Du wärest allen Römern ein großes Gut.

(⁴) De Orat. 1. 43. 2. 1.

wie die letzten, zu versiegeln; fand sie nun eine leer und unversiegelt, so wußte sie, daß ein Dieb dabei gewesen war. In großen Haushaltungen war es sehr gewöhnlich, daß die Sklaven die Weinflaschen ihrer Herren plünderten ⁽¹⁾.

Die Nachrichten von seines Vaters Familie gehen von zwei Extremen aus ⁽²⁾. In der Geschichte eines Mannes, der, wie Cicero, so sehr dem Reide ausgesetzt war, der endlich das Schlachtopfer seiner mächtigern Feinde wurde, sind solche Widersprüche nichts ungewöhnliches. Einige leiten sein Geschlecht von Königen, andere von Handwerkern ab ⁽³⁾; die Wahrheit liegt zwischen beiden; seine Familie war zwar nie zu den hohen Ehrentellen der Republik gelangt, sie war aber doch sehr alt und geehrt ⁽⁴⁾; vom ersten Range und Adel in dem Theile Italiens, wo sie sich aufhielt; vom Ritterstande ⁽⁵⁾, seit sie an Roms Freiheit Theil nahm.

U 2

Einige

(¹) Ep. fam. 16. 16. — (²) Siehe Plutarchs Leben des Cicero. — (³) Regia progenies et Tullo sanguis ab alto. Sil. Ital. — (⁴) De Leg. 2 1, 2. — (⁵) Die Dignitas equestris, oder der Stand des römischen Volkes, den wir gewöhnlich den Ritterstand nennen, hatte mit seinem neuen Ritterorden irgend etwas ähnliches. Er gründete sich ganz auf den Censur, oder auf die Schätzung des Vermögens, die alle fünf Jahre von den Censoren beim Lustrum, oder bei der allgemeinen Musterung des Volkes festgestellt wurde. Hier wurden alle die Bürger, deren Vermögen sich auf den Werth von vierhundert Sesterzia: das heißt, auf 16666 Thaler 16 Groschen nach deutscher Kurantmünze) belief, in die Liste der Equites oder Ritter geschrieben. Sie waren ein Mittelstand zwischen dem Senat

Einige haben die Bemerkung gemacht, Cicero spreche deswegen von dem Glanze seiner Familie so wenig, damit er selbst, als der Urheber desselben erscheine; und er suche seine königliche Abkunft zu verbergen, weil das Volk den Namen eines Königs haßte, und seine Feinde ihn bisweilen diesen verhaßten Namen vorwarfen ⁽¹⁰⁾. Dies sind eingebildete Vermuthungen; denn, so oft Cicero Gelegenheit hatte, des Charakters und des Standes seiner Vorfahren zu gedenken, so oft spricht er mit großer Freimüthigkeit von ihnen. Er erklärt, daß sie mit ihren väterlichen Gütern und mit den Privatehrenstellen ihrer Vaterstadt zufrieden, sich um die Ehre, auf der Bühne der öffentlichen Geschäfte zu Rom zu erscheinen, nicht bewarben. In einer Rede, die er bei seiner Beförderung zum Consulat vor dem Volke hielt, sagt er: „Ich habe keine Ursache, das Lob meiner Vorfahren vor die-

ser

nat und dem gemeinen Volke; sie hatten aber kein anderes auszeichnendes Vorrecht, als das, einen goldenen Ring, das besondre Zeichen ihres Standes, tragen zu dürfen. (Liv. 23. 12. Plin. Hist. Nat. 33. 1.) Der Censur, oder der Vermögensstand eines Senators mußte doppelt so groß seyn, als der eines Ritters. Ziel ihr Vermögen unter diese Lare, so verloren sie ihren Rang, und wurden von den Censoren aus der Liste ausgestrichen.

Si quadringentis sex septem millia defunt
Plebs eris —

Hor. Ep. 1. 1. 57.

Zum Ritterstande gehörte also der ganze Provinzialadel, der höhere und der niedrigere, der noch nicht zum Senat gelangt war.

(11) Siehe Sebast. Corrad. Quaestura. p. 43. 44.

fer Versammlung zu erheben; nicht weil sie schlechter waren als ich, ihr Nachkomme und Zögling; nein, weil sie, entfernt vom Zusauchzen des Volks, der Glanz der Ehrenstellen, die ihr gewöhret, nicht umstrahlte ⁽¹¹⁾. „ Eben daher wird er auch so oft ein neuer Mann genannt; nicht, weil seine Familie neu und unedel war, sondern, weil er der erste derselben war, der sich um öffentliche Aemter des Staates bewarb, und sie erhielt.

Sein Geburtsort war Arpinum; ehemals eine samnitische Stadt, jetzt ein Theil des Königreiches Neapel. Sie hatte nach ihrer Unterwerfung das Bürgerrecht von Rom erlangt, und war dem cornelischen Tribus einverleibet. Sie hatte auch die Ehre, die Vaterstadt des großen C. Marius zu seyn; Pompejus erklärte daher einst in einer öffentlichen Rede, „ daß Rom dieser Einverleibung zwei Bürger verdanke, die es, beide nach ihren Verhältnissen, vom Untergange retteten ⁽¹²⁾. Arpinum verdient also mit Recht einen Platz in dem Andenken der Nachwelt, da hier zwei so würdige Männer das Leben erhielten, die das Vorbild des wahren Ruhmes waren, dessen Charaktere Plinius schildert, „ weil sie thaten, was aufgeschrieben zu werden verdiente; weil sie schrieben, was gelesen zu werden werth war; und weil sie die Welt dadurch glücklicher und besser machten, daß sie in ihr gelebt hatten “ ⁽¹³⁾.

(¹¹) De lege Agrar. con. Rull. ad Quirites, 1. 1.

(¹²) De Legib. 2. 3. Valer. Maxim. 2. 2. (¹³) Plin. Ep.

Die Gegend von Arpinum war wild und bergig; Cicero wendete Homers Schilderung von Ithaka auf sie an:

— ἄγχι δὲ ἄγχι νεογέγονος

— felsicht, doch tapferer Helden Erzeugnin (*).

Der Familiensitz lag ohngefähr drei Meilen von der Stadt, in einer sehr angenehmen Gegend, und war der Natur des Klima ganz angemessen. Er war mit Wäldern und schattichten Alleen umgeben, die von dem Hause zu einem Flusse, Fibrenus genannt, führten, der sich in zwei Arme theilte, und eine kleine Insel einschloß, die mit Bäumen und einer Säulenhäube bedeckt war, wo man im Stillen nachdenken, oder den Körper üben konnte. Hierher begab sich Cicero gewöhnlich, wenn er ein wichtiges Werk unter den Händen hatte. Der klare schnelle Fluß, der über ein steinichtes Bett rauschte; sein schattiges grünendes Ufer, mit hohen Pappeln bewachsen; die vorzügliche Kälte seines Wassers; und vor allen sein Herabfallen von einer kleinen Anhöhe in den größern Fluß Liris, etwas unterhalb der Insel — dies alles giebt uns das Bild einer schönen Scene, die Cicero oft selber schildert. Als Atticus dies Landhaus zum erstenmal sah, besauberte es ihn ganz, er wunderte sich, warum es Cicero nicht allen seinen übrigen vorzöge, und betheuerte, daß er die studierte Pracht, die marmornen Gemäuer, die künstlichen Kanäle und Flüsse der hochgepriesnen Willen Italiens gegen die natürliche

(*) Ad Am. 2. XI. Odyss. 9. 27.

türliche Schönheit dieses Ortes verachte ⁽¹¹⁾. Das Haus war, wie Cicero sagt, zu seines Großvaters Zeiten klein und niedrig, wie das sabinische Landhaus des alten Curius; sein Vater aber verschönernte und vergrößerte es zu einer hübschen geräumigen Wohnung.

Der beste Beweis von der Schönheit dieser Gegend ist der, daß ein Kloster, die Villa des heiligen Dominicus, dort erbauet ist ⁽¹²⁾. Welch eine Veränderung! Ciceros Portikus in Mönchszellen verwandelt! Der Wohnsitz der feinsten Vernunft des Wises und der Gelehrsamkeit, in den Auserhalt des Aberglaubens, der Scheinheiligkeit und Schwärmerei! Welche Freude muß es diesen Dominikaner, Inquisitoren seyn, daß sie die zertrümmerte Wohnung eines Mannes zertreten können, dessen Schriften ein großes Werkzeug waren, ihrer unermüdeten Thätigkeit, die Welt in Sklavensesseln zu legen, entgegen zu arbeiten, weil sie das Licht der Vernunft und Freiheit verbreiteten!

Weil Cicero der Erstgeborne in der Familie war, so erhielt er, der Gewohnheit gemäß, den Namen seines Vaters und Großvaters, Marcus. Dieser Name war der eigne Name einer Person, wie bei uns der Taufname; er wurde auch mit einer Feierlichkeit, die der Taufe ähnlich ist, am neunten Tage, am Tage der Lustration, oder Reinigung ertheilt ⁽¹³⁾. Das Kind wurde von den

A 4

Freunds

(¹¹) De legib. 2. 1. 2. 3. (¹²) Leand. Alberti descriptione d'Italia, p. 287. (¹³) Macrob. Saturn. 1. 16.

Freunden und Verwandten der Familie in den Tempel begleitet, und vor dem Altar der Götter einer Schuttgöttheit empfohlen.

Tullius war sein Familienname. In der alten Sprache bedeutete er Ströme, oder Wasserleitungen; er war also wahrscheinlich von der Wohnung des Stammhauses, am Zusammenfluß zweier Flüsse, abgeleitet ⁽¹⁸⁾.

Der dritte Name wurde gewöhnlich von einer merkwürdigen Handlung, Eigenschaft, oder von einem Zufall hergenommen, und zeichnete den Stifter, oder die Hauptperson einer Familie aus. Plutarch meint, Ciceros Zuname bedeute eine Warze, die einer seiner Vorfahren an der Nase hatte, und wie eine Erbse, die bei den Römern Eier heist ⁽¹⁹⁾, ausfah. Plinius bemerkt mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, daß alle die Namen, die auf irgend eine Frucht Bezug hätten, als Fabius, Lentulus, u. s. w., ihren Besitzern deswegen ertheilt worden wären, weil sie den Anbau dieser Gattung von Früchten vorzüglich in Ausnahme gebracht hätten ⁽²⁰⁾. So wie also der Name Tullius von der Lage des Landhauses abgeleitet war, so war auch der Name Cicero von dem Erbsenbau entlehnt. Diese Ableitung scheint mir die wahrschijnlijkste, weil der Ackerbau in den Augen der alten

⁽¹⁸⁾ Pompejus Festus in voce Tullius. ⁽¹⁹⁾ Einige Künstler sind hierdurch zu dem Versehen verleitet worden, die Erbse an Ciceros Nase anzubringen. Sie bedachten nicht, daß er nur den Namen, nicht die Erbse erbt. ⁽²⁰⁾ Hist. Nat. 18. 3. 1.

alten Römer das edelste Geschäft war, und die Tribus, die sich auf dem Lande auf ihren Landgütern aufhielten, am mehesten geehrt wurden. Diese Frucht, von der Cicero den Namen erhielt, war zu jeder Zeit der Republik ein großes Bedürfnis des gemeinern Volkes; sie gehörte zu den gewöhnlichsten Schenkungen, welche die Armen von den Reichen erhielten, und war auch in Theatern und Straßen bereits geröstet oder gekocht zu haben ⁽²²⁾.

Als Cicero geboren wurde, lebte sein Großvater noch, und aus den Winken, die uns von ihm gegeben werden, scheint es, daß er ein Geschäftsmann war, der sich für seine Vaterstadt sehr interessirte ⁽²²⁾. Er war das Haupt einer Parthei in Arpinum, und widersezte sich einem unruhigen eifrigen Manne, seinem Schwager M. Gratidius, der ein populäres Gesetz einführen wollte, dem zufolge die Stadt alle Geschäfte durch Ballotiren verrichten sollte. Die Sache kam vor den Consul Scaurus; der alte Cicero benahm sich so gut dabei, daß ihm der Consul das Compliment machte, „er wünsche, daß ein Mann von seinem Geiste und seiner Rechtschaffenheit, auf dem großen Schauplatz der Republik auftreten, und seine Talente nicht in die enge Sphäre einer Municipalstadt einschließen möchte ⁽²³⁾.“ Es wird noch von diesem alten Manne folgender Ausspruch erzählt, „Die Männer seiner Zeit gleichen den syrischen Sklaven; je mehr

(22) Hor. Sat. 1. 2. 3. 182.

(23) De Legib. 2., 2.

(24) Ibid. 3. 16.

Griechisch sie verstanden, desto größere Sklaven wären sie ⁽²⁴⁾. „Hieran erkennen wir ganz den alten Patrioten, der streng gegen die Einführung fremder Künste und Wissenschaften war, und sie für sittenverderbend hielt. Dieser Großvater hatte zwei Söhne; Marcus hieß der ältere, unseres Ciceros Vater; und Lucius der jüngere, ein Freund des berühmten Redners M. Antonius, den er auch zu seiner Gouvernörstelle nach Cilicien begleitete ⁽²⁵⁾. Er hinterließ einen Sohn, Lucius, dessen Cicero oft mit Wärme, als eines Jünglings von vorztrefflichen Tugenden und Fähigkeiten erwähnt ⁽²⁶⁾.

Ciceros Vater, Marcus, war ein kluger, gelehrter Mann, der sich durch seine Verdienste den vornehmsten Magisträten der Republik, besonders dem Cato, L. Crassus und L. Cäsar empfohlen hatte ⁽²⁷⁾. Weil sein Körperbau sehr schwächlich war, so lebte er fast immer zu Arpinum in einer angenehmen Einsamkeit, und beschäftigte sich mit den schönen Wissenschaften ⁽²⁸⁾.

Ms

(²⁴) Ein großer Theil der Sklaven in Rom waren Sorianer; denn die cilicischen Seeräuber, die um die Küsten von Sorien kreuzten, brachten alle Gefangne nach Delos zum Verkauf; hier verkauften sie dieselben an die Griechen, durch deren Hände sie gewöhnlich nach Rom kamen. Diese Sklaven, die also eine lange Zeit bei ihren griechischen Herren gedient hatten, und folglich am besten Griechisch sprachen, waren alle in den kleinen Intriguen und Liden, welche die Sklaverei ganz natürlich lehret, am erfahrensten. Der alte Cicero suchte, wie Cato der Censor, die Ursache hiervon in den Künsten und Sitten der Griechen. Sieh Adv. Turnebus in locos Ciceron.

(²⁵) De Orat. 2. 1. (²⁶) De Finib. 5. 1. ad Att. 1. 5.

(²⁷) Ep. fam. 7. 1. de Orat. 2. 1. (²⁸) De Legib. 2. 1.

Als er Söhne bekam, ließ er es sich angelegen seyn, ihnen die beste Erziehung, die ein Römer erhalten konnte, geben zu lassen. Er machte sich Hoffnung, daß er dadurch den Ehrtrieb in ihnen erwecken würde, die Gleichgültigkeit der Familie abzulegen, und nach den Ehrenstellen des Staates zu streben. Sie wurden mit ihren Vätern, den jungen *Aculeos*, nach einer Methode, die ein Mann von der ersten Würde und der vorzüglichsten Beredsamkeit in Rom, L. Crassus, gut hieß, und unter seiner Aufsicht von Lehrern, die ihn selbst gebildet hatten, erzogen ⁽²⁹⁾. Unter allen Nationen trugen die Römer die genaueste Sorge für die Erziehung ihrer Kinder. Ihre Aufmerksamkeit auf dieses Geschäft begann mit dem Augenblick der Geburt eines Kindes. Es wurde so gleich der Aufsicht einer Frau von unbescholtenem Charakter anvertraut, die seine ersten Versuche, zu handeln und zu sprechen, lenken sollte; die über seine wachsenden Leidenschaften wachte, und sie auf die rechten Gegenstände führte; die auf seine Spiele achtete, daß sich nichts Unbescheidenes und Unschickliches in sie einmische; und die dahin sah, daß das Herz in seiner Unschuld blieb, und nicht durch einen Geschmak an falschen Vergnügungen verderbt werde, daß das Kind ung Hindert allem nachhängen konnte, was lobenswerth ist, und seine ganze Kraft an die Geschäfte anwendete, in denen es einst sich auszeichnen wünschte ⁽³⁰⁾.

Einige

(29) De Orat. 2. 1. (30) Tacit. Dial. de Oratorib. 28.

Einige alte Erzieher waren der Meinung, daß Kinder von dem siebenden Jahre keinen wissenschaftlichen Unterricht erhalten sollten; aber die scharfsinnigern rietten, daß man keine Zeit der Bildung ungenutzt lassen, und die literarische Erziehung mit der moralischen verbinden solle; daß die Kinder nur drei Jahre lang unter der Aufsicht der Amme bleiben, und so, wie sie anfangen zu sprechen, auch zu lernen anfangen müßten ⁽³¹⁾. Man hielt es für etwas sehr wichtiges, welchen Dialekt sie zuerst im väterlichen Hause hörten, und wie nicht nur die Amme, sondern auch der Vater und die Mutter redeten; denn der Grund zu einer reinen oder verdorbenen Aussprache wird natürlich in den ersten Kinderjahren gelegt. So glaubte man, daß die beiden Bräuer die Eleganz ihrer Sprache, durch die sie so berühmt waren, ihrer Mutter, Cornelia, einer Dame von vieler Kultur, deren Briefe noch lange nach dem Aussterben ihrer reinen Sprache gelesen und bewundert wurden, verdankten ⁽³²⁾. Dies war wahrscheinlich ein Theil der häuslichen Erziehung, deren Cicero genoss, und von der er so oft spricht. Als er nun einen höhern Unterricht fassen konnte, brachte ihn sein Vater nach Rom, wo er ein eignes Haus hatte ⁽³³⁾, und schickte

(31) Quintil. l. 1. (32) Ibid. in Brut. p. 319. ed. Sehaft. Corradi. (33) Dies ist noch ein Beweis für den Wohlstand seiner Familie; denn die Miete, die ein anständiges Haus in Rom, das in einer guten Gegend lag, und von einer Ritterfamilie bewohnt werden konnte, einmahl, belief sich jährlich auf zweihundert Pfund Sterling.

schickte ihn zu einem berühmten griechischen Lehrer in eine öffentliche Schule. Man glaubte, diese Art der Erziehung sey die beste für den Jüngling, der einst in öffentlichen Geschäften auftreten sollte; und der also, wie Quintilian bemerkt, so erzogen seyn mußte, daß er den Anblick der Menschen nicht scheuete. In der Einsamkeit aber würde ein Jüngling schwerlich die Kunst erlernen, der er bedarf, wenn er vor dem Volke auftreten soll ⁽³⁴⁾. Hier gab Cicero die ersten Beweise der glänzenden Fähigkeiten, die ihn nachher berühmt machten; und seine Schulkameraden brachten solche Erzählungen von seiner außerordentlichen Fertigkeit im Lernen mit nach Hause, daß ihre Eltern oft Lust bekamen, die Schule zu besuchen, um einen Jüngling von solchen bewunderungswürdigen Talenten kennen zu lernen ⁽³⁵⁾.

Um diese Zeit eröffnete Plautius, ein berühmter Rhetoriker, zuerst eine lateinische Schule der Beredsamkeit in Rom, und hatte großen Zulauf ⁽³⁶⁾. Der junge Cicero wünschte sehr, sein Schüler zu werden, aber die Gelehrten widerriethen es ihm, denn sie hielten die griechischen Lehrer für weit geschickter, einen Jüngling für die Rednerbühne, wozu Cicero bestimmt war, zu bilden. Quintilian billigt diese Methode, mit dem Griechischen anzufangen, sehr, weil die Fertigkeit im Lateinischen von selber kommen würde, und es der Natur an-
ges

(³⁴) L. 1. 2. (³⁵) Plutarch in Ciceros Leben.

(³⁶) Sueton. de claris rhetoribus, c. 2.

gemessen scheine, daß man bei der Quelle, von woaus alle römische Gelehrsamkeit geschöpft sey, den Anfang mache. „Doch diese Regel,“ setzt er hinzu, „muß mit einer Einschränkung angewendet werden; denn man muß eine fremde Sprache nie so mißbrauchen, daß man seine eigne darsüber vernachlässiget, und sich etwa einen fremden Akzent und eine falsche Aussprache angewöhnt“⁽³⁷⁾. „

Ciceros Vater wurde durch den vielversprechenden Geist seines Sohnes aufgemuntert, weder Kosten noch Mühe zu sparen, und ihn durch die geschicktesten Lehrer bilden zu lassen. Ausser den andern Lehrern seiner frühen Jugend, gab er ihn auch unter die Aufsicht des Dichters Archias, der mit einem großen Rufe in der Gelehrsamkeit und Dichtkunst nach Rom kam, und in Lucullus Haus aufgenommen wurde, als Cicero ohngefähr fünf Jahre alt war⁽³⁸⁾. Die angesehensten Römer pflegten damals die berühmtesten Gelehrten und Philosophen Griechenlands in ihre Häuser aufzunehmen, und ihnen die Freiheit zu geben, Schulen zu halten, und sammt ihren Kindern auch andere Jünglinge von Stande zu unterrichten. Unter diesem Lehrer widmete sich Cicero der Dichtkunst, wozu er natürliche Anlagen hatte, und machte solche Fortschritte, daß er schon als Knabe ein Gedicht, Glaucus Pontius betitelt, bekannt machte, das noch zu Plutarchs Zeit vorhanden war⁽³⁹⁾.

Nach

(37) L. I. 1. (38) Pro Archia. I. 3. (39) Plutarch. — Dieser Glaucus war ein Fischer aus Anthedon in Boeotien.

Nach Vollendung dieser jugendlichen Studien, war es Sitte, daß die jungen Römer das Knabensgewand mit dem Männer- oder Bürgerkleide vertauschten. Dies brachte dem jungen Manne viel Freude, denn er erhielt dadurch mehr Freiheit, und entzog sich der strengern Gewalt seiner Aufseher ⁽⁴⁰⁾.

Er wurde zu gleicher Zeit in das Forum eingeführt, den großen Platz der Stadt, wo sich das Volk versammelte, die Magisträte von der Rednersbühne zu ihm sprachen, und wo alle öffentliche Geschäfte und gerichtliche Prozesse abgethan wurden. Hier war die große Schule der Geschäfte und der Beredsamkeit; die Szene, auf der alle Geschäfte des Reiches beschlossen wurden, und wo der Jüngling den Grund seiner Hoffnungen und seines Glückes legte. Er wurde hier mit vieler Feierlichkeit, von allen Freunden und Klienten der Familie begleitet, eingeführt. Wenn die heilige Weihe auf dem Capitole vollzogen war, so wurde er dem besondern Schutze eines angesehenen Senator, der durch seine Beredsamkeit und Kenntniß der Gesetze berühmt war, empfohlen, um durch seinen Rath geschickt zu werden, bürgerliche Geschäfte zu führen, und sich nach seinem Vorbilde zum nützlichen

ten. Als er ein gewisses Kraut gegessen hatte, sprang er in die See, und ward ein Meeresthierge. Der Drak wurde nachher Glaucus, Sprung genannt; Es war hier ein allen Schiffen sehr bekanntes Orakel des Vortres. Aeschylus nahm den Stoff einer Tragödie von dieser Erzählung. Pausan. Boeot. c. 22. Strabo p. 621 (405). ⁽⁴⁰⁾ Pers. Sat. 5. 20.

lichen Mitgliebe und Magistrat der Republik zu bilden.

Die Schriftsteller sind über die Zeit nicht einig, wann der junge Römer das männliche Gewand anzulegen pflegte. Am wahrscheinlichsten ist es, daß es in den ersten Zeiten der Republik nie vor dem siebenzehnten Jahre geschah; als aber die alte Zucht nachzulassen anfing, da setzten die Eltern, aus Nachsicht gegen ihre Kinder, diese Zeit der Freude um ein Jahr früher an, und gaben ihnen das Bürgerkleid im sechzehnten Jahre. So war es zu Ciceros Zeit. Unter den Kaisern erhielten es die Großen, oder ihre eignen Verwandten, nach Willkür zu jeder Zeit; so empfing es Nero vom Claudius, als er eben in sein vierzehntes Jahr trat; und Tacitus bemerkt, daß es ihm vor der gewöhnlichen Zeit gegeben sey ⁽⁴⁰⁾.

Als nun Cicero auf die Art in das Forum eingeführt war, wurde er der Fürsorge des Augur Q. Mucius Scävola übergeben, des ersten Rechtsgelehrten und Staatsmannes seiner Zeit, der alle Ämter der Republik mit dem vorzüglichsten Rufe der Ehrlichkeit, verwaltet hatte, und nun sehr alt war. Cicero wich nie von seiner Seite, sondern schloß alle die merkwürdigen Reden in sein Gedächtniß, so wie die Regeln der Klugheit für sein künftiges Betragen, die der Greis ihm mittheilte ⁽⁴¹⁾. Nach Scävolas Tode wendete er sich an einen andern

(40) Ann. 12. 41. Vid. Norris, Cenotaph. Pisan. Dissert. 2. c. 4. it. Sueton. August. 3. et notas Pittisci.

(41) De Amicit. 1.

bern Mann aus derselben Familie, an den Oberprieſter Scävola, der eben ſo rechtſchaffnen Charakters und eben ſo erfahren in den Rechten war. Zwar machte er kein Geſchäfte daraus, die Rechte zu lehren, gab aber allen jungen Lernenden, die ihn befragten, ſehr gern ſeinen Rath ⁽⁴³⁾.

Unter dieſen Lehrern erwarb ſich Cicero eine vollkommne Kenntniß der Rechte ſeines Vaterlands; eine nützliche Grundlage für alle diejenigen, die ſich in öffentliche Geſchäfte einlaſſen wollten. Man hielt ſie in Rom für ſo wichtig, daß die Knaben ſchon in der Schule die zwölf Tafeln, ſo, wie ihre Dichter und klaſſiſchen Schriftſteller, auswendig lernen mußten ⁽⁴⁴⁾. Cicero gab ſich in dieſer Wiſſenſchaft ſo viel Mühe, war mit den verwickelteſten Theilen derſelben ſo bekannt, daß er fähig war, mit den größten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit über jeden Punkt zu diſputiren ⁽⁴⁵⁾. Als er einſt gegen ſeinen Freund C. Sulpicius eine Rechtſache vertheidigte, ſagte er aus Scherz, was er wohl hätte wahr machen können, daß er ſich, wenn er ihn dazu reizen würde, in drei Tagen für einen Rechtsgelehrten erklären wolle ⁽⁴⁶⁾.

Rechtsgelehrſamkeit, Waffen und Beredsamkeit, waren die beſten Empfehlungen zu den erſten Ehrenſtellen der Republik ⁽⁴⁷⁾; ſie waren daher das erbliche

(43) Brut. p. 89. ed. Seb. Corrad. (44) De Legib. 2. 23.

(45) Ep. fam. 7. 22. (46) Pro Murena 13. (47) Ibid. 14.

erbliche Eigenthum einiger der edelsten Familien in Rom ⁽⁴⁸⁾, die ihren Rath jedem, der ihn verlangte, umsonst erteilten, und sich dadurch sowohl die Gunst und Abhängigkeit ihrer Mitbürger bewürkten, als auch großen Einfluß auf alle Staatsgeschäfte verschafften. Diese alten Senatoren, die ihrer Weisheit und Erfahrung wegen ehrwürdig waren, pflegten alle Morgen auf dem Forum auf und nieder zu gehen, zum Zeichen, daß sie sich allen, die sie sowohl in Rechtsfällen, als in Privat- und häuslichen Angelegenheiten um Rath fragen wollten, freiwillig anböten ⁽⁴⁹⁾. In späteren Zeiten saßen sie zu Hause bei offenen Thüren, auf einem Throne oder erhabnen Sitze, wie die Beichtväter in auswärtigen Kirchen, und gaben Jedermann Gehör. Dies thaten auch die beiden Scävola, vorzüglich der Jugur, dessen Haus das Drakel der Stadt genannt wurde ⁽⁵⁰⁾. Als er schon von Alter und Schwächen bedrückt war, gab er doch noch im Marischen Kriege jedem Bürger alle Tage, sobald der Morgen anbrach, Gehör, und keiner fand ihn während des ganzen Krieges im Bette ⁽⁵¹⁾.

Das Vermögen einzelner Bürger zu berechnen, war nicht das Ziel, nach dem Cicero strebte, seine Absichten gingen weiter hinaus. Die Kenntniß der Rechte war nur eine Eigenschaft des Charakters,

(48) Off. 1. 32. 2. 19.

(49) De Orat. 3. 33.

(50) Ibid. 1. 45.

(51) Philip. 8. 10.

ters, zu dem er hinielte, des Charakters eines allgemeinen Beschüßers, nicht nur des Vermögens, sondern auch des Lebens und der Freiheit seiner Mitbürger. Dies waren die wahren Eigenschaften eines Redners oder Sachwalters, der, seiner Bestimmung nach, über jede Sache, die ihm vorgebracht wurde, passend, elegant und wortreich mußte reden können. Seine Kunst schloß also alle andern freien Künste und Wissenschaften in sich, und konnte nicht zu einiger Vollkommenheit gebracht werden, ohne eine gründliche Kenntniß alles dessen, was groß und lobenswürdig in der Welt ist. So dachte Cicero selbst über das Geschäft, dem er sich widmete ⁽¹²⁾. Sein erstes Streben war also, einen Grund zu legen, auf dem er diesen wichtigen Charakter bauen könnte; als er also die Rechte unter den Scävolas studierte, so widmete er auch einen großen Theil seiner Zeit dazu, Schauspiele und öffentliche Reden der Magisträte anzuhören, und ließ keinen Tag vergehen, ohne zu Hause etwas gelesen und geschrieben, und Noten und Erläuterungen zu dem Gelesenen hinzugefügt zu haben. Er liebte schon in seiner frühen Jugend eine Übung, die schon große Redner vor ihm empfohlen hatten; eine Anzahl Verse eines berühmten Dichters, oder einen Theil einer Rede, so aufmerksam überzulesen, daß er den Inhalt im Gedächtnisse auffaßte, und dann dieselben Gedanken

B 2

mit

(12) De Orat. 1. 5. 6. 13. 16.

mit verschiednen Worten, und zwar mit den elegantesten, die ihm einfielen, wieder vorzutragen. Er wurde dieser Uebung bald überdrüssig, weil er bemerkte, daß seine Vorgänger bereits die passendsten Ausdrücke gebraucht hatten; brauchte er also dieselbigen, so nützte es ihm nichts, brauchte er andere, so schadete es ihm, weil er sich an schlechtere Worte gewöhnte. Er unternahm also ein fruchtbringenderes Geschäft; er überlegte die aus-
gesuchtesten Reden der besten griechischen Redner ins Lateinische. Dies gab ihm Gelegenheit, die besten und feinsten Ausdrücke seiner eignen Sprache zu bemerken und anzuwenden, und sie zugleich mit neuen zu bereichern, die er nachahmte, oder aus dem Griechischen entlehnte⁽⁵³⁾. Er verabsäumte auch keinesweges die Dichtkunst; er überlegte Aratus Gedicht über die Phänomene in lateinische Verse, wovon sich noch Fragmente erhalten haben; auch schrieb er ein originelles Heldengedicht, zu Ehren seines Landsmannes C. Marius. Atticus bewunderte es, und las es oft; und der alte Scävola war so entzückt darüber, daß er in einem Epigram, welches er auf dies Gedicht gemacht zu haben scheint, erklärte, daß es so lange dauern würde, als der römische Name und die römische Gelehrsamkeit⁽⁵⁴⁾. Wir haben noch eine Probe davon übrig, eine Schilderung eines merkwürdigen Anzeichens, das Marius bei einer Eiche ohnweit Arpinum erhielt.
Der

(53) De Orator. I. 34.

(54) De Leg. I. 1.

Der Geist und die Schönheit dieses Bruchstückes beweiset, daß Cicero ein nicht geringeres Talent zu einem Dichter, als zum Redner besaß, wenn er es mit gleichem Fleiße ausgebildet hätte⁽⁵⁵⁾. Er schrieb ferner ein anderes Gedicht, Limon genannt; von diesem hat uns Donatus in Terenz Leben vier Verse zum Nachruhm der Eleganz und Reinheit des poetischen Stiles aufbewahrt⁽⁵⁶⁾. Während sich Cicero diesen jugendlichen Uebungen zur Ausbildung seiner Erfindungskraft beschäftigte, studierte er auch mit gleichem Eifer die Philosophie, um seinen Verstand und Scharfsinn zu erweitern. Unter andern Lehrern liebte er vorzüglich damals den Epikureer Phädrus; sobald er aber mehrere Erfahrungen gemacht, und eine richtigere Urtheilskraft erhalten hatte, verließ er die Grundsätze dieser Sekte ganz, und mißbilligte sie inmer; doch behielt er stets eine besondre Achtung für jenen Philosophen, wegen seiner Gelehrsamkeit, Menschenliebe und Gefälligkeit⁽⁵⁷⁾.

B 3.

Zweites.

(55) De Divin. 1. 47.

(56) Wir kennen weder den Inhalt dieses Gedichtes, noch die Bedeutung des Namens, der wahrscheinlich eben den Sinn in sich schloß, als das griechische Wort *Λυμὸν*, welches anzeigt, daß das Gedicht, gleich einer Wiese oder einem Garten, verschiedene Phantasien und Blumen enthalte. Die Griechen, sagt Plinius, gaben ihren Büchern gern solche Titel, als *Μετέωρα*, *Ἐξορίων*, *Ἀνέμω*, u. s. w. (Siehe Paet. Hist. Nat.) Pamphilus der Grammatiker gab ein *Λυμὸν*, oder vermischte Aufsätze heraus. Siehe Suidas in Pamphil.

(57) Ep. fam. 13. 2.

Zweites Kapitel.

Ausbruch des italienischen Krieges. — Cicero macht den Feldzug als Freiwilliger mit. — Marius und Sulla kommandiren Armeen. — Die Bundesgenossen erhalten das Bürgerrecht. — Mithridates Eroberungen. — Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla. — Marius Charakter. — Sulla siegt über Mithridates und seine einheimischen Feinde. — Proscriptionen. — Cicero bildet seine Rednertalente von neuem.

J. d. St. 663. Rom's Friede wurde jetzt durch einen bürgerlichen Krieg, den die Schriftsteller den italienischen, den Bundesgenossen; oder den marsischen Krieg nennen, gestört. Ein Bund der vornehmsten Städte Italiens, die ihre Forderung des römischen Bürgerrechtes gütig machen wollten, war die Ursache desselben. Der Tribun Drusus hatte es ihnen versprochen, verlor aber sein Leben darüber, als er über die Ausfertigung des Bürgerrechtes ein Gesetz durchsetzen wollte. Hierdurch zur Verzweiflung gebracht, entschlossen sie sich mit Gewalt zu erzwingen, was sie nicht durch Vermittelung erhalten konnten ⁽¹⁾. Sie bewiesen, daß es ungerecht sey, daß sie von den Rechten einer Stadt ausgeschlossen wären, die sie durch ihre Waffen aufrecht erhielten. In allen Kriegen Rom's hätten sie doppelt so viel Truppen hergegeben, als Rom selbst; sie hätten es auf den Gipfel der Größe erhoben, von dem es nun dafür verächtlich auf sie hers

(1) Philip. 13. 27.

herabblifte ⁽²⁾. Dieser Krieg wurde über zwei Jahre lang mit großer Hitze und abwechselndem Glücke von beiden Seiten geführt. Zwei römische Consuln wurden getödtet, und ihre Armeen oft geschlagen; bis endlich die Verbündeten auch durch öftern Verlust geschwächt, und durch allmähliche Desertion der Bundesgenossen selbst, gezwungen wurden, sich vor Rom's höhern Glücke zu beugen ⁽³⁾. Im Gewirr des Krieges unterblieben die Geschäfte des Forum; der größte Theil der Magistrate, so wie der Sachwalter, nahm an demselben persönlich Theil.

Hortensius, der blühendste junge Redner, diente im ersten Jahre des Krieges als Freiwilliger, und kommandirte schon im zweiten ein Regiment ⁽⁴⁾.

Auch Cicero nutzte die Gelegenheit, im Gefolge des Consul En. Pompejus Strabo, des Vaters Pompejus des Großen, einen Feldzug mit zu machen. Es war ein wesentlicher Theil der Erziehung des jungen Adels, die Kriegskunst durch den Dienst unter irgend einem berühmten und erfahrenen General zu lernen. In einem Staate, der ganz durch die Waffen emporgehoben und unterstützt war, gelangte man durch den Ruf der Tapferkeit am kürzesten zu den höchsten Ehrenstellen; und die ganze Einrichtung desselben war so, daß ein General selbst im Lager, ohne einige Erfahrung in den gebildeten Künsten, vorzüglich in der Kunst anges
B 4 n.hm

(*) Vell. Pat. 2. 13.

(') Flor. 3. 13.

() Brut. 425.

nehmen zu reden ⁽⁵⁾, nie Ansehen erlangen konnte; und der Mann, der sich den friedlichen und bürgerlichen Geschäften widmete, auch im Kriegsdienste gerübt seyn mußte, um einst Gouverneur einer Provinz und Kommendant der Armee werden zu können, zu welchen Stellen ein jeder einstmalen gelangte, wenn er die großen Heimter des Staates verwaltet hatte.

Auf diesem Feldzuge war Cicero bei einer Unterredung zwischen dem Consul Pompejus und dem Generale der Marsen, Vettius, der die Römer im vorhergehenden Jahre in einem blutigen Treffen, in dem auch der Consul Rutilius fiel, geschlagen hatte, zugegen ⁽⁶⁾. Sie wurde im Angesicht beider Lager mit vielem Anstande gehalten. Des Consuls Bruder, Sextus, der Vettius alter Freund war, kam von Rom, ihm den Vorschlag zu einer Verbindung zu thun. Als sie sich beim ersten Anblick über das unglückliche Ereigniß, daß sie sich an der Spitze zweier feindlichen Heere treffen mußten, beklagt hatten, und Sextus den General der Marsen fragte, ob er ihn Freund oder Feind nennen sollte, so antwortete Vettius: „Nenne mich deinen Freund aus Zuneigung, deinen Feind aus Noth ⁽⁷⁾.“ Ein Beweis, daß diese alten Helden so verfeinert bei ihren friedlichen Unterredungen, als kühn im Kampfe waren.

Marinus

(⁵) Pro Leg. Manil. 14. (⁶) Appian. bell. civ. p. 376.

(⁷) Phil. 12. 12.

Marius und Sylla dienten beide als Legaten des Consuls in diesem Kriege, und commandirten abgesonderte Armeen in verschiedenen Theilen Italiens. Marius that nichts, das seinem ehemaligen großen Namen und Ruhme entsprochen hätte; er war mit dem wachsenden Alter zu vorsichtig geworden, und nach so vielen Triumphen und Consulaten fürchtete er einen Wechsel des Glückes. Er führte daher den Krieg bloß vertheidigungsweise, und wollte lieber, wie einst Fabius, den Feind durch Vermeidung eines Treffens schwächen. Er war mit kleinen Vortheilen, die ihm das Glück in die Hand spielte, zufrieden, und vermied jeden Gegenverlust ^(*). Sylla hingegen war immer thätig und unternehmend; er hatte das Consulat noch nicht erlangt, und secht dafür, als wäre es im Angesicht seiner Mitbürger. Er zwang den Feind immer zu einem Treffen, und freute sich über jede Gelegenheit, bei der er seine Talente als Soldat zeigen, und Marius Ruf verdunkeln konnte. Seine Wünsche wurden erfüllt, er gewann beträchtliche Schlachten, er eroberte mehrere Städte durch Sturm, und ließ die campanische Stadt Stabä ganzlich schleifen ^(*). Cicero, der Syllas Armee scheint gefolgt zu seyn, weil bei ihr die vorzüglichsten Kriegsszenen vorkamen, und sie die beste Schule für einen jungen Freiwilligen war, erzählt uns ein Unters nehmen, von dem er Augenzeuge war, das mit

B 5

dem

(*) Florar. in Mar.

(*) Plut. in Sylla. Plin. H. N. 3. 5.

dem größten Muthe und Glücke ausgeführt wurde. Als Sylla in den Feldern von Nola vor seinem Zelte opferte, kroch eine Schlange von ohngefähr unter dem Fuße des Altars hervor. Der Haruspex Posthumius, der bei dem Opfer gegenwärtig war, erklärte es für ein glückliches Anzeigen, und foderte ihn auf, sein Heer sogleich gegen den Feind zu führen. Sylla nutzte diese Aufmunterung, rückte unverzüglich aus, und eroberte das feste Lager der Samniter unter der Mauer von Nola ⁽¹⁰⁾. Dieser Sieg war so glorreich, daß ihn Sylla nachher in einem Zimmer seiner rusculanischen Villa malen ließ ⁽¹¹⁾. Cicero war also bei der Armee nicht minder, als auf dem Forum beschäftigt, Bemerkungen einzusammeln; und hielt sich immer in der Nähe des Generals auf, damit keine merkwürdige Begebenheit seinem Auge entginge.

Beim Ausbruch dieses Krieges ertheilten die Römer allen den Städten, die ihnen treu blieben, das Bürgerrecht; und am Ende desselben, als schon dreimal hunderttausend Menschen das Leben verloren hatten, hielten sie zu ihrer eignen künftigen Sicherheit für gut, es allen übrigen zu geben. Dieser Schritt, den sie für den Grund eines dauernden Friedens ansahen, war, nach der Bemerkung scharfsinniger Schriftsteller, eine der Ursachen, die den Verfall der Republik beschleunigten. Die ungeheure Größe, zu der die Stadt hierdurch

anz

(10) De Div. 1. 33. 2. 30.

(11) Plin. H. N. 22. 6.

anwuchs, erzeugte viele neue Unordnungen, die sie nach und nach in Sittenverderbniß, und endlich ins Unglück stürzten. Die Disziplin der Gesetze, die für ein Volk eingerichtet waren, das innerhalb derselben Mauern wohnte, war zu schwach, den großen Staatskörper Italiens in Ordnung halten zu können; alle Geschäfte fiengen daher von dieser Zeit an, durch Parthenen und Gewaltthätigkeiten, und durch den Einfluß der Großen entschieden zu werden. Sie konnten ganze Städte von den entferntesten Gegenden Italiens für sich aufs Forum bringen; sie konnten eine Menge Sklaven und Ausländer unter dem Namen der Bürger für sich aufstellen; denn als die Namen und Personen wahrer Bürger nicht mehr unterschieden werden konnten, so konnte man auch nicht wissen, ob eine Sache der Ordnung gemäß durch die unverfälschte Stimme ablegung des Volkes durchgesetzt sey ⁽¹²⁾.

Kaum war der italienische Krieg geendet, als ein anderer ausbrach, der zwar in einer großen Entfernung von Rom, aber mit den meisten Schwierigkeiten und der größten Hitze geführt wurde. Mithridates, König von Pontus, ein kriegerischer und mächtiger Fürst, rastlosen Geistes, voll Ruhmbegier, mit Fähigkeiten, die den größten Plänen gemäß waren, verknüpft, sah alle seine Hoffnungen durch Roms Uebermacht vereitelt, und sich selbst in die engen Gränzen seines Erbreiches eingeschränkt;

et

(12) De l. grandeur des Romains etc. c. 9.

er brach daher auf einmal durch seine Schranken, überschwemmte, gleich einem reisenden Strome, Kleinasien, und ließ, bei kaltem Blute, an einem Tage achtzigtausend römische Bürger ermorden ⁽¹³⁾. Sein Heer war der Größe seines Unternehmens und dem unversöhnlichen Kriege angemessen, den er nun der Republik angekündigt hatte. Seine Flotte bestand aus mehr als vierhundert Schiffen, seine Armee aus zweihundert und funfzigtausend Mann Infanterie und funfzigtausend Reiter; alle völlig bewaffnet, und mit Bagage versehen, wie sie nur für ein so großes Korps nothig war ⁽¹⁴⁾.

Sylla, der nun zur Belohnung seiner neuen Dienste Consul geworden war, hatte die Provinz Asien und das Kommando gegen Mithridates gelosset ⁽¹⁵⁾. Der alte Marius aber, der über seines Nebenbuhlers wachsenden Ruhm neidisch war, und jede Gelegenheit nutzen wollte, durch die er Gewalt und Reichthum erwerben konnte, bewog einen berebten und beliebten Tribun, Sulpicius, dies Loos rückgängig zu machen, und ihm durch eine Volkswahl das Kommando zuzuspielen. Hierüber entstand ein großer Aufruhr zwischen den Patriziern, bei welchem des Consuls N. Pompejus Sohn, und Syllas Schwiegersohn ermordet wurden. Sylla war von ohngefähr abwesend, und legte die Unruhen bei, die kürzlich ohnweit Nola entstanden waren. Als er aber die Nachricht von diesem

(13) Pro leg. Manil. 3. (14) Appian. Bell. Mithridat.
init. p. 171. (15) Appian. Bell. Civil. 1. 1. 385.

diesem Aufstande hörte, eilte er mit seinen Legionen nach Rom, drang nach einigem Widerstande in die Stadt ein, und zwang Marius mit seinen Anhängern, sich durch eine schnelle Flucht zu retten. Dies war der Anfang des ersten, eigentlich sogenannten bürgerlichen Krieges, der sich je in Rom ereignete, das Beispiel und die Veranlassung aller nachfolgenden. Der Tribun Sulpicius wurde gefangen genommen und erschlagen; und Marius wurde so heftig verfolgt, daß er sich in dem Sumpfe bei Minturnum bis ans Kinn im Wasser verbergen mußte. Als er nach einer Weile entdeckt und herausgezogen wurde, rettete ihn das Mitleid der Einwohner der Stadt; sie erwärmten ihn wieder, reichten ihm Speisen, und rüsteten ihm ein Fahrzeug aus, mit dem er nach Afrika schiffen konnte ⁽¹⁶⁾.

Als Sylla die Ruhe in Rom wieder hergestellt, und zwölf seiner vornehmsten Feinde geächtet hatte, trat er seinen Feldzug gegen Mithridates an; aber kaum hatte er sich entfernt, als die bürgerlichen Unruhen von neuem zwischen den Consuln Cinna und Octavius ausbrachen. Cicero nennt diesen Krieg den Octavischen ⁽¹⁷⁾. Cinna versuchte alles wieder umzustossen, was Sylla eingerichtet hatte, wurde

(¹⁶) Pr. Plan. X. Diese Nachricht, die Cicero mehr als einmal von Marius Flucht zieht, macht es wahrscheinlich, daß die allgemeine Sage von dem gallischen Soldaten, der ins Gefängnis geschickt worden wäre, um ihn zu erwidern, von einem spätern Schriftsteller erfunden ist, der seine Erzählung tragischer und rührender machen wollte. (¹⁷) De Div. 1. 2. Philipp. 14. §.

wurde aber von seinem Kollegen, samt sechs Tribunen aus der Stadt vertrieben, und seines Amtes entsetzt. Cinna versammelte hierauf ein Heer, rief den Marius zurück, und beide zogen nun vereint als Feinde in Rom ein, und ließen mit schrecklicher Grausamkeit alle Freunde Syllas, ohne Rücksicht auf Alter, Würde und ehemalige Dienste, niederhauen. Unter den Ermordeten waren der Consul En. Octavius; die beiden Brüder L. Cäsar und C. Cäsar; P. Crassus und der Redner M. Antonius, dessen Kopf, wie Cicero erzählt, auf der Rednerbühne aufgestellt wurde, wo er sonst als Consul die Republik so standhaft vertheidigt, und die Köpfe so mancher Bürger gerettet hatte. Cicero beklagt (fast möchten wir sagen voraus ahnend) dies traurige Schicksal, das ihn einst selbst der Großsohn eben dieses Antonius erfahren ließ. Mit gleicher Grausamkeit wurde auch M. Catulus behandelt, ob er gleich Marius Gefehrte im Consulat und beim Siege über die Cimbern gewesen war. Als sich seine Freunde für sein Leben verwendeten, antwortete ihnen Marius nichts weiter, als, er muß sterben; er muß sterben; — er mußte sich also selbst das Leben nehmen ⁽¹⁸⁾. Cicero war ein Augenzeuge des merkwürdigen Einzuges seines Landsmannes Marius, der, wie er erzählt, in einem so hohen Alter keinesweges durch sein neuliches Unglück zu Boden geworfen war, so, daß er

(18) Tusc. Quæst. 5. 19. de Orat. 3. 3.

er vielmehr weit munterer und kraftvoller als je zu seyn schien, als er ihn dem Volke zur Entschuldigung der Grausamkeiten bei seiner Rückkehr erzählen hörte, was für Unglück er neulich erlitten, als er aus dem Lande, das er vom Untergange gerettet hatte, vertrieben ward; als alle seine Güter von seinen Feinden geplündert und zerstört wurden; als er seinen jungen Sohn mit ins Verderben gestürzt sah; als er beinah in den Sümpfen erstickte, und seine Rettung allein den Mithernensern verdankte; als er auf einem Boot nach Afrika fliehen, und denen zu Füßen fallen mußte, welchen er einst Königreiche verschenkte; und daß es nun, da er seine Würde und alles Uebrige, was er verloren hatte, wieder erhalten hätte, seine Sorge seyn würde, nie die Tugend und den Muth zu verschern, den er nie verloren hätte ⁽¹⁹⁾. — Als nun Marius und Cinna die Republik so in ihren Händen hatten, machten sie sich zu Consuln; aber Marius starb unerwartet, als er eben in seine neue Würde eingeweiht war, am dreizehnten Januar, im siebenzigsten Jahre seines Alters, der wahrscheinstichsten Nachricht zufolge an einem mit Eistestechen verbundenen Fieber ⁽²⁰⁾.

Marius

(19) Post. red. ad Quirit. g.

(20) Plutarch in Mar. Der berühmte Redner L. Crassus starb nicht lange vorher an derselben Krankheit. Sie machte also schon damals die gewöhnliche Krankheit seyn, wie sie es noch jetzt der Nachricht zufolge ist, die man mir in Rom davon gab. Die neuern Römer nennen sie *Puntura*, ein Ausdruck, der eben das zu bedeuten scheint, was das alte *percussus frigore*, welches eine plötzliche Verkältung auf eine Erhitzung bedeutet.

Marius war von niedriger Geburt; nur einige lassen ihn von einer Ritterfamilie abstammen. Er war ganz im Lager erzogen; hier lernte er die ersten Grundsätze der Kriegskunst unter dem größten Meister seiner Zeit, unter dem jüngern Scipio, der Carthago zerstörte. Als er in einem langen Dienste Muth und besonders Strenge und Beharrlichkeit in der Zucht bewies, gelangte er nach und nach zu allen Ehrenstellen in der Armee, und hatte den Ruf eines braven unverbesserlichen Soldaten. Seine dunkle Abkunft, die ihn beim Adel herabsetzte, machte ihn dem Volke desto beliebter. In allen Gefahren hielt es ihn für den einzigen Mann, dem es sowohl sein Leben und sein Glück, als das Roms mando eines gefährlichen Krieges anvertrauen könne; und er befreiete sie auch wirklich zweimal von dem fürchterlichsten auswärtigen Feinde, der ihnen gedrohte. Als Scipio Marius Talente zu einem Helden schon damals entdeckte, als er noch über einen kleinen Trupp das Kommando hatte, so verkündete er schon seine Größe voraus; denn als er von einigen seiner Offiziere, die zu Numantia bei ihm speißen, befragt wurde, wen die Republik, im Falle daß ihn ein Unglück träfe, zum General erwählen könnte; so antwortete er, „diesen Mann,“ und wies auf Marius, der am Ende der Tafel saß. Im Felde war er vorsichtig und fürsorgend; und da er immer die günstigsten Augenblicke zu einer Aktion abwartete, so gab er vor, daß er alle seine Maasregeln von den Augurn und Sehern entlehne. Er lieferte nie ein Treffen, bis er durch vorgebliche Ans

Anzeichen und göttliche Aufforderungen seinen Soldaten festes Vertrauen auf den Sieg eingeflößt hatte. Seine Feinde fürchteten ihn daher, als ein höheres Wesen, und sowohl Freunde als Feinde glaubten, daß er immer auf besondern Antriebe und auf Eingebung der Gottheit handle. Er hatte bloß als Soldat Verdienste; ohne alle Ausbildung verachtete er die Wissenschaften öffentlich. Arpinum hatte also das besondre Glück, daß hier der glorreichste Verächter und der berühmteste Verbesserer der römischen Künste und der Beredsamkeit geboren wurde. Marius hatte im Friedensgewande wenig Ansehen, und konnte sein Ansehen in der Stadt auf keine andere Weise behaupten, als wenn er die natürliche Eifersucht zwischen dem Senat und dem Volke anzündete. Als erklärter Feind der einen Parthei stellte er sich dann an die Spitze der andern, und brauchte ihre Gunst nicht zum allgemeinen Nutzen, denn er war kein patriotischer Staatsmann, sondern zur Beförderung seines Privatinteresses und seines Ruhmes. Kurz, er war schlaue, grausame, geizig und treulos; von einem Charakter und von Talenten, die im Kriege sehr brauchbar waren, aber ruhestörend und gefährlich im Frieden; ein unverzeihlicher Feind des Adels, der immer Gelegenheiten suchte ihn zu fränken, und bereit war, die Republik, die er gerettet hatte ⁽²¹⁾, seinem Ehrgeiz und seiner Rache auf-

(21) Durch seine Siege über die Cimbern.

aufzuopfern. Nachdem er sein Leben in auswärtigen und bürgerlichen Kriegen hingebracht hatte, starb er endlich auf seinem Bette im hohen Alter, in seinem siebenten Consulat; eine Ehre, die noch kein Römer vor ihm erreichte. Der Akademiker Cotta braucht sie unter andern als einen Beweis gegen das Daseyn einer Vorsehung ⁽²²⁾.

Die Geschäfte des Forum waren durch diese bürgerlichen Unruhen sehr unterbrochen. Einige der besten Redner waren getödtet, andere verbannt; Cicero war indessen immer bei den Reden der Magistrats, die die Rednerbühne betraten, zugegen. Er war jetzt ohngefähr ein und zwanzig Jahre alt, als er wahrscheinlich die rhetorischen Aufsätze schrieb, die er, seinem eignen Geständnisse nach, in seiner frühen Jugend ans Licht stellte; vielleicht die Abhandlung über die Erfindung, die wir noch besitzen. In seinem spätern Alter aber widerrief er diese Schrift, als seiner jugendlichen Urtheilskraft unwürdig, als das Werk eines Knaben, der einen Versuch machte, die Vorschriften, die er aus der Schule mitgebracht hatte, in Ordnung zu stellen ⁽²³⁾. Um dieselbige Zeit floh Philo, einer der berühmtesten Akademiker mit vielen andern angesehenen Atheniensern vor Mithridates Wuth, der Athen und die umliegenden

den

(22) Ueber Marius siehe Vell. Pat. 2. XI. Cic. pr. Balb. 20. Val. Max. 3. 15. Vell. Pat. 2. 12. Cic. in Cat. 4. N. Sallust. Bell. lug. 92. Val. Max. 22. Vell. Pat. 2. XI. Cic. de Nat. Deor. 3. 32.

(23) De Orat. 1. 2. Quintil. 1. 3. 6.

den Theile Griechenlands erobert hatte, nach Rom. Cicero wurde sogleich sein Schüler und entbrannte für seine Philosophie. Unter der Leitung eines solchen Lehrers, widmete er sich diesem Studium mit einem desto größern Eifer, da er zu fürchten Ursache hatte, daß die Geseze und die gerichtlichen Prozesse, auf denen er den Grund seines Ruhmes und seines Glückes aufzubauen gehofft hatte, durch fortdauernde bürgerliche Unruhen, gänzlich umgestürzt werden möchten ⁽²⁴⁾.

Aber Cinna's Parthei hatte in Rom alle Gegenswehr gehemmt, während Sylla in fernen Ländern mit dem Kriege gegen Mithridates beschäftigt war; und die öffentlichen Geschäfte begannen wieder in einem friedlichen Zwischenraume von drei Jahren ihren gewöhnlichen Lauf. Als Molo aus Rhodus, einer der größten Redner, von ohngefähr in dieser Zeit, nach Rom kam, so nutzte Cicero seinen Unterricht, und entbrannte wieder mit seinem ehemaligen Eifer für die Rednerkunst ⁽²⁵⁾. Der größte Sporn seines Fleißes war Hortensius Ruf und Glanz, der den ersten Rang als Redner behauptete. Das Lob dieses Mannes befeuerte sein Streben nach einem ähnlichen Ruhme so sehr, daß er weder Tag noch Nacht seine Uebungen unterbrach. Im Hause genoß er des Stoiker Diodotus Unterricht in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit, besonders in der Logik, die Zenon, wie Cicero bemerkt, eine gedrungne zusammengejogne Vortragsart

(24) Brut. 430.

(25) Ibid.

samkeit nannte: er, der auch der Beredsamkeit den Namen einer erweiterten Logik gab, und jene mit der geballten Faust, diese mit der flachen Hand verglich ⁽²⁶⁾. Alles Fleißes, den Cicero auf die Logik verwendete, ungeachtet, ließ er doch keinen Tag ohne einige Uebung in der Rednerkunst vorübergehen. Besonders übte er sich in der Deklamation in Gesellschaft seiner Mitschüler M. Piso und D. Pompejus, zweier Jünglinge vom Adel, etwas älter als er, mit denen er eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Sie deklamirten bisweilen Lateinisch, weit öfterer aber Griechisch; theils weil diese Sprache eine größere Mannichfaltigkeit eleganter Ausdrücke, und Gelegenheit sie im Lateinischen nachzuahmen und einzuführen, darbot; theils weil die griechischen Lehrer ihre Fehler nicht nachweisen konnten, wenn sie nicht in dieser Sprache deklamirten ⁽²⁷⁾.

Inzwischen verrichtete Sylla große Thaten; er hatte Mithridates aus Griechenland und Asien vertrieben, und ihn wieder auf sein eignes Reich eingekerkert; aber in Rom, wo Cinna die Oberhand hatte, ward er für einen Feind des Staates erklärt und seine Güter konfiszirt. Diese Beleidigung seiner Ehre und Verlust seines Vermögens, machte ihn ungeduldig, wieder zu Hause zu sehn, und sich an seinen Feinden zu rächen; er war also froh, daß er, bei allem seinem Glücke, den Krieg durch einen ehrenvollen Frieden endigen konnte. Der vornehmste Artikel desselben war, daß Mithridates alle Krie-

ges:

(²⁶) Orat. 2, 59. edit. Lamb.

(²⁷) Brut. p. 357. 433.

gestoßen erlegen, und sich mit seinem erblichen Reiche in Zukunft befriedigen solle. Als Sylla zurückkehrte, nahm er von Athen die Bibliothek des berühmten Gelehrten Apellicon mit, in der sich Aristoteles und Theophrastos Werke befanden, die man kaum vorher in Italien kannte, und nirgends so vollständig gesammelt finden konnte⁽²²⁾. Er schrieb nun dem Senat einen Brief, in dem er seine großen Dienste, die Undankbarkeit, mit der er behandelt worden sey, entgegensezte, und bekannt machte, daß er kommen würde, um sich und die Republik an den Urhebern solcher Gewaltthätigkeiten zu rächen. Dies setzte die Stadt in großen Schrecken; sie hatte erst die schrecklichen Folgen des Einzuges, den Marius hielt, gefühlet, und fürchtete nun, daß Sylla ein ähnliches Trauerspiel spielen würde.

Als nun seine Feinde beschäftigt waren, eine Macht ihm entgegen zu stellen, wurde Cinna, ihr Oberhaupt, verrätherisch von seinen eignen Soldaten ermordet. Hierauf beschleunigte Sylla seinen Marsch, um diese Verwirrung zu benutzen, und landete mit ohngefähr dreißigtausend Mann bei Brundisium. Viele vom Adel eilten hierher zu ihm; unter ihnen war auch der junge Pompejus, damals ohngefähr drei und zwanzig Jahre alt. Ohne einen öffentlichen Charakter oder Auftrag, brachte er drei Legionen mit sich, die er durch seinen eignen Kredit aus den Veteranen, die einst unter seinem Vater dienten, ausgehoben hatte. Sylla empfing ihn

(22) Plutarch Leben Syll.

sehr gütig, und nutzte seine Dienste in diesem Kriege sehr; er begünstigte ihn auch nachher beständig, und brachte ihn zu Geschäften ⁽²⁹⁾.

Sylla warf alles vor sich nieder; er schlug den einen Consul, Norbanus, und während er sich mit dem andern, mit Scipio in Unterhandlungen einließ, fand er Gelegenheit seine Armee zu bestechen, daß sie zu ihm übergieng ⁽³⁰⁾. Er schenkte dem verlassenen Scipio das Leben, der sich freiwillig nach Marseille verbannte ⁽³¹⁾. Inzwischen waren En. Papirius Carbo, und der junge Marius in Rom zu Consuln erwählt. Ersterer wurde nach verschiednen Niederlagen aus Italien vertrieben, der andere in Präneste belagert. Als er hier, ohne Hoffnung befreiet zu werden, zur Verzweiflung gebracht war, schrieb er an den Prätor der Stadt, Damasippus, daß er die Senatoren, als zu einem wichtigen Geschäfte zusammen berufen, und die vornehmsten ermorden solle. Viele von Adel kamen ums Leben; auch der alte Scävola, der Oberpriester, das Muster der alten Mäßigkeit und Klugheit, wie ihn Cicero nennt, wurde vor dem Altar der Vesta erschlagen ⁽³²⁾. Nach diesem Opfer der edelsten Römer, das der junge Marius dem Schatz seines Vaters brachte, entleibte er sich selbst. Pompejus verfolgte zur selbigen Zeit den Consul Carbo bis nach Sicilien, nahm ihn bei Lilybäum gefangen, und schickte seinen Kopf an Sylla, ohne geachtet

(29) Appian. bell. civ. l. 1. 397. 399. (30) Philip. 12. 11.
 (31) Pro Sextio 3. (32) De Nat. Deor. 3. 32.

geachtet er auf eine kleinmüthige Art fußfällig um sein Leben gebeten hatte. Man tadelte Pompejus, daß er einen Mann getödtet hatte, dem er einst, als seine und seines Vaters Ehre und Vermögen in Gefahr waren, große Dienste zu verdanken hatte. Das ist aber die gewöhnliche Wirkung der Partheien eines Staates, daß die Menschen das Interesse einer Parthei allen Pflichten gegen einzelne Bürger oder gegen den Staat vorziehen; und kann nicht befremden, daß der junge ehrgeizige Pompejus Syllas Macht mehr achtete, als eine Bedenklichkeit, die ihm Ehre und Dankbarkeit einflößte ⁽³³⁾. Cicero sagt übrigens von diesem Carbo, daß er der schlechteste Bürger und niedrigste Mensch war ⁽³⁴⁾; und dies entschuldigt Pompejus Handlung sehr.

Sylla hatte nun alle bewaffnete Gegner überwunden, und hatte nun Ruhe sich an ihren Freunden und Anhängern zu rächen. Er that es durch die abscheuliche Proscription, die er zuerst erfand und einführte, und durch die er eine unedlere Grausamkeit ausübte, als je bei kaltem Blute in Rom oder in irgend einer andern Stadt ausgeübt war ⁽³⁵⁾.

E 4

Die

⁽³³⁾ Val. Max. 5. 3.

⁽³⁴⁾ Ep. fam. 9. 21.

⁽³⁵⁾ Vell. Pat. 2. 28. Das Verfahren bei der Proscription war folgendes. Die Namen derer, die zum Tode verurtheilt waren, wurden aufgeschrieben, und an öffentlichen Plätzen an Tafeln aufgehängt; dem Ueberbringer des Kopfes des Geächteten wurde eine Belohnung versprochen. Obgleich also Marius und Cinna ihre Feinde eben so grausam mit kaltem Blute ermordeten, so thaten sie es doch nicht durch die Proscription, und durch die den Mördern versprochenen Belohnungen.

Die Nöthung traf nicht nur die Einwohner Roms, sondern auch aller Städte Italiens; und außer dem Verbrechen, zu einer Parthei zu gehören, das keinem verziehen ward, war es schon strafbar, Geld, Ländereien, oder ein angenehmes Landgut zu besitzen, denn dem Soldaten, der nach Gefallen plünderte, war jede Zügellosigkeit erlaubt ⁽³⁶⁾.

Bei diesem allgemeinen Unglück, das die Parthei des Marius verursachte, entkam J. Cäsar, damals ohngefähr siebenzehn Jahre alt, kaum mit dem Leben. Er war mit dem alten Marius nah verbunden, und hatte Cinna's Tochter geheirathet. Sylla's Drohungen ungeachtet konnte er nicht bezwogen werden, sie zu verpfänden; er wurde daher für unversöhnlich gehalten, und des Vermögens seiner Gattin und seiner Priesterstelle beraubt. Cäsar befürchtete noch etwas Schlimmeres, er hielt es daher für klug, sich auf dem Lande zu verbergen; er wurde aber zufällig von Sylla's Soldaten entdeckt, und mußte seinen Kopf für eine sehr große Summe erkaufen. Durch Vermittelung der vestalischen Jungfrauen, und durch das Ansehen der mächtigen Verwandten des jungen Cäsars, wurde endlich Sylla bewegen, ihm, obgleich ungern, das Leben zu schenken; denn er hieß sie bedenken, daß eben der, für dessen Rettung sie so besorgt wären, einstens die Aristokratie stürzen würde, die er mit so vieler Mühe jetzt gründe; in einem Cäsar erblickte er viele Marius ⁽³⁷⁾.

Der

⁽³⁶⁾ Sallust, c. 51. Plutar. Sylla.

⁽³⁷⁾ Sueton, l. Caes. c. 1. Plutar. in Caes. Vell. Pat. 2. 42.

Der Erfolg bestätigte Cæſars Verkündigung; denn der junge Cæſar lernte ſchon durch Erfahrung in dieſer Epoche ſowohl, wie er den Plan entwerfen als ausführen mußte, der das große Ziel ſeines ganzen Lebens war, um die Freiheit ſeines Vaterlandes zu unterdrücken.

Sobald die Proſcriptionen vollzogen, und die Scene ruhiger war, ſo wurde L. Clæſſus zum *Intertrex* ernannt. Er erklärte Sylla zum Dictator, ohne Einſchränkung der Zeit, um die Republik wieder herzuſtellen; und machte alles, was er gethan hatte, oder noch thun würde, durch ein beſonderes Geſetz, das ihm die Macht gab, jeden Bürger ohne Verhör und Proceß hingerichten zu laſſen, rechtsträftig ⁽¹⁸⁾. Dieſes Amt eines Dictators, das in den frühern Zeiten der Republik bei ſchwierigen Unglücksfällen von ſo wichtigen Dienſten geweſen war, war nun bei dem jetzigen Zuſtande ihres Reichthums und ihrer Macht, als eine der Freiheit gefährliche Würde, verhaßt; und war daher ſeit hundert und zwanzig Jahren ganz abgeſchaft ⁽¹⁹⁾. Clæſſus Geſetz war alſo eine Wirkung der Gewalt und des Schrekken, vom Volke geſaßt, obgleich ſcheinbar unter ſeinem Namen gegeben. Da nun Sylla durch daſſelbe eine unumſchränkte Macht erhalten hatte, ſo machte er viele ſehr nützliche Einrichtungen und Anordnungen der Republik; er veränderte größtentheils die ganze Konſtitution; ſchuf

E 5

aus

(18) De Leg. Agror. cor. Rull. 3. 2.

(19) Vell. Par. 2. 28.

aus der Demokratie eine Aristokratie, weil er die Vorrechte des Senats erweiterte, und die des Volks schmälerte. Er nahm dem Ritterorden die Criminal- Rechtspflege, die sie seit den Zeiten der Gracchen besessen hatten, und gab sie dem Senat wieder; beraubte das Volk des Rechtes Priester zu wählen, und verlieh es dem Priestercollegium; vor allem aber schwächte er die Ubergewalt der Tribunen, die die vorzüglichste Quelle aller bürgerlichen Unruhen gewesen war. Er schloß sie nach dem Ende ihres Tribunats von allen übrigen Aemtern aus; schränkte die Freiheit, an sie zu appelliren, ein; nahm ihnen ihr vorzüglichstes Vorrecht, dem Volke Gesetze vorschlagen zu dürfen; ließ ihnen nichts, als ihre verneinende Stimme, oder, wie Cicero sagt, „die Gewalt, etwas zu befördern, ohne etwas verderben zu können“⁽⁴⁰⁾. „Damit man ihn aber nicht im Verdacht haben möchte, er strebe nach einer beständigen Tirannei, und einer gänzlichen Umkehrung der Republik, so ließ er die Consuln nach der gewöhnlichen Art wählen, und die Angelegenheiten der Stadt, der Ordnung nach, durch sie verrichten. Er selbst widmete seine Zeit dazu, den zerrütteten Staat durch Einführung neuer Gesetze umzuschaffen, und die konfiszirten Ländel unter seine Soldaten zu vertheilen. Die Republik schien noch einmal auf eine gesetzmäßige Grundfeste aufgebaut zu sein, und die Gesetze und Gerichtshandel beganz

(40) De Legib. 3, 10. it. vid. Pigh. annal. ad A. Urb. 672.

begannen wieder auf dem Forum betrieben zu werden. Um diese Zeit kam der Rhodier Molo noch einmal nach Rom, um die Summen einzufordern, die Rom seinem Vaterlande für die im mithridatischen Kriege geleisteten Dienste schuldig war. Dies gab Cicero Gelegenheit, sich zum zweitenmal seiner Anweisung zu bedienen, und seine Rednertalente durch die Lehren eines so berühmten Meisters zu bilden ⁽⁴¹⁾. Molos Geschicklichkeit und Charakter wurden so hoch geschätzt, daß er der erste von allen Ausländern war, dem es erlaubt wurde, ohne Dolmetscher Griechisch vor dem Senate zu reden ⁽⁴²⁾. Ein Beweis, wie allgemein die griechische Gelehrsamkeit, besonders die Beredsamkeit, damals in Rom bekannt war.

Drittes

⁽⁴¹⁾ Brut. p. 434.

⁽⁴²⁾ Val. Max. 2.

Drittes Kapitel.

Cicero betritt die Rednerbühne. — Vertheidigt den **Q. Quintus** und **S. Roscius** — reist nach Griechenland und **Asien** — wird in die eleusinischen Geheimnisse griechisch eingeweiht — declamirt in **Rhodus** vor **Molo** — studirt Philosophie unter **Posidonius** — Nutzen seiner Reise. —

Cicero war nun alle Wissenschaften durchgegangen, durch die sich, nach seinem eignen Urtheil, der Redner zur Vollkommenheit bilden mußte. In seiner Abhandlung über den Redner, theilt er uns unter **Crassus** Person seine eignen Gedanken über die Erziehung eines idealischen Redners mit. „**Nicomand**,“ sagt er, „darf auf diesen Namen Anspruch machen, wenn er sich nicht vorher mit allem, was in der Natur wissenschaftlich ist, bekannt gemacht hat. Es führt dies schon der Name Redner mit sich; denn seine Pflicht ist, über jeden Gegenstand, der ihm vorgelegt werden kann, zu reden; und seine Beredsamkeit würde, ohne Kunde dessen, was er spricht, kindisches Schwärze seyn^(*).“ **Cicero** hatte die Elemente der Grammatik und der Sprachen von den geschicktesten Lehrern gelernt; der Dichter **Archias** hatte ihn durch das Feld der humaniora und der schönen Wissenschaften geführt; in der Philosophie hatten ihn die vorzüglichsten Professoren jeder Sekte unterrichtet; **Phaedrus**, der Epikureer, **Philo**, der Akademiker, **Diodotus**, der Stoiker;

(*) De Orat. 1. 6. 2. 2.

fer; den größten Rechtsgelehrten und Staatsmännern Roms, den beiden Scävolas, verdankte er eine vollkommene Kenntniß der Rechte — und alle diese Kenntnisse zweckten nur zu einem Ziele seiner Hoffnungen und seines Ehrtriebes, zum Ruf eines Redners ab. Um sich nun hierzu ganz zu bilden, wohnte er allen Prozessen der Sprecher seiner Zeit bei; er hörte täglich Vorlesungen der berühmtesten Redner Griechenlands, setzte täglich selber zu Hause Reden auf, und deklamirte unter ihrer Aufsicht. Um nichts zu versäumen, wodurch er seine Sprache verbessern und verfeinern könnte, brachte er seine müßigen Stunden in Gesellschaft der Damen zu, besonders solcher, die wegen ihrer ausgebildeten Sprache berühmte, und deren Väter sich durch ihre Beredsamkeit einen Namen erworben hatten. Als er unter dem Augur Scävola die Rechte studierte, war er öfters in Lælia, der Gattin desselben, Gesellschaft, „die mit dem ganzen Rednerschmuck ihres Vaters Lælius, des ausgebildetesten Redners seiner Zeit, zu unterhalten wußte“ (*). Er war auch mit ihrer Tochter Mucia bekannt, die der große Redner L. Crassus heirathete; und mit ihren Großtöchtern, mit Licinia, der Gattin des L. Scipio, und mit Licinia, des jungen Marius Gemahlin, die beide ihre Muttersprache mit der Feinheit redeten, die ihren Familien eigen war; ja, die sich ein Verdienst daraus machten, dieselbe beizubehalten, und sie ihren Nachkommen mitzutheilen.

Co

(*) Brut. 319.

So gebildet bestieg Cicero im sechs und zwanzigsten Jahre seines Alters die Rednerbühne; nicht, gleich andern, ohne Kenntnisse der Geschäfte, die hier vorgiengen, und in der Hoffnung, sie durch Übung und Erfahrung zu erlernen ^(*), sondern vollendet und fähig, sogleich jeden Prozeß zu führen, der ihm anvertraut werden möchte. Es ist in alten und neuern Zeiten darüber gestritten worden, welches die erste gerichtliche Sache war, die er führte; einige behaupten, die des P. Quintius, andere die des S. Roscius; beide Partheien aber irren; denn in seiner Rede für Quintius sagt er deutlich, daß er schon andere Prozesse geführt habe; und in der für Roscius äußert er nur, daß dieser der erste Criminalprozeß sey, den er übernommen habe. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß er schon vorher seine Kräfte versucht, und sich durch Privatsprozesse Kredit erworben hatte, ehe er es wagte, einen Criminalprozeß von solcher Wichtigkeit zu übernehmen. Es stimmt dies Verfahren mit dem Rathe überein, den Quintilian seinen jungen Advokaten unter den andern Regeln gab, die er fast alle von Ciceros Beispiele entlehnt hatte ^(*).

Für den P. Quintius führte Cicero eine Verteidigung gegen einen Gläubiger, der jenen auf einen Bankerott angeklagt, und unter dem Vorwande, daß der Beklagte die Klage nicht anerkannt, und sich dem Gerichte entzogen hätte, ein Urtheil bewirkte

(*) Brut. 433.

(*) Quintil. 11. 6.

wirkte hatte, dem zufolge er Quintius Güter in Verhaft nehmen und verkaufen konnte. Der Gläubiger war einer von den öffentlichen Herolden, die zum Gefolge der Magisträte gehörten, der also durch Begünstigung derselben leicht Vortheile über seinen Gegner erhalten konnte, und sie auch schon durch seines Sachwalters Hortensius Ansehen gewonnen hatte. Cicero übernahm die Sache auf das dringende Bitten des berühmten Schauspielers Roscius, dessen Schwester an Quintius verheirathet war ⁽¹⁾. Er suchte es anfänglich aus dem Grunde abzulehnen, „daß er nicht im Stande seyn würde, ein Wort gegen Hortensius zu reden, so wenig, wie irgend ein anderer Schauspieler vor Roscius mit einigem Muthe spielen könnte;“ aber Roscius wollte keine Entschuldigungen annehmen; denn er hatte von Cicero eine solche Meinung gefaßt, daß er Niemand für fähiger hielt, einen so hoffnungslosen Prozeß gegen einen so klugen und mächtigen Gegner zu führen.

Nachdem er durch diesen und einige andere Privatprozeße, der Stadt eine Probe seiner Fähigkeit abgelegt hatte, übernahm er in seinem sieben und zwanzigsten Jahre die berühmte Vertheidigung des S. Roscius aus Ameria ⁽²⁾; in demselbigen Jahre seines Alters, in dem sich auch Demosthenes, wie die Gelehrten bemerkt haben, in Athen zuerst hervorthat; und wer sollte nicht glauben, dies sey der eigentliche Zeitpunkt gewesen, in dem beide Weis-

ster

(1) Pro Quint, 24.

(2) In Umbrien.

sier der ersten Größe ihrer Reise entgegen blühen mußten. Roscius Sache war folgende: „Sein Vater war während der Proscription des Sylla erschlagen; und seine Güter, ohngefähr sechzigtausend Pfund Sterling am Werth, waren unter den Günstern der übrigen Proscribirten mit verkauft. L. Cornelius Chrysogonus, ein junger begünstigter Sklav, den Sylla freigelassen hatte, erstand sie für eine Kleinigkeit, und klagte nun, um seines Besitzes desto sicherer zu seyn, den Sohn als Mörder des seines Vaters an.“ Er hatte für Beweise gesorget, so, daß der junge Mann nicht allein seines Vermögens, sondern auch durch eine noch boshaftere Grausamkeit, seiner Ehre und seines Lebens würde beraubt worden seyn. Alle alten Sachwalter, weigerten sich aus Furcht vor der Gewalt des Klägers, und vor Syllas Rache, die Vertheidigung zu übernehmen^(*); denn Roscius Sache würde ihnen nothwendig zu manchen Klagen über die Zeitumstände und über die Bedrückungen der Großen Veranlassung gegeben haben. Cicero übernahm sie sehr gern, als eine ruhmliche Gelegenheit, sich in den Dienst seines Vaterlandes einzuwelken, und einen öffentlichen Beweis seiner Grundsätze und seines Eifers für die Freiheit, der er die Bemühungen seines Lebens gewidmet hatte, ablegen zu können. Roscius wurde freigesprochen, und Cicero erwarb sich Ruhm und den Beifall der ganzen Stadt über den Muth und die Klugheit, mit der er ihn ver-

(*) Fr. Ros. Amer. 10. 11.

vertheidigt hatte. Von diesem Augenblick an hielt man ihn für einen Sachwalter der ersten Klasse, der den wichtigsten Prozessen gewachsen sey ⁽⁸⁾.

Da ihm der Gegenstand dieser Vertheidigung Gelegenheit gab, jener merkwürdigen Strafe zu gedenken, die von den Vorfahren für einen Vaters mörder erfunden war, der zufolge der Verbrecher lebendig in einen Sak genähet, und in einen Fluß geworfen ward; so machte er die Bemerkung, daß die Absicht derselben keine andre sey, als ihn auf einmal aus dem System der Natur zu reißen, weil man ihn der Luft, der Sonne, dem Wasser und der Erde entziehe; so, daß derjenige, der den Urheber seines Daseyns entleibte, die Wohlthaten der Elemente, denen alle Wesen ihr Daseyn verdanken, entbehren müßte. — Sie wollten ihn nicht den Thieren vorwerfen, daß nicht die Aufsteckung eines solchen Verworfenen die Thiere selbst grausamer mache; sie wollten ihn nicht nakt dem Strome übergeben, damit er nicht ins Meer gewälzt, selbst das Element verunreinige, das alle andere Verunreinigungen abwäscht; sie ließen ihm keinen Theil an irgend einer Sache; so schlecht und allgemein sie auch sey: denn was ist so allgemein, als der Athem dem Lebenden, die Erde dem Todten, die See dem Schwimmenden, die Küste dem, der angetrieben wird? Aber diese Elenden leben, so lange sie können, ohne von der Luft zu athmen; sterben so,

(*) Brut. 434.

Erster Theil.

so, daß ihre Gebeine die Erde nicht berühren; werden so von den Wellen getrieben, ohne von ihnen abgospült zu seyn; werden endlich so ausgeworfen, ohne selbst auf den Felsen Ruhe zu finden ⁽⁹⁾. “

Dieser Gedanke wurde mit Zusauchzen des Beifalls bewillkommt; Cicero spricht aber später selber davon, und nennt ihn „eine Ergießung der jugendlichen Phantasie, die der Verbesserung eines gesunden Urtheils bedurfte; und der, wie alle Erfindungen junger Männer, nicht sowohl um sein selbst willen, sondern wegen der Hoffnungen, die er von seinen gebildeteren und reifern Talenten zeigte, mit Beifall aufgenommen sey ⁽¹⁰⁾. “

Durch die Popularität dieses Prozesses, und den Beifall der Zuhörer muthig gemacht, setzte Cicero die Frechheit und Bosheit des Günstlings Chrysogonus mit großer Lebhaftigkeit ins Licht; er wagte es selbst, einige kühne Ausfälle auf Sylla zu thun, suchte sie aber doch durch die Bemerkung zu verschleiern, daß Sylla, der so unumschränkt auf Erden herrsche, als Jupiter im Himmel, bei der Menge seiner Angelegenheiten unmöglich wissen könne, was seine Günstlinge gegen seinen Willen thaten, ja, daß er selbst einige Sachen übersehen müsse ⁽¹¹⁾. „Er wolle nicht darüber klagen, daß unter solchen Zeitumständen eines unschuldigen Mannes Vermögen öffentlich verkauft werde; denn, wenn es ihm erlaubt wäre, über diesen Gegenstand frei

(9) Pr. Rosc. 26.

(10) Orat. 238. ed. Lamb.

(11) Pr. Rosc. 45.

frei zu sprechen, so müßte er gestehen, daß Roscius keine so wichtige Person sey, daß er für ihn eine besondere Klage führen würde; allein er müsse darauf bestehen, daß nach dem Gesetze der Proscription selbst ⁽¹²⁾, es möchte nun vom Interrex Flaccus, oder vom Dictator Sylla gegeben seyn, denn er wisse nicht, von wem es gegeben sey, Roscius Güter keinesweges wegfallen, noch verkaufbar wären ⁽¹³⁾. „Am Schlusse seiner Rede macht er die Richter darauf aufmerksam, „daß die Verfolger bei diesem Prozesse nichts so sehr wünschten, als durch Roscius Verdammung den ersten Schritt zur Vernichtung der Kinder der Proscribirten zu gewinnen. Er beschwört sie also bei allen Göttern, daß sie nicht eine zweite Proscription veranlassen möchten, die grausamer, als die erste wäre. Auch der Senat habe an der ersten keinen Theil nehmen wollen, damit es nicht scheine, als wäre sie durch die öffentliche Versammlung für rechtsgültig erklärt; — ihre Pflicht sey es jetzt, durch gegenwärtiges Urtheil dem Geiste der Grausamkeit Einhalt zu thun, der sich so sehr zum Verderben der Republik, und so sehr dem Charakter der Vorfahren zuwider, in Rom verbreitet habe. —“

So wie Cicero durch diese Vertheidigung in seiner Jugend sich einen großen Ruf erworb, so

D 2

blikte

(12) Der Proscribirten, oder der im Dienst der Gegenparthei Erschlagenen Güter, sollten eingezogen werden. Roscius war in keinem von beiden Fällen.

(13) Pr. Rosc. 43.

blifte er auch noch im Alter mit Vergnügen auf sie zurück. Er empfiehlt seinem Sohne, als den sichersten Weg sich wahren Ruhm und Ansehen in seinem Vaterlande zu erwerben, den, daß er die Unschuldigen im Unglücke vertheidigen sollte, besonders wenn sie etwa von den Großen unterdrückt würden; — „wie ich es oft that, außer andern Fällen, besonders für Roscius selbst gegen Sylla, da er die höchste Gewalt in den Händen hatte“⁽¹⁴⁾. „Eine edle Lehre für alle Anfänger, daß sie ihre Talente zum Schutze der Unschuld und der beleidigten Tugend gebrauchen, und die Gerechtigkeit, nicht den Vortheil, zum Maßstab und Endzweck ihrer Räche machen sollen!“

Plutarch erzählt, „daß Cicero gleich nach diesem Prozesse, unter dem Vorwande seiner Gesundheitsumstände, eine Reise unternahm, um Syllas Zorne auszuweichen.“ Diese Vermuthung scheint ohne Grund zu seyn; denn Syllas Rache war gesättigt, und er beschäftigte sich ganz mit der Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe; es ist auch offenbar, daß Cicero hierauf ein ganzes Jahr lang, ohne eine Gefahr zu ahnen, wie vorher, Prozesse führte⁽¹⁵⁾, und zwar einen, durch den er sich noch mehr Syllas Zorne aussetzte, als durch Roscius Sache. In dem Prozesse eines Frauenzimmers von Arretium vertheidigte er die Rechte einiger italienischen Städte auf das römische Bürgerrecht, ob sie

(¹⁴) De Offic. 2, 14.

(¹⁵) Brut. p. 434. 437.

sie gleich Sylla durch ein ausdrückliches Gesetz derselben beraubt hatte. Er behauptete, es sey eines der natürlichen Rechte, das ihnen kein Gesetz, keine Macht auf Erden entwenden könnte. Er sprach gegen Cotta, einen Redner vom ersten Range, seinen Gegner in diesem Prozesse ⁽¹⁶⁾.

Cicero giebt uns selbst die Ursache seiner Reise deutlich an. „Mein Körper,“ sagt er, „war damals sehr schwach und entkräftet, mein Hals lang und dürr; ein Körperbau, den man dem Tode leicht unterworfen glaubt, wenn die Lunge zu stark angegriffen wird. Dies beunruhigte alle, die sich für mich interessirten, um so mehr, da ich, ohne meine Stimme zu verändern und sie ausruhen zu lassen, mit der größten Anstrengung derselben und mit den heftigsten Bewegungen des Körpers redete. Als mir also Freunde und Aerzte riefen, daß ich mich nicht mehr mit Processen befassen sollte, so entschloß ich mich lieber, der Gefahr mich auszusetzen, als die Hoffnungen des Ruhmes aufzugeben, den ich mir von dem Geschäft eines Sachwalters versprach. Als ich aber bedachte, daß ich der Gefahr entgehen und weit leichter würde reden können, wenn ich es versuchte meine Stimme zu mäßigen und meinen ganzen Vortrag zu ändern, so entschloß ich mich, nach Asien zu reisen, blos, um Gelegenheit zu haben, meine Stimme zu ändern. Ich verließ also Rom, als ich schon zwei
D 3 Jahr

(16) Pr. dom. ad. Pontif. 33. Pr. Caecina 33-]

Jahr lang die Rednerbühne bestiegen, und mir einen guten Ruf im Forum erworben hatte, u. s. w. ⁽¹⁷⁾ 11

Er war acht und zwanzig Jahre alt, als er seine Reise nach Griechenland und Asien antrat; der gewöhnliche Weg, den alle, die zum Vergnügen und zur Belehrung reiseten, betraten. Zuerst besuchte er Athen, den Hauptsitz der Künste und Wissenschaften. Einige Schriftsteller lassen ihn hier drei Jahre verweilen ⁽¹⁸⁾, ob er gleich nur sechs Monate dort blieb. Er wohnte bei Antiochus, dem vornehmsten Philosophen der alten Akademie, und erneuerte unter diesem vortreflichen Lehrer das Studium, das er seit seiner frühen Jugend geliebt hatte. Hier traf er seinen Schulkameraden, C. Pomponius, der Athen über alles schätzte, und, weil er einen großen Theil seines Lebens dort zubrachte, den Zunamen Atticus bekam ⁽¹⁹⁾; hier knüpften sie von neuem das Band der Freundschaft, das sie, so lange sie lebten, mit rühmlicher Beständigkeit und Liebe fesselte. Atticus war ein Epikureer; er entzog daher seinen Freund oft Antiochus Gesellschaft, und führte ihn zu Phädrus und den alten Zeno, den vornehmsten Professoren dieser Sekte, in der Hoffnung, ihn zum Proselyten zu machen. Sie hatten hierüber manchen Streit unter einander, Cicero aber wollte sich nur noch sicherer von der Schwäche dieser Lehre bei seinen Besuchen überzeugen;

⁽¹⁷⁾ Brut. p. 437. c. 91.

⁽¹⁸⁾ Euseb. Chron.

⁽¹⁹⁾ De Fin. 5. 2.

gen; denn er bemerkte, wie leicht sie umgestoßen werden könne, wenn sie auch von den fähigsten Lehrern vorgetragen würde ⁽²⁰⁾. Er überließ sich aber nicht so ganz der Philosophie, daß er seine Rednerübungen darüber verabsäumt hätte. Er übte sich noch immer täglich vor den Augen des Syrier Demetrius, eines erfahrenen Meisters in der Kunst zu sprechen ⁽²¹⁾.

Wahrscheinlich wurde er während dieser ersten Reise nach Athen, in die eleusinischen Geheimnisse eingeweiht. Wir haben zwar keine Nachricht, wann es geschah, es läßt sich aber kein schicklicherer Zeitpunkt denken, als eben der, da er zur Verbesserung seines Geistes und seiner Gesundheit reiste. Die Achtung, mit der er von diesen Mysterien spricht, und die Winke, die er über ihren Endzweck und Nutzen giebt, scheinen die Meinung eines scharfsinnigen Schriftstellers zu beweisen, daß sie erfunden waren, um „die Einheit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele einzuschärfen“ ⁽²²⁾. „Zur Bestätigung des erstern dient Ciceros Erinnerung, die er dem eingeweihten Atticus giebt, „daß die Götter der Volksreligion alle abgestorbne Sterbliche wären, die von der Erde zum Himmel erhoben wurden; daß er an die Lehren der Mysterien denken möchte, um sich der Allgemeinheit jener Wahrheit zu erinnern.“ Was das andre betrifft, so bemerkt er, „daß seine Einweihung wahrlich für ihn

D 4

⁽²⁰⁾ De Fin. I. 5. De Nat. Deor. I. 21. ⁽²¹⁾ Brut. 437.

⁽²²⁾ Siehe Warburton's divine Legation of Moses. Vol. I.

ist das sey, was der Name schon andeute, ein neues Beginnen des Lebens; da sie die Mittel, nicht nur mit größerm Vergnügen zu leben, sondern auch mit bessern Hoffnungen zu sterben, lehre ⁽¹¹⁾.

Von

(¹¹) Tusc. Quaest. I. 13. De Leg. 2. 14.

Diese Myslerien wurden zu bestimmten Zeiten des Jahres mit feierlichem Schauergänge gefeiert; es versammelten sich daher eine große Menge Menschen aus allen Gegenden. Der große Redner L. Crassus kam zwei Tage zu spät; er versuchte es, den Magistrat zu bereden, daß er das Fest noch einmal wiederholen liesse, als er aber seine Wünsche nicht erreichte, verließ er die Stadt voll Unwillen. (De Orat. 3. 20.) Man sieht hieraus, wie hoch diese Myslerien geachtet wurden, da man es sogar einem der ersten römischen Senatoren abschlug, sie außer der Zeit noch einmal zu feiern. Man vermuthet, daß die Schaugepränge den Himmel, die Hölle, das Elysium, den Ort der Reinigung, und alle Dinge, die sich auf den Zustand nach dem Tode beziehen, vorgestellt haben, um den Eingeweihten die Lehren, die sie empfangen hatten, sinnlich vorzustellen und einzuprägen. Weil die Myslerien der Dichtkunst Stoff darboten, so haben die alten Dichter oft auf sie angespielt. Cicero ersucht seinen Freund Atticus, in einem seiner Briefe an ihn, daß er dem Dichter Philus, der sich damals besonders ausgezeichnete, eine Beschreibung der Eleusinen schicken möchte, die er wahrscheinlich zu einer Episode, und zum Schmuck eines seiner Gedichte brauchen wollte. Dies bestätigte also die scharfsinnige Hypothese über das sechste Buch der Aeneide, die, so wie jene, von eben dem vortreflichen Schriftsteller aufgestellt ist, daß Virgil, bei der Beschreibung des Hergangs in die Unterwelt, die verschiedenen Szenen der Eleusinen vor Augen gehabt habe. (Siehe Div. Legat. of Moses, p. 122.) (¹²)

(¹²) Die Gründe, die Warburtons Hypothese über das sechste Buch der Aeneide unwahrscheinlich machen, hat Herr Hofrath Henne im zehnten Excursus zu diesem Buche vorgetragen. Ein Hauptgrund ist gewiß der, daß eine Allegorie mit der Würde eines epischen

Von Athen reiste er nach Asien, wo er die vorzüglichsten Redner um sich versammelte. Sie leisteten ihm auf seiner Reise Gesellschaft; und mit ihnen übte er sich beständig an jedem Orte, wo er sich aufhielt. „Der Erste unter ihnen,“ sagt er, „war Menippus von Stratonica, der beredteste von allen Asiaten; und, wenn es der Charakter eines attischen Redners ist, weder langweilig, noch unerschämte zu seyn, so verdient er mit Recht unter diese Klasse gerechnet zu werden. Auch Dionysius von Magnesia, Aeschylus von Cuidus und Xenocles von Adramyttus waren beständig bei mir; sie wurden unter die ersten Rhetoriker von Asien gerechnet. Mit ihnen noch nicht zufrieden, gieng ich nach Rhodus, und wendete mich wieder an Molo, den ich vorher in Rom gehört hatte. Er war beides, ein erfahrener Sachwalter und ein guter Schriftsteller, und besaß eine besondere Geschicklichkeit, die Fehler seiner Schüler zu bemerken und zu verbessern, und

D 5

„die

epischen Gedichtes unvereinbar ist. Die eleusinischen Mysterien waren überhaupt nicht zu allen Zeiten sich gleich. Anfänglich war wohl ihr Vorwurf blos das Andenken an den Uebergang der rohen Menschen zur Kultur durch den Ackerbau. Späterhin deutete der philosophische Geist nicht allein die Symbole und Mythen aus dem hohen Alterthum, sondern fügte auch speculative Lehren hinzu. So waren die Eleusinien zu Ciceros Zeit, und nur von dieser Epoche gilt Warburtons Meinung; späterhin hatten sie das Schicksal der meisten urchinen Gesellschaften, daß Phantasmus und Unsinn an die Stelle der gesunden Vernunft trat; und daß schlechte Mitglieder die Würde der Weihe entheiligten.

„die beste Methode sie zu belehren und zu unterrichten. Die größte Mühe, die er mit mir hatte, war den Strom meiner jugendlichen Phantasie, der sich immer über seine Schranken ergießen wollte, in sein rechtes Gebiete zurückzuweisen⁽²⁴⁾.“

So wie Cicero in Athen, wo er sich besonders der Philosophie ergab, sein Rednerstudium nicht verabsäumte, so widmete er auch zu Rhodus, wo er die Rednerkunst hauptsächlich studierte, einige Zeit der Philosophie, unter dem damals am meisten geachteten und gelehrten Stoiker Posidonius, dessen er oft, nicht nur als seines Lehrers, sondern auch als seines Freundes, ehrenvoll gedenkt⁽²⁵⁾.

Er

(24) Brut. p. 417. c. 90.

(25) Er theilt von diesem Posidonius eine Anekdote mit, die Pompejus oft erzählte. Als Pompejus nach dem Ende des mithridatischen Krieges nach Rom zurückkehrte, gieng er nach Rhodus, um den Posidonius zu hören; obgleich Posidonius sehr an der Gicht litt, so wollte er ihn doch sprechen. Pompejus versicherte ihn, daß es ihm sehr leid sey, ihn so krank zu finden, daß er ihn nicht hören könnte. Du sollst mich doch hören, antwortete Posidonius; man soll mir nicht nachsagen können, daß ich körperlicher Schmerzen wegen einen so großen Mann vergeblich zu mir kommen ließ. Er begann hierauf, so wie er im Bette lag, eine Vorlesung, und behauptete mit der größten Beredsamkeit, daß nur die Tugend das wahre Gute sey. Da ihn der Schmerz übermältigte, so rief er oft aus: o Schmerz, du sollst meine Absicht nicht erreichen; quäle, so viel du willst, ich werde dich doch nie für ein Uebel erklären. Dies war der äußerste Grad des römischen Heldenmuthes, Gesühl und Natur aufs äußerste zu verläugnen. Ein anderer armer Stoiker, Diogenes, Zenos Schüler, ward von allen Schriftstellern der Sekte für einen Vorkron und schlechten Verräther erklärt, weil er sich durch die

Tor-

Er sorgte unablässig dafür, daß seine Kenntnisse mit der Ausbildung seiner Beredsamkeit zunahmen. Er hielt das eine für die Grundlage des andern, und glaubte, es sey Thorheit, nach Schmuck zu streben, ehe er sich mit der nöthigen Rüstung versehen hätte. Er deklamirte hier Griechisch, weil Molo die lateinische Sprache nicht verstand; als ihm nun die ganze Gesellschaft nach Beendigung seiner Rede lobpreisste, saß Molo eine lange Zeit still, ohne ihm ein Compliment zu machen. Da er nun Ciceros Verlegenheit bemerkte, so sagte er: „Dich, Cicero, lobe und bewundere ich, aber ich bedaure Griechenlands Schiffsal, da ich sehen muß, daß die Künste und die Beredsamkeit, der einzige Schmuck, der ihm noch übrig war, durch Dich nach Rom verpflanzt werden ⁽²⁶⁾.“ Als Cicero so das Ziel seiner Reise erreicht hatte, kam er nun nach einer Abwesenheit von zwei Jahren, ausgebildeter und in einen neuen Menschen verwandelt, nach Italien zurück. Die Heftigkeit seiner Stimme und Aktion war gemäßiget; die Fülle seines Stils und seiner Phantasie verbessert; seine Lunge gestärkt, und sein ganzer Körperbau dauerhafter geworden ⁽²⁷⁾.

Cicero

Nur das Bekenntniß abzwängen ließ, daß die Grundsätze seines Lehrers falsch seyen, und daß er es fühle, daß Schmerz ein Uebel sey. Ein Beweis, daß sich ihre hochgepriesne Standhaftigkeit mehr auf einen falschen Begriff von Ehre und Ruhm, als auf ächte Grundsätze und auf Ueberzeugung der Vernunft gründete. Nat. Deor. 2. 24. De Finib. 5. 31.

(26) Plutarch im Leben Ciceros. (27) Brut. p. 438.

Ciceros Reise scheint das einzige Muster des Reisens zu seyn, von dem sich ein wahrer Nutzen erwarten läßt. Er eilte nicht in fremde Länder, bis er sich zu Hause vollkommen gebildet hatte. Nichts kann einer Nation schädlicher seyn, als die Nothwendigkeit einer ausländischen Erziehung. Nachdem er sich in seinem eignen Vaterlande alles erworben hatte, was einen würdigen Bürger und Magistrat zu Rom ausmachen konnte, reiste er, durch die Reise seines Alters und seiner Urtheilskraft gegen die Eindrücke des Lasters gesichert, nicht sowohl um zu lernen, als um das Gelehrte dadurch weiter auszubilden, daß er die Städte besuchte, wo Künste und Wissenschaften in ihrer größten Vollkommenheit blühten. Auf der angenehmsten Reise von der Welt sah er alles, was einen wißbegierigen Reisenden unterhalten konnte, aber nirgends verweilte er länger, als ihn sein Vorthail, nicht die Vergnügungen, zurückhielt. Seine Kenntniß der römischen Geseze veranlaßte ihn, sie mit den Gesezgebungen anderer Städte zu vergleichen, und alles, was er seinem Vaterlande oder sich selbst zuträglich fand, mit sich zurück zu bringen. Allenthalben, wohin er kam, trat er in den Häusern großer Männer ab, die nicht sowohl durch Geburt und Reichthümer, als durch Adel der Seele, durch Kenntnisse und Gelehrsamkeit berühmt waren; Männer, die in ihren Vaterstädten als die vornehmsten Patrioten, Redner und Philosophen geachtet wurden. Solche waren seine beständigen Begleiter auf seiner Reise, so, daß er selbst unterwegs

wegens Gelegenheit hatte, ihren Rath und ihre Kenntnisse zu benutzen. Kein Wunder also, wenn er von einer solchen Reise, alle Vollkommenheiten mitbrachte, wodurch ein Mann von Genie einen höhern Werth erhalten konnte.

Viertes Kapitel.

Pompejus bestimmt von Sulla den Namen der Große. — Cäsars erste Aftactharen. — Sullas Charakter und Tod. — Lepidus rebellirt. — Cicero kommt von Reisen zurück — vertheidigt den Schauspieler Roscius. — Durch welche Mittel man zu Ehrenstellen in Rom gelangte. — Cicero wird Quästor. — Beschreibung dieses Amtes. — Cicero heirathet. —

Um dieselbe Zeit kehrte Pompejus siegreich von Afrika zurück, wo er die Gränzen des Reiches durch neue Eroberungen sehr erweitert hatte (*). Der Dictator Sulla empfing ihn mit vieler Achtung; er gieng ihm in Begleitung des Adels entgegen, und begrüßte ihn mit dem Namen der Große, ein Ehrenname, der ihm nachher beständig vom Volke gegeben wurde. Er beleidigte aber sowohl Sullan, als das Volk, da er einen Triumph foderte; sie hielten es für einen Beweis eines übertriebenen Ehr-

(*) Sulla brauchte den jungen Pompejus zur Beilegung der Unruhen, welche Marius Anhänger in Spanien und Afrika unterhielten. Pompejus war vier und zwanzig Jahre alt, als er die Rebellen in Afrika, zu denen sich auch der numidische König Hiardas gestellt hatte, gänzlich schlug. Liv. epit. 139. Orosius 5. 21.

Ehrgeiz, daß er, der weder irgend ein Amt des Staates verwaltet, noch das Alter eines Senators erreicht hatte, nach einer Ehre strebte, die keinem andern, als einem Consul oder Prätor, je zugestanden war. Pompejus bestand auf seiner Forderung, und errang Syllas Einwilligung. Er war der Erste, dessen Triumphwagen von Elefanten gezogen wurde, und der Einzige vom Ritterstande, der einen Triumph erhielt. Das Volk freute sich, als es einen Mann aus seiner Mitte zu einer solchen Ehre sich erheben sahe; noch mehr aber, als er zu seinem vorigen Range und Privatstande unter den Rittern wieder zurückkehrte ^(*).

Während sich Pompejus durch seine Heldenthaten den Namen des Großen erwarb, gab auch Cäsar, der sechs Jahr jünger war, als jener, Beweise seines kriegerischen Geistes. Er war als Freiwilliger bei der Belagerung von Mitilene, einer blühenden Stadt auf Lesbos, die Mithridates Parsthei im letztern Kriege gehalten, und ihm den Consulat M. Aquilius, der als Abgesandter an den König geschickt, und nach der Niederlage der römischen Armee nach Lesbos, in der Hoffnung, hier am sichersten zu seyn, gestohlen war, treulos ausgeliefert hatte. Mithridates soll ihn auf die unwürdigste Art behandelt haben; er soll ihn, auf einem Esel sitzend, in Triumph aufgeführt, und ihn gezwungen haben, laut auszurufen, er sey Aquis

(*) Pro leg. Manil. 21. Plin. Hist. Nat. 7. 26. 3. 2.
Plutarch, in Pomp.

Aquilius, der Urheber des Krieges. Die Stadt mußte nun für ihre Verrätherci hart büßen; L. Thernus eroberte sie durch Sturm, und zerstörte sie fast ganz. Pompejus schenkte ihr nachher, auf Bitten seines Günstlings und Freigelassenen, Theophanes, ihre Freiheit und ihren vorigen Glanz wieder. Bei dieser Belagerung erwarb sich Cäsar den Bürgerkranz, mit dem die Ehre, einem Bürger das Leben gerettet, und zugleich einen Feind erlegt zu haben, belohnt wurde; er war nur aus Eichenlaub, aber das schönste Pfand einer Heldens that ⁽³⁾.

Sylla starb während der Zeit, als Cicero in Athen war. Er hatte zuvor seine Dictatorstelle niedergelegt, der Republik die Freiheit wieder geschenkt, und mit ungewöhnlicher Seelengröße einige Monate als ein Privatseuator in voller Sicherheit in der Stadt gelebt, in der er einst die blutigsten Grausamkeiten ausübte. Der größte Zug seines Charakters war der, daß er in den drei Jahren, in welchen Marius Anhänger Herren von Italien waren, weder seinen Entschluß, sie mit bewaffneter Hand zu züchtigen, verstellte, noch den Krieg, den er eben führte, vernachlässigte; sondern daß er es für Pflicht hielt, erst den auswärtigen Feind zu bestrafen, ehe er sich an seinen Mitbürgern rächte ⁽⁴⁾. Er war von einer edlen patricischen Familie,

(³) De leg. Agrar. 2. 16. Suet. I. Caes. 2. Plin. Hist. Nat. 16. 4. Vell. Pat. 2. 18. Appian. Bell. Mithrid. p. 184. Val. Max. 9. 13. (⁴) Vell. Pat. 24.

Familie, die aber wegen der Unthätigkeit seiner Vorfahren manche Generationen lang keine Rolle im Staate gespielt hatte, und fast in Dunkelheit versunken war, bis er sie wieder durch sein Emporstreben zu den Ehrenstellen der Republik ins Licht erhob. Er liebte die schönen Wissenschaften und begünstigte sie; er war selbst in Griechenlands und Roms Gelehrsamkeit erzogen. Sein von Natur fröhliches Temperament, und sein Hang zum Umgange mit Tänzern und Schauspielern, hatte ihn in der Jugend zu Verschwendungen und Lustbarkeiten verleitet. Als er also, im Kriege mit Jugurtha, als Quästor an Marius abgeschickt wurde, beklagte sich dieser Feldherr, daß man zu einem so gefährlichen Posten, einen so weichlichen und feinen Quästor gewählt hätte. Entweder durch das Beispiel seines Generals aufgemuntert, oder durch dessen Vorwurfschmerzlich gekränkt, verwaltete er sein Amt mit Thätigkeit und Muth, ließ sich von keinem im Dienste oder in Arbeiten übertreffen, machte sich den gemeinsten Soldaten gleich, gieng mit ihnen vertraut um, und verpflichtete sie sich alle durch Gefälligkeiten und durch sein Geld. Er erwarb sich also bald die Gunst der Armee, und endlich den Charakter eines braven und klugen Generals; ja, er vertrieb endlich den verwiesenen und geächteten Marius selbst in dieselbige Provinz, wo er ehemals als Quästor von ihm verachtet worden war ⁽¹⁾.

Er

(1) Sallust. Bell. Jugurth. 95. Val. Max. 6. 9.

Er hatte eine bewundernswürdige Gabe, seine Leidenschaften und Vorsätze zu verheimlichen, und war sich unter verschiednen Umständen so ungleich, daß es schien, als vereine er zwei Menschen in einem Körper. Keiner war milder und sanfter vor dem Siege, als er; keiner grausamer und blutdürstiger nach demselben ⁽⁶⁾. Er bediente sich im Kriege derselben Kunst, die Marius so glücklich angewandt hatte, einen eignen Enthusiasmus, und eine Verachtung der Gefahren, durch Täuschung mit Auspicien und göttlichen Ermahnungen in seiner Armee allgemein zu machen. In dieser Absicht führte er immer eine kleine Statue des Apollo, die er aus dem Tempel zu Delphi genommen hatte, mit sich; wenn er beschlossen hatte ein Treffen zu liefern, so pflegte er sie im Angesicht der Truppen in die Arme zu fassen, und um schnelle Erfüllung der Verheißungen zu bitten ⁽⁷⁾. Von dem ununterbrochnen Fortgange seines Glückes nahm er einen Zunamen, den die Römer vorher noch nicht kannten, *Felix*, oder der Glückliche, an. Er wäre wirklich glücklich gewesen, sagt Vellejus, wenn er mit seinen Siegen sein Leben gerettet hätte ⁽⁸⁾. Plinius nennt diesen Zunamen einen verworfnen, den er sich auf Kosten des Blutes und der Unterdrückung seiner Mitbürger gab; um dessen willen ihn

(*) Sallust. Bell. Val. M. 6. 9. Vell. Pat. 23.

(*) Val. Max. 1. 2. De Deor. 1. 33. (*) Vell. Pat. 2. 27.

ihn die Nachwelt für weit unglücklicher halten werde, als die, die er ermordete ⁽⁹⁾. Er hat indessen ein ihm ganz eignes Glück, daß er der einzige Mann in der Geschichte ist, dessen Ruhm seiner herrlichen Thaten, den Haß gegen seine Grausamkeiten ersetzt. Obgleich Cicero von Syllas Sache eine gute Meinung hatte, so verabscheute er doch seinen grausamen Sieg; er spricht nie mit Achtung von ihm, und nie von seiner Regierung anders, als von einer Tyrannei; er nennt ihn den Lehrer dreier verpestender Laster, des Luxus, des Geizes und der Grausamkeit ⁽¹⁰⁾. Sylla war der erste aus seiner Familie, dessen Leichnam verbrannt wurde; denn er befürchtete, daß ihm, wenn er gewöhnlich begraben würde, dieselbe Schmach wiederfahren werde, die er Marius angethan hatte, als er dessen Gebeine aus dem Grabe nehmen und in den Anio werfen ließ ⁽¹¹⁾. Kurz vor seinem Tode machte er seine eigne Grabinschrift, deren Sinn der ist, „daß kein Mensch ihn je im Gutessthum gegen seine Freunde, und im Bestrafen seiner Feinde übertroffen habe“ ⁽¹²⁾.

Sobald Sylla Tod war, brachen die alten Uneinigkeiten beider Partheien, die durch die Furcht vor

(9) Plin. Hist. Nat. 7. 43. (10) De Fin. 3. 22. De Offic. 2. 8.

(11) De Leg. 2. 22. Val. Max. 9. 2. (12) Plutarch in Sylla.

Folgende Inschrift wurde 1723 ohnweit Ciceros Arpinum, zwischen Utina und Cora gefunden. Sylla wählte sie wahrscheinlich der Gottheit, als er den Namen Felix, gleich nach seiner ersten glücklichen Unter-

vor seiner Macht auf einige Zeit erlöst waren, in neue Flammen aus. Beide Consuln, Q. Catulus und M. Lepidus, hatten ein verschiedenes Staatsinteresse, und jeder unterstützte eine von den Parteien. Lepidus entschloß sich, trotz aller Gefahr, Solas Gesetze zu vernichten, und Marius vertriebne Anhänger zurück zu rufen; er fieng an, das Volk öffentlich aufzufodern, daß es ihm hierzu beihilflich seyn möchte. Sein Unternehmen aber, wann gleich löblich, war aufrührerisch und zur Unzeit; denn es zweckte dahin ab, die gegenwärtige Einrichtung der Republik umzustürzen, die nach ihren neulichen Wunden und Blutvergießen nichts so sehr bedurfte, als Ruhe, um einige Kräfte wieder zu sammeln. Catulus Vater, der klügste Staatsmann seiner Zeit, der das Interesse der Aristokraten verfolgte, war von Marius zum Tode verurtheilt worden; der Sohn, der seines Vaters Tugenden und Grundsätze erbt, und durch das Verlangen nach Rache noch mehr angetrieben wurde, widersetzte sich muthig den Absichten seines Kollegen, und vereitelte sie. Als Lepidus nun sah, daß er, ohne zu den Waffen zu greifen, nie seine Absicht erreichen würde,

E 2

begab

nehmung, und nach der Niederlage der gegen ihn bewaffneten Anführer annahm.

IOVI
QVOD PERICVLVM
FELICITER EVASERIT
L. SVLLA
V. S. L. A.

begab er sich nach seiner Provinz, nach Gallien, in der Absicht, eine Armee zu stellen, die im Stande wäre, allen Widerstand zu unterdrücken. Die Nachricht von seinen Verbungen und Zurüstungen gab dem Senat Verdacht, so, daß er bald seiner Stelle entsetzt wurde. Hierauf erschien er an der Spitze einer großen Armee in Italien, nahm von Etrurien, ohne Widerstand zu finden, Besitz, und rüste als ein Feind auf Rom los, um ein zweites Consulat mit Gewalt zu fordern. Er hatte verschiedene angesehene Magistrate und die Glückwünsche aller Tribunen auf seiner Seite, und hoffte, daß er sich von Marius Namen, der noch immer beim Volke viel galt, unterstützt, auf Syllas Stelle schwingen, und die Oberherrschaft Roms usurpiren würde. Catulus wurde um dieselbige Zeit, nach Verlauf seines Amtes, mit der Proconsularwürde bekleidet und erhielt den Auftrag, den Staat zu verteidigen. Pompejus wurde ihm, zufolge eines Entschlusses des Senats, zu dem nehmlichen Geschäfte zugesellt. Nachdem beide ihre Truppen vereinigt hatten, begegneten sie Lepidus, ehe er Rom erreichte, bei der milvischen Brücke, ein oder zwei Meilen von der Mauer, schlugen ihn und zerstreuten seine ganze Armee. Da sein Legat M. Brutus, der Vater des Brutus, von dem nachmals Cäsar ermordet wurde, das cisalpinische Gallien in Besitz genommen hatte, so marschirte Pompejus aus, um die Provinz wieder zu erobern. Brutus wurde in Modena belagert, und ergab sich; als er auf sein eignes Begehren von einer Reiterwache nach einem

einem Dorfe am Po geführt wurde, ließ ihn Pompejus ermorden. Man tadelte diese That, als grausam und ungerecht, und es machte Pompejus wenig Ehre, daß er einen Mann vom ersten Range tödtete, der sich ihm freywillig unter der Bedingung der Sicherheit seines Lebens ergab. Er that es aber gewiß auf Catulus Rath, um unter dem Verwande der Verrätherei einen Mann aus dem Wege zu räumen, der wegen seines Ranges und Ansehens, ein gefährliches Haupt der marianischen Parthei hätte werden können, und von dem man fürchten konnte, daß er das aristokratische System, das Sylla eingeführt hatte, und das der Senat und alle Vornehmen zu erhalten wünschten, umzustürzen im Stande wäre. Lepidus floh nach Sardinien, wo er bald darauf, aus Kummer über die Vernichtung seiner Pläne und seines Glückes, starb. So endete denn der von römischen Schriftstellern sogenannte bürgerliche Krieg mit Lepidus Tod. Ob er gleich nicht lange dauerte, so hielt ihn doch Sallust für wichtig genug, ihn zum Gegenstand einer eignen Geschichte zu machen, von der wir noch Bruchstücke besitzen ⁽¹¹⁾.

Als Cicero voll emporstrebender Hoffnungen von seinen Reisen nach Rom zurückkehrte, wurde seine Ehrbegierde, wie Plutarch erzählt, vom delphischen Orakel gehemmet. Denn, als er den

E 3

Apollo

(11) Flor. 3. 27. Plutar. in Pomp. Appian. l. 1. 416. Sallust. Fragment. Hist. l. 1. Val. Max. 6. 2. Pigh. Annal. A. V. 676.

Apollo um Rath fragte, durch was für Mittel er zur höchsten Stufe des Ruhmes gelangen könne, erhielt er die Antwort: „Wenn er seinen eignen Genius, nicht die Meinung des Volkes, zum Wege weiser seines Lebens nehme.“ Nach diesem Rathe habe er sich nach seiner Rückkehr sehr vorsichtig betragen, und habe sich sehr geschueet, sich um öffentliche Ehrenstellen zu bewerben. Die Vorsicht war zwar sehr gut, aber Cicero war zu weise, und war zu lange mit Philosophen umgegangen, als daß er sie blos auf den Rath eines Orakels befolgt hätte, daß, nach seinem eignen Geständnisse, seit langer Zeit äusserst verachtet, und von jedem vernünftigen Manne für Betrügerei gehalten ward ⁽¹⁴⁾. Wann er wirklich nach Delphi reiste, wovon wir doch keinen Wink in seinen Schriften finden, so geschah es wohl aus ähnlichen Absichten, aus denen jetzt Reisende das heilige Haus zu Loreto besuchen, aus Neugierde, einen Ort zu sehen, der in der ganzen Welt wegen seiner Heiligkeit und seiner Reichthümer so berühmt ist.

Nach seiner Rückkehr beobachtete er nichts weniger, als jene Vorsicht, von der Plutarch spricht. Er begann seine Geschäfte als Sachwalter von neuem, und nachdem er noch ein Jahr auf der Rednerbühne verlebt hatte, erhielt er die Würde eines Quästors.

Unter den Prozessen, die er vor seinem Quästoramt führte, war der des berühmten Schauspielers

(14) De Div. 2. 56. 57.

lers Roscius, der sich durch ein ausgezeichnetes Verdienst in seiner Kunst, den Umgang und die Freundschaft der größten Männer Roms erworben hatte ⁽¹¹⁾. Der Fall war folgender: „Ein gewisser Fannius hatte dem Roscius einen jungen Sklaven überlassen, in der Absicht, daß er ihn zur Bühne bilden sollte. Er hatte sich ausbedungen, daß er an den Spotteln, die der Sklave durchs Agiren verdienen würde, Antheil nehme. Der Sklav wurde darauf ermordet, und Roscius klagte den Mörder wegen einer Entschädigung an. Durch einen Vergleich erhielt er für seinen Theil ein kleines Landgut, ohngefähr achthundert Pfund Sterling werth. Fannius klagte auch für sich besonders, und man vermuthete, daß er eben so viel erhalten hätte. Er gab aber vor, daß er nichts bekommen habe, und foderte also von Roscius die Hälfte dessen, was diesem für seinen Theil gegeben war.“ Man bemerkt aus Ciceros Rede, in welcher bewundernswerthen Achtung Roscius damals stand. Er entwirft ein lebenswürdiges Gemälde von ihm. — „Hat Roscius,“ so sagt er, „seinen Gegner hintergangen? Kann ein solcher Schandfleck auf einem solchen Manne haften? Ein Mann, der, ich rede es aus wahrer Ueberzeugung, selbst mehr Rechtschaffenheit, als Geschäftlichkeit, mehr Aufrichtigkeit, als Erfahrung besitzt; den das römische Volk selbst noch als einen bessern Menschen kennt, als er Schauspieler ist; der in seiner Kunst der erste auf

E 4

der

(11) Val. Max. 8. 7.

der Bühne, und durch seine Tugenden des Senats würdig ist ⁽¹⁶⁾. „ In einer andern Stelle sagt er von ihm: „ daß er ein so großer Künstler sey, der nur allein auf der Bühne gesehen zu werden verdiene; und ein solcher Mann, daß ihn allein die Bühne nicht verdiene ⁽¹⁷⁾; daß er es in seiner Kunst zu einer so bewunderungswürdigen Vollkommenheit gebracht habe, daß es allgemein geworden, den einen Roscius zu nennen, der sich in irgend einem Fache auszeichnete ⁽¹⁸⁾. „ Sein Gehalt soll täglich dreißig Pfund Sterling gewesen seyn ⁽¹⁹⁾. Plinius schäzt sein jährliches Einkommen auf viertausend Pfund ⁽²⁰⁾; Cicero aber scheint es auf fünftausend zu bestimmen. Er war großmüthig, wohlthätig und verachtete das Geld; als er sich ein ansehnliches Vermögen durch seine Kunst erworben hatte, diente er dem Publulum viele Jahre unentgeltlich. Cicero dringt also darauf, daß es unglaublich sey, „ daß dieser Mann, der in zehn Jahren funfzigtausend Pfund ehrlich hätte verdienen können, und sie ausschlug, einen Betrug für eine Kleinigkeit von vierhundert Pfund begehen könne ⁽²¹⁾. „

Als sich die Nachricht von Ciceros Rückreise von Griechenland verbreitete, beherrschten zwei Redner von edler Abkunft und großem Ansehen, Cotta und Hortensius, das Forum. Ihr Ruhm entflammte ihn mit dem Verlangen, der Nebenbuhler ihrer Tugens

(16) Pr. Q. Rosc. 6.

(17) De Orat. 1. 23.

(18) Plin. Hist. Nat. 7. 39.

(19) Pro. Quint. 25.

(20) Macrob. Saturn. 2. 10.

(21) Pr. Rosc. 8.

Zugenden zu werden. Cottas Vortrag war ruhig und leicht, floss in eigner Schöne; Hortensius sprach geistvoll, erhaben, feurig im Ausdruck und Gebehrde. Da ihm dieser am Alter näher, nur ohngefähr acht Jahr älter war, und sich ganz in seinem Geschmatze und seiner Art auszeichnete, so sah er ihn besonders für seinen Nebenbuhler und Mitbewerber des Ruhmes an ⁽²²⁾.

Die Geschäfte eines Sachwalters waren zwar unter allen die mühevollsten, aber nicht einträglich; es war gesetzwidrig, Geld, ja selbst nur ein Geschenk dafür zu nehmen. Die reichsten, größten und edelsten Römer boten ihren Mitbürgern freiwillig ihre Dienste an, als gemeinschaftliche Vormänner und Beschützer der Unschuld und des Unglücks ⁽²³⁾. Diese Einrichtung dauerte schon seit Romulus; er hatte den Patriciern oder Senatoren anbefohlen, das Volk unentgeltlich zu beschützen. Als es aber in der Folge der Zeit gebräuchlich geworden war, daß alle Klienten ihren Patronen ein jährliches Geschenk machten, und ihnen dadurch ein Theil der Bürger so zinsbar wurde, als er es dem Senat war, so entwarf der Tribun M. Cincius ein Gesetz, in dem allen Senatoren verboten wurde, „Geld oder Geschenke für irgend etwas, namentlich für Prozesse zu nehmen.“ Cicero erwähnt einer bittern Antwort, die der Tribun bei dem Streite über dieses Gesetz einem Redner C. Canto gab, als er dagegen sprach. Als ihn Canto

höch-

E 5

(22) Brut. 440.

(23) De Offic. 2. 19.

Hebhnisch fragte: „Vorüber machst Du so viel Lerrn, mein kleiner Cincius?“ — „Daß Du, Caius, das bezahlen sollst, was Du brauchest“⁽²⁴⁾. — Wir müssen indessen nicht glauben, daß diese Großmuth der Vornehmen ganz uneigennützig, ganz ohne Hoffnung einiger Früchte war; sie brachte die edelsten, die ein freier Mann nur wünschen konnte, die Früchte des Lobes und der Ehre vor dem ganzen Publikum; sie war das Werkzeug der emporstrebenden Ruhmbegierde, das sicherste Mittel, sich zu den Ehrenstellen des Staates empor zu arbeiten. Die Edlen weiheten dem Volke ihre Mühe, und das Volk belohnte sie mit auszeichnenden Ehren, die es zu gewähren vermochte. Dies war eine weise und glückliche Einrichtung, daß sie, durch Ehre und Tugend nothwendig verknüpft, sich gegenseitig dienten, einander aufrecht zu erhalten; daß die Belohnung der Ehre das Verdienst anspornte, und das Verdienst sicher zu Ehrenstellen erhob; die einzige Politik, durch die eine Nation groß und glücklich werden kann.

Alle drei erwähnte Redner waren also, Rom's Sitten und Verfassung gemäß, den Sommer hindurch beschäftigt, sich um ganz verschiedene Aemter zu bewerben, wozu ihnen die Verschiedenheit ihres Alters und Ranges das Recht des Anspruches gab; Cotta

(24) Liv. 34. 4. Tacit. Annal. 11. 5. Cic. de Orat. 2. 71.

Dies cincische Gesen wurde im Jahre Rom's 549 gegeben, und dem Volke von Q. Fabius Maximus in seinem hohen Alter empfohlen. De Senect. 4. Figh. Annal. Tom 2. p. 215.

Cotta um das Consulat, Hortensius ums Aedilensamt, Cicero um eine Quästorstelle. Sie erreichten alle drei ihre Wünsche; und Cicero hatte die besondere Ehre, unter allen seinen Mitbewerbern, durch eine einstimmige Wahl der Tribus, und zwar im ersten für dieses Amt gesetzmäßigen Jahre, im ein und dreißigsten seines Alters, ernannt zu werden ⁽²⁵⁾.

Die Quästoren waren die Großschatzmeister des Staates; ihre Zahl hatte sich mit dem Wachstume der Einkünfte von zwei bis zwanzig vermehrt, nach der Einrichtung, die Sulla gemacht hatte. Sie wurden jährlich nach den verschiedenen Provinzen versendet; jeder Proconsul oder Gouvernör bekam einen Quästor mit, der der nächste nach ihm im Range war, und das ganze Gefolge eines Magistrats, die Victoren, die ihm die Fasces vortrugen, um sich hatte; nur dem Quästor in der Stadt war das Letztere nicht zugestanden. Außer der Sorge für die Einkünfte, war es auch ihr Geschäft, Getraide, alle Arten Kornfrüchte, zum Gebrauch der auswärtigen Armeen und zum Unterhalt der Stadt anzuschaffen.

Dies war der erste Schritt zu der gesetzmäßigen Folge der öffentlichen Ehrenstellen; er eröffnete unmittelbar den Weg in den Senat, und verschaffte nach Verlauf des Amtes, ein lebenslang dauerndes Recht des Zutritts zu demselben. Obgleich seiner, im strengern Sinne des Wortes, ein voll-

(25) In Pl. 1. Brut. 440.

vollkommner Senator war, bis er am nächsten Lustum von den Censoren in die Liste eingeschrieben war, so war doch dies Letztere bloß eine Formalität, die keinem abgeschlagen werden konnte, ausser wenn er eines Verbrechens angeklagt und überführt war, für dessen Begehung auch jeder anderer Senator degradirt wurde. Mit diesen Quästoren also, die das Volk jährlich wählte, wurden die erledigten Stellen im Senat, der damals aus fünfhundert Mitgliedern bestand, ergänzt. Durch diese vorstrefliche Einrichtung war der Tugend und dem Fleiße jedes Bürgers die Bahn zum höchsten Range im Staate eröffnet; und die Würde dieses höchsten Rathes wurde durch eine Folge solcher Mitglieder aufrecht erhalten, deren ausgezeichnetes Verdienst sie zuerst der Bekanntschaft und der Gunst ihres Vaterlandes empfohlen hatte ⁽¹⁶⁾.

Die

(16) In Verr. Act. 1. 4. Post. red. ad Sen. 1. Pro Sext. 65.

Cicero bekümmert es an vielen Orten, daß der Senat auf diese Art ergänzt wurde. Zum Beispiel: als Cicero zum Aedilen erwählt war, ein Amt, das auf die Quästur im Range folgte, so reiste er noch vor Antritt seines Amtes nach Sicilien, um Beweise gegen Verres zu sammeln. In der Nachricht von dieser Reise sagt er, daß er auf eigne Kosten, ohnehin als Senator in einer Provinz, wo er vorher Quästor war, reiste. In Verr. 1. 6. Ferner: als er die Gouvernorsstelle von Sicilien erhielt, so bat er den jungen Curio, und alle seine Freunde im Senat, daß sie es verhindern möchten, daß ihm seine Stelle über ein Jahr verlängert werde. Während seiner Abwesenheit wurde Curio, der vorher zur Quästur war, zum Tribun erwählt. Cicero erneuerte also in seinem Glückwunschschreiben an ihn seine vorige Bitte, und sagte, er hätte ihn zuvor als einen Senator

von

J. A. 677. Die Consuln dieses Jahres waren Cn. Octavius und C. Scribonius Curio. Ersterer war Ciceros Freund, ein Mann von vorzüglicher Menschenliebe und Güte. Er litt sehr schmerzlich an der Gicht; Cicero stellt ihn daher auch oft als ein Beispiel gegen die Epikureer auf, um zu beweisen, daß ein Leben voll Unschuld durch Schmerzen nicht unglücklich gemacht werden könne ⁽²⁷⁾. Der andere war ein gemachter Redner, oder Sachwalter auf der Rednerbühne; er hatte sich hier einigen Kredit erworben, ohne irgend einen andern Vorzug der Kunst oder der Natur, als eine gewisse Reinheit und Schöne seiner Sprache, die er seinem Vater verdankte, der wegen seiner Beredsamkeit geschätzt war. Seine Aktion war heftig, und er hatte eine lächerliche Gewohnheit, den Körper von einer Seite zur andern zu wiegen, angenommen, die zu einem Scherz über ihn Veranlassung gab, daß er das Sprechen in einem Boote gelernt habe. Beide waren indessen gute Magisträte; so wie es die gegenwärtige Lage des Staates erforderte; für das Interesse des Senats, und Syllas Einrichtungen, denen die Tribunen durch alle Kunstgriffe den Umsturz droheten, besorgt. Beide Consuln wurden also von einem kühnen unruhigen Tribun, Cicinius, vor

von der edelsten Familie, und als einen Jüngling von warmer Theilnahme darum ersucht; jetzt wende er sich an ihn, den Volkstribun, der es in seiner Gewalt habe, seine Bitte zu erfüllen. Ep. fam. 2. 7.

(27) De Finih. 2. 28.

vor das Volk gefodert, wo sie ihre Meinung über die Aufhebung der Gesetze des Sulla, und über die Wiederherstellung der Gewalt der Tribunen, welches jetzt die einzige Sache war, die die Aufmerksamkeit und den Eifer der Stadt beschäftigte, erklären sollten. Curio sprach mit seiner Heftigkeit und angewöhnten Bewegungen dagegen; ihm saß Octavius zur Seite, von der Bicht gelähmt und in Pflaster und Umschläge gehüllt. Als Curio ausgesprochen hatte, so bemerkte der Tribun, ein Mann von trüglicher Laune, „daß Octavius seinem Colles gen den heutigen Dienst nie genug verdanken könnte; denn wenn er sich nicht so viel Mühe gegeben hätte, ihm die Fliegen abzunehmen, so würden sie ihn gewiß aufgezehrt haben ⁽²⁸⁾.“ Als Cicinius seine aufkührerischen Pläne noch immer verfolgte, und alle Mittel anwendete, das Volk zu einer Gewaltthatigkeit gegen den Senat zu bewegen, so wurde er in einem Aufstande, den er selbst erregt hatte, auf Curios Befehl ermordet ⁽²⁹⁾.

Wir wissen nicht genau, wann sich Cicero verheirathete; wahrscheinlich geschah es am Ende des vorigen Jahres, gleich nach seiner Rückkehr, als er dreißig Jahr alt war. Später können wir den Zeitpunkt nicht annehmen, weil seine Tochter in ihrem dreizehnten Jahre, im Jahre vor seinem Consulat, verheirathet ward, und sich doch vermuthen läßt, daß sie in diesem Jahre, am fünften August, geboren

(²⁸) Brut. 350. 323. 324.

(²⁹) Sallust. Fragn. Hist. l. 3. Orat. Macri. Pigh. Ann. 677.

geboren sei ⁽³⁰⁾. Auch wissen wir nichts sicheres von der Familie seiner Gattin Terentia; aber aus ihrem Namen, ihrem großen Vermögen, und daraus, daß ihre Schwester Fabia eine vestalische Jungfrau war, läßt sich schließen, daß sie von guter Familie seyn mußte ⁽³¹⁾. Dieses Jahr war also Cicero besonders günstig, denn es vermehrte nicht nur seine Familie, sondern gab ihm auch neue Würde, indem es sie vom Ritterstande zum Senatorenrange erhob. Dieser frühe Genuß der Gunst des Volkes verkündete ihm sicher seine künftige Erhebung zu den höhern Ehrenstellen der Republik voraus.



Fünfte

(30) Ad Amic. 4. 1.

(31) Ascon. Orat. in. Tog. cand.

Fünftes Kapitel.

Cicero geht als Quästor nach Sicilien. — Lernt auf der Rückreise in Brundisium eine wichtige Wahrheit. — Quintus sucht Sulla's Heere umzustossen. — Verres, ein ungerechter Prätor. — M. Antonius, Kommandant aller Armeen des mittelländischen Meeres. — Mithridates erneuert den Krieg. — Spartacus rebellirt mit einem Heer Feciter. — Sertorius in Spanien. — Pompeius, Consul. — Crassus, sein Mitconsul. — Wie Cicero die Zeit nach seiner Rückkehr nuzte. — Er wird zum Aedilen erwählt. — Beschreibung dieses Amtes. —

I. A. 673. Da die Provinzen den Quästoren durchs Loos zugetheilt wurden, so traf es sich, daß Cicero Sicilien erhielt ⁽¹⁾. Dies war das erste Land, das nach der Eroberung Italiens eine Beute der Römer ward ⁽²⁾. Man hielt es für so wichtig, daß es in zwei Provinzen, die von Elybeum und Syrakus, vertheilt ward; sie standen zwar damals beide unter einem Prätor oder Gouverneur S. Peducus, doch hatte eine jede noch ihren eignen Quästor ⁽³⁾. Cicero nahm dies Amt nicht als ein Geschenk, sondern als ein unvertrautes Pfand an; er betrachtete es, so sagt er selbst, „als ein öffentliches Theater, auf dem die Augen der Welt auf ihn gerichtet wären.“ Damit er seine Rolle mit desto bessern Credit spielen könne, entschloß er sich, ihr seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, sich jedes Vergnügen zu versagen, jede Erfüllung seiner Begierden, selbst die

III

(1) Brut. 449. (2) In Verr. I. 3. 1. (3) Ibid. 4.

unschuldigsten und natürlichsten, wenn sie der 136:
lichen Erfüllung seiner Pflicht hinderlich seyn könn-
ten ⁽⁴⁾.

Sicilien wurde gewöhnlich Roms Kornmagazin
genannt ⁽⁵⁾; das vorzüglichste Geschäft des Quästors
war also, Korn und Lebensmittel für die Stadt
anzuschaffen. Da in diesem Jahre eine ausseror-
dentliche Theuerung in Rom war, so machte dies
das Volk unzufrieden, und gab den Tribunen Ge-
legenheit, dasselbe um so leichter aufzuwiegen, ins-
dem sie die Schuld dieses Uebels der Verminderung
der Gewalt der Tribunen, die nun der Unterdrück-
fung der Großen preis gegeben wären, zuschrie-
ben. ⁽⁶⁾ Die öffentliche Ruhe machte es also nöthig,
daß eine Menge Korn von Sicilien aus geschickt
werden mußte, wodurch die Insel leicht selbst er-
schöpft werden konnte. Es war für Cicero eine
schwere Aufgabe, die Forderungen der Stadt zu
befriedigen, ohne den armen Insulanern weh zu
thun. Er betrieb die Sache mit so viel Klugheit,
daß er ohne die Beschwerde der Provinz, große
Ausfuhren nach Rom schickte. Er bewies hierbei
den Rättern große Höflichkeiten, den Kaufleuten
Gerechtigkeit, und den Bundesgenossen Menschens-
freundlichkeit; kurz, er erzeugte jedem Gefälligkeit
ten, und gewann dadurch die Liebe und die Bes-
wuns

(4) In Verr. l. 5. 14. (5) In Verr. l. 2. 2.

(6) Orat. Cottae in fragm. Sallust.

Wunderung aller Sicilianer, daher sie ihm auch bei seiner Abreise größere Ehre erwiesen, als irgend einem ihrer Obergouvernöre vor ihm ⁽⁷⁾. Während seines Aufenthaltes in diesem Lande, hatten einige junge Römer von Stande, die bei der Armee dienten, große Unordnungen begangen, und sehr gegen den Dienst gehandelt; um der Strafe zu entgehen, waren sie nach Rom geflohen, wurden aber hier von den Magisträten eingezogen, und dem Prätor von Sicilien zur Untersuchung zurückschickt. Cicero übernahm ihre Vertheidigung, und brachte es dahin, daß ihnen die Strafe erlassen wurde; auf diese Art verpflichtete er sich manche angesehenen Familien Roms ⁽⁸⁾.

Die Stunden, die ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen, nutzte er, wie zu Rom, zu rhetorischen Uebungen. Er hatte sich zur festen Regel gemacht, keinen Tag ohne eine Uebung dieser Art verfließen zu lassen. Als er also von Sicilien zurückkam, waren seine Rednertalente, seinem eignen Urtheil zu Folge, zur völligen Vollkommenheit und Reife gediehen ⁽⁹⁾. Selbst jenes Land, in der Vorzeit durch seine Schulen der Beredsamkeit so berühmt, mochte ihn zum Theil zur Erneuerung dieses Studiums anlocken. Die Sicilianer waren, seiner Erzählung zu Folge, ein schlaues, zankfüchtiges Volk, das, nach der Vertreibung seiner Tyrannen, sich über das Eigenthumsrecht oft stritt. Da dies viele Rechtsbündel veranlaßte, so waren sie

(*) Pr. Planc. 26. (°) Plutarch. Vit. Cic. (°) Brut. 440.

sie die ersten, die Regeln erfanden und eine Kunst zu sprechen lehrten, deren erste Professoren Corax und Euthias waren; eine Kunst, die vor allen andern ihre Entstehung der Freiheit verdankt, und nirgends anders, als in einer freien Luft gedeihet ⁽¹⁰⁾.

Ehe er die Sicilianer verließ, durchreiste er die Insel, und sah jede Merkwürdigkeit, besonders die Stadt Syrakus, die immer die Hauptrolle in der Geschichte dieses Landes spielte. Seine erste Frage, als ihm die Magisträte die Merkwürdigkeiten des Ortes wiesen, war, wo Archimedes Grabs mal sei, das durch diesen Namen einer so großen Ehre genieße. Zu seinem Erstaunen fand er, daß sie gar nichts davon wußten, ja selbst behaupteten, es gebe gar kein solches Grabmal. Da ihn aber die übereinstimmenden Zeugnisse mehrerer Schriftsteller in seiner Erwartung bestätigten, und er sich sogar der Verse, mit denen es beschrieben sey, ein- innerte, und ihm einfiel, daß eine Himmelskugel mit einem Cylinder darauf gegraben sey, so ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, es selbst aufzusuchen. Als sie ihn daher an das Thor geführt hatten, wo die meisten alten Grabmäler standen, bemerkte er in einem Winkel, der mit Gesträuch und Brombeeren umwachsen war, eine kleine Säule, deren Spitze kaum über das Gebüsch hervorragte, und mit dem Bilde einer Himmelskugel und eines Cylinders versehen war. Sogleich rief er seinen

(10) Brut. 75. de Orat. 1. §.

Regeltern zu, dies sey das Ding, was er suche. Er ließ darauf das Gesträuch wegräumen, und fand auch die erwartete Inschrift, von der immer der Ausgang der Verse verwittert war. „So hätte Hann,“ sagt er, „eine der berühmtesten Städte Griechenlands, selbst einstens die gelehrteste, nicht von dem Denkmal ihres verdienstvollsten und geistreichsten Bürgers gewußt, wenn es nicht von einem Römer aus Arpinum entdeckt worden wäre ⁽¹¹⁾.“ Nach dem Verlauf des Jahres nahm er in einer gefälligen und herzlichlichen Rede von den Sicilianern Abschied, und versicherte sie seines Schutzes in allen ihren Angelegenheiten zu Rom. Er hielt sein Wort, und war beständig der Patron dieser Insel, zu ihrem großen Vortheil.

Er reiste sehr vergnügt über den glücklichen Ausgang seiner Verwaltung ab; er schmeichelte sich, daß ganz Rom ihn lobpreisen, und daß ihm das Volk willig alles, was er nur wünsche, zugestehen werde. Von diesen Gedanken voll, landete er zu Puteoli, einem beträchtlichen Hafen ohnweit Bajä, des vornehmsten Ortes der Vergnügen von ganz Italien, wo sich beständig Reiche und Große, theils um der schönen Lage, theils um der warmen Bäder willen, aufhielten. Hier wurde Cicero, wie er selbst scherzhaft erzählt, von dem ersten Freunde, der ihm begegnete, nicht wenig gekränket. Dieser fragte ihn, seit wie lange er Rom verlassen habe, und was Neues dort vorgefallen sey? als er ihm

antw

(11) Tusc. Quæst. 5. 3.

wortete, er komme aus der Provinz, so fiel ihm ein anderer in die Rede, — vermuthlich aus Afrika? Da Cicero mit einigem Unwillen antwortete, nein; ich komme von Sicilien, so nahm ein dritter, der klüger scheinen wollte, das Wort: Wie? sagte er, wißt ihr denn nicht, daß Cicero Quästor von Syrakus war? — Cicero sah wohl, daß es ihm nicht seyn würde, sich darüber zu ärgern; er nahm also die gute Laune der Brunnengäste an, und blieb in ihrer Gesellschaft. Indessen hemmte doch diese kleine Kränkung seinen Ehrgeiz ein wenig, oder lehrte ihn vielmehr, wie er ihn auf eine glücklichere Art anwenden sollte. Sie that ihm mehr Gutes, so sagt er selber, „als wenn er alle die Lobsprüche empfangen hätte, die er erwartete;“ denn sie führte ihn zu der Bemerkung, „daß das römische Volk ein schwer Gehör, aber ein durchdringendes Auge habe; daß er immer vor dem Angesicht desselben bleiben, und nicht sowohl sich bemühen müsse, etwas von sich hören, sondern vielmehr von sich sehen zu lassen. Von diesem Augenblick an beschloß er, das Forum nicht zu verlassen, und beständig vor den Augen der Stadt zu leben, und niemals Jemanden, weder von seinem Thürsteher, noch vom Schläfe abweisen zu lassen, der ihn sprechen wollte ⁽¹²⁾.

Als er nach Rom zurückkam, fand er den Consul L. Lucullus aus allen Kräften beschäftigt, die Versuche eines unruhigen Tribun L. Quintilius zu

(12) Pro Plancio 26.

verhindern, der eine eigne Gabe hatte, durch seine Reden das Volk zu empören, und sie beständig dazu brauchte, dasselbe zu bereden, daß es Syllas Gesetze umstoßen sollte ⁽¹³⁾. Diese Gesetze waren allen, die nach der Volksgunst strebten, sehr zuwider, besonders aber den Tribunen, die die Verminderung ihrer ehemaligen Gewalt nicht geduldig verschmerzen konnten; alle vernünftigen Männer hingegen wünschten sie als die beste Stütze eines dauernden Friedens und einer bleibenden Einrichtung des Staates aufrecht zu erhalten. Der Tribun Sicinius machte gleich nach Syllas Tod den ersten Angriff auf dieselben, verlor aber beim Streite sein Leben; dies erstikte die Flamme nicht, sondern fachte sie noch stärker an. Cotta, einer der nächstfolgenden Consuln, ein Mann von bescheidenen Grundsätzen, der für keine Parthei eingenommen war, suchte die Hitze derselben zu mindern, indem er zwischen dem Senat und den Tribunen eine Vermittelung suchte, und letztern einen Theil der ihnen benommenen Vorrechte in so fern wieder gab, daß er sie wieder für fähig erklärte zu den höhern Aemtern zu gelangen. Aber die Wiederherstellung eines Theiles konnte sie nicht befriedigen; sie blieben so unruhig als vorher, und hielten es für Verrätherei, wenn sie sich besänftigen ließen, ehe sie alles wieder erhalten hätten. Quintius befolgte also jetzt das Beispiel seines Vorgängers Sicinius, forderte das Volk auf, sich selbst gegen seine Verfolger Recht zu vers

(13) Pro Cluent. 29. Plutarch, in Lucull.

verschaffen, und nicht zugeben, daß die Edlen ihm seine Gewalt und seine Freiheiten entwänden. Lucullus kam ihm durch Thätigkeit zuvor, daß er keine Vortheile gewinnen, oder den öffentlichen Frieden in diesem Jahre stören konnte ⁽¹⁴⁾.

C. Verres, von dem wir noch mehr reden werden, war jetzt Prätor der Stadt, oder Obergerichtsherr der Justiz. Der Prätor war nicht an die buchstäbliche Auslegung der Gesetze gebunden, sondern sprach gewöhnlich nach den Grundsätzen der Billigkeit das Urtheil. Dies gab ihm zwar größere Freiheit recht zu handeln, aber auch Unrecht zu thun. Die Gewalt war nie in schlechteren Händen, und wurde nie treuloser ausgeübt, als von Verres. „Jeder Mann in ganz Italien,“ sagt Cicero, „der Rechtshandel in Rom hatte, mußte die Erfahrung machen, daß über das Recht und das Eigenthum des römischen Volkes nach dem Wohlgefallen einer Mätresse entschieden wurde ⁽¹⁵⁾.“

M. Antonius, der Vater des Triumvir, hatte in diesem Jahre den ungewöhnlichen Auftrag erhalten, alle Küsten des mittelländischen Meeres zu besetzen und zu kommandiren. Eine gränzenlose Macht, sagt Cicero ⁽¹⁶⁾, die ihm Gelegenheit gab, die Provinzen zu plündern, und die Bundesgenossen auf alle Art zu mißhandeln. Er überfiel Creta ohne Kriegserklärung, um es zu unterjochen, mit einer solchen Zuversicht auf den Sieg, daß er mehr

§ 4

Retten,

(¹⁴) Sallust. Hist. Fragm. l. 3. Orat. Macri. Licinii. Plut. in Lucull. (¹⁵) In Verr. 5. 13. (¹⁶) Ibid. 2. 2.

Ketten, als Waffen, mitgenommen hatte ⁽¹⁷⁾. Er erfuhr aber das Schicksal, das er verdiente: die Eretenser schlugen ihn in einem Seergefecht, und führten triumphirend, die Leichname ihrer Feinde an die Mastbäume aufhängend, in ihren Hafen zurück. Antonius starb bald nach dieser Demüthigung, verrufen wegen seines Character, um nichts besser, sagt Asconius, als sein Sohn ⁽¹⁸⁾. Die Eretenser mußten ihren Sieg theuer bezahlen; Metellus eroberte die Insel ganz. „In diesem Kriege,“ sagt Florus, „waren die Römer, wenn man die Wahrheit gesehen soll, der angreifende Theil. Sie beschuldigten zwar die Eretenser, daß sie dem König Mithridates beigestanden hätten, aber ihr wahrer Bewegungsgrund war das Verlangen, eine so berühmte Insel zu erobern ⁽¹⁹⁾.“

Auch Mithridates hatte von neuem einen Krieg gegen die Römer angefangen, aufgemuntert durch den Sieg, den Sertorius zur selbstigen Zeit in Spanien über ihre besten Truppen und Generale, über Metellus und Pompejus, gewann. Als nun Lucullus nach Verlauf seines Consulats die Provinz Asien loofete, so erhielt er mit ihr den Auftrag, diesen Krieg zu führen. Während die Armeen also an den beiden verschiedenen Gränzen des Reiches beschäftigt waren, brach im Innern desselben ein Aufruhr aus, der geringen und verächtlichen Ursprunges war, und in kurzem Schrecken und Verwirrung über ganz Italien verbreitete. Einige Feh-

ter,

(¹⁷) Flor. 3. 7. (¹⁸) In Verr. 3. 91. (¹⁹) Flor. ibid.

ter, anfänglich kaum dreißig an der Zahl, machten den Anfang. Sie brachen aus ihrer Schule zu Capua aus, bemächtigten sich einer Menge Waffen, zogen eine Anzahl Sklaven mit sich, und nahmen auf dem Vesuv ihren Posten. Hier wurden sie bald vom Prätor Clodius Glaber mit einem Korps regulirter Truppen umringt; sie schlugen sich aber durch, eroberten sein Lager, und bemächtigten sich Campaniens. Nach diesem Glücke vermehrte sich ihre Anzahl gleich zu einer völligen Armee von vierzigtausend streitbaren Männern. Sie boten den römischen Legionen die Spitze, und unterhielten drei Jahre lang mitten in Italien einen hitzigen Krieg. Sie schlugen verschiedene Generale vom Consulars und Prätorrange; und übermüthig durch ihre Siege, sprachen sie schon von einem Angriffe auf Rom. Der Prätor M. Crassus, der den Krieg führte, hatte indessen alle Truppen, die in der Nähe waren, zusammengezogen, und züchtigte ihre Frechheit. Er trieb sie vor sich her bis an die Landspitze bei Rhegium; da es ihnen hier an Fahrzeugen zur Flucht fehlte, so wurde der größte Theil niedergeschnitten, worunter auch ihr General Spartacus war, der bis auf den letzten Augenblick mit seinem verzweifelnden Korps tapfer focht ⁽²⁰⁾. Dies ward der Sklavenkrieg genannt; Crassus erhielt die Ehre einer Ovation, denn man glaubte, es sey unter der Würde der Republik, ihm für den Sieg über Sklaven einen vollen Triumph zuzugestehen. Um

(20) Flor. 3. 20.

es aber einem Triumphe so ähnlich als möglich zu machen, verschafte sich Crassus ein besonderes Decret des Senats, durch welches er berechtigt wurde, statt der bei der Ovation gewöhnlichen Myrtenskrone, den eigenthümlichen Schmuck des Triumphes, eine Lorbeerkrone, zu tragen ⁽²¹⁾.

Auch der sertorianische Krieg wurde ohngefähr um dieselbige Zeit glücklich geendigt. Der Urheber desselben, Sertorius, war unter C. Marius erzogen; er hatte unter ihm in allen seinen Kriegen gedient, und sich einen vorzüglichen Ruf der Tapferkeit, der Gerechtigkeit und eines huldreichen Betragens erworben. Er war zwar ein treuer Anhänger der marianischen Parthei, aber er mißbilligte stets ihre Grausamkeiten, suchte sie zu verhindern, und rieth immer zur Schonung. Nach Cinna's Tode fiel er samt dem Consul Scipio in Syllas Hände, als sie von der Armee verlassen wurden. Sylla schenkte ihm das Leben, vermuthlich in Rücksicht seiner bekannten Bescheidenheit; als er aber fand, daß er seiner Sache ganz zuwider sey, proscribte er ihn bald darauf, und zwang ihn, seine Sicherheit in auswärtigen Ländern zu suchen. Nach dem er in Afrika und an den Küsten des mittelländischen Meeres vergeblich geirrt war, fand er endlich in Spanien einen sichern Aufenthalt. Hier versammelten sich alle, die vor Syllas Grausamkeit flohen, um ihn; und er wählte aus ihnen einen Senat, der der ganzen Provinz Geseze gab. Durch seinen

(21) Plut. in Crass. — In Pison. 2. 4.

seinen großen Ruf und durch Klugheit vermocht er hier eine Armee aufzubringen, die stark genug war, einen Krieg von acht Jahren gegen die gesammte Macht der Republik zu unterhalten, und es angesichts zu machen, ob Rom oder Spanien die Herrschaft der Welt besitzen sollte. Q. Metellus, ein alter erfahrener General, wurde ihm erst allein entgegen gestellt; er wurde aber so oft von seinem müthigern und geschicktern Gegner überrortheilt und geschlagen, daß sich das römische Volk genöthigt sah, seinen Liebling Pompejus mit den besten Truppen des Reiches ihm zur Hülfe zu schicken. Cerrorius behauptete gegen beide das Feld; nach vielen Treffen, in denen gewöhnlich der Verlust auf beiden Seiten gleich war, oft aber Cerrorius siegte, wurde er endlich bei einem Gastmal von Verponna verrätherisch ermordet, der ihm im Kommando der nächste war, und aus Reid über seinen Ruhm nach seiner Macht strebte. Verponna war von edlem Herkommen, und war Prätor in Rom gewesen. Hier hatte er mit dem Consul Lepidus die Waffen ergriffen, um Syllas Gesetze umzustossen, und die proscribirtten Anhänger des Marius zurückzurufen. Nachdem sie geschlagen waren, hatte er den besten Theil der Truppen dem Cerrorius zugeführt ⁽²²⁾. Statt nun durch dessen Tod das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, stürzte er vielmehr das ganze Unternehmen, an dessen Spitze er sich gestellt hatte, und machte

(22) Vell. Pat. 2. 25. 29. 90. Flor. 3. 22. Epit. Liv. 96. Pomp. Appian. p. 418.

machte dem Kriege ein Ende, der nur durch Sertorius Auf so lange unterhalten war. Die rebellischen Provinzen unterwarfen sich sogleich, und die Armee, die auf ihren neuen General kein Zutrauen setzte, wurde bald zerstreut, und Perponna ward selbst gefangen genommen.

Von Pompejus wird eine kluge und großmüthige Handlung bei dieser Gelegenheit gerühmt. Perponna erbot sich, in der Hoffnung sein Leben zu retten, daß er ihm wichtige Entdeckungen machen, und alle Papiere des Sertorius ausliefern wolle, worunter sich auch verschiedene Briefe von den angesehensten Senatoren aus Rom befänden, die ihn einludeten, mit seiner Armee nach Italien zu kommen, um die Staatsverfassung umzustürzen. Pompejus ließ die Schriften ungelesen verbrennen, und Perponna, ohne ihn zu sprechen, hinrichten⁽²³⁾. Er wußte wohl, daß das beste Mittel gegen die mißvergnügten Römer, unter denen sich Faktionen beständig bemühten, den öffentlichen Frieden zu stören, dies sey, daß das Volk vielmehr von der Furcht befreiet würde, die ihm das Bewußtseyn einer Schuld einflößt, als daß es gezwungen würde, seine Sicherheit durch Neuerungen, und durch den Umsturz des Senats zu suchen⁽²⁴⁾. Als er mit seiner siegreichen Armee nach Italien zurückkehrte, begegnete er durch ein glückliches Öhngesähr den noch übrigen Flüchtlingen, die nach Spartacus Niederlage Crassus Händen entronnen waren, und in einem

(23) Plut. in Pomp. Appian. 423.

(24) Pr. Sext. 46.

einem geschlossenen Korps auf die Alpen zu marschirten. Er schnitt ihnen den Weg ab, und ließ sie alle, an fünftausend Mann niederhauen. Er schrieb dem Senate, „daß Crassus zwar die Fecster geschlagen, er aber den Krieg mit der Wurzel vertilget“⁽²⁵⁾. Cicero gab auch aus einer natürlichen Abneigung gegen Crassus, in einer öffentlichen Rede Pompejus die Ehre, den Krieg geendigt zu haben, und erklärte: „daß schon der Haß seiner Rückkunft die Kräfte desselben geschwächt, und seine Gegenwart ihn ganz vernichtet habe“⁽²⁶⁾. „

Für diesen Sieg in Spanien erhielt Pompejus einen zweiten Triumph, als er nur noch ein Privatmann vom Ritterstande war. Aber den Tag darauf trat er das Consulat an⁽²⁷⁾, zu dem er in seiner Abwesenheit erwählt war. Zum Befehlen geboren, trat er zum erstenmal in den Senat, um den Vorsitz einzunehmen. Er war noch nicht voll sechs und dreißig Jahre alt; der Senat dispensirte ihn aber durch ein eignes Decret von der Schwierigkeit, die ihm sein Alter und seine Abwesenheit in den Weg legte, und erklärte ihn für fähig, das höchste Amt zu verwalten, ehe er nach den Gesetzen selbst zu dem geringsten berechtigt war⁽²⁸⁾.

Auf

(25) Plurarch, ibid. (26) Pro Leg. Manil. XI. Pro Sext. 31. (27) J. R. 683. (28) Diese unaerwünschte Wahl war nicht sowohl die Folge einer allgemeinen Liebe und Bewundrung des Helden, als der Furcht vor einem zweiten Sulla. Pompejus interessirte sich nicht aus Freundschaft für Crassus, sondern um einen Nebenbuhler, so lange als es noch nöthig war, zu befriedigen, den er ehemals durch die Aeußerung über den Sien, den er über die stehenden Heere gerann, sehr gekränkt hatte

Auf seinen Rath ward ihm M. Crassus zum Mitconsul gegeben ⁽³⁹⁾.

Crassus Vater und ältester Bruder verloren damals ihr Leben, als Marius und Cinna in Rom wütheten; er selbst aber entfloh nach Spanien, verbarg sich dort, bis Sylla nach Italien zurückkehrte, und eilte dann wieder nach Rom, in der Hoffnung, den Verlust seines Vermögens und die Leiden seiner Familie an der Gegenparthei zu rächen. Da ihn Eigennuz und Neigung an Syllas Parthei fesselte, so erwarb er sich großes Zutrauen. Sein Geiz und seine Habsucht verleiteten ihn, seinen ganzen Kredit zu gebrauchen, um sich durch Beute von seinen Feinden zu bereichern, und die confiscirten Güter zu kaufen, welches Cicero seine Erndte nennt. Hierdurch häufte er einen unermesslichen Reichthum auf, den man auf einige Millionen schätzt, und der von der Beute und dem Elend seines Vaters landes erpreßt war. Er pflegte zu sagen, „dass man keinen für reich halten könnte, der nicht aus seinen eignen Mitteln eine Armee halten könnte ⁽⁴⁰⁾.“ Wenn die Nachrichten des Alterthums wahr sind, so war die Zahl seiner Sklaven einer Armee ähnlich. Statt ihm eine Last zu seyn, machten sie vielmehr einen Theil seiner Einkünfte aus; denn sie waren in einer nützlichen Kunst oder in einem Handwerk unterrichtet, wodurch sie sich nicht allein selbst Unterhalt, sondern auch ihrem Herrn Vortheile verschaf-

(39) Vell. Pat. 2. 30. Pro Leg. Manil. 21. Plut. in Pomp.

(40) Parad. 6. 1. 2.

schaften. Unter andern Handelszweigen soll er auch über fünfhundert Maurer und Baumeister im Dienste gehabt haben, die beständig beschäftigt waren, die Gebäude der Stadt auszubessern, oder neue aufzuführen ⁽¹¹⁾. Crassus hatte den Pompejus schon lange wegen den großen Kredit, in dem er bei Sylla und dem Volke stand; dieser Haß wuchs noch mehr, als ihm Pompejus die Ehre, den Sklavenkrieg geendet zu haben, rauben wollte. Da er sich aber nicht stark genug fühlte, sein Nebenbuhler im Felde zu werden, so ergriff er die Künste des Friedens und der Beredsamkeit. Er erwarb sich die Fähigkeiten eines guten Sprechers, und erhielt durch sein gefälliges Betragen, und durch eine Bescheidenheit allen zu helfen, die seines Schutzes oder seines Geldes bedürftig waren, ein großes Ansehen bei den Angelegenheiten des Staates. Pompejus ergriff also gern die Gelegenheit, ihn sich das durch zu verpflichten, daß er ihn zu seinem Mitsconsul wünschte.

J. R. 683. Fünf Jahre waren nun seit Ciceros Wahl zum Quästoramte verlossen. Dies war die gesetzmäßige Zwischenzeit, ehe er das hierauf folgende Amt eines Tribuns oder Aedilen verwalten konnte. Weil es nun nöthig war, daß er eines von beiden mußte bekleidet haben, ehe er zu den höhern Würden gelangte, so suchte er nicht um das Tribunat nach, da es durch Syllas Verfügungen so viel von seiner ehemaligen Macht verloren hatte, sondern

(11) Plutarch, in Crass.

sondern bewarb sich um die Stelle eines Redllen, eben als Hortensius nach dem Consulat starb. Cicero hatte während dieser ganzen Zwischenzeit das Forum nicht verlassen, und hatte unablässig Prozesse geführt ⁽¹²⁾. Er hatte sich dadurch sehr beliebt gemacht, besonders als man sah, daß er dem Gesetze zufolge, weder Gebühren noch andre Geschenke annahm, da doch die übrigen Sachwalter in diesem Punkte nicht so gewissenhaft waren ⁽¹³⁾. Alle seine Reden aus dieser Periode sind verloren gegangen, hierunter gehörten die für M. Tullius und L. Vatenus, deren Quintilian und Priscian, als zu ihrer Zeit noch vorhanden, redenken.

Einige Schriftsteller erzählen, daß Cicero seine Aktion nach Roscius und Aesopus unterrichtet verbesserte; zwei der vollkommensten Schauspieler des damaligen, und vielleicht eines jeden Zeitalters, der eine im Lustspiel, der andere im Trauerspiel ⁽¹⁴⁾. Er hatte wirklich eine große Achtung für beide, und bewunderte ihre ungewöhnliche Vollkommenheit in ihrer Kunst; ob er sich aber gleich zu ihrer Freundschaft herunterließ, so brauchte er sie doch nicht als Lehrer. Er hatte sich auf eine edlere Art gebildet, die Regeln der Aktion von der Natur und Philosophie entlehnt, und die Anwendung von den vollkommensten Rednern, die damals in der Welt lebten, gesehen. Er erklärt selbst das Theater für die unrechte Schule eines Redners; denn es lehre ein zu kleinliches unmännliches Gebehrendenspiel, ein Gebehren

(12) Brut. p. 440. (13) Plutarch. Cicero. (14) Ibid.

Gebehrdenspiel, das mehr die Worte, als die Sachen male ⁽¹⁵⁾. Er spottet zuweilen über Hortensius, wegen seiner zu läppischen und theatralischen Aktion ⁽¹⁶⁾; andre Redner nannten ihn daher auch im Scherz den Schauspieler; und in P. Sullas Prozesse gab ihm Torquatus, ein Mann, der frei redete, den Namen einer berühmten Tänzerin, Dionysia ⁽¹⁷⁾. Doch hatte Hortensius sein Gebehrdenspiel keinesweges vom Theater entlehnt; vielmehr umgekehrt das letztere von ihm; Roscius und Aesopus sollen beide allen seinen Prozeßreden beigewohnt haben, um die theatralische Aktion nach der des Forum zu vervollkommen. Es scheint auch wirklich die natürlichere Methode zu seyn, daß diejenigen, die in der erdichteten Welt agirten, von der wahren ihr Muster nahmen; nicht daß die, die Wahrheit vorstellten, das Fingirte kopierten ⁽¹⁸⁾. Indessen erzählen uns andre Schriftsteller, und es scheint auch nicht unwahrscheinlich, daß sich Cicero oft mit Roscius unterhielt, und daß sie oft Versuche ihrer Geschicklichkeit machten, wer dieselbe Leidenschaft auf die verschiedenste Art vorstellen könnte, der eine durch Worte, der andere durch Gebehrden ⁽¹⁹⁾.

Da Cicero nun das Geschäftsleben und die Bahn der Ehre betreten hatte, so unterließ er keine

von

(15) De Orat. 1. 59. Tusc. Quaest. 4. 25. 3. 59.

(16) In Verr. 3. 19. (17) Aul. Gell. 1. 5.

(18) De Orat. 3. 56. (19) Macrobi. Saturn. 2. 10.

von den gewöhnlichen Künsten, sich die Gunst des Volkes zu erwerben, und sich die Beförderung zu den höhern Ehrenstellen zu erleichtern. Er hielt es für unvernünftig, wenn ein Staatsmann die Menschen kennen zu lernen verabsäumte, die die eigentlichen Werkzeuge sind, mit denen er wirken muß, da doch jeder Künstler den Namen und den Nutzen aller seiner Instrumente kennet. Er machte es sich also zum Geschäft, den Namen, den Wohnort und die Lage eines jeden vornehmen Bürgers kennen zu lernen, um zu wissen, was für Güter, Freunde und Nachbarn er habe; so, daß er auf seinen Reisen durch Italien ihre Landgüter gleich anzuzeigen wußte ⁽⁴⁰⁾. Diese Kenntniß, die in allen freien Staaten nützlich ist, war in Rom besonders unentbehrlich, wo das Volk geschmeichelt seyn wollte, weil es viel zu vergeben hatte; und wo sein hoher Sinn und seine Vorrechte es so weit über den Rang aller übrigen Bürger erhob, als die Republik alle andere Staaten an Größe übertraf. Jeder also, der sich um ein öffentliches Amt bewarb, hielt sich einen oder zwei Sklaven, deren einziges Geschäft es war, die Namen der Bürger zu erfahren, und sie persönlich zu kennen, damit sie dem Herrn einen Wink geben konnten, wenn er auf der Straße begegne; so daß er jeden freundschaftlich grüßen, und ihm als einem Bekannten die Hand drücken konnte ⁽⁴¹⁾.

Plutarch

⁽⁴⁰⁾ Plutarch. in Cicer.

⁽⁴¹⁾ De petit. Consulat. XI. Hor. ep. 1. 8.

Plutarch bemerkt, „daß es gesetzwidrig war, solche Sklaven zu halten; daß daher Cato die Mühe selbst übernahm, als er sich um öffentliche Aemter bewarb, und keinen Namenträger halten wollte ⁽⁴²⁾.“ Eine Widerlegung dieser Nachricht finden wir in Ciceros Rede für Murena, wo er Catos strenge stoische Grundsätze lächerlich macht, und bemerkt, daß Cato eben dadurch, daß er sich einen Namens-träger hielt, bewies, wie wenig sie im Leben anwendbar waren. — „Was denkt ihr, wenn sich ein Mann einen Namenträger hält? Die Sache selbst ist ein wahrer Betrug; denn, wenn es eure Pflicht ist, die Bürger bei ihren Namen zu nennen, so muß sich euer Sklav schämen, daß er sie besser weiß, als ihr. — Warum redet ihr sie nicht an, ehe er euch zugeflüstert hat? Oder warum grüßt ihr sie, nachdem er euch zugeflüstert hat, als kenntet ihr sie selbst? Oder wenn ihr euren Wünschen nach gewählt worden seid, warum grüßt ihr sie gar nicht mehr? Dies alles ist recht, wenn es nach den Regeln des gesellschaftlichen Lebens untersucht wird; aber sehr verworfen, wenn ihr es nach den Vorschriften eurer Philosophie erwägt ⁽⁴³⁾.“ — Was man aber von Mühe sagen mag, die er sich auf der Straße selber gab, so sieht man doch aus einigen Stellen in seinen Briefen, daß er beständig einen Namenträger bei allen öffentlichen Gelegenheiten zur Hand hatte ⁽⁴⁴⁾.

§ 2

Er

(42) Plutarch in Cato.

(43) Pro Murena 36.

(44) Ad Att. 4. 1.

Er war nun in seinem sieben und dreißigsten Jahre, im gesetzmäßigen Alter zur Aedilenstelle. Dies war das erste öffentliche Amt, das den Namen eines Magistrats mit sich führte; denn das Quästoramt war nur ein anvertrautes Pfand, ohne Jurisdiction in der Stadt, wie sie das Aedilenamt mit sich führte ⁽⁴⁵⁾. Diese Aedilen wurden, so wie alle niedere Beamte, von den Volksversammlungen des Tribus erwählt; die feinste Art zu wählen, bei der das Volk am meisten galt. Hier wurde Cicero eben so einstimmig vor allen seinen Mitbewerbern zum Aedilen, wie vorher zum Quästor, erwählt ⁽⁴⁶⁾.

Ursprünglich waren nur zwei Aedilen aus den Mitteln des Volkes erwählt, die den Tribunen einen Theil ihrer Geschäfte abnehmen sollten. Ihre vornehmste Pflicht, von der auch die Benennung ihres Amtes entlehnt ist, war die Aufsicht über die Gebäude der Stadt, über die Märkte, über Maas und Gewicht; und die Einrichtung der Spiele, die an den Festen der Götter öffentlich gegeben wurden ⁽⁴⁷⁾. Der Senat nutzte nachher die Gelegenheit, als das Volk bei guter Laune war, und brachte es dahin, daß noch zwei Aedilen von höhern Range, aus

(45) Dies erklärt das, was Cicero oben von Pompeius Consulat sagte, daß er es in dem Jahre des Alters erlangte, in dem er noch nicht des geringsten Magistrats fähig war. Ob nun gleich im strengern Sinne das Aedilenamt das erste war, das den Namen eines Magistrats mit sich führte, so geben alle alten Schriftsteller, samt Cicero, auch den Tribunen und Quästoren diesen Titel.

(46) In Pison. 1. (47) Dionys. Hal. 6. 421.

aus dem Senate selbst, hinzugefügt wurden, die von dem elfenbeinern Stuhle, in dem sie saßen, den Namen *Eurulos* bekamen ⁽⁴⁸⁾. Die Tribunen besauerten es bald, daß sie dies bewilligt hatten, und zwangen den Senat, daß diese neuen *Aedilen*, abgesondert von den patricischen oder Volksfamilien, ernannt werden mußten ⁽⁴⁹⁾.

Was für ein Unterschied anfänglich zwischen den Volks*aedilen* und den *Eurulos* seyn mochte, so scheinen doch ihre Geschäfte zuletzt in eins verschmolzen zu seyn, ohne einen andern Unterschied, als den des Namens, und es scheint, daß die beiden, die zuerst gewählt wurden, *Eurulos* genannt wurden, welchen Namen Cicero führte. Dieser Magistrat gab ein Vorrecht im Senate, oder das Recht, gleich nach den Consuln und Prätoressen zu sprechen und zu votiren. Er war der erste, der einem Manne das Recht gab, seine Bildsäule aufstellen zu lassen ⁽⁵⁰⁾. Dies adelte seine Familie; denn nach der Anzahl dieser Statuen der Vorfahren, die ein *Eurulen*amt bekleidet hatten, wurde der Adel der römischen Familien geschätzt.

(48) Horat. Ep. 1. 6. Ovid. de Pon. 4. 9.

(49) Liv. L. 6. ad fin. (50) In Verr. 2. 14.

Sechstes Kapitel.

Cicero klagt den Prator Verres an. — Beschaffenheit der Richterklasse in Rom. — Er reiset in Angelegenheiten des Prozesses nach Sicilien. — Ueberwindet alle Kadalen; Verres entweicht freiwillig. — Beschaffenheit der Regierung der Provinzen, aus Verres Prozesse entwirrt. — Hauptstücke der Klage. — Verres vergriff sich an Testamenten — Erpreßte doppelte Zehenden — Nahm den Reichen ihre Kostbarkeiten, besonders Kunstwerke ab — Seine beispiellose Unverschämtheit gegen den König Antiochus von Syrien. — Er sperrte die unschuldigen Bürger in ein fürchterliches Gefängniß. — Sein Tod. —

Als Cicero zum Aedilenamte erwählt war, unternahm er noch vor seinem Antritte die berühmte Anklage des letzten Prätors von Sicilien, C. Verres, der der größten Ungerechtigkeiten, des Raubens und der Grausamkeiten, die er während seiner dreijährigen Verwaltung dieser Insel verübt hatte, angeklagt war. Weil dies eine der merkwürdigsten Handlungen in Ciceros Leben ist, die ihm im Alterthum so viel Ruhm brachte, so wird es nöthig seyn, daß wir hier eine umständliche Nachricht davon mittheilen.

Die öffentlichen Aemter der Republik wurden in dieser Zeit insgesamt treulos verwaltet. Die Großen, die durch Luxus und Sittenverderbniß erschöpft waren, machten von den Gouvernörstellen keinen andern Gebrauch, als den, sich durch die Beute auswärtiger Provinzen zu bereichern. Sie erpreßten auswärts Geld, um sich zu Rom Aemter

zu erkaufen; sie plünderten die Bundesgenossen, um ihre Mitbürger zu bestechen. Die Bedrückten fanden in Rom keine Hülfe; denn hier war keiner, der einem vornehmen Verbrecher die Hände gebunden, oder ihn bestraft hätte. Männer in gleicher Lage entschieden über die Prozesse; sie, die oft in ähnliche Verbrechen verwickelt waren, und ihr Urtheil für Gunst und Bestechungen dahingaben. Dies hatte eine allgemeine Unzufriedenheit im Reiche verbreitet, und besonders Syllas Einrichtung verhaßt gemacht, der zufolge die Criminaljustiz den Rittern genommen, und den Senatoren übertragen war. Das Volk suchte diese Aenderung wieder umzustürzen. Verres' Prozeß wurde also zur gelegenen Zeit und zur Freude des Volkes unternommen, da man vermuthen konnte, daß er den Bedrückungen des Adels einigermaßen Einhalt thun, und den unglücklichen Unterthanen Trost und Hülfe verschaffen würde.

Alle Städte Siciliens waren in die Anklage verwickelt, Syrakus und Messana ausgenommen. Weil diese beiden die wichtigsten in der Provinz waren, so hatte Verres sorgfältig ein gutes Vernehmen mit ihnen zu unterhalten gesucht. Zu Syrakus residierte er, und in Messana war die Niederlage seiner Beute, die er von hier aus nach Italien schaffte. Ob er gleich beide Städte bei gewissen Gelegenheiten sehr despotisch behandelte, so pflegte er sie doch durch einen Theil seiner Beute sich zu verpflichten, um dadurch den Haß zu mindern, den er sich durch die redenden Beweise seiner Raubgier

zug (1). Er zwang sie also theils durch Furcht, theils durch Gunstbezeugungen, ihn zu achten; und verschaffte sich am Ende seiner Verwaltung von beiden reichliche Beweise des Lobes. Alle andere Städte vereinigten sich eifrig, ihn zu verfolgen, und ersuchten Ciceron einstimmig, den Prozeß zu übernehmen. Er erfüllte ihre Bitte aus Rücksicht seines Verhältnisses, in dem er mit ihnen als Quästor gestanden, und des Versprechens, das er ihnen beim Abschiede gegeben hatte, sie in allen Angelegenheiten zu schützen. Verres wurde hingegen von den mächtigsten Familien in Rom, von den Scipionen und Metelli unterstützt, und von Hortensius vertheidigt, der der herrschende Redner war, und gewöhnlich der König des Forums genannt wurde (2). Die Schwierigkeiten dieses Prozesses machten Ciceron keinesweges muthlos, vielmehr trieb ihn die größere Ehre des Sieges um so mehr an.

Kaum hatte er die Sache unternommen, als ein unerwarteter Nebenbuhler, ein gewisser M. Caelius, ein Sicilianer von Geburt, vormalig Verres Quästor, auftrat. Unter dem Vorwande, daß er von Verres persönlich beleidigt sey, und eine genauere Kenntniß seiner Verbrechen habe, machte er Ciceron das Recht der Anklage streitig, oder verlangte wenigstens, sich mit ihm vereinigen zu dürfen. Dieser vorgebliche Feind war wirklich Verres Freund, und von ihm selber angestellt, den Prozeß

(1) In Verr. 2. 18. 3. 8. 11. (2) Ascen. argum. in Divinat.

Prozeß in seine Hände zu spielen, um ihn hernach zu unterdrücken. Seine Forderungen mußten ins dessen erst vorläufig durch einen eignen Prozeß, *Divinatio* deswegen genannt, weil er sich bloß auf Vermuthungen gründete, entschieden werden (*). Hier mußten die Richter, ohne Zeugen ratthen, was am heilsamsten sey. Cicero befreiete sich bald von diesem Gegner, und machte seine Forderungen und seinen Charakter mit guter Laune lächerlich. Er bemerkte, „der könnte nicht der rechte Sachwalter eines solchen Prozesses seyn, der sich selbst anböte, sondern der, der unwillkürlich von dem bloßen Gefühl seiner Pflicht dazu bewogen werde; den die Verfolger auffoderten, und den der Schuldige fürchte, der durch seine Unschuld, so wie durch seine Erfahrung, in den Stand gesetzt sey, die Sache führen zu können; und der nach der Sitte der Vorfahren dazu ausersehen werde.“ Als er in dieser Rede die Gründe dargethan hatte, warum

G 5

rr

(*) In den frühern Zeiten der Republik konnte nur ein Magistrat einen Criminalprozeß führen, weil die Entscheidung von dem gesammten Volke in den *Comitiis* abhien, und also ein offizienmäßiger Referent da seyn mußte. Als die *Quaestiones Perpetuae* einaeführt waren, da inquirirte der Prätor nicht mehr aus Pflicht, sondern es mußte ein Kläger aufstreten, wenn ein Criminalprozeß entstehen sollte. (Cic. pro Rosc. Am. 20.) Oft fanden sich mehrere Kläger; daher ward eine eiane Kommission, *Divinatio* genannt, niedergesetzt, die entscheiden mußte, wer das Recht habe, die Klage anzuheden. Dies gab zu vielen Chikanen Anlaß; einen Beweis hiervon giebt Ciceros Rede, *Divinatio in Q. Caecilius* genannt, durch die er sein Recht der Anklage behauptete.

er seiner vorigen Praxis, und seiner festgesetzten Regel, nur den Unglücklichen zu vertheidigen, zuwider, als Ankläger aufträte, so fuhr er also fort: „Die Provinzen sind gänzlich vernichtet; die Bundesgenossen und Unterthanen sind so beklagenswerth bedrückt, daß sie selbst die Hoffnung der Hülfe verloren haben, und nur noch einigen Trost in ihrem Untergange suchen. Diejenigen, die es wünschen, daß die Criminalproceß in den Händen des Senats bleiben möchten, beklagen sich, daß es keine erforsderliche Ankläger gebe. Diejenigen, die anklagen können, vermiffen wiederum die Strenge der Gerichte. Das römische Volk, das inzwischen manche andere Kränkungen erfährt, wünscht nichts so eifrig, als die ehemalige Strenge der Gerichte. Aus Mangel derselben verlangt es die Gewalt der Tribunen wieder hergestellt zu sehen; wegen der Mißbräuche der Rechtspflege fodert es Richter aus einem andern Volksstande; wegen des schändlichen Betragens der Richter ist selbst das Censorenamt, das vormals seiner Strenge wegen gehaßt ward, dem Volke lieb geworden. Bei der Zügellosigkeit der verworfensten Verbrecher, bei den täglichen Klagen des römischen Volkes, bei der Entweihung der Gerichte und der Schande des ganzen Senats, hielt ich es für das einzige Heilmittel so großer Uebel, wenn sich Männer von Fähigkeit und Rechtschaffenheit der Republik und der Gesetze annehmen wollten. In Rücksicht unsrer gemeinschaftlichen Sicherheit, war ich also um so leichter entschlossen, dem Theile der Staatsverwaltung

tung zu Hülfe zu eilen, der es am mehresten bedarf ⁽⁴⁾.“

Nachdem er nun das Recht der Anklage erhalten hatte, so wurden hundert und zehn Tage festgesetzt, in denen er die Beweise beibringen sollte. Er mußte in dieser Zeit nach Sicilien reisen, um Zeugen zu verhören und Thatfachen zur Bestätigung der Anklage aufzufinden. Er merkte, daß Verres alle List anwenden würde, um Zeit zu gewinnen, damit seine Verfolger ermüdeten, und sich die Hige des allgemeinen Unwillens legte. Um also die Untersuchung zu beschleunigen, nahm er seinen Vetter L. Cicero mit sich, der ihm einen Theil seiner Geschäfte erleichtern sollte; und so endigte er seine Reise durch die Insel in weniger als der Hälfte der ihm zugestandenen Zeit ⁽⁵⁾.

Bei allen Reisen dieser Art, pflegten die Kläger von der Provinz oder den Städten, denen an der Hintertreibung der Sache gelegen war, bestochen zu werden; Cicero aber zeigte seine Verachtung des Goldes und seine Uneigennützigkeit bei diesem Prozesse, und ließ sich einen solchen Vorwurf nicht zu Schulden kommen. Er kehrte also in allen Städten bei seinen Freunden und Bekannten ein, und lebte, als wäre er in seinen Geschäften, auf eigene Kosten ⁽⁶⁾.

Die Sicilianer empfingen ihn allenthalben mit den Ehrenbezeugungen, die sie seiner seltenen Großmuth und der Mühe, die er sich ihrentwegen gab, schuldig

(4) Divinat. 3. (5) In Verr. Act. 1. 2. (6) In Verr. l. 1. 6.

schuldig waren. Nur in Syrakus hatte ihm der Prätor Metellus einige Unannehmlichkeiten bereitet, der sich alle Mühe gab, seine Untersuchungen zu verhindern, und das Volk abzuschrecken, daß sie ihm keine Nachrichten ertheilen möchten. Die Magisträte ludeten ihn demohingeachtet mit großer Ehrfurcht zum Senate ein; als er sie nun hier wegen der vergoldeten Bildsäule des Verres, die dort vor seinen Augen stand, und wegen der Zeugnisse, die sie zu seinem Besten nach Rom gesendet hatten, befragt hatte, entschuldigeten sie sich, und stellten ihm vor, „daß sie aus Furcht und mit Gewalt, durch die Kabale einiger Wenigen gezwungen, so gegen ihre Neigung hätten handeln müssen.“ Um ihn von ihrer Aufrichtigkeit zu überführen, lieferten sie ihm die authentischen Beweise vieler Räubereien und Beleidigungen, die ihre Stadt gemeinschaftlich mit dem übrigen Theile der Provinz erlitten hatte, in die Hände. Sobald als sich Cicero entfernte, erklärten sie seinen Vetter Lucius für einen öffentlichen Gast und Freund der Stadt, weil er eben den guten Willen, als Cicero selbst, gezeigt hatte, und wiederriefen durch ein zweites Dekret, die öffentlichen Lobeserhebungen, die sie dem Verres zugestanden hatten. Gegen dieses Verfahren appellirte Ciceros alter Gegner Cæcilius an den Prätor; und das Volk ward hierdurch so aufgebracht, daß es gewiß zu Gewaltthätigkeiten gekommen wäre, wenn sich Cicero nicht selber ins Mittel geschlagen hätte. Der Prätor entließ den Senat, erklärte sein Verfahren für unrechtmäßig, und wollte

wollte nicht zugeben, daß man Ciceron eine Kopie des Dekrets zustellte. Er machte ihm zugleich Vorschläge, daß er Roms Würde verrathen habe, indem er sich herabgelassen habe, nicht nur in einem ausländischen Senate, sondern auch in einer ausländischen Sprache, griechisch unter Griechen zu reden ⁽⁷⁾. Cicero antwortete ihm aber mit solcher Entschlossenheit, und drang so auf die Unverletzbarkeit der Gesetze, und auf die Strafbarkeit dessen, der sie verkannte, daß ihm der Prätor endlich alle die Zeugnisse mußte aushändigen lassen, die er verlangte ⁽⁸⁾.

Die Stadt Messana blieb bis auf den letzten Augenblick hartnäckig, und Verres Parthei getreu. Als Cicero ankam, wurde er von den Magisträten nicht begrüßt; man bot ihm weder Wohnung noch Erfrischungen an, und er mußte für sich selbst sorgen, und von einigen Freunden für sich sorgen lassen. Ein Hohn, sagt er, den man noch keinem römischen Senator

(7) In Verr. 4. 66. Vid. 62. 63. 64.

Valerius Maximus sagt, daß die römischen Magisträte in alten Zeiten so sorgfältig für die Ehre der Republik wachten, daß sie Ausländern nie anders, als lateinisch antworteten, und selbst die Griechen zwangen, durch einen Dolmetscher, nicht allein in Rom, sondern auch in Griechenland und Äthen mit ihnen zu sprechen. Hierdurch übten sie allen Nationen Hochachtung für die lateinische Sprache ein. (Lib. 2. 2.) Aber diese alte Sitte war längst verschwunden, und die griechische Sprache war in Rom selbst so allgemein geworden, daß sie die Großen und Vornehmen nicht allein lernten, sondern sich auch eine Ehre daraus machten, sie allenthalben zu sprechen.

(8) In Verr. l. 4. 62. 63. 64. 65.

Senator bot, da wohl kein König, keine Stadt auf Erden sey, die sich nicht eine Ehre daraus machte, ihn einzuladen und zu bewirthen. Er kränzte sie dafür beim Verhör sehr schmerzlich, und drohete ihnen, sie vor dem Senate zur Rechenschaft zu fordern, für eine Beleidigung, die den ganzen Senat angehe ⁽⁹⁾. Als er seine Geschäfte in Sicilien geendigt hatte, und auf seiner Rückreise zu Lande nicht allein von Räubern, die alle Landstraßen unsicher machten, sondern auch von Verres Bosheit Gefahren zu fürchten hatte, so entschloß er sich, die Rückreise zu Wasser zu machen; und er kam in Rom, zum Erstaunen seiner Gegner, weit früher an, als er erwartet wurde ⁽¹⁰⁾, mit dem einleuchtendsten Beweisen von Verres Schuld versehen.

Er fand, was er erwartete; eine listige Kabale, um den Prozeß durch alle die Mittel, die Eigennutz und Geld an die Hand geben, zu verlängern ⁽¹¹⁾, daß er wenigstens bis ins nächste Jahr verschoben werde, bis Hortensius und Metellus das Consulat anträten, und Metellus Bruder Prätor würde, durch dessen Hülfe die Verfolgung leicht unterdrückt werden könnte. Sie hatten ihre Absicht schon so weit erreicht, daß schon im umlaufenden Jahre die Zeit zu kurz war, wenn der Prozeß nach der gewöhnlichen Ordnung geführt werden sollte. Cicero sann daher auf ein neues Mittel, den Gang der Sache

(9) In Verr. 4. 11.

(10) In Verr. 1. 2. 40. Vid. Alcon, Argum. in Divinar.

(11) In Verr. Act. 1. 9.

Sache abzufürzen ⁽¹²⁾, um sie auf irgend eine Art unter dem gegenwärtigen Prätor M. Glabrio, und seinen Beisitzern, deren Unpartheilichkeit sich vors aussetzen ließ ⁽¹³⁾, zur Entscheidung zu bringen. Statt also mit Reden die Zeit zu verschwenden, und, wie es gewöhnlich war, mit voller Beredsamkeit alle Artikel der Klage zu schildern und in ein verhafteres Licht zu stellen, entschloß er sich, blos die Zeugen aufzustellen, und um ein Verhör anzusuchen. Hortensius wurde durch die Neuheit dieses Verfahrens, und die Unleugbarkeit der Schuld, die schon aus der bloßen Aufstellung der eidlichen Aussagen erhellte, so verwirrt, daß er für seine Klienten nichts sagen konnte. Verres verzweifelte an seiner Vertheidigung, und ächtete sich freiwillig, ohne das Urtheil abzuwarten ⁽¹⁴⁾.

Hieraus sehen wir also, daß von den sieben vortrefflichen Reden, die wir noch über diesen Prozeß besitzen, nur die beiden erstern wirklich gehalten sind; die eine *Divinatio* genannt, die andre die erste *Actio*, die eine bloße Einleitung in den ganzen Prozeß enthält. Die fünf andern wurden erst nachher publizirt; sie sollten gehalten werden, wenn Verres sich vertheidigt hätte. Weil dies der einzige Fall war, in dem Cicero als Ankläger auftrat, oder auftraten wollte, so wollte er diese Reden als einen Beweis seiner Geschicklichkeit auch in diesem Falle, und als ein Muster einer gerechten und

(12) Quinil. 6. 8. (13) Act. 1. 13.

(14) Ibid. Argum. Aesculii in Act. 1.

und mußigen Widersehung wider einen hohen und verderbten Magistrat, hinterlassen ⁽¹⁵⁾.

Im ersten Streite mit Cæcilius schätzte er den Schaden der Sicilianer auf achtmal hunderttausend Pfund ⁽¹⁶⁾. Diese Angabe machte er nach Guts dünken, ehe er von den Thatfachen genau untersucht war; denn, als er selber in Sicilien gewesen war, und die Verweise untersucht hat, setzte er die Summe um die Hälfte herab ⁽¹⁷⁾. Ob nun gleich das Gesetz in solchen Fällen einen doppelten Ersatz verschafte, so scheint doch diesmal nur die einfache Summe wiedererstattet zu seyn. Plutarch äussert, daß dies den Verdacht erwekte, daß sich Cicero habe bestechen lassen, weil er einen so großen Abzug zugab. Wenn aber ja diese Summe erlassen wurde, so mußte es nothwendig mit Einwilligung aller Parteien geschehen; vielleicht aus Rücksicht für Verrès Unterwerfung, und weil er den Klägern die Mühe verkürzt hatte. Weit davon entfernt, irgend einen Verdacht dieser Art auf Cicero zu werfen, erhob dieser Prozeß vielmehr den Ruf seiner Geschillichkeit und Rechtschaffenheit, und zeigte ihn als einen Mann, der weder mit Geld bestochen, noch durch Gewalt von der Verfolgung eines Feindes des Staates abgeschreckt werden konnte. Die Sicilianer vergaßen nie der Dankbarkeit für seine Dienste, und bezeugten bei allen Gelegenheiten den größten Eifer für ihn und sein Interesse.

Plut

(15) Alcon. Argum. in Lib. et in Verr.

(16) Divin. in Cæcil. 5.

(17) Act. 1. 18.

Aus dem Schlusse dieser Reden kann man bemerken, daß sich Cicero durch seinen Muth bei dieser Sache, den Neid und den Haß des Adels gezogen hatte. Dies rührte ihn so wenig, daß er öffentlich erklärte, „daß der Adel ganz natürlich jedem tugendhaften und thätigen neuen Staatsmann anfeinde; daß er von einer ganz andern Menschengattung zu seyn scheine, und nie durch irgend einen Dienst ausgesöhnt werden könne. Er wolle also, wie viele andre vor ihm, seinen eignen Weg gehen, und sich die Gunst des Volkes und Ehrenstellen des Staates durch Fleiß und treue Dienste verdienen, ohne der Unannehmlichkeiten zu achten, denen er sich aussetzen müsse. — Wenn die Richter dieses Prozesses der guten Meinung, die er von ihnen hegte, nicht entsprächen, so wäre er entschlossen, nicht allein diejenigen, die wirklich einer Bestechung schuldig wären, sondern auch die, welche nur darum wüßten, zu verfolgen. Und, wenn irgend jemand so verwegend seyn sollte, durch Gewalt oder List sich bei dem Gerichte Einfluß verschaffen, oder den Verbrecher beschützen zu wollen, so wolle er ihn deswegen vor dem Volke zur Rechenschaft auffodern, und ihn weit eifriger, als den Verres selbst verfolgen ⁽¹⁸⁾.“

Ehe wir Verres Prozeß verlassen, wird es nicht unwesentlich seyn, wenn wir eine kurze Nachricht von

(18) In Verr. 5. 71.

von den vorzüglichsten Verbrechen desselben mittheilen, um dadurch dem Leser einen deutlichen Begriff von der gewöhnlichen Art, die Provinzen zu beherrschen, zu geben, und die Ursache der vielen Prozesse dieser Art, die er noch in dieser Geschichte finden wird, zu zeigen. Obgleich wenig Gouverneure ganz so ungerecht waren, als Verres, so war doch der größte Theil derselben gewissermaßen jeder Bedrückung, der Verres angeklagt war, schuldig. Cicero äußert dies oft in Verres Prozesse, und bringt um des Beispiels willen auf die Verurtheilung desselben, damit auch andere von ähnlichen Verbrechen abgeschreckt würden ⁽¹⁰⁾.

Die Klage war in vier Hauptstücke eingetheilt; sie enthielt folgende Verschuldigungen: 1. Festsetzungen in gerichtlichen Angelegenheiten; 2. Erpressungen bei der Einforderung der Zehenden und Einkünfte des Staates; 3. Plunderungen der Statuen und Silbergefäße der Unterthanen, von denen Verres besonders ein Liebhaber war; 4. gesetzwidrige und tyrannische Strafen. Ich will ein oder zwei Beispiele von jedem aus der großen Anzahl ausheben, die Cicero gesammelt hat, und die denn noch nur, wie er sagt, ein kleiner Auszug aus einer unendlich größern Menge Ungerechtigkeiten waren, die Verres wirklich begangen hatte.

Es war in ganz Sicilien kein Gut von einigem Werthe, das vor zwanzig Jahren durch ein Testament vererbt war, wo nicht Verres seine Abgesandten

(10) In Verr. 3. 83.

sandten hatte, die Lücken in der Verschreibung, oder Versehen in der Erfüllung der Bedingungen, die der Testator gemacht hatte, auffinden mußten, um von den Erben Geld zu erpressen. Dio von Halefa, ein angesehenener Mann, war im ruhigen Besitze eines großen Erbtheils, das ihm ein Anvers wandter unter der Bedingung hinterlassen hatte, daß er eine gewisse Anzahl Statuen auf dem offenen Plage der Stadt errichten sollte; widrigen Falles sollten die Güter an die erycinische Venus fallen. Die Statuen waren dem Testamente zufolge errichtet; Verres fand aber dennoch einen kleinen Vorwand zu einer Kabale, und bewog einen schlechten Sicilianer, der selbst Zeuge gegen ihn wurde, im Namen der Venus wegen der Güter eine Klage anzufangen. Als nun die Klage vor ihn gebracht wurde, zwang er Dion, ihm an neuntausend Pfund, nebst einer vorzüglich schönen Gattung Pferde und allem feinen Silbergeschirr und Hausgeräth abzutreten ⁽²⁰⁾.

Sopater, ein vornehmer Bürger von Halicla, war vor dem lezttern Prätor C. Sacerdos eines Criminalverbrechens angeklagt, und hatte sich gerechtfertiget. Als Verres Gouvernör wurde, erneuerten die Kläger den Prozeß, und brachten die Sache noch einmal vor den neuen Prätor zur Untersuchung. Sopater unterwarf sich dem Bericht, waltig, voll Zuversicht auf seine Unschuld und auf Sacerdos Urtheilspruch, ohne Gefahr zu ahnen.

H 2

Als

(*) In Verr. 2. 7.

Als die Sache nach einem Verhör aufgeschoben wurde, kam Verres' Freigelassener und Unterhändler Timarchides zu Sopater, und warnte ihn, als einen Freund, daß er sich nicht zu sehr auf seine gute Sache und auf seine vorige Rechtfertigung verlassen möchte; seine Gegner wollten den Prätor bestechen, dieser wolle aber lieber einen Beklagten für Geld freisprechen, als verdammen, und das Urtheil seines Vorgängers nicht umstoßen. Sopater ersaunte über diese Nachricht, und da er nicht wußte, was er antworten sollte, so bat er sich Bedenkzeit aus, erklärte aber, daß er nicht im Stande sey, eine große Summe zu geben. Seine Freunde riefen ihm, den Wink zu nutzen, und der Sache ein Ende zu machen; als er also Timarchides zum zweitenmal sprach, so zeigte er ihm, daß es ihm gänzlich an Gelde fehle, handelte bis auf siebenhundert Pfund, und bezahlte sie ihm auf der Stelle ⁽²¹⁾.

Er glaubte nun vor allen Unruhen gesichert zu seyn; die Sache wurde aber nach einem zweiten Verhör noch weiter aufgeschoben. Timarchides kam noch einmal, und ließ ihn wissen, daß seine Kläger eine weit größere Summe anböten, als er gegeben hätte, und rief ihm weislich, zu überlegen, was er zu thun habe. Sopater wurde durch ein so unverschämtes Verfahren so aufgebracht, daß er Timarchides nicht ausreden ließ; er antwortete ihm kurz: sie möchten thun, was sie wollten, er sey entschlossen, nicht mehr zu geben. Alle seine Freunde waren

(21) In Verr. 2. 28.

waren derselben Meinung, und glaubten, daß Verres, er möchte unternehmen, was er wolle, doch nicht im Stande seyn würde, die andern Richter auf seine Seite zu bringen, da sie alle Männer vom ersten Range aus Syrakus wären, und bereits unter dem vorigen Prätor die Sache zu Sopaters Besen entschieden hätten. Als der dritte Termin erschien, befahl Verres einem römischen Ritter Petilius, der mit im Gerichte saß, sich zu entfernen, und einen Privatprozeß zu verhandeln, der auf diesen Tag beschieden war, und bei dem er gleichfalls Richter war. Petilius wendete dagegen ein, daß seine übrigen Beisitzer mit der gegenwärtigen Streitsache beschäftigt wären. Verres antwortete ihm, daß sie alle mit ihm gehen möchten, wenn es ihnen beliebe, er wolle sie nicht aufhalten. Hierauf entfernten sie sich alle, einige, um als Richter zu sitzen, andere, um ihren Freunden in der andern Sache beizustehen. Da nun Sopaters Advokat, Minucius, den Gerichtshof so erledigt sah, so sah er es für ausgemacht an, daß Verres an diesem Tage die Sache wollte ruhen lassen, und entfernte sich mit den übrigen. Verres rief ihn zurück, und befahl ihm, seinen Klienten zu verteidigen. „Ihn verteidigen?“ antwortete er; „Vor wem?“ — „Vor mir,“ erwiderte Verres. „Wenn ihr mich für würdig haltet, einen elenden Griechen und Sicilianer zu verhandeln.“ — „Ich spreche euch eure Würde nicht ab,“ sagte Minucius, „aber ich wünsche nur, daß eure Beisitzer zugegen wären, die von der Lage der Sache
so

so gut unterrichtet sind.“ — „Hebe an, ich sage Dir's,“ erwiderte Verres, „sie können nicht gegenwärtig seyn.“ — „Und ich auch nicht,“ antwortete Minucius, „denn Petilius foderte mich gleichfalls auf, zu gehen, und mit ihm bei dem andern Prozesse zu sitzen.“ Als Verres mit vielen Drohungen foderte, daß er bleiben sollte, so weisgerete er sich durchaus zu reden, weil das Gericht entlassen sey, und verließ also dasselbe mit Sopaters Freunden. — Verres gerieth hierüber einizgermaßen in Verlegenheit; nachdem ihm aber sein Sekretär, Timarchides, etwas ins Ohr geflüstert hatte, befahl er Sopatern zu sagen, was er zu seiner Verteidigung vorbringen könnte. Sopater beschwor ihn bei allen Göttern, daß er das Urtheil nicht eher sprechen sollte, bis alle übrigen Richter wieder zugegen wären; Verres rief aber die Zeugen vor, und nachdem er einen oder zwei oberflächlich verhört hatte, verdamnte er den Beklagten ohne ein gegenseitiges Verhör ⁽²²⁾.

Unter den vielen Zweigen seines gesetzwidrigen Gewinnstes, war auch das Verkaufen der Ämter ein wichtiger Artikel. Es war kein Magistrat von irgend einer Art, der entweder durchs Loos oder durch freie Wahl ertheilt wurde, den er nicht willkürlich an den Meistbietenden verkaufte. Die Priesterstelle beim Tempel des Jupiters zu Syrakus, war vor allen andern die ehrenvollste. Es wurden gewöhnlich drei Kandidaten durch die allgemeine Wahl

(22) In Ver. 30.

Wahl der drei verschiedenen Volkssassen bestimmt; ihre Namen wurden hierauf in eine Urne geworfen, und dessen Name zuerst ergriffen wurde, der es hielt die Priesterstelle. Verres hatte sie an Theomnastus verkauft, und brachte es dahin, daß er in der ersten Instanz zu einem von den dreien ernannt wurde. Da nun aber der letzte Ausspruch durchs Loos geschah, so war das Volk voll Erwartung, wie er die Sache, die doch so leicht in seiner Gewalt war, einleiten würde. Anfänglich befahl er, daß Theomnastus zum Priester ernannt werden sollte, ohne das Loos darum zu ziehen; als aber die Syrakuser Gegenvorstellungen machten, daß es ihrer Religion und ihren Gesetzen zuwider sey, so fragte er nach dem Gesetze, welches gebot, daß eben so viel Loose gemacht werden sollten, als Personen ernannt würden, und daß derjenige, dessen Name zuerst gezogen würde, Priester werden sollte. Er fragte also ferner, „wie viel ernannt worden wären?“ sie antworteten drei; „und was fodert das Gesetz noch weiter,“ sagte er, „als daß drei Loose zusammengethan und eins gezogen werden soll?“ Nichts, war die Antwort. Er befahl hierauf, daß man drei Loose mit Theomnastus Namen beschreiben, und in die Urne legen sollte. Die Wahl fiel also auf ihn, welches Loos auch gezogen wurde ⁽²¹⁾.

Der Zehenden des Kornes aller eroberten Städte in Sicilien gehörte den Römern, wie er vormals

(21) In Verr. 51.

den Fürsten des Landes zugekommen war. Er wurde immer zusammengefasst und nach Rom verschifft. Da dies für den Verbrauch der Stadt nicht hinreichte, so war den Prätores aus dem Schatz eine Summe angewiesen, um den für jedes Jahr noch erforderlichen Vorrath anzukaufen. Die Art den Zehenden zu sammeln war durch ein altes Gesetz des Königs Hiero, des billigsten Monarchen der alten Sicilianer, bestimmt. Verres verordnete durch ein ganz neues Edikt, „daß der Eigenthümer hergeben sollte, was der Einsammler verlange; foderte er mehr, als es seine Pflicht sey, so solle er zur Strafe achtfach den Werth ersetzen⁽²⁴⁾.“ Durch dies Edikt spielte er das Eigenthum der Insulaner in die Hände seiner Offizianten, denen er die Zehenden verpachtet hatte. In Kraft des neuen Gesetzes bemächtigten sie sich der Erndte einer jeden Stadt, und zwangen die Eigenthümer, ihnen entweder an Korn oder an Gelde so viel zu erlegen, als sie foderten. Weigerte sich jemand, so plünderten sie nicht allein alle seine Güter, sondern peinigten ihn auch so lange persönlich, bis sie seine Einwilligung erzwungen hatten⁽²⁵⁾. Verres hatte hiers durch allein aus dem Zehenden so viel Korn aufgebracht, als zur Versorgung der Stadt Rom nöthig war; er behielt aber die Summe, die er aus der Schatzkammer erhalten hatte, für sich⁽²⁶⁾. Er pflegte zu prahlen, daß er allein bei diesem Artikel so viel gewonnen habe, als ihn gegen alle Anklagen

(24) In Verr. l. 3. 10. (25) Ibid. 23. (26) Ibid. 73.

gen schützen könnte; er hatte nicht unrecht, denn einer von seinen Sekretären, der das Korngeld unter Händen hatte, hatte allein von der Summe, die zum Einkauf bestimmt war, über zehntausend Pfund für sich behalten ⁽²⁷⁾. Der arme Bauer, der keine Hülfsmittel mehr hatte, mußte Haus und Hof verlassen; und es zeigte sich aus den Listen, die von allen Inhabern des urbaren Landes der Insel in allen Städten pünktlich gehalten wurden, daß während Verres dreijähriger Verwaltung über zwei Drittheile von der ganzen Anzahl ihre Höfe verlassen und ihr Land nicht mehr bebauet hatten ⁽²⁸⁾.

Apronius, ein Mann von verworfener Lebensart und schlechtem Charakter, war Generalspächter der Zehenden. Als man ihm über seine grausamen Bedrückungen Vorwürfe machte, gestand er ohne Bedenken, daß der größte Theil des Gewinnses dem Prätor gehöre. Ein gewisser Rubrius klagte ihn dieser Aussage wegen in Verres und des Rasgistrates von Syrakus Gegenwart an, und erbot sich, gerichtliche Beweise zu führen; Verres blieb aber ganz gleichgültig, und sorgte heimlich dafür, daß die Sache beigelegt ward ⁽²⁹⁾.

Ein gewisser Scandilius warf sich ebenfalls als Kläger in dieser Sache auf dieselbe öffentliche Art auf, und foderte Richter zur Entscheidung. Als Verres nicht im Stande war, den Schreier zu besänftigen, mußte er einwilligen. Er wählte sogleich Richter aus seiner eignen Bande, Cornelius,

H 5

seinen

(27) In Verr. 80. (28) Ibid. 51. 52. (29) Ibid. 9. in 57.

seinen Arzt, Volusius, seinen Wahrsager, und Valerius, seinen Herold, denen er gewöhnlich alle Prozesse austrug, in die er verwickelt war. Scandilius bestand darauf, daß die Richter aus dem Magistrate von Syrakus gewählt, oder die Sache nach Rom berichtet würde; Verres wendete aber dagegen ein, daß er keinem, als seinen Freunden, einen Prozeß anvertrauen werde, bei dem sein guter Name aufs Spiel gesetzt sey. Als nun Scandilius seine Beweise solchen Richtern nicht vorlegen wollte, so verurtheilte ihn Verres zum Verlust seiner Rechtsache, zu einer Strafe von vierzig Pfund, die er an Apronius erlegen mußte ⁽³⁰⁾.

Der vornehmste Bürger von Messina war E. Hejus. Er lebte hier sehr prächtig im schönsten Pallaste der Stadt, und pflegte die römischen Magistrate sehr gastfreundschaftlich zu bewirthen. Er hatte eine Kapelle in seinem Hause, die von seinen Vorfahren erbaut und mit Bildnissen der Gottheiten von vortreflicher Arbeit und unschätzbarem Werthe versehen war. Auf der einen Seite stand ein Cupido aus Marmor von Praxiteles; auf der andern ein Herkules aus Metall von Miron; vor jeder Gottheit war ein kleiner Altar errichtet, um die Heiligkeit des Ortes zu bezeichnen. Ferner waren hier noch zwei andre metallne Bildsäulen zweier Jungfrauen, Kanephora genannt, mit Körben auf dem Haupte, Opfervorrath nach der Sitte der Atheniensierinnen tragend, Polykletus Werk. Diese

Stas

(30) In Verr. 21. it. 11. it. 60.

Statuen waren nicht nur Hejus, sondern der ganzen Stadt Zierde; jedermann in Rom hatte von ihnen gehört, und alle Fremden, denen Hejus Haus stets offen stand, besahen sie. C. Claudius hatte den Cupido geliebt, um das Forum während seines Aedilenamtes damit zu schmücken, und hatte ihn sorgfältig wieder zurückgesendet. Verres aber ließ seinem Gastfreund Hejus keine Ruhe, bis er aus seiner Kapelle die Gottheiten und die Kanesphora geraubt hatte. Um nun allen Schein einer Gewaltthätigkeit zu vermeiden, zwang er ihn, in seinem Rechnungsbuche einschreiben zu lassen, daß sie ihm für funfzig Pfund abgekauft wären; und doch pflegte eine nur mittelmäßige metallne Statue, wie Cicero selbst sagt, in Rom für tausend Pfund verkauft zu werden ⁽¹¹⁾. Verres hatte auch in Hejus Hause eine besondere Art Tapeten gesehen, die unter die besten in Sicilien gerechnet wurden. Man nannte sie attalische Tapeten; sie waren reich mit Gold durchwirkt. Diese beschloß er ihm auch abzunehmen, wenn er erst die Statuen hätte. Sobald er also Messana verlassen hatte, bestürmte er Hejus durch Briefe, daß er ihm die Tapeten nach Agrigentum, zu einem besondern Gebrauch, den er vorgab, senden sollte; als er sie aber erst in den Händen hatte, gab er sie nie wieder zurück ⁽¹²⁾. Messana war die einzige Stadt in Sicilien, die bis auf den letzten Augenblick Verres Parthei hielt; sie schickte während des Prozesses ein Zeugniß voll seines

(11) Verr. l. 4. 2. ib. 3. it. 6. 7. (12) Ibid. 12

seines Lobes durch eine Gesandtschaft der vornehmsten Bürger, worunter eben dieser Hejus der erste war, nach Rom. Als ihn aber Cicero verhörte, sagte er frei heraus, daß er, ungeachtet des Auftrages seiner Vaterstadt, gestehen müsse, daß ihm Verres die Statuen der Götter geraubt habe, die ihm seine Vorfahren hinterlassen hätten, und die er für keinen Preis würde weggegeben haben, wenn er nicht wäre gezwungen worden (13).

Verres hatte unter seinem Gefolge zwei Brüder aus Sicilien, der eine ein Maler, der andre ein Bildhauer; auf deren Urtheil verließ er sich bei der Wahl der Gemälde, Statuen und aller andern Kunstwerke. Sie hatten aus ihrem Vaterlande fliehen müssen, weil sie einen Tempel des Apollo beraubt hatten; jetzt führten sie jedes merkwürdige und kostbare Werk in Sicilien aus, es mochte nun ganzen Städten, oder Privateigenthümern gehören. Diese Brüder benachrichtigten Verres von einem großen silbernen Krüge, ein schönes Werk des Künstlers Boëhus, das Pamphilus von Lilhbäum besaß (14). Verres schifte sogleich darnach, und bemächtigte sich desselben zu seinem eignen Gebrauche. Als Pamphilus noch nachdenkend zu Hause saß, und den Verlust seines kostbaren Gefäßes bedauerte, daß die beste Zierde seines Schenkensches und der Stolz seiner Gastmähler war, kam noch ein anderer

(13) In Verr. 4. 7. (14) Ein berühmter carthaginensischer Bildner, der viele berühmte Werke hinterließ. Plin. H. N. lib. 33. 12. 24. 8.

derer Vöte, und foderte zwei silberne grabirte Becher, von denen der Prätor gehört hätte; er wünschte sie zu sehen. Pamphilus nahm aus Furcht vor einem größern Unheil die Becher, und trug sie selber zu ihm. Verres schloß eben, aber die beiden Brüder empfingen ihn in der Halle; sie fragten sogleich nach den Bechern, und er gab sie ihnen. Sie prieten die Arbeit, während er mit einer kummervollen Miene sich beklagte, daß er nichts von Werthe in seinem Hause behalten würde, wenn sie ihm auch die beiden Becher nehmen wollten. Als sie seine Angst sahen, fragten sie ihn, wie viel er anwenden wolle, um sie zu behalten; kurz, sie foderten vierzig Kronen. Er bot zwanzig; als sie aber noch handelten, erwachte Verres, und verlangte die Becher zu sehen. Sie wurden ihm sogleich gezeigt, und die beiden Brüder bemerkten dabei, daß sie der Nachricht nicht entsprächen, die man von ihnen gegeben hätte, daß sie von schlechter Arbeit wären, und nicht unter sein übriges Silbergeschirr gestellt zu werden verdienten. Verres verließ sich auf ihr Wort, und Pamphilus rettete seine Becher ⁽³⁵⁾.

In der Stadt Lindaris war eine berühmte Statue des Merkur; Scipio hatte sie aus Carthago mitgebracht, und sie den Einwohnern dieser Stadt geschenkt, daher sie dieselbe mit besonderer Ehrfurcht an einem jährlichen Feste verehrten. Verres beschloß,

(35) In Verr. 4. 13. 14.

beschloß, auch dieses Kunstwerk zu besitzen, und befahl dem vornehmsten Magistrate, Sopater, dafür zu sorgen, daß es nach Messana geschickt werde. Das Volk wurde darüber so aufgebracht, daß Verres für diesmal von seiner Forderung abstecken mußte; als er aber den Ort verließ, gab er Sopatern von neuem Befehl, und drohte ihm, wenn er ihn nicht erfüllen würde. Sopater trug es im Senate vor, aber alle waren dagegen. Kurz Verres kam wieder zurück, und fragte nach der Statue; Sopater benachrichtigte ihn, daß sie der Senat nicht wolle abnehmen lassen, und es für ein Verbrechen erklärt habe, wenn sich jemand wider seine Befehle damit befassen wolle. „Sag mir nichts von eurem Senate und seinen Befehlen,“ antwortete Verres, „wenn Du mir nicht gleich die Statue auslieferst, so will ich Dich mit Ruthen zu Tode peitschen lassen.“ Sopater trug hierauf die Sache von neuem mit Thränen in den Augen vor, und erzählte die Drohungen des Prätors; aber vergebens, alle standen auf und gaben keine Antwort. Sopater berichtete dies an Verres, der auf seinem Tribunal saß. Es war mitten im Winter, sehr kalt und regnete heftig, als Verres den Befehl gab, daß Sopater entkleidet, auf den Marktplatz geführt, auf eine Ritterstatue des C. Marcellus gebunden, so nackt, wie er war, dem Regen und der Kälte preisgegeben, und wie zur Tortur auf dem metallnen Pferde ausgespannt werden sollte. Er hätte hier sicher umkommen müssen, wenn nicht das Volk der Stadt, aus Mitleid für ihn, den Senat

Senat gezwungen hätte, den Merkur auszuliefern ⁽¹⁶⁾.

Der junge Antiochus, König von Syrien, war in Rom gewesen, um auf das Königreich Aegypten, dem Rechte seiner Mutter zu Folge, Anspruch zu machen. Auf der Rückreise gieng er durch Sicilien, und kam nach Syrakus; Verres wußte, daß er einen großen Schatz bei sich hatte, er empfing ihn also mit besonderer Höflichkeit; machte ihm Geschenke mit kostbaren Weinen und allerhand Erfrischungen, und gab ihm ein prächtiges Abendessen. Dem König gefiel diese Artigkeit, er ludete ihn also wieder zum Abendessen ein. Er ließ den Speisetisch auf königliche Art mit den prächtigsten Silbergeläßen, und vielen Geschirren aus gediegenem Golde mit Edelsteinen besetzt, serviren. Unter diesen war eine große Weinkanne, aus einem Stein, mit goldnen Henkeln. Verres besah begierig und bewunderte jedes Stück, und der König freute sich, den römischen Prätor so vergnügt über seine Bewirthung zu sehen. Am nächsten Morgen schickte Verres an den König, und ließ ihm einige der schönsten Gefäße, besonders auch jenen Krug, abliehen, unter dem Vorwande, daß er sie seinen Künstlern zeigen wolle. Der König schickte sie alle, ohne Verdacht. Ausser diesen Gefäßen hatte der König einen unschätzbaren Armleuchter, ganz aus Edelsteinen gemacht, bei sich, den er dem capitolinischen Jupiter zum Weihgeschenk hatte bringen wollen,

(16) In Varr. 39. 40.

len. Da er aber fand, daß der neue Bau des Capitols noch nicht vollendet, und kein Platz da war, wo er ein solches Geschenk hätte niederlegen können, so beschloß er es wieder zurückzunehmen, ohne es jemanden zu zeigen, damit die Pracht desselben neu und desto überraschender seyn sollte, wenn es zum erstenmal in diesem Tempel gesehen würde. Verres hatte von diesem Leuchter Nachricht bekommen; er schickte also nochmals zum Könige, und ließ ihn auf das dringendste bitten, daß er ihm denselben möchte sehen lassen, und versprach, ihn keinem andern zu zeigen. Der König überschickte ihm den Leuchter durch seine Diener, die der Meinung waren, daß sie ihn gleich wieder mit zurücknehmen könnten, sobald ihn Verres gesehen hätte. Aber Verres versicherte, daß er die Schönheit des Werkes nicht genug bewundern könne, er müsse längere Zeit haben, es zu betrachten; und so brachte er es dahin, daß sie giengen und es ihm ließen. Einige Tage vergiengen, ohne daß der König etwas von Verres hörte; er hielt es also für gut, ihn auf eine höfliche Art um die Zurücksendung bitten zu lassen; aber Verres hieß den Bedienten ein andermal wieder zu kommen. Kurz nach einer zweiten vergeblichen Botschaft, sah sich der König genöthigt, mit Verres selbst zu sprechen. Nun bat ihn Verres ernstlich, daß er ihm den Leuchter schenken möchte. Der König antwortete, seine Gelübde erlaube es ihm unmöglich; da einige Nationen Zeugen desselben wären. Verres ließ hierauf einige Drohungen fallen; da er sie aber so unwirksam, als seine Bitten

sah,

sah, so befahl er dem Könige, sogleich die Provinz zu verlassen; und erklärte, er hätte Nachricht von Seeräubern erhalten, die von seinem Königreiche kämen, um Sicilien zu plündern. Da nun der arme König so gemißhandelt und seiner Kostbarkeiten beraubt war, gieng er auf den offenen Platz der Stadt, und beschwor vor einer großen Menge Volks, Götter und Menschen, daß sie Zeugen einer solchen Ungerechtigkeit seyn möchten, und weihte dem Jupiter auf eine feierliche Art den Leuchter, den er dem Capitol gelobt hatte, und den ihm nun Verres gewaltsam entwendet hatte (37).

Wenn ein reichbeladenes Schiff in einem Hafen von Sicilien einlief, so wurde es gewöhnlich von Verres Spionen unter dem Vorwande weggenommen, daß es von Spanien komme, und mit Cersorius Truppen besetzt sey. Wenn nun die Seeskapitäne das Verzeichniß ihrer Ladung und eine Probe ihrer Waaren vorzeigten, um zu beweisen, daß sie ehrliche Kaufleute wären, die aus verschiedenen Theilen der Welt kämen, und einige tyrischen Purpur, anore arabische Spezerereyen, Edelsteine, griechische Weine oder asiatische Sklaven angaben, so war eben der Beweis, den sie für ihre Rettung zu führen hoften, ihr Unglück. Verres erklärte ihre Waare für Seeräubergut, bemächtigte sich der Schiffe mit der Ladung zu seinem eignen Gebrauche, und ließ die Mannschaft, obgleich der größte Theil
viels

(37) In Verr. 23. 29.

Erster Theil.

vielleicht römische Bürger waren, ins Gefängniß werfen. Zu Syrakus war ein fürchterliches Gefängniß, Latomia genannt, ungeheuer groß und tief, in einen festen Fels gehauen; es war eigentlich ein Steinbruch gewesen, der Tyrann Dionysius aber hatte es zu einem Gefängnisse einrichten lassen. Hier hielt Verres eine Menge römischer Bürger in Fesseln, die er so beleidigt hatte, daß er sie nothwendig vernichten mußte. Wenige oder gar keiner sah je des Tages Licht wieder; sie wurden alle auf seinen Befehl erdrosselt (18).

Clavius, ein römischer Bürger aus der Stadt Cosa, hatte das Glück, aus diesem Kerker zu entkommen, und nach Messana zu entfliehen. Weil er sich hier sicher glaubte, so sprach er, als er im Begriffe war sich nach Italien einzuschiffen, von der erlittenen Beleidigung, und sagte: daß er gerade nach Rom ginge, wo Verres gewiß von ihm hören sollte. Es war so gut, als hätte er dies in des Prätors Palaste gesagt; er wurde gleich ergriffen und bis auf Verres Ankunft elangesperrt. Als dieser bald darauf nach Messana kam, verdamnte er ihn, als einen Syion der Flüchtlinge, erst auf dem Marktplatz gegeißelt, dann an ein Kreuz genagelt zu werden, das dazu auf einer Anhöhe am Ufer, der Küste von Italien gegenüber, errichtet war, damit der Unglückliche die Qual dieses grausamen Todes durch den Anblick seiner Heimath vermehren sollte (19).

Weil

(18) In Ver. I. 5. 56.

(19) Ibid. 61.

Weil die Küste von Sicilien oft durch Seeräubern unsicher gemacht wurde, so pflegten die Prätoren alle Jahre eine Flotte auszurüsten, um den Handel und die Schifffahrt zu sichern. Die Seestädte mußten dazu Beiträge geben; jede pflegte ein Schiff mit der bestimmten Mannschaft und Provision zu stellen; Verres aber erließ oft für eine beträchtliche Summe das Schiff, und gab so viel Mann frei, als sich nur loskaufen konnten. Indessen wurde doch eine Flotte von sieben Schiffen vom Stapel gelassen, aber mehr zur Schau, als zum Dienste; denn sie war weder mit hinlänglicher Mannschaft, noch mit Proviant versehen, und ganz untauglich, gegen einen Feind zu agiren. Verres gab das Kommando weder seinem Quästor, noch einem seiner Offiziere, wie es gewöhnlich war, sondern einem Sorakuser, Ecomenes, dessen Frau seine Mätresse war, um in der Abwesenheit ihres Mannes, ihres Umganges desis ungestörter zu genießen. Anstatt während des Sommers die Provinz zu bereisen, wie die Gouvernöre zu thun pflegten, verließ er den Pallast von Syrakus, und besaß sich auf eine kleine Insel ohnweit der Stadt, wohnte unter Zelten oder kostbaren Pavillons, die an dem Quell Nerehus aufgeschlagen waren, sah keinen Menschen, und ließ sich durch keine Geschäfte stören, sondern verlebte die beiden heißesten Monate mit seiner Geliebten in allen Vergnügungen, die Kunst und Luxus nur erfinden konnten ⁽⁴⁰⁾.

J 2

Zur

(40) In Verr. 5. 31.

Zur selbigen Zeit lief die Flotte mit großem Pompe von Enrafus aus, und begrüßte Verres mit seiner Gesellschaft, als sie vorübersegelte; und der römische Prätor, so sagt Cicero, der sich seit vielen Tagen nicht hatte sehen lassen, zeigte sich jetzt den Matrosen, in Pantoffeln am Ufer stehend, in einem purpurnen Mantel und einem Kleide, das bis auf die Fersen herabhieng, auf eine Matresse gelehnet, um sein furchtbares Geschwader zu übers sehen ⁽⁴¹⁾. Statt die See zu durchkreuzen, segelte die Flotte nach einigen Tagen nicht weiter, als bis nach dem Hafen von Pachynus. Als sie hier ruhig vor Anker lag, kam die Schreckenspost, daß in einem andern sehr nahen Hafen eine Menge Seeräuberfregatten läge. Admiral Cleomenes ließ voll Bestürzung die Ankerhaue abhauen, floh, so schnell er konnte, nach Pelorus, und suchte auf dem Lande Sicherheit. Die übrigen Schiffe folgten ihm so schnell sie konnten; aber zwei, die am langsamsten segelten, wurden von den Seeräubern weggenommen. Ein Schiffskapitän von diesen beiden Schiffen wurde ermordet; die übrigen verließen ihre Schiffe, wie Cleomenes, und flüchteten aufs Land. Da nun die Seeräuber die Schiffe verlassen fanden, so verbrannten sie dieselben noch am nehmlichen Abend,

(41) In Verr. 33.

Quintilian bewundert diese kurze Schilderung, weil sie die Scene so lebhaft malt, und noch mehr vermuthen läßt, als sie sagt, c. 8. 3. Die Eleganz und Kürze, worinn ihre Schilderung bezeugt, verliert in jeder Uebersetzung.

Abend, und liefen am folgenden Tage früh in den Hafen von Syrakus ein, der sich bis mitten in die Stadt erstreckte. Als sie ihre Neugierde gestillt und die Stadt in Schrecken gesetzt hatten, segelten sie wieder ganz ruhig in guter Ordnung, triumphirend über Verres und Roms Macht, aus dem Hafen ab ⁽⁴²⁾.

Die Nachricht, daß eine römische Flotte verbrannt, und Syrakus von Seeräubern geplündert sey, machte in ganz Sicilien viel Aufsehen. Die Kapitäne mußten die Wahrheit gestehen, um sich selbst zu rechtfertigen, daß ihre Schiffe weder mit Mannschaft, noch mit Proviant versehen, noch im Stande gewesen, einem Feinde zu widerstehen. Jeder von ihnen sagte, wie viele Matrosen auf Verres Geheiß wieder entlassen wären, und wälzte mit Recht die ganze Schande auf ihn. Als er dies hörte, schickte er an die Kapitäne, ließ ihnen fürchterlich drohen, wenn sie bei der Ausage bleiben wollten, und zwang sie zu erklären und schriftlich zu bezeugen, daß jedes ihrer Schiffe gehörig ausgerüstet gewesen sey. Da er aber fand, daß er das Verstecken auf keine Art unterdrücken konnte, und daß es sich gewiß nach Rom verbreiten würde, so beschloß er, um seine eigne Schuld zu verhüllen, die armen Kapitäne aufzuopfern; er ließ sie daher alle hinführen, ausgenommen den Admiral Eleomenes, den straffbarsten von allen, der auf sein Begehren sein Schiff kommandirt hatte. Diesem

(42) In Verr. 3. 36.

Entschlüsse zu Folge wurden also die vier übrigen Kapitane, vierzehn Tage nach der Aktion, als sie keine Gefahr ahneten, gefesselt eingezogen und in Ketten gelegt. Sie waren alle junge Männer aus den angesehensten Familien Siciliens; ein Paar von ihnen, die einzigen Söhne berühmter Väter, die sofort voll Bestürzung nach Syrakus eilten, um den Prätor um Gnade zu bitten. Verres war unerbittlich; er ließ die Kapitane in sein Gefängniß werfen, ließ niemand mit ihnen sprechen, und verdamnte sie, den Kopf zu verlieren; der einzige Dienst, den ihre unglücklichen Väter ihnen thun konnten, war der, daß sie den Scharfrichter besuchten, sie mit einem Hiebe abzu thun, welches der Unmensch nicht that, wenn er nicht dafür bezahlt wurde, und daß sie vom Timarchides die Erlaubniß erkauften, sie beerdigen zu dürfen ⁽⁴³⁾.

Vor diesem Verluste der Flotte ereignete es sich, daß Verres Kapitane ein Seeräuberschiff wegnahmen, und es nach Syrakus brachten, welches eine reiche Beute war und eine Menge junger hübscher Männer am Bord hatte. Es war eine Gesellschaft Tonkünstler unter ihnen; diese schickte Verres einem Freunde zum Geschenke nach Rom; die übrigen, die entweder jung oder schön, oder in irgend einer Kunst erfahren waren, ließ er unter seine Sekretäre und Klienten vertheilen, daß sie dieselben aufbewahren sollten, bis er sie gebrauchen könne; die wenigen, die alt und häßlich waren, wurden

(43) in Verr. 3. 39. 40. etc.

wurden ins Gefängniß geworfen und zur Strafe aufbewahrt ⁽⁴⁴⁾. Der Kapitän dieser Seeräuber hatte längst ganz Sicilien in Schrecken gesetzt; jeder wünschte ihn zu sehen, und seine Augen an seiner Strafe zu weiden. Er war aber reich; er erkaufte sein Leben, und wurde daher in einem heimlichen Gefängnisse verborgen gehalten, bis ihn Verres am vortheilhaftesten verhandeln konnte. Das Volk stieg inzwischen an, den Tod der Räuber laut zu fordern, da doch alle Prätores jedesmal die Gefangenen hätten hinrichten lassen. Da es wohl wußte, daß ihre Anzahl groß war, so ließ es sich mit der Hinrichtung der wenigen Allen, die Verres gern aufopferte, nicht begnügen. Er nutzte daher diese Gelegenheit, das Gefängniß von den römischen Bürgern zu reinigen, die er bis zu einer solchen Gelegenheit aufgespart hatte, und nun als Gefährten der Seeräuber zur Hinrichtung herausführen ließ. Um nun das Geschrei zu verhindern, welches römische Bürger über ihre Freiheit zu erheben pflegten, um zu verhindern, daß sie von irgend einem anwesenden Bürger erkannt würden, ließ er ihr Gesicht und ihre Köpfe so vermunnen, daß man sie weder hören noch sehen konnte; auf diese grausame Art ließ er viele unschuldige Männer umbringen ⁽⁴⁵⁾.

Doch es ist Zeit, Verres Geschichte abzubrechen. Nachdem er viele Jahre, vergessen und von allen Freunden verlassen, in einem elenden Exil

(44) In Verr. 25. etc.

(45) Ibid. 26. 28. 60.

gelebt hatte, soll er durch Ciceros Großmuth wieder befreiet worden seyn ⁽⁴⁶⁾. Er wurde aber von Marcus Antonius proscribirt und der letzte von allen ermordet, weil er seine schönen Statuen und forinthischen Vasen nicht herausgeben wollte ⁽⁴⁷⁾. Lactantius bemerkt, daß er noch das eine Glück vor seinem Tode hatte, daß er das beklagenswürdigere Ende seines alten Feindes und Anklägers Cicero noch sah ⁽⁴⁸⁾.

Siebentes Kapitel.

Den Volkstribunen werden ihre alten Vorrechte wieder gegeben — Richter aus dem Senat und Ritterstande gemeinschaftlich erwählt — zum erstenmal seit Collas Zeiten Censoren erwählt. — Cicero tritt das Aedilat an. — Schilderung desselben. — Spiele. — Weihe des Capitols. — Cicero vertheidigt den Fontejus und Caelina — bewirbt sich um die Prætur. — Pompeius wird durch Gabinus Befehl zum Großadmiral im mittelländischen Meere ernannt. — Orho verhaftet den Ruten eig. e Sire im Theater. — Cornelius verleiht die Prætorien bei Wahlen. — Cicero wird einstimmig zum Prætor erwählt. — Beschreibung dieses Amtes. — Pompeius erhält das Kommando im Mithridatischen Kriege. — Cicero führt bei der Prætur auch Privatprozeß. —

Weder die Verurtheilung des Verbrechers Verres, noch die Rücksicht des Senats, vermochten das so miß-

(46) Senec. l. 6. Suasor. 6. (47) Plin. H. N. l. 34. 8.

(48) Lactan. 2. 4.

mißvergünstigte Volk zu befänstigen; sie forderten noch so laut wie sonst, daß den Tribunen ihre Gewalt, und dem Ritterstande die Criminaljustiz wieder gegeben werden solle. Nach vielen Streiten und Unruhen, die jährlich von den Tribunen erregt wurden, J. R. 683. erhielten sie endlich in diesem Jahre beides; das erstere durch des Consul Pompejus, das andere durch des Prätors Cotta Vermittelung ^(*). J. Cäsar ⁽²⁾ unterstützte die Tribunen bei allen ihren Kämpfen; alle aber, die den Friesen wünschten, widersetzten sich ihnen. Lange Erfahrung hatte bewiesen, daß sie immer nicht allein durch den Mißbrauch ihrer Uebermacht vorzüglich die Ruhe des Staates gestöhrt hatten, sondern auch immer die Werkzeuge aller Emporstrebenden, die sich über die Gesetze erheben wollten, gewesen waren ⁽³⁾. Denn wenn sie einen oder mehrere von den Tribunen bestachen, welches sie für einen guten Preis leicht konnten, so konnten sie entweder vom Volke erhalten, was sie wünschten, oder wenigstens alles, was gegen sie unternommen wurde, umstürzen. Dieser Weg wurde von allen Gütendenden verachtet, und Pompejus gab keine gute Meinung von seinen Absichten, als er denselben betrat. Um daher alles Mißtrauen in dieser oder jeder andern Rücksicht zu vermeiden, legte er freiwillig einen Eid ab, daß er nach Verlauf seines Consulats kein öffentliches Kommando annehmen,

J 5

sonst

(*) Vell. Pat. 2. 30.

(*) Sueton. I. Caes. 5.

(3) De Legib. 7. 9.

sondern mit dem Stand eines Privatsenators zufrieden seyn wollte ⁽⁴⁾.

Plutarch sieht diese Handlung, als die Folge der Dankbarkeit an, die Pompejus dem Volke wegen der vielen auf ihn gehäuften außerordentlichen Ehrenbezeugungen schuldig war; aber Cicero macht nach Pompejus Tode die beste, der Sache angemessenste Bemerkung darüber, wenn er sagt: daß ein Staatsmann nicht allein überlegen müsse, was das Beste, sondern auch was das Nöthigste für die Zeitumstände sey; daß Pompejus die Ungeduld des Volkes wohl kannte; daß es den Mangel der Gewalt der Tribunen nicht länger würde ertragen haben; und daß es also eines guten Bürgers Sache war, die Ehre, etwas auszuführen, das zu allgemeyn gewünscht wurde, als daß es hätte verhindert werden können, keinem schlechteren Menschen zu überlassen ⁽⁵⁾. Was nun Pompejus Absicht bei der Wiederherstellung der Gewalt der Tribunen seyn mochte, und ob es ihm an Klugheit oder an Neigung fehlte, sie zum Bösen zu mißbrauchen, wollen wir nicht entscheiden; so viel ist gewiß, daß er Ursache hatte, diesen Schritt zu bereuen, als Cäsar, der einen bessern Kopf und ein schlechteres Herz hatte, dieselbe zu Pompejus eignem Untergange nuzte; und durch Hülfe der Tribunen die Gewalt und den Vorwand erhielt, die Republik umzustürzen ⁽⁶⁾.

Was

(4) Vell. Pat. 2. 31.

(5) De Legib. 3. 11.

(6) Appian. 2. p. 443.

Was nun den andern Streit über die den Rittern wieder herzustellen Gerichtsbarkeit betrifft, so hielt man dies für das beste Mittel, den Uebermuth der Edlen zu züchtigen, wenn man sie dem Gerichte eines niedern Standes unterwürfe, der aus natürlicher Eifersucht und aus Haß gegen sie, ihre Bedrückungen mit der größten Strenge bestrafen würde. Er ward endlich durch einen Vergleich beigelegt; es wurde mit allgemeiner Einwilligung ein neues Gesetz entworfen, daß den Senatoren und Rittern das bestrittene Recht gemeinschaftlich ertheilt werden sollte; von jedem dieser Stände sollte jährlich eine Anzahl Mitglieder durch das Loos gewählt werden, die zusammen mit dem Prätor bei allen Fällen als Richter sitzen sollten ⁽⁷⁾.

Um die allgemeine Zügellosigkeit und das Sittenverderbniß, das alle Stände angestekt hatte, zu heilen, schritt man in diesem Jahre zu dem Mittel, daß man Censoren wählte. Dies hätte der Ordnung nach alle fünf Jahr geschehen sollen, es war aber seit Syllas Zeit, ohngefähr seit siebenzehn Jahren, unterlassen. Diese Censoren waren Obergewächter der Sittlichkeit und des Betragens der Bürger ⁽⁸⁾; sie hatten die Gewalt, Laster und Unsittlichkeiten in allen Ständen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, mit Schande zu bestrafen. Jetzt wurden L. Gellius und Cn. Lentulus dazu erwählt; beider erwähnt Cicero, als seiner genauen Bekannten, des Letztern, als seines vertrauten Freundes ⁽⁹⁾.

Sie

(7) Vell. Pat. 2. 32. (8) Pro Cluent. 46. (9) Ibid. 42.

Sie übten ihre Gewalt, die so lange nicht gebraucht war, mit der Strenge aus, welche die Ausgelassenheit der damaligen Zeit erforderte. Sie stießen sechs und vierzig Mitglieder aus dem Senat, wegen offener Vergehen, größtentheils deswegen, weil sie sich bei gerichtlichen Streitsachen hatten bestechen lassen ⁽¹⁰⁾. Unter diesen war auch C. Antonius, der Oheim des Triumvir, der es eingestand, daß er die Bundesgenossen geplündert, sich bei einem Prozesse nicht gestellt, seine Ländereien verpfändet habe, und nicht Herr seiner Güter sey ⁽¹¹⁾; dens noch wurde eben dieser Antonius bald hierauf, dem gewöhnlichen Gange der Beförderung nach, Aedil und Prätor, und nach sechs Jahren Consul. Es beweiset dies die Wahrheit der Bemerkung, die Cicero über die Strenge dieser Censoren macht, daß sie ein bloßer Schall eines Wortes war, und keine andre Wirkung hatte, als einen Mann eröröthen zu machen ⁽¹²⁾.

Nachdem Cicero Verres Prozeß geendet hatte, trat er das Aedilenamt an. In einer seiner Reden giebt er einen Begriff von den Pflichten desselben; „Ich bin nun zum Aedilen erwählt,“ sagt er, „und fühle, was mir das römische Volk anvertraut hat. Ich soll mit der größten Feierlichkeit die heiligen Feste der Ceres, des Liber und der Libera geben; ich soll die Mutter Flora mit dem Volke

und

(10) Pro Cluent. Vid. Figh. Annal. ad. A. V. 683.

(11) Alconius in Orat. in Tog. cand.

(12) Fragm. e lib. 4. de republ. ex Nonio.

und der Stadt Rom durch öffentliche Spiele ver-
söhnen; ich soll jene alten Schaugepränge, die ers-
ten, die das römische Volk die *seminae* nannte,
zur Ehre Jupiters, Junos und Minervas, mit
aller Pracht auführen; ich soll für alle geheiligten
Gebäude, ja für die ganze Stadt Rom wachen,
u. s. w. ⁽¹²⁾. „ Das Volk liebte alle diese Spiele
und Vergnügungen leidenschaftlich; da nun aber
die Summe, die aus der Staatskasse dazu herges-
geben wurde, der Sparsamkeit der alten Republik
zu Folge, nur gering war, so mußten die Aedilen
das Uebrige aus ihren eignen Mitteln zuschießen,
und wurden dadurch oft ganz erschöpft. Man schaffte
aus allen Theilen des Reiches Seltenheiten herbei,
um die Schaugepränge zu verherrlichen; das Fos-
sum, auf dem sie gegeben wurden, wurde gewöhn-
lich mit *Pocifos*, die man zu dieser Absicht erbaute,
verschönert, und mit den ausgesuchtesten Statuen
und Gemälden, die nur in Rom und Italien zu
finden waren, angefüllt. Cicero macht Appian
Vorwürfe, daß er Griechenland und die Inseln
aller ihrer Kunstwerke beraubt habe, um seinem
Aedilenamte damit einen Glanz zu verschaffen ⁽¹³⁾;
auch soll Verres seinen Freunden Hortensius und
Metellus alle die Statuen, die er aus den Pros-
vinzen weggenommen hatte, geliehen haben ⁽¹⁴⁾.

Verschiedene der größten Männer zu Cicero's
Zeit, hatten sich durch außerordentlichen Aufwand
und

(12) In Verr. 3. 14. (13) Pro dom. ad Pont. 42.

(14) Asconius.

und Pracht in diesem Amte ausgezeichnet; Lucullus, Scäurus, Lentulus, Hortensius ⁽¹⁶⁾ und C. Antonius, der, ob er gleich kürzlich aus dem Senat gestossen war, dennoch die Stadt in diesem Jahre mit Schauspielen auf Bühnen, die mit Silber besetzt waren, unterhielt. Murena folgte seinem Beispiele ⁽¹⁷⁾; Julius Cäsar übertraf sie aber alle; denn bei den Spielen, die er bei seines Vaters Beerdigung gab, ließ er das ganze Amphitheater mit Silber belegen, so, daß also jetzt zum erstenmal wilde Thiere auf diesem Metalle kämpften ⁽¹⁸⁾. Dieser übertriebne Aufwand stand mit seinen emporktrebenden Absichten in gleichem Verhältnisse; die Uebrigen trachteten nur nach dem Consulat; er nach dem ganzen Reiche. Cicero beobachtete die Mittelstraße, und befolgte die Regel, die er auch nachher seinem Sohne gab, die Kosten nach seinem Vermögen zu messen ⁽¹⁹⁾; so, daß er weder seinen Charakter durch schmutzigen Geiz schändete, noch seinem Vermögen durch eitle Pracht schadete; denn das eine macht einen Mann verhasst, und nimmt ihm die Fähigkeit Gutes zu thun; das andere macht ihn dürstig, und setzt ihn der Versuchung aus, Böses zu thun. Mamercus gelangte daher nicht zum Consulat, weil er aus Sparsamkeit das Aedilennamt verbat ⁽²⁰⁾; und Cäsar wurde durch seine Verschwendung gezwungen, sein eignes Verderben durch das Verderben des Staates gut zu machen.

Ciceros

(¹⁶) De Offic. 2. 16. (¹⁷) Pro Muren. 20. Plin. H. N. 33. 3. (¹⁸) Ibid. (¹⁹) De Offic. 2. 17. (²⁰) Ibid.

Ciceros Popularität gründete sich auf festere Stützen, auf die Liebe seiner Mitbürger, die aus dem Gefühle seiner Verdienste entsprang. Dennoch gab er, der Sitte und Laune der Römer zu Folge, jene oben erwähnten drei Spiele zur völligen Zufriedenheit des Volkes; ein Aufwand, den er gegen die großen Ehrenbezeugungen, die ihm erwiesen wurden, gerechnet, für eine Kleinigkeit hielt ⁽²¹⁾. Die Sicilianer gaben ihm während seines Aedilens amtes thätige Beweise ihrer Dankbarkeit; denn sie versahen ihn reichlich mit allen Arten Lebensmitteln, die ihre Insel hervorbrachte, zum Gebrauch für seine Tafel und für die öffentlichen Gastmähler, die er während seines Amtes geben mußte. Statt ihre Freigebigkeit für sich allein zu nützen, verwendete er sie ganz zum Besten der Armen; und durch diese außerordentliche Unterstützung brachte er es dahin, daß der Preis der Lebensmittel auf den Märkten sank ⁽²²⁾.

J. R. 684. Hortensius war einer von den Consuln dieses Jahres, in dem sich nichts Merkwürdiges ereignete, als die Weihe des Capitols durch M. Lucatius Catulus. Es war zu Eollas Zeit abgebrannt; er hatte zwar den neuen Bau angefangen, aber nicht vollendet; und dies war der einzige Umstand, den er sich auf seinem letzten Krankenbette wünschte, um sein Glück vollendet zu sehen ⁽²³⁾. Nach seinem Tode übernahm Catulus
das

(21) De Offic. 2. 17. (22) Murarch. in Cic.

(23) Plin. II. N. 7. 43. Tacit. Hist. 3. 72.

das Geschäft, weil er Consul war; er weihte also in diesem Sommer den Tempel mit großer Pracht und Feierlichkeit ein, und hatte die Ehre, daß sein Name an der Fronte eingegraben wurde ⁽²⁴⁾.

Bei Gelegenheit dieses Festes soll er einen neuen Farnus, den man vorher noch nicht kannte, nach Rom gebracht haben; er ließ nemlich den Vorhof des Tempels, wo sich das Volk aufhielt, mit einem purpurnen Seegel, das die Farbe des Himmels hatte, bedecken, um die Versammlung gegen übles Wetter zu beschützen; auch ließ er die Ziegeln dieses prächtigen Gebäudes, die von Kupfer waren, übergolden. Das Tafelwerk der Tempel war wohl vorher schon vergoldet worden, dies war aber das erstemal, daß Gold an der Aussen Seite eines Gebäudes angebracht ward ⁽²⁵⁾. So erhob sich also das Capitol,

(24) Man fand folgende Inschrift unter den Ruinen des Capitols, und einige vermutheten, daß sie die originelle sey, die Catulus setzte; sie blieb, wie Tacitus sagt, bis unter Vitellius Regierung:

Q. LVTATIVS Q. F.
Q. N. CATVLVS COS.
SVBSTRVCTIONEM ET
TABVLARIVM. EXS. C.
FACIENDVM CVRAV.

(25) Plin. 19. l. 33. 2. Obgleich Plinius den Catulus zum Erfinder dieser Seegel macht, so spricht doch Lucrätius, der in diesem Jahre, oder nach einer wahrscheinlicheren Vermuthung, sechs- oder sieben Jahre später starb, davon, als wären sie längst in allen Theatern gebräuchlich gewesen. Lib. 6. 108. 4. 73. J. Cäsar bedeckte so das ganze Forum, und die spätern Kaiser ihre Amphitheater. Dio 1. 23.

Capitol, wie alle alten Gebäude, weit schöner aus seinen Ruinen; dies gab Cicero Gelegenheit, Catulus bei Verres Prozesse, wobei auch er Richter war, ein Compliment zu machen. Verres hatte doch, wie wir oben erzählten, den kostbaren Leuchter, den der König Antiochus für das Capitol bestimmt hatte, weggenommen; Cicero nahm also Gelegenheit, als er ihn der Thatsache überführt hatte, folgendes hinzuzufügen: „Ich wende mich an Dich, Catulus, denn ich spreche von Deinem edlen und prächtigen Denkmale; Du mußt nicht allein strenger Richter, sondern auch beleidigter Kläger seyn. Deine Ehre ist mit der Ehre dieses Tempels genau verknüpft; denn durch die Begünstigung des Volkes und des Senats ist Dein Name mit ihm der Nachwelt geheiligt. Es muß also Deine Sorge seyn, daß das Capitol, das jetzt weit herrlicher sich aus seinen Trümmern erhob, auch kostbarer als vorher ausgeschmückt werde: als hätte der Himmel in der Absicht das Feuer gesendet, nicht daß es Jupiters Tempel zerstöre, sondern daß es einen weit glänzendern und prächtigern von uns fodere⁽²⁶⁾.“

In diesem Jahre vertheidigte Cicero wahrscheinlich den Fonteius und Vercina. Fonteius war in Gallia Narbonensis drei Jahr lang Prätor gewesen, und wurde nachher von den Einwohnern dies
fer

(26) In Verr. 4. 31.

ter Provinz und einem ihrer Fürsten, Induciomarus, wegen großer Bedrückungen und Erpressungen, und besonders wegen einem Zoll, den er willkürlich auf die Ausfuhr ihrer Weine gelegt habe, angeklagt. Es waren zwei Verhöre in diesem Prozesse, es ist aber nur eine Rede von Cicero noch übrig, und zwar so unvollkommen, daß man schwerlich über ihr Verdienst oder ihre Wirkung urtheilen kann. Cicero giebt zu, daß die Beschuldigung wegen des Weinzolles von Bedeutung sey, wenn sie gegründet wäre ^(*); aus seiner Art zu verteidigen, sollte man glauben, sie sey wahr, denn er bemüht sich besonders, die Ankläger verhaßt zu machen, und für den Beklagten Mitleid zu erwecken.

Um die Glaubwürdigkeit der Zeugen zu untersuchen, schildert er die ganze Nation „als ein trunkenes, ruchloses und treuloses Volk; als natürliche Feinde aller Religion, ohne Begriffe von der Heiligkeit eines Eides, das die Altäre seiner Götter mit Menschenopfern entweihe. Welche Glaubwürdigkeit, welche Treue könnt ihr bei solchen Menschen erwarten, die glauben, daß die Götter durch Grausamkeit und Menschenblut versöhnt werden können ⁽²⁾?“

Um endlich das Mitleid der Richter zu gewinnen, machte er eine pathetische Digression auf die Härte und die Thränen der Schwester des Jonsenis, einer vestalischen Jungfrau, die zugegen war.

Er

(*) Pro Fontejo 5.

(2) Ibid. 10.

Er setzte die Frömmigkeit und die Bitten dieser heiligen Bittenden der Barbarei und dem Meineide der ruchlosen Gallier entgegen; und spiegelte endlich dem Gerichte die Gefahr und die Verwegenheit vor, auf das Flehen einer Vestalin nicht zu achten, die von den Göttern erhört werde, wenn Roms Blut unwandelbar bleiben sollte, u. s. w. ⁽²⁹⁾

Cacinas Sache war ein Streit über das Erbsrecht auf ein Gut, welches von der feinen Auslegung eines Punktes der Gesetze abhieng ⁽³⁰⁾, der aus der Auslegung des Interdicts des Prätors entstanden war. Dieser Prozeß ist übrigens ein Beweis von Ciceros Kenntnissen des bürgerlichen Rechts; und daß er sich auch durch Staatsgeschäfte und Aemter von seinem Eifer für Privatprozesse nicht abbringen ließ.

Nach dem Verlauf seines Aedilenamtes verlor er seinen Vetter Lucius Cicero, der ihn erst kürzlich auf seiner Reise nach Sicilien begleitet hatte. Cicero beklagt den Tod dieses jungen Mannes mit zärtlicher Theilnahme in folgendem Briefe an Atticus:

„Du weißt es von allen Menschen am besten, und kannst es empfinden, wie sehr es mich schmerzt, und welchen Verlust ich in meinem häuslichen und öffentlichen Leben erlitten habe. In ihm besaß ich alles, was ein gefälliger Charakter eines Andern einem Manne Angenehmes gewähren kann. Ich zweifle nicht, daß Du auch mit mir trauerst, nicht allein aus Mitleid für meinen Kummer, sondern über

K 2

über

(²⁹) Pro Fontejo 17.

(³⁰) Orat. 29.

über Deinen eignen Verlust eines Verwandten und Freundes, der jede Tugend besaß; der Dich aus eigner Neigung, und meinen Schilderungen von Dir zu Folge, liebte, u. s. w. ⁽³¹⁾ "

Der Tod seines Vetterns ereignete sich jetzt um so mehr zur Unzeit, da er seiner Hülfe bei der Bewerbung um die Prätorstelle entbehren mußte. Er bewarb sich nun nach dem Verlauf der gebührenden Zeit, nach zwei Jahren ⁽³²⁾, nach seiner Wahl zum Aedilenamt, auch um diese Stelle. Die Stadt J. A. 686. war aber in diesem Sommer in einer so allgemeinen Unruhe, daß es wahrscheinlich zu gar keiner Wahl kommen würde. Die Ursache derselben waren einige neue Gesetze, gegen die sich der Senat mit allen Kräften sträubte. Das erstere hatte ein Volkstribun, M. Gabinius, zu Pompejus Besten vorgeschlagen; der erste Beweis ihrer Dankbarkeit und die ersten Früchte der durch ihn wieder hergestellten Macht derselben.

Der Vorschlag war nemlich der, daß ihm ein außerordentlicher Auftrag gegeben werden sollte, die Seeräuber zu bekriegen, welche die Küsten und die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere, zur Schande des Reiches und zum Verderben des Handels, unsicher machten ⁽³³⁾; es sollte ihm also eine unumschränkte Gewalt über alle an der See liegenden Provinzen, bis fünfzig Meilen landwärts gegeben werden. Die Seeräuber waren so mächtig und so

(31) Ad Attic. 1. 5.

(32) Ep. Fam. 10. 25.

(33) De Leg. Manil. 11.

so kühn geworden, daß sie verschiedne römische Magistrate und Abgesandten gefangen genommen, selbst auf Italien glückliche Landungen gewaget, und die römische Flotte im Hafen von Ostia verbrannt hatten ⁽¹⁴⁾. Hortensius, Catulus und alle übrigen Häupter des Senats widersezten sich gegen eine so unumschränkte und gesetzwidrige Gewalt, die dem Staate gefährlich sey, und einem Manne nicht anvertraut werden könne. Sie führten folgenden Grund an: „Daß solche ungewöhnliche Vollmchtigungen die Ursache alles Ungemachs wären, das die Republik seit Marius und Syllas Proscriptionen erlitten hätte. Beide wären durch eine ununterbrochne Folge außerordentlicher Befehlshaberstellen zu mächtig geworden, als daß ihnen die Geseze das Gleichgewicht hätten halten können. Wenn nun auch nicht zu befürchten wäre, daß Pompejus seine Gewalt eben so mißbrauchen würde, so sey doch die Sache selbst gefährlich und Roms Verfassung zuwider. Die Gleichheit einer Demokratie erfordere, daß alle an den Staatsämtern Theil nehmen sollten, die derselben würdig wären. Und dies sey das einzige Mittel, würdige Männer zu ziehen, und die Stadt mit erfahrenen Befehlshabern zu versehen. Wenn es wahr sey, was einige behaupteten, daß keiner so fähig zu diesem Kommando, als Pompejus sey, so wäre die wahre Ursache diese, daß man keinen, als Pompejus dazu gelangen lassen wolle ⁽¹⁵⁾.“

R 3

Pus

(14) Pro Leg. Manil. 12.

(15) Dio l. 36. p. 15.

Lucullus Freunde widerlegten sich alle eifrig; sie fürchteten alle, daß Pompejus in Lucullus Provinz und Kommando im mithridatischen Kriege Einsgriffe thun würde. Damit nun Gabinius den Pöbel auf seine Seite brächte, ließ er den Riß eines prächtigen Pallastes, den Lucullus erbaute, auf eine Fahne zeichnen, und durch die Straßen tragen, um damit zu verstehen zu geben, daß Lucullus die Kosten von der Beute der Republik hernehme⁽¹⁶⁾.

Als Catulus gegen den Vorschlag vor dem Volke redete, befragte er dasselbe, „wenn denn nothwendig alles dem einzigen Pompejus anvertrauet werden müsse, was sie denn anfangen wollten, wenn ihm ein Unglück zustieße?“ Hier genoß Catulus die Früchte seiner Tugend, wie Cicero sagt, als das gesammte Volk einstimmig ausrief, daß es sich dann auf ihn verlassen würde⁽¹⁷⁾. Pompejus, der die Kunst, sich zu verstellen, kannte, zeigte nicht nur Gleichgültigkeit, sondern auch Mißfallen über den Auftrag, und bat das Volk, denselben einem andern zu geben, ihm aber nach allen Beschwerlichkeiten, die er im Dienste für die Römer erduldet, seine häusliche Ruhe genießen zu lassen, und ihm die Unruhen eines so verhassten Auftrages zu ersparen⁽¹⁸⁾. Diese verstellte Selbsterleugnung gab nun seinen Freunden Gelegenheit, seine Bescheidenheit und Rechtschaffenheit um so mehr zu loben; und

(16) Pro Sext. 43.

(17) Pro Leg. Manil. 20.

(18) Dio. 1. 36. p. 11.

und da nun schon vor einigen Jahren ein ähnliches Gesetz, zum Besten eines weniger verdienstvollen und beliebten Mannes, des M. Antonius ⁽³⁹⁾, gegeben war, so wurde dieses gegen den Willen aller Magisträte mit dem allgemeinen Beifall des Volkes durchgesetzt. Sogleich von dem Tage an, als Pompejus zum Admiral erwählt war, fiel der hohe Preis der Lebensmittel, blos in der Hoffnung auf diesen Mann, als wenn der größte Ueberfluß auf einmal hergestellt wäre ⁽⁴⁰⁾. Ob nun gleich der Senat das Gesetz nicht unterdrücken konnte, so rächte er sich doch an dem Urheber desselben, an Gabinius, dadurch, daß er verhinderte, daß er nicht zu einem von Pompejus Legaten erwählt wurde, welches er wünschte, und wofür sich Pompejus selbst verwendete ⁽⁴¹⁾. Pompejus entschädigte ihn wahrscheinlich auf eine andre Art; denn Gabinius war damals so dürftig, und so herabgesunken, wie Cicero sagt, daß er selber hätte Seeräuber werden müssen, wenn er sein Gesetz nicht durchgesetzt hätte ⁽⁴²⁾. Pompejus erhielt eine Flotte von fünfshundert Fahrzeugen und vier und zwanzig Legaten, die ihm der Senat auswählte ⁽⁴³⁾. Diese vertheilte er so klug im mittelländischen Meere, daß er die Seeräuber in weniger als fünfzig Tagen aus allen ihren Winkeln trieb, und den ganzen Krieg in vier Monaten endigte. Er rüstete sich nemlich am Ende

(39) Vell. Pat. 2. 31. (40) Pro Leg. Man. 15. (41) Ibid. 19.

(42) Post. red. in Senat. 5. (43) Plutarch. in Pomp.

des Winters, segelte im Anfange des Frühlings aus, und endigte den Krieg in der Mitte des Sommers ⁽⁴⁴⁾.

Ein anderes Gesetz schlug L. Otho vor. Es sollten den Rittern eigne Sitze im Theater angewiesen werden; denn vorher saßen sie vermischt unter dem Volke. Diesem Gesetze zu Folge wurden ihnen vierzehn Bänke hinter denen der Senatoren angewiesen; und hierdurch sicherte ihnen Otho, wie Cicero sagt, ihre Würde und ihr Vergnügen ⁽⁴⁵⁾. Der Senat erhielt durch ein ähnliches Privilegium, hundert Jahr vorher, unter Scipio Africanus Consulate, ebenfalls abgesonderte Sitze. Das Volk wurde darüber sehr unwillig, und es veranlaßte, wie Livius sagt, so wie alle Neuerungen, viel Streiten und Tadeln. Einige Klügere verwünschten alle solche Auszeichnungen aus einem freien Staate, weil sie dem öffentlichen Frieden gefährlich wären; Scipio bereuete es nachher, und tadelte sich selber, daß er es zugegeben hatte ⁽⁴⁶⁾. Othos Gesetz war noch beleidigender, denn es schmerzte das Volk noch mehr, daß es immer weiter von seinen angenehmißten Unterhaltungen, von den Schauspielen entfernt wurde. Der Tribun setzte es dennoch durch. Dieses Gesetzes wird von allen klassischen Schriftstellern als einer merkwürdigen Sache, die viel Lärm damals machte, oft erwähnt ⁽⁴⁷⁾.

E. Cors

(44) Pro Leg. Man. 12. (45) Pro Mur. 19.

(46) Pro Cornel. 1. Fragm. ex Ascon. Liv. 1. 34. 54. Val. Max. 2. 4. (47) Hor. ep. 4. 15. Iun. 3. 159.

C. Cornelius, ein anderer Tribun, beförderte auch ein drittes Gesetz wichtigern Inhaltes: daß Bestechungen bei den Wahlen durch die härtesten Strafen verhindert werden sollten. Die Strenge desselben mißfiel dem Senate, und seine eifrige Widerlegung verursachte Unruhen in der Stadt. Alle andere Geschäfte wurden unterbrochen, die Wahl der Magisträte wurde aufgeschoben, und die Consuln sahen sich genöthigt, eine Wache zu halten. Die Sache wurde indessen dadurch beigelegt, daß die Consuln durch ein anderes vorgeschlagenes Gesetz die Strenge der Strafen milderten, und daß Cornelius dasselbe annahm, und es unter dem Namen des calpurnischen Gesetzes, nach dem Consul C. Calpurnius Piso so benannt ⁽⁴⁸⁾, an das seinige anfügte. Cicero nennt es noch immer ein strenges Gesetz ⁽⁴⁹⁾, denn außer der Geldstrafe erklärte es auch den Schuldigen jedes öffentlichen Amtes oder einer Stelle im Senate unfähig. Dieser Cornelius scheint ein braver und ehrlicher Tribun, nur etwas zu kühn und ungestüm bei der Verttheidigung der Rechte der Bürger gewesen zu seyn. Er publicirte noch ein anderes Gesetz, durch welches verboten ward, daß irgend jemand von der Verpflichtung gegen die Gesetze losgesprochen werde, außer allein von dem Volke. Dieses Recht, das einen Theil der alten Verfassung ausmachte, hatte der Senat ohnlängst an sich gerissen; er dispensirte durch eigne Dekrete von den Gesetzen; und that dies oft heimlich,

R 5

lich,

(48) Dio. I. 36. c. 18.

(49) Pro Mur. 23.

lich, wenn nur wenige darum wußten. Der Senat wollte ein so werthtes Privilegium nicht aufgeben; er betrog also einen andern Tribun, die Bekanntmachung des vorgeschlagenen Gesetzes zu verbieten, wenn es zum Vertrage kommen würde. Cornelius nahm dem Sekretär die Rolle aus der Hand, als dies geschah, und las selbst. Diese Handlung war ungewöhnlich, und wurde als ein Eingriff in die Rechte der Tribunen sehr gemißbilligt; Cornelius sah sich also genöthigt, ein milderes Gesetz zu entwerfen, durch welches dem Senate verboten wurde, ein solches Dekret in einer kleinern Versammlung, als von hundert Mitgliedern zu entwerfen ⁽¹⁰⁾. Diese Unruhen verschafften Cicero eine unerwartete Ehre, die ihm einen öffentlichen Beweis von der Liebe des Volkes gab. In drei verschiedenen Versammlungen, die zur Wahl eines Prätors berufen waren, und von denen zwei, ohne zum Ziele zu gelangen, entlassen wurden, ward er einstimmig von allen Centurien jedesmal zum ersten Prätor ernannt ⁽¹¹⁾.

Der Prätor folgte seiner Würde nach gleich hinter den Consuln; ursprünglich war dieser Magistrat dazu erwählt, daß er ihr Amtsgenosse oder Gehülfe in der Verwaltung der Justiz seyn, und ihre Stelle in ihrer Abwesenheit vertreten sollte ⁽¹²⁾. Anfanglich gab es nur einen; als aber die Herrschaft

(10) Aconii argum. pro Cornelio. (11) Pro leg. Man. 1.

(12) Gellius 13. 15.

schaft und die Angelegenheiten der Stadt wuchsen, so wurde auch die Zahl der Prätores nach und nach von einem zu acht vermehrt. Sie wurden nicht, wie die niedern Magisträte, in den Versammlungen der Tribus, sondern der Centurien, so wie die Consuln und Censoren erwählt. Bei jener Art zu wählen, entschied die Mehrheit der Stimmen, im Tribus das allgemeine Botum des ganzen Tribus, und die Mehrheit der Tribus bestimmte die Wahl; so, daß also der geringste Bürger so gut seine Stimme gab, wie der vornehmste. Bei der andern Art hatten die Vornehmern das Uebergewicht; die Erfindung war von einem ihrer Könige, Servius Tullius. Er theilte die Bürger in hundert und drei und neunzig Centurien, nach dem Census oder nach der Schätzung ihres Vermögens; dann schloß er diese Centurien in sechs Klassen nach derselbigen Regel ein; zur ersten und reichsten Klasse zählte er sieben und neunzig Centurien, den größten Theil der ganzen Anzahl. Wenn also die Centurien der ersten Klasse übereinkamen, so war die Sache entschieden, und die Stimmen aller übrigen galten nichts ⁽¹¹⁾.

Das Geschäft der Prätores war, in allen Streitigkeiten den Vorsitz zu haben, und sie zu richten, besonders öffentliche oder Criminalfälle. Da es durchs

(11) Von dieser Eintheilung des Volkes in Klassen, ist das Wort *klassisch*, das wir jetzt Schriftstellern vom ersten Range beilegen, abgeleitet. Es bedeutet ursprünglich Männer der ersten Klasse; alle übrigen hießen *infra classem*, *ibid.* 7. 13.

durchs Loos bestimmt wurde, welche Prozesse jeder entscheiden mußte ⁽⁵⁴⁾, so fiel Ciceron die Untersuchung der Klagen über Erpressungen der Magisträte und Subvernöre in den Provinzen zu ⁽⁵⁵⁾. Er hatte vorher als Kläger in diesen Fällen gehandelt, jetzt entschied er sie als Richter, als erster Prätor ⁽⁵⁶⁾. Er erwarb sich in diesem Amte einen großen Ruf der Ehrlichkeit, als er einen gewesenen Prätor, einen Mann von großer Beredsamkeit, der sich auf der Rednerbühne würde ausgezeichnet haben, wenn seine Fähigkeiten nicht durch ein lasterhaftes Leben wären geschändet worden, als er Licinius Macer verurtheilte ⁽⁵⁷⁾. „Dieser Mann,“ sagt Plutarch, „verließ sich auf sein Ansehen und auf Crassus Einfluß, der ihn mit allen Kräften unterstützte, und war seiner Losprechung so gewiß, daß er, ohne das Urtheil abzuwarten, nach Hause gieng, um sich anzukleiden, und im weissen Gewande wieder zum Gerichtsplatz zurückkehrte, als wenn er schon freigesprochen wäre. Als ihm aber Crassus unterwegs begegnete und ihn benachrichtigte, daß er von den Richtern einstimmig verurtheilt sey, legte er sich in sein Bette und starb kurz darauf.“ Die Geschichte wird von andern Schriftstellern anders erzählt: „Macer habe im Gerichtshofe seinen Prozeß abgewartet; als er aber gemerkt habe, daß Cicero ihn verurtheilen würde, so habe er jemanden zu ihm geschickt, und habe ihm sagen lassen, er sey

(54) In Verr. Act. I. 8.

(55) Pro Rabir. Post. 4.

(56) Pro Cornel. I. Fragm.

(57) Brutus 352.

sey todt; und sogleich habe er sich mit seinem Schnupftuche gedämpft und sey erstift. Cicero sey also nicht zum Urtheil geschritten, und dadurch hätte Racers Sohn, Licinius Calvus, nachmals ein Redner von der ersten Größe, seines Vaters Güter behalten ⁽⁵⁸⁾. „Aus Ciceros eignen Nachrichten ersehen wir, daß er Racern bei der Untersuchung mit Aufrichtigkeit und Billigkeit behandelte, und ihn darauf mit allgemeiner Gutheißung des Volkes verurtheilte. Er erwarb sich dadurch mehr Ehre und Vortheil, als ihm Racers Freundschaft und Einfluß verschaffen konnte, wenn er ihn freigesprochen hätte ⁽⁵⁹⁾.“

Kaum hatte Manilius sein Tribunenamt angetreten, als er neue Unordnungen in der Stadt erregte. Er schlug ein Gesetz vor, daß den Freigeslassenen das Recht, in den Tribus ihre Stimmen mit abzulegen, ertheilt werden sollte. Alle ärgerten sich hierüber so sehr, und der Senat widersetzte sich so eifrig, daß er es gleich aufgeben mußte ⁽⁶⁰⁾. Er war aber, wie Bellesius sagt, immer feil, und das Werkzeug fremder Macht; um sich nun bei dem Volke wieder einzuschmeicheln, und sich Pompejus Gunst zu erwerben, schlug er ein anderes Gesetz vor: daß dem Pompejus, der damals die letzten Spuren des Seeräuberkrieges in Sicilien vertilgte, zu seinem Auftrage auch das Gouvernement von Asien, nebst dem Kommando im mithrischen

⁽⁵⁸⁾ Plutarch. Cic. Valer. Max. 9. 12. ⁽⁵⁹⁾ Ad Att. 1. 4.

⁽⁶⁰⁾ Ascon. in Orat. pro Cornel. Dio. 1. 36. 20.

batischen Kriege und über alle römische Armeen in diesen Gegenden ertheilt werden sollte ⁽⁶¹⁾. Es waren nun schon acht Jahr verflossen, seit Lucullus zuerst in diesen Krieg gesendet ward, in welchem er sich durch eine Menge großer ruhmvoller Thaten den Ruf der Tapferkeit, und eines Betragens, das den größten Feldherrn angemessen war, erworben hatte. Er hatte Mithridates aus seinem Königreiche vertrieben, und mehrere merkwürdige Siege über ihn gewonnen, ob ihn gleich Tigranes, der mächtigste Fürst in Asien, mit seinem ganzen Heere unterstützte. Endlich wurde Lucullus' Armee der steten Beschwerden müde, und durch empörerische Offiziere, besonders aber durch seinen eignen Stiefbruder, den jungen Clodius ⁽⁶²⁾, ausgewiegelt, wurde sie der strengen Zucht überdrüssig, und wünschte entlassen zu werden. Ihre Unzufriedenheit wurde noch durch die Niederlage, die der General Triarius erlitt, vermehrt. Er hatte sich mit Mithridates übereilt in ein Treffen eingelassen, verlor sein Lager und seine besten Truppen, und blieb selber im Treffen. Als die Armee erfuhr, daß Glabrio, der vorjährige Consul, zu seinem Nachfolger bestimmt, und schon in Asien angelangt war, da brach der Aufstand aus; die Truppen weigerten sich, ihm zu folgen, und erklärten, daß sie unter ihm nicht dienen wollten. Glabrio war nicht geneigt, ein so gefährliches Kommando zu übernehmen,

(61) Vell. Pat. 2. 33.

(62) De Aruspicium respons. 20. Plutarch. in Lucull.

men, er blieb also lieber in Bythinien, und gieng gar nicht zur Armee ⁽⁶¹⁾.

Dieser Geist der Empörung, der sich unter Lucullus Truppen verbreitet hatte, und der Verlust seines Ansehens bei denselben, das Glabrio weit weniger aufrecht zu erhalten im Stande war, gab Manilius Vorschläge einen scheinbaren Grund; und Pompejus Glück gegen die Seeräuber, so wie der Zufall, daß er sich mit einer großen Armee in der Nähe befand, machte ihn noch annehmlicher. Nach einer heftigen Gegenwehr einiger der Vornehmsten im Senate, setzte der Tribun seine Absicht durch, und das Gesetz ward vom Volke bestätigt. Cicero beförderte dasselbe mit aller Beredsamkeit in einer Rede, die er auf den Rostris hielt, welche er bei dieser Gelegenheit zum erstenmal bestieg. Er schildderte Pompejus Charakter, und entwarf das Gemälde des vollkommensten Generals mit aller Kraft und Lebhaftigkeit, die nur durch Worte zu erreichen ist. Er hatte nun die Bahn seines Glückes betreten; das Consulat, der große Gegenstand seiner Wünsche, winkte ihm entgegen; sein Betragen schien daher aus der eigennützigen Absicht, sich seine eigne Beförderung dadurch zu erleichtern, daß er Pompejus Macht unterstützte, zu entspringen. Aber die bereits angeführten Gründe, und Pompejus Bescheidenheit und Enthaltbarkeit, mit seinem Heldennamen vereint, mochten ihn vielleicht überzeugen, daß es nicht allein die Sicherheit, sondern auch

(61) Pro leg. Manil. 2. 7. Plutarch. ibid. Dio L. 36. p. 7.

auch die Nothwendigkeit erfordere, einen Krieg, den sonst niemand endigen konnte, einem solchen Generale zu übergeben, und eine Gewalt, die sonst keinem anvertraut werden durfte, einem solchen Manne zu gewähren. Er betheuert dies selbst am Schlusse seiner Rede: „Ich rufe die Götter zu Zeugen an,“ sagt er, „besonders die, welche diesen Tempel beschützen, und die Gesinnung aller derer, die öffentliche Geschäfte verwalten können, daß ich dies nicht thue, weil ich von einem andern aufgefordert bin, oder weil ich mir Pompejus Gunst erwerben, und mir durch eines andern Größe Schutz in Gefahren und Beförderung zu Ehrenstellen verschaffen wollte. Gefahren werde ich als ein Mann, von meiner Unschuld gedeckt, abzuwenden wissen; Ehrenstellen werde ich nicht von einem Manne, nicht von diesem Orte, sondern durch meine Thätigkeit und eure Gunst erhalten. Ich versichre euch also, daß ich mich einzig um der Republik willen für diese Sache verwendete. Weit davon entfernt, meinen Vortheil hierbei zu suchen, habe ich dadurch manchen heimlichen und öffentlichen Gegner erhalten, ohne daß ich, sondern ihr vielmehr Nutzen davon habt. Aber nach so vielen Beweisen eurer Liebe, unter denen auch diese Ehrenstelle gehört, die ich jetzt bekleide, habe ich den festen Entschluß gefaßt, euren Willen, meine Mitbürger, die Würde der Republik und die Sicherheit der Provinzen jedem meiner eignen Vortheile vorzuziehen ⁽⁶⁴⁾.“

J. Cäsar

(64) Pro leg. Manil. 24.

J. Cäsar unterstützte dies Gesetz auch sehr eifrig; aber aus andern Gründen, als aus Liebe zu Pompejus oder der Republik. Seine Absicht war, sich dadurch dem Volke zu empfehlen, dessen Gunst ihm mehr werth schien, als die des Senats, und noch mehr Neid gegen Pompejus zu erwecken, den er einst zu dessen Nachtheil brauchen wollte. Sein Hauptgesichtspunkt aber war der, das Beispiel einer so ungewöhnlichen Macht eines Einzigen bekannt zu machen, damit er selbst, wie sie auch Pompejus nur gebrauchen mochte, eine weit schlimmere Anwendung davon machen könnte ⁽⁶⁵⁾. Dies ist das gewöhnliche Mittel die Schranken der Gesetze zu übertreten, wodurch schon so viele Staaten ins Verderben gestürzt sind, wenn sie, im Vertrauen auf die Fähigkeiten und auf die Rechtschaffenheit eines sich hervorthuenden Bürgers, denselben bei dringenden Umständen zum Vessien und zur Beschüzung der Gemeinheit mit einer außerordentlichen Macht versehen. Wenn gleich eine solche Gewalt in einzelnen Fällen wichtige Dienste leisten, ja bisweilen nothwendig seyn kann, so ist doch das Beispiel immer gefährlich, und giebt dem emporsirebenden und ubelgesinnten Bürger immer einen Vorwand, nach jedem Vorrechte zu haschen, das einstmalen dem Gutesinnigen gegeben wurde, bis endlich dieselbe Macht, die, in guten Händen, ein Land retten würde, es in schlechten zuletzt unterjocht.

Obi

(65) Dio 1. 36. 21.

Obgleich Cicero während seines Prätoramtes mit Staatsangelegenheiten und öffentlichen Prozessen hinlänglich beschäftigt war; so fand er doch noch Zeit übrig, als Sachwalter, so wie als Richter, zu handeln, und nicht allein vor seinem Tribunal Streitsachen zu verhören, sondern vor dem Richtersstuhle anderer Prätores ähnliche zu vertheidigen. Er vertheidigte also einen römischen Ritter von angesehener Familie und großem Vermögen, A. Cluentius, der vor dem Prätor N. Rasus angeklagt war, daß er seinen Schwiegervater Oppianicus vergiftet habe, der selber wenige Jahre vorher deswegen verflagt und verbannt war, weil er einen Versuch gemacht hatte, eben diesen Cluentius durch Gift zu tödten. Die Rede, die noch vorhanden ist, deckt uns eine Scene der abscheulichsten Niederträchtigkeit auf, die kein Dichter je in einem Familiengemälde zusammen aufstellte; Gift, Mord, Blutschande, falsche Zeugen, bestochene Richter, und dies alles von Cluentius Mutter gegen das Leben und Vermögen ihres Sohnes erfunden. „Welch eine Mutter!“ sagt Cicero; „eine Mutter, die von den grausamsten und unmenschlichsten Leidenschaften verblindet ist; deren Lüste weder Vernunft noch Schamhaftigkeit zu hemmen vermögen; die in ihrem bösen Herzen alle Gesetze der Menschheit aus den niedrigsten Absichten umstürzt; die so wahnsinnig handelt, daß man sie für kein menschliches Wesen halten kann; so rasend, daß keiner sich einbilden kann, sie sey ein Weib; so grausam, daß keiner begreifen kann, daß sie eine Mutter ist; ein Weib,

Weib, die nicht nur den Namen und die Rechte der Natur, sondern auch jede Bande derselben vernichtete; das Weib ihres Schwiegersohnes! die Stiefmutter ihres Sohnes! die Schänderin des Bettes ihrer Tochter; kurz, die nichts von der Menschheit mehr an sich trägt, als die Gestalt⁽⁶⁶⁾.“

Man vermuthet, daß Cicero in diesem Jahre noch mehrere Beklagte, namentlich einen M. Furius Caninius, vertheidigte, obgleich die Reden verloren sind. Der merkwürdigste Beweis seines Fleißes ist dieser, daß er, wie uns einige alte Schriftsteller berichten, während seines Prätorates dennoch die Schule eines berühmten Rhetorikers Crispus besuchte, ob er gleich so viele Uebungen im Reden hatte⁽⁶⁷⁾. Es läßt sich nicht vermuthen, daß er etwas Neues lernen wollte, vielmehr war wohl seine Absicht, die Vollkommenheit, die er bereits erlangt hatte, zu unterhalten, und dadurch, daß er sich vor einem so scharfsinnigen Richter übte, zu verhindern, daß er nicht etwa unvermerkt üble Gewohnheiten annehme. Vor allen aber mochte er wohl Crispum selbst aufmuntern, um die Kunst, zu der er sich selbst bekannte, dadurch zu unterstützen, die jungen Römer aber durch die Anwesenheit eines der ersten Magisträte mit Ehrbegierde, sich in derselben auszuzeichnen, eröfien wollen.

Als sein Amt bald zu Ende war, wurde Manilius, dessen Tribunat ein Paar Tage früher aufhörte,

(66) Pro Cluent. 70.

(67) Sueton. de clar. Grammat. 7. Macrobi. Saturn. 3. 12.

führte, vor ihm Raubes und Erpressungen wegen angeklagt. Obgleich dem Verklagten zehn Tage eingeräumt waren, in denen er sich zur Vertheidigung gefaßt machen konnte, so setzte doch Cicero den nächstfolgenden Tag zum Verhör an. Dies beleidigte die Bürger, die insgesammt Manilius begünstigten, und dies Verfahren für Bosheit und Rache des Senats, wegen seines zu Pompejus Besten abgefaßten Gesetzes, hielten. Die Tribunen forderten also Cicero darüber zur Rechenschaft vor dem Volke, daß er Manilius so hart behandle. Er sagte zu seiner Vertheidigung folgendes: „Es sey nie seine Sache gewesen, Beklagte un menschlich zu behandeln; und so sey es auch jetzt seine Absicht nicht, bei Manilius eine Ausnahme zu machen; vielmehr habe er den kurzen Tag zum Prozesse festgesetzt, weil es der einzige sey, über den er noch gebieten könne; und es wären nicht Manilius Freunde, die den Prozeß in den Händen eines andern Richters wünschten.“ Dies machte eine große Veränderung in der Gesinnung der Zuhörer; sie billigten sein Betragen, und forderten darauf, daß er Manilius Vertheidigung übernehmen möchte. Er übernahm sie, bestieg von neuem die Rostra, deckte die Quellen der ganzen Sache auf, und machte einige bittere Bemerkungen über Pompejus Feindschaft ⁽⁶⁸⁾. Der Prozeß wurde übrigens durch Unruhen unterbrochen, die sich gleich darauf über weit wichtigere Angelegenheiten in der Stadt erhoben.

Achtes

(68) Plutarch, in Cic.

Achtes Kapitel.

Catilina wird vom Consulate abgemiesen. — Eine Verschwörung. — Cicero bewirbt sich ums Consulat. — Sein Freund Atticus schickt ihm Kunstwerke und Bücher aus Athen. — Er vertheidigt den C. Cornelius. — C. Varrus Gesetz wegen der Fremden in Rom. — Er will Catilinan vertheidigen. — Wunderzeichen. — Ciceros Mitbewerber ums Consulat. — Er vertheidigt den Gallius. — Cäsar ist Richter. — Cicero wird einstimmig vom Volke laut zum Consul ausgerufen. —

J. R. 682. P. Antonius Pätus und P. Cornelius Sylla waren in diesem Sommer zum Consulat erwählt; aber kaum war die Wahl bekannt gemacht, als sie nach dem calpurnischen Gesetze der Bestechung angeklagt wurden. Da sie nun vor Gericht schuldig befunden wurden, ehe sie ihr Amt angetreten hatten, so wurden sie desselben verlustig, und ihre Ankläger und Mitbewerber L. Manlius Torquatus und L. Aurelius Cotta erhielten das Consulat. Auch Catilina, der nach der Stelle eines Prätors die Provinz Afrika erhalten hatte, kam in diesem Jahre nach Rom, um sich ums Consulat zu bewerben; weil er aber Exprolessungen wegen angeklagt war, so ließen es die Consuln nicht zu, daß er Ansprüche machte ^(*).

Drei so mächtige Männer, die das Aeußerste zu wagen geneigt waren, machten nach einer solchen Beleidigung eine Verschwörung gegen den Senat,

L 3

nat,

(*) Orat. in Tog. cand. Sall. 19.

nat, und beschloffen die neuen Consuln und einige andre Mitglieder des Senats zu ermorden, und die Regierung unter sich zu theilen. Ihre Unternehmen, das zu übereilt beschloffen war, als daß es zur Reise hätte gedeihen können, wurde verrathen und vernichtet. En. Piso, ein kühner, dürftiger und unruhiger junger Edelmann, wußte um das Geheimniß ⁽¹⁾, und, wie Suetonius sagt, außer ihm noch zwei andere von größerem Gewicht, M. Crassus und J. Cäsar. Ersterer sollte zum Dictator, letzterer zum Magister Equitum ernannt werden. Crassus Herz verrieth ihn aus Furcht oder Neue; er erschien nicht zur bestimmten Zeit, Cäsar wollte daher das verabredete Zeichen, daß er seinen Mantel von der Schulter fallen ließ, nicht geben ⁽²⁾. Der Senat war gegen Piso besonders mißtrauisch; er hoffte, daß er seine Unzufriedenheit heilen würde, wenn er sein Blut beförderte, oder ihn wenigstens von den Rabalen seiner Gefährten entfernte; er gab ihm also auf Crassus Bitte, der ihn als Pompejus ausgemachten Feind unterstützte, die Gouvernörstelle von Spanien. Ehe er abreiste, soll Cäsar mit ihm einen neuen Plan verabredet haben; er sollte auswärts Unruhen beginnen, während Cäsar in Rom wirkte. Pisos unvermutheter Tod verhinderte die Sache; er wurde, wie einige erzählen, von den Spaniern seiner Grausamkeiten wegen, nach der Meinung anderer von Pompejus Klienten auf dessen Geheiß ermordet ⁽³⁾.

Cicero

(*) Orat. in Tog. cand. Sall. 18. (1) Sueton, in I. Caes. 9.
(2) Ibid. Sall. 19.

Cicero wollte nach Verlauf seiner Prätur keine auswärtige Provinz annehmen ⁽¹⁾, die gewöhnliche Belohnung für dieses Amt, und der Genuß, den die Gemeinheit dafür anbot. Er liebte das Geld nicht, und hatte zu den Waffen keine Neigung; es reizten ihn daher solche Gouvernörstellen gar nicht. Das Ziel seines Ruhmes war, vor den Augen seiner Mitbürger, als der Beschützer ihrer Gesetze zu glänzen, die Magisträte zu lehren, wie sie dieselben ausübten, die Bürger, wie sie ihnen gehorchen sollten. Er machte nun Anstalten sich um das Consulat, den großen Gegenstand seiner Hoffnungen, zu bewerben; und seine ganze Aufmerksamkeit war mit Plänen beschäftigt, wie er es in dem gesetzmäßigen Jahre ohne Zurückweisung erhalten könnte.

Es war eine Zwischenzeit von zwei Jahren zwischen der Prätur und dem Consulat festgesetzt; das erste derselben wurde gewöhnlich dazu angewendet, sich allgemeine Theilnahme zu verschaffen; und im Stillen zu wirken, im zweiten pflegte man sich nach der eignen Art und in der Kleidung eines Kandidaten ums Consulat öffentlich zu bewerben. Die Zuneigung seiner Mitbürger, die sie bei allen niedern Stufen der Ehrenstellen so ausgezeichnet an den Tag gelegt hatten, ließ ihn sicher hoffen, daß sein neuer Besuch erfüllt werden würde; da er aber Ursache hatte, von Seiten des Adels, der alle öffentlichen Ehrenstellen für sein Eigenthum ansah,

(1) Pro Muren, 20.

sah, und es nicht leiden konnte, daß sie von neuen Männern ihm entrisßen würden ^(*), hartnäckigen Widerstand zu befürchten; so beschloß er, ihnen die Macht, ihm zu schaden, dadurch zu nehmen, daß er keine Ruhe, die von einem Kandidaten gesodert werden konnte, unterließ, sondern alle Bürger persönlich besuchte, und sie um ihre Stimme bat. Am sechzehnten Julius, als die Tribunen erwählt wurden, und die ganze Bürgerschaft auf dem Marsfelde versammelt war, machte er seine ersten Versuche. Er mischte sich unter den Hausfen, um jeden bei seinem Namen freundschaftlich zu grüßen. Sobald Ferien auf dem Forum waren, die sich gewöhnlich im August ereigneten, nahm er sich vor, eine Reise nach Gallien jenseits der Alpen zu machen, und unter dem Charakter eines Legaten des Gouvernör Piso, die Städte und Colonien dieser Provinz, auf deren Stimme er sehr rechnete, zu besuchen, und so im folgenden Januar wieder nach Rom zurückzukehren ⁽⁷⁾. Während er sich so ums Consulat bewarb, war L. Cotta, ein besonderer Liebhaber des Weines, einer von den Censoren. Cicero scherzte einstmalen über ihn, wie Plutarch erzählt: als er nach vollendeter Tagesarbeit ein Glas Wasser, um den Durst zu stillen, soderte, und seine Freunde dicht um ihn standen, als er trank, so sagte er: „das macht ihr gut, daß ihr mich deßt, damit Cotta sein Censorenamt nicht an mir ausübt, weil ich Wasser trinke.“

Cicero

(*) In Veit. 5. 70.

(7) Ad Att. 1. 1.

Cicero schrieb um dieselbe Zeit an seinen Freund Atticus nach Athen, und bat ihn, daß er Pompejus Klienten, die im mithridatischen Kriege dienten, für seine Wahl stimmen, und dem Pompejus im Scherze sagen möchte, daß er es ihm nicht übel nehmen wolle, wenn er nicht persönlich zu seiner Wahl käme ⁽⁹⁾. Atticus hielt sich viele Jahre in Athen auf; Cicero gab ihm daher den Auftrag, eine Menge Statuen zum Schmuck seiner Villen zu kaufen. Er verschönerte besonders Tusculum damit ⁽¹⁰⁾; denn hier genoß er die meisten Vergnügen, theils wegen der angenehmen Lage dieser Villa in der Nachbarschaft von Rom, theils weil er sich leicht aus dem Geräusch und den Geschäften der Stadt hierher in die Einsamkeit entfernen konnte. Er hatte hier einige Zimmer und Gallerien bauen lassen, zur Nachahmung der Schulen und Portikos in Athen; er nannte sie daher auch die Akademie und das Gymnasium, und bestimmte sie zu philosophischen Unterhaltungen mit seinen gelehrten Freunden. Er hatte Atticus unbestimmt ersucht, daß er ihm schöne und seltene Werke der griechischen Kunst oder Literatur, die sich für seine Akademie besonders schickten, kaufen möchte ⁽¹¹⁾. Atticus that es zu seiner größten Zufriedenheit; er sendete ihm zu verschiednen malen Statuen, die glücklich im Hafen von Laseja, ohnweit seiner Formianischen Villa, ankamen ⁽¹²⁾, und sowohl Atticus Wahl, als die Preise,

£ 5

waren

(9) Ad Att. 1. 1.

(9) Ibid. 5.

(10) Ibid. 1. 9. II. 5. 6. 10.

(11) Ibid. 3.

waren so nach Ciceros Wunsche, daß er jedesmal nach erhaltener Ladung um eine neue bat.

„Ich habe hundert und vier und sechzig Pfund,“ sagt er, „Deinem Agenten Cincius, wie Du verlangtest, für die Megarischen Statuen auszahlen lassen. Die Merkure aus pentelischem Marmor mit metallnen Köpfen, von denen Du schreibst, machen mir schon im voraus viel Vergnügen. Ich wünsche, daß Du mir so viele schiffest, als Du kannst, und sobald als möglich, nebst andern Statuen und Kunstwerken, die Du für den Ort ihrer Bestimmung gut, nach meinem und Deinem Geschmacke findest; vor allem solche, die sich für mein Gymnasium und meinen Portikus schiffen. Ich habe für alle diese Sachen eine große Liebe gefaßt; andere mögen mich immerhin tadeln, ich verlasse mich auf Deinen Beistand ⁽¹²⁾.“

Von allen Werken, die ihm Atticus schifte, scheinen ihm eine Net sinnbildlicher Gruppen, Merkur und Minerva, oder Merkur und Herkules, zusammen auf einer Basis vorstellend, Hermathenä und Hermeraclä genannt, am besten gefallen zu haben. Da Herkules die Gottheit des Gymnasiums, Minerva der Akademien, und Merkur beider Schutzgott war, so entsprachen sie vorzüglich der Absicht, zu der er sie verlangte ⁽¹³⁾.

Er

(12) Ad Att. 8.

(13) Ibid. 1. 4. 10.

Die Mischten versehen gewöhnlich unter diesen Hermaccläen und Hermathenien ein hohes vierseitiges Piedestal von Stein, das Einbild des Merkurs, oben mit

Er war so eifrig für die Verschönerung seiner tusculanischen Villa, daß er Atticus die Zeichnungen des Tafelwerkes, das von Stuckaturarbeit war, überschifte, damit er ihm Reliefs oder Gemälde zur Bedeckung der Fächer bestellen sollte. Auch verlangte er Bekleidungen über zwei Springbrunnen, die nach der damaligen Mode nach einem schönen Modell gearbeitet und mit Reliefs verzieret wurden ⁽¹⁴⁾.

Mit gleichem Eifer sammelte auch Cicero durch Atticus Hülfe eine griechische Bibliothek. Atticus hatte dazu selber eine leidenschaftliche Neigung. Da er zu allen Bibliotheken in Athen freien Zutritt hatte, so ließ er von seinen Sklaven die Werke der besten Schriftsteller abschreiben, nicht nur zu seinem eignen Gebrauche, sondern auch zum Verkaufen zu seinem und seiner Sklaven Vortheile. Atticus hatte vor allen Männern seines Ranges ausgesucht gelehrte Sklaven; es war kaum ein Bursche in seinem Hause, der nicht hätte lesen oder für ihn schreiben können ⁽¹⁵⁾. Durch ihre Hülfe hatte er eine große Sammlung auserlesener seltner Bücher zusammengebracht; und er machte Cicero seine Absicht, sie zu verkaufen, bekannt. Er scheint ihm

zu

mit dem Kopfe der Minerva oder des Herkules versehen, wie noch einige vorhanden, und von Antiquarern beschrieben sind. Ich bin geneigt, zu glauben, daß die Köpfe beider Gottheiten, hiemit auf ein Piedestal zusammengesetzt wurden, so daß sie, wie die sogenannte Janus, nach verschiedenen Seiten hinblickten.

(14) Ad Att. 1. 4. 10. (15) Corn. Nep. in vita Attici. 13.

zu verstehen gegeben zu haben, daß er eine größere Summe zu erhalten gedächte, als Cicero anwenden würde; dieser bat ihn daher, daß er ihm die ganze Sammlung aufheben möchte, bis er so viel Geld zusammen hätte, um sie kaufen zu können. „Ich bitte Dich,“ sagt er, „behalte Deine Bücher für mich, und zweifle nicht, daß ich einst im Stande seyn werde, sie mir zuzueignen. Wenn ich dies erreiche, dann will ich mich reicher dünken, als Crassus, und alle schöne Willen und Parks verachten⁽¹⁶⁾. — Ueberlaß mir ja niemanden Deine Bibliothek, wie sehr er es auch wünschen mag; denn ich lege alle meine kleinen Einkünfte zurück, um sie zur Freude meines Alters anzuschaffen⁽¹⁷⁾.“ In einem dritten Briefe sagt er: „Alle seine Hoffnungen der Ruhe und Zufriedenheit, die er nach der vollbrachten Laufbahn des Geschäftslebens zu genießen wünsche, gründeten sich darauf, daß ihm Atticus seine Bibliothek aufbewahre⁽¹⁸⁾.“

Doch wir wollen zu den Angelegenheiten der Stadt zurückkehren. Cicero beschäftigte sich jetzt mit C. Cornelius Vertheidigung, der vor dem Prätor N. Gallius, wegen Uebervorthellung des Staates bei der Verwaltung seines kürzlich geendeten Tribunats angeklagt war. Das Verhör, das vier Tage dauerte, war eines der wichtigsten von allen, bei denen er je zugegen war. Alle Häupter des Senats, N. Catulus, L. Lucullus, Hortensius u. a. m., traten als Zeugen gegen den Beklagten auf⁽¹⁹⁾.

Cicero

(16) Ad Attic. I. 4.

(17) Ibid. 7.

(17) Ibid. 10.

(18) Ascon. argum. . 9)

Cicero vertheidigte ihn, wie Quintilian sagt, nicht allein mit mächtigen, sondern auch mit glänzenden Waffen, und mit einer kraftvollen Beredsamkeit, die das Volk zum lauten Beifall bewog ⁽²⁰⁾. Er machte zwei Reden bekannt, die er bei dieser Gelegenheit gehalten hatte; ihr Verlust ist ein großer Schade für die literarische Welt, denn sie wurden unter die vollkommensten seiner Arbeiten gerechnet. Er selber urtheilt so über sie ⁽²¹⁾, und die alten Kritiker haben viele Beispiele der ächten Beredsamkeit, die Beifall ablokt und Bewundrung erregt, aus ihnen geschöpft.

Einer der Tribunen, C. Papius, machte in diesem Jahre ein Gesetz bekannt, welches schon einer seiner Vorfahren, Pennus, einige Jahre vorher in Vorschlag gebracht hatte: daß alle Fremden die Stadt verlassen sollten. Sie führten zum Grunde desselben die Verwirrung an, die durch die Menge und Berwegenheit der Fremden veranlaßt würde, die sich als Bürger kleideten und sich die Rechte derselben anmaßten. Cicero verwirft alle diese Gesetze als grausam und unfreundlich, als einen Eingriff in die Rechte der Natur und Menschheit ⁽²²⁾.

Catilina mußte sich nun, seiner Erpressungen in Afrika wegen, vor Gerichte stellen. Er hatte Cicero gebeten, daß er ihn vertheidigen möchte; und Cicero war auch einmal nicht abgeneigt, oder vielmehr entschlossen, es zu thun, um sich den Adel, vorzüglich aber Cäsar und Crassus zu verpflichten,
oder

(20) Lib. 3. 3. (21) Orator. 67. 70. (22) De Offic. 3. 11.

oder um sich Catilinan endlich zum Freunde zu machen; denn er schrieb an Atticus: „Ich bin jetzt willens, meinen Nebenbuhler Catilina zu vertheidigen. Wir haben Richter, wie wir sie verlangen, mit denen auch der Beklagte zufrieden ist. Ich hoffe, daß er mich bei unserm gemeinschaftlichen Gesuche um so mehr unterstützen wird, wenn er seine Sache gewinnt; fällt es anders aus, so muß ich geduldig ertragen. Es ist mir viel daran gelegen, Dich so bald als möglich hier zu sehen. Ich bin fest überzeugt, daß einige Edle von Deiner Bekanntschaft gegen mich seyn werden; Du könntest mir den größten Dienst erweisen, wenn Du sie für mich gewännest ⁽²³⁾.“ Er änderte aber seinen Entschluß, und vertheidigte ihn nicht ⁽²⁴⁾; wahrscheinlich hatte er Catilinas Absichten und verrätherische Kavalen genauer erspähet.

Er scheint hierauf anzuspieren, wenn er Catilinas List und Verstellung beschreibt, und erklärt, daß er einst auch von ihm hintergangen worden, so daß er ihn für einen guten Bürger, einen Freund ehrlicher Männer, und für einen standhaften und treuen Freund gehalten habe ⁽²⁵⁾. Es kann uns gar nicht befremden, daß ein Kandidat des Consulats, auf der Laufbahn der Ehre, einen Mann vom ersten Range und Einfluß in der Stadt, vertheidigen wollte, da alle Consularsenatoren, und selbst der Consul Torquatus, vor Gericht erschienen,

(23) Ad Attic. 1. 2.

(24) Ascon. in Tog. Candid.

(25) Pro Coelio 6.

nen, und für ihn Zeugnisse ablegten. Cicero entschuldigt sie, als man es ihnen nachher vorwarf, und bemerkt, daß sie von seiner Verrätherei keinen Begriff, und von seiner Verschwörung damals noch keine Vermuthung gehabt hätten; sie hätten nur aus Gefälligkeit und Mitleid einen Freund im Unglücke vertheidigt, und bei seiner Gefahr sein schlechtestes Leben überschien ⁽²⁶⁾.

Sein Ankläger war P. Clodius, ein junger Patricier, von so verderbten Sitten, als Catilina selbst. Es war also gar nichts Schwieriges, einen solchen Ankläger los zu werden; für eine Summe Geldes gab er den Prozeß auf, und ließ den Beklagten entkommen ⁽²⁷⁾. Cicero warf es Catilinanachher vor, in einer Rede, die er im Senate gegen ihn hielt, als er sich mit ihm ums Consulat bewarb: „Elender! Du sahst nicht ein, daß Du nicht losgesprochen, sondern nur einem strengern Gerichte und einer härtern Strafe aufbewahrt warest ⁽²⁸⁾.“ In diesem Jahre, unter Cotta und Torquatus Consulat, ereigneten sich, wie Cicero erzählt, solche Wunderzeichen, die große Gefahr und Verschwörungen verkündeten, die gegen den Staat gemacht wurden, und zwei Jahr später unter Ciceros Consulate ausbrachen. Die Thürme des Capitols, die Statuen der Götter, und das metallne Gebilde des jungen Romulus an den Brüsten

(26) Pro Syll. 29. (27) De Harusp. resp. 20.

(28) Orat. in Tog. cand.

Brüsten der Wölfin, wurden vom Blige getroffen ⁽¹⁰⁾.

J. R. 669. Als nun Cicero das drei und vierzigste Jahr, das gesetzmäßige Alter zum Consulate erreicht hatte ⁽¹¹⁾, so trat er, als Kandidat desselben, mit noch sechs andern Mitbewerbern auf; mit P. Sulpicius Galba, L. Sergius Catilina, C. Antonius, L. Cassius Longinus, Q. Cornificius und L. Licinius Sacerdos. Beide erstern waren Patricier, die beiden darauf folgenden Plebejer, aber doch von Adel; die beiden letztern Söhne zweier Väter, die zuerst öffentliche Ehrenstellen in ihre Familien gebracht hatten. Cicero war unter ihnen der einzige neue Mann aus dem Ritterstande ⁽¹²⁾.

Galba

(**) In Caril. 3. 8.

Dieses nehmliche Gebilde aus Metall, Remulus und Nennus, an den Brüsten der Wölfin saugend, wird noch jetzt, wie man allgemein glaube, auf dem Capitol gesehen; die eine Lende der Wölfin scheint von einem Blitze gestreift zu seyn. Cicero schilderte das Anzeichen in folgenden Versen:

Hic silvestris erat Romani nominis altrix
Murtia; qua parvos Mavortis semine natos
Vberibus gravidis vitali tore rigabat.
Quae tum cum pueris flammato solminis ictu
Concidit, atque avulta pedum vestigia liquit.

De Divinat. 1. 12.

Wahrscheinlich war es eben diese Gruppe, die Virgil Aeneid. 8. 631. so schön schildert.

(**) Philipp. 5. 17.

(**) Der Unterschied zwischen Patriciern, Plebejern und Edlen bedarf einer Erläuterung. Der Titel Patricier gebührte nur, im strengern Sinne, den Familien, aus denen der Senas in den frühern Zeiten besetzt war, den

Fami-

Galba und Cornificius waren Männer von großen Tugenden und Verdiensten; Sacerdos war keines besondern Tadelns schuldig; Cassius war unthätig und schwach, aber man glaubte doch nicht, daß er so schwach sey, wie er sich bald darauf zeigte; obgleich Antonius und Catilina einen schändlichen Charakter hatten, so hatten sie doch durch Rabale und Partheien einen großen Anhang erhalten, undbrauchten alle Kräfte gegen Cicero; als gegen ihren fürchtbarsten Feind; Crassus und Cäsar standen ihnen hierinn bei ⁽¹²⁾.

So stand es um Ciceros Mitbewerber. Antonius und Catilina trieben ihre Bestechungen so weit, daß der Senat für nöthig fand, dem Unheil durch ein neues strengeres Gesetz Einhalt zu thun. Als es bekannt gemacht werden sollte, verhinderte es der Tribun L. Mucius Drestinus. Dieser Tribun war Ciceros Klient gewesen; Cicero hatte ihn gegen eine Anklage wegen Plünderungen und Rauben vertheidigt; jetzt hatte sich der Undankbare seines Wohl-

Familien der Könige oder der ersten Consuln, ehe die Meinenen zu öffentlichen Ehrenstellen, und also auch zum Senat gelangten. Alle übrigen Familien, so ansehnlich sie auch waren, hießen Plebeier. Patrier und Plebeier sind sich also im eigentlichen Sinne einander entgegenge-
 setzt; aber der Titel Edle kommt beiden zu. Denn der Adel wurde durch die Censurmaxistrate in eine Familie gebracht; diejenige, die die meisten aufzählen konnte, war die edelste; manche Plebeier übertrafen daher den Adel der Patrier. Siehe Alcon. argum. in Tog. cand.

(12) Alcon. argum. in Tog. cand.

Wohlthäters Feinden verkauft, und machte ihn in allen seinen Reden seiner Geburt und seines Charakters wegen lächerlich, als einen, der das Consulat nicht verdiene. Bei dem Streite, der im Senate über den Werth dieser Behauptung entstand, ward Cicero so aufgebracht, als er eine so kühne Verschöndrung gegen sich entdeckte, daß er aufstand, Mucius lächerlich machte, und einen bittern Ausfall auf das lasterhafte Leben und die Ränke seiner beiden Mitbewerber that. Die Rede wird gewöhnlich in *Toga candida* genannt, weil er sie in einer weissen Toga, dem eigenthümlichen Kleide der Kandidaten, sprach ⁽³³⁾.

Ob er gleich igt Geschäfte genug hatte, die seine ganze Aufmerksamkeit erforderten, so vertheilte er doch den Prätor des vorigen Jahres, M. Gallius, der angeklagt war, daß er sich durch unerlaubte Mittel das Amt verschafft hätte. Gallius hatte sich wahrscheinlich des Volkes Unwillen zugezogen, weil er als Nobil keine wilden Thiere zur Unterhaltung bei öffentlichen Spielen angeschafft hatte. Um es wieder auszuföhnen, unterhielt er es während seiner Prätur mit Fochterspielen, unter dem Vorwande, daß er sie zu Ehren seines verstorbenen Vaters gebe ⁽³⁴⁾. Dies war die Ursache, warum ihn M. Calpurnius anklagte, dessen Vater einmal von Gallius belangt war. Calpurnius war einer der beredtesten und gründlichsten Redner seiner Zeit; seine

(³³) Ascon. argum. in Tog. cand. (³⁴) Ascon. not. ibid.

seine Sprache war leicht und fließend, immer unterhaltend, ob sie gleich selten die Zuhörer in Feuer zu setzen vermogte; dies allein fehlte ihm zu einem vollkommenen Redner. Ausser diesem öffentlichen Vergehen, beschuldigte ihn auch sein Ankläger eines Verbrechens gegen ihn selbst, eines Versuches, ihn vergiften zu wollen. Er berief sich auf sichere Weise, sowohl auf Zeugen, als auf Gallius eigne schriftliche Aussage; er trug aber die ganze Sache mit einer so gelassenen Gleichgültigkeit vor, daß Cicero aus seiner Kälte, die er bei der Entdeckung einer so wichtigen Angelegenheit, die sein Leben betraf, zeigte, bewies, daß die Beschuldigung nicht wahr sey. „Wie ist es möglich,“ sagt er, „daß Du auf diese Art Deine Klage anbringen könntest, wenn Du nicht die Unwahrheit fühltest? Wie konntest Du, der mit so viel Wärme und Nachdruck bei der Gefahr anderer spricht, so gleichgültig bei Deiner eignen seyn? Wo war der Kummer, die Hitze, die sonst dem Gefühllosten Klagen abzwang? Wir sahen keine Bewegung Deines Körpers, noch Deiner Seele; wir sahen Dich nicht Deine Stirne, noch Deine Hüften schlagen, nicht mit dem Fuße stampfen; statt uns selbst entflammt zu fühlen, konnten wir uns kaum des Schlafes erwehren, während Du Deine Klage vortrugst⁽³⁷⁾.“ Ciceros Rede ist verloren gegangen. Gallius wurde freigesprochen; denn es findet sich, daß er sich nachher auf dieselbe Art an Callidius rächte, und ihn wes

gen Beflechtungen bei der Bewerbung ums Consulat anlagte ⁽³⁶⁾.

J. Cäsar war in diesem Jahre beifigender Richter neben dem Prätor, der die Meuchelmorde zu untersuchen hatte, das heist, die Prozesse aller dergleichen, die angeklagt waren, einen Mord begangen, oder einen Dolch aus mörderischen Absichten bei sich geführt zu haben. Dies gab ihm Gelegenheit, alle Verbrecher vor Gericht zu fordern, und nach dem Gesetze alle die zu verurtheilen, die bei Syllas Proscription geächtete Bürger ermordet, oder Geld angenommen hatten, um einen zu ermorden. Cato hatte sie gezwungen, als er im vorhergehenden Jahre Quästor war, dies Geld der Schatzkammer wieder zu erstatten ⁽³⁷⁾. Cäsars Absicht war, den Senat zu kränken, und sich das Volk dadurch zu verpflichten, daß er Marius Sache wieder hervorrief, die allgemein vom Volke begünstigt wurde, und an deren Spitze er sich ganz natürlich stellen konnte, weil er mit dem alten Marius verwandt war. Er wagte es sogar, Marius Tropäen und Statuen, die Sylla hatte niederreißen und zerbrechen lassen, auf dem Capitol wieder herzustellen ⁽³⁸⁾. Als er nun die Werkzeuge der Grausamkeiten des Sylla so streng verfolgte, so schonte er nicht nur des Catilina, sondern begünstigte ihn auch, ob er gleich einer der blutdürstigsten Verfolger der Proscibirten war. Mit eigenen

(³⁶) Epist. fam. 3. 4. (³⁷) Plutarch. in Cato. Sueton. L. Caes. 11. (³⁸) Ibid.

nen Händen hatte er einen Liebling des Volkes, Marius und Ciceros nahen Verwandten, C. Marius Gratidianus, auf die grausamste Art ermordet, und seinen Kopf triumphirend durch die Straßen getragen, um Sylla ein Geschenk damit zu machen ⁽³⁹⁾. Cäsars Eifer brachte den L. Paulus auf, daß er Catilinam mit demselbigen Gesetze züchtigen wollte, und ihn, als er vom Consulat abgewiesen war, förmlich wegen des Mordes vieler Bürger bei Syllas Proscription anklagte. Ob er gleich offenbar schuldig war, so wurde er doch wider Aller Vermuthen freigesprochen ⁽⁴⁰⁾.

Catilina war um dieselbige Zeit noch wegen eines andern Kapitalverbrechens, wegen eines verbotenen Umganges mit der vestalischen Jungfrau Fabia, der Schwester der Gemalin Ciceros, im Verdachte. Die allgemeine Rede beschuldigte ihn dessen so laut, daß Fabia deswegen vor Gericht gefodert ward. Entweder rettete sie ihre Unschuld, oder Ciceros Einfluß. Cicero warf Catilinam bei dieser Gelegenheit unter andern vor, daß kein Ort so heilig sey, den nicht seine Besuche entweihten, und wo er nicht die Schuld des Verbrechens auf Unschuldige wälzte ⁽⁴¹⁾.

Als die Consulwahl herannahte, schien Cicero vor allen Mitbewerbern die meisten Anhänger zu haben. Obgleich die Edlen ihn beneideten und

R 3

ihn

(39) De petitione Consular. 3. In Tog. cand.

(40) Ad Art. I. 16. Sallust. 31. Dio I. 36. p. 34.

(41) Orat. in Tog. cand. Vid. Alcon. ad locum.

ihn gern zu unterdrücken wünschten, so fiengen sie doch an, durch die Gefahren, die der Stadt von vielen Seiten drohten und dem Ausbruche nahe waren, bewogen, ihn für den einzigen zu halten, der die Republik retten, und die Kabale der Verzeifelnden durch eine kluge und standhafte Regierung vernichten könnte. In Gefahr, sagt Sallust, schwinden Stolz und Reid, und überlassen dem Tugendhaften gern die Ehrenstellen ⁽⁴²⁾. Die Consuln wurden nicht durch lautes Stimmablegen, sondern durch eine Art Ballotiren erwählt. Es wurden kleine hölzerne Täfelchen, jedes mit dem Namen eines Kandidaten beschrieben, unter die Bürgerschaft vertheilt; aber bei Ciceros Wahl war das Volk mit dieser geheimen und verschwiegenen Art seine Neigung zu beweisen, nicht zufrieden, sondern rief Cicero, ehe es noch zu einer Ueberlegung kam, einstimmig zum ersten Consul aus. Er war also, wie er selbst in der Rede, die er nach der Wahl ans Volk hielt, sagt, nicht durch die Stimmen einzelner Bürger, sondern durch die allgemeine Stimme der Stadt erwählt; nicht durch die Stimme des Herolds, sondern des ganzen römischen Volkes ernannt ⁽⁴³⁾. Er war der einzige neue Mann, der diese höchste Würde erlangt, oder, wie er sich ausdrückt, die Verschanzungen des Adels in den vierzig vergangenen Jahren, seit C. Marius erstem Consulate, durchbrochen hatte; und der einzige, der sie gleich in seinem gesetzmäßigen Jahre ohne

(42) Sall. 13. (43) De leg. agrar. con. Rull. 2. 2. in Pison. 1.

ohne eine Zurückweisung erhielt ⁽⁴⁴⁾. Antonius wurde durch die Mehrheit der Stimmen einiger wenigen Centurien vor seinem Freunde und Gefährten Catilina ernannt. Cicero hatte es wahrscheinlich so eingeleitet, denn er hielt ihn für weniger gefährlich und am lenkbarsten von Beiden.

Ciceros Vater starb in diesem Jahre am vier und zwanzigsten November ⁽⁴⁵⁾, in einem schönen Alter. Er hatte noch die Freude, seinen Sohn zur höchsten Ehrenstelle der Stadt erhoben zu sehen; es fehlte ihm an der Vollendung seines Glückes nichts, als nur noch ein Jahr, daß er den Ruhm seines Consulats noch erlebt hätte. Wahrscheinlich verheirathete Cicero auch in diesem Jahre seine Tochter Tullia, in ihrem dreizehnten Jahre, an einen jungen Edelmann von großen Hoffnungen, aus der besten Familie Roms, an C. Piso Frugi ⁽⁴⁶⁾. Einige Kritiker sind wegen der Zeit nicht einig; so viel ist wenigstens gewiß, daß Ciceros Sohn in diesem Jahre geboren ward; er sagt ausdrücklich unter C. Julius Cäsars und C. Marius Figulus Consulate ⁽⁴⁷⁾. Bei der höchsten Ehre, die ihm der Staat erweisen konnte, genoß er das höchste Vergnügen eines Hausvaters, da ihm ein Sohn und Erbe geboren ward.

M 4

Meuns

(44) De leg. agrar. 1. 2.

(45) Ad Attic. 1. 6.

(46) Ibid. 3. Jf. Casaubonus will nicht eingestehen, daß Tullia schon um diese Zeit manubar gewesen sey, ob gleich Cicero selbst es sagt. Er wollte gern eine Hypothese, die er über den frühern Datum dieses Briefes hingeworfen hatte, retten. Siehe Not. varior. in locum.

(47) Ad Attic. 1. 2.

Neuntes Kapitel.

Cicero als Consul und Staatsmann. — Unruhen im Staate. — Cicero gewinnt seinen Kollegen Antonius auf seine Seite. — Nullus Alferesq. — Otho's Befehl über die Sitze der Ritter im Theater. — Cicero schlicht die Ebbne der Proscribirten nach Sulla's Befehl von Nemtern aus. — Er vertheidigt den Senator C. Rabirius. — Catilina bewirbt sich von neuem ums Consulat. — Seine Verschöderung. — Cicero entsezt sie. —

Cicero hatte nun nach der gewöhnlichen Ordnung die höchste Ehrenstelle erreicht, die das Volk gesetzmächtig ertheilen, oder ein gutgesinnter Bürger nur verlangen konnte. Die Nemter, die er bisher verwaltet hatte, führten nur theilweise eine Jurisdiktion mit sich, die mit einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung verbunden war; die Consuln aber lenkten die ganze Maschine mit einer Autorität, die sich so weit erstreckte, als das ganze Reich ⁽¹⁾. Die untergeordneten Magisträte waren nur Stufen zu dieser höchsten Würde, und wurden nicht sowohl um ihrer selbst willen geschätzt, als desswegen, weil sie die Kandidaten dem letzten Ziele ihrer Hoffnungen näher brachten. Diese mußten auf ihrer Laufbahn alle Künste der Popularität versuchen; mußten sich um die Gunst der Niedern so wie der Vornehmern bewerben, die gangbaren Grundsätze und Staatsangelegenheiten in Schutz nehmen, und ihre Talente mehr dazu anwenden, sich

(1) Philip. 4. 4. Pro Muren. 35.

sich Freunde zu verschaffen, als dem Staate zu dienen ⁽²⁾. Das Consulat endigte diese Abhängigkeit, und verlieh mit dem Kommando des Staates die Herrschaft über sich selbst; die einzige Sorge eines Consuls war daher die, wie er mit Würde sein hohes Amt verwalten, und die ihm anvertraute Gewalt zum Besten des Vaterlandes anwenden könne.

Wir müssen also Cicero aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, um uns von seinem Charakter einen rechten Begriff zu machen. Wir müssen ihn nicht als einen sich bewerbenden Hofmann ansehen, der alle seine Gedanken und sein ganzes Bestreben zu seiner eignen Beförderung anwendet; sondern als einen großen Magistrat und Staatsmann, der die Geschäfte eines mächtigen Reiches verwaltet, und alle Unternehmungen desselben lenket. Dem einstimmigen Zeugnisse aller alten Schriftsteller zu Folge, bedurfte Rom nie so sehr eines klugen und wachsamten Consuls, als in diesem Jahre. Denn ausser den Rabalen und Verschwörungen derer, die den ganzen Staat umstürzen wollten, bemüheten sich auch die neuen Tribunen, die Ruhe desselben zu stören. Einige von ihnen schlugen Gesetzes vor, um jede von Sulla noch übrig gebliebene Einrichtung aufzuheben, und den Söhnen der Gesächteten ihre Güter und Ehrenstellen wieder zu verschaffen; andere, um P. Sulla und Autronius Strafe zu verhindern, die beide wegen Bestechungen an-

M 5

geklagt

(2) De petitione Consulat. 13.

geklagt waren, und ihnen ihre Stelle im Senate wieder zu verschaffen ⁽³⁾. Einige waren der Meinung, daß alle Schulden für ungültig erklärt, andere, daß die Ländereien des Staates unter die ärmern Bürger vertheilt werden sollten ⁽⁴⁾. Cicero übernahm also, wie er dem Volke und dem Senate öffentlich erklärte, unter den drohendsten Gefahren die Regierung der Republik. Verderbliche Gesetze und aufrührerische Reden hatten sie zerrüttet; nicht auswärtige Kriege, nein, einheimische Uebel, verrätherische Absichten verworfner Bürger brachten sie dem Verderben nahe; jedes Unglück, das einen Staat treffen konnte, mußte der Edle befürchten und der Schlechte wünschen ⁽⁵⁾.

Antonius Beförderung zum Consulate gab den Urhebern jener Unternehmungen noch mehr Muth; sie wußten, daß er gleiche Grundsätze mit ihnen, und eben die Absichten hatte, die sie durch seine Autorität um so eher auszuführen hofen. Cicero merkte diese Pläne; er ahnete das Ungemach, das ihm ein Kollege bereitete, der ihm gleich an Macht, aber von ganz andern Absichten war, und sich gefaßt machte, alle seine Bemühungen für das Beste des Staates zu vernichten. Sobald sie also erwählt waren, war es Ciceros erste Sorge, seines Kollegen Zutrauen zu gewinnen, ihn von seinen Verbindungen loszumachen, und ihn in das Interesse der Republik zu ziehen; denn er war über-

zeugt,

(3) Pro Sylla, 22. 23.

(4) Dio l. 27. p. 41.

(5) De leg. agrar. cont. Rull. 1. 8. 9. 2. 3.

zeugt, daß davon der ganze gute Erfolg seiner Staatsverwaltung abhieg. Er faßte ihn also durch ein Mittel, das selten seine Wirkung bei einem Manne von Antonius Charakter verfehlt, durch das Anerbieten der Macht für seinen Ehrgeiz, und des Goldes für seine Vergnügungen. Mit dieser Lockspeise fieng er ihn; sie machten beide den Vertrag, daß Antonius nach Verlauf ihres Jahres die beste von den Provinzen erhalten sollte, die ihnen angewiesen würden^(*). Der Senat pflegte jährlich den Magisträten ihre Provinzen anzuweisen, und sie loosten nachher unter einander, die Prätores um die prätorianischen, die Consuln um die Consularprovinzen. Als also bei dieser Vertheilung Macedonien, eine der wünschenswerthesten Provinzen des Reiches, sowohl in Rücksicht der Macht, als der Reichthümer, Cicero zuviel, so überließ er sie seinem Kollegen gegen Gallien, dießseits der Alpen. Auch diese Provinz gab er bald darauf an Q. Metellus ab; denn er hatte beschlossen, und erklärte es in seiner Antrittsrede öffentlich, daß er das Consulat so verwalten wollte, daß keiner im Stande seyn sollte, ihn zu erschrecken, oder zu pflichtwidrigen Handlungen zu verführen; darum wolle er weder eine Provinz, noch eine Ehrenstelle, noch sonst eine Vergütung annehmen. Dies ist der einzige Weg, sagte er, auf dem ein Mann sein Consulat mit Würde und Freiheit zurücklegen, auf dem er die Tribunen, die gegen die Republik übelgesinnt sind,

(*) Sall. bell. Cat. 26.

sind, züchtigen, und diejenigen, die ihm selber übel wollen, verachten kann.⁽⁷⁾ Eine edelmüthige Gesinnung, die es verdient, allen Magistratsen freier Staaten, auch in der Nachwelt, als Muster aufgestellt zu werden. Auf diese Art gewann er den Antonius auf seine Seite, so, daß er ihm nachher stets ergeben war⁽⁸⁾; oder, wie er sich selbst ausdrückt, er beruhigte ihn durch seine Geduld und Gefälligkeit, da er so sehr eine Provinz wünschte, und manche Pläne gegen den Staat machte⁽⁹⁾. Dies Band der Eintracht zwischen beiden Consuln, war für die öffentliche Ruhe so wichtig, daß es Cicero in seiner ersten Rede an das Volk von der Rednerbühne herab bekannt machte, als eine Begebenheit, die wahrscheinlich die Frechheit der Partheien hemmen, den Muth der Edelgesinnten erheben, und den Gefahren, die der Stadt droheten, vorbeugen würde⁽¹⁰⁾.

Ein anderer Plan, den Cicero auszuführen wünschte, und der ein vorzügliches Gegenstand seines Bestrebens war, war die Vereinigung des Ritterstandes und des Senats zu einer Parthei und einem Interesse. Diese Klasse von Bürgern, die den Senatoren am nächsten war, bestand aus den reichsten und angesehensten Familien Roms, die natürlich um ihrer eignen Güter willen das Wohl der Republik eifrig wünschten; und, weil sie beständig die Generalpächter der Einkünfte des Staats

(7) Contra Rull. 1. 8.

(8) In Pison. 2.

(9) Mutarch in seinem Leben.

(10) Con. Rull. 2. 37.

tes waren, eine Menge von dem niedrigeren Volke von sich abhängig gemacht hatten. Cicero glaubte, daß die vereinte Macht beider Stände, jede andere Macht immer überwiegen, und eine sichere Schanze gegen die Versuche der Populären und Ehrgeizigen wider die allgemeine Freiheit seyn würde ⁽¹¹⁾. Er war der einzige Mann in der Stadt, der eine solche Vereinigung bewirken konnte, da er nun an der Spitze des Senats stand, und noch der Liebling der Ritter war. Sie sahen ihn als den Stolz und die Zierde ihres Standes an, und er machte sich ihnen dadurch immer beliebter, daß er sich öffentlich seiner Abkunft aus diesem Stande rühmte, und sich selber einen Ritter nannte. Er machte es sich zum vorzüglichen Geschäfte, sie bei allen Angelegenheiten zu beschützen, und ihren Vortheil zu befördern; und sie verdankten es, wie einige Schriftsteller bemerken, der Autorität seines Consulats, daß der Ritterstand von der Zeit an ausgezeichnet, und als ein dritter im Staate angesehen wurde ⁽¹²⁾. Diese Politik war sehr gut; und die Republik genoß selbst in diesem Jahre die Früchte derselben. Cicero hatte sich dadurch den ganzen Ritterstand ergeben gemacht; sie befolgten alle seine Befehle, und beschützten seine Person ⁽¹³⁾. Hätten alle folgenden Consuln diesen Grundsatz beibehalten, so würde wahrscheinlich dadurch die Freiheit der Republik ganz oder doch länger erhalten worden seyn.

Ms

(11) In Pison. 3. In Catil. 4. 10. (12) Plin. *l. N.* 32. 2.

(13) Pro Rabir. Post. 6. Ad Att. 2. 1.

J. N. 690.
1. Januar.

Als nun Cicero den Grund zu einer glüklichen Verwaltung seines Consulats gelegt hatte, so trat er dasselbe, wie gewöhnlich, am ersten Januar an. Kurz vorher hatte P. Servilius Rullus, einer von den neuen Tribunen, die immer ihr Amt am zehnten December erhielten, den Staat durch den Vorschlag eines Allergesetzes beunruhigt. Das Volk pflegte solche Vorschläge mit Freuden aufzunehmen; so oft also unruhige Magisträte etwas durch Hülfe des Pöbels gegen das Beste des Staates ausführen wollten, so oft bedienten sie sich dieses Mittels. Dieses Gesetz übertraf alle vorhergehende dieser Art; und es war wahrscheinlich, daß es würde angenommen werden, weil es dem Volke mehr verhieß, als je geschehen war. Es schlug vor, daß man ein Decemvirat oder zehn Kommissarien mit einer unumschränkten Macht über alle Einkünfte des Staates auf fünf Jahr ernennen sollte; sie sollten dieselben nach Gefallen unter die Bürger vertheilen, Länder kaufen und verkaufen, wie sie es für gut fänden; die Rechte der gegenwärtigen Besitzer bestimmen; Rechnung von allen auswärtigen Generalen, Pompejus ausgenommen, über die Beute einfordern; Kolonien hinsenden, wohin sie es zuträglich hielten, vorzüglich nach Caspua; kurz, sie sollten über alle Finanzen und Kräfte des Reiches gebieten.

Der Vorschlag eines Gesetzes, das eine so unbegränzte Gewalt ertheilen sollte, beunruhigte mit Recht alle diejenigen, die es mit dem Staate gut meinten. Ciceros erstes Geschäft war es daher, die

die besorgten Bürger zu beruhigen, und alle seine Klugheit und Autorität anzuwenden, um die Intriguen der Tribunen zu vernichten. Sobald er also mit seiner neuen Würde bekleidet war, stößte er dem Senate durch die Versicherung Muth ein, daß er sich diesem Gesetze und allen seinen Vertheidigern mit allen Kräften widersetzen, und nicht zugeben wolle, daß der Staat, so lange er die Verwaltung in Händen habe, gekränkt, oder seine Freiheit geschmälert werde. Aus dem Senate verfolgte er den Tribun bis auf sein eignes Gebiet, aufs Forum. Hier lenkte er das Volk durch eine kluge und elegante Rede so, daß es das Ackergesetz so eifrig verwarf, als es irgend eines vorher angenommen hatte ⁽¹⁴⁾.

Den Eingang seiner Rede machte er damit, „daß er die außerordentliche Verpflichtung anerkannte, die er dem Volke schuldig sei, weil es ihn dem Adel vorgezogen habe; daß er die Macht des Volkes für die Schöpferin seiner Gewalt erklärte; daß er sich denjenigen nannte, der das Beste der Bürger am eifrigsten beförderte; daß sie ihn als den wahren populären Magistrat ansehen sollten; ja, daß er selbst im Senate bekannt habe, daß er der Consul des Volkes seyn wollte ⁽¹⁵⁾.“ Hierauf brach er in Lobeserhebungen der Gracchen aus, deren Name dem Volke sehr theuer war, und gestand ein, „daß er sich keinesweges Ackergesetz widersetzen könnte, wenn er bedächte, daß diese

(14) Contra Rullum 2. 37.

(15) Ibid. 3.

diese beiden großen Männer, die das römische Volk so sehr liebten, die Staatsländereien unter die Bürger vertheilt hätten; daß er keiner von den Consuln sey, die es für ein Verbrechen hielten, die Gracchen zu loben, auf deren Rathschläge, Weisheit und Gesetze manche Theile der jetzigen Regierung gegründet wären ⁽¹⁶⁾; die Klage treffe nur das gegenwärtige Gesetz, welches, anstatt populär, oder dem wahren Interesse der Stadt angemessen zu seyn, eine Tyrannei gründen, und zehn Könige erwählen wollte, die über alle herrschen sollten. „Diese Behauptung bewies er noch weiter aus den natürlichen Wirkungen der durch das Gesetz erteilten Gewalt ⁽¹⁷⁾; hierauf gab er zu verstehen, daß das Ganze auf eine versteckte Art gegen den Liebling des Volkes, den Pompejus, erfunden sey, um seine Gewalt einzuschränken und ihm Hohn zu bieten. „Verzeiht mir, meine Mitbürger,“ sagt er, „daß ich einen so erhabnen Namen so oft nenne; ihr selbst machtet es mir zur Pflicht, als ich Prätor war, mich mit euch zu vereinigen, seine Würde, so viel ich im Stande war, zu verteidigen. Ich habe bisher alles gethan, was ich konnte; nicht aus Privatfreundschaft gegen diesen Mann bewogen, noch durch Hoffnungen auf Ehrenstellen, und auf diese höchste Würde, die ich von euch, obgleich mit seiner Genehmigung, doch aber ohne seine Hülfe, erhielt. Da ich denn nun merke, daß dieses Gesetz als eine Maschine erfunden ist, um seine

(¹⁶) Contra Rullum 5.

(¹⁷) Ibid. 6. 11. 13. 14.

seine Macht zu stürzen, so will ich den Versuchen dieser Menschen widerstehen; und so, wie ich deutlich einsehe, was sie erzielen, so will ich es dahin bringen, daß ihr es auch einseht, und davon überzeugt werdet ⁽¹⁸⁾. „Er zeigte hierauf, „wie das Gesetz den Pompejus, ob es gleich erkläre, daß er dem Decemvirate keine Rechenschaft ablegen solle, dennoch von der Zahl ausschliesse, weil es die Wahl bloß auf solche, die in der Stadt gegenwärtig wären, einschränke; daß es aber dennoch die Länder, die er erobert, und darauf Generalen anvertraut habe, der Jurisdiktion der Decemviren unterwerfe ⁽¹⁹⁾. „Hierauf macht er ein lächerliches Gemälde von dem Tribun Rullus, samt seinem Gefolge von Offizianten, Wachen, Victoren und Gerichtsbedienten ⁽²⁰⁾, wie er in Mithridates Königreiche den Großsprahler spielt, und den Pompejus durch ein gebietarisches Schreiben folgenden Inhaltes vor sich fordern läßt:

„P. Servilius Rullus, Volkstribun, Decemvir, an Enäus Pompejus, Enäus Sohn, seinen Gruß.“

„Er läßt den Zunamen der Große aus,“ sagt Cicero, „weil er ihm denselben durch sein Gesetz zu nehmen denkt ⁽²¹⁾.“ „Ich fodre Dich auf, sogleich nach Sinope zu kommen, und mir eine

(18) Contra Rullum 18.

(19) Ibid. 19.

(20) Ibid. 13.

(21) Ibid. 20.

eine hinlängliche Wache mitzubringen, weil ich die Länder nach meinem Gesetze verkaufe, die Du durch Deine Tapferkeit erobert hast.“ — Er bemerkt ferner: „daß man den Pompejus nicht aus Achtung von dem Gesetze ausnahm, sondern aus Furcht, er möchte sich der Schande, ihnen Rechenschaft ablegen zu müssen, nicht unterwerfen wollen. Aber Pompejus,“ fuhr er fort, „ist ein Mann von einer solchen Denkungsart, daß er es für Pflicht hält, alles zu ertragen, was ihr auslegt; wäre es aber etwas, das ihr selbst nicht ertragen könnt, so wird er dafür sorgen, daß ihr es nicht lange wider euren Willen dulden müßt⁽²²⁾.“ Hier- auf ließ er sich über die Gefahren aus, die dies Gesetz der Freiheit des Volkes drohe; „daß seine Absicht keine andere sey, als, anstatt das Beste der Bürger zu befördern, eine Macht zu gründen, durch die es unterdrückt werden sollte; und unter dem Vorwande, Kolonien in Italien und in den Provinzen auszubreiten, die Geschöpfe der Decemviren anzustellen, daß sie, als eben so viel Garnisonen auf allen bequemen Posten des Reiches, gefaßt seyen, ihre Tyrannei bei allen Gelegenheiten zu unterstützen. Capua sollte ihr Hauptquartier, ihre vorzüglich begünstigte Kolonie werden; die stolze aller Städte, so wie die feindseligste und gefährlichste; wo die weisen Vorfahren keinen Schatten von Herrschaft oder Magistratswürden ließen; die nun zu einem zweiten Rom erhoben werde sollte⁽²³⁾. Diesem Gesetze

⁽²²⁾ Contra Rullum 23.

⁽²³⁾ Ibid. 28. 32.

Gefesse zu Folge sollten die Ländereien in Campas
nien verkauft oder weggegeben werden, des fruchts
barsten Theiles von Italien, der der Republik die
sichersten Einkünfte gebe, und immer ihr Zufluchts
ort sey, wenn alle andere Quellen der Finanzen
versiegt wären; an den sich weder die Gracchen,
die vor allen Bürgern am meisten das Beste des
Volkes beförderten, noch Sylla, der alles ohne
Bedenken weggab, wagten ⁽²⁴⁾. “ Am Schlusse sei
ner Rede „dankt er dem Volke für die große Zus
riedenheit und Aufmerksamkeit, mit der es ihn an
gehört habe; er sehe es als eine sichere Vorbedeu
tung eines allgemeinen Friedens und Glückes an.
Hierauf benachrichtigte er es von der Eintracht, die
zwischen ihm und seinem Kollegen hergestellt sey,
als einer sehr angenehmen Neuigkeit. Er versprach
der Republik alle Sicherheit, wenn sie nur bei allen
künftigen Gelegenheiten eben den guten Willen zei
gen wollte, den sie am heutigen Tage bewiesen
hätte. Und so wolle er jeden, der sich seiner Bes
förderung am meisten widersetzt habe, bekennen
machen, daß das Volk richtiger, als er, geurtheilt
habe, als es ihn zum Consul wählte. “

Bei dieser Streitsache foderte er die Tribunen
öfters auf, daß sie auf der Rednerbühne erscheinen,
und mit ihm die Sache vor dem Volke ausmachen
sollten ⁽²⁵⁾; sie hielten es aber für klüger, die Her
ausforderung abzulehnen, und ihn lieber mit Er
dichtungen und Verläumdungen, die sie im Volke

N 2

auss

(24) Contra Rull. 29.

(25) Ibid. 2. 28. 3. 1.

ausstreuten, anzugreifen: „Er widersehe sich dem Gesetze nicht aus Wohlwollen für das Volk, sondern aus Liebe für Syllas Anhänger, um ihnen die zugefallenen Ländereien zu sichern; er schmeichle dadurch vorzüglich den sieben Tyrannen;“ so nannten sie sieben der vornehmsten Senatoren, die als Syllas vorzügliche Günstlinge bekannt waren, und am meisten durch ihn gewonnen hatten; die beiden Lucullus, Crassus, Catulus, Hortensius, Metellus und Philippus. Diese ausgestreuten Nachsichten machten so viel Eindruck, daß er es für nöthig fand, sich dagegen in einer andern Rede an das Volk zu vertheidigen ⁽²⁶⁾, in welcher er behauptete: „daß er das Gesetz, welches alle Einrichtungen des Sylla ratifiziere, für das verworfenste aller Gesetze halte, das keinem wahren Gesetze ähnlich sey, weil es eine Tyranni im Staate gründe; aber es lasse sich bei den Zeitumständen entschuldigen; und so, wie die gegenwärtige Lage wäre, müßte es unterstützt werden. Dies liege ihm besonders ob, da er in dem Jahre seines Consulats der Beschützer des Friedens seyn wolle ⁽²⁷⁾; Mucellus aber beweiße die höchste Unverschämtheit, wenn er ihn beschuldige, daß er sich wegen Syllas Ländervertheilung dem Gesetze entgegen stelle, da doch eben dieses Gesetz, welches der Tribun so eifrig in Schutz nehme, wirklich jene Schenkungen bestätige; ein Gesetz, das der Schwiegersohn des Balgius, der durch jene verhaßten Schenkungen mehr,

(26) Cont. Rull. 2. 28. 3. 1.

(27) Ibid. 3. 2.

mehr, als irgend einer an Ländereien gewann, die ihm nun, diesem neuen Gesetze zu Folge, theils bestätigt, theils abgekauft werden sollten ⁽²⁸⁾, gegeben habe.“ Er bewies dieses aus den eignen Worten des Gesetzes, und bemerkte, „er habe diesen Punkt vorher mit Fleiß unberührt gelassen, damit er nicht alte Streitigkeiten erneuerte, oder neue Veranlassungen zur Zwiethracht zu einer so ungelegenen Zeit gäbe ⁽²⁹⁾. Nullus, der ihn anklage, daß er Syllas Gesetze in Schutz nehme, sey der unverschämteste Vertheidiger derselben; denn keiner habe je zugegeben, daß sie gut und rechtmäßig seyen, sondern, daß sie blos, um die öffentliche Ruhe zu erhalten, geduldet würden. Aber durch Nullus Gesetz würden die von Sylla verschenkten Grundstücke den Eigenthümern fester zugesichert, als irgend ein Eigenthum.“ Den Beschluß seiner Rede machte er mit einer nochmaligen Auffoderung an die Tribunen, „daß sie sich stellen, und mit ihm von Angesicht zu Angesicht die Sache verhandeln sollten.“ Als sie sich nun nach manchen vergeblichen Versuchen ausser Stande sahen, mit Ciceron den Kampf zu bestehen, mußten sie sich endlich ergeben, und die Sache, zur größten Freude des Senats, unausgeführt lassen.

Nachdem diese Unruhe beigelegt war, brach eine andere aus, die den Frieden der Stadt gestört haben würde, wenn nicht Ciceros Autorität den Folgen zuvorgekommen wäre. Otho's oben er-

R 3

wähntes

(28) Cont. Rull. 3. 1. 4.

(29) Ibid. 3. 2.

wähltes Geseß, dem zu Folge den Rittern abgesonderte Sige in den Schauspielen angewiesen werc den sollten, hatte das Volk sehr beleidigt. Es konnte es nicht verschmerzen, daß es von seinen Vergnügungen so weit zurückgewiesen werden sollte. Der Groll war noch im ersten Aufbrausen, als Otho von ohngefähr ins Theater kam; das Volk bewillkommte ihn daher mit einem allgemeinen Zischen, die Ritter hingegen mit Händeklatschen, und riefen ihm Beifall zu. Beide Partheien verdoppelten das Geschrei, und schritten endlich von Scheltwörtern zu Schlägereien. Cicero wurde ins Dessen von dem Aufstande benachrichtigt; er erschien also gleich im Theater, und foderte das Volk auf, ihm in den Tempel der Bellona zu folgen. Hier überwältigte er dasselbe durch die Macht seiner Rede, und beschämte es über seine Thorheit und Verirrung so sehr, daß es ins Theater zurückgieng, statt zu zischen, Beifall zujauchzte, und selbst mit den Rittern wetteiferte, Otho seine Hochachtung zu bezeugen ⁽³⁰⁾. Jene Rede wurde bald darauf bekannt gemacht; ob sie gleich, wie es die Lage foderte, auf der Stelle unvorbereitet gehalten war. Weil sie noch Jahrhunderte nachher gelesen, und als ein merkwürdiger Beweis von der Gewalt, die Cicero über die Leidenschaften der Menschen hatte, bewundert wurde, so haben einige gemeint, daß Virgil mit folgendem schönen Gleichnisse auf sie anspiele ⁽³¹⁾:

At

(³⁰) Plutarch im Leben Ciceros. (³¹) Sebast. Corradi Quæstura, p. 133. Aeneid. I. 152. Die Vermuthung gewinnt

At veluti magno in populo cum saepe coorta est
Seditio, saevitque animis ignobile vulgus;
Iamque faces et saxa volant, furor arma ministrat:
Tum pietate gravem et meritis si forte virum quem
Aspexere, silent, arrectisque auribus adstant;
Ille regie dictis animos, et pectora mulcet.

Ving. Aen. 1. 152.

Wenn sich im mächtigen Volke, empfindende Zwietracht
entflammt,
Und sich voll Zornes brausend erhebet der niedrige Pöbel,
Wuth ihn bewaffnet, Steine schon fliegen und brennende
Fackeln,
Erblickt er dann irgend den Mann, den Tugend und
Würde umstrahlen,
Siehe! er schweiget, mit offenem Munde steht er und
lauschet;
Jener beähmet mit Worten die Wuth, und lenket die
tobenden Herzen.

Es ist nur eine Stelle aus jener Rede aufbes-
halten, worinn Cicero den Aufrührern Mangel an
gutem Geschmacke und Verstande vorwirft, weil sie
eine solche Unruhe machten, während daß Roscius
spielte (32).

Es ereignete sich um dieselbe Zeit noch ein drit-
ter, nicht minder merkwürdiger Beweis von Cice-
ros großem Vermögen zu überreden. Cilla hatte
die Edhne der Proscribirten durch ein ausdrückliches
Gesetz vom Senate und allen öffentlichen Ehrens-
stellen ausgeschlossen. Dies war nun freilich ein

N 4.

tyrans

gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß Quintilian sie
auf den Charakter eines vollkommenen Redners anwendet,
den er ganz nach Ciceros Beispiele abschilbert.

(32) Macrobian. Saturn. 2. 10.

tyrannischer Eingriff in die Rechte eines freien Staates⁽¹³⁾; die Beleidigten, deren es viele, und zwar von angesehenen Familien gab, bemühten sich das her aus allen Kräften, das Gesetz umzustossen. Ihre Forderung war sehr billig, aber nach der Lage der Sachen sehr unzeitig. Bei den gegenwärtigen Unruhen des Staates, mußten die alten Faktionen nothwendig neue Stärke bekommen, wenn eine unterdrückte Parthet wieder erhoben wurde. Sie würde natürlich ihre wiedererhaltene Macht dazu angewendet haben, sich an ihren Feinden zu rächen. Cicero suchte daher die üblen Folgen zu verhindern, und zwar, in so fern es möglich war, selbst mit Einwilligung der Beleidigten. Der große Gebieter der menschlichen Leidenschaften, so nennt ihn Quintilian, fand Mittel, diese unglücklichen Menschen zu überreden, daß es ihr Bestes sey, wenn sie die Beleidigung erduldeten; daß der Staat nicht bestehen könne, wenn Syllas Gesetze, auf die jetzt die Ruhe und Ordnung der Republik gegründet sey, aufgehoben würden. Er handelte hierinn als ein weiser Staatsmann, der oft um des allgemeinen Wohles willen gezwungen ist, zu dulden, ja zu unterstützen, was er auch nicht gutheißen kann. Es stimmt dies mit den Grundsätzen überein, die er in seinem Werke über die Pflichten festsetzt, wenn er sagt, daß manche Dinge, die von Natur recht und billig sind, bei gewissen Zeitumständen unrecht und pflichtwidrig werden⁽¹⁴⁾. So erklärte Cicero

in

(13) Vell. Pat. 2. 28.

(14) De Offic. 3. 25.

in einer Rede, die er einige Jahre nachher hielt, daß er eine Menge braver und tugendhafter junger Männer von Ehrenstellen ausschloß, weil sie das Schicksal zu einer so unglücklichen Lage verurtheilt hatte, daß sie, wenn sie Gewalt bekamen, dieselbe zum Verderben des Staates würden gebraucht haben ⁽¹⁷⁾. Diese drei erzählten Fälle, machten Plinius in begeisterte Bewunderung über diesen Mann ausbrechen, der das Volk bewegen konnte, daß es sein Brod, seine Vergnügen, und die Ahndung seiner Beleidigungen, dem Zauber der Beredtsamskeit aufopferte ⁽¹⁸⁾.

Ein neues wichtiges Geschäft, welches Cicero zunächst übernahm, war die Vertheidigung eines bejahrten Senators, C. Rabirius, den T. Labienus, ein Volkstribun, des Hochverrathes anklagte, weil er vierzig Jahr vorher einen Tribun erschlagen hätte, der eine gefährliche Empörung in der Stadt anstiftete. Die Handlung, wenn sie anders wahr war, war nicht allein gesetzmäßig, sondern auch löblich, weil sie aus Gehorsam gegen ein Dekret des Senats geschah, wodurch alle Bürger aufgefordert wurden, die Waffen zu ergreifen, um die Consuln C. Marius und L. Flaccus zu unterstützen.

Rabirius Strafe war nicht ihr letzter Entzweck; um das Leben eines alten Mannes würden sie dem Frieden der Stadt nicht gestört haben. Ihre Absicht war, dem Senate das Vorrecht streitig zu machen, daß er bei einem plötzlichen Aufruhr die

R 5

Stadt

(17) In Pison, 2.

(18) Plin. H. N. 7. 30.

Stadt sogleich bewaffnen konnte, indem er die Consuln auffoderte, Sorge zu tragen, daß die Republik keinen Schaden leide. Diese Formel bekräftigte alles, was in dieser Rücksicht unternommen wurde; und es waren dem zu Folge schon mehrere verrätherische Magisträte, ohne gerichtliche Untersuchung, auf der Stelle bei empörenderen Aufwiegelungen getödtet worden. Ueber dieses, von den ältesten Zeiten herkommende Recht, klagten die Tribunen schon lange; sie nannten es einen Eingriff in die Konstitution, weil es dem Senate eine willkürliche Gewalt über das Leben der Bürger gab, das keinesweges ohne Verhör und Urtheilsspruch des ganzen Volkes genommen werden könnte. Hauptsächlich entsprang ihr Groll daher, weil es die Absichten der Ehrgeizigen und Populären, die nach irgend einer ungesetzmäßigen Gewalt strebten, beständig hemmte. Das Volk konnten sie leicht blenden; aber der Senat ließ sich nicht irreführen; er wußte, daß er durch diese Ueberlieferung der Republik in die Hände der Consuln auf einmal alle Wirkungen der Popularität der Tribunen vernichten könnte, wenn sie dem Staate gefährlich wurden. Weil selbst die Tribunen, deren Person überaus geheiligt war, auf diese Art ohne Untersuchung erschlagen werden konnten, wenn sie Verrätherei anstifteten, so waren alle solche Versuche äußerst gewagt und gefährlich.

Die Aufrührerischgesinnten von jedem Stande, wollten nun an Rabirius versuchen, was sie vermochten; sie vereinten sich daher alle wider sein Leben,

Leben. J. Cäsar stellte einen gewissen Labienus als Kläger an, und brachte es dahin, daß er selber einer von den Duumbiren oder zwei Richtern wurde, die der Prätor zur Untersuchung eines Hochs verraths anstellte ⁽³⁷⁾. Hortensius vertheidigte den Beklagten, und bewies durch die Aussage mehrerer Zeugen, daß die ganze Klage falsch, und Saturninus von einem Sklaven ermordet sey, dem die Republik dafür die Freiheit geschenkt hatte ⁽³⁸⁾. Cäsar verurtheilte den alten Mann demohngeachtet; er appellirte daher an das Volk, und uichtes half ihm hier so sehr, wie Suetonius sagt, als die partheische und voreilige Strenge seines Richters ⁽³⁹⁾.

Die Tribunen wendeten inzwischen alle Mittel an, ihn zu stürzen; und Labienus wollte Cicero nicht länger, als eine halbe Stunde zu des Angeklagten Vertheidigung reden lassen ⁽⁴⁰⁾. Um ihn desto verhaßter zu machen, ließ er Saturninus Bild auf der Rednerbühne aufstellen, als eines Mannes, der ein Märtyrer für die Freiheit des Volkes wurde. Cicero begann die Vertheidigung in einem erhabnen Tone: „Seit Menschengedenken sey noch nie ein so wichtiger Proceß von einem Tribun unternommen, oder von einem Consul vertheidigt worden. Nichts Geringeres werde dadurch beabsichtigt, als daß in Zukunft weder ein Senat, noch eine öffentliche Rathsversammlung in Rom bleiben sollte;

⁽³⁷⁾ Sueton. vit. Jul. Cæs. 12. Dio p. 42.

⁽³⁸⁾ Pro Rabir. 6. 11.

⁽³⁹⁾ Sueton. ibid. 12.

⁽⁴⁰⁾ Pro Rabir. 1.

solle; keine Verbindung der Tugendhaften gegen die Wuth der Verworfenen; kein Hülfsmittel, keine Zuflucht bei den äußersten Gefahren der Republik ⁽⁴¹⁾. — Er flehte um den Beistand der Götter, durch deren Fürsorgung Rom besser regiert werde, als durch irgend eines Menschen Weisheit, daß sie diesen Tag zum Heil des Staates, und zur Erhaltung des Lebens und Glückes eines unschuldigen Mannes, möchten gedeihen lassen. — Nachdem er die Herzen der Zuhörer für die Heiligkeit der Sache eingenommen hatte, äußerte er läßlich den Wunsch: „daß er wünsche, eingestehen zu können, was Hortensius widerlegt habe, daß Saturninus, ein Feind des römischen Volkes, von Rabirius Hand getödtet sey ⁽⁴²⁾. — Er würde diese That laut verkündet haben, als eine solche, die Belohnung, nicht Strafe verdiene.“ — Hier wurde er durch das Geschrei der Gegenparthei unterbrochen; er erwiderte hierauf: „daß es nur ein ohnmächtiger Versuch einiger Wenigen sey, daß das gesammte Volk, welches schweige, ihn nicht zum Consul würde erwählt haben, wenn es ihn für fähig gehalten hätte, daß er sich durch eine so schwache Beleidigung würde in Verlegenheit setzen lassen. Er warne sie, sich ruhig zu verhalten; sie verriethen sonst nur ihre Thorheit und ihre unbedeutende Anzahl.“ — Als die Versammlung wieder ruhig geworden war, redete Cicero also weiter: „Obgleich Rabirius den Saturninus nicht erschlas

SEN

(41) Pro Rabir. 1.

(42) Ibid. 6.

gen habe, so hab er die Waffen in der Absicht ergriffen, um ihn samt den Consuln und allen Vornehmen der Stadt zu ermorden, wozu ihn Ehre, Tugend und Pflicht aufgefordert hätten. — Er bedeutete dem Labienus, daß er noch zu jung sey, als daß er das Verdienst dieser Handlung zu schätzen wüßte; er sey noch nicht geboren gewesen, als Saturninus ermordet wurde; er könnte nicht wissen, wie verhaßt und verabscheut des Erschlagenen Name dem Volke gewesen sey. Einige wären darum verbannt worden, weil sie nur seinen Tod beklagten; andere, weil sie sein Gebild in ihrem Hause aufgestellt hatten ⁽⁴¹⁾. Er wundere sich also, wo Labienus das Gebild herbekommen habe, das keiner in seinem Hause behalten durfte; noch mehr aber, daß er so kühn sey, es vor der Volksversammlung aufzustellen, da es andere Bürger unglücklich gemacht hätte. — Rabirius eines solchen Verbrechens anzuklagen, hieße die größten und würdigsten Bürger, die Rom je erzeugte, verdammen. Ob sie gleich todt wären, so sey doch die Beleidigung eben so groß, daß man sie der ihrem Namen und Angedenken gebührenden Ehre beraube. — Würde C. Marius, „also fährt er fort, „in ewiger Thätigkeit und steten Gefahren gelebt haben, wenn ihn nicht die Hoffnung beseelte, daß ihn sein Ruhm überleben würde? Als er die zahllosen Feinde in Italien schlug, und den Staat rettete, glaubte er da, daß alles, was ihn angien,

mit

(41) Pro Rabir. 9.

mit ihm ersterben würde? Nein; es ist nicht also, meine Mitbürger! Keiner von uns betrügt sich ehrenvoll in Gefahren des Staates, den nicht die Hoffnung der Zukunft dazu bewegt. Unter allen Gründen, warum ich den menschlichen Geist für göttlich und unsterblich halte, ist mir dieser der wichtigste, daß die Edelsten und Weisesten ein solches Vorgefühl der Zukunft haben, daß sie nur auf die Ewigkeit hinzubliffen scheinen. So betheure ich dann C. Marius und aller weisen und würdigen Bürger abgeschiedene Geister, die von diesem irdischen Leben zu der Ehre und Heiligkeit der Götter erhoben sind, daß ich mich verpflichtet halte, für ihr Andenken, für ihren Nachruhm so eifrig zu kämpfen, als für die Altäre und Tempel meines Vaterlandes; daß ich, wenn es nöthig seyn sollte, mit den Waffen ihre Ehre zu verfechten, eben so muthig die Waffen ergreifen will, als thäten sie es selber zu unserer aller Sicherheit ⁽⁴⁴⁾. "

Nach dieser Rede wollte das Volk nach den Stimmen der Centurien Rabirius Prozeß entscheiden; weil man aber Ursache hatte, Gewaltthätigkeiten und Betrug von den Tribunen zu befürchten, so ersand der Augur und Prätor dieses Jahres eine List, wodurch die Versammlung, ehe sie zur Stimmsablegung kam, getrennt wurde ⁽⁴⁵⁾. Die wichtigsten Begebenheiten, die gleich hierauf erfolgten, und die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich zogen, verhinderten die Vollziehung des Prozeßes.

Cäsarn

(44) Pro Rabir. 10.

(45) Dio I. 37. 42.

Cäsar gelang ein anderer Versuch für sich selbst besser. Er erhielt das durch Metellus Pius Tod erledigte Oberpriesteramt. Labienus bahnte ihm durch ein neues Gesetz den Weg, dem zu Folge das Recht dieser Wahl dem Kollegium der Priester genommen, und einem ehemaligen Gesetze, das Sulla aufgehoben hatte, gemäß, dem Volke gegeben wurde. Cäsar wirkte durch die Gunst des Volkes, das er bei dieser Angelegenheit durch unermessliche Bestechungen und durch die Verschwendung seines ganzen Vermögens so sehr gewann, daß er dieses hohe Amt erhielt, ehe er noch Prätor gewesen war; und daß zwei Consulamitbewerber vom ersten Range, Q. Catulus und P. Servilius Isauricus, abgewiesen wurden. Einer von ihnen war Censor gewesen, und führte jetzt den Titel eines Princeps des Senats; der andere war mit einem Triumph beehrt worden; dennoch brachte Cäsar mehr Stimmen in ihren eignen Tribus gegen sie auf, als sie aus der ganzen Anzahl der Bürger für sich hatten ⁽⁴⁶⁾.

Catilina bewarb sich jetzt vom neuen uns Consulat, mit größerm Eifer, als jemals, und durch so offenbare Bestechungen, daß Cicero ein neues Gesetz dagegen bekannt machte. Es erhöhte die Strafe noch durch ein zehnjähriges Exil, und verbot jedem, der sich um einen Magistrat bewarb, innerhalb zweier Jahre, von der Zeit seiner Bewerbung, Fechtspiele zu geben, sie müßten denn
in

(46) Suet. I. Caes. 13. Pigh. annal.

in dem Testamente eines Verstorbenen befohlen, und auf einen gewissen Tag festgesetzt seyn ⁽⁴⁷⁾. Catilina sah wohl, daß das Gesetz gegen ihn gerichtet sey; er beschloß also, Cicero, nebst einigen andern Häuptern des Senats ⁽⁴⁸⁾, am Tage der Wahl, der auf den zwanzigsten Oktober fiel, zu ermorden. Cicero benachrichtigte aber den Senat davon, am Tage vor der Wahl; sie wurde daher verschoben, um Zeit zu gewinnen, in der man eine so wichtige Sache überlegen konnte. Am folgenden Tage forderte Cicero den Catilina in der vollen Senatsversammlung auf, daß er sich wegen der Beschuldigung vertheidigen sollte. Ohne sie zu läugnen, oder sich zu entschuldigen, antwortete er gerade zu; es wären zwei Körper in der Republik, der Senat und das Volk; der eine ohnmächtig, mit einem schwachen Haupte, der andere mächtig, ohne Haupt. Letzterer habe sich so verdient um ihn gemacht, daß es ihm nie an einem Haupte mangeln sollte; so lange er lebe.

Eine ähnliche Erklärung hatte er schon an demselben Orte, einige Tage vorher, geäußert. Als ihn Cato mit einer Anklage bedrohte, antwortete er, wenn eine Flamme in seinen Glücksgütern ausbrechen sollte, so wolle er sie nicht mit Wasser, sondern mit dem Einsturze des ganzen Staates dämpfen ⁽⁴⁹⁾.

Diese

(47) Pro Muren. 23. in Vatini. 15.

(48) Dio l. 37. 41.

(49) Pro Muren. 25.

Diese Aeußerung setzte den Senat in Erstaunen, und überzeugte ihn, daß nur eine kühne Verschwörung, die dem Ausbruch nahe sey, eine solche Betwegenheit einflößen könnte. Er schritt also sogleich zu dem Dekret, welches das gewöhnliche Zufluchtsmittel in allen Gefahren war, dem zu Folge den Consula anbefohlen ward, dafür zu sorgen, daß der Republik kein Schade widerfahre ⁽¹⁰⁾. Hierauf verdoppelte Cicero seine Aufmerksamkeit, und berief einige Truppen in die Stadt. Als der Tag der Consulwahl erschien, überzeugte Cicero die Bürger von seiner und ihrer eignen Gefahr, indem er vor ihren Augen seine toga zurückschlug, und einen blanken Harnisch, den er darunter angelegt hatte, zeigte ⁽¹¹⁾. Er sagte nachher Catilina gerade zu, daß er ihn durch diese Vorsicht zurückgehalten habe, daß er nicht ihn und die Kandidaten des Consulats ermordete. D. Junius Silanus und L. Licinius Murena wurden zum Consulat erwählt ⁽¹²⁾.

Nachdem Catilina zum zweitemal abgewiesen war, sann er nun auf nichts, als auf Rache, und bestrebte sich mit verdoppelten Feuer, seine Verschwörung auszuführen. Es war ihm nichts weiter übrig. Seine Pläne hatte der scharfsinnige Consul nicht nur vermuthet, sondern schon wirklich entdeckt; alle edle Männer mieden und verabscheuten ihn. Er entschloß sich also, ohne weitem Versuch

zug

(10) S. II, b. II, Catil. 29. Plutarch. Cic.

(11) Pro Muren. 26.

(12) In Cat. 1. 5.

zug alles zu wagen, um entweder sein Vaterland oder sich selbst zu stürzen. Die Natur und Kunst hatte ihm alles gegeben, was der Anführer einer verzweifelnden Verschwörung bedarf; eine edle Abkunft, zerrüttete Vermögensumstände, ein böses Herz, unerschrocknen Muth, nicht zu ermüdende Thätigkeit; Fähigkeiten, den gefährlichsten Unternehmungen gewachsen, einen Mund, der vorzutragen, einen Arm, der auszuführen vermochte⁽⁵³⁾. Cicero schildert uns seinen wahren Charakter an mehreren Orten in seinen Werken, in keinem aber so lebhaft, als in folgender Stelle⁽⁵⁴⁾: „Er versamelte in sich,“ sagt Cicero, „wenn zwar keine Bilder, doch viele Abdrücke der größten Tugenden. Er war mit einer Menge niedriger Menschen bekannt, und dennoch ein versteilter Bewunderer der Tugendhaften. Sein Haus ludete zur Wollust und Zügellosigkeit, aber auch zum Fleiß und zur Arbeit ein; es war ein Schauplatz lasterhafter Vergnügungen, und doch die Schule kriegerischer Uebungen. Nie gab es ein Ungeheuer, aus so widersprechenden Leidenschaften zusammengesetzt. Wer war eine Zeit lang den edelsten Bürgern angenehmer? Wer zu einer andern Zeit vertrauter mit den schlechtesten? Wer ein Mann von bessern Grundsätzen? Wer ein verhaßter Feind der Stadt? Wer unmäßiger in Vergnügungen? Wer ausdauernder im Arbeiten? Wer raubgieriger beim Plündern? Wer verschwenderischer im Besetzen? Er hatte eine besun-

(53) In Cat. 37.

(54) Pro Coelio 5. 6.

wunderungswürdige Fähigkeit, Männer zu seinen Freunden zu machen, und sie durch Gefälligkeit zu verpflichten; ihnen mit Gelde, durch seinen Einfluß, durch eigne Aufopferung, ja durch die kühnsten Verbrechen zu dienen; seine Natur zu seinen Absichten zu zwingen, und sie ganz nach seinem Willen zu regieren. Mit dem Mürrischen lebte er ernsthaft; mit dem Heitern fröhlich; mit dem Alten ehrbar; mit dem Jungen lustig; mit dem Unternehmenden wagte er; mit dem Lasterhaften schwelgte er. Bei einem so geschmeidigen und vielfarbigen Charakter; versammelte er um sich die Schlechten und Kühnen aus allen Gegenden; fesselte aber auch zu gleicher Zeit manchen braven und würdigen Mann durch den glänzenden Schein vorgeblicher Tugenden.

Hätte Catilina bei diesen Talenten das Consulat, und hiermit das Kommando über die Armeen und Provinzen des Reiches erlangt, so würde er sich wahrscheinlich, als ein zweiter Cinna, zum Tyrannen seines Vaterlandes aufgeworfen haben. Aber Verzweiflung und Ungeduld, nach öfters fehlgeschlagenen Versuchen, trieben ihn zu dem rasenden Entschlusse, mit Gewalt zu erzwingen, was er durch List nicht erlangen konnte. Sein Plan gründete sich allerdings auf Wahrscheinlichkeit; und er hatte Gründe, die gegenwärtige Zeit für die beste zur Ausführung zu halten. Italien war gewissermaßen von regulären Truppen entblößt; Pompejus war mit der besten Armee weit entfernt; Catilinas alter Freund, Antonius, auf dessen Hülf-

er sich noch immer verließ⁽⁵⁵⁾, sollte das Kommando aller zurückgebliebenen Truppen erhalten. Seine größten Hoffnungen aber laute er auf Syllas Veteranen, deren Sache er stets vertheidigt hatte, und unter denen er erzogen war. Hunderttausend an Anzahl, waren sie in verschiednen Gegenden und Kolonien Italiens auf den Ländereien angesessen, die ihnen Sylla angewiesen hatte; und da nun die mehresten ihr Gut durch Verschwendung geschmälert hatten, so heften sie auf einen neuen bürgerlichen Krieg, um sich wieder zu bereichern. Catilina hatte seine Agenten und Offiziere nach allen Gegenden zu ihnen geschickt, die sie zu seinem Dienste bestechen sollten; in Etrurien hatten sie schon ein beträchtliches Korps zusammengebracht, und Manslius ihr Anführer, ein kühner und erfahrener Hauptmann, erwartete nur Befehl zum Aufbruch⁽⁵⁶⁾. Hierzu kam noch, wie alle Schriftsteller versichern, eine allgemeine Unzufriedenheit, die sich durch alle Stände Roms verbreitet hatte, besonders aber unter der niedern Volksklasse, die wegen ihrer schlechten Umstände und Schulden eine Veränderung der Regierung wünschte; es ließ sich also vermuthen, daß sich alles für Catilinan erklären würde, wenn er nur einige Vortheile gewönne, oder wenigstens im ersten Treffen nicht verlöre⁽⁵⁷⁾.

Catilina berief nun eine Versammlung aller Verschwornen, um den Plan des Unternehmens festz-

(55) Pro Muren. 23.

(56) In Cat. 1. 2. it. 2. 6.

(57) Sallust. 27. 29.

festzusetzen, jedem sein Geschäft anzuweisen, und einen Tag zur Ausführung festzusetzen. Es waren an fünf und dreißig, deren Namen uns als Häupter der Verschwörung angegeben sind, theils aus den Senatoren, theils aus dem Ritterstande, samt einigen andern aus den Colonien und Municipalstädten Italiens, Männern von Familie und Ansehen in ihren Gegenden. Die Senatoren waren P. Cornelius Lentulus, C. Cethegus, P. Autronius, L. Cassius Longinus, P. Solla, Serv. Solla, L. Varguntejus, N. Curius, N. Annius, M. Porcius Lecca, L. Vestia ⁽⁵⁵⁾.

Lentulus stammte von einem patricischen Zweige der Cornelischen Familie ab, einer der zahlreichsten und glänzendsten in Rom. Sein Großvater hatte den Titel eines Princeps des Senats geführt; er war der eifrigste Verfolger des C. Gracchus gewesen, und hatte auch bei diesem Streite eine gefährliche Wunde erhalten ⁽⁵⁶⁾. Dieser, sein Großsohn, war acht Jahr vor der Verschwörung, durch seine edle Abkunft empfohlen, zum Consulat gelangt; die Censoren hatten ihn hierauf, seiner schlechten Aufführung wegen, aus dem Senate gewiesen, bis er endlich durch die Prätorstelle, die er jetzt wirklich zum zweitenmal bekleidete, seinen ehemaligen Plaz und Rang in dieser höchsten Versammlung wieder erhielt ⁽⁶⁰⁾. Er spielte nur eine bescheidne oder schläfriche Rolle; aber seine wohlgebildete Gestalt, seine angenehme, ganz eigne Aktion, seine ausdrucksvolle liebliche Stimme, verschafften ihm

D 3

einigen

(55) Sallust. 17.

(56) Phil. 2. 4. in Cat. 4. 6.

(60) Flor. 4. 1. Dio p. 43. Plut. in Cic.

einigen Ruf als Redner ⁽⁶¹⁾. Er war nachlässig, verschwenderisch, und verworfen niedrig; doch aber so eitel und ehrgeizig, daß er sich Hoffnung machte, nach dem Untergange der Konstitution, der erste Mann im Staate zu werden. Einige schlaue Wahrsager bestätigten ihn in diesem Wahne; sie versicherten ihn aus den sibyllnischen Büchern, daß drei Cornelier zur Herrschaft über Rom bestimmt wären; Cinna und Sylla hätten sie schon befehien, durch ihn werde die Prophezeiung vollzogen werden ⁽⁶²⁾. Mit diesen Aussichten trat er fröhlich zur Verschwörung, voll Zuversicht, daß Catilinas Muth die Ausführung erkämpfen, voll Hoffnung, daß er die besten Früchte des Erfolgs genießen werde.

Cethegus war von einer gleich edlen Abkunft, aber von stolzer, ungestümmter Denkart, kühn, bis zu einem Grade der Wuth. Er hatte sich Marius Sache eifrig angenommen, und war mit ihm aus Rom vertrieben worden; als aber Syllas Glück die Oberhand bekam, da kehrte er auf der Stelle um, warf sich zu Syllas Füßen, und wurde auf das Versprechen großer Dienste wieder in die Stadt gelassen ⁽⁶³⁾. Nach Syllas Tode erhielt er durch Intriguen und Partheien einen so großen Einfluß, daß er in Pompejus Abwesenheit alle einheimischen

(61) Brut. c. 66. §. 235.

(62) In Cat. 3. 4. it. 4. 6.

(63) Quid, Catilina, tuis natalibus, atque Cethegi inveniet quisquam sublimius.

mischen Angelegenheiten regierte; dem Antonius das Kommando über die Küsten des mittelländischen Meeres, dem Lucullus den Auftrag, den mithridatischen Krieg zu führen, verschaffte ⁽⁶⁴⁾. Von seiner Uebermacht trunken, reisete er nach Spanien, um in dieser Provinz Kontribution zu heben; als er aber Widerstand gegen seine Gewaltthätigkeiten fand, so hatte er die Kühnheit, den Proconsul M. Metellus Pius nicht nur zu beleidigen, sondern sogar zu verwunden ⁽⁶⁵⁾. Seine Verwegenheit und seine niedrige Lebensart verminderten nach und nach sein Ansehen, und vernichteten es endlich ganz. Als er nun sah, daß ihn die Magisträte, und besonders Cicero, wachsam beobachteten, da trat er gern zu Catilinas Verschwörung. Ihm wurde das blutigste und gefährlichste Geschäft, die Ermordung ihrer Feinde innerhalb der Stadt, aufgetragen. Die übrigen Mitverschwornen waren von nicht weniger berühmten Familien ⁽⁶⁶⁾. Die beiden Syllan waren Enkel des Dictators gleiches Namens; M. tronius hatte das Consulat erlangt, war aber wegen Bestechungen desselben beraubt worden; Cassius war Ciceros Mitbewerber um dasselbe. Kurz, sie waren alle von einer Gattung und einem Charakter; Männer, die durch schlagene Hoffnungen, zerüttete Vermögensumstände und ein lasterhaftes Leben, zu jedem Unternehmen gegen den Staat vorbereitet waren, deren Hoffnungen auf Glück und

D 4

Bes

(⁶⁴) Ascon. in Verr. 2. 3. Plut. in Lucull.

(⁶⁵) Pro Syll. 25.

(⁶⁶) Flor. l. 4. 1.

Beförderung von der Veränderung der Staatsan-
gelegenheiten und dem Untergange der Republik
abhiengen.

In dieser Versammlung wurde beschlossen, daß
eine allgemeine Empörung in Italien den Anfang
machen sollte; für einen jeden Theil desselben wurde
ein Anführer bestimmt; Catilina sollte sich an die
Spitze der Truppen in Etrurien stellen; Rom sollte
an verschiedenen Enden zugleich in Brand gesetzt,
und der Senat, nebst allen Feinden der Verschwors-
nen, indessen ermordet werden; keiner von ihnen,
außer Pompejus Söhne, die man als Pfänder des
Friedens und der Ausöhnung mit ihrem Vater,
aufbewahren wollte, sollte verschont werden; wäh-
rend der Verwirrung bei dem Brande und dem
Morden, sollte Catilina mit seiner tuscischen Armee
erscheinen, die allgemeine Bestürzung nutzen, und
sich der Stadt bemächtigen; Lentulus, als der an-
gesehenste, sollte in den allgemeinen Versammlun-
gen den Vorsitz einnehmen; Cassius den Brand,
Cethegus das Morden anordnen ⁽⁶⁷⁾. Ciceros
Wachsamkeit stand ihren Hoffnungen am meisten im
Wege; Catilina wünschte daher, daß er noch vor-
her, ehe er Rom verließ, aus dem Wege geräumt
werde. Zwei Ritter von der verschwornen Bande,
erboten sich, ihm, unter dem Vorwande eines Ges-
chäfts, einen Morgenbesuch zu machen, und ihn
im Bette zu ermorden ⁽⁶⁸⁾. Beide waren seine
Bes

(67) Pro Syll. 19. vid. Plut. in Cic.

(68) In Catil. 1. 4. Sallust, 28.

Bekannte, und pflegten sein Haus zu besuchen. Da sie wohl wußten, daß er einem jeden freien Zutritt verstattete, so zweifelten sie nicht, daß sie leicht würden vorgelassen werden. Dies gestand Cornelius, einer von beiden, nachher selber ⁽⁶⁹⁾.

Kaum war die Versammlung auseinander gegangen, als Cicero schon von allem, was verabschiedet war, unterrichtet wurde. Durch die List eines Frauenzimmers, Namens Fulvia, hatte er ihren Liebhaber Curius, einen Mitverschwornen vom Senatorrange, bewogen, daß er ihm eine genaue Nachricht von allen Berathschlagungen gab. Er theilte hierauf sogleich verschiedenen Häuptern der Stadt, die sich an dem Abende, wie gewöhnlich, in seinem Hause versammelt hatten, alles mit, was er gehört hatte; sagte ihnen nicht nur ihre Absichten, sondern nannte ihnen sogar die Männer, die sie ausführen sollten, ja sogar die Stunde, wenn sie vor seiner Thür seyn würden. Alles traf genau zu; die beiden Ritter kamen vor Anbruch des Tages, erfuhren aber die Kränkung, daß das Haus wohl bewacht, und ihnen der Zugang versagt wurde ⁽⁷⁰⁾.

Catilina verfehlte noch in einer andern, nicht minder wichtigen Angelegenheit, vor seiner Abreise seine Absicht. Er wollte Praeneste, eine der stärksten Festungen Italiens, ohngefähr zwanzig Meilen von Rom, überfallen; sie würde ihm im Kriege große Dienste gethan haben, und ein sicherer Zufluchtsort

D 5

(69) Pro Syll. 18.

(70) In Casil. l. 4.

fluchtsort bei allen Ereignissen gewesen seyn; aber Cicero war ihm zuvorgekommen. Er hatte schon den Befehl ergehen lassen, daß man die Wachen verdoppeln sollte; als daher Catilina in der Nacht ankam, um einen Anfall zu thun, so fand er sie so wohl bewacht, daß er keinen Versuch wagen durfte ⁽⁷¹⁾.

Zehntes Kapitel.

Cicero beruft den Senat auß Capitol, und hält seine erste Rede gegen Catilinan. — Catilina verstellt sich, und trost. — Um einen offenkaren Beweis der Verschöderung aehen zu können, zwingt Cicero den Catilina, ins Lager des Manlius zu aehn. — Cicero widerlegt das Gerücht, er seo nach Warscille gegangen, vor dem Volke, und trägt seine Gründe vor, warum er ihn habe frei aehen lassen. — Cicero vertheidiat inzwischen den L. Murena und den C. Piso. — Die Gesandten der Allobroger verrathen die Geheimnisse der Verschwornen. — Cicero läßt sie veradredeterminagen gefangen nehmen. — Untersuchung der Briefe, die sie bei sich führten, und Verhöre der Verschwornen im Senate. — Der Senat läßt letztere in Fesseln leaen, und beschließt Ciceron ein Dankfest. — Cicero verkündet dem Volke den Vorfall. —

So stand es um Catilinas Verschöderung, als Cicero die erste von den vier Reden hielt, die bei dieser Gelegenheit gesprochen, und noch vorhanden sind. Die Verschwornen hatten sich am Abend J. R. 690. des sechsten Novembers versammelt; 6. Novemb. am achten berief Cicero den Senat nach

(71) In Catil. 13. Vell. Pat. 2. 16.

nach dem Tempel des Jupiters auf dem Capitol, wo er sich nur bei gefährvollen Zeiten versammelte ⁽¹⁾. Schon vor dieser Zusammenkunft waren hier in diesem Tempel über Catilinas Verrätherei und Absicht, den Consul zu ermorden, Berathschlüssen gehalten; auf Ciceros Vorschlag war ein Dekret abgefaßt, das dem Entdecker eine öffentliche Belohnung verhielt; einem Sklaven, die Freiheit und ⁽²⁾ achthundert Pfund; einem Bürger, Verzeihung und sechszeinhundert Pfund ⁽³⁾. Catilina hatte aber doch durch seine Verstellung, und das stete Betheuren seiner Unschuld, Manche von jedem Range hintergangen. Er hatte das Ganze für eine Erdichtung seines Feindes Cicero angegeben; und sich erboten, wegen seines Betragens Sicherheit zu stellen; sich selbst irgend einem, den der Senat ernennen möchte, auszuliefern, sey es M. Lepidus, der Prätor Metellus, oder Cicero selbst, aber keiner wollte ihn annehmen, und Cicero antwortete ihm: daß er sich nie mit ihm in einem Hause sicher halten würde, da er es nicht mit ihm in einer Stadt sey ⁽⁴⁾. Catilina verstellte sich indessen noch immer, und hatte sogar die Verwegenheit, selbst zu dieser Versammlung aufs Capitol zu kommen. Der ganze Senat erstaunte hierüber so sehr, daß keiner, selbst von seinen Bekannten, es wagte,

(*) In Catil. 1. 2.

(*) Sallust. 30.

(*) Dem Sklaven 100000 Asertien, dem Bürger 200000. Nach unserm Gelde, den Asertius gerechnet zu 1 Gr. macht jenes 4166 Nthl. 16 Gr. Dieses 2333 Nthl. 8 Gr.

(4) Sallust. 1. 8.

wagte, ihn zu grüßen; daß die Consularsenatoren die Seite des Hauses verließen, an der er saß, und ihm eine ganze Bank allein einräumten ⁽⁵⁾. Cicero wurde durch Catilinas Unverschämtheit so aufgebracht, daß er, anstatt Geschäfte vorzunehmen, wie er vorher willens war, sich gerade an ihn allein wendete, in die heftigste Anklage ausbrach, und ihm mit allem Feuer und aller Stärke einer gereizten Beredsamkeit, den Verlauf aller seiner Niederträchtigkeiten und die Beweise seiner Verrätherie vorlegte.

Cicero stellte Catilinan vor, „daß bereits ein Dekret gegen ihn ausgefertigt sey, dem zu Folge er ihm das Leben nehmen könnte ⁽⁶⁾; er hätte es längst gethan; denn schon manche weit erhabnere und minder strafbare Bürger, wären nach demselben, bloß auf den Verdacht verrätherischer Absichten getödtet; wenn er auf der Stelle zu seiner Hinrichtung Befehl gäbe, so befürchte er, daß es viel mehr zu spät, als zu grausam sey. — Aber es halte ihn ein Grund davon ab. — Du sollst dann getödtet werden, wenn nicht ein Mann mehr da ist, der so verworfen, so verzweifeld, so Die ganz ähnlich wäre, daß er die Gerechtigkeit Deiner Strafe leugnete. — So lang noch einer da ist, der es wagt, Dich zu vertheidigen, so lang sollst Du leben, wie Du jetzt lebest, von den Wachen umgeben, die ich um Dich gestellt habe, so, daß Du nicht einen Schritt gegen die Republik thun darfst;

(5) Sallust. l. 7.

(6) In Catil. l. 1.

darffst; denn es beobachten Dich so vieler Augen und Ohren, wie sie bisher thaten, wenn Du es am wenigsten vermuthetest ⁽⁷⁾.“ Er gab hierauf eine umständliche Nachricht vom allem, was die Verschwornen in ihren verschiedenen Zusammenskünften verabredet hatten, um Catilinan zu überzeugen, „daß er vollkommen von jedem seiner Schritte, die er gethan, oder noch thun wollte, unterrichtet sey.“ Er bemerkte ferner: „daß er verschiedene im Senate erblickte, die bei den Versammlungen zugegen gewesen wären. — Er forderte ihn hierauf auf, die Stadt zu verlassen, und den Gedanken an Brennen und Morden aufzugeben, da alle seine Absichten entdeckt wären; — die Thore wären offen, keiner würde ihn zurückhalten ⁽⁸⁾.“ Er schilderte hierauf Catilinas schändliches Leben, seine verrätherischen Kabaleten, „und ermahnte, warnte ihn, und befahl ihm abzureisen; wenn er sich wollte rathen lassen, freiwillig in die Nacht zu gehen, und die Bürger von ihrer Furcht zu befreien; damit sie sicher wären, wenn sie gegründet; ruhiger, wenn sie grundlos sey ⁽⁹⁾. Ob er gleich dem Senate die Frage nicht vorlegen wollte, ob er Catilinan in die Nacht erkläre, oder nicht, so sehe er doch aus dem Betragen der Senatoren ihre Gesinnung. Wenn er irgend einem geachteten Senator, dem P. Sertius, oder dem M. Marcellus befehlen würde, in die Nacht zu gehen, so würden sie alle auf einmal gegen ihn aufstehen, und

(7) In Catil. 2.

(8) Ibid. 5.

(9) Ibid. 7.

und sich an ihrem Consul vergreifen; als er es aber ihm befahl, da billigten sie es durch ihr Schweigen; sie beschloffen es dadurch, daß sie es duldeten; sie verkündeten ihren Beifall dadurch, daß sie nichts sagten ⁽¹⁰⁾. Auch im Namen der Ritter, die über die Einkünfte des Staates wachten; wolle er antworten; kaum hätte man sie zurückgehalten, daß sie Catilinam nicht überfielen; wenn er also gehen wollte, so würden sie ihn alle ruhig bis ans Thor begleiten. — Endlich wenn Catilina, seinem Befehle gemäß, wirklich sich selber ächtete, so sehe er voraus, welch einen Sturm des Hasses er sich selbst bereitete; aber er achtete dessen nicht, wenn er durch sein eignes Ungemach die Gefahr der Republik abwenden könnte. Es sey keine Hoffnung da, daß Catilina je könnte bewogen werden, sich nach der Lage des Staates zu fügen, oder daß er durch das Gefühl seiner Verbrechen gerührt, oder durch Schaam, Furcht oder Vernunft von seiner Raserei zurückgeführt werde ⁽¹¹⁾. Er rathe ihm daher, wenn er nicht ins Exil gehen wollte, so solle er wenigstens in Manlius Lager gehen, wo er erwartet würde, und den Krieg anfangen; nur möchte er die übrigen seiner Rotten mit sich nehmen. — Dort könnte er nach Gefallen toben und übermüthig seyn, ohne die Kränkung zu erdulden, daß er einen ehrlichen Mann um sich sähe ⁽¹²⁾. — Dort möchte er die Zucht ausüben, zu der er gewohnt sey; auf dem Boden liegen, nicht nur um die

(10) In Catil. 3. (11) Ibid. 9. (12) Ibid. 10.

die Lust verworfener Liebe zu genießen, sondern auch um kühne und gewagte Unternehmungen auszusuchen; dort möchte er die gerühmte Beharrlichkeit bei Hunger, Kälte und Mangel, dem er doch in kurzem unterliegen würde, zeichnen. „Hierauf überhäuft er sich selbst im Namen der Republik mit Vorwürfen, „wegen seiner zu großen Gelindigkeit, weil er einen solchen Verräther entkommen lasse, statt ihn auf der Stelle zu tödten; es seye ein Beweis der Feigheit und des Undankes, daß er, ein neuer Mann, der ohne Empfehlung von seinen Vorfahren, von dem römischen Volke zu der höchsten Würde erhoben wurde, aus Besorgniß wegen seiner eignen Gefahr, die Sorge für die Sicherheit des Staates aus den Augen setze ⁽¹⁾. Auf diesen geheiligten Zorn meines Vaterlandes,“ sagt er, „und allen denen, die mich eben so tadeln, antworte ich kurz dieses: hätte ich für das Rathsamste gehalten, Catilina zu tödten, so hätte ich diesem Gladiator nicht einen Augenblick länger den Genuß des Lebens gelassen. Wenn in der Vorzeit unfre berühmtesten Bürger ihren Nachruhm durch die Hinrichtung eines Saturninus, der Gracchen, eines Glaccus und mancher anderer nicht besaßen, sondern vielmehr erhöhten; so darf ich nicht befürchten, daß ich mit den Haß der Nachwelt zuziehen würde, wenn ich diesen Neuchelmörder tödten liesse; und würde man auch den größten Haß auf mich, so bin ich doch überzeugt, daß Haß, durch Tugend

ver-

(1) In Catil. II.

veranlaßt, wahrer Ruhm ist. Aber es giebt Mitglieder dieser Versammlung, die entweder die uns drohende Gefahr nicht einsehen, oder nicht einsehen wollen, was sie wirklich sehen; die durch ihre milden Ausprüche Catilina's Hoffnungen nähren, und der Verschwörung Stärke geben, indem sie dieselbe nicht glauben; die durch ihre Autorität nicht nur auf die Schlechten, sondern auch auf die Schwachen Einfluß haben; und die, wenn ich diesen Mann bestraft hätte, wie er es verdiente, mich gewiß verschrieen hätten, als handle ich tyrannisch⁽¹⁴⁾. Ich bin aber überzeugt, wenn Catilina erst in Manlius' Lager angelangt ist, wohin er zu gehen gedenkt, dann wird keiner so einfältig seyn, daß er nicht einsehe, es sey eine Verschwörung im Werden; keiner so verworfen, daß er es nicht einsehe. Hätte ich Catilinam tödten lassen, so wäre zwar das Verderben einigermaßen gehemmt, aber nicht ganz unterdrückt; wenn er sich aber unter die Rebellen gestellt, seine Freunde mit sich geführt, und alle Verworfenen und Verzweifelnden aus allen Theilen des Reiches zusammengezogen hat, dann wird nicht allein das zur Reife gelangte Ungemach des Staates, sondern auch selbst die Wurzel und der Saame aller unserer Uebel auf einmal vertilgt werden.“ Cicero wendete sich hierauf nochmals an Catilinam, und schloß mit einem kurzen Gebet an den Jupiter. „Mit diesen Vorbedeutungen des Glückes der Republik, aber Deines eignen Unterganges

(14) In Catil. 13.

ganges und des Verderbens aller derer, die sich mit Dir zu jedem Mordbuhls verbanden, eile dann, Catilina, zu diesem ruchlosen und abscheulichen Kriege; und Du, Jupiter! dessen Verehrung mit der Gründung dieses Staates begann, den wir mit Recht Stator, den Aufrechterhalter dieses Staates nennen, Du wirst diesen Mann und seine Mitschuldigen vertreiben von Deinen Altären und Tempeln, von den Häusern und Mauern dieser Stadt, von dem Leben und dem Glücke unserer Aler; Du wirst mit ewigen Strafen hier und jenseits des Grabes belassen die Feinde der Edlen, die Verräther ihres Vaterlandes, die Räuber Italiens, die jetzt mit schändlichen Banden zur Bosheit sich vereinten.“

Catilina, betroffen von dem Donner dieser Rede, konnte wenig für sich hervorbringen; mit niedergefuntem Blicke und demüthiger Stimme bat er die Väter, daß sie nicht so voreilig glauben möchten, was sein Feind gegen ihn anbringe; seine Geburt und sein vorher geführter Wandel böte ihm alles, was sich hoffen ließe, dar; wie unwahrscheinlich sey es, daß ein Mann aus einer patrischen Familie, dessen Vorfahren, so wie er selbst, so viele Beweise von ihrer Liebe gegen das römische Volk gegeben hätten, es nöthig finde, die Regierung umzustürzen; da Cicero, ein Neuling, der erst seit kurzem Rom bewohnte, so eifrig suche, sie aufrecht zu erhalten. Als er seine Verstellung noch weiter treiben wollte, unterbrach ihn der Senat, nannte ihn einstimmig Verräther, Mörder. Catilina

wurde hierdurch zur Flucht gebracht, und erklärte nochmals denselben Entschluß, den er Cato'n ausgesprochen hatte: da ihn seine Feinde umringten, und mit Gewalt trieben, so wollte er die Flamme, die um ihn aufloderte, mit dem Einsturz des Staates dämpfen; und so eilte er aus der Versammlung⁽¹⁵⁾. Als er nach Hause kam, und über das Vorgefallene nachdachte, fand er es vergebens, sich länger zu verstellen, und beschloß zur Ausführung zu schreiten, ehe die Truppen der Republik vermehrt, und neue Werbungen gemacht würden. Er hielt mit Lentulus, Cethegus und den Uebrigen eine kurze Unterredung über das, was in ihrer letzten Zusammenkunft beschlossen war, gab neue Befehle, versicherte sie, daß er bald an der Spitze einer mächtigen Armee zurückkehren wolle, und verließ Rom noch in derselben Nacht mit einem kleinen Gefolge, und nahm den kürzesten Weg nach Etrurien⁽¹⁶⁾.

Raum war er verschwunden, als seine Freunde bekannt machten, daß er sich freiwillig ins Exil begeben habe⁽¹⁷⁾. Sie verbreiteten diese Nachricht sorgfältig in der ganzen Stadt, um Cicero verhaßt zu machen, weil er einen unschuldigen Mann ohne Prozeß und Beweise seiner Strafbarkeit vertrieben habe; aber Cicero war von Catilina's Unternehmen zu gut unterrichtet, als daß er hätte zweifeln können, er sey nicht nach Manlius Lager an die Spitze der Rebellen gegangen. Er wußte, daß Catilina bereits eine

(15) Sallust. 31. (16) Ibid. 32. (17) In Catil. 2. 6.

eine Menge Waffen, und alle Zeichen eines Heerführers, samt dem silbernen Adler, den er abergläubig in seinem Hause aufbewahrte, weil ihn C. Marius im Feldzuge gegen die Cimbern brauchte, vorausgeschickt hatte ⁽¹⁸⁾. Damit nun aber die ausbreitete Nachricht keinen übeln Eindruck auf die Stadt machen möchte, berief er das Volk aufs Forum, um es von dem, was am vorigen Tage im Senate vorgefallen war, und von Catilinas Abreise zu unterrichten. Er sieng damit an, „daß er dem Volke wegen Catilinas Flucht, als wegen eines sichern Sieges, Glück wünschte. Ihn von seinen geheimen Verschwörungen und Nachstellungen nach dem Leben und Glücke der Bürger zu einer offenbaren Rebellion zu bringen, das hieße ihn besiegen. Catilina habe dies wohl gefühlt; der einzige Kummer, den er bei seiner Entweichung fühlte, wäre nicht deswegen, daß er die Stadt verlassen mußte, sondern daß er sie unverfehrt hinterlasse ⁽¹⁹⁾. — „Ist aber irgend jemand hier,“ fuhr er fort, „der mich deswegen tadelt, dessen ich mich rühme, wie ihr es mit Recht alle könntet, daß ich einen solchen Verbrecher nicht vielmehr ergreifen ließ, als daß ich ihn wegschickte; so wisset, meine Mitbürger, das ist nicht meine Schuld, sondern die Schuld der Zeitumstände. Catilina hätte längst die äußerste Strafe leiden sollen; die Sitte unsrer Vorfahren, die Disciplin des Reiches und der Respublik selbst erforderte es; aber wie viele würden

P 2

die

(18) In Catil. 2. 6. Sallust. 59. (19) In Catil. 2. 7.

die Schuld bezweifelt haben, der ich ihn anklagte? Wie viele würden aus Schwäche es nie sich vorgestellt, wie viele aus Schwäche Catilinan vertheidigt haben? „Er bemerkt ferner, „wenn er Catilinan hätte tödten lassen, so würde er sich so verhasst gemacht haben, daß es ihm dann unmöglich würde gewesen seyn, die Mitschuldigen zu verfolgen, und die Verschwörung mit der Wurzel zu vertilgen. Weit entfernt von der Furcht vor Catilinan, bedaure er nur, daß er mit so wenigen Begleitern davon gegangen sey ⁽²⁰⁾. Seine Macht sey verächtlich gegen die der Republik; sie bestehe aus einem elenden bedürftigen Haufen solcher, die ihr Vermögen durchbrachten, ihren Kredit verschertzten, und nicht nur vor dem Anblick einer Armee, sondern sogar vor dem Edikt des Prätors fliehen würden. — Diejenigen, die seine Armee verlassen hätten, und zurückgeblieben wären, wären mehr zu fürchten, als die Armee selbst; und dies um so mehr, weil sie wüßten, daß er von allen ihren Absichten unterrichtet sey, und sich doch dadurch nicht abschrecken ließen. Er habe ihnen am vorigen Tage alle ihre Pläne im Senate vorgelegt, worauf Catilina so muthlos geworden sey, daß er so gleich entfloh; was sie nun beabsichtigten, könne er nicht rathen; wenn sie aber glaubten, daß er immer so gelinde verfahren würde, so irrten sie sehr ⁽²¹⁾. Er habe nun erreicht, was er bisher noch abwartete, einen Verweis für das Volk, daß eine

(20) In Catil. 2.

(21) Ibid. 3.

eine Verschwörung gemacht sey. Jetzt finde keine Rücksicht mehr Statt, die Lage der Sache fodre es selbst; eines wolle er ihnen noch gestatten, die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen, und Catilinan zu folgen; ja er wolle ihnen den Weg zeigen, es sey die aurelische Straße; wenn sie eilten, könnten sie ihn noch gegen Abend einholen.“ Nachdem Cicero hierauf Catilinas und seiner Mitschuldigen verworfenes Leben geschildert hatte ⁽²²⁾, so erklärte er es für unerträglich unverschämt, „daß solche Menschen eine Verschwörung zu machen wagten; die Faulen gegen die Thätigen, die Thörichten gegen die Klugen, die Trunknen gegen die Mäßigen, die Schläfrigen gegen die Wachsamten; sie, die bei Gastmälern müßig giengen, in den Armen ihrer Weischläferinnen ruhten, mit Speisen sich übersüllten, mit Kränzen sich schmückten, von Salben dufteten, in ihren Unterredungen den Tod der Tugendhaften und den Untergang der Stadt durch Feuer beschlossen. Wenn mein Consulat,“ sagt er, „diese alle vernichten könnte, da sie nicht zu heilen sind, so würde es die Dauer der Republik noch auf eine lange Zeit befestigen. Wir haben keine Nation zu fürchten, kein König kann den Römern mit Kriege drohen; alle auswärtigen Unruhen, sowohl zu Lande als zur See, sind durch die Tapferkeit eines Mannes beigelegt; aber ein Bürgerkrieg steht noch bevor; die Verrätherci, die Gefahr, der Feind ist mitten unter uns; wir müssen

(22) In Catil. 4.

sen gegen Verschwendung, Wahnsinn und Niederknichtigkeit kämpfen. In diesem Kriege will ich euer Anführer seyn, alle Rache der Verzeiwelnden auf mich nehmen; was heilbar ist, will ich heilen; aber die verdorbenen Glieder, die abgeschnitten werden müssen, sollen nicht, dafür werd' ich sorgen; Verderben über die Stadt bringen ⁽²³⁾.“ Hier auf berichtigte er die Nachricht, daß Catilina ins Exil vertrieben sey; er machte sie lächerlich und fügte hinzu, „daß er die Sache ins wahre Licht gestellt habe, als er am Tage zuvor im Senate Catilinas Verrätherei völlig aufdeckte ⁽²⁴⁾.“ Er beklagt hierauf „die mißliche Lage eines Mannes, der nicht allein einen Staat regiert, sondern ihn auch aufs recht erhält. Wenn Catilina,“ sagt er, „durch mein Bemühen und durch meine Maasregeln besürzt, wirklich seine Gesinnung änderte, alle Gesanken des Krieges aufgäbe, und sich selber verbannte, so würde es nicht heißen, daß er entwaffnet und erschreckt, oder durch meine Wachsamkeit von seinem Verhaben abgebracht sey; daß er ungerurtheilt und unschuldig durch die Drophungen des Consuls in die Acht getrieben sey, dies wird man aussprengen; eine Menge wird ihn nicht für den Verworfenen, sondern für einen Unglücklichen halten; und mich nicht für einen wach samen Consul, sondern für einen grausamen Tyrannen.“ Er erklärt hierauf, „daß er gewiß nicht um sein selbst willen wünsche, daß Catilina sich an die Spitze der Armee

(23) In Catil. 3.

(24) Ibid. 6.

Armee stelle, aber sie würden es unfehlbar nach drei Tagen hören. — Da Einige so verkehrten Sinnes wären, daß sie darüber klagten, daß Catilina weggetrieben sey, was würden sie gesagt haben, wenn er getödtet worden wäre? Es habe keiner von seiner Reise nach Marseille gesprochen, der nicht besorgte, es sey wahr, und nicht lieber wünschte, ihn in Manlius Lager zu sehen ⁽²⁵⁾. „Er beschrieb hierauf weitläufig Catilinas Heer, und die verschiednen Gattungen der Menschen, aus denen es bestehe; er stellte ihm die größere Macht der Republik entgegen, und zeigte, „es sey der Kampf jeder Tugend gegen jede Gattung des Lasters; und wenn die menschliche Hülfe zu schwach wäre, so würden doch die Götter nicht zugeben, daß die edelste Sache in der Welt, der schlechtesten erliegen sollte ⁽²⁶⁾. Er ermahnte hierauf die Bürger, daß sie nur in ihren eignen Häusern wachsam seyn möchten, denn er habe für die allgemeine Sicherheit gesorgt. Er habe alle Kolonien und große Städte von Catilinas Entfernung benachrichtigt, und sie aufgefodert, sich vor ihm zu hüten; das Corps der Gladiatoren, auf das sich Catilina am meisten und sichersten verlasse, sey so bewacht, daß es in der Macht der Republik sey ⁽²⁷⁾, und die Wahrheit zu gestehen, eben diese Gladiatoren seyen besser gesinnt, als ein Theil der Patricier. Er habe den Prätor N. Metellus nach Gallien und ins Gebiet

(²⁵) In Catil. 7. 8. 9. 10.

(²⁶) Ibid. 11.

(²⁷) Ibid. 12. Sallust. 30.

von Picenum geschickt, um Catilinas Unternehmungen in diesen Gegenden zu verhindern; um in der Stadt alle Verfügungen zu treffen, habe er den Senat wieder auf diesen Morgen berufen, der sich schon, wie sie sähen, versammelte. Die Mitverschwornen, die noch in der Stadt zurückgeblieben, die zwar Feinde, aber dennoch Bürger von Geburt wären, diese warne er noch einmal, daß er bloß so lange gelinde verfahren sey, als er die Gelegenheit abwartete, einen Beweis zu geben, daß wirklich eine Verschwörung gemacht sey; alle übrigen Bürger versichere er, daß er nie vergessen würde, daß Rom sein Vaterland, und er ihr Consul sey, der es für seine Schuldigkeit halte, entweder mit ihnen zu leben, oder für sie zu sterben. „Es sind keine Wachen an den Thoren,“ sagt er, „keine auf den Straßen; wer gesonnen ist, sich zu entfernen, kann gehen, wohin er will; macht er aber den geringsten Aufruhr in der Stadt, so, daß er sich auf einer offenbaren Handlung gegen die Republik treffen läßt, der soll erfahren, daß sie wachsame Consuln, vortrefliche Magisträte, und einen herzhafsten Senat an ihrer Spitze hat; daß sie Waffen und ein Gefängniß besitzt, welches unsre Vorschriften zur Bestrafung offener Verbrechen eingerichtet. Dieß alles, meine Mitbürger, will ich so ausführen, daß die größten Unordnungen ohne Uebereilung beigelegt; die größten Gefahren ohne Auslauf abgewendet; ein Bürgerkrieg, der gefährlichste von allen, deren wir uns erinnern, von mir, eurem Anführer und General, ganz allein, in

in meinem Friedensgewande gedämpft werden soll. Ich will ihn so führen, daß nicht einer der Schuldigen, in so fern es möglich ist, in der Stadt bestraft werde; wenn mich aber ihre Verwegenheit, und die Gefahr meines Vaterlandes, mit Gewalt von diesem milden Entschlusse abbringen, so will ich das bewirken, was sich bei einem so grausamen und verrätherischen Kriege nicht erwarten läßt, daß kein einziger ehrlicher Mann falle, sondern, daß ihr alle durch die Bestrafung einiger Wenigen gesichert werdet. Dieses verspreche ich euch, meine Bürger, nicht aus Zutrauen auf meine eigne Klugheit, oder auf menschliche Rathschläge, sondern durch so viele offenbare göttliche Anzeichen bewogen und überzeugt. Die Götter werden uns beistehen, nicht von fern, wie sie thun gegen auswärtige entfernte Feinde, sondern sie werden ihre Tempel und unsre Häuser unmittelbar in ihren Schutz nehmen. Es ist also eure Pflicht, anbetend vor ihnen nieder zu fallen, und sie anzusehen, daß sie fortfahren, diese Stadt, die sie zur schönsten, blühendsten und mächtigsten dieser Erde bestimmten, gegen die abscheuliche Verrätherei ihrer eignen verzeifelnden Bürger zu beschützen.“

Wir haben keine Nachricht von den Berathschlagungen des Senats an diesem Tage; er versammelte sich indessen, als Cicero zum Volke redete, und erwartete seine Zurückkunft von der Rederbühne. Catilina hatte sich einige Tage unterwegs aufgehalten, um das Land, durch welches er reisete, und das von seinen Agenten bereits für

ihn gewonnen war, zu bewaffnen; er gieng hierauf nach Manlius Lager, mit den Fasces und allen Zeichen des militärischen Kommando vor sich her. Als die Nachricht hiervon erscholl, erklärte der Senat ihn und Manlius für Feinde des Staates, und versprach allen ihren Anhängern Verzeihung, wenn sie auf einen bestimmten Tag zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten. Den Consuln trug er auf, Werbungen anzustellen; Antonius sollte dem Catilina mit einer Armee entgegengehen, Cicero in Rom bleiben, und die Stadt beschützen ⁽²²⁾.

Es kann bestreudend scheinen, daß Cicero den Catilina nicht gleich in der Stadt ergriff, als er von der Verschwörung gewisse Nachricht erhalten hatte, sondern ihn nicht nur entkommen ließ, ja ihn sogar dazu auffoderte, und ihn zwang, den Krieg anzufangen. Er hatte aber Gründe so zu handeln, die er oft in seinen Reden aussert. Er hatte viele Feinde unter dem Adel, Catilina viele Freunde; er war von der ganzen Verschwörung völlig unterrichtet, da aber die Beweise nicht stark genug waren, um sie dem Publikum vorzulegen, so behielt Catilinas Verstellung die Oberhand, und überredete viele von seiner Unschuld. Hätte ihn Cicero gefangen nehmen und bestrafen lassen, wie er verdiente, so würde die ganze Faktion gegen ihn aufgetreten seyn; sie würde seine Staatsverwaltung für Tyrannei, die Verschwörung für eine listige Erfindung, um sie zu unterstützen, erklärt haben.

(22) Sallust. 38.

haben. Wenn er also Catilinan zum Ausbruch der Rebellion trieb, so überzeugte er einen jeden von der Wirklichkeit der Gefahr; auf der andern Seite hatte er von Catilinas Truppen genaue Nachricht; er wußte, daß sie der Macht der Republik so wenig gewachsen waren, daß sie ohne Zweifel könnten geschlagen werden, wenn Catilina gezwungen würde, seine Absicht zu erklären, ehe seine übrigen Pläne reiften. Cicero wußte ferner, daß Catilinas Mitschuldige, ein Haufe unthätiger, trunksüchtiger und gedankenloser Menschen, wenn er aus der Stadt getrieben und von ihnen getrennt sey, sich durch ihre eigne Uebereilung ins Verderben stürzen würden, und leicht in die Schlingen gelockt werden könnten, die er ihnen legte. Der Erfolg bewies, daß er wahr urtheilte; und alles, was Catilinan und ihm selber nachher begegnete, zeigte, daß er, so weit nur menschliche Vorsicht reichen konnte, mit der größten Klugheit, sowohl für seine eigne, als des Staates Sicherheit handelte.

Mitten unter diesen Unruhen, und bald nach Catilinas Flucht, fand Cicero noch Muße genug, seiner Gewohnheit nach eine gerichtliche Vertheidigung zu führen. Murena, einer der gewählten Consuln, war der Beschuldigungen angeklagt. Cato hatte im Senate erklärt, daß er Ciceros Gesetz an einem der Consularkandidaten in seiner ganzen Kraft ausüben wollte ⁽²⁹⁾; da nun Catilina, auf den er vorzüglich zielte, seinen Händen entgangen war, so beschloß

(29) Pro Muren. 20. 31. Plutar. Cato.

schloß er, über Murena zu fallen; doch überfaß er zugleich den andern Consul Silanus, der seine Schwester geheirathet hatte, ob er gleich eben so strafbar war, als sein Kollege ⁽¹⁰⁾. Einer der abgewiesenen Kandidaten, S. Sulpicius, ein Mann von ausgezeichnetem Verdienst und Charakter, vereinigte sich mit ihm zu dieser Klage. Er war der berühmteste Rechtsgelehrte seiner Zeit; zu seinem Gebrauche und auf sein Gesuch war Ciceros Gesetz gegen Bestechungen vorzüglich entworfen ⁽¹¹⁾.

Murena war unter den Waffen erzogen; er hatte sich im mithridatischen Kriege, als Lucullus Legat, großen Ruhm erworben ⁽¹²⁾; jetzt wurde er von drei der größten Männer und berühmtesten Redner Roms, von Crassus, Hortensius und Cicero vertheidigt. Die Wichtigkeit der gegenseitigen Partheien spannte die Erwartung auf den Ausgang dieses Prozesses aufs höchste. Der Charakter der Kläger läßt mit Grund vermuthen, daß sie deutliche Beweise gesetzwidriger Handlungen aufstellen konnten; aber aus Ciceros Rede, dem einzigen, obgleich unvollkommenen Ueberbleibsel des Prozesses, wird es wahrscheinlich, daß es solche Handlungen waren, die zwar im strengen Sinne unregelmäßig, aber durch das Beispiel aller Kandidaten autorisirt waren. In Catos und eines erzürnten Mitbewerbers Augen mochten sie freilich im verhaßten Lichte erscheinen, allein die Magisträte hatten sie gewöhnlich übersehen, und das Volk erwartete sie.

Die

(10) Plutar. Cato. (11) Pro Muren. 23. (12) Ibid. 9.

Die Anklage bestand aus drei Hauptstücken: Schandflecke in Murenas Leben; Mangel an Würde seines Charakters und seiner Familie; Bestechungen bei der neuen Wahl. Was das erste betrifft, so war das größte Verbrechen, dessen ihn Cato beschuldigte, das Tanzen; Ciceros Verteidigung gegen diesen Punkt ist merkwürdig: „Er warnt Caton, keine so unbeträchtlichen Verläumdungen vorzubringen, noch den Consul Roms einen Tänzer zu nennen; er möchte bedenken, wie vieler andern Vergehen ein Mann vorher schuldig seyn müßte, ehe ihm das Tanzen mit Recht vorgeworfen werden könnte, da Niemand, selbst nicht im Stillen, oder in Gesellschaft seiner Freunde tanzte, der nicht entweder trunken, oder toll sey. Tanzen sey immer das letzte bei üppigen Gelagen und übertriebener Fröhlichkeit. Cato beschuldige ihn also eines Vergehens, das die Folge vieler andern Laster sey, ohne ihn dieser Laster zu überführen, als schändlicher Gastmähler, Liebeshändler, nächtlicher Schwelgereien, übertriebener Verschwendung, u. s. w.“⁽¹¹⁾

Den zweiten Punkt, den Mangel der Würde betreffend, betrieb vorzüglich Sulpicius, der als ein Edelmann und Patricier um so mehr gekränkt war, da ihm ein Plebejer, dessen Abkunft er versachtete, vorgezogen wurde. „Cicero verspottet die Eitelkeit, keine, als eine patricische Familie für gut zu halten; er zeigt, daß Murenas Großvater

(11) Pro Muren. 6.

vater und Urgroßvater Prätores waren; daß sein Vater in derselbigen Würde die Ehre eines Triumphes erlangte; daß Sulpicius Adel den Alterthumsforschern besser bekannt sey, als dem Volke; und weil sein Großvater nie eines der höhern Aemter des Staates bekleidete, noch sein Vater höher stieg, als bis zum Ritterrange, so habe er ihn immer mit sich selbst in eine Klasse gesetzt, in die Klasse derer, die sich durch ihren eignen Fleiß den Weg zu den höchsten Ehrenstellen eröfneten; zu dieser gehörten ein Curius, Cato, Pompejus, Marius, Didius und Cälius. Da er selbst die Wehr des Adels durchbrochen, und das Consulat den biedern Männern so gut, wie den Adlichen erreichbar gemacht habe, und da ein Consul von einer alten berühmten Familie, von einem Consul, dem Sohne eines Ritters, vertheidigt werde; so glaube er nicht, daß es die Kläger wagen würden, ein Wort über die Neuheit einer Familie zu sagen. Er selbst habe zwei Mitbewerber vom Patricierstande gehabt, der eine ein verworfener und verwegener, der andre ein vortreflicher und bescheidner Mann; doch habe er Catilinan an Würde, Galban durch einen härtern Anhang übertroffen; wenn dies ein Verbrechen eines neuen Mannes gewesen wäre, so würden sich gewiß Feinde gefunden haben, die ihm darüber Vorwürfe gemacht hätten⁽¹⁴⁾. Er beweist hiernach, „daß die Kriegswissenschaft, in der sich Rutiliana auszeichnete, weit mehr Glanz und Würde

mit

(14) Pro Maron. 7. 8.

mit sich führe, als die Rechtswissenschaft; sie habe zuerst dem römischen Volke einen Namen erworben, der Stadt ihren Ruhm gegeben, und ihrem Zepter die Welt unterworfen. Tapferkeit sey immer das Mittel gewesen, wodurch sich die Vorfahren die Gunst des Volkes erwarben, und sich zu den Ehrenstellen des Staates empfahlen; und es sey billig, daß sie den ersten Platz in der Stadt behaupten, die durch sie zum Oberhaupt aller übrigen Städte in der Welt erhoben sey ⁽¹¹⁾.“

Für die letzte Beschuldigung, des Verbrechens der Bestechungen, ließen sich keine andern Thatfachen anführen, als solche, die viel zu allgemein waren, als daß sie für strafbar erklärt werden konnten: Schaugepränge, Spiele und Gastmähler, die dem Volke gegeben waren, aber nicht sowohl von ihm selber, als von seinen Freunden und Verwandten, die sich beeiferten, ihm zu dienen. Cicero berührt sie daher nur sehr kurz, und erklärt, „daß er mehr durch Catos Ansehen, als durch seine Anklage erschreckt sey.“ Um dem Einflusse vorzubauen, den Catos Ruf seiner Rechtschaffenheit auf die Sache haben könnte, bemerkte er, „daß das Volk überhaupt, und alle weisen Richter, immer auf die Macht und das Ansehen eines Klägers eifersüchtig gewesen wären; daß nicht etwa der Beklagte nicht durch das Gewicht seiner Verbrechen, sondern durch die überlegene Macht seines Gegners zu Boden gedrückt

(11) Pro Muren. 9. 10. 11.

gedrückt werde. Fast das Ansehen der Großen, „sagt er, „immer die Oberhand gewinnen zur Sicherheit der Unschuldigen, zum Schutz der Hülflosen, und zur Unterstützung der Unglücklichen; nur sey ihr Einfluß der Stadt nicht gefährlich. Wenn nun irgend jemand sagen wollte, daß Cato nicht die Mühe eines Klägers würde übernommen haben, wenn er nicht von dem Verbrechen überzeugt wäre, der würde eine sehr ungerechte Regel für Unglückliche festsetzen, weil er die Urtheilskraft eines Richters als ein zuvorgreifendes Urtheil und vorläufige Verbannung des Beklagten festsetzt ⁽³⁶⁾. Er ersmahnt Eaton hierauf, daß er nicht so streng gegen die Gebräuche seyn möchte, die durch Herkommen gegründet, und von der Republik selbst für nützlich gehalten worden; daß er das Volk seiner Spiele, Feste und Feste, die selbst von den Vorfahren gutgeheißen, nicht berauben; daß er den Kandidaten die Gelegenheit, sich durch einen Aufwand beliebt zu machen, der vielmehr ihre Großmuth, als eine Absicht zu bestechen zu erkennen gäbe, nicht nehmen möchte ⁽³⁷⁾.“

Wie es sich auch mit Murenas Schuld verhalten mochte, so begünstigten ihn doch die gefährlichen Zeitumstände und der Ausbruch einer Rebellion am meisten; es würde weder sicher, noch klug gewesen seyn, die Stadt eines Consuls zu berauben, der sie mit den Eigenschaften eines Soldaten am besten zu

⁽³⁶⁾ Pro Muren. 27.

⁽³⁷⁾ Ibid. 28.

in einem so gefährlichen Zeitpunkte vertheidigen konnte. Auf diesen Grund berief sich Cicero am meisten; und er äusserte, „daß er diesen Prozeß nicht sowohl um Murenas willen, als aus Besorgniß für den Frieden, die Freiheit und ihrer aller Leben und Sicherheit übernommen habe. „Hört,“ sagt er, „hört euren Consul, der, ich sage es nicht, um zu prahlen, Tag und Nacht nichts anders denkt, als die Republik. Catilina verachtet uns nicht so tief, daß er hoffet, er werde diese Stadt mit der Nacht, die er mit sich führte, bezwingen; die Anstellung hat sich weiter mitgetheilt, als ihr denkt; das trojanische Pferd ist innerhalb unsrer Mauern; aber so lange ich Consul bin, soll es euch nicht im Schlafe überfallen. Wenn man frage, was ich für einen Grund habe, Catilinam zu fürchten? keinen, antworte ich; und ich habe dafür gesorgt, daß ihn Niemand weiter zu fürchten braucht; aber ich sage, wir haben Ursache, die von seinen Truppen zu fürchten, die ich auf diesem selbigen Plage sehe. Seine Armee ist nicht so sehr zu fürchten, als diejenigen, die sie sollen verlassen haben; denn sie sind wirklich nicht von ihm abgesallen, sondern er hat sie als Spione zurückgelassen; er hat sie in den Hinterhalt gelegt, damit sie uns desto gewisser vernichten sollen. Diesen allen würde es erwünscht seyn, einen würdigen Consul, einen erfahrenen General, einen Mann, der durch seine Reizung und durch seine Glütsumstände bewogen, für das Wohl des Staates eingenommen ist, durch euer Urtheil von der Beschüzung der Stadt anfernt

zu sehen (39). „ Nachdem er diesen Punkt mit vieler Wärme und Stärke ins Licht gestellt hatte, fügte er noch dies hinzu: „Unser Gefahr ist der Entscheidung nahe; wir haben keine Hülfe, keinen Rückhalt mehr, wenn wir jetzt fehlgreifen; es ist nicht Zeit, eine der Stützen, die wir haben, von uns zu stoßen, sondern vielmehr auf alle mögliche Art mehrere zu suchen. Der Feind steht nicht am Ufer des Anio, was uns im punischen Kriege so sehr erschreckte, nein, in der Stadt, auf dem Forum. Gute Götter, ich vermag es nicht, ohne einen Seufzer zu sagen, selbst in eurem Heiligtume sind Feinde, ja, hier in diesem Senat! Möchten es die Götter gewähren, daß mein Kollege mit unsern Waffen dieser Rebellion Einhalt thue, während ich im Friedensgewande, mit Hülfe aller Viedern, die übrigen Gefahren, die jetzt die Stadt umschweben, abwende. Aber was soll aus uns werden, wenn sie aus unsern Händen in ein neues Jahr gleiten, und nun einen Consul finden, der geschäftig ist, nicht den Krieg fortzusetzen, sondern sich einen Kollegen zu suchen? Dann wird Catilinas Pest mit aller Wuth ausbrechen, Schrecken, Verwirrung, Feuer und Schwerdt über die Stadt bringen, u. s. w. (39). „ Diese Betrachtung, die mit aller Stärke vorgetragen ward, und die Nothwendigkeit, daß zwei Consuln beim Anfange des Jahres zur Beschützung der Stadt da seyn müßten, bewies, wirkte so sehr auf die Richter, daß sie den Murena ohne

(39) Pro Muren. 37.

(40) Ibid. 39.

ohne weitere Berathschlagung frei sprachen, und nicht einmal, wie Cicero sagt, die erhabensten und berühmtesten Männer anhören wollten ⁽⁴⁰⁾.

Cicero stand indessen in der engsten Verbindung mit Sulpicius; er hatte ihn bei eben diesem Streite ums Consulat mit seinem ganzen Ansehen unterstützt ⁽⁴¹⁾. Er hegte ebenfalls für Cato'n die größte Freundschaft, und die höchste Achtung für seine Rechtschaffenheit. Dennoch führte er diesen Prozeß nicht nur gegen beide, sondern er bemühte sich auch, sie lächerlich zu machen, um das Vorurtheil für ihr Ansehen zu schwächen. Er verwarf Sulpicius Profession, als gering und verächtlich, Catos Grundsätze, als abgeschmackt und unausführbar; und dies alles nur so viel Laune und Wit, daß er alle Zuhörer aufheiterte und Cato'n ausrufen machte: O, was haben wir für einen witzigen Consul ⁽⁴²⁾! Noch merkwürdiger aber ist es, daß die Freundschaft dieser großen Männer keinesweges dadurch unterbrochen ward, daß sie sich bei einer so wichtigen Angelegenheit einander zuwider waren, sondern, daß sie vielmehr so fest, als vorher, bis an das Ende ihrer Tage fort dauerte. Cicero, der sie beide überlebte, bewies, wie sehr er sie nach ihrem Tode zu schätzen mußte; denn er verschaffte dem einen ein öffentliches Ehrendenkmal, und beschrieb das Leben und die Verdienste des andern. Auch Murena scheint keinen Wunsch,

D 2

sich

(40) Pro L. Flacc. 39.

(41) Pro Muren. 3.

(42) Plut. in Cato.

sich zu rächen, genährt zu haben, ob er gleich durch die Anklage großen Gefahren ausgesetzt worden war. Er achtete während seines Consulats Catos Rathschläge vorzüglich, und brauchte sein ganzes Ansehen, ihn gegen die Gewaltthätigkeit seines Kols legen im Tribunate, des Metellus, zu schützen. Eine ächte Seelengröße, der Würde beider Männer werth; doch war dieses Betragen nicht allein die Wirkung der Tugenden dieser Männer; der Geist der Republik machte es jedem zur heiligen Pflicht, seinen Mitbürger in Gefahren zu vertheidigen, ohne auf irgend eine Freundschaft oder Verbindung Rücksicht zu nehmen ⁽⁴¹⁾. Beispiele dieser Art werden sich mehr oder weniger in Staaten äussern, je nachdem sich das allgemeine Beste an die herrschenden Grundsätze anschliesst; dies Band der Einigkeit ist zu fest, als daß es durch kleine Zwistigkeiten über die Mittel, es zu erhalten, getrennt werden könnte. Wo aber Ehrsucht einzelner Männer und Partheigeist die Oberhand haben, da muß nothwendig jeder Widerspruch Haß erzeugen, weil er die Erlangung des Gutes, das als letzter Endzweck des Lebens angesehen wird, dem Privatvortheil verhindert.

Vor Murenas Prozesse führte Cicero noch einen ähnlichen für C. Piso, der vier Jahr vorher Consul gewesen war, und den Namen eines braven und thätigen Magistrats verdient hatte. Wir haben kein Bruchstück von Ciceros Rede, noch irgend eine

(41) Pro Sylla 17.

eine andere Nachricht, als die, daß Piso in Rücksicht seines löblichen Betragens während seines Consulats, freigesprochen wurde ⁽⁴⁴⁾. Wir erfahren übrigens von Sallust, daß er wegen Erpressungen unter seiner Regierung angeklagt war, und daß J. Cäsar vorzüglich die Klage aus Rache betrieb, weil einer seiner Freunde und Klienten im cisalpinischen Gallien, von Pison willkürlich bestraft worden war ⁽⁴⁵⁾.

Wir kehren jetzt zur Verschwörung zurück. Lentulus und die übrigen, die in der Stadt geblieben waren, bereiteten alles zur Ausführung ihres großen Vorhabens, foderten Männer von jedem Range auf, die ihre Sache zu begünstigen, oder überhaupt brauchbar zu seyn schienen. Unter andern versuchten sie es, die Gesandten der Allobroger zu gewinnen; eines kriegerischen, treulosen, rebellischen Volkes, das in dem heutigen Savoyen und in der Dauphine wohnte, die Macht der Römer haßte, und immer zum Aufruhr geneigt war. Diese Abgesandten, die wieder zurückkehren wollten, und die dem Senate nicht gewogen waren, da auf keine ihrer Beschwerden, um deren willen sie abgeschickt waren, Rücksicht genommen war, ergriffen den Vorschlag anfänglich mit Freude, und versprachen ihre Nation zu bewegen, daß sie die Verschwornen mit dem, was ihnen vor allem fehlte ⁽⁴⁶⁾, mit einem guten Corps Kavallerie, wenn der Krieg

2 3

aus

(44) Pro Flacco 39.

(45) Sallust. 49.

(46) In Catil. 3. 4.

ausbrechen sollte; unterstützte. Als sie nachher bei kälterem Blute die Sache überlegten, die Schwierigkeit des Unternehmens, und die Gefahr, in die sie sich und ihr Land durch die Theilnahme an einer so verwegenen Verschwörung kürzten, bedachten, da beschloßen sie dem Beschützer ihrer Stadt, Q. Fabius Sanga, alles was sie wußten, zu entdecken. Dieser benachrichtigte sogleich den Consul davon ⁽⁴⁷⁾.

Cicero rieth hierauf, daß die Gesandten fortzufahren sollten, ihren Dienstleister zu beweisen, und alles zu versprechen, was man von ihnen verlangen würde, bis sie sich von der Verschwörung völlig unterrichtet, und deutliche Beweise gegen die Anführer hätten ⁽⁴⁸⁾. Als sie hierauf wieder in die Versammlung der Verschwornen traten, bestanden sie darauf, daß man ihnen Beglaubigungsschreiben geben sollte, die sie ihren Landsleuten vorlegen könnten, ohne welche sie sich nie in ein so gefährliches Unternehmen einlassen würden. Man hielt diese Forderung für vernünftig, und erfüllte sie gleich; Vulturcius wurde ersen, mit den Gesandten abzureisen, und sie Catilinan vorzustellen, das mit er ihre Verabredung bestätigte, und ihnen Versicherung gäbe. Lentulus schickte ihm zugleich einen Brief von seiner eignen Hand und mit seinem Siegel, obgleich ohne seinen Namen. Cicero ward von allem unterrichtet; er verabredete daher mit den Gesandten die Zeit und die Art, wie sie Rom in der Nacht verlassen sollten; bei der mißlichen Brüste,

(47) Sall. 41.

(48) Ibid.

Brücke, eine Meile von der Stadt, sollten sie mit ihren Schriften und Briefen angehalten werden. Zu diesem Geschehnisse erfaß er zwei Prätores, L. Flaccus und C. Pontinius; sie mußten sich, mit einer starken Bedeckung von Freunden und Soldaten, ohnweit des verabredeten Ortes verbergen. Alles gieng nach Wunsch; die ganze Gesellschaft wurde bei Anbruch des Tages in Ciceros Haus gefangen eingebracht ⁽⁴⁹⁾.

Die Nachricht von diesem Vorfalle zog sogleich Ciceros beste Freunde herbei; sie riefen ihm, die Briefe zu eröffnen, ehe er sie in den Senat trüge, das mit man ihm nicht vorwerfen könnte, daß er aus Uebercülung und Unvorsichtigkeit ein unnöthiges Schrecken in der Stadt verbreitet habe, wenn sie nichts Wichtiges enthielten. Er war aber von dem Inhalte zu gut unterrichtet, als daß er einen solchen Tadel befürchtet hätte; er erklärte also, daß er es bei der Gefahr des Staates für seine Schuldigkeit halte, die Sache der öffentlichen Versammlung ganz vorzulegen ⁽⁵⁰⁾. Er berief den Senat sogleich zur Versammlung, ließ zu gleicher Zeit den Gabinus, Statilius, Cethegus und Lentulus rufen, die sich auch gleich einstellten, weil sie nichts von der Entdeckung ahndeten; und da er erfahren hatte, daß Cethegus eine Menge Waffen für die Verschwornen bereit halte, so ließ er sein Haus von einem dritten Prätor, C. Sulpicius, durchsuchen. Dieser fand dort Schwerdter, Dolche und

Q 4

andre

(49) In Catil. 3. 2.

(50) Ibid. 3. 3.

andre Waffen, alle neu gepußt, und zum Gebrauch bereitet ⁽¹¹⁾.

Nach diesen Zurüstungen begab sich Cicero nach dem Tempel der Eintracht, wo ihn der Senat erwartete. Eine zahlreiche Bürgerwache begleitete ihn, und führte ihm die Gesandten und die Verschwornen als Gefangne nach. Als er der Versammlung den ganzen Vorfall vorgetragen hatte, ward Vulturcius vorgelodert, um allein verhört zu werden. Cicero bot ihm, auf Geheiß der Versammlung, Verzeihung und eine Belohnung an, wenn er getreu alles entdecken wollte, was er wußte. Nach einigem Bedenken gestand er, daß er Briefe und Nachrichten von Lentulus an Catilinam habe, wodurch er aufgefodert würde, die Hülfe der Sklaven anzunehmen, und seine Armee eilends vor Rom zu führen, damit er, wenn die Stadt an verschiedenen Enden angelegt würde, und das allgemeine Vorden begönne, in der Nähe wäre, um die Entflohenen aufzufangen, und sich dann mit seinen Freunden in der Stadt zu vereinigen ⁽¹²⁾.

Die Gesandten wurden hierauf abgehört; sie erklärten, daß sie von Lentulus, Cethegus und Statilius Briefe an ihre Nation empfangen hätten; daß diese drei und L. Cassius sie ersucht hätten, ein Korps Reuterei so bald als möglich nach Italien zu schiffen, Fußvölker bedürften sie nicht; daß sie Lentulus aus den sibyllinischen Büchern und den Aussprüchen der Propheten versichert habe, er sey
der

(¹¹) In Catil. 3. 2. Flor. in Cic. (¹²) In Catil. 3. 4.

der dritte Cornelius, der zum Beherrscher Roms bestimmt wäre, wie Cinna und Sulla es vor ihm waren; dieses Jahr sey vom Schicksal zur Vernichtung der Stadt und des Reiches erlesen; es sey nur noch ein Streit zwischen Cethegus und den übrigen, über die Zeit, wann die Stadt im Feuer aufgehen sollte; die übrigen bestimmten dazu das Fest der Saturnalien, oder die Mitte des Decembers, Cethegus glaube, dieser Termin sey zu entfernt und zu lang verschoben. — Hierauf wurden die Briefe vorgelegt und eröffnet; zuerst Cethegus Brief. Als man ihm das Siegel wies, gestand er ein, es sey das seinige. Er war von seiner eignen Hand geschrieben, und an den Senat und das Volk der Allobroger gerichtet; es stand darinn, daß er das halten wolle, was er ihren Abgesandten versprochen habe, und er bitte, daß sie das ausführen möchten, was die Gesandten in ihrem Namen unternommen hätten. Er war eben vorher wegen der Waffen befragt, die man in seinem Hause gefunden hatte; er antwortete hierauf, er habe sie bloß aus Liebhaberei, die er von sehr für Waffen, besonders für blanke Rüstungen hätte, angeschafft; als aber dieser Brief abgelesen war, wurde er so niedergeschlagen und verwirrt, daß er kein Wort zu seiner Vertheidigung weiter vorbringen konnte. — Nun wurde Statilius hereingeführt; auch er erkannte seine Hand und sein Siegel an; und da sein Brief in derselben Absicht, wie der des Cethegus, gelesen wurde, gestand er ein, daß es der seinige sey. — Endlich wurde Lentus

lus Brief vorgelegt; er kannte gleichfalls sein
 Siegel; als Cicero sah, daß es den Kopf seines
 Großvaters vorstellte, konnte er sich nicht enthal-
 ten, ihm Vorwürfe zu machen, daß er sich nicht
 durch den Anblick des Bildes eines solchen Vorfah-
 ren, der sich durch seine Liebe fürs Vaterland so
 auszeichnete, von seinem verrätherischen Vorhaben
 abschrecken ließ. Sein Brief war einerlei Inhaltes
 mit den vorigen; als er aber Erlaubniß bekam,
 sich zu vertheidigen, da läugnete er anfänglich die
 ganze Beschuldigung, und fieng an, die Gesandten
 und den Vulturcius zu befragen, was sie je mit
 ihm zu thun gehabt hätten, und warum sie hierher
 gekommen wären. Hierauf antworteten sie laut
 und deutlich, von wem und wie oft sie zu ihm wä-
 ren geführt worden; fragten ihn aber gegenseitig,
 ob er ihnen nie etwas von einem sibyllinischen Orakel
 gesagt hätte. Als er hierdurch außer Fassung
 gesetzt, oder vielmehr von dem Gefühl seiner Schuld
 überrascht wurde, da gab er einen merkwürdigen
 Beweis, wie Cicero sagt, von der Gewalt des
 Gewissens; denn es verließ ihn nicht nur seine ge-
 wöhnliche Beredsamkeit, sondern auch seine Unvers-
 schämtheit, mit der er alle Menschen übertraf; er
 gestand sein Verbrechen zum großen Erstaunen der
 ganzen Versammlung. Vulturcius foderte hierauf,
 daß der Brief an Catilinan, den ihm Lentulus ge-
 schickt habe, geöfnet werden sollte; Lentulus ers-
 kannte wieder, obgleich sehr verwirrt, seine Hand
 und sein Siegel an. Er war ohne Namen geschrie-
 ben, folgenden Inhaltes: „Du wirst von dem,
 den

den ich sende, erfahren, wer ich bin. Zeige Dich als ein Mann; bedenk', in welcher Lage Du bist; überlege, was jetzt zu thun ist. Bediene Dich eines jeden, selbst des Niedrigsten Hülfe.“ — Gabinus wurde zuletzt noch vorgeführt; er betrug sich eine Zeit lang unbescheiden; aber endlich läugnerte er nichts von dem, dessen ihn die Gesandten beschuldigten.

Als die Verbrecher und die Zeugen abgeführt waren, berathschlugte sich der Senat über die Lage des Staates, und kam einstimmig zu folgendem Entschlusse: Ciceron sollte eine öffentliche Dankbesetzung der feierlichsten Art beschossen werden; weil er durch seine Biederkeit, Klugheit und Vorsicht die Republik von den größten Gefahren befreiet habe. Auch den Prätores Flaccus und Pontinius sollte für ihre pünktliche Ausführung der ihnen von Ciceron gegebenen Befehle gedankt werden. Der zweite Consul, Antonius, sollte gepriesen werden, weil er die Mitverschwornen von sich fern gehalten habe. Lentulus sollte die Prätur und seine Ehrenkleider ablegen, und dann mit Cethegus, Statilius, Gabinus und den übrigen eingezogenen Mitschuldigen, mit Cassius, Caparius, Furius, Philo, Umbrenus, in sichere Verwahrung genommen werden. Öffentliche Dankopfer sollten in Ciceros Namen dafür gebracht werden, daß er die Stadt vor einem Brande, die Bürger vor Morden, und Italien vor einem Kriege beschützte ⁽⁵¹⁾.

III

(⁵¹) In Cat. 3. 5. 6.

Als der Senat auseinander gegangen war, begab sich Cicero auf die Rostra, und unterrichtete das Volk von dem ganzen Verfahren, wie es jetzt erzählt ist. Er machte bekannt, „daß das Dankfest, das in seinem Namen gefeiert werden sollte, das erste sey, das irgend einem Bürger im Friedensgewande beschloffen ward. Alle übrigen Dankopfer wären für einen einzelnen dem Staate geleisteten Dienst bestimmt worden, dieses allein gelte für die Rettung desselben ⁽⁵⁴⁾. Durch die Gefangenennahme dieser Mitschuldigen seyen nun Catilina's Hoffnungen auf immer vernichtet. Als er Catilina zur Stadt hinaus trieb, habe er vorher gesehen, daß, wenn er erst einmal entfernt sey, von Lentulus Trägheit, Cassius gemästeter Behaglichkeit, und Cethegus Vorschneelligkeit nichts zu fürchten sey. — Catilina sey das Leben und die Seele der Verschwörung; der nie eine Sache für gethan hielt, weil er sie befahl, sondern immer selbst antrieb, that, und sie selbst geschehen sah; hätte er ihn nicht aus seinen geheimen Verhandlungen zur offenbaren Rebellion getrieben, so würde er nie die Republik von ihren Gefahren haben befreien, wenigstens es nicht mit so viel Bequemlichkeit und Ruhe haben anrichten können. Catilina würde den unglücklichen Tag ihrer Vernichtung nicht so lange vorher bestimmt, nicht seine Hand und sein Siegel zum offenbaren Beweis seiner Schuld hergegeben haben. Alles sey in seiner Abwesenheit so betrie-

(54) In Cat. 3. 5. 6.

betrieben, daß kein Hausdieb je gewisser entdeckt wurde, als seine Verschöndrung; dies alles sey die Wirkung eines göttlichen Einflusses; denn es übersteige nicht nur weit alle menschliche Klugheit, sondern die Götter hätten sich auch so deutlich ins Mittel geschlagen, daß sie sich ganz sichtbar zu erkennen gaben. Der nächtlichen Lichtstrahlen am westlichen Himmel, der Luftbrände, der Blitze, der Erdbeben u. s. w., nicht zu gedenken, könne er nicht unbemerkt lassen, was sich zwei Jahr vorher ereignete, als die Thürme des Capitols vom Blitze herabgestürzt wurden; als die Propheten, aus ganz Etrurien berufen, verkündeten, daß Feuer, Mord, der Untergang der Gesetze, bürgerlicher Krieg, und das Verderben der Stadt vorher besdeutet werde, wenn keine Mittel getroffen würden, die Götter zu versöhnen. In dieser Absicht hätten sie befohlen, daß eine neue größere Bildsäule des Jupiters verfertigt, und in einer dem vorigen Gesbilde entgegengesetzten Stellung, mit dem Antlitz gegen Morgen blickend, aufgestellt werde; anzudeuten, daß, wenn sie hinblieke auf den Aufgang der Sonne, auf das Forum und die Curie des Senats, daß dann alle Verschöndrungen gegen den Staat so deutlich entdeckt werden würden, daß alle Welt sie sehen könnte. — Auf diese Andeutung hätten die Consuln des Jahres sogleich Befehle ertheilt, daß die Bildsäule gemacht und aufgestellt werde; aber die langsame Ausführung des Werkes habe Schuld, daß weder sie, noch ihre Nachfolger, noch er selbst, bis auf den heutigen Tag die Vollendung gesehen hätten.

hätten. An diesem Tage sey nun unter Jupiters besondrem Einflusse in demselben Augenblicke, als die Verschwornen und die Zeugen über das Forum nach dem Tempel der Eintracht geführt wurden, die Statue auf ihrer Stelle errichtet worden; und da sie blickte auf sie und auf den Senat, da sahen sie und der Senat die Verschwörung offenbart. Und kann ein Mensch ein solcher Feind der Wahrheit seyn,“ sagt er, „kann er so vorwitzig, so wahnsinnig seyn, daß er läugne, daß alles, was wir sehen, und vor allem diese Stadt, von der Macht und der Verschönerung der Götter beherrscht werde⁽⁵⁵⁾?“ Er bewert hier auch ferner, „daß die Verschwornen von einer Gottheit verblendet seyn mußten, als sie unbekannten Barbaren Aufträge und Briefe von solcher Wichtigkeit anvertrauten; und wenn die Gesandten einer so unzufriedenen Nation, die so geneigt, als fähig wäre, einen Krieg zu beginnen, die Hoffnung der Herrschaft, und die vortheilhaften Anträge solcher Männer vom Patricierrange verwarfen, so mußten sie wohl von einer Gottheit gelenkt seyn; besonders da sie ihren Endzweck nicht durch ein Gefecht, nein, nur dadurch erlangen konnten, daß sie schwiegen.“ Er ermahnet hierauf die Bürger, „daß sie das Dankfest andächtig mit ihren Frauen und Kindern feiern möchten⁽⁵⁶⁾. Für alle seine Bemühungen und Dienste verlange er keine andere Belohnung oder Ehre, als ein stetes Angedenken an diesen Tag;

(55) In Catil. 2. 9.

(56) *Ibid.* 10.

Tag; hierinn suche er seinen Triumph und seinen Nachruhm, daß das Andenken an diesen Tag, zur Sicherheit der Stadt und der Ehre seines Consuls, auf immer fortgepflanzt werde; das Angedenken, daß einst zwei Bürger zugleich im Staate lebten, von denen der eine die Gränzen des Reiches, selbst bis an die Gränzen des Horizonts erweiterte, der andere den Sitz und den Mittelpunkt dieses Reiches rettete ^(*). Seine Lage aber sei von der der auswärtigen Feldherren sehr verschieden; sie verließen den Feind, wenn er bezwungen sey; er müsse noch mitten unter denen leben, die er überwunden habe. Sie also müßten dafür sorgen, daß ihm die Bosheit dieser Feinde nicht schade; daß alles, was er zu ihrem Besten gethan, nicht zu seinem Verderben auf ihn zurückstürze. Ob er gleich für seine Person nichts zu fürchten habe, da er unter dem Schutze aller Viedern stehe, und von der Würde des Staates und der Macht des Gewissens beschirmt werde; wogegen sich alle die empören müßten, die es wagen wollten, ihm Leid zu thun; und ob er gleich nie einem Verwegnen nachgeben, sondern vielmehr alle Schlechte und Verworfenen aufzofdern würde; so möchten sie doch bedenken, wenn endlich alle Rache, nachdem sie von dem Volke abgelenket, einzig auf ihn fallen sollte, welches ein Abschreckungsmittel dies seyn würde für alle diejenigen, die sich einst noch für des Volkes Sicherheit eignen Gefahren ausstellen wollten. — Er wolle
 stets,

(*) In Catil. 11.

stets, auch noch als Privatmann, das unterstützen und vertheidigen, was er als Consul gethan, und beweisen, daß alles, was er that, nicht die Wirkung des Zufalles, sondern der Tugend war. Wenn sich irgend Reid gegen ihn empören sollte, dann möchte er dem Reider schaden, aber seinen Ruhm erhöhen. — Endlich, da es nun Abend sey, so bitte er sie alle, nach Hause zu gehen, und zum Jupiter, ihrem und der Stadt Beschützer, zu beten; und obgleich die Gefahr nun vorüber sey, doch noch wie vorher wachsam in ihren Häusern zu seyn, und noch immer einen Ueberfall zu fürchten; er wolle dafür sorgen, daß sie es nicht lange mehr Ursache hätten.“

Als die Gefangnen vor dem Senate standen, ließ Cicero von einigen Senatoren, die geschwind schreiben konnten, das ganze Verhör niederschreiben; als es nun ganz in eine Akte abgefaßt war, ließ er es von den Schreibern abschreiben, und versendete die Kopien in Italien und den Provinzen umher, um jeder Mißdeutung zuvorzukommen, die man von der deutlichen Aussage der Verbrecher machen könnte⁽⁵¹⁾. Sie selber wurden fürs erste den Magisträten und Senatoren, die sie kannten, zur sichern Verwahrung anvertraut⁽⁵²⁾, bis der Senat über sie ein Urtheil sprechen würde. Dies alles gieng am dritten December vor, ein Tag der Unruhe für Cicero; vom Morgen bis am Abend war er, ohne Erfrischung zu nehmen, beschäftigt, die

(⁵¹) Pro Sylla 14. 15.

(⁵²) Sallust. 47.

die Zeugen und Verbrecher zu verhören; das Dekret, welches hierauf abgefaßt wurde, zu bewirken; und dann, als dies vorbei war, dem Volke, das ihn auf dem Forum erwartete, den ganzen Vorfall vorzutragen. Am selbigen Abend feierte seine Gemalin Terentia, sammt den vestalischen Jungfrauen und den vornehmsten Damen aus Rom, das geheime Fest der Göttin Bona, oder des Guten, wozu kein Mann gelassen wurde. Cicero war so lange aus seinem eignen Hause ausgeschlossen, als die heilige Handlung dauerte; er begab sich daher in das Haus eines Nachbarn, wo er sich mit seinen Freunden über die Strafe der Verräther berathschlugte. Als sie hier versammelt waren, kam einmal seine Gemalin herbeigeeilet, und meldete ein Wunderzeichen, das sich eben unter ihnen ereignet hätte; als das Opfer vollendet, und die Flamme auf dem Altare, wie es geschienen, erloschen, sey eine helle Flamme auf einmal von der Asche aufgelodert, zum Erstaunen der ganzen Versammlung; die vestalischen Jungfrauen hätten sie hierauf abgesendet, ihm zu sagen, daß er vollziehen möchte, was er eben gedacht hätte; es sey zum Wohl seines Vaterlandes, denn die Göttin habe durch dies Anzeichen großes Licht zu seiner Sicherheit und seinem Ruhme verkündet ⁽⁶⁰⁾.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Cicero dieses vorgebliche Wunderzeichen mit seiner Gemalin

vers

(60) Plutarch. in Cic.

Verabredete; und da ihre Schwester eine Vestalin war, und die ganze Ceremonie anordnete, so konnte sie auch, ohne Verdacht zu geben, die Verabredung ausführen helfen. Es war Cicero viel daran gelegen, das Volk, so viel möglich, mit der Furcht vor Gefahr zu erfüllen, damit es desto leichter die Entschlüsse guthieße, die er bereits bei sich festgesetzt hatte, die Verschwornen zu tödten.

Fünftes Kapitel.

Verathschlagung des Senats über die Strafe der gefangenen Verschwornen. — Cäsar spricht gegen Cato. — Cicero und Cato entscheiden für die Todesstrafe. — Hinrichtung der Verbrecher. — Cicero wird mit Jubelgeschrei nach Hause begleitet. — Catilinas Heer wird ganz vernichtet. — Crassus und Cäsar sind der Theilnahme an der Verschwörung verdächtig. — Ciceros Belohnung für seine Dienste. — Gesetze unter seinem Consulate. — Er befördert Lucullus Triumph. — Er erweist dem Pompejus Ehre. — Augustus wird geboren. — Cicero legt das Consulat nieder. —

Am folgenden Tage bestimmte der Senat den Gesandten und dem Vulturcius für die aufrichtigen Entdeckungen eine Belohnung ^(*); und es schien aus dem raschen Verfahren zu erhellen, daß er die Gefangenen mit der größten Strenge behandeln würde. Die Stadt ward indessen mit dem Gerücht von einem neuen Auftruh erfüllt, den Lentulus und Certhegus Sklaven und Klienten beginnen wollten,

(*) In Catil. 4. 3.

ten, um ihre Herren zu befreien ^(*). Cicero sah sich hierauf genöthigt, die Wachen zu verstärken, und, um die ganze Sache zu endigen, den Senat wegen der Bestrafung der Verbrecher, ohne weitem Verzug zu befragen. Er berief ihn zu dieser Absicht auf den folgenden Morgen.

Die Berathschlagung betraf einen sehr wichtigen bedenklichen Gegenstand; die Entscheidung über das Leben einiger Bürger vom ersten Range. Lebensstrafen waren selten und immer verhaßt in Rom, dessen Gesetze vor allen andern am wenigsten blutdürstig waren. Verbannung und Einziehung der Güter war die gewöhnlichste Strafe für die größten Verbrechen. Der Senat mahlte sich zwar, wie wir oben bemerkten, bey plötzlichen und gefährlichen Empörungen das Recht an, nach eignen Entschlüssen die Häupter derselben mit dem Tode zu bestrafen; aber man sah dies als eine zu weit gedehnte Gewalt, als einen Eingriff in die Rechte des Volkes an; der sich durch nichts entschuldigen ließe, als durch die dringenden Zeitumstände und die äufferste Gefahr. Es war ein altes Gesetz von einem Tribun Porcius Läca vorhanden, welches allen zum Tode verurtheilten Verbrechern das Recht gab, an das Volk zu appelliren; und noch ein späteres von C. Gracchus, welches verbot, daß irgend einem Bürger, ohne ein feierliches Verhör vor dem Volke, das Leben genommen werde ^(*). Einige Senatoren, die an allen vorläufigen Ver-

N 2

hands

(*) Sallust. 50.

(*) Pro Rabirio 4.

Handlungen Theil genommen hatten, zogen sich jetzt bei dieser Verathschlagung zurück, um ihr Mißfallen an dem Resultat derselben zu zeigen, und keinen Antheil daran zu nehmen, wenn römische Bürger durch das Urtheil des Senats zum Tode verdammt würden (*). Hier hatten nun Ciceros Feinde Grund genug, gegen ihn aufzutreten, wenn die äuffersten Mittel ergriffen würden. Er merkte dies wohl; er sah, daß allgemeine Wohl fodre die strengste Strafe für die Verbrecher, sein Privatvortheil die gelindeste; dennoch aber beschloß er jede Rücksicht auf sein eignes Wohl der öffentlichen Ruhe aufzusopfern.

Als er die Frage vorgelegt hatte, was man mit den Verschwornen anfangen sollte, so rieth der neuermählte Consul Silanus, der aufgefodert war, zuerst zu sprechen, daß alle, die schon gefangen wären, oder noch ergriffen würden, getödtet werden sollten (*). Ihm stimmten alle willig bei, die nach ihm sprachen, bis die Reihe an den neuersählten Prator J. Cäsar kam; dieser tadelte in einer eleganten, und ausgearbeiteten Rede den Vorschlag, „nicht als grausam; denn der Tod, sagte er, sey keine Strafe, sondern Befreiung für den Elenden, weil er weder das Gefühl des Guten, noch des Bösen hinterlasse; sondern als neu und gesetzwidrig, der Verfassung der Republik nicht angemessen. Obgleich die Schändlichkeit des Verbrechens die Strenge entschuldige, so sey doch das

Preis

(*) In Catil. 4. 5.

(*) Sallust. 50.

Beispiel in einem Freistaate gefährlich. Der gute Gebrauch der willkürlichen Gewalt ist guten Händen, sey in schlechten Händen die Ursache des größten Unheils geworden. Er führte hiervon Beweise aus fremden Städten und aus Rom selbst an. Obgleich bei der gegenwärtigen Lage, und von einem solchen Consul, als Cicero, keine Gefahr zu befürchten sey; so könnte man doch nicht sicher seyn, daß nicht unter andern Zeitumständen, und unter einem andern Consul, das Schwerdt, das einmal auf ein Dekret des Senats gezogen worden, Unheil anrichte, ehe es beigelegt werde. Er sey der Meinung, daß die Güter der Verschwornen eingezogen, und sie selbst in den Festungen Italiens eingesperrt würden; und daß es jedem als ein Verbrechen angerechnet werde, wenn er den Senat oder das Volk zu irgend einer Gunst für sie bewegen wollte ⁽⁶⁾.

Da nun diese verschiedenen Meinungen aufgestellt waren, so fragte man, welche statt finden sollte. Cäsars Meinung hatte auf die Versammlung großen Eindruck gemacht, und selbst den Silvanus beredet, daß er anhub, sein strenges Urtheil zu entschuldigen und zu mildern ⁽⁷⁾. Ciceros Freunde neigten sich schon zu eben derselben, weil sich vors aussehn ließ, daß Cicero, für dessen Sicherheit sie besorgt zu werden anfiengen, bei der Ausführung derselben den wenigsten Unruhen ausgesetzt seyn würde ⁽⁸⁾. Als Cicero die Neigung der Versammlung

R 3

sammte

(*) Sollust. 31.

(*) Sueton, I. Caes. 14.

(*) Plutarch, in Cic.

sammlung bemerkte, erhob er sich, um die Untersuchung zu entscheiden, und hielt seine vierte Rede in diesen Angelegenheiten, die noch vorhanden ist. Er trug seine Gedanken mit der Geschicklichkeit eines Redners und Staatsmannes vor; und indem er eine vollkommene Unpartheillichkeit zu beobachten, und beide Meinungen zu empfehlen schien, so arbeitete er doch schlau daran, die Waage für Silanus Meinung sinken zu machen, und sie als ein unter den gegenwärtigen Umständen der Republik notwendiges Beispiel der Strenge zu empfehlen. Er erklärte: „Ob es ihm gleich angenehm sey, zu sehen, wie besorgt der Senat für ihn sey, so bitte er doch, daß man alle Rücksichten für ihn außer Augen setzen, und daß ein jeder nur sein eignes und seiner Familie Wohl bedenken möchte. Er wolle jede Verfolgung dulden, wenn er durch seine Gefahr ihre Würde und Sicherheit vertheidigen könnte. Sein Leben sey schon oft auf dem Forum, dem Marsfelde, im Senate, in seinem eignen Hause, ja in seinem Bette in Gefahr gewesen; um ihrer Ruhe willen habe er manches ertragen, ohne davon zu reden; wenn aber die Götter sein Consulat begünstigen wollten, daß er sie vom Tode, die Stadt von den Flammen, ganz Italien vom Kriege rettete, so wolle er geduldig jedes Schicksal abwarten, das ihn nur immer treffen möchte ^(*).“ Er drang hierauf in sie, „daß sie ihre ganze Sorge dem Staate widmen möchten; es sey kein Gracchus, kein

(*) In Catil. 4. 2.

kein Saturninus, der jetzt vor Gerichte stehe; Verräther seyen es, die entschlossen waren, die Stadt durch Feuer zu zerstören, den Senat und das Volk zu morden; die die Gallier, ja selbst die Sklaven aufboten, sich mit ihnen zum Hochverrath zu gesellen, von dem sie alle durch Briefe, Handschriften, Siegel und eignes Geständniß überführt wären⁽¹⁰⁾. Der Senat habe sie schon durch seine vorläufigen Handlungen verdammt; durch den ihm öffentlich bewiesenen Dank; durch Lentulus Entsetzung von der Prätur; durch die Auslieferung der Verräther ins Gefängniß; durch die Verordnung eines Dankfestes; durch die Belohnung der Zeugen. Er wolle aber annehmen, als sey noch nichts in der Sache geschehen, er schlage ihnen daher vor, von neuem sowohl die Thatfache, als die Strafe zu untersuchen. Was sie thun wollten, müsse vor Abendszeit beschlossen seyn. Das Unheil habe sich weiter ausgebreitet, als sie glaubten; es habe nicht nur Italien angesteckt, sondern sey auch jenseits der Alpen in die Provinzen eingedrungen. Nicht durch Zögern und Unentschlossenheit, sondern durch schnelle und kräftige Mittel müsse es gehoben werden⁽¹¹⁾. Jetzt hätten sie nun zwei Meinungen vor sich; die eine, die des Silanus, sey dafür, die Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen; die andere, die des J. Cäsar, schlage ohne Todesstrafe ein anderes Mittel vor. Jeder sey seiner Würde, und der Wichtigkeit des Verbrechens gemäß, für die äufferste Strenge.

R 4

Der

(10) In Caecil. 2.

(11) Ibid. 3.

Der eine glaube, daß diejenigen, die es beschlossen hatten, ihre Mitbürger zu ermorden, den Namen Roms gänzlich zu vertilgen, nicht einen Augenblick des Lebens ferner genießen müßten; er habe es bewiesen, daß schon oft empörenderische Bürger wären mit dem Tode bestraft worden. Der andere halte das für, daß die Götter den Tod nicht zur Strafe, sondern zur Befreiung von unserm Elende bestimmt hätten, so, daß ihn der Weise nie unwillig erdulde, und der Tapfere oft freiwillig suche; aber Fesseln und Gefängnisse, besonders wenn sie auf immer einkerkeren, seyen zur Strafe schändlicher Verbrechen erfunden. Er habe also vorgeschlagen, daß man die Verräther in den großen Städten Italiens einkerkeren solle; aber dieser Vorschlag scheine eine Ungerechtigkeit mit sich zu führen, wenn der Senat diese Bürde den Städten auflegen wollte, oder eine Schwierigkeit, wenn man es bloß verslange. Wenn man es jedoch für gut fände, diesen Vorschlag zu genehmigen, so wolle er wohl solche Städte aussuchen, die es des allgemeinen Besten wegen nicht abschlagen würden. Cäsar habe den Verbrechern alle Hoffnung, den einzigen Trost unglücklicher Menschen dadurch benommen, daß er es den Städten zum Verbrechen machen wolle, wenn sie einen entkommen ließen, und daß er ihre Gefangenschaft so fürchterlich mache, daß es ihnen unmöglich werde, je befreit zu werden. Auch habe er vorgeschlagen, daß ihre Güter konfiscirt, und ihnen nichts gelassen werde, als das Leben. Hätte er ihnen dasselbe abgesprochen, so würde er sie auf einmal

einmal von aller ihrer Quaal des Leibes und der Seele befreiet haben; denn in dieser Rücksicht hätten die Alten die Strafen nach dem Tode erfonnen, um den Lasterhaften in diesem Leben in Furcht zu erhalten, ohne die er selbst den Tod nicht scheuen würde⁽¹²⁾. Was ihn selbst betreffe, so sehe er, wie sehr es sein eigener Vortheil sey, wenn sie Cäsars Meinung befolgen wollten, dessen Maasregeln immer populär wären; und wenn er seine Stimme dazu gäbe, so würde er vor jedem Hasse des Volkes gesichert seyn. Befolgt sie aber Silanus Vorschlag, so wisse er nicht, was für Verfolgungen er sich zuziehen würde; aber das Wohl der Republik gebiete ihm alle Rücksichten auf seine eigne Gefahr aus der Acht zu lassen. Cäsar habe durch seinen Vorschlag einen dauernden Beweis seiner Liebe für den Staat abgelegt, und den Unterschied zwischen der verstellten Gelindigkeit der alltäglichen Schreier und einer wirklich populären Gesinnung, die nichts als das wahre Wohl des Volkes suche, gezeigt. Er könne die Bemerkung nicht zurückhalten, daß sich einer von denen, die sich der Popularität am meisten rühmten, von der gegenwärtigen Berathschlagung entfernt habe, um nicht seine Stimme zur Hinrichtung eines Bürgers zu geben; da er aber mit ihnen in allen vorigen Meinungen eingestimmt habe, so habe er bereits ein Urtheil über die Sache gefällt. Was Cäsars Einwurf betreffe, daß Gracchus Gesetz verbiete, einem Bürger das

R 5

Leben

(**) In Catil. 4.

Leben zu nehmen, so müsse man bedenken, daß diejenigen, die für Feinde erklärt worden, nicht länger mehr Bürger wären; und daß der Urheber dieses Gesetzes selbst von dem Volke zum Tode verurtheilt sey. Da Cäsar, ein Mann von so milder, mitleidiger Gesinnung, eine so harte Strafe vorgeschlagen habe, so würden sie ihn, wenn sie seinen Vorschlag genehmigten, vor dem Volke rechts fertigen, indem sie seine Parthei ergriffen. Wollten sie aber Silanus Meinung vorziehen, so würde es leicht seyn, ihn und sich selbst vor jedem Vorwurf einer Grausamkeit zu vertheidigen. Er wolle es beweisen, daß sie die gelindere von beiden in jeder Rücksicht sey; und wenn er hitziger als gewöhnlich in diesem Falle sey, so zeige er dadurch keinesweges eine Neigung zur Grausamkeit, denn die seyen fern von ihm, sondern bloß Menschlichkeit und Mitleid. — Er entwarf hierauf ein schauderhaftes Gemälde „von der Stadt, wie sie in Asche verwandelt, wie mit erschlagenen Bürgern angefüllt, von dem Klagen der Mütter und Kinder ertönte; wie selbst die Vestalinnen geschändet wurden; wie die Verschwornen auf den Trümmern ihrer Vatersstadt triumphirten.“ Er behauptete, „man könne gegen die Republik nicht grausamer seyn, als wenn man mit den Urhebern eines solchen Elendes gelinde verfahren wolle. Sie müßten denn L. Cäsar deswegen grausam nennen, weil er am vorigen Tage im Senate erklärt habe, daß Lentulus, seiner Schwester Gemahl, den Tod verdient habe. Sie müßten sich vielmehr scheuen, in den Verdacht der Grausam-

samkeit zu kommen, wenn sie zu gelinde Strafen, als wenn sie gegen solche wüthende Feinde Strenge gebrauchten. Er wolle ihnen nicht verheimlichen, daß sich in der Stadt die Sage verbreite, sie hätten nicht Stärke genug, das Urtheil zu vollziehen ⁽¹³⁾. Er versichre sie, für alles Nöthige sey gesorgt; das gesammte Volk sey zu ihrer Verteidigung versammelt; das Forum, die Tempel, und alle Zugänge zum Senate seyen von ihren Freunden besetzt; der Rittersstand wetteifere selbst mit dem Senate im Eifer für die Republik; der gegenwärtige Vorfall habe diesen Stand mit dem Senate ganz ausgeföhnt und vereinigt; und wenn diese Einigkeit, die durch sein Consulat befestigt worden, beibehalten und fortgesetzt werde, so sey er überzeugt, daß nie bürgerliche Unruhen ihre Sicherheit würden in Gefahr bringen können ⁽¹⁴⁾. Wenn einige von ihnen durch die Nachricht beunruhigt würden, daß Lentulus Anhänger in den Straßen auf und nieder liefen, und die Dürftigen und Einfältigen auffoderten, einen Versuch zu machen, ihn zu befreien; so sage er ihnen, daß es zwar wahr sey, aber nicht einer habe es gewagt, dem Besitze seiner Hütte, in der er arbeite, seinem Kämmerchen und seinem Bette, in dem er schliefe, irgend eine Hofnung, die ihm eine Revolution vorspiegele, vorzuziehen; denn der Unterhalt dieser Menschen hänge ganz von dem Frieden und der Volksmenge der Stadt ab, und wenn ihr Gewinn dadurch unterbrochen würde, daß sie

ihre

(13) In Caill. 6.

(14) Ibid. 7.

ihre Wunden zuschließen, um wie viel mehr würde er es nicht, wenn sie verbrannt würden? — Da also das Volk in seinen Pflichten und seinem Eifer gegen sie nicht erkalte, so sey es ihre Schuldigkeit, dem Volke nicht nachzusehen ⁽¹⁵⁾. Sie hätten einen Consul aus den mannichfaltigen Gefahren und aus dem Schlunde des Todes, nicht um sein Leben zu erhalten, sondern um ihrer eignen Sicherheit wegen gerettet; einen solchen Consul, als sie nicht immer einen haben würden, wachsam für sie, sorglos für sich selbst. Sie hätten also, was noch nie vorher geschah, das ganze römische Volk unter einen Sinn vereint. Sie müßten bedenken, daß eine Nacht beinah das ganze Gebäude des Staates umgestürzt hätte, das durch so viel Mühe braver Männer und durch die Gnade der Götter errichtet sey; durch ihr Betragen an diesem Tage müßten sie verhindern, daß nie ein ähnliches Unternehmen statt finden, ja von einem Bürger nur gedacht werden könne ⁽¹⁶⁾. Er habe zwar auf sich selbst die Feindschaft der ganzen Bande der Verschwornen geladen, aber er sehe auf sie, als auf eine niedrige verworfene Faktion, herab; wenn sie aber auch, von einigen Wahnsinnigen wieder erweckt, je über den Senat und die Republik die Oberhand gewönne, so würde er doch nie sein gegenwärtiges Betragen bereuen. Der Tod, mit dem sie ihm drohen möchten, stehe allen Menschen bevor; aber keiner erslangte den Ruhm im Leben, als er durch ihre Dekrete

(15) In. Caül. 8.

(16) Ibid. 9.

krete. Allen andern beschloffen sie ein Dankfest, weil sie der Republik mit Glücke dienten; ihm allein, weil er sie rettete. Er hoffe also, daß sein Name bei Scipio, Paullus, Marius, Pompejus Platz finden werde; es müßte denn für ein größeres Verdienst gehalten werden, den Weg zu neuen Provinzen zu bahnen, als dafür zu sorgen, daß der Eroberer eine Heimath finde, in die er zurückkehren könnte. Ein Sieg über Ausländer sey weit sicherer, als ein Sieg über Bürger; der auswärtige besiegte Feind werde entweder ein Feind, oder ein Sklav; wenn aber Bürger zu Rebellen würden, so könne sie der Ueberwinder weder durch Gewalt, noch durch Güte fesseln. Er habe also allen verrätherischen Bürgern einen ewigen Krieg angekündigt; er hoffe aber, daß es weder ihm noch den Seinigen nachtheilig seyn werde, so lange noch das Andenken an die Gefahr des Staates nicht erloschen sey; und daß keine Macht stark genug seyn könnte, die gegenwärtige Vereinigung des Senates und der Ritter zu überwinden ⁽¹⁷⁾. Anstatt einer Befehlshaberstelle über Armeen und Provinzen, die er versetzen; anstatt eines Triumphes und aller andern Ehrenbezeugungen, die er abgelehnt habe, fodre er nichts mehr von ihnen, als ein stetes Andenken an sein Consulat. So lange es in ihren Herzen fortdaure, werde er sich für unüberwindlich halten; sollte aber die Gewaltthätigkeit der Empörer seine Hoffnungen vereiteln, so empfehle er ihnen seinen

kleinen

(17) In Catil. 10.

kleinen Sohn; er habe das Zutrauen, daß seine Sicherheit und seine Ehre hinlänglich durch das Andenken beschützt wäre, daß er der Sohn eines Mannes sey, der mit Gefahr seines eignen Lebens, ihrer aller Leben rettete.“ Er schließt mit der Ermahnung, „daß sie mit eben dem Muth, den sie bisher bei dieser Angelegenheit gezeigt hätten, handeln, und zu einem dreisten Entschluß schreiten möchten; denn ihr Leben und ihre Freiheit, die Sicherheit Roms, Italiens und des ganzen Reiches hänge davon ab.“

Diese Rede hatte den erwünschten Erfolg; Cicero bewog den ganzen Senat zu der Meinung, zu der er geneigt war. Cato, einer der neuen Tribunen, stand auf, erhob Cicero bis zu den Gesichtern ⁽¹²⁾, empfahl der Versammlung sein Beispiel und sein Urtheil, und fügte, seinem Charakter und seinen Grundsätzen gemäß, folgendes hinzu: „Er erstaune, daß man sich über die Strafe solcher Menschen, die einen wirklichen Krieg gegen das Vaterland begonnen hätten, berathschlage. Die Frage sollte seyn, wie man sich vor ihnen sichere, nicht, wie man sie bestrafe. Andere Verbrechen möchten nach der Begehung bestraft werden, wenn aber dieses nicht vor der Ausführung verhindert würde, so würde nachher keine Hülfe mehr statt finden. Die Untersuchung betreffe nicht die öffentlichen Einkünfte, oder die Bedrückung der Bundesgenossen, sondern ihr eignes Leben und ihre Freiheit;

(12) Ep. ad Att. 12. 21. Vell. Pat. 2. 25.

heit; nicht die Zucht und die Sitten der Stadt, worüber er oft auf dieser Stelle seine Meinung geäußert habe; nicht die Größe oder das Glück des Reiches, sondern ob sie oder ihre Feinde das Reich besitzen sollten. In einem solchen Falle finde keine Gelindigkeit statt; schon längst hätten sie die wahren Namen der Begriffe verwechselt und verloren; anderer Nationen Geld wegzugeben, heiße Großmuth; ein Verbrechen zu wagen, Tapferkeit. Wenn sie großmüthig seyn müßten, so möchten sie es mit der Beute von den Bundesgenossen seyn; wollten sie gnädig seyn, so sey es gegen die Verschwender des Schazes; aber man lasse nicht das Blut der Bürger verschwenden; man vernichte nicht alle Gute, indem man einiger Schlechten schone. Cäsar habe gut und ernsthaft über Leben und Tod gesprochen, indem er alle unterirdischen Strafen für eine Erdichtung halte, und also vorschlage, daß die Verbrecher in feste Städte eingesperrt würden. Aber hätte man von ihnen in solchen Städten nicht eben so viel zu fürchten, als in Rom selbst? sey es nicht Aufmunterung für die Verzeifelnden, da man ihnen dort weniger widerstehen könnte? Dieser Vorschlag könne also nicht anwendbar seyn, wenn er sich wirklich vor ihnen fürchte; wenn er aber allein unerschrocken sey, wo alle fürchteten, da hätten alle übrigen um so mehr Ursache, für sich selber besorgt zu seyn. Sie berathschlagten sich nicht allein über das Schicksal der Verschwornen, sondern über Catilinas ganze Armee, die nach der Strenge oder der Gelindigkeit ihres Entschlusses

Muth

Muth fassen, oder verzweifeln würde. Nicht die Waffen ihrer Vorfahren machten Rom so groß, sondern ihre Sitten, die jetzt so entartet und verderbt wären. Es sey eine Schande, sie bei der äussersten Gefahr so unthätig, unentschlossen zu sehen, daß einer des andern Rede abwarte, daß sie sich, den Weibern gleich, auf die Götter verließen, ohne für sich selber zu handeln. Die Hülfe der Götter erlange man nicht durch bloße Gelübde und Gebete; nur dem Wachsamem, dem Thätigen und Vorsichtigen folge das Glück; und wenn sich ein Volk der Trägheit und Sorgenlosigkeit ergäbe; dann helfe ihm kein Gebet; die Götter zürnten ihm. Das lasterhafte Leben der Verbrecher entferne jeden Gedanken an Güte; Catilina drohe ihnen mit einer Armee, während seine Mitverschwornen innerhalb der Mauern, im Busen der Stadt verweilten; was sie also beschloßen, könne nicht geheim bleiben; um so nöthiger sey es also, schnell zu beschließen. Seine Meinung sey es daher, daß die Verbrecher, weil sie sowohl durch Zeugen, als durch ihr eignes Geständniß, einer abscheulichen Verrätherei gegen die Republik überführt wären, die Strafe des Todes, den Beispielen der Vorzeit gemäß, leiden sollten ⁽¹⁹⁾.⁶⁶

Cato's Autorität, verbunden mit dem Eindrucke, den Ciceros Rede gemacht hatte, brachte die Verathschlagung zu Ende; der Senat lobte seinen Muth und seine Entschlossenheit, und beschloß nach seiner Meinung das Dekret abzufassen ⁽²⁰⁾. Obgleich

(*) Gallust. 52.

(*) Ibid. 53.

gleich Silanus den Vorschlag zuerst gethan hatte, und ihm alle Consularsenatoren gefolgt waren, so befohlen sie doch, daß das Dekret mit Cato's Worten abgefaßt werde, weil er sich deutlicher und bestimmter ausgedrückt hätte, als alle andern ⁽²¹⁾. Kaum war der Entschluß gefaßt, als Cicero auch beschloß, ihn auszuführen, ehe noch etwa die kommende Nacht neue Unruhen erzeugte. Er entfernte sich also gleich, mit einer starken Wache, von Bürgern und Freunden begleitet, aus dem Senate, holte den gefangenen Lentulus von seinem Vetter Lentulus Spinther ab, und führte ihn über das Forum ins öffentliche Gefängniß, übergab ihn den Nachrichtern, die ihn sogleich erdrosselten. Die andern Verschwornen, Cethegus, Statilius und Gabinius, wurden von den Prätorern zum Gerichte geführt, und auf dieselbe Art mit Leparius, dem einzigen ihrer Mitschuldigen, der nach dem gemeinschaftlichen Verhör gefangen genommen war ⁽²²⁾, hingerichtet. Als dieser Austritt vorbei war, wurde Cicero, wie im Triumphe, vom ganzen Senate und allen Rittern nach Hause begleitet; die Straßen waren erleuchtet, Frauen und Kinder saßen aus den Fenstern, oder standen auf den Dächern, um ihn durch die zahllose Menge gehen zu sehen, die ihn ihren Retter und Befreier unablässig anrief ⁽²³⁾.

Dies

(21) Ad Att. 12. 21.

(22) Sallust. 55.

(23) Plutarch. in Cic.

Dies alles geschah am fünften December, an diesen so berühmten Nonen, deren sich Cicero so oft nachher rühmt, als des ruhmvollsten seiner Tage. Es ist gewiß, Rom verdankte ihm an diesem Tage einen der wichtigsten Dienste seit seiner Erbauung, den nur Ciceros Wachsamkeit und Klugheit so glücklich ausführen konnte. Seit der ersten Nachricht von einer Verschwörung ruhte er weder Tag noch Nacht, bis er sich von den Rabalen und Absichten der Verschwornen unterrichtet hatte ⁽²⁴⁾; auf diese Art vernichtete er alle ihre Pläne, spielte mit ihnen nach Gefallen, und brachte sie ohne Gefahr des Staates so weit, daß ihre Schuld offenbar, und ihr Verderben unvermeidlich wurde. Ein Meisterstück war es aber, daß er Catilinan aus Rom trieb, und ihn in die Rebellion jagte, ehe sie reif war, in der Hoffnung, daß er alle seine Mitschuldigen mit sich nehmen, und die Stadt auf einmal von allen Aufrührern reinigen, oder sie, wenn er sie ohne seine Anführung zurükließe, dem gewissen Verderben, das ihnen ihre Thorheit bereite, aussetzen würde. Catilina setzte seine größte Hoffnung keinesweges auf seine offenbare Macht, die er im Felde hatte, sondern auf den Erfolg seiner geheimen Rabalen in Rom, und auf die Einnahme der Stadt; hierdurch hoffte er alle niedrigen Menschen auf seine Seite zu schaffen, und alle übrigen in ganz Italien, die ihn begünstigten, zu bewegen, daß sie sich gleich für ihn erklärten. Da nun also diese

(24) In Catil. 3. 2.

diese Gefahr durch die Gefangennehmung und Verstrafung seiner Verbündeten abgewendet war, so besorgte der Senat nichts weiter, und glaubte, er habe nichts mehr zu thun, als Dankfeste und Feierslichkeiten anzuordnen; denn er sah auf Catilinas Armee, als auf einen Haufen Flüchtlinge oder Meuchelmörder, die von den Truppen des Staates im ersten Angriffe geschlagen werden könnten, mit Verachtung herab.

Catilina war aber noch im Stande hartnäckigen Widerstand zu thun, als der Senat glaubte. Er hatte zwei Legionen, oder zwölftausend streitbare Männer zusammengebracht; ein Viertel theil das von war nur vollständig bewaffnet, die andern waren mit Heuwehren versehen, die ihnen der Zufall in die Hände führte, mit Lanzen, Keulen, Wurfspeisen. Er wollte anfänglich keine Sklaven aufnehmen, die ihm heerdenweise zuliefen; er verließ sich auf die eigne Stärke seiner Verschwörung, und glaubte, daß er bald Soldaten genug haben würde, wenn seine Freunde ihre Rolle in Rom gut spielten ⁽²⁵⁾. Als daher der Consul Antonius mit seiner Armee gegen ihn anrückte, da veränderte er sein Standquartier, machte verschiedene Märsche zwischen den Gebürgen, bald nach Gallien, bald nach Rom zu, um ein Treffen zu vermeiden, bis er Nachrichten aus Rom erhielt. Der ungehoffte Bericht von Lentulus und der übrigen Tode veränderte sogleich seine Lage, und machte, daß seine

(25) Sallust. 56.

Armee sich zerstreute. Es flohen alle, die durch Hoffnung auf Sieg und Beute zu seinem Lager geflohen waren. Er versuchte also anfänglich durch Umwege und geheime Märsche über die Apenninen nach Gallien zu entfliehen; aber D. Metellus, den Cicero vorher dahin geschickt hatte, vermuthete seine Absicht; er besetzte daher alle Pässe, und stellte sich mit einer Armee von drei Legionen so vorthellhaft, daß Catilina auf dieser Seite nicht durchbrechen konnte, während ihn Antonius an der andern mit einem noch größern Heere einschloß und in die Gebürge einsperrte ⁽¹⁶⁾. Antonius war zu einem Besatze nicht geneigt, wenigstens nicht mit Catilina; er würde ihn gern haben entkommen lassen, wenn ihn nicht sein Quästor Sertius, der Ciceros Günstling war, und sein Legat Petrejus, gezwungen hätten, Catilina ein Treffen abzunöthigen ⁽¹⁷⁾. Da nun Catilina alles verloren sah, und ihm nichts mehr übrig war, als zu sterben oder zu siegen, so entschloß er sich, sein Glück gegen Antonius zu versuchen, ob dieser gleich stärker war, als Metellus. Er machte sich noch immer Hoffnung, daß der Consul, aus Rücksicht für ihre ehemalige Verbindung, ein Mittel finden würde, ihm den Sieg in die Hände zu spielen ⁽¹⁸⁾. Aber Antonius war von ohngefähr von der Wuth befallen, oder gab es so vor, um nicht an der Vernichtung eines alten Feindes Theil zu nehmen; das Kommando kam also

(16) Sallust. 57.

(17) Pro Sext. 5.

(18) Dio L. 37. p. 47.

an einen bessern Soldaten und an einen ehrlicheren Mann, an Petrejus, der nach einem hartnäckigen und blutigen Gefecht, in welchem er den besten Theil seiner Truppen verlor, Catilinan und seine ganze Armee, die bis auf den letzten Mann verzweiflungsvoll focht, gänzlich vernichtete ⁽²⁹⁾. Sie fielen alle in den Gliedern, wie sie standen; wie von dem Geiste ihres Anführers beseelt, fochten sie, nicht um zu siegen, sondern ihr Leben so theuer als möglich dahin zu geben, und, wie Catilina im Senate gedroht hatte, das Unglück des Staates zu dem ihrigen zu gesellen.

So endete diese berühmte Verschwörung; einige von den größten Männern Roms waren in dem Verdachte, daß sie Antheil an derselben genommen hätten, besonders Crassus und Cäsar. Beide besaßen dieselbige Ursache, und sie hofen vielleicht, daß sie die allgemeine Verwirrung nützen könnten, sich, durch ihren Anhang unterstützt, zu der unumschränkten Gewalt empor zu schwingen, nach der sie trachteten. Crassus, der bereits Ciceros Feind war, schien ein Bewußtseyn einer Schuld durch die Dienstfertigkeit zu verrathen, mit der er ihm während des Lernens der Verschwörung Briefe und Nachrichten überbrachte ⁽³⁰⁾. Cäsars ganze Lebensart machte es wahrscheinlich, daß schwerlich eine Verschwörung entstehen könnte, an der er nicht Antheil hätte; bei dieser war er so sehr verdächtig, besonders nach seiner Rede zum Besten der Ver-
brecher,

(29) Sallust. 29.

(30) Plutarch in Cic.

brecher, daß er kaum der Rache der Ritter, die die Zugänge des Senats besetzt hatten, entkam. Er durfte sich hier nicht eher wieder sehen lassen, bis er im neuen Jahre seine Prätur antrat ⁽³¹⁾. Crassus wurde wirklich von einem gewissen Tarquinius angeklagt, den man gefangen genommen hatte, als er zu Catilinan reisete, und der nun auf das Versprechen der Verzeihung alles entdeckte, was er wußte. Nachdem er die Aussage der übrigen Zeugen bestätigt hatte, fügte er noch hinzu, er sey von Crassus an Catilinan abgeschickt, um ihm zu rathe, daß er sich nicht durch die Gefangennehmung seiner Mitverschwornen abschrecken liesse, sondern daß er eben darum schneller nach Rom eile, um sie zu retten, und den Muth der übrigen Freunde zu beleben. Bei dem Namen Crassus erstaunte der Senat so sehr, daß er den Mann nicht weiter verhören wollte, sondern Cicero auffoderte, die Untersuchung zu enden, und die Stimmen darüber zu sammeln. Alle stimmten dafür, die Aussage sey falsch, und befohlen, daß Tarquinius in Ketten bleiben und ihnen nicht eher wieder vorgeführt werden sollte, bis er eingesteh, wer ihn abgeschickt habe ⁽³²⁾. Crassus erklärte nachher in Sallustius Gegenwart, daß Cicero der Erfinder dieser ihm angethanen Schmach sey ⁽³³⁾. Das ist nicht wahrscheinlich; denn es war Ciceros fester Grundsatz, den er so oft in seinen Reden äussert, alle Männer von

(31) Sallust. 49. Sueton. I. Caes. 14.

(32) Sallust. 48.

(33) Ibid.

von Ansehen lieber zu besänftigen und durch gelinde Mittel zurück zu führen, als sie durch ungeitige Strenge zur Verzweiflung zu zwingen; und bei der allgemeinen Ansteckung der Stadt jedes heilbare Glied zu heilen, nicht abzuschneiden. Als daher Cäsar auch angegeben wurde, so suchte Cicero die Sache zu unterdrücken, und Catulus und Piso konnten ihn nicht bereden, die Klage anzubringen. Beide waren Cäsars Feinde, der eine, weil er ihm die Oberpriesterstelle genommen, der andere wegen der oben erwähnten Klage ⁽³⁴⁾.

Als das Andenken an Ciceros Dienste noch neu war, ward er ganz, wie er es gewünscht hatte, durch den warmen und dankbaren Beifall aller Stände der Stadt belohnt. Denn außer den bereits genannten Ehrenbezeugungen, trug L. Silius, der Consul und Censor gewesen war, in einer Rede dem Senate vor, daß die Republik Ciceron eine Bürgerkrone schuldig sey, weil er sie alle vom Verderben rettete ⁽³⁵⁾; Catulus erklärte ihn vor einer vollen Versammlung für den Vater des Vaterlands des ⁽³⁶⁾; und so that auch Cato auf der Redners bühne, unter dem lauten Zuspruch des Volkes ⁽³⁷⁾. Plinius ruft zur Ehre seines Andenkens aus: Heil Dir, Du wurdest zuerst Vater des Vaterlandes genannt ⁽³⁸⁾. Dieser Name, der ruhmvollste, den ein Sterblicher erlangen kann, wurde nach diesem

S 4

Bei-

(³⁴) Appian. bell. civ. 1. 2. p. 430. Sallust. 49.

(³⁵) In Pison. 3. it. A. Gell. 5. 6. (³⁶) In Pison. 3.

(³⁷) Appian. p. 431. (³⁸) Plin. H. N. 7. 30.

Beispiele von solchen Menschen getragen, die ihn am wenigsten verdienten, von den Kaisern, deren Stolz es war, von Sklaven und Schmeichlern zu erzwingen, was Cicero freiwillig vom Senate und Volke erlangte.

— — — — Roma parentem,
Roma Patrem patriae Ciceronem libera dixit.

liv. 2.

— — — — Roma nannte Dich Vater,
Vater des Vaterlandes nannte Dich, Cicero,
Roma, die Freie.

Alle Städte Italiens folgten dem Beispiele der Hauptstadt, und beschloßen ihm außerordentliche Ehrenbezeugungen; Capua wählte ihn zu ihrem eignen Schutzherrn, und ließ ihm eine vergültete Statue errichten ⁽¹⁹⁾.

Sallust, der Cicero den Charakter eines vorzrefflichen Consuls beilegt, sagt kein Wort von irgend einer dieser Ehrenbezeugungen, auch ertheilt er ihm nicht mehr Lob, als er als Geschichtschreiber ihm nicht vorenthalten konnte. Es lassen sich für diese Zurückhaltung 3 Gründe anführen; zuerst, die persönliche Feindschaft, die den Nachrichten zu Folge unter ihnen exaltete; zweitens die Zeit, in der er diese Geschichte bekannt machte; unter Augustus Regierung, als Ciceros Name noch verhaßt war. Der andre Consul, Antonius, hatte nur geringen Antheil an den Dankfesten und Ehrenbezeugungen, die bei dieser Angelegenheit beschloßen

sen

(19) In Pison. 11.

sen wurden. Man wußte, daß er in Catilinas Verschwörung verwickelt gewesen war, und man hielt nur dafür, daß er unter einem Vorwande handle, und für vergangne Beleidigungen Buße thue. Alles, was der Senat für ihn that, war, daß er ihm das oben erwähnte Lob ertheilte, daß er seine verworfnen Gefährten von seiner Freundschaft ausgeschlossen, und keine Maaßregeln für sie genommen habe ⁽⁴⁰⁾.

Cicero machte in diesem Jahre neue Gesetze; das eine, wie wir bereits erzählt haben, gegen Bestechungen bei Wahlen; das andere, um den Mißbrauch eines Privilegiums, *legatio libera* genannt, aufzuheben. Der Senat pflegte nehmlich einzelne Mitglieder für Ehrengesandte zu erklären, wenn sie in ihren eignen Angelegenheiten verreisen wollten; sie erhielten dadurch einen öffentlichen Charakter, und ein Recht, sich als Gesandte oder Magisträte behandeln zu lassen. Die Unverschämtheit der hohen Gäste machte diese Ehre zu einer großen Last für alle die Staaten und Städte, durch welche sie reiseten. Cicero wollte sie ganz abschaffen; weil ihm aber ein Tribun hinderlich war, so befriedigte er sich damit, daß er sie auf ein Jahr einschränkte, da sie vorher auf keine Zeit bestimmt wurde ⁽⁴¹⁾.

Im Anfänge seines Consulats foderte L. Lucullus einen Triumph, wegen seiner Siege über *Mithridates*; seit drei Jahren war ihm dieser durch

§ 5

die

(40) In Catul. 3. 6.

(41) De leg. 3. 8.

die Rabalen einiger Magistrate vorerhalten ⁽⁴²⁾, die dem Pompejus schmeichelten, indem sie seinem Nebenbuhler diese Verleumdung anthaten. Dem Gesetze und den Sitten der Republik zu Folge, durfte kein General, der noch ein Kommando führte, in die Thore der Stadt Rom kommen, wenn er nicht seines Amtes, und folglich aller Ansprüche auf einen Triumph verlustig werden wollte. Lucullus blieb also während der ganzen Zeit in der Vorstadt, bis die Sache entschieden war. Der Senat begünstigte sein Gesuch, und verwendete sich für ihn ⁽⁴³⁾; er konnte aber nicht durchdringen, bis endlich Cicero den Triumphwagen des Generals in die Stadt führen half ⁽⁴⁴⁾. Er gab ihm hierdurch einigen Ersatz für das manilische Gesetz, das ihn des Consulats verlustig erklärt hatte. Nach dem Triumphe bewirthete Lucullus das ganze römische Volk mit einem kostbaren Mahle, der Adel schmeichelte ihm, in der Hoffnung, daß er Pompejus Ehre geizig und Macht das Gleichgewicht halten könnte. Als er nun aber jeder Ehre genossen hatte, auf die er sich mit Recht Hoffnung machen konnte, und als er die unruhige zerrüttete Lage der Stadt kennen lernte, so entzog er sich bald den öffentlichen Geschäften, um den Rest seines Lebens in einer glänzenden Einsamkeit zu genießen ⁽⁴⁵⁾. Er war ein großmüthiger Beschützer der Gelehrsamkeit, und selbst ein Mann von Kenntnissen; sein Haus war
der

(42) Plutarch in Lucull.

(44) Academ. Q. I. 2. 1.

(43) Ibid.

(45) Plutarch in Lucull.

der Versammlungsort der Gelehrten und der besten Köpfe Griechenlands und Roms! Er besaß eine schöne Bibliothek; seine Portikos und Gallerien waren zu gelehrten Unterhaltungen bestimmt, denen er selbst oft bewohnte. Er gab der Welt ein Beispiel eines wirklich edlen und eleganten Lebens; wenn es nur nicht zu sehr den Anstrich asiatischer Weichlichkeit und epikureischer Verschwendung getragen hätte.

Nachdem Cicero dem Lucullus diese Gerechtigkeit hatte wiederfahren lassen, fand er vor Verlauf seines Consulats Gelegenheit, seinem Freunde Pompejus gleichfalls die schuldige Ehre zu bezeigen. Er hatte, seit seiner neuen Abreise von Rom, den Seeräuber- und mithridatischen Krieg durch Mithridates Untergang rühmlich geendet. Als die Nachricht des Sieges ankam, beschloß der Senat, auf Ciceros Vorschlag, in Pompejus Namen ein Dankfest von zehn Tagen anzustellen. Dieses Fest dauerte zweimal so lange, als irgend eines vorher einem Generale, selbst Marius, des Sieges über die Cimbern wegen, zu Ehren gefeiert ward ⁽⁴⁵⁾.

Ehe wir die Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten dieses Jahres schließen, dürfen wir eine nicht vergessen, die es nachher als eine besondere Epoche in den Jahrbüchern Roms auszeichnete, die Geburt des Octavius, mit dem Zunamen Augustus, die sich am drei und zwanzigsten September ereignete. Vellejus nennt diesen Zufall eine Verherrlichung

(45) De provinc. Consular. XI.

lichung des Consulats des Cicero (47); aber er erweist ganz andere Betrachtungen; über die undurchschaubaren Wege der Vorsehung und die kurzflüchtige Klugheit der Menschen. In dem Augenblick, als Rom vom Verderben gerettet ward, und seine Freiheit fester denn je gegründet schien, mußte ein Kind in der Welt erscheinen, das nach Verlauf von zwanzig Jahren, das erreichte, was Catilina versucht hatte, und das Cicero samt der Republik vernichtete. Hätte Rom durch menschliche Klugheit gerettet werden können, so hätte es Cicero gerettet; aber es nahte sich seiner Bestimmung. Staaten tragen, wie sterbliche Körper, in ihrer eignen Verfassung den Saamen des Untergangs, mit den Grundursachen ihrer Erhaltung so vermischt, daß er nach einer gewissen Periode zu wirken beginnt, und die Lebenskraft vernichtet. Dieser Saame keimte ohnlängst in dem Innersten der Republik; als Octavius erschien, von der Natur geschaffen und von der Kunst gelehrt, die Wirkksamkeit desselben zu beschleunigen und ihn zur Reife zu bringen.

Ciceros Consulat gieng nun zu Ende; es war ihm nichts mehr übrig, als es der Sitte gemäß vor der Volksversammlung nieder zu legen, und den gewöhnlichen Eid zu schwören, daß er es treu verwaltet habe. Der abgehende Consul hielt gewöhnlich bei dieser Gelegenheit eine Rede; nach einem solchen Jahre, und von einem solchen Redner, erwartete die ganze Stadt mit Ungeduld, was

er

(47) Vell. 2. 36. Suet. c. 5. Dio p. 550.

er sagen würde. Aber Metellus, einer von den neuen Tribunen, die allgemein ihr Amt mit irgend einer auffallenden Handlung zu eröffnen pflegten, die zum Beweise ihrer künftigen Maasregeln dienen sollte, beschloß die Erwartung des Redners und der Zuhörer zu vereiteln. Als Cicero die Rostra bestiegen hatte, und die letzte Handlung seines Amtes verrichten wollte, untersagte ihm der Tribun zu reden, oder sonst noch etwas zu thun, als den Eid zu schwören; er, der Bürger unverhört hätte hinrichten lassen, dürfe nicht für sich selber sprechen. Cicero war nie in Verlegenheit; anstatt die gewöhnliche Form des Eides zu sagen, schwor er so laut, daß es das ganze Volk hören konnte, daß er die Republik und die Bürger vom Untergange gerettet habe. Die Versammlung bestätigte dies mit einem allgemeinen Jubelgeschrei, und rief einstimmig aus, er habe die Wahrheit geschworen⁽⁴⁸⁾. So wurde also die beabsichtigte Beschimpfung, durch seine Geistesgegenwart, in die größte Ehre verwandelt; und die ganze Stadt begleitete ihn mit allen Beweisen der Hochachtung vom Forum nach Hause.

Zwölft.

(48) In Pison. 3. Ep. fam. 8. 2.

Zwölftes Kapitel.

Cicero befehlt als Privat senator seine Miethknecht. — Seine Feinde. — Sein Streit mit dem Tribun Metellus. — Cäsar und Metellus bemühen sich vergebens, dem Pompeius eine unumschränkte Macht in die Hände zu spielen. — Ciceros Brief an den Proconsul Q. Metellus. — An den Imperator Pompeius. — Neue Untersuchungen wegen Catilinas Mitverschwornen. — Sella wird von Cicero vertheidigt. — Cicero kauft ein prächtiges Haus. — P. Clodius entweicht die Kasserien der Bona Dea — der schändlichste aller Prozesse.

L. A. 691. Cicero war nun wieder in den Stand eines Privat senators zurückgetreten; er nahm also seinen Platz auf der Bank der ehrwürdigen Consularen, die mit Recht zu den ersten Bürgern der Republik gerechnet wurden. Sie trugen immer zuerst ihre Meinung im Senate vor, und entschieden gewöhnlich die Stimmen der übrigen. Weil sie alle öffentlichen Aemter verwaltet hatten, und mit jeder Gattung der Staatsgeschäfte bekannt waren, so gab ihnen ihre Erfahrung bei Streitfragen ein großes Gewicht. Sie hatten nun wenig oder gar nichts mehr für sich zu erwarten, und so schätzte man sie nicht allein als die erfahrensten, sonder auch als die uneigennützigsten Senatoren, die keine Absicht haben konnten, als den Frieden und das Glück der Republik. Diese Lage war Ciceros Charakter und Wünsche ganz angemessen; er begehrte keine ausserordentlichen

tige Gubernörstelle, noch das Kommando über Armenien; seine Provinz war der Senat und das Forum, um hier die Lebenskräfte des Staates zu bewachen, und alle seine Klugheit für ihre wahre Bestimmung, für das allgemeine Beste zu verwenden; um auf dem erhabnen Posten eines Consularsenators wie von einem Wachthurm des Staates, jede drohende Wolke, jedes aufsteigende Ungewitter zu beobachten, und seinen Mitbürgern die Nachricht zuzurufen, von welcher Seite es komme, und durch welche Mittel die Gefahr abzuwenden sei ⁽¹⁾. Er betheuert es oft, daß es der einzige Ruhm war den er suchte, der Trost, mit dem er sich schmeichelte, daß er nach einem zur Ehre emporstrebenden mühsvollen Leben, nach seinen treuen Diensten für den Staat, eines ruhigen und sichern Alters genießen möchte, geliebt und geschätzt von seinen Mitbürgern, als der beständige Beschützer und Vertheidiger ihrer Rechte und ihrer Freiheit. Aber er täuschte sich; ehe er noch sein Amt verließ, fühlte er schon die Last des Reides, der eine sichere Folge strahlender Verdienste ist. Sein Consulat hatte alle Biedere mit einem solchen Eifer zur Vertheidigung der Gesetze vereinigt, daß es jedem Ehrgeizigen unmöglich war, so lange dieser Geist dauerte, auf eine andre Art als auf der gewöhnlichen gesetzmäßigen Bahn zu einer Gewalt im Staate zu gelangen; vorzüglich so lange er selbst, die Seele dieser Vereinigung, an der Spitze des Senats in vollem Ansehen

(*) Philip. 7. 7.

sehen stand. Er war also jetzt das gemeinschaftliche Ziel nicht nur aller Ehrgeizigen, denen er einen ewigen Krieg angekündigt hatte, sondern auch einer andern nicht minder gefährlichen Parthei, der Reider. Ihre vereinigte Nachsicht ließ nicht nach, ihn von diesem Augenblick an zu verfolgen; bis sie ihn aus der Stadt vertrieben, die er vor kurzem erst gerettet hatte.

Der Tribun Metellus that den ersten Angriff; ein Anführer, der zu diesem Geschäfte alle Fähigkeiten hatte, seine edle Abkunft, und sein wichtiges Amt machten es wahrscheinlich, daß er Cicero verhaßt machen könnte, wenn er ihm in allen seinen Reden Vorwürfe machte, daß er Bürger ohne Verhör hätte hinrichten lassen. Cäsar unterstützte ihn hierin ernstlich, und bewog ihn auch einige schädliche Gesetze vorzuschlagen, die den Senat sehr besunruhigten.

Cicero war nicht geneigt sich mit dem Tribun in einen Streit einzulassen, sondern suchte die Sache durch Vermittelung einiger Damen beizulegen; besonders durch Claudia, die Gemalin seines Bruders Metellus, und ihre Schwester Mucia, Pompejus Gattin. Er trug auch einigen gemeinschaftlichen Freunden auf, daß sie ihn bereden möchten, ruhig zu seyn, und von seiner Uebereilung abzulassen; er antwortete aber, daß er sich schon zu weit eingelassen habe, so daß es nicht mehr in seiner Gewalt stehe ⁽²⁾, Cicero blieb also nichts mehr übrig

(2) Ep. fam. 5. 2.

übrig, als daß er seine ganze Stärke und Beredsamkeit gebrauchte, um diesen übermüthigen Magistrat zu demüthigen.

Cäsar griff zur selbstigen Zeit den Catulus mit nicht geringerer Hefigkeit an; so bald er die Präsatur angetreten hatte, war es sein erstes Geschäft, daß er ihn zur Rechenschaft zog, warum er die Kasse des Staates durch die Wiederherstellung des Capitals schwäche. Er that auch den Vorschlag, daß Catulus Name von dem Gebäude wieder abgenommen, und die Vollendung desselben dem Pompejus aufgetragen werden sollte. Der Senat nahm sich aber der Sache so eifrig an, daß Cäsar nachgeben mußte ⁽³⁾. Diese Versuche überzeugten beide Magistrate, daß es ihnen unmöglich sei, sich gegen den Senat ohne Pompejus Unterstützung aufzulehnen; sie suchten ihn daher durch alle Kunstgriffe der Schmeichelei zu gewinnen. In dieser Absicht that Metellus den Vorschlag, daß er mit seiner Armee zurück berufen werde, um den Staat in Ordnung zu bringen, und die Unordnungen beizulegen, die durch Ciceros Uebereilungen entstanden wären ⁽⁴⁾. Sie machten sich Hoffnung, daß sie an der unumschränkten Gewalt, die sie ihm in die Hände spielen wollten, Antheil bekommen, oder ihn wenigstens mit dem Senate entzweien würden, wenn sie gegenseitige Eifersucht erweckten, der Senat fand aber ihren Vorschlag so gefährlich, daß

er

(3) Sueton. I. Cæs. 15. Dio 1. 37. p. 49.

(4) Div. ibid. Flut. in Cic.

er, wie bei einem Unglück des Staates, Trauerkleid anlegte, und sich entschloß, mit einigen Tribunen, besonders mit Cato vereint, sich demselben aus allen Kräften zu widersetzen. Als also Metellus dem Volke seinen Entwurf vorlesen wollte, riß ihm Cato denselben aus der Hand; und da er ihn noch aus dem Kopfe vorzutragen versuchte, stopfte ihm Minucius, ein anderer Tribun, mit der Hand den Mund. Dies verwirrte die Versammlung, und machte die ganze Stadt unruhig; der Senat wurde endlich von den Vernünftigen aus allen Ständen unterstützt, und faßte einen neuen muthigen Entschluß: Cäsar und Metellus der Verwaltung ihrer Aemter zu entsetzen ⁽⁵⁾.

Cäsar war anfänglich entschlossen, ihnen entgegen zu arbeiten; als er aber die Gegenparthei zu stark fand, hielt er es für rathsamer, sich zurückzuziehen, und den Gebrauch der Waffen zu versparen, bis er besser vorbereitet wäre. Er verschloß sich also in seinem Hause, und versöhnte den Senat bald durch seine kluge Unterwerfung, daß er das Dekret widerrief ⁽⁶⁾. Metellus floh aber, wahrcheinlich nach einer Abrede, zu seinem Bruder Pompejus ⁽⁷⁾, um ihm die Lage der einheimischen Angelegenheiten falsch zu schildern, ihm alles von Seiten des Volkes zu versprechen, ihm ein Vorurtheil gegen Ciceros und des Senates Uebermacht beizubringen und ihn wo möglich zu bewegen, daß

er

(5) Sueton. I. Caes. 16.

(6) Sueton. ibid.

(7) Plut. in. Cic.

er sich für die Sache des Volkes erklärte. Cicero machte zur selbigen Zeit eine bittere Rede gegen Metellus bekannt, der er in seinen Briefen unter dem Namen Metellina gedenkt ⁽¹⁾. Sie war im Senate gesprochen, um eine Rede zu beantworten, die Metellus an das Volk gerichtet hatte; sie wird noch von Quintilian und andern als noch vorhandenes oft angeführt ⁽²⁾.

Nachdem der Senat diesen Sieg über Cäsar und Metellus gewonnen, und den einen sich zu unterwerfen, den andern die Stadt zu verlassen gezwungen hatte; schrieb M. Metellus Celer, der im cisalpinischen Gallien kommandierte an seinen Freund Cicero einen mürrischen Brief voll Beschwerden über die harte Behandlung seines Bruders, des Tribuns.

Cicero antwortete ihm mit der Freiheit, die das Bewußtsein der Rechtschaffenheit natürlich einflößt; aber mit der Gefälligkeit eines wahren Freundes, wie der Leser aus dem Briefe selbst ersieht, wird, der manche lehrreiche, theils historische, theils moralische Winke giebt.

M. C. Cicero an den Proconsul M. Metellus Celer. „du schreibest mir, daß du, bei unserer gegenseitigen Freundschaft und neulichen Wiederversöhnung, nie hättest glauben können, daß ich dich zum Gegenstande des allgemeinen Spottes machen würde. Ich verstehe nicht recht was du meinst; aber ich errathe, daß man dir hinterbrachte, daß

E 2

ich

(¹) Att. 1. 13. (²) Quint. 1. 9. 3. A. Gellius 18. 7.

ich einst im Senate, als ich von manchen sprach, denen es unangenehm ist, daß ich den Staat retze, auch von dir sagte, daß dich einige Verwandte, denen du nichts abschlagen könntest, bewogen hätten, das Lob zurückzuhalten, daß du mir im Senate erteilen wolltest. Als ich dies sagte, fügte ich noch hinzu, daß ich das Geschäft, den Staat zu retten, so mit dir getheilt hätte, daß ich die Stadt vor innern Unruhen beschützen wollte, und du Truppen vor den offenbaren Angriffen und den heimlichen Nachstellungen unserer Feinde sichertest. Aber diese ruhmvolle Theilung sei durch deine Freunde vereitelt, die sich ärgerten, daß du mir die geringste Erwidderung für die Ehre und die Dienste, die du von mir erhalten hast, machtest. Als ich die Erwartung schilderte, die ich mir von deiner Rede gemacht hatte, und wie sehr ich mich getäuscht fand, schien es das ganze Haus zu ergötzen, und es ers folgte ein kurzes Lächeln, nicht über dich, sondern über meinen Irrthum und das freie Geständniß meines Verlangens, von dir gelobt zu werden. Und was konnte ich dir ehrenvoller sagen, als daß ich in der glänzendsten Epoche meines Lebens deiner Empfehlung noch bedurfte? Wenn du von unserer gegenseitigen Freundschaft redest, so weiß ich nicht, was du in der Freundschaft gegenseitig nennest; ich verstehe darunter, daß wir die guten Dienste erwidern, die wir empfangen. Sollte ich dir also vorerzählen, daß ich meine Provinz deinetwillen aufgab, so möchtest du mit Recht meine Aufrichtigkeit bezweifeln; es war meinem Charakter und

meinem

meinen Umständen angemessen, und ich finde täglich mehr Ursache damit zufrieden zu seyn; aber das kann ich dir versichern, daß ich sogleich, als ich sie vor der ganzen Volksversammlung ausschlug, auf Mittel sann, wie ich sie dir in die Hände spielte. Ich sage nichts über die Art dein Loos zu ziehen; nur muß ich dir sagen, daß mein Kollege nichts ohne mein Wissen that. Erwinnere dich nur dessen, was darauf folgte; wie schnell ich den Senat noch an dem Tage nach dem Loosen versammelte; wie viel ich zu deinem Lobe sprach, so daß du mir selber sagtest, daß meine Rede nicht allein ehrenvoll für dich, sondern beinahe beleidigend für deine Kollegen gewesen sei. Das Dekret, welches an diesem Tage abgefaßt wurde, spricht laut so lange es vorhanden ist, von dem Dienste, den ich dir erwies. Erwinnere dich ferner, was ich nach deiner Abreise für dich im Senate that, was ich in der Volksversammlung sprach, und was für Briefe ich dir schrieb. Wenn du dies alles bedenkst, so überlaß ich es dir zu entscheiden, ob du es durch deine Ankunft in Rom erwiedertest. Du erwähnest einer Wiederversöhnung; warum? das weiß ich nicht, da unsre Freundschaft nie unterbrochen ward. Ferner schreibest du mir, daß ich deinen Bruder eines Wortes wegen nicht so hart hätte behandeln sollen; ich billige deine brüderliche Liebe, und ich bitte dich um Verzeihung, wenn ich mich der Republik wegen in irgend einer Sache deinem Bruder widersetzte; denn ich bin ihr ein so treuer Freund, als irgend einer. Wenn ich mich

aber nur gegen seine grausamen Anfälle vertheidigte, so kannst du zufrieden seyn, daß ich mich nicht wegen der Beleidigung deines Bruders bei dir beklagte. So bald ich erfuhr, daß er die ganze Gewalt seines Tribunats zu meinem Verderben gebrauchen wollte, wendete ich mich an deine Gemalin Claudia und an deine Schwester Mucia, die mir schon oft, in Rücksicht meines freundschaftlichen Verhältnisses mit Pompejus, Gefälligkeiten erwiesen hatte, daß sie ihn von diesem Unternehmen abschrecken möchten. Aber er beleidigte mich, den Consul, der den Staat gerettet hatte, am letzten Tage des Jahres, wie du gewis gehört hast, so sehr, wie noch kein übelgesinnter Magistrat beleidigt wurde; er nahm mir die Freiheit zu dem Volke zu reden; als ich mein Amt niederlegte. Aber diese Beleidigung gereichte mir zur größten Ehre; denn als er mich nichts mehr wollte reden lassen, als meinen Eid, da schwor ich mit der lautesten Stimme den wahrsten schönsten Schwur; und das Volk schwor jauchzend mit mir, daß er wahrhaftig sei. Nach einer so auffallenden Beleidigung schickte ich noch an demselben Tage einige unserer gemeinschaftlichen Freunde an ihn ab, die in ihn dringen sollten, daß er von seinem Vorsatze mich zu verfolgen abliesse; er antwortete, es stünde nicht mehr in seinem Vermögen; er hätte ja kurz vorher in einer Rede an das Volk gesagt: daß der, der andere ohne Verhör bestrafte, nicht für sich selbst reden dürfe. Würdiger Patriot! vortreflicher Bürger! Vor dem Manne, der den Senat vor Norden, die Stadt

Stadt vor Feuer und Italien vor einem bürgerlichen Kriege beschützte, dieselbe Strafe zuerkannte, die der Senat, mit Einwilligung aller braven Männer, für die Urheber solcher Frevelthaten bestimmte! Ich stellte mich daher deinem Bruder persönlich entgegen; ich machte ihn am ersten Januar im Senate bei einem Streite über Angelegenheiten der Republik fühlen, daß er es mit einem muthigen und standhaften Manne zu thun hatte. Als er zwei Tage darauf wieder zu reden anhub, nannte er mich ums dritte Wort und drohete mir; ihm lag nichts so sehr am Herzen, als mich auf irgend eine Art zu stürzen, nicht auf dem gesetzmäßigen Wege eines Processes, nein durch Gewaltthätigkeit. Hätte ich seiner Kühnheit nicht mit Festigkeit und Muth widerstanden, wer würde nicht geglaubt haben, daß ich in meinem Consulat mehr durch einen Zufall als aus innerem Triebe Entschlossenheit bewies? Wenn du nicht davon unterrichtet bist, daß dein Bruder dies alles gegen mich wagte, so sei versichert, daß er dir das Wesentlichste verschwieg; sagte er dir aber etwas davon, so mußt du meine Sanftmuth billigen, daß ich nicht mit dir darüber rechte. Da du nun fühlen mußt, daß mein Streit mit deinem Bruder nicht, wie du schreibest, durch ein Wort, sondern durch einen entschloßnen Versuch mich zu stürzen veranlaßt wurde, so bedenke jetzt, wie menschenfreundlich ich handelte, wenn anders Nachgiebigkeit bei einer schweren Beleidigung Menschenfreundlichkeit genannt werden kann. Ich sprach nie gegen deinen

Bruder, wenn seiner im Senate erwähnt wurde; ohne von meinem Plage aufzustehen, pflichtete ich immer denen bei, die ihn am meisten begünstigten. Ich füge hierzu noch folgendes, was ich nicht betreiben durfte, was ich aber gern geschehen ließ, ja selbst unterstützte; ich meine ein Dekret zum Besten meines Feindes, weil er dein Bruder war. Ich griff also deinen Bruder nicht an, sondern ich verteidigte mich nur gegen ihn. Meine Freundschaft für dich wankte auch nie, wie du schreibest, sondern sie war so fest und beständig, daß sie selbst da noch blieb, als du sie verließest. Auch jetzt, da du mir beinahe in deinem Briefe drohest, antworte ich dir, daß ich dir nicht allein verzeihe, sondern auch deinen Zorn sehr billige; aber ich bitte dich mit gleicher Billigkeit mich zu beurtheilen; und wenn ich grausam und ohne Ursache von deinen Freunden angegriffen wurde, einzugesehen, daß ich ihnen nicht allein nicht nachgeben, sondern selbst deine und deiner Armee Hülfe gegen sie erwarten mußte. Ich wünschte dich immer als Freund zu besitzen; ich gab mir Mühe dich zu überzeugen, wie aufrichtig ich der deinige sei; noch bin ich derselben Gesinnung, und ich werde sie beibehalten, so lange es dir gefällt. Aus Liebe für dich, will ich eher aufhören deinen Bruder zu hassen, als aus Rache gegen ihn unsere Freundschaft wanken zu machen. Lebe wohl ⁽¹⁰⁾.“

Cicero schickte nach dem Verlauf seines Consulats einen vollständigen Bericht von seiner Verwaltung

tung an Pompejus; um jedem unrechten Eindrucke vorzukommen, den die Verläumdungen seiner Feinde auf ihn machen könnten, und ihm eine öffentliche Erklärung zum Lobe dessen, was er gethan hatte, abzugewinnen. Pompejus war aber schon von Metellus und Cäsar von der Unzufriedenheit unterrichtet, die sich in Rom gegen Cicero verbreitete; er antwortete ihm daher sehr kalt, lobte ihn nicht, und erwähnte keines Wortes von dem, was mit Catilinan vorgefallen war. Cicero macht ihn hierüber mit einiger Empfindlichkeit in folgendem Briefe Vorwürfe, doch so, daß er den Mann vom ersten Ansehen im Staate nicht beleidigte, dem als die Partheien den Hof machten.

M. T. Cicero an den Imperator Cn. Pompejus den Großen⁽¹¹⁾.

E 5

„Dein

(11) Der Name Imperator bedeutet ursprünglich nichts mehr, als General oder Chef einer Armee. Cic. de Orat. 1. 48. In diesem Sinne gebührte er allen, die ein Oberkommando in irgend einem Theile des Reiches hatten, und galt nie als ein eigener Titel. Nach einem Siege, wodurch ein großer Vortheil gewonnen, und eine Menge Feinde erschlagen wurden, pflegten die Soldaten ihren General mit dem Namen Imperator im Felde zu begrüßen, indem sie seines klugen Anführungs das ganze Verdienst des Sieges, wie sich gebührte, zuschrieben. Es ward also ein Ehrentitel, auf den alle Generale stolz waren, weil er das Kennzeichen eines durch eigenen Verdienst gewonnenen Sieges war, er gab immer den ersten und nothwendigen Schritt zum Triumphe. In solchen Fällen wurde der Titel Imperator den Feldherrn in allen Schriften und Briefen, so wohl in öffentlichen als privat Angelegenheiten gegeben, aber sie führten ihn nicht länger, als ihr Auftrag dauerte, durch den

„Dein Brief an den Staat machte mir und uns allen unbeschreiblich viel Freude; denn du versicherst uns des Friedens, den ich voll Vertrauen auf dich, längst allen verkündete. Aber du mußt wissen, daß deine ehemaligen Feinde, jetzt deine Freunde, darüber sehr betroffen, sehr niedergeschlagen sind. Ich versichere dich, daß mir der Brief, den du an mich besonders schicktest, dennoch angenehm war, ob er gleich wenig Freundschaftsversicherungen enthielt. Es freuet mich nichts so sehr, als das Bewußtseyn meiner Dienste gegen meine Freunde; werden sie mir auch nicht erwidert, so bleibe ich gern der Dienstfertigerer. Wenn mir mein Eifer für dich deine Freundschaft nicht gewann, so zweifle ich nicht, daß mich das allgemeine Beste mit dir ausfühnet und vereinigt. Ich will dir nicht verschweigen, was ich in deinem Briefe vermisste; nein ich sage es dir gerade zu, wie es mein Charakter und unsere Freundschaft erfordert. Ich habe ein Werk vollendet, worüber ich in deinem Briefe theils aus Rücksicht für mich, theils für den Staat, Glückwünsche erwartete. Ich glaube, daß du sie verschwiegest, damit du nicht Andere beleidigtest. Aber jetzt wisse, daß alles, was ich zum besten des Vaterlandes that, durch das Urtheil und das Zeugniß der ganzen Welt gutgeheißen wird. Wenn du zurückkehrst, so wirst du finden

.. sie ihn erlangten; das heißt, bis auf ihre Rückkehr in die Stadt, von wo an ihr Kommando samt dem Titel aufhörte, und sie ihren bürgerlichen Charakter als Privatmänner wieder annahmen.

finden, daß ich mit Klugheit und Seelengröße mein Werk vollzog; und du, der da erhabner bist als Scipio, wirst mich, der ich einem Pálus nicht weit nachstehe, gewiß zum Freund und Theilnehmer in öffentlichen Angelegenheiten aufnehmen ⁽¹²⁾).

Bald nach *) Catilinas Niederlage wurde eine neue Untersuchung wegen seiner Mitverschworenen auf eines gewissen L. Vettius Angabe zu Rom angestellt. Nebst andern klagte er auch J. Cäsar vor dem Quástor Novius Niger an; eben dies that Q. Curius im Senate, wo er auch für die geheime Nachrichten, die er Cicéron sehr früh gegeben hätte, die Belohnung foderte, die dem ersten Entdecker der Verschwörung versprochen war. Er behauptete, daß ihm Catilina das selbst gesagt habe, was er gegen Cäsar anbrachte; und Vettius erbot sich einen Brief von Cäsars eigener Hand an Catilinan vorzuweisen. Cäsar fand es nicht leicht, eine so kühne Anklage zu widerlegen; er sah sich als so genöthigt Cicéron um seinen Beistand und ein Zeugniß zu bitten, daß er ihm früh Catilinas Anschläge entdeckt habe. Er erhielt endlich durch seine Thätigkeit und seinen Anhang in der Stadt volle Rache an seinen Anklägern; Curius wurde seiner Belohnung verlustig; Vettius ward ins Gefängniß geworfen, nachdem er von dem Pöbel gemißhandelt und beinahe zu tode geschlagen war. Hiermit nicht

(12) Ep. Fam. 3. 7.

*) Catilina selbst war im Treffen gefallen.

nicht zufrieden, ließ er auch den Quästor Novius gefänglich einziehen, weil er die Klage gegen einen höhern Magistrat angenommen hatte⁽¹³⁾.

Einige andere von verschiedenem Range wurden schuldig befunden und verbannt. Theils weil sie sich nicht stellten, theils nach einem Prozesse; als M. Porcius Lecca, E. Cornelius, L. Bargintejus, Servius Sylla, P. Autronius, u. a. m. Der letztere, der vier Jahr vorher des Consulats verlustig wurde, weil man ihn der Beschlungen überführte, war Ciceros Schulkammerad, und sein Kollege in der Quästur gewesen; er bath ihn mit Thränen, daß er ihn vertheidigen möchte, aber Cicero that es nicht allein nicht, sonder trat als Zeuge gegen ihn auf, weil er von seiner Schuld überführt war⁽¹⁴⁾.

Auch P. Sylla, der mit Autronius der Beschlungen überführt war, wurde jetzt vor Gericht gefodert, weil er zweymal zu Catilina's, Verschwörung getreten; einmal als die Verschwörung mißlang, bald nach seinem ersten Prozesse; das zweitemal während Ciceros Consulats. Gegen die erste Beschuldigung vertheidigte ihn Hortensius, gegen die zweite Cicero. Sein Verfolger war Torquatus, der Sohn seines ersten Anklägers, ein junger Edelmann, der viel Muth besaß, und einen starken Anhang hatte. Stolz auf den Triumph

(13) Suet. Jul. Caes. 17.

(14) Pro Sylla 6. 30.

Triumph, einen Feind zu stürzen und aus Furcht, daß Cicero seine Absicht vereiteln würde, kehrte er seinen Spott gegen Ciceron; um den Einfluß seines Ansehens zu verhindern, mißhandelte er muthwillig seinen Charakter und brauchte alle Wendungen, um Haß und Neid gegen ihn zu wecken. Er nannte ihn einen König, der sich nach Gefallen die Gewalt zu retten und zu vernichten anmaßte; er sey der dritte ausländische König nach Ruma und Tarquinius, der Rom beherrsche; Sylla würde davon gelaufen sein, wenn Cicero nicht seine Vertheidigung übernommen hätte. Als er der Verschwörung und der Gefahr derselben erwähnt, habe er so leise geredet, daß ihn Niemand als die Richter hören konnten; als er aber von dem Gefängnisse und dem Tode der Verschwornen gesprochen, sey er in einen so lauten und kläglichem Ton ausgebrochen, daß das ganze Forum wiederhalte ⁽¹⁵⁾.

Cicero sah sich also genöthigt, sich selbst so wie seinen Klienten zu vertheidigen. Darauf daß ihn Torquatus einen Ausländer nannte, weil er in einer Municipalstadt von Italia geboren sey, antwortete er ihm: er habe Recht; und zwar in der Stadt, sagt er, „von wo aus die Republik zweymal gerettet wurde. Er freue sich, daß er ihm nichts anderes vorwerfen könne, als was den größten Theil der Stadt, und ihre größten Männer mit treffe; einen Curius, Coruncas

(15) Pro Sylla 7, 10.

„*Lucanias* Lato, Marius u. a. m. Weil er
 „doch einmal witzig seyn, und ihn einen Ausläns
 „oder nennen wollte, warum nenne er ihn denn
 „nicht lieber einen ausländischen Consul, als einen
 „König? Denn das würde weit wunderbarer klingen,
 „weil Ausländer schon Könige waren, aber
 „nie Consuln von Rom. Er ermahnte ihn hier
 „auf, da er eben die Laufbahn zu den Ehrenstellen
 „betreten wolle, so möchte er nicht so frey sein,
 „Bürgern solche Titel zu geben, damit er nicht
 „einmal die Rache und die Gewalt solcher Ausläns
 „der fühle. Wann die Patricier so stolz wären,
 „ihn und die gegenwärtigen Richter als Ausläns
 „oder anzusehen, so habe doch er kein Recht dazu,
 „da seine Mutter aus *Asculum* gebürtig sey ⁽¹⁹⁾.
 „Nenne dich also nie mehr einen Ausländer, das
 „mit nicht der Name dir selber zufällt; noch eis
 „nen König, damit du nicht ausgelacht wirst;
 „du müßtest es denn königlich nennen, wenn man
 „so lebt, daß man weder ein Sklav irgend eines
 „Menschen, noch einer Leidenschaft ist; daß man
 „alle sinnlichen Vergnügen verachtet; daß man
 „Niemandes Gold oder Silber oder irgend ein
 „anderes Gut begehret; daß man seine Gedanken
 „freu im Senate sagt; daß man lieber auf das
 „Beste des Volkes als auf seine Launen Rücksicht
 „nimmt; daß man keinem weicht sondern vielen
 „widersteht. Wenn du dies königlich nennest,
 „dann gesteh ich gern, daß ich ein König bin;
 „wenn

(19) *ibid.* 7. 8.

„wenn dich aber meine Uebermacht, meine Herrschaft, wenn dich irgend ein stolzer aumassender „Auspruch von mir ausbringet; warum wirfst du mir das nicht lieber vor, als einen so verhassten Namen, und die Schmach einer grundlosen Verläumdung?“ — Er fuhr hierauf fort zu beweisen, „daß seine königliche Regierung, wenn er es so nennen sollte, so mühevoll sey, daß niemand in Rom seine Stelle würde einnehmen wollen ⁽¹⁷⁾“. Hierauf sagte er ihm, „daß er seiner in Rücksicht seiner Jugend und aus Achtung für seinen Vater schonen wollte; obgleich noch keiner seinen Charakter angegriffen hätte, der nicht dafür wäre bestraft worden. Er sey aber nicht willens einen Gegner anzugreifen, den er so leicht überwinden könnte; der weder Kraft, noch ein Alter oder Erfahrungen besäße, um mit ihm streiten zu können. Er rieth ihm indessen, daß er seine Geduld nicht länger mißbrauchen möchte, damit er nicht endlich gereizt werde, die Stacheln seiner Veredsamkeit gegen ihn zu richten ⁽¹⁸⁾“.

Es konnten gegen Cnllan keine offenkundigen Beweise, wohl aber sehr scheinbare Vermuthungen angebracht werden, durch die ihn sein Gegner zu stürzen hofte; aber Cicero suchte sie zu widerlegen. „Er berief sich auf den Charakter des Verklagten, den er sein ganzes Leben hindurch gezeigt; er versicherte aufs feyerlichste, daß er, als

er

(17) *ibid.* 9.

(18) *ibid.* 16.

er der Verschwörung nachspürte und sie entdeckte, und sich so viel Mühe gab, sie in ihrer ganzen Ausdehnung kennen zu lernen, nicht den geringsten Verdacht gegen Syllan zu fassen Ursache hatte; daß er aus keinem andern Grunde ihn vertheidigte, als aus Gerechtigkeitsliebe; und so wie er es abgeschlagen habe andere zu vertheidigen, und sogar gegen sie ein Zeugniß abgelegt hätte aus Ueberzeugung von ihrer Schuld, so habe er Syllas Vertheidigung übernommen, weil er seine Unschuld kenne ⁽¹⁹⁾. Weil Torquatus seine deutlichen Beweise auführen konnte, drohete er, Syllas Sklaven peinlich zu verhören. Dieses Mittel war zuweilen auf Begehren des Anklägers gebraucht; aber Cicero bemerkte darüber, „daß die Wirkung der Folter jedesmal von der Beschaffenheit des Leidenden, von der Stärke seiner Seele und seines Körpers; von der Willkühr dessen, der ihn foltere, und von der Hofnung oder der Furcht des Gefolterten abhängt; in dem Augenblicke des Schmerzes könne die Wahrheit nicht erwogen werden. Er rieth ihnen Syllas Lebenslauf auf die Folter zu legen, und ihn streng zu prüfen; ob sich eine verborgne Leidenschaft, eine heimliche Berrätherei, irgend eine Grausamkeit oder Verwegenheit entdeckte. Man könne sich nicht irren, wenn man die Stimme seines Lebenslaufes, die vom größten Gewichte sey, verhdren wollte ⁽²⁰⁾“. Sylla wurde freigesprochen; aber Cicero genoß wenig

(¹⁹) *ibid.* 30.

(²⁰) *ibid.* 23.

wenig Freude über seinen Sieg, oder Zufriedenheit einen solchen Bürger gerettet zu haben; denn er lebte nachher in der engsten Verbindung mit Cäsar, und kommandirte den rechten Flügel im Treffen bey Pharsalia ⁽²¹⁾; und diente ihm nachher bey seiner Uebermacht, wie er vorher seinem Vetter Sylla gedient hatte. Er betrieb das Geschäft der Konfiskation, und verkaufte die Güter der Geächteten.

Um die Zeit dieses Prozesses kaufte Cicero ein Haus von M. Crassus, auf dem Palatinischen Berge, neben dem Hause, in welchem er beständig mit seinem Vater gelebt hatte, welches er nun vermuthlich seinem Bruder Quintus überließ. Das Haus kostete ihm an dreißig tausend Pfund; es scheint eins der besten in Rom gewesen zu seyn. Der berühmte Tribun M. Livius Drusus hatte es dreißig Jahr vorher bauen lassen. Der Baumeister, so erzählt man, versprach ihm es so zu bauen, daß ihn keiner von seinen Nachbarn beobachten könnte: wenn du so geschickt bist, antwortete Drusus, so baue es lieber so, daß alle Menschen sehen können, was ich beginne ⁽²²⁾. Es lag in der sichtbarsten Gegend der Stadt, nahe am Mittelpunkt aller Geschäfte, und übersah das Forum und die Rostra. Es bekam dadurch ein noch schöneres Ansehen, daß es mit einem Portiko, oder einer Säulengalerie, verbunden war, die Caesareus

(21) Vid. Caes. comment. de bello civili.

(22) Vell. P. 2. 14. Ep. Fam. 5. 6.

Julus Namen führte. Er hatte sie von der Cimbrischen Beute bauen lassen, auf dem Platze, wo Glaccus vormals wohnte, dessen Haus auf Befehl des Staates niedergerissen wurde, weil er mit C. Gracchus empörenderische Rabalen gespielt hatte ⁽²¹⁾. Cicero befohle bey diesem Kaufe die Regel, die er in seinem Werke über die Pflichten den vornehmsten Bürgern empfiehlt: daß seine Würde durch sein Haus einen äussern Glanz erhielt, aber nicht von dem Hause abhieng ⁽²²⁾. Er führt dort einige Beispiele großer Männer an, die sich durch ihre prächtigen Palläste auf eben diesem Berge, wo sie immer die Augen des Volkes auf sich zogen und ihm einen Begriff von dem Reichthum der Besitzer einflößten, den Weg zu den höchsten Ehrenstellen der Republik leicht bahneten.

M. Gellius erzählt uns, daß Cicero das Geld nicht hatte, als er das Haus kaufen wollte, er habe es daher von seinem Klienten Sylla während des Processes geliehen; als es aber bekannt geworden, und man ihm darüber Vorwürfe gemacht hätte, habe er es geläugnet, daß er Geld geliehen, und das Haus kaufen wollte; er habe aber doch bald darauf das Haus gekauft. Als man ihm hernach vorwarf, waram er es geläugnet habe, soll er lächelnd geantwortet haben, sie müßten Thoren sein, wenn sie glaubten, daß er, wenn es seine Absicht war das Haus zu kaufen, Mit-

(21) Pr. dom. 38.

(22) De Offic. I. 39.

Mitkäufer würde herbeigelockt haben, indem er seine Absicht bekannt machte ⁽²⁵⁾.

Diese Geschichte ist wahrscheinlich aus einer unächten Sammlung von Ciceros Scherzen genommen, die nicht allein nach seinem Tode, sondern schon bey seinem Leben, wie er sich oft gegen seine Freunde beklagt, im Publikum umhergingen ⁽²⁶⁾. Der Kauf kann unmdglich auf eine unschlechte Art geschlossen seyn, weil er so öffentlich betrieben wurde, daß einer von Ciceros Freunden ihm in einem Briefe von Macedonien her bereits Glück dazu wünschte, ehe noch der Handel zu Ende war ⁽²⁷⁾. Die Wahrheit ist folgendes, wie er selbst nicht läugnet: er borgte einen Theil des Geldes zu sechs Prozent. Er sagt selber im Scherze, er sey jetzt so tief in Schulden gerathen, daß er zu einer Verschwörung geneigt wäre, die Mitverschwornen wollten ihm nur nicht trauen ⁽²⁸⁾. Man tadelte wirklich seine Eitelkeit, daß er ein so prächtiges Haus mit geborgtem Gelde kaufte; als aber der Consul Messala bald darauf Autronius Haus noch theurer ebenfalls mit geborgtem Gelde kaufte, freute sich Cicero, daß er sich mit dem Beispiele eines so würdigen Magistrats recht fertigen konnte. An Messalas Kaufe, sagte er, sehe ich, daß ich einen guten Handel geschlossen habe; und die Leute sangen an überzeugt zu werden, daß wir das Geld unserer Freunde mit Recht

U 2

traus

(25) A. Gellius. 12. 12.

(26) Ep. fam. 7. 31. 9. 1

(27) Ep. fam. 5. 6.

(28) ibid.

brauchen dürfen, um uns etwas zu kaufen, das uns Ehre macht⁽¹⁹⁾.

Die merkwürdigste Begebenheit, die sich am Ende dieses Jahres ereignete, war die Entweiheung der Geheimnisse der Bona Dea, oder der Guten Göttin, von P. Clodius; welche durch eine Reihe unglücklicher Folgen nicht allein Ciceron in unerswartetes Unheil stürzte, sondern auch den ersten Schlag zum Untergange der Republik gethan zu haben scheint. Clodius war damals Quästor, und also Senator. Er stammte von der edelsten Familie in Rom ab; er war im blühenden Alter, wohlgebildet, lebhaft, witzig, und besaß eine strömende Beredsamkeit. Aber bey allen vortheilhaften Naturgaben war sein Herz unglaublich verderbt; er war stolz, unverschämmt, verwegen, aber vor allen niedrig verworfen, ein offener Spötter über Götter und Menschen; er achtete nichts, was Natur und Geseze gestatten; nichts das nicht verwegen, allen andern Menschen unerreichbar war; er verachtete so gar alle bürgerliche Ehre, die die Republik ihrer Einrichtung nach gab; und weidete sich an keinen Vergnügungen, als an Ausschweifigkeit, Ehetruch und Blutschande⁽²⁰⁾. Er stand mit Cäsars Gemalin Pompeja in Verbindung, die jetzt, dem jährlichen Gebrauche nach, in ihrem Hause den heiligen mystischen Dienst jener Gottheit verrichten sollte, wozu noch nie ein Mann gelassen war, und wovon alles Männliche so

(19) ad Att. 1. 13.

(20) De Harusp. resp. 10. Pro Mil. 16. Vell. Pat. 2. 45.

so gewissenhaft ausgeschlossen war, daß selbst Bildnisse während der Ceremonie bedeckt wurden⁽¹¹⁾. Dies war für Clodius die rechte Scene, um ein Wagespiel zu spielen, das keiner vor ihm unternahm; der Gedanke, diese heiligen Gebräuche durch seine unreine Lust zu schänden, schmeichelte ihm so sehr, daß er beschloß, sich seiner Geliebten mitten unter dem heiligen Dienste zu nähern. In dieser Absicht legte er Frauenzimmerkleidung an, und hoffte, daß ihm sein hübsches Gesicht und der Beystand eines Mädchens, die um das Geheimniß wußte, durchhelfen würde. Durch ein Mißverständniß zwischen ihm und seiner Führerin verlor er den Weg, als er ins Haus kam, und gerieth unglücklicher Weise unter die übrigen Josen, die ihn an der Stimme erkannten, und die ganze Versammlung durch ihr Geschrei aufschreckten. Die Damen warfen voll Erstaunen einen Schleier über das geheimnißvolle Heiligthum, und Clodius entsprang inzwischen durch die Hülfe einiger Mädchen⁽¹²⁾.

Die Geschichte verbreitete sich alsbald, und gab der ganzen Stadt ein Aergerniß; dem Pöbel, über die Entweihung einer Religion, die für die heiligste in Rom gehalten ward, den Vernünftigen, über die Beleidigung der guten Sitten und der Zucht der Republik. Cäsar verstieß hierauf sein Weib; und die Rechtschafnen aus allen Ständen wollten diese Gelegenheit so viel als möglich zu

(11) Juven. 6. 339. De Harusp. respons. 17.

(12) Ad An. 1. 12.

Clodius Verderben nutzen, in der Hoffnung sich von einem Bürger zu befreien, der durch diese That, so wie durch viele andere Beweise seiner Kühnheit zu zeigen schien, daß er dazu geboren sey, die größten Unruhen im Staate zu erregen ⁽¹¹⁾. Das Volk hatte beständig geglaubt, daß ein Mann gleich mit Blindheit würde geschlagen werden, wenn er sich diesen Heilighümern näherte; aber es war nicht möglich, sagt Cicero, die Wahrheit dieser Meinung zu prüfen, weil es keiner als Clodius wagte; jetzt aber finde es sich, daß die Blindheit der Augen, in die Blindheit des Geistes verwandelt sey ⁽¹²⁾.

J. R. 692. Die Sache wurde bald vor den Sen.
Cic. 46. nat gebracht; dieser beschloß, dem Cols
Coff. M. legium der Priester die Untersuchung
so, M. Valerius. M. Valerius. Es entschied dahin,
fala. es sey eine verruchte Gotteslästerung;
und die Consuln wurden dann beschieden, ein Ges
se; zu geben, daß Clodius der Proceß vor dem
Volke gemacht würde ⁽¹³⁾. Q. Julius Calenus,
einer von den Tribunen, der von dem ganzen An
hange des Clodius unterstützt wurde, wollte nicht
zugeben, daß es zur Entscheidung vor die Bürger
kommen sollte. Dies erweckte eine große Gährung
in der Stadt; der Senat beharrte bei seinem Ent
schlusse, obgleich der Consul Piso alle Mühe an
wendete, ihn davon abzubringen, und sich Elo
bius

(11) De Harusp. resp. 3.
(12) Ad Att. 1. 13.

(13) ibid. 12.

ding auf eine kriechende Art allen Senatoren zu Füßen warf. Bei einer zweiten vollen Sitzung des Senats waren nur funfzehn Stimmen für Clodius und vierhundert gegen ihn; das Decret wurde also abgefaßt, welches den Consuln auftrug, dem Volke das Gesetz mit allem ihren Rathen zu empfehlen, und kein anderes Geschäft vorzunehmen, bis dieses gethan wäre ⁽¹⁰⁾. Da es aber leicht große Unordnungen veranlassen könnte, so schlug Hortensius ein Vorsichtsmittel vor, das von beiden Partheien gebilligt wurde. Der Tribun Iulius sollte ein Gesetz bekannt machen, daß Clodius Prozeß vor dem Prätor und einer Sitzung ausgesuchter Richter geführt werden sollte. Der einzige Unterschied beider Gesetze war der, ob der Prozeß vor dem Volke, oder vor besondern Richtern geführt werden sollte; aber hierauf beruhete alles, wie Cicero sagt. Hortensius fürchtete, er möchte sich bei der Zwistigkeit der Partheien ohne Prozeß durchschleichen; und er glaubte, daß ihn keine Richter freisprechen könnten, und daß ihn auch ein bleiernes Schwert hinrichten würde. Der Tribun wußte aber wohl, daß sich bei einem solchen Verhör würde Kabale spielen lassen, theils bei der Wahl der Richter, theils durch Bestechungen. Cicero sah dies gleichfalls ein; er wünschte also lieber, daß er dem Folgen des Hasses überlassen würde, den er sich durch seinen Charakter zugezogen hatte, als daß man ihn einem Gerichte

(10) ibid. 14.

unterwerfe, wo er Gelegenheit hätte zu entkommen ⁽³⁷⁾.

Clodius einzige Vertheidigung war, zu beweisen, daß er abwesend war, als er das Verbrechen sollte begangen haben. Er brachte also Zeugen, die schwören sollten, daß er zu Interamna, ohngefähr drei Tagereisen weit von Rom, zu der Zeit gewesen sey. Als aber Cicero als Zeuge aufgerufen wurde, sagte er aus, daß Clodius am selbigen Morgen bei ihm in seinem Hause zu Rom gewesen wäre ⁽³⁸⁾. Sobald Cicero auf dem Gerichtssitze erschien, beleidigten ihn Clodius Anhänger mit großer Ausgelassenheit; aber die Richter standen auf, und empfingen ihn mit solcher Hochachtung, daß sie ihn sogleich vor allen weiteren Unannehmlichkeiten sicherten ⁽³⁹⁾. Cäsar, der ganz besonders bei der Sache interessiert war, wurde auch aufgesodert ein Zeugniß abzulegen, aber er erklärte, daß er nichts von dem Vorfalle wisse, obgleich seine Mutter Aurelia und seine Schwester Julia, die vor ihm waren abgehört worden, ein deutliches Zeugniß abgelegt hatten. Als er befragt wurde, warum er seine Gemalin verstoßen hätte? So antwortete er, daß alle, die ihm zugehören sollten, so wohl von einem Verdachte als einer Schuld frei seyn müßten ⁽⁴⁰⁾. Er sah wohl, welche Wendung der Prozeß nehmen würde; er wollte also einen Mann wie Clodius nicht erbittern, der ihm einst zur Beförderung sei-

mtt

(37) Ad Att. I. 16.

(38) Ad Att. ibid.

(39) Plutarch. in Cic. Val. Max.

(40) Suet. J. Cæs. 74.

ner Plane behülflich seyn könnte. Plutarch sagt, daß Cicero selbst wider seinen Willen durch das dringende Bitten seiner Gemalin zu der Aussage gezwungen worden sey, einer stolzen gebieterischen Dame, die auf Clodius Schwester eifersüchtig war, weil sie Verdacht hatte, daß sie ihr Ciceros Liebe entwenden würde, und sich jetzt Hofnung machte, sie auf diese Art abzuschrecken. Die Geschichte ist nicht unwahrscheinlich; denn Cicero gestand selbst, daß er vor dem Prozesse täglich gleichgültiger für die Sache geworden sey, auch bey seinen nachmaligen Spötteleien gegen Clodius spielt er auf die Eroberung an, die er bei seiner Schwester hätte machen können; und als er sein Zeugniß ablegte, that er es ohne Lebhaftigkeit, sagte auch kein Wort weiter, wie er selber eingestehet, als das, was so bekannt war, daß er nicht umhin konnte es zu sagen ⁽⁴²⁾.

Die Richter schienen anfänglich die Sache sehr ernstlich zu betreiben; sie gaben alles zu, was von den Klägern verlangt wurde, und foderten eine Wache, die sie vor dem Pöbel schützen sollte; der Senat bewilligte es sehr gern und lobte ihre Klugheit; als es aber zur Entscheidung kam, da verurtheilten nur fünf und zwanzig den Verbrecher und ein und dreißig sprachen ihn frei. Crassus soll vorzüglich die Richter für den Clodius angeworben, und alle Künste der Bestechung, so wie es der Charakter eines jeden foderte, gebraucht haben. „Wo Geld nichts würlte, bot er junge Mädchen
und

(42) Ad Att. l. 13. 16.

und Jünglinge von Stande zu ihrem Vergnügen an. Eine schändlichere Gesellschaft von Beutelschneidern," sagt Cicero, „saß nie an einem Spieltische; ehelose Senatoren, lumpige Ritter, nur ein paar ehrliche Männer unter ihnen, die Clodius nicht ausschließen konnte. Die unter einem ihnen so unähnlichen Haufen mit traurigen Blicken da saßen, als ob sie fürchteten von der Pest der übrigen angesteckt zu werden. Catulus habe einen, dem er begegnete gefragt, warum sie eine Wache foderten? ob sie fürchteten, daß ihnen das Geld gestohlen würde, womit sie Clodius bestochen hätte ⁽⁴²⁾?"

Diese Behandlung betrübte Cicero innig; er klagte „daß die feste und ruhige Einrichtung des Staates, die er während seines Consulats hergesteuert hätte, und die auf die Vereinigung aller guten Menschen gegründet schien, nun durch dieses einzige Verbrechen zerrütet sey, wenn nicht eine Gotttheit ins Mittel trete; wenn dies anders ein Verbrechen genannt werden könnte, wo man vor dreißig der verächtlichsten Bösewichte von Rom, alles was Recht und heilig ist für Geld verletzen; wo man das als eine Unwahrheit beschwören konnte, was alle Welt für wahr erkenne.“

Weil er sich selbst durch ein Urtheil beleidigt fand, das seinem Zeugnisse zuwider gegeben war, so machte er sich ein Geschäft daraus, die Falschheit desselben bei allen Gelegenheiten zu zeigen, und

(42) Ad. Att. 1. 16.

und die Richter mit der Geißel seines Spottes zu strafen ⁽⁴³⁾.

Bei einem Streite, der bald darauf im Senate über Staatsangelegenheiten vorfiel, that er einen Ausfall auf diesen Prozeß und ermahnte die Väter, „nicht muthlos zu werden, daß sie eine Wunde empfangen hätten; sie sey von der Art, daß sie weder verheimlicht noch gesüchtet werden müsse. Sie zu fürchten sey Schwäche, sie nicht zu bemerken, Dummheit. Lentulus sey zweimal freigesprochen; so auch Catilina; und dieser Mann sey der dritte, den eine Sitzung der Richter zum Nachtheil des Staates frei ließ. Aber Du bist getäuscht, Clodius; die Richter haben Dich nicht für die Stadt erhalten, sondern für das Gefängniß; sie thaten Dir keinen Gefallen, daß sie Dich hier ließen, sie wollten Dir nur die Wohlthat der Verbannung rauben. Erhebet also, ihr Väter, euren Muth; ergreift eure Würde wieder; noch verbindet die Edlen dasselbe Band: freilich litten sie eine neue Kränkung, aber ihr Muth ist dadurch nicht geschwälert; kein neues Unglück hat uns befallen; nur das, das verborgen lag, ist nun entdeckt, und bei dem Prozesse eines verworfenen Mannes, sind viele andere so schlecht als er befunden ⁽⁴⁴⁾.“

Clodius wagte es nicht, Cicero mit einer Rede zu begegnen, er wollte ihn lieber mit Spöttelei anfallen, und den Streit lächerlich machen. Du bist fürwahr, sagte er, ein feiner Herr, Du
biß

(43) *ibid.*

(44) *ibid.*

bist in (*) Bada gewesen. — Das ist nicht so fein, antwortete Cicero, als bey den Mysterien der Götter mit ergriffen zu werden. — Aber was hat ein Bauer von Arpinum, sprach jener, in den warmen Bädern zu thun? — Frage doch deine Freundin, erwiederte Cicero, die dem Bauer von Arpinum einen Monath lang gewogen war ⁽⁴⁵⁾. — Du hast ein Haus gekauft? ⁽⁴⁶⁾ — Richter solltest Du gesagt haben. — Solche Richter wollten Dir nicht auf Deinen Eid glauben. — Ja, antwortete Cicero, fünf und zwanzig von ihnen glaubten mir; während die übrigen Dir nicht glaubten, sondern Dich vor der Hand auszahlen ließen. — Cicero erweckte dadurch ein solches Gelächter, daß Clodius verwirret ward und sich nichts verstehen mußte ⁽⁴⁷⁾. Da sie nun erklärte Feinde waren, so begegneten sie sich nie ohne Streiche dieser Art, die, wie Cicero sagt, in der Erzählung verlieren, weil ihre ganze Stärke und Schönheit von der Heftigkeit des Streites, und dem Geiste, in dem sie gesagt werden, abhängt. ⁽⁴⁸⁾

Druck

(*) Auf seiner Reise von Sicilien. Bäder waren auch in der alten Welt die Versammlungsorte der Gallanten.

(45) Man vermuthet, daß sich dies auf seine Schwester Clodia, ein durch ihre Intrigue berühmtes Frauenzimmer beziehe, die alle Künste gebraucht hatte, um Cicero dahin zu bringen, daß er seine Gemahlin Terentia verlässe und sie heirathete.

(46) Obgleich Clodius dem Cicero über den Ankauf eines so theuren Hauses Vorwürfe macht, so soll er doch selbst nachher noch viermal so viel für eines gegeben haben; also an 119,000 Pfund Sterling. Plin. li. N. 36. 11.

(47) ad Att. 16.

(48) ibid.

Middletons
Römische Geschichte

Ciceros Zeitalter umfassend,
verbunden
mit dessen Lebensgeschichte

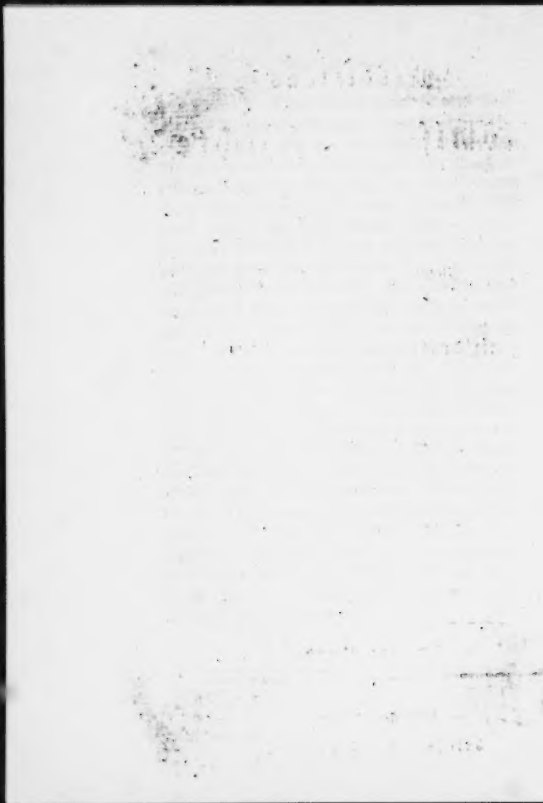
Aus dem Englischen

von

G. H. F. Seidel.

Zweiter Band.

Danzig/ 1793
bei Ferdinand Troschke



Marcus Tullius Cicero's Lebensgeschichte.

Dreizehntes Kapitel.

Piso und Messala erhalten das Consulat — Jener ein schlecht denkender, dieser ein patriotischer Magistrat — Pompejus Rückkehr und Triumph — Sein Benehmen gegen Cicero — Ciceros Brief an Atticus über das Mißverständniß mit seinem Bruder — Die Ritter trennen sich vom Senate.

M. Pupius Piso und M. Messala hatten das
J. R. 692.
Cic. 45. Consulat erhalten. Der erstere beleidigte
Cicero gleich beim Antritt seines Amtes.
Die letztern Consuln hatten ihn immer zuerst im
Senate um seine Meinung befragt; unter Piso
war er der zweite, Catulus der dritte und Hor-
tensius der vierte, die aufgerufen wurden. Cicero
sagt, daß ihm dies nicht mißfiel; es ließ ihm
mehr Freiheit beim Stimmabgeben, und überhob
ihn jeder Gefälligkeit gegen einen Mann, den er

berachtete ⁽¹⁾. Dieser Consul hatte Clodius Parthei mit Wärme ergriffen; nicht sowohl aus Freundschaft für ihn, als aus natürlicher Neigung zu der schlimmern Seite. Cicero schildert ihn als einen schwachen schlechten Menschen; als einen unartigen jänkischen Spötter, ohne Biss; der mehr durch seine Blicke, als durch Einfälle lachen machte; der weder die Pöpulären noch die Aristokraten begünstigte; von dem sich nichts Gutes erwarten ließ, weil er keines wünschte; von dem sich aber auch nichts Böses fürchten ließ, weil er nichts thun durfte; der weit lasterhafter würde gewesen seyn, wenn er ein Laster weniger gehabt hätte, wenn er nicht trüg gewesen wäre ⁽²⁾. Cicero bediente sich der Freiheit, die ihm das Betragen dieses Consuls einräumte; er sagte seine Meinung ohne Rückhalt; er schonte Pisos keinesweges, und er gab allem, was er für Clodius that und sagte, eine solche Wendung, daß er den Senat dadurch abhielt, ihm die Provinz Syrien zu überlassen, die ihm schon bestimmt und gewissermaßen versprochen war ⁽³⁾. Der zweite Consul, Messala, war von einem ganz andern Charakter; ein entschlossener, vortreflicher Magistrat, voll Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, und Ciceros unwandelbarer Verehrer und Nachahmer ⁽⁴⁾.

Man

(1) Ad Att. 16.

(2) Ibid. 13. 14.

(3) Ibid. 16.

(4) Ibid. 14.

Man vermuthet, daß Cicero um diese Zeit die vortrefliche Rede zur Vertheidigung seines alten Lehrers, des Dichters Archias, die wir noch besitzen, verfertigte. Er erwartete für seine Mühe einen unsterblichen Ruhm von Archias' Muse; aber so wollte es das Schicksal nicht; anstatt daß er selbst durch Archias' Gesänge berühmter hätte werden sollen, verdankt es vielmehr der Dichter Ciceros Schriften, daß sein Name nicht ganz in Vergessenheit begraben liegt. Wir müssen den Verlust seiner Werke bedauern: da Cicero die Talente dieses Dichters so hochschätzte. Er hatte in griechischer Sprache Marius' Siege über die Cimbern; und Luculus' Triumphe über Mithridates besungen; sein letztes Werk war Ciceros Consulat; aber es gieng mit den übrigen verloren, oder der Tod überreichte ihn vor der Vollenbung; denn wir finden desselben nirgends in Ciceros Schriften erwähnt.

Im Anfange dieses Jahres kehrte Pompejus der Große im vollen Glanze seines Ruhmes und seines Glückes vom Kriege mit Mithridates nach Rom zurück, die Stadt war durch verschiedene Nachrichten von auswärts her, und durch innere Unruhen, mit bangen Ahnungen erfüllt. Es war eine allgemeine Vermuthung, daß Pompejus an der Spitze einer Armee komme, um sich der See

(*) Pro Archia 9, 11.

gierung zu bemächtigen ^(*). Es stand wirklich jetzt in seiner Gewalt, sich zum Herrn der Republik zu machen, selbst ohne einen Krieg oder eine Gegenmacht befürchten zu dürfen. Cäsar und der Tribun Metellus foderten ihn dazu auf; ihr Ehrgeiz strebte jetzt noch nicht höher, als nach dem Wunsch unter ihm zu dienen. Pompejus war zu kaltblütig, als daß er sich zu einem so kühnen Unternehmen leicht bereden ließ; oder er hatte wahrscheinlich nie daran gedacht, und war mit dem Range des ersten Bürgers von Rom, den er damals ohne einen Nebenbuhler besaß, zufrieden. Er war ununterbrochen die Laufbahn des Glückes und des Ruhmes gewandelt, ohne vom Senate oder Volke je beleidigt zu werden, daß er hätte auf Rache sinnen, oder einen Vorwand zu Gewaltthätigkeiten nehmen können. Er war ferner überzeugt, daß die wachsende Zwietracht der Bürger bald alle Partheien zwingen würde, ihn zum Dictator zu wählen, um den Staat wieder in Ordnung zu bringen; und er hielt es ehrenvoller, daß ihm die Bürger diese Gewalt bewilligten, als daß er sie erzwänge. Alle Furcht, die sich vor seiner Ankunft vor ihm verbreitet hatte, verschwand, so bald er erschien. Denn kaum landete er an Italien, als er alle Truppen entließ, und ihnen nur befahl, ihn beim Triumphe zu begleiten. Er setzte seine Reise nach Rom nur mit einer kleinen Begleitung fort; und wurde dort von dem ganzen Volke mit allen

(*) Plutarch in Pomp.

allen nur möglichen Glückwünschen und Fremdenbezeugungen über seine glückliche Rückkehr empfingen ⁽⁷⁾.

Pompejus hatte durch seine Siege die Gränzen des römischen Reiches bis tief in Asien erweitert. Drei mächtige Reiche ⁽⁸⁾, Pontus, Syrien und Bithynien hatte er zu römischen Provinzen, alle übrigen Könige und Völker des Orients bis an den Tigris den Römern zinsbar gemacht. Unter andern Eroberungen nahm er auch die Stadt Jerusalem ein, als sich eben zwei Brüder, Hirkanus und Aristobulus um die Krone stritten. Die Stadt ergab sich ohne vielen Widerstand; aber die Festung des Tempels kostete ihm eine Belagerung von drei Monaten. Er würde sie auch noch nicht so leicht erobert haben, wie Dio sagt ⁽⁹⁾, wenn er nicht den Vortheil genutzt hätte, den ihm die Belagerten anboten. — Sie feierten nehmlich ihren wöchentlichen Sabbath so gewissenhaft, daß sie selbst die nöthige Vertheidigung verabsäumten. Er behandelte das Volk sehr menschlich, berührte nichts von dem heiligen Schatz, oder den goldnen Gefäßen, die von unermeslichem Werthe waren ⁽¹⁰⁾; aber Neugierde trieb ihn an, den Tempel auf eine Art zu entweihen, die das Volk mehr kränkte, als alles, was es im Kriege erlitten hatte. Als er das Gebäude besah, ging er mit seinen Offizieren nicht nur in das Heilige, wo Niemand als die Pries-

21 3

ter

(7) Ibid. (8) De Provin. Consular. 12. (9) Dio l. 37. pag. 36. (10) Pro Flacc. 28.

Herz hinein gehen durfte, sondern auch ins Aller-
heiligste, das nur der Hohepriester betrat. Ein
berühmter Schriftsteller macht die fromme aber
nicht so scharfsinnige Bemerkung, daß Pompejus
sich dadurch den Fluch Gottes zugezogen habe,
so daß ihm nichts hinfort mehr gelungen sei. (12)
Er nahm den Aristobulus und seine Kinder als
Gefangne zur Zierde seines Triumphes mit sich,
und setzte den Tirkannus zum Beherrscher und Ho-
henpriester ein, ließ ihn aber den Römern Tribut
bezahlen. Als die Nachricht von diesem Siege
nach Rom kam, beschloß der Senat, daß Pom-
pejus an allen festlichen Tagen das Vorrecht haben
sollte, eine Lorbeerkrone und sein Feldherrn-
gewand, und bei den Ritterspielen im Circus sein
Triumphkleid zu tragen; eine Ehre, von der er
nur einmal Gebrauch machte, um seine Dankbars-
keit zu zeigen, und sie dann weißlich verbat. Sie
konnte seine Macht nicht vermehren, wohl aber
den Haß, den manche gegen ihn zu erwecken such-
ten. (13)

Voll Zutrauen auf seine Verdienste handelte
er in diesen entlegnen Ländern beisspiellos eigen-
mächtig. Er schrieb dem Orient nach Gefal-
len Gesetze vor; vertheilte die eroberten Länder
willkürlich unter die Könige und Prinzen, die ihm
im Kriege gedient hatten; legte neun und zwanzig
neue Städte oder Kolonien an; schenkte jedem
seis

(12) Pridcaux. Connect. par 2, p. 343. (13) Dio L
37. p. 39.

seiner gemeinen Soldaten an funfzig Pfund Sters-
ling, den Offizieren nach Verhältnis mehr, so daß
sich das ganze Geschenk über drei Millionen Pfund
belief ⁽¹³⁾.

Sein erstes Geschäft, das ihm bei der Rück-
kehr am meisten am Herzen lag, war daher, die
Einnwilligung des Staates in seine Verfügungen
zu erhalten. Die Faktion der Populären versprach
ihm alles, und bemühte sich aus allen Kräften, ihn
von der Vereinigung mit Cicero und dem Senate
abzuhalten. Sie hatten schon Eindruck auf ihn ge-
macht, aber er fand die Lage der Sachen ganz an-
ders, als sie ihm geschildert war; er sah, daß Cicero
noch sehr geachtet, und durch ihn das Ansehen des
Senats unterstützt war; dies bewog ihn zu großer
Schonung, und machte ihn so vorsichtig, keine
Partei zu beleidigen, daß er keiner gefiel. Cicero
sagt von Pompejus erster Rede, daß sie weder den
Armen angenehm war, noch von den Reichen gut
aufgenommen ward; daß sie den Wünschen der
Auführer nicht entsprach, aber auch den Niedern
nicht genügend war ⁽¹⁴⁾. Da er eben zu der
Zeit zurückkam, als Clodius Sache mit der größten
Hige betrieben wurde, so bestürmten ihn beide
Parteien, daß er sich für die eine oder die andere
erklären sollte. Tullius, ein thätiger auführer-
scher Tribun, fragte ihn vor dem Volke, was er
davon halte, daß Clodius von dem Prätor und vor
M 4 : : : einer

⁽¹³⁾ Plin. H. N. I. 37. 2. Appian de bell. Mithridat.

⁽¹⁴⁾ Ad Att. I, 14.

einer Versammlung Richter sei verhöret worden? Er antwortete hierauf sehr aristokratisch, wie Cicero sagt: Er habe in allen Fällen die Autorität des Senats vom größten Gewichte gehalten. Als ihn der Consul Messala im Senate fragte, was er von der Entweihung der Religion, und dem darüber gegebenen Befehle meine, so nahm er Gelegenheit, ohne sich aufs Einzelne einzulassen, alles überhaupt zu loben, was der Senat deswegen gethan hatte; und als er sich niedersetzte, sagte er Ciceron, der neben ihm saß, daß er nun glaube genug gesagt zu haben, um seine Meinung über diese Sache erkennen zu geben ⁽¹⁵⁾.

Als Crassus sah, wie zurückhaltend Pompejus war, so beschloß er, ihn zu einer bestimmtern Erklärung zu bringen, oder wenigstens in den Augen des Senates einen Vortheil vor ihm zu gewinnen. Er stand auf, und erhob Ciceros Consulat mit den größten Lobsprüchen: er sei dazu als Senator und Bürger verpflichtet; ja, weil er ihm seine Freiheit und sein Leben verdanke. So oft er seiner Gattin, seiner Familie, seines Vaterlandes gedente, so oft erinnere er sich, wie viel er Ciceron verdanke. — Pompejus wurde hierdurch in Verlegenheit gesetzt, denn er wußte nicht wie er diese Rede verstehen sollte; ob Crassus eine Gelegenheit sich Ciceron zu empfehlen ergreifen wollte, die er selbst verabsäumt hatte: oder ob Cicero so geschähet werde, daß sein Lob dem ganzen Senate

am

angenehm sei. Am auffallendsten war es ihm, daß Cicero dies Lob von einem Manne ertheilt wurde, von dem es sich am wenigsten erwarten ließ, weil er ihn immer in seinen Briefen aus Rücksicht gegen Pompejus getadelt hatte. Dieser Umstand belebte indessen Ciceros Muth; er sprach vor seinem neuen Zuhörer Pompejus im vollen Stolge seiner Beredsamkeit; der Gegenstand seiner Rede war die Festigkeit des Senates; die Einigkeit der Ritter; die Eintracht des ganzen Italiens; die leblosen Ueberreste der Verschwörung; der Friede und Ueberfluß, der auf sie folgte. Er schilderte dies alles mit der größten Stärke der Beredsamkeit, um dem Pompejus zu zeigen, wie viel er selbst noch in dieser Versammlung vermochte, und wie übel ihn seine neuen Freunde unterrichtet hatten ⁽¹⁶⁾. Pompejus änderte gleich sein Betragen, und stellte sich bei allen öffentlichen Gelegenheiten als mache er Cicero den Hof, so daß ihm die Gegenparthei den Spottnamen Enäus Cicero gab. Diese anscheinende Eintracht war der Stadt so angenehm, daß beide, so oft sie im Theater erschienen, mit Händeklatschen empfangen wurden, ohne daß sich von irgend einer Seite ein Zischen hören ließ ⁽¹⁷⁾. Aber Cicero entdeckte bald, daß die äußere Höflichkeit nur listige Verstellung sei; daß Pompejus ihn hasse, gegen den Staat übelgesinnt, und nicht großmüthig und edel sei ⁽¹⁸⁾.

(16) Ad. Att. 1, 14. (17) Ibid. 16. (18) Ibid. 13.

Pompejus wollte in diesem Sommer eine Sache durchsetzen, wogegen die ganze Stadt war; er wollte eines seiner Geschöpfe, den L. Afranius, zum Consulate befördern. Er focht dafür, sagt Cicero, nicht mit seinem Ansehen oder durch seinen Einfluß, sondern mit den Waffen; mit welchen Philipp von Macedonien jede Festung eroberte; in die er nur einen beladenen Esel konnte treiben lassen ⁽¹⁹⁾. Plutarch erzählt, daß Pompejus selber in seinen eignen Gärten das Geld vertheilt habe; aber Cicero erwähnt einer allgemeinen Sache, daß es der Consul Piso in seinem Hause ausgezahlt habe. Dies veranlaßte zwei neue Gesetze, die Cato und sein Stiefbruder Domitius Ahenobarbus in Vorschlag brachten, und die, wie man vermuthete, gegen den Consul gerichtet waren. Das eine gab Erlaubnis, selbst die Häuser der Magisträte zu durchsuchen, wenn sie wegen Bestechungen angeklagt würden; das andere erklärte alle diejenigen für Feinde des Staates, in deren Wohnungen die Aushäuter des Geldes getroffen würden ⁽²⁰⁾. Pompejus drängte dennoch den Afranius der Stadt auf, und beleidigte dadurch die Gurgesinnten vom Senate und Volke ⁽²¹⁾. Er hatte schon während des ganzen Sommers Anstalten zu seinem Triumphe gemacht; weil er ihn aber bis zu seinem Geburtstage, zum dreißigsten September, verschob, so wohnte er indessen, wie es gewöhnlich war, in der Vorstadt. Aus

(19) Ibid. 16. (20) Ibid. 16. (21) Ibid. 18. (22)

Gefälligkeit gegen ihn hielten der Senat und das Volk ihre Versammlung indessen auch außerhalb der Stadt; einigemal im Flaminischen Circus ⁽²²⁾. Sein Triumph dauerte zwei Tage, und war der herrlichste, den man je in Rom gesehen hatte. Von der Beute baute er der Minerva einen Tempel, mit einer Inschrift, die eine Uebersicht von seinen Siegen gab; daß er einen dreißigjährigen Krieg geführt; daß er zwei Millionen hundert und achtzigtausend Mann besiegt, und sie theils erschlagen, theils gefangen genommen habe; daß er hundert und sechs und vierzig Schiffe versenkt oder erbeutet; dem Reiche tausend fünfhundert und acht und dregzig Städte und Festungen unterworfen, und alles Land erobert habe, das zwischen dem See Mäotis und dem rothen Meere liegt ⁽²³⁾.

Quintus Cicero, der, durch seines Bruders Einfluß unterstützt, ihm auf der Bahn der Ehrenstellen in gehöriger Entfernung folgte, war im vorigen Jahre Prätor gewesen, und erhielt jetzt die Gouvernorsstelle von Asien, einer reichen und berühmten Provinz, die den größten Theil von Kleinasien umfaßte. Ehe er von derselben Besitz nahm, bath er den Atticus, dessen Schwester er zur Gemalin nahm, angelegentlich, daß er ihn in seinem Gefolge begleiten möchte. Atticus abschlägliche Antwort erbitterte ihn so, daß sich Cicero Mühe geben mußte, beide wieder auszusöhnen. Er schrieb in dieser Angelegenheit einen vortreflichen Brief

(22) Ibid. 14. (23) Plin. H. N. 7. 26.

Brief an Atticus, den wir hier mittheilen wollen, weil er über den Charakter aller drei Männer, so wie auch ihrer großen Zeitgenossen, ein helles Licht verbreitet, und den Zustand der Republik kurz schildert.

Cicero an Atticus.

Aus deinem und meines Bruders Briefe, den du mir in der Absicht mittheilst, sehe ich, daß sich seine Gesinnung gegen dich sehr verändert hat. Es betrübt mich so sehr, wie ich euch beide liebe; und ich erstaune, warum er wohl auf einmal so aufgebracht worden, und sich so verändern konnte. Eben das, was du ahnest, als du uns vers ließest, hatte auch ich bemerkt, daß eine heimliche Unzufriedenheit auf seinen Charakter wirkte, und ihn verdrüsslich machte. Ich bemühte mich oft sie zu heilen, besonders als er seine Provinz erhalten hatte; aber nie fand ich, daß er so aufgebracht war, als dein Brief beweiset. Also wirkten meine Vorstellungen nicht, wie ich es wünschte. Ich beruhigte mich immer damit, daß er dich in Dyrrhachium, oder an einem andern Orte sprechen würde; und, wenn es wirklich geschähe, so hoffte ich, daß ihr gewiß alles beilegen würdet, wenn ihr euch selbst sprähet, ja wenn ihr euch nur sähet und umarmtet. Ich brauche es dir nicht zu sagen, du weißt es selber, wie gutmüthig mein Bruder ist, und wie geneigt so leicht zu vergeben, als sich beleidigt zu finden. Es ist ein Misge-

schif, daß du ihn nicht sprachest. — So wirkten die Verläumdungen anderer mehr auf ihn, als seine Pflicht, seine Verwandtschaft mit dir, und seine Freundschaft hätten gestatten sollen. Ich kann mir es leichter denken, als es schreiben, woran die Schuld von dem allen liegt; wenigstens müßte ich fürchten, daß ich zu streng gegen deine Angehörigen wäre, wenn ich die meinigen entschuldigen wollte. So wie ich die Sache nehme, so konnten wohl Freunde die Wunde heilen, wenn sie sie nicht schlugen. Wenn wir uns wiedersehen, da werde ich dir die Ursache des ganzen Uebels, das sich weiter ausbreitete, als es scheint, leichter erklären. — Ich kann nicht begreifen, was ihn bewog, den Brief zu schreiben, den er dir von Thessalonica schickte, und so von dir gegen deine Freunde in Rom und unterwegs zu reden, wie du vermuthest. Meine ganze Hoffnung, diese Sache beizulegen, beruht auf deiner Gefälligkeit; denn wenn du nur bedenken willst, daß oft die Besten Menschen, am schnellsten aufgebracht und wieder besänftigt werden können; daß diese Wandelbarkeit, wenn ich es so nennen darf, oder diese Beugsamkeit der Seele, gewöhnlich ein Beweis eines guten Gemüthes ist; und vor allem, daß wir uns einander Schwachheiten oder Fehler, ja selbst Beleidigungen verzeihen müssen: so wird gewiß dieser Streit bald gehoben sein. Ich bitte dich bedenke dies. Meine Liebe für dich macht es mir zur Pflicht, alles zu thun, daß auch alle meine Angehörigen dich lieben und von dir geliebt werden.

werden. Du brauchtest nicht in deinem Briefe zu erwähnen, wie viel Gelegenheiten in der Stadt oder in den Provinzen zu einem Aute zu gelangen, du ungenutzt liehest, so wie immer, so auch unter meinem Consulate. Ich kenne die Aufrichtigkeit und die Größe deiner Seele; und ich fand nie einen andern Unterschied zwischen dir und mir, als die Verschiedenheit unserer Lebensweise; mich besaß Ehrgeiz zu dem Verlangen und dem Streben nach Ehrenstellen; du zogest nach andern, keinem weges tadelwürdigen Grundsätzen, den Genuß einer ehrenvollen Ruhe vor. Der Niederkeit deines Herzens, deinem Fleiße und deinem tugendhaften Wandel, kann ich weder mich selbst, noch irgend einen andern vorziehen, und gewis nächst meinem Bruder und den Meinigen liebest du mich am aufrichtigsten. Ich empfand es innigst, wie besorgt und wie fröhlich du bei den verschiedenen Lagen meines Lebens warst; du erfreuest mich durch deine Theilnahme an meinem Glücke, und stärktest mich durch Trost in Gefahren. Auch jetzt in deiner Abwesenheit vermisse ich recht sehr deinen Rath; der mir vor allem so viel werth war, so wie jene freundschaftlichen Unterredungen, die mich so oft aufheiterten. Wo soll ich deinen Verlust am meisten beklagen? — Bei meinen Staatsgeschäften? wo ich nie müßig sein kann; — Oder auf der Rednerbühne? wo ich sonst aus Ehrtrieb eine Stelle einnahm, jetzt um meine Würde zu behaupten; — Oder bei meinen häuslichen Angelegenheiten? wo ich immer deines Beistandes bedurfte,

durfte, aber nie so sehr, als jetzt nach meines Bruders Abreise. Ja allenthalben, in meinen öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, vermiss ich deinen freundschaftlichen Rath, und deinen mir so theuren Umgang. Es hat uns oft nur Verschämtheit zurückgehalten, daß wir uns nicht hierüber gegenseitig erklärten: aber du hast mich dazu gezwungen, weil du dich und deine Lebensart in deinem Briefe entschuldigst. — Um auf meinen Bruder wieder zu kommen; bei der Unzufriedenheit, die er gegen dich äußert, ist es sehr gut, daß dein Entschluß, alle auswärtigen Aemter abzulehnen, längst vorher sowohl mir als deinen andern Freunden bekannt war; die Ursache also, warum ihr jetzt nicht beisammen seid, kann keiner Entzweiung, sondern bloß deiner Wahl der Lebensart zugeschrieben werden. Diese Verletzung eurer Einigkeit wird also ohne Zweifel wieder geheilet werden, und deine Freundschaft gegen mich auf immer unverleßbar bleiben, wie sie es bis jetzt gewesen ist. — Wir leben hier in einer schwachen, elenden, wankenden Republik; du wirst es wohl bereits erfahren haben, daß unsere Ritter beinahe wieder vom Senate getrennt sind. Der erste Umstand, den sie übel nahmen, war ein Dekret, dem zu Folge die Richter zur Rechenschaft gezogen werden sollten, die bei Prozessen Geld genommen hätten. Ich war abwesend als es durchgesetzt wurde; als ich aber hörte, daß der ganze Ritterorden darüber aufgebracht sei, seine Bestimmung aber nicht äußere, so machte ich dem Senate mit vielem Eindrucke, wie es scheint,

Vors.

Vorwürfe, und sprach sehr stark und weitläufig über einen Gegenstand, der keiner Schonung bedurfte. Die Ritter machen jetzt neue Forderungen, die kaum erträglich sind; und dennoch vertheidigte ich sie. Die Kompanie, welche die Asiatischen Einkünfte von den Censoren gepachtet hat, beklagte sich beim Senate, daß sie aus Uebereilung ein zu hohes Geboth gethan habe, und bath, daß der Kontrakt aufgehoben würde. Ich war ihr erster oder vielmehr ihr zweiter Advocat; denn Crassus hatte sie eigentlich zu diesem Gesuche aufgemuntert. Es ist eine unangenehme Sache, ein unrühmliches Gesuch, und ein öffentliches Bekenntniß einer Uebereilung; aber dennoch hatte man Ursache zu befürchten, daß sie vom Senate ganz abfallen würden, wenn sie nichts austrichteten. Ich übernahm in dieser Rücksicht ihre Vertheidigung. Ich sprach am ersten und zweiten December viel von der Würde beider Stände: und von den Vortheilen, die aus ihrer gegenseitigen Einigkeit entspringen. Die volle Versammlung gab mir Gehör; aber es ist noch nichts geschehen. Der Senat scheint guten Willen zu haben; nur der neu gewählte Consul Metellus sprach gegen mich. Der Held unserer Zeit, Cato, würde das Wort genommen haben, wenn ihn nicht die Kürze der Zeit abgehalten hätte. So unterstützte ich dann, meinen alten Grundsätzen gemäß, so gut ich kann die Einigkeit, die durch mein Consulat hergestellt war. Freilich kann man sich auf diese Einigkeit nicht sehr verlassen; ich habe mir also einen andern, hof-

fents

fentlich-sicheren Weg gebahnt, um mein Ansehen zu behaupten. Ich kann mich hierüber nicht schriftlich erklären; nur einen Wink! Ich bin Pompejus Vertrauter. — Ich weiß wohl was du sagen wirst — und ich will auf meiner Huth sein, so vorsichtig wie möglich. Ein andermal mehr von meinem Benehmen in Staatsfachen. Ich muß dir noch sagen, daß sich Luccejus eben ums Consulat bewirbt. Er wird, wie man sagt, nur zwei Mitsbewerber haben. Cäsar trägt durch Arrius Versmittlung darauf an, sich mit ihm zu vereinigen; Bibulus hofet durch Piso'n eine Verbindung mit Cäsar zu Stande zu bringen. Du lachest hierüber? Auf mein Wort! es ist nicht lächerlich. — Was soll ich dir weiter schreiben? Ich hätte noch viel zu sagen; auf ein andermal. Melde mir doch, wenn wir dich erwarten können, daß du so bald als möglich kommest, darum bitte ich jetzt nur sehr bescheiden, so heftig ich es wünsche. Am fünften December ⁽²⁴⁾.

Gegen die Forderung der Ritter, der in diesem Briefe erwähnt wird, widersetzte sich Cato so entschlossen, daß er endlich eine abschlägliche Antwort bewirkte. Cicero tadelt dies Verfahren, als sehr unpolitisch; er beklagt es oft in seinen Briefen, daß Cato, der einzige Mann, der die Republik liebte, oft aus halsstarrer Beharrlichkeit auf seine Grundsätze, ohne Rücksicht auf die Zeitumstände

de

de zu nehmen, unrecht handle ⁽¹⁵⁾. Cicero schien aus den Begebenheiten, die seit seinem Consulate vorgefallen waren, und aus der damaligen Lage der Staatsangelegenheiten den nahen Untergang der Republik zu verkündigen. In diesem Jahre waren die beiden Hauptstüßen derselben, die er mit vieler Mühe errichtet hatte, vernichtet; die Autorität des Senats, und die Einigkeit desselben mit dem Ritterstande ⁽¹⁶⁾.

Die Consuln Metellus und Afranius — Gallischer Krieg. — Cicero schreibt die Geschichte seines Consulats — Clodius droht Cicero zu stürzen — Pompejus und Cicero scheinen Freunde zu sein — Cäsar kommt aus Spanien zurück — Das erste Triumvirat — Cicero scheidet diese Verbindung.

Vierzehntes Kapitel.

Q. Cæcilius Metellus und L. Afranius erhielten ^{J. R. 693.} in diesem Jahre das Consulat. Der ^{Cic. 47.} erstere war unter Ciceros Consulate Prätor gewesen, hatte ein Korps gegen Catilina'n angeführt, und war ein vortreflicher Magistrat, und treuer Patriot. Er widersezte sich allen Faktionen sehr muthig, und haßte den Pompejus jeder Zeit. Pompejus hatte ihn durch eine Beleidigung noch mehr erbittert; er hatte Metellus Schwester, Marcia,

(¹⁵) Ad Att. 1. 13. 2. 1. (¹⁶) Ad Att. 1. 13.

cia, verstoßen ⁽¹⁾. Afranius hatte sich durch Pompejus Macht empor geschwungen; aber er hatte sein Zutrauen nicht, und half ihm auch nichts; denn er war ein Verschwender; ein unthätiger Mensch, der Lustparthien den Geschäften vorzog. Cicero nennt ihn einen Consul, den nur ein Philosoph ohne Nachsehkunten ansehen könnte; einen feigen Soldaten; einen Gegenstand des Spottes im ganzen Senate, den Valicanus täglich mißhandelte; der so einfältig sei, daß er nicht einmal den Werth dessen, was er gekauft hätte, einsähe ⁽²⁾.

Pompejus machte sich Hoffnung, daß er durch Hülfe dieses Consuls und einiger Tribunen, seine Vorschläge samt einem Akkergesetze, das er wegen Akkervertheilungen unter seine Soldaten betrieb, durchsetzen würde. Aber der andere Consul, Metellus, und die Mehrheit des Senates widersezte sich ihm aus allen Kräften ⁽³⁾. Lucullus erklärte, daß sie seine Gesetze nicht im Ganzen, als Gebote eines Herrn, bestätigen, sondern sie einzeln überlegen, und nur die für gut befundenen annehmen sollten ⁽⁴⁾. Aber der Tribun Flavius, der das Akkergesetz beförderte, brennte für Verslangen sich diesem Vorschlage zu widersetzen, und hatte, durch Pompejus Macht aufgemuntert, die Kühnheit, den Metellus ins Gefängniß zu werfen. Als aber der ganze Senat dem Consul ins Gefängniß folgen wollte, setzte er seinen Stuhl vor die

B 2

Thür

(¹) Ibid. 18. 19. 20. Dio l. 37. p. 52. (²) Ad Att. Ibid. (³) Att. l. 18. (⁴) Dio l. 37. 32.

Thür des Gefängnisses, um die Senatoren zurück zu halten. Diese Gewaltthätigkeit gab der Stadt ein solches Uergerniß, daß es Pompejus für heilsam fand, den Tribun zurück zu ziehen, und den Consul zu befreien ⁽⁵⁾. Um die Häupter der Partheien zu vereinigen, schlug Cicero eine Veränderung des Gesetzes vor, die beide Partheien befriedigte; den Eigenthümern wurden dadurch ihre Besitzungen gesichert, und es wurde verhindert, daß die Staatsländereien weggegeben würden. Der Vorschlag war nehmlich dieser: die neuen Einkünfte, die Pompejus dem Reiche erworben hätte, sollten fünf Jahr lang dazu ausgesetzt werden, Ländereien für die beabsichtigte Vertheilung anzukaufen ⁽⁶⁾. Die Sache wurde durch eine unerwartete Nachricht von einem Kriege mit den Galliern unterbrochen. Rom fürchtete diese Nation beständig, und der Aufruhr, der wirklich unter einigen Nationen ausgebrochen war, zog die ganze Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ⁽⁷⁾.

Der Senat vertheilte die beiden Gallien unter beide Consuln; er foderte sie auf, Werbungen ohne Rücksicht auf Privilegien oder Ausnahmen vom Dienste anzustellen. Drei Senatoren, unter ihnen einer vom Consular-Ränge, sollten durch das Loos gewählt, und im Namen der Republik an die übrigen gallischen Städte gesendet werden, um sie zu bereden, daß sie sich nicht in den Krieg einließen. Das erste Loos fiel auf Cicero; aber die ganz

(⁵) Ibid. (⁶) Ad Att. 1. 19. (⁷) Ibid.

ganze Versammlung machte Gegenvorstellungen; sie erklärte, daß seine Gegenwart in Rom nöthig sey, und daß man ihn nicht zu einem solchen Auftrage brauchen müßte. Eben so ging es auch dem Pompejus, den das nächste Loos traf; er und Cicero wurden als Pfänder der Sicherheit des Staates zurückbehalten ^(*). Endlich wurden N. Metellus Creticus, L. Flaccus, und Lentulus gewählt. Gallien jenseits der Alpen, der Schauplatz des Krieges, fiel dem Metellus durch das Loos zu; er konnte seine Freude über die Ausichten des Ruhmes, die sich ihm öfneten, nicht verbergen. Metellus, sagt Cicero, ist ein vortreflicher Consul; ich tadle ihn nur einer Sache wegen, daß er mit den Friedensnachrichten aus Gallien nicht zufrieden war. Ich glaube er schmachtet nach einem Triumphe. Ich wünschte er wäre hierbei so bescheiden, als er in andern Rücksichten vortreflich ist ^(*).

Cicero vollendete indessen die Memoiren seines Consulats, in griechischer Sprache, in Isokrates Styl und Mannier. Er überschickte sie seinem Freunde Atticus, und äusserte den Wunsch, daß er sie in Athen und den Städten Griechenlandes bekannt machen möchte, wenn sie seinen Beifall verdienten. Zur selbigen Zeit erhielt er von Atticus eine Behandlung des nehmlichen Gegenstandes; er tadelt sie aber als rauh und unausgeseilt, ohne Schönheit, ihre Simplicität ausgenommen. Cicero

(*) Ibid. (*) Ibid. 20.

ro schifte sein Werk auch an Posidonius zu Rhodus, und bath ihn, daß er denselben Gegenstand auf eine bessere meisterhaftere Art behandeln möchte. Posidonius gab ihm die schmeichelhafte Antwort, daß er durch die Lesung seines Werkes von einem ähnlichen Unternehmen ganz abgeschreckt worden sei. Hierüber bemerkt Cicero im Scherze, daß er die ganze griechische Nation zum Schweigen gebracht, und sich von der Zudringlichkeit der griechischen Kleingeister befreiet habe, die ihn unablässig um Materialien zur Verherrlichung der Geschichte seiner Thaten gebeten hätten ⁽¹⁰⁾. Zur Entschuldigung, daß er selber seine eigne Geschichte schrieb, bemerkt er, daß sein Werk keine Lobschrift, sondern eine Geschichte sei. Um so mehr müssen wir den Verlust derselben beklagen; sie würde uns eine genauere Nachricht von jenen Zeitumständen gegeben haben, als wir jetzt besitzen können, und dies in einer unterhaltenden, sorgfältig ausgearbeiteten Erzählung, die nicht allein ihrem Verfasser sondern auch einem jeden andern willkommen gefiel. Wenn irgend ein Ausdruck in meinem Werke steht, schreibt Cicero an Atticus, der nicht gut griechisch, oder nicht edel genug ist, um deinem Geschmacke zu gefallen, so will ich nicht sagen, was dir Lucilius zu Pomponius von seiner Arbeit sagte, daß Barbarismen eingemischt wären, um zu beweisen, daß ein Römer das Werk geschrieben habe. Wenn sich in meine Schrift solche

Wer:

Versehen eingeschlichen haben, so geschah es nicht absichtlich, sondern ganz wider meinen Willen ⁽¹¹⁾.

Nach dem Plane dieser Memoiren schrieb er späterhin ein lateinisches Gedicht in drei Büchern, worin er die Geschichte bis auf das Ende seiner Verbannung fortsetzte. Erst nach mehreren Jahren wagte er es, dasselbe bekannt zu machen; nicht weil er sich vor der Rache derer, die er darinn gezüchtigt hatte, fürchtete, denn er war hierbei sehr schonend verfahren, sondern er fürchtete vielmehr diejenigen, die er nicht gepriesen hatte; denn es würde eine endlose Zahl geworden sein, wenn er aller, die ihm gedient hatten, erwähnt hätte ⁽¹²⁾. Auch dieses Werk ist verloren gegangen, bis auf einige Bruchstücke, die in verschiedenen Theilen seiner Schriften zerstreut sind. Die drei Bücher waren mit den Namen dreier Musen bezeichnet. Sein Bruder billigte diesen Einfall sehr, und empfahl ihm besonders das Ende der Urania, oder des zweiten Buches, das wahrscheinlich mit moralischen Vorschriften schloß, vielleicht denen nicht unähnlich, die Calliope im dritten Buche vorschreibt ⁽¹³⁾.

Interea cursus, quos prima a parte juvenas
Quosque adeo Consul virtute animoque petisti,
Illos retine; atque auge famam, laudasque bonorum;
Wandle noch ferner die Bahn, die du früh als Jüng-
ling begonnen,

B 4

Der

⁽¹¹⁾ Att. 1. 19. ⁽¹²⁾ Ep. fam. 1. 9. ⁽¹³⁾ Ep. ad Quint. frat. 2. 3. Att. 2. 3. de 3. De Divin. 1. 11.

Der du als Consul gefolgt, von Tugend-Gefühlen
geleitet;

Nehre noch ferner den Ruhm, der nimmer vers
blühet den Viedern.

Er machte ferner auch um dieselbe Zeit eine Sammlung der vorzüglichsten Reden, die er wäh
rend seines Consulats gehalten hatte, unter dem
Titel, Consular-Reden, bekannt. Er stellte sie
zusammen in einen Band, wie Demosthenes seine
Philippischen, um einen Beweis seiner Talente
als Staatsmann abzulegen; denn sie unterschieden
sich, sagt er, sehr von dem trocknen und unfreunds
lichen Style der Rednerbühne, und wären nicht
allein ein Beleg seiner Sprache, sondern auch sei
ner Handlungen. Die beiden ersten waren gegen
Nullus Alfergeses, die eine an den Senat, die
andere ans Volk; die dritte war beim Auszuge we
gen Otho gehalten; die vierte für Rabirius; die
fünfte an die Söhne der Proscribirten; die sechs
te, als er der Provinz Gallien entsagte; die sieben
te, achte, neunte und zehnte gegen Catilina'n;
und noch zwei kurze Reden, als Anhang zu der
über das Alfergeses. Vier von diesen zwölf Reden
sind ganz verloren gegangen; die dritte, fünfte
und sechste, rebst einer von den kurzen; einige
von den übrigen besitzen wir nur unvollstän
dig. Um eben diese Zeit gab er eine Uebersetzung
von den Proanosticis des Aratus heraus; denn er
verföhrt seinem Freunde Atticus, daß er sie ihu
samt dem Bande Reden überschiffen wol
le.

le ⁽¹⁴⁾. Wir haben nur ein paar kleine Bruchstücke davon übrig.

Clodius hatte indessen Pläne entworfen, wie er sich an Cicero rächen wolle; jetzt verrieth er seine Absichten. Er wollte sich zum Tribun wählen lassen, und dann Cicero durch ein Gesetz aus der Stadt vertreiben, das er durch irgend eine List beim Volke durchzusetzen hoffte ⁽¹⁵⁾. Da nun aber alle Patricier, der Einrichtung nach, nicht zum Tribunat gelangen konnten, so suchte er vor allen erst sich durch eine vorgebliche Adoption in ein plebejisches Haus zum Plebejer zu machen. Dies konnte nicht ohne Befragung des Volkes geschehen. Der Fall war ganz neu, und allen Gesetzen zuwider. Alle Bedingungen und alle Vortheile der gewöhnlichen Adoption fanden bei dieser nicht statt. Die Sache schien daher beim ersten Vorschlage zu sonderbar, als daß man sie ernstlich behandeln könnte; und sie würde bald ausgegipst worden sein, wenn sie nicht von wichtigen Männern, als Clodius selbst, eingeleitet und heimlich unterstützt worden wäre. Cäsar war ihr Rückhalt, und Pompejus unterstützte sie heimlich. Sie wollten Cicero nicht ganz stürzen, sondern nur unter der Ruthe halten. Könnten sie ihn nicht in ihr Interesse ziehen, oder ihn zur Ruhe bringen, so sollte Clodius auf ihn losgelassen werden. Ein gewisser Herennius, ein unbemerkter verwegener Tribun trug den Gesuch zu erst im Senate,

B 5

hier

(¹⁴) Att. 2. 1. (¹⁵) Ibid.

hierauf auch vor dem Volke vor; aber bei keinem von beiden ward er gut aufgenommen. Der Consul Metellus, obgleich Clodius Stiefbruder, widersetzte sich ihm heftig ⁽¹⁶⁾; er wollte lieber seinen Bruder mit eigener Hand erdroffeln, als zugeben, daß er solche Schande über seine Familie bringe ⁽¹⁷⁾. Herennius fuhr noch fort, die Sache zu betreiben, aber ohne sichtbares Glück; und so verlief das Jahr, ohne daß sie entschieden ward.

Cicero stellte sich, als sehe er den Anfall seines Gegners mit der Verachtung an, die er zu verdienen schien. Oft spottete er des Clodius mit Laune, oft ermahnte er ihn mit Ernst; sagte ihm im Senate, daß ihn sein Angriff nicht beunruhige; daß er als Plebeier eben so wenig den Staat würde umstürzen können, als es die Patricier seiner Gattung konnten, da er Consul war ⁽¹⁸⁾. Wie sich aber auch Cicero äußerlich stellen mochte, so war er doch im Herzen sehr besorgt; er schloß sich daher fester an Pompejus an, um seines Schutzes gegen einen Sturm zu genießen, den er gegen sich los brechen sah. Pompejus, dem die Widersehung des Senates lästig war, kam Cicero mit seiner Freundschaft entgegen, weil er ihn nothwendig brauchte. Cicero war besorgt, daß man diesen Schritt tadeln würde, weil er seinen alten Grundsätzen zuwider sei; er nahm daher oft Gelegenheit, seinem Freunde Atticus die Bewegungsgründe zu entwickeln. Clodius Freisprechung, der Abfall der

Rits

(¹⁶) Ibid. (¹⁷) Pro Caelio, 24. (¹⁸) Ad Att. 2. 1.

Ritter, die Unthätigkeit und der Luxus der Consular Senatoren, die sich nur für ihre Fischeiche und Karpfen interessirten, und ihn insgesamt haßten, zwingt ihn eine festere Stütze zu suchen. — Bei dieser neuen Freundschaft würde er immer vor Augen haben, was der Sicilische Schwäger Epicharmus ihm zuflüsterte: Sei wachsam und mißtrauisch, das sind die Nerven der Seele ⁽¹⁹⁾. — Bei einer andern Gelegenheit bemerkt er, daß seine Verbindung mit Pompejus nicht nur ihm selber, sondern auch der Republik nützlich sei. Er entreißt einen Mann von Macht und Ansehen, der wankend und unschlüssig sei, den Hoffnungen und Intriguen der Partheien. Hätte dies nicht geschehen können, ohne daß er sich selbst die Beschuldigung des Vankelmuthes zuzog, so würde er weder diesen, noch irgend einen andern Vortheil für einen solchen Preis erkaufte haben. Jetzt habe er die Sache so eingeleitet, daß man ihn nicht für einen schlechten Bürger halte, weil er sich mit Pompejus verbände, sondern vielmehr den Pompejus für einen besorgen, weil er auf seine Seite trete. — Seit Cæstus' Tode stehe er allein, nicht unterstützt von den übrigen Consularen für die Sache der Aristokratie; denn der Dichter Rhinton sage mit Recht, einige von ihnen wären zu nichts gut, andere kümmerten sich um nichts ⁽²⁰⁾. // Wie sehr mich diese Fischhändler neidisch verfolgen, will ich dir ein andermal schreiben, oder dir sagen, wenn wir uns

(*) Ad Att. 1. 19. (**) Ad Att. 1. 20.

und sprechen. Aber nichts soll mich jemals vom Senate entfernen; theils weil es recht ist und meinem Interesse angemessen, daß ich mich zu ihm halte, und weil ich keine Ursache habe, mit den Verweisen der Achtung, die er mir giebt, unzufrieden zu sein ⁽²¹⁾. In einem dritten Briefe sagt er, du tadelst mich sehr gelinde wegen meiner Verbindung mit Pompejus; denke nicht, daß ich sie um mein selbst willen allein suchte. Es werden sich Umstände ereignen, daß es eine große Zerrüttung im Staate würde verursacht haben, wenn wir uneinig wären. Ich habe sie zu verhindern gesucht, indem ich ihn, ohne meine Grundsätze zu verlassen, besserte, und ihn etwas von seiner Popularität ableitete. Du mußt wissen, daß er jetzt meine Handlungen, wo gegen ihn viele eingenommen hatten, höher rühmt als die seinigen. Er gesteht, daß er nur dem Staate mit Glücke gedient, ich aber ihn gerettet hätte ⁽²²⁾. Ich weiß nicht welchen Vortheil mir diese Gesinnung bringen wird; der Republik wird sie viel nützen. Wie wenn ich Cäsarn zum bessern Bürger umschaffen könnte, dessen Glük jetzt blüht, würde ich dadurch Schaden thun? Ja, wenn ich keine Reider hätte, und wenn mich alle, wie sie es sollten, aufmunterten, gewis es wäre besser die verderbten Glieder des Staates zu heilen, als sie abzuschneiden. Jetzt aber, da der Ritterorden, den ich während meines Consulats, dich an seiner Spitze, zur

Schuß

(²¹) Ibid. (²²) Ibid. 2. 1.

Schutzwehr auf dem Capitol aufstellte, den Senat verließ, und unsere Consularen ihr größtes Glück darinne finden, die Fische in ihren Teichen zu futseln; glaubst du da nicht, daß ich Gutes thue, wenn ich diejenigen, die Unheil verursachen können, so lenke, daß es nicht geschieht? Unsern Freund Cato kannst du nicht inniger lieben, als ich; aber er schadet oft der Republik, bei den besten Absichten, und der größten Rechtschaffenheit; denn es sagt seine Meinung heraus, als lebe er in Plautus's Republik, nicht unter Romulus Pöbel⁽²¹⁾. Was konnte gerechter sein, als daß die zur Reschenschaft gefodert wurden, die sich im Gerichte hatten bestochen lassen? Cato schlug es vor, der Senat bewilligte es; so gleich erklärten die Ritter dem Senate den Krieg, nicht mir; denn ich war nicht der Meinung. Was war wohl unverschämter, als daß sie Erlaß von ihrem Contrakte verlangten? Aber dennoch war es besser, den Verlust zu ertragen, als den ganzen Stand abtrünnig zu machen. Aber Cato widersprach, und drang durch. Als der Consul ins Gefängniß geworfen wurde, und bei allen neulichen Unruhen bewegte kein Ritter einen Fuß; ob sie gleich unter mir, und den mir nachfolgenden Consuln die Republik thätig beschützt hatten, u. s. w.⁽²²⁾.

Witten unter diesen Unterhandlungen kehrte J. Cäsar aus der Provinz Spanien zurück, die ihm nach der Prätur zugefallen war. Großer Ruhm
 sei's

(²¹) Ad Att. 1. 7. (²²) Ad Att. 2. 1.

seiner Thaten als Soldat und Staatsmann ging vor ihm her. Er überwand die barbarischen Völker durch seine Waffen, und kultivirte sie durch Gesetze. Nachdem er das ganze Land bis an den Ocean erobert hatte, und von seinen Truppen als Imperator begrüßt war, eilte er nach Rom, um zugleich um eine doppelte Ehre, um einen Triumph und das Consulat nach zu suchen ⁽²⁵⁾. Aber der erstere Besuch war, der Verfassung nach, unvereinbar mit dem letztern; denn der eine verpflichtete ihn, ausserhalb der Stadt zu bleiben, der andere machte seine Gegenwart in derselben nöthig. Da ihn nun der Senat von dem Gesetze nicht frei sprechen wollte, so zog er das Wirkliche dem Glänzenden vor, gab den Triumph auf, und versicherte sich des Consulats ⁽²⁶⁾. Er bestimmte den L. Luccejus zu seinem Kollegen, und vereinigte sich mit ihm zu einem Interesse, unter der Bedingung, daß Luccejus, der reich war, das Geld zur Bestechung der Centurien hergeben sollte. Der Senat, der immer in Cäsars Absichten Mißtrauen setzte, und sich vor seiner Gewalt fürchtete, wenn er von einem ihm ergebenen Kollegen unterstützt würde, beförderte mit seinem ganzen Ansehen den andern Kandidaten Vibulus, und schaffte Geld vor, damit er so gut wie sein Nebenbuhler bestechen könnte. Cato selber soll dieses Verfaßren geilliget haben ⁽²⁷⁾. Zur größten Freude

der

(25) Pro Balbo. 19. Sueton. 7. Caes. 18. Dio l. 37. p. 54. (26) Dio ibid. (27) Sueton ibid. 19.

des Senates wurde Vibulus gewählt, ein Mann, der dem Vortheile desselben getreu, und entschlossen war, Cäsars ehrsuchtigen Versuchen das Gegengewicht zu halten.

Als Cäsar nach Spanien ging, hatte er den Crassus bewogen, für ihn gut zu sagen, weil ihn die Creditoren sehr bestürmten. Seine Schulden beliefen sich auf zweimal hunderttausend Pfund Sterling; so viel fehlte ihm noch, um nichts werth zu sein, wie er scherzend von sich selber sagt (*). Crassus hoffte durch den Ankauf seiner Freundschaft fähig zu werden, dem Pompejus in Staatsangelegenheiten die Spitze bieten zu können; aber Cäsar hatte dem Pompejus längst den Hof gemacht, und suchte ihn von seiner Verbindung mit Cicero'n und den Aristokraten los zu machen. — Denn er sah wohl ein, daß er, wie die Lage der Sachen damals war, in Verbindung mit Crassus wenig ausrichten würde, wenn er nicht den Pompejus mit sich vereinigen könnte. Unter dem Vorwande, Pompejus und Crassus zu versöhnen, die ohnlängst Feinde waren, entwarf er den Plan zu einer Verbindung, wodurch alle drei sich verpflichten sollten, ihre gegenseitigen Vortheile zu befördern, und nach verabredeten Planen zu handeln. Pompejus fand sich hierzu um so williger, weil ihn der Senat sehr unvorsichtig dadurch be-

leidt

(*) Plutarch. in Caes. Appian de bello Civil. 2. p. 423. Sueton ibid. 19.

leidigt hatte, daß er ihm in allem, was er wünschte oder unternahm, zuwider war.

Diese Verbindung wird gewöhnlich das erste Triumvirat genannt. Es war nichts anderes, als eine verrätherische Verschwörung dreier der mächtigsten Bürger Roms, um von ihrem Vaterlande mit Gewalt zu erzwingen, was sie gesetzmäßig nicht erlangen konnten. Pompejus Hauptbewegungsgrund war, seine Vorschläge unter Cäsars Consulate bestätigt zu sehen; Cäsar wollte seinen eignen Ruhm erhöhen, indem er dem des Pompejus wich; Crassus wünschte durch Pompejus Ansehn und Cäsars Thätigkeit die Uebermacht zu erlangen, die er allein nicht behaupten konnte⁽⁹⁹⁾. Cäsar, der den Plan entwarf, sah wohl, daß er den größten Vortheil erlangen würde. Er wußte, daß die alte Feindschaft seiner Mitverbundenen, wenn sie auch gleich gemildert war, doch nie so konnte geheilet werden, daß sie nicht eine geheime Eifersucht zurückließ. So wie er nun überzeugt war, daß er sich durch ihre beiderseitige Hülfe über alle andere erheben würde, so hoffte er auch endlich über sie beide die Oberhand zu erhalten⁽¹⁰⁰⁾. Um also diese Vereinigung durch Bande der Verwandtschaft und des Interesse desto fester zu knüpfen, gab er seine Tochter Julia, ein schönes vollkommengebildetes Frauenzimmer, dem Pompejus zur Gemalin. Von diesem Zeitpunkt leiten die römischen Schriftsteller den Ursprung der bürgers

(⁹⁹) Vallej. Pat. 2. 44. (¹⁰⁰) Dio l. 37. 55.

gerlichen Kriege ab, die nachher erfolgten, so wie den Untergang der Republik ⁽¹¹⁾

— — — — — tu causa malorum
Facta tribus dominis communis Roma —

Lucan. 1. 85.

Sei du gefesselt in Ketten, von dreifach verbündeten Herrschern,
Roma! da reiste der Saame des langsam dich zitternden Giftes.

Cicero hätte dem Triumvirate nach Gefallen Bedingungen machen können; ja sie würden ihn an ihrer Macht haben Theil nehmen lassen, als den vierten ihres Bundes, der einen Mann von seinem Ansehen bedarfe, um vollkommen zu werden. Denn, während die übrigen in ihren Provinzen und bei den Armeen auswärts beschäftigt waren, wurden sie sein Ansehen in Rom sehr genutzt haben, um die Angelegenheiten der Stadt zu lenken, und ihre Unterhandlungen mit dem Senate und Volke auszurichten. Cäsar wünschte es daher sehr, ihn in den Bund zu ziehen, oder vielmehr ihn zu seinen eignen Maßregeln zu brauchen. Als er das Consulat angetreten hatte, ließ er Cicero'n durch ihren gemeinschaftlichen Freund Balbus sagen, daß er sich bei jedem Schritte von ihm und Pompejus, mit dem er noch Cassius zu vereinigen hofte, wolle lenken lassen ⁽¹²⁾. Aber
Cicero

(11) Vell. Pat. 2. 44. Hor. Carm. 2. 1. (12) De Prov. Consul. 17. Ad Att. 2. 3.

Zweiter Theil.

Cicero wollte keine engere Verbindung mit den drei Männern eingehen, deren Vereinigung er verabscheute; noch Cäsars Privatabsichten, die ihm immer verdächtig waren, frohnen. Er hielt den Pompejus für den bessern Bürger von beiden; er glaubte seine Absichten wären weniger gefährlich, und sein Charakter lenkbarer, und er bildete sich ein, daß eine besondere Verbindung mit ihm hinlänglich sein werde, um ihn vor der Bosheit seiner Feinde zu sichern. Aber diesem Plane stans den große Schwierigkeiten entgegen. Wenn er sich dem Triumvirate widersetzte, konnte er nicht hoffen mit Pompejus im guten Vernehmen zu bleiben; erhielt er es, so mußte er die Feindschaft des Senates fürchten. Jenes drohte ihm den Untergang, dieses den Verlust seines guten Namens. Er wählte also, was ein vernünftiger Mann in solchen Fällen immer thun würde, einen Mittelweg. Er benahm sich so, daß er, bei einer treuen Beharrlichkeit in seiner Pflicht gegen die Republik, auch auf seine eigne Sicherheit Rücksicht nahm. Er gab etwas von seiner ehemaligen Heftigkeit nach, ohne sich zum Guttheißen herabzulassen. Da sein Ansehen dem Vaterlande nichts mehr helfen konnte, suchte er die neuen Beherrscher desselben so zu lenken, daß er ihre Macht nicht zu seinem eignen Verderben reizte; und dies war alles, was er verslangte ⁽³³⁾. Dies war das Klugheitssystem, wozu ihn, wie er oft beklagt, die Schwäche der Edlen, die

(33) Ad Att. I. 19.

die Verblendung seiner Reider, und der Haß des Schlechten zwangen.

Einer seiner vertrautesten Freunde, Papirius Pätus, machte ihm um diese Zeit ein Geschenk mit einer Büchersammlung, die ihm nach dem Tode seines Bruders Servius Claudius, eines berühmten Gelehrten und Kunstlenners, zugefallen war ⁽²⁴⁾. Die Bücher standen alle in Athen, wo Servius wahrscheinlich starb; und Ciceros Brief an Atticus beweist, wie viel Werth er auf das Geschenk setzte, und was er sich für Vergnügen davon versprach.

„Papirius Pätus,“ sagt er, „ein ehrlicher Mann, der mir gut ist, hat mir die Bücher geschenkt, die sein Bruder Ser. Claudius hinterließ; und da mir nun dein Agent Tincius sagt, daß ich sie sicher dem cincischen Gesetze zufolge annehmen soll ⁽²⁵⁾, so habe ich also erklärt, daß ich sie sehr gern annehmen würde, wenn er sie mir überbrächte. Wenn du mich liebst, oder überzeugt bist, daß ich dich liebe, so bitte ich dich, alle deine Freunde, Klienten, Gäste, Freigelassene und Sklaven aufzubieten, daß nicht ein Blat verloren gehe. Ich bedarf der griechischen Bücher recht sehr, die ich darunter vermuthe, so wie auch der lateinischen, die er, wie ich weiß, hinterließ.

E 2

ES

(²⁴) Ep. fam. 9. 16. (²⁵) Dieser Scherz beruht auf dem Namen des Nechten des Atticus, der mit dem Urheber des Gesetzes einerlei Namen führte. Sein Wort wird also scherzend als eine Dispensation vom dem Gesetze angesehen.

Es beruhigt mich von Tag zu Tag immer mehr, daß ich alle die Zeit, die ich der Rednerbühne entwenden kann, diesem Studium widme. Du wirst mir einen großen Gefallen, einen recht großen Gefallen erweisen, wenn du diesen Auftrag so dienstwillig ausrichtest, wie gewöhnlich alle andere, die mir sehr am Herzen liegen ⁽³⁶⁾ „

Während sich Cicero am Ende des Jahres auf dem Lande aufhielt, vollendete sein Baumeister Cyprius einige Nebengebäude zu seinem Hause auf dem palatinischen Berge. Atticus war eben von Athen zurück gekommen; er tadelte die kleinen Fenster, und Cicero antwortete ihm mit einem Scherz über seinen Tadel und über des Baumeisters *Raisonnement*. „Du bedenkst nicht, „ sagt er, „daß du Cyprius Anweisung tadelst ⁽³⁷⁾, wenn du meine Fenster zu klein findest; denn als ich ihm denselben Einwurf machte, antwortete er mir: daß die Aussicht aufs Feld durch große Fenster nicht so gut ausfalle. Denn gesetzt das Auge sei in a, der Gegenstand b, c; die Strahlen d, e — Kurz, du siehst das übrige. — Wenn das Sehen, nach der Meinung der Epikureer, wirklich darin besteht, daß die Bilderchen von dem Gegenstande der Seele zufliegen, so würden sich diese Bilderschen in einem engen Durchgange sehr drängen; nun bestehe es aber in der Aussendung der Strahlen

len

(³⁶) Ad Att. I. 20. (³⁷) Ein Wortspiel, das sich auf Xenophons *Kyrenaike* bezieht.

len aus dem Auge, und so wäre die kleine Dese-
nung perspektivischer. Hast du noch etwas zu sa-
beln, so sage es, nur muß es ohne Kosten geän-
dert werden können (38),,.

Fünfzehntes Kapitel.

Cäsar und Bibulus treten das Consulat an — Cäsar
setzt Clodius Adoption durch — Bringt ein Akkerge-
setz in Vorschlag, und läßt Bibulus mißhandeln —
Cicero lebt auf dem Lande — Scheinbare Uneinigkeit
des Triumvirats — Cicero kehrt nach Rom zurück,
und führt Prozesse — Das Volk haßt das Triumvirat —
Pompejus will sich gern mit Cicero'n verbinden — Cäsar
lenkt die Aufmerksamkeit des Volkes durch eine er-
dichtete Verschwörung gegen Pompejus — Erzwingt
sich die Provinzen beider Gallien und Illyricum —
Clodius erlangt das Tribunat, und richtet seine
Macht gegen Cicero'n — Cäsar will Cicero'n nur de-
müthigen und ihn sich versichern — Cicero setzt sich
durch sein edles Benehmen großen Gefahren aus.

Cäsar und Bibulus traten nun das Consulat,
mit ganz widersprechenden Grund-
sätzen und Absichten, an. Der Ses-
nat freute sich seiner Klugheit, mit
welcher er einen Consul aus seiner
Mitte dem Emporstreben des andern entgegen ge-
setzt hatte, und erwartete nun die Früchte davon.
Aber er fand bald, daß das Gleichgewicht und
die Konstitution der Republik durch die Uebermacht

(38) Ad Att. 2. 3.

der drei Verbündeten ganz geändert, und daß Cäsar zu mächtig sei, als daß man ihm durch eines der gesetzmäßigen Mittel Einhalt thun könnte. Er hatte sieben Tribunen gewonnen, von denen Vatinius das Haupt seiner Mietlinge war, der den Auftrag hatte, die Straßen, und die Zugänge zum Forum rein zu halten und zu sichern, und alle Gegner mit Gewalt zurück zu weisen.

Clodius betrieb indessen sein Anliegen wegen der Adoption, und ersuchte das Volk, das Gesetz zu bestätigen, das er in dieser Absicht entworfen hatte. Das Triumvirat gab vor, es sei dagegen, oder bloß wenigstens neutral; aber es beobachtete Cicero's Bewegungen, um nach seinem Benehmen Maßregeln zu fassen. Sie fanden ihn nicht so nachgebend, als sie hofen. Indessen ereignete es sich, daß C. Antonius, Cicero's Kollege, der seit dem Verlaufe seines Consulats Gouverneur von Macedonia gewesen war, jetzt wegen schlechter Verwaltung seiner Provinz angeklagt wurde. Er wurde schuldig befunden und zur ewigen Acht verdammt. Cicero war sein Sachwalter, und in der Vertheidigungsrede brach er von ohnjesehr, mit seiner gewöhnlichen Freiheit, in Klagen über das Zeitalter, und über die Unterdrückung der Republik aus, in einer Sprache, die man so auslegte, daß sie die gegenwärtigen Beherrscher des Staates züchtige. Die Sache wurde Cäsar gleich wieder gesagt, und mit solchen Farben geschildert, daß er sich gleich an Cicero'n durch die Beförderung des Gesuches des Clodius zu rächen entschloß. Er

war so hitzig, daß er gleich eine Volksversammlung berief, den Pompejus als Augur zum Gehülfen nahm, um die Handlung gesetzmäßig und heilig zu machen, und innerhalb dreier Stunden nach Cicero's Rede, die Adoption förmlich vom Volke bestätigt erhielt ⁽¹⁾.

Bibulus, der auch Augur war, wurde von dem Vorfalle benachrichtigt. Sogleich ließ er dem Pompejus sagen, daß er eben den Himmel beobachte, und die Auspicien besorge; während welcher Zeit, dem Geleite nach, keine Geschäfte mit dem Volke konnten vorgenommen werden ⁽²⁾. Aber Pompejus achtete der Nachricht nicht; er bestätigte vielmehr die Unterhandlung, indem er den Vorsitz nahm, so daß sie ohne Hinderniß durchgeführt wurde. So ward endlich der Fogen abgeschossen, der gegen Cicero'n und die Republik ohnlängst gespannt war ⁽³⁾. Dies zeigte Cicero'n offenbar, was er zu erwarten hätte, wenn er nicht nachgeben wollte. Seine Gefahr war um einen Grad vermehrt, als Clodius zum Tribunate gelangen konnte; denn es war wahrscheinlich, daß er seinen ersten Versuch gegen Cicero'n machen würde. Das Gesetz der Adoption war in der Form eines Gesuches an das Volk folgendermaßen eingerichtet:

„Möchte es euch gefallen, Bürger, zu befehlen, daß P. Clodius, im ganzen Sinne des Gesetzes

§ 4

(¹) Pro Dom. 16. Sueton I. Caes. 20. (²) Pro Dom. 15. (³) Pro Sext. 7.

ges, so wahr der Sohn des Fonteius sei, als wenn er von ihm in einer gesetzmäßigen Ehe erzeugt wäre; daß also Fonteius das Recht über Leben und Tod über ihn, wie ein Vater über seinen eignen Sohn, besitze. Dies, meine Mitbürger, bitte ich euch auf die verlangte Art zu bestätigen ⁽⁴⁾...

• Es waren drei notwendige Bedingungen, unter welchen eine Handlung dieser Art gesetzmäßig werden konnte. Erstens mußte der Adoptirende älter sein als der Adoptirte, und unfähig Kinder zu erzeugen, nachdem er in den Jahren der Mannheit nie Vater geworden; zweitens durften weder die Würde noch die religiösen Rechte beider Familien auf irgend eine Art verletzt werden; drittens durfte kein Betrug oder eine Kollision Statt finden, oder etwas anderes beabsichtigt werden, als die wahren Wirkungen einer ächten Adoption. Alle diese Erfordernisse mußten erst vom Kollegium der Priester vorläufig untersucht werden; fand es nach einer pflichtgetreuen Prüfung den Besuch für gut, so wurde er erst den in Rom lebenden Bürgern vorgetragen, und sie legten nach ihrer Ursprünglichen Eintheilung in dreißig Curien, die unsern Kirchspielen ähnlich scheinen ⁽⁵⁾, ihre Stimmen ab. Doch konnte hierin kein Geschäft vors.

(⁴) Die Rechtslehrer und alle spätere Schriftsteller nennen diese Art der Adoption, welche durch ein Gesetz vom Volke bestätigt wurde, eine Adrogation, und berufen sich auf Gellius. Zu Ciceros Zeit gab es wohl diesen Unterschied nicht. Er braucht niemals einen andern Namen, als Adoption. S. Gellius. 3. 19.

(⁵) In den Comitiis Curiatis.

vorgenommen werden, wenn ein Augur oder Consul den Himmel beobachtete. Bei Clodius Adoption war keine von diesen Bedingungen erfüllt; das Priesterkollegium war nicht befragt; der adoptirte Theil, Fonteius, hatte Frau und Kinder; war ein unbekannter Mann, noch nicht zwanzig Jahr alt, Clodius hingegen fünf und dreissig, und ein Senator von der edelsten Familie in Rom; auch wurde durch diese Adoption nichts anderes beabsichtigt, als ein Eingriff in die Gesetze, und die Erlangung des Tribunats. Denn kaum war die Handlung vorbei, als Clodius wieder emancipirt, oder von allen kindlichen Pflichten von seinem Vater losgesprochen wurde ^(*). Alle diese Hindernisse achtete Cäsar für nichts; er nahm immer den kürzesten Weg zur Erreichung seiner Absicht, und bekümmerte sich weder um Formalität noch um Gesetze, wenn er ihnen nur eine hinlängliche Macht entgegen stellen konnte.

Ein Vorker Gesetz, das Cäsar in Vorschlag brachte, dem zufolge die Völker von Campanien unter zwei und zwanzig tausend arme Bürger, deren jeder drei oder mehrere Kinder hatte, vertheilt werden sollten, gab den beiden Consuln von neuem Gelegenheit ihre Kräfte zu messen. Bibulus both seine ganze Macht dagegen auf, und kam voll Muth und Entschluß auf das Forum, von drei Tribunen und dem ganzen Senate beschützt. So oft Cäsar das Gesetz empfehlen wollte, so oft unterbrach er ihn, und erklärte laut dagegen,

E 5.

daß

(*) Pro Dom. ad Pontif. 13.

daß es in seinem Jahre nicht durchgesetzt werden sollte. Von Worten kam es zu Thätigkeiten; Bibulus wurde gemißhandelt, seine Fasces wurden zerbrochen, Löpfe mit Koth auf seinen Kopf geschmissen; seine drei Trabunen wurden verwundet, und alle seine Anhänger vom Forum vertrieben, von Cäsars Pöbel, dessen Anführer Vatinius war ⁽⁷⁾. Als der Auflauf vorüber und das Forum von Cäsars Gegnern geräumt war, führte er den Pompeius und Crassus auf die Rednerbühne, damit sie dem Volke ihre Meinung über das Gesetz eröffneten. Pompeius empfahl es sehr, und versicherte am Schlusse seiner Rede, daß er es mit seinem Schilde beschützen werde, wenn irgend jemand so kühn wäre, das Schwert dagegen zu ziehen. Crassus stimmte Pompeius Rede bei, und empfahl die Annahme des Gesetzes mit vieler Wärme. Es wurde auf der Stelle ohne weitere Widerrede bestätigt ⁽⁸⁾. Cicero war während dieses Streites auf dem Lande. Er schrieb die Begegnung voll Unwissen an Atticus, und erstaunte über Pompeius Politik, daß er Cäsar bei einer so verhassten Handlung unterstützte, wodurch der Senat die besten Einkünfte verlor. Er müsse nicht glauben, daß er dem Staate durch die Einkünfte vom Berge Libanon einen Ersatz für den Verlust in Campanien gemache habe ⁽⁹⁾. — Der Senat und alle Magistrate wurden durch eine besondere Klausel dies

(7) In Vatini. 2. Dio, 38. 61. Suet. Caes. 20. Plut. Comp. (8) Dio 38. 61. (9) Ad Att. 2. 16.

dieses Gesetzes verpflichtet, auf die Befolgung desselben zu schwören. Cato selbst, der sich anfänglich öffentlich dagegen auflehnte, mußte sich doch endlich dazu verstehen ⁽¹⁰⁾.

Vibulus beklagte sich am folgenden Tage im Senate wegen der erlittenen Beleidigung. Als er die Versammlung so kalt fand, daß sich keiner in die Sache einlassen wollte, ging er voll Verzweiflung nach Hause, mit dem Entschlusse, sich selber während der noch übrigen acht Monate des Jahres einzuschließen, und nicht anders für den Staat, als durch Edikt, zu handeln ⁽¹¹⁾. Dies war ein schwacher Entschluß für einen Magistrat, der mit der höchsten Gewalt ausgerüstet war. Denn ob er gleich die eine Folge hatte, die Vibulus das durch erreichen wollte, daß der Haß der Stadt auf seinen Kollegen fiel, so bewirkte er doch ein überwiegendes Uebel; er erbitterte die Gegenpartei und gab ihr Gewalt in die Hände, indem er ihr das ganze Feld offen ließ.

So wie Cäsar durch dies Allergesetz das Volk gewinnen wollte, so nutzte er auch die Gelegenheit, die ihm der Senat gab, sich die Ritter dadurch zu verpflichten, daß er sie von dem nachtheiligen Kontrakte befreiete, über den sie sich ohnlängst beklagt hatten. Er erließ ihnen den dritten Theil von der Pacht ⁽¹²⁾. Als sich Cato mit seiner gewöhnlichen Halsstarrigkeit widersetzte,

gab

(¹⁰) Dio ibid. (¹¹) Suet. Caes. 20. (¹²) Dio 38, 62.

gab Cäsar Befehl, daß er ins Gefängniß geführt werden sollte. Er hoffte Cato würde an die Tribunen appelliren; als er ihn aber geduldig ohne ein Wort hingehen sah, und bedachte, daß eine solche Gewaltthätigkeit nur neuen Haß erwecken würde, ohne Vortheil zu bringen, da bath er einen Tribunen, daß er ins Mittel treten und Cato'n befreien möchte ⁽¹³⁾. Hierauf verschaffte Cäsar ein special Gesetz vom Volke, durch welches Pompejus Verfügungen in Aßen rechtsgültig erklärt wurden. Beim Kampfe über diesen Gegenstand schreckte und demüthigte er den Hauptgegner Lucullus, so, daß er ihn fußfällig um Verzeihung bath ⁽¹⁴⁾.

Cäsar betrieb seine Geschäfte immer noch mit äußerer Achtung für Cicero'n. Er ließ ihm durch Balbus sagen, daß er sich auf seinen Feistand bei dem Allergesetze verlasse. Cicero suchte ihm aus dem Wege zu gehn; er brachte die Monate April und May auf seiner Villa ohnweit Antium zu, wo er seine beste Büchersammlung hatte ⁽¹⁵⁾. Dort vergnügte er sich mit den Wissenschaften und mit seinen Kindern, oder er zählte die Wellen, wie er scherzhaft sagt. Er entwarf indessen auf Atticus Besuch ein System der Geographie, wurde aber der Arbeit bald überdrüssig, weil der Gegenstand zu trocken und nüchtern war, als daß er irgend eine Ausschmückung zugelassen hätte ⁽¹⁶⁾. Als ihn Atticus ebenfalls bath, daß er ihm die Kopie von

(13) Plutarch Caes. (14) Sueton I. Caes. 30. (15) Ad Att. 2. 3. 6. (16) Ibid.

von zwei Reden, die er neulich gemacht hatte, schiffen möchte, so antwortete er: daß er eine das von zerrissen hätte, und keine Abschrift mittheilen könnte; die andere möchte er nicht ins Publikum gehen lassen, weil er den Pompejus darin gelobt habe; denn jetzt nehme er es lieber wieder zurück, seit Clodius adoptirt sei ⁽¹⁷⁾. Cicero scheint wirklich in dieser Zeit zu erbittert gewesen zu sein, als daß er etwas anderes, denn Spottsaristen verfessigen konnte. Er stellte Anekdoten, oder eine geheime Geschichte des Zeitalters in Theopompus, des bittersten aller Schriftsteller, Style zusammen, die außer Atticus Niemand sehen sollte. Seine ganze Theilnahme an Staatsangelegenheiten war, nach seinem eignen Geständnis, auf einen Punkt zurückgeführt, auf den, alle schlechten Bürger zu hassen, und sich mit Schriften gegen sie zu erjösen. Seit er vom Ruder verdrängt war, hatte er nichts mehr zu wünschen, als dem Schiffbruche vom Ufer aus zuzusehen, oder, wie Sophokles sagt ⁽¹⁸⁾,

Im sichern Schutz des warmen Dachs
Mit frolich heiterem Gemüth
Den nassen Sturmwind toben hden.

Als Clodius die Schwierigkeiten der Adoption überwunden hatte, bewarb er sich ohne Zeitverlust ums Tribunat. Er ließ indessen die Stadt mit der Nachricht unterhalten, daß er sich von Cäsar getrennt habe. Er sagte ganz laut, daß er sich ums Tribunat nur darum bewerbe, um Cäsars
Ges

(17) Ibid. 7. 9. (18) Att. 2. 6. 7.

Gesetze aufzuheben. Cäsar versicherte auf der andern Seite: daß er an Clodius Adoption keinen Antheil habe, und daß er ihn keinesweges für einen Plebejer halte. Der junge Curio brachte Cicero sofort gleich diese Nachricht; er versicherte ihn, daß alle junge Edelleute so sehr gegen ihre stolzen Könige erbittert wären, als er es nur sein könnte; daß sie das Joch nicht länger dulden wollten. Memmius und Metellus Nepos hätten sich dagegen aufgeworfen. Als dies durch Atticus Briefe bestätigt wurde, tröstete es Cicero sehr; seine ganze Hoffnung auf bessere Zeiten beruhete darauf, daß sie sich selbst entweihen würden ⁽¹⁹⁾. Aus Ciceros Briefen sehen wir, daß der vorgebliche Grund der Trennung des Triumvirats folgender war. Clodius hatte einen Gelandschaftsauftrag an den König Tigranes abgeschlagen. Seiner Unverschämtheit überdrüssig, und eifersüchtig auf seine wachsende Macht, erfanden sie dies Mittel, um ihn auf eine gute Art los zu werden. Clodius kannte aber seine Wichtigkeit bei der gegenwärtigen Lage der Republik zu gut, als daß er seine Aussichten in Rom einem so kleinen Vortheile außerhalb desselben aufgeopfert hätte. Er fand sich auch beleidigt, daß ihn Cäsar nicht unter die zwanzig Bevollmächtigten aufgenommen hatte, denen die Vertheilung der campanischen Ländereien anvertraut war. Er beschloß also die Stadt nicht eher zu verlassen, bis er die Früchte des Tribunats genossen hätte. Cicero

10

(19) Ad Att. 2. 3. 12.

ro schrieb über diese Angelegenheiten folgendes an Atticus: „deine Nachricht von Clodius hat mich sehr erfreut. Versuche alle Mittel, bis auf den Grund durch zu blicken; und theile mir deine Erfahrungen oder Vermuthungen mit; besonders was er wegen der Gesandtschaft thun wird. Ehe ich deinen Brief las, wünschte ich, daß er sie annehmen möchte; nicht um einem Kampf mit ihm auszuweichen, denn ich bin sehr kampflustig; sondern weil ich glaubte, daß er dadurch die Zuneigung des Volkes, die durch seinen Uebergang zu den Plebejern gewonnen hat, verschmerzen würde. — Warum machtest du dich selber zum Plebejer? Um dem Tigranes einen Besuch abzustatten? Nehmen etwa die Könige von Armenien von einem Patrizier keine Notiz? — Du siehst, auf welchen Spott über die Gesandtschaft ich mich gefaßt gemacht hatte. Schlägt er sie aus, und finden sich die Urheber des Vorschlages dadurch beleidigt, so werden wir einen seltenen Auftritt erleben. Warlich Publius ist zu hart von ihnen behandelt; er, der neulich in Cäsars Hause der einzige Mann war, findet jetzt unter zwanzigen keinen Platz; sie versprechen ihm eine Gesandtschaft, und geben ihm eine andere; die einträglichste wird einem Drusus aus Pisaurum, oder dem Jecher Vatinius zu Theil; ihm, von dessen Tribunate sie so viel Vortheile horten, die magerste. Suche ihn noch mehr zu erbittern, ich bitte dich; alle unsre Hoffnungen auf das Wohl des Staates beruhen auf der Trennung der Triumviren, wovon sich bereits einige

Zeis

Zeichen äussern, wie mich Curius vermuthen macht ⁽²⁰⁾. — Der Erfolg zeigte bald, daß die vorgebliche Uneinigkeit ein bloßer Kunstgriff war; oder, wenn wirklich ein Mißverständniß unter ihnen war, so hatte es doch weiter keine Folgen, als daß es der Nachricht mehr Wahres scheinlichkeit gab, durch welche man Cicero'n zu hintergehen, und einige Unvorsichtige zu einer übereilten Aeusserung ihrer Gesinnung zu bewegen hofte. Vorzüglich aber wollten sie die Gegner gegen Clodius Wahl von der Seite schwächen, wo sie am meisten zu fürchten waren.

Cicero kehrte nach einer Zusammenkunft mit Atticus, der nach seinen Gütern in Epirus reisen wollte, im May nach Rom zurück. Er hatte den Entschluß gefaßt, alle öffentliche Geschäfte, wo es nur schicklich sein könnte, abzulehnen, und seine meiste Zeit der Rednerbühne und gerichtlichen Vertreibungen zu widmen. Dies Geschäft war jetzt populär; es erwarb viele Freunde und wenig Feinde. Cicero behielt also noch immer in Rom großen Anhang, und wurde ausserhalb der Stadt geehrt. Er behauptete seine Würde nicht wenig, gegen die allgemeine Bedrückung gerechnet, aber nicht im vollen Glanze, nach der Rolle gemessen, die er einst im Staate gespielt hatte ⁽²¹⁾. Unter andern Prozessen verteidigte er auch in diesem Sommer den M. Thermus, und L. Flaccus; Männer, die einst mit der Prätorwürde bekleidet waren.

(20) Ad Att. 2. 7. (21) Ad Att. 2. 18.

Sie wurden beide freigesprochen. Die Rede für Thernus ist verloren, die für Glaccus ist noch unvollständig da. Ob er gleich nemlich erst seine freien Aeußerungen so theuer hatte bezahlen müssen, so finden wir doch in dieser Rede kühne Bemerkungen über den elenden Zustand der Unterthänigkeit, in welchen die Stadt jetzt verfallen sei.

L. Valerius Glaccus war unter Cicero's Consulate Prätor gewesen; der Senat hatte ihm für seinen patriotischen Eifer, den er bei der Gefangennehmung der Mitverschwornen des Catilina bewies, öffentlich gedanket. Jetzt hatte ihn P. Valsus wegen Bedrückungen und Räubereien in seiner Provinz Asien, die ihm nach der Prätur zugefallen war, angeklagt. Die Vertheidigung besteht vorzüglich darin, daß Cicero die Würde des Besagten darstellte, und die Glaubwürdigkeit der Asiatischen Zeugnisse verdächtig macht. Er bemerkt, „daß die Richter, die Glaccus schuldloses Leben in einer Folge wichtiger Geschäfte kennen gelernt hätten, die besten Zeugen desselben wären, und keiner andern Belehrung, am wenigsten von Griechen bedürften. Er selber sei immer dieser Nation und ihren Studien besonders ergeben gewesen; er kenne viele gesetzte und würdige Männer unter ihnen; er gebe zu, daß sie Gelehrsamkeit, und Kunst, Eleganz im Schreiben, Leichtigkeit im Ausdrucke und scharfsinnigen Witz zu ihrem Eigenthum gemacht hätten; aber von der Heiligkeit eines Eides hätten sie keinen Begriff; sie kannten weder den Werth noch die Wirkung desselben;

Zweiter Theil.

D

ihre

ihre Sorge bei Ablegung eines Zeugnisses sei nicht, wie es zu beweisen sei, sondern wie sie sich ausdrücken wollten. — Wie träten sie in einem Prozesse auf, als mit der Entschliessung zu schaden; wie bedächten sie, welche Worte dem Eide angemessen wären, sondern welche die passendsten sein könnten, um Unrecht zu thun, denn sie hielten es für die größte Schande, im Schwören überwunden oder widerlegt zu werden; sie wählten daher nicht die besten und würdigsten Männer zu Zeugen, sondern die kühnsten und geschwätzigsten. — Kurz die ganze Nation halte den Eid für einen Scherz, und setze allen Credit, ihr Leben und ihre Ehre auf das Glück einer unverschämten Lüge. — Was die römischen Zeugen betreffe, die gegen Flaccus aufgestellt würden, so wären zwar einige sehr erbittert, frech, und voll Begierde ihn zu stürzen, aber man könne sich der Bemerkung nicht enthalten, wie vorsichtig und gewissenhaft sie das vortrügen, was sie zu sagen hätten; und ob sie gleich das größte Verlangen hätten zu schaden, so könnten sie es doch aus Bedenklichkeiten nicht thun. Ein Römer sei bei Ablegung eines Zeugnisses immer gegen sich selbst misstrauisch, er möchte zu weit gehn; er erwäge alle seine Worte, und fürchte sich ein übereiltes, leidenschaftliches fallen zu lassen; oder eine Sylbe mehr oder weniger zu sagen, als nöthig sei ⁽²²⁾ „.

Nachs

(22) Diese Schilderung der Treue der Griechen und Römer.

Nachdem Cicero weitläufig gezeigt hatte, durch was für schändliche Mittel diese Klage gegen Flaccus angestellt, wie wenig treffend das ihm aufgebürdete Verbrechen, und wie verächtlich der Charakter der Zeugen sei; so erklärte er, „daß die treuen und ehrlichen Griechen alle für Flaccus wären, und öffentliche Zeugnisse und Dekrete zu seinem Besten stellten. — Hier, sagte er, seht ihr die Athenienser, von deren Vaterstadt Menschlichkeit, Gelehrsamkeit, Religion, die Früchte der Erde, die Rechte und Gesetze sich zuerst unter den Menschen ausbreiteten; eine Stadt, um deren Besitz selbst die Götter stritten, von ihrer Schönheit angereizt; deren Ursprung sich so ins graue Alterthum verliert, daß man sagt, sie habe ihre eignen Bürger erzeugt; dieselbe Stätte sei ihre Mutter, Erzieherin, und ihr Vaterland gewesen; eine Stadt, die so viel Ansehen hat, daß noch der letzte Ruhm des zertrümmerten Griechenlands in ihr fortlebt. — Hier sind die Lacedämonier,

D 2

hier,

Admir stimmt mit dem überein, was Polybius, der selber ein Grieche war, längst vorher von seinen Landsleuten sagte. Alle, die öffentliche Affen in Griechenland unter Händen hätten, gaben zwar alle Versicherungen ihrer Ehrlichkeit, aber keiner handelte recht, wenn es auch nur ein Talent betreffe; in Rom hingegen verlor man nie, aus Achtung für die Heiligkeit eines Eides, Treue und Glauben, wenn auch die größten Summen auf dem Spiele ständen. S. Polybius B. 6. p. 428. — Dies galt in der Wahrheit von der alten Republik; wenn aber Cicero noch eben die Rechtschaffenheit von seinem Zeitalter rühmt, so müssen wir nur die Sprache der Rednerbühne bedenken.

nier, deren erprobte und berühmte Tugend nicht allein durch die Natur sondern auch durch ihre Disciplin bewähret ist; sie, die allein vor allen Völkern dieser Erde über sieben Jahrhunderte lang ohne Veränderung in ihren Gebräuchen und Sitten blieben. — Auch kann ich Massilia nicht übergehen, das unsern Flaccus als Soldaten und Quästor kennen lernte; eine Stadt, deren ernste Sitten ich Griechenlande und allen andern Städten vorziehe; welche, wenn schon so weit von dem Vaterlande, den Sitten und der Sprache der Griechen getrennt, von gallischen Nationen umringt, und von den Wellen der Barbarei bespült, so glücklich unter der weisen Regierung einer Aristokratie ist, daß man ihre Konstitution leichter loben, als nachahmen kann ⁽²²⁾. Ein Hauptstück der Anklage war, daß Flaccus den Juden verboten habe, das Geld aus seiner Provinz zu führen, welches sie jährlich im Reiche für den Tempel zu Jerusalem zu sammeln pflegten; welches er ihnen alles abnahm und in den Schatz nach Rom sendete. Dieser Punkt scheint zu beweisen, daß die Juden damals keine geringe Rolle im Reiche spielten; und Cicero's Antwort, die zwar eine tiefe Verachtung ihrer Religion verräth, weil er sie nicht kannte, zeigt uns, daß ihre Anzahl und ihr Kredit in Rom groß war. Das Gericht wurde ohnweit der aurelischen Stufen gehalten, ein Ort, wo sich das Volk häufig versammelte, beson-

berd

(22) Ibid. 26.

ders die Juden, die hier ihre Geschäfte unter einander machten; Cicero bemerkt daher, „aus diesem Grunde, und wegen dieser Beschuldigung, wähltest du, Lilius, diesen Ort samt der ihn besuchenden Volksmenge zum Gerichtsplatze. Du weißt wie zahlreich die Bande der Juden ist; wie einzig unter sich; und welchen Lärm sie in unsern Versammlungen macht. — Ich werde leise reden, daß mich nur die Richter hören können; denn es sind einige willens, jenen Pöbel gegen mich und gegen jeden ehrlichen Mann aufzuwieheln, und diesen Plan möchte ich nicht gern befördern. — Weil also unser Gold jährlich aus Italien, und allen Provinzen des Reiches im Namen der Juden nach Jerusalem ausgeführt wurde, so verbot Flaccus, durch ein Edikt, die Ausfuhr desselben aus Asien. Wer, ihr Richter, kann diese Handlung mißbilligen? Der Senat verbot bei verschiedenen Veranlassungen, am strengsten unter meinem Consulate, die Ausfuhr des Goldes. Sich einem barbarischen Aberglauben zu widersetzen war gewis ein Beweis einer lobenswerthen Denkart; und aus Achtung für die Republik, die Menge der Juden, die in unsern Versammlungen so unruhig sind, zu vermindern, eine kluge Handlung. Aber Pompejus ließ den Tempel, wie es scheint, ungestört, als er Jerusalem eroberte. Dies Benehmen war, wie viele andere seiner Handlungen, sehr klug; er wollte sich den Lästerungen eines so mißtrauischen, schmähsüchtigen Volkes nicht preisgeben; denn ich kann nicht glauben,

D 3

daß

daß die Religion der Juden, unserer Feinde, diesen vortreflichen General zurüthielt, sondern seine eigene Bescheidenheit,.. Als er bewiesen hatte, „daß Flaccus das Gold nicht zu eignem Gebrauche einzog, sondern es in den öffentlichen Schatz schufte, bemerkte er, daß dieser Sache bloß um Meid zu erwecken, nicht um des Verbrechens willen, Erwähnung geschehen sei; daß die Rede des Klägers nicht sowohl an die Richter, als an die sie umgebende Volksmenge gerichtet worden. Jede Stadt, sagt er, hat ihre Religion; wir haben unsre eigene; als Jerusalem noch blühte und Judäa keinen Krieg mit uns führte, da hielten wir dens noch seine religiösen Gebräuche dem Glanze dieses Reiches, der Würde des römischen Namen und den Einrichtungen unserer Vorfahren nicht angemessen; um wie viel mehr müssen wir sie jetzt verworfen, seit die Juden die Waffen ergriffen, und uns erfahren ließen, was sie für eine Meinung von uns haben; und seit unser Sieg über sie bewies, was die Götter von ihnen halten ⁽²⁴⁾... Endlich zeigt er am Ende, was er schon im Anfange der Rede einleitete, „daß die wahre Absicht dieses Processes keine andere sei, als diejenigen der Bosheit und Rache der Aufwiegler aufzusopfern, die sich gegen Catilina'n ausgezeichnet hätten. Er giebt den Richtern zu bedenken, daß das Schicksal der Stadt, und die Sicherheit aller ehrlichen

(²⁴) Ibid. 13.

lichen Männer jetzt in ihren Händen sei. Sie sahen, in welcher unsichern Lage die Sachen wären, und welche Wendung ihre Angelegenheiten genommen hätten; außer einigen andern Unternehmungen gewisser Männer, brauchten sie jetzt den Kunstgriff, alle ehrlichen Männer durch die Richter vernichten zu wollen. Diese Richter hätten zwar manche gute Urtheil zum Besten der Republik gesprochen; manche gegen die schlechten Verschworenen; aber einige glaubten, die Republik sei noch nicht hinlänglich verändert, bis die besten Bürger mit den schlechtesten gleiche Strafe erduldeten. — C. Antonius ist schon unterdrückt; es sei; er hatte seine Schande auf sich geladen. Aber eben er, wenn ich es sagen darf, würde von euch nicht verurtheilt sein; denn auf seine Verdammung ward Catilina'n ein Grabmal errichtet, und von den verwegensten einheimischen Feinden ißfesslich besungen. Jetzt soll Lentulus Tod an Glaccus gerächt werden. Kein besseres Opfer könntet ihr ihm bringen, als daß ihr seinen bitteren Haß gegen uns alle mit Glaccus Blute sättigtet. — Laßt uns alle Lentulus Manen versöhnen, Cethegus die letzte Ehre erweisen, die Verbannten zurück rufen; ja straft mich für das Verbrechen, daß ich mein Vaterland liebte. Ich bin schon genannt, schon für einen Prozeß ausersehn; Verbrechen werden mir schon angedichtet, Gefahren bereitet. Betrieben sie ihre Ränke durch andere, wiegelten sie unter dem Namen des Volkes die Menge unerfahrener Bürger auf; o dann wollte ich gleichgültig

ger sein. Aber dies vermag ich nicht zu ertragen, daß sie hoffen, die Urheber, die Beschützer unserer Sicherheit durch Hülfe der Senatoren und Ritter, die einst so einmüthig mit uns zu einem Ziele strebten, aus dem Vaterlande zu vertreiben. Sie kennen die Neigungen des römischen Volkes; das Volk selbst ergreift jede Gelegenheit sie an den Tag zu legen; es ist kein Widerspruch in seiner Gesinnung, noch in seiner Sprache. Wohin, wenn mich einer hierher ruft, so folge ich; ich fliehe das römische Volk nicht, nein ich fordere es auf, mein Richter zu sein. Nur sei jede Gewaltthätigkeit fern von hier; fern von hier seien Schwerte und Steine; schweigen müssen die feilen Miethlinge und Sklaven. Wenn ich dann komme, für mich selbst zu reden, dann wird keiner, wenn er ein freier Mann und ein Bürger ist, so ungerecht sein, daß er nicht der Meinung wäre, daß man mich eher belohnen als bestrafen müsse^(*). — Den Schluß der Rede machte er wie gewöhnlich; er suchte durch alle rednerische Wendungen das Mitleid und die Nachsicht der Richter für den Beklagten zu gewinnen. Er mahnte ihnen vor „das Verdienst dieses Mannes um den Staat; den Glanz seiner Familie; die Thränen seiner Kinder; die Verweisung der Edlen; den Verlust, welchen die Republik leiden würde, wenn man sie unter gegenwärtigen Zeitumständen eines solchen Bürgers beraubte,„

Q.

(*) Pro Flacco. 38.

N. Cicero, der nach Glaccus die Provinz Asien erhielt, trat jetzt das dritte Jahr seines Amtes an. Cicero schrieb ihm einen meisterhaften Brief, voll guten Rathes über die Verwaltung der Provinz. Er ist so voll herrlicher Vorschriften zur Bescheidenheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit; er giebt so gute Regeln wie man regieren müsse, und ist so nach dem Besten der Menschheit erwogen, daß er einen Platz in dem Taschenbuche aller derer, die regieren sollen, verdient. Besonders aber ist er für die geschrieben, welche fremde Provinzen verwalten sollen; die oft durch ihre Uebermacht zu Ungerechtigkeiten verleitet werden, weil man sie der Entfernung wegen nicht unmittelbar zur Rechenschaft ziehen kann.

Alle Klassen der Bürger haßten und fürchteten nun das Triumvirat. Pompejus wurde als das Haupt der Verbindung am meisten angefeindet, so daß die Populären selbst die Bescheidensten das Zischen hörten ⁽²⁶⁾. Bibulus neckte sie immer durch seine Edikte, in welchen er gegen alle ihre Handlungen protestirte. Die Stadt nahm diese Edikte freudig auf; alle Welt ließ Abschriften davon machen: und wo sie an den Strassen angeschlagen waren, da konnte man kaum vor der Menge vorbeigehen, die davor stand und las ⁽²⁷⁾. Bibulus wurde bis an den Himmel erhoben; ob man gleich, sagt Cicero, nicht weiß, wie er dem Staate nützt

D 5

te,

(26) Ad Att. 2. 13. 19. (27) Ad Att. 2. 21.

te, wenn nicht, gleich einem andern Gabius, durch Nichts thun ⁽²⁹⁾. Seine Edikte erbitterten indessen Cäsar so sehr, daß er es versuchte den Pöbel aufzumiegeln, daß er Vibulus Haus stürmte und ihn mit Gewalt heraus schlepte. Valerius that auch einen Anfall auf ihn, aber ohne Erfolg ⁽³⁰⁾. Da nun alle Welt dieses Verfahren mißbilligte, beklagte, und laut dagegen sprach, vor allen aber der junge Curio an der Spitze des Adels, da sagte Cicero: und dennoch suchen wir kein Hülfsmittel; weil wir glauben, daß wir nicht anders, als zu unserm Verderben Widerstand thun können ⁽³¹⁾.

Die Neigung des Volkes äusserte sich besonders im Theater und bei den öffentlichen Spielen. Wenn Cäsar kam, wurde er mit matten Klatschen empfangen, der junge Curio aber, der ihm gewöhnlich nachfolgte, mit einem so lauten Klatschen, als Pompejus in den Tagen seines größten Ruhmes. Als der Schauspieler Diphilus bei den apollinarischen Spielen eine Stelle in seiner Rolle des Klamirte, die man für eine Anspielung auf Pompejus Charakter hielt, mußte er sie unendlich oft wiederholen.

Du bist groß durch unser Unalul —

Einst wird die Zeit kommen, da du deine Größe beklagen mußt —

Wenn dich weder Gesehe noch Sirenen im Zügel halten können —

Bei

(29) Ibid. 19. 13. (30) Att. 2. 23. In Vatin. 9.

(31) Att. 2. 20.

Bei jeder dieser Sentenzen machte das ganze Theater ein solches Getöse, und klatschte so sehr, daß es kaum zur Ruhe wieder gebracht werden konnte ⁽³¹⁾. Pompeius erschrak, als er erfuhr, wie tief er im Kredite gefallen sei. Bisher hatte er im Genuße seines Ruhmes gelebt; er hatte noch nie den Unwillen seiner Mitbürger erfahren, um so kränkender war ihm der Wechsel seiner Lage. „Ich konnte mich kaum der Thränen enthalten, sagt Cicero, als ich sah, was für eine kleinliche muth- lose Figur er auf der Rednerbühne spielte, wo er sonst nicht anders, als unter allgemeinem Beifall von allen bewundert erschien; als er blos gegen Bibulus Edikte redete, und nicht allein seine Zuhörer, sondern auch sich selbst unzufrieden machte; ein Schauspiel, das keinem so angenehm war, als Crassus, ihn von seiner Höhe so tief herab gefallen zu sehen. — So wie es Appelles oder Protogenes müßte geschmerzt haben, wenn sie eines ihrer Meisterwerke mit Schmutz verunstaltet gesehen hätten, so schmerzte es mich innig, den Mann, den ich mit allen Farben, welche die Kunst vermochte, geschildert hatte, so plötzlich entstellt zu sehen, Ob man gleich seit Clodius Sache nicht

denk

(31) Ibid. 19. Valerius Maximus erzählt, daß Bibulus auf Pompeius hin wies, als er diese Worte sagte. Aus Ciceros Erzählung in einem Briefe an Atticus sehen wir, daß Pompeius eben damals in Capua war; daß ihm Cäsar einen Boten mit der Nachricht von dem Vorfalle überschickte, und ihm wahrscheinlich zurück zu eilen rief. Val. Max. 6. 2.

denken kann, daß ich Ursache hätte sein Freund zu sein, so ist doch meine Liebe zu ihm so groß, daß sie keine Beleidigung ganz auslöschen kann ⁽³²⁾ „.

Cäsar genoß auf der andern Seite einige der Früchte, die er von der Verbindung des Triumvirats hofte. Er sah vom Anfange ein, daß der Haß auf Pompejus fallen, der Vortheil aber ihm erwachsen würde ⁽³³⁾. Pompejus würde nach und nach unter dem Haße erliegen, er durch die Stärke desselben wachsen, bis sie sich gleich wären. Florus bestimmt die verschiedenen Absichten dieser drei Männer also: Cäsar wollte erwerben; Crassus wachsen; Pompejus seine Würde behaupten ⁽³⁴⁾. Pompejus war also wirklich das Spiel der beiden andern. Hätte er sich mit Cicero verbunden, und durch ihn mit dem Senate, wohin ihn sein eigenes und seines Vaterlandes Interesse rief, und wo ihm, wegen der verschiedenen Talente der Hauptpersonen, kein Nebenbuhler seines Ruhmes und seiner Macht bevorstand; so würde er sein ganzes Leben hindurch das Ziel seines Ehrgefühls, der erste und beste Bürger in Rom zu sein, behauptet haben. Aber durch seine Verbindung mit Cäsar sah er sein Ansehen einem wachsenden Nebenbuhler, der ihm täglich im Kredite den Vorrang abgewann, und ihm endlich zu mächtig wurde. Der Unwille des Volkes öfnete ihm die Augen, und machte ihn seinen Irrthum fühlen.

(32) Ad Att. 2. 21. (33) Vell. Pat. 2. 44. (34) Lib. 4. 2. 11.

len. Er gestand es Cicero'n offenerzig, und schien geneigt, Maßregeln mit ihm zu ergreifen, um das angefangene Werk zu hintertreiben ⁽¹⁵⁾. Er sah sich an einem Abgrunde, wo ein Schritt weiter Unglück, der Rücktritt Schande brachte. Die Biedern waren seine Feinde geworden; die Aufwiegler waren nie seine Freunde gewesen. Ob es gleich leicht war, seinen Irrthum einzusehen, so war es doch schwer, ein Rettungsmittel zu finden; Cicero drang auf das einzige, das von Wirkung sein könnte, auf einen unmittelbaren Bruch mit Cäsar. Er suchte alle Gründe, um ihn dazu zu bewegen; aber Cäsar war glücklicher und wendete den Pompejus ganz von Cicero'n ab ⁽¹⁶⁾. Als er den Pompejus wieder gewonnen hatte, fesselte er ihn so, daß er sich nie loswinden konnte, bis es zu spät war.

Um der Neigung des Volkes eine Richtung zu geben, oder wenigstens seine Aufmerksamkeit auf andere Wege zu lenken, sann Cäsar darauf, die Stadt mit der Entdeckung einer neuen Verschwörung gegen Pompejus Leben zu unterhalten. Betätius, der sich bei Catilina's Unternehmungen, Cäsar in den Weg gestellt hatte, und jetzt diesen Schritt sehr bedauerte, wurde nun angewiesen, wie er ihn wieder gut machen könnte. Er sollte eine heimliche Verbindung der Gegenparthei beschwören; besonders aber den jungen Curio, den kühnsten Gegner

(15) Att. 2. 22. 23. (16) Philip. 2. 10.

Gegner des Triumvirats, anklagen. In dieser Absicht drängte er sich zu einer Bekanntschaft mit Curio, und als er vertrauter geworden war, entdeckte er ihm einen Entschluß, den Pompejus zu ermorden, in der Hoffnung ihm seinen Beifall abzulocken. Aber Curio eröffnete die Sache seinem Vater, der sie sogleich dem Pompejus meldete; da sie also bekannt wurde, so wurde sie auch vor dem Senat gebracht. Hierdurch wurden Bettius Messala's Pläne vereitelt. Er hatte die Absicht gehabt, sich und seine Sklaven auf dem Forum mit verborgnen Dolchen greifen zu lassen; er wollte dann bey der Untersuchung die Verschwörung entdecken, wenn ihm nicht Curio zuvor gekommen wäre. Als er aber jetzt vor dem Senate befragt wurde, leugnete er anfänglich, daß er so etwas mit Curio'n geredet habe, er widerrief aber bald, und erbot sich zu entdecken, was er wisse, wenn man ihm Verzeihung verspreche. Als ihm diese Bedingung zugesagt war, sagte er aus, daß einige vom jungen Adel eine Verschwörung gemacht hätten; an ihrer Spitze stehe der junge Curio. Paullus sei vom Anfange an mit verschworen gewesen, auch Brutus und Lentulus, der Sohn des Flamen, ohne Mitwissen seines Vaters. Septimius, Bibulus Sekretär, habe ihm einen Dolch von Bibulus selbst überbracht. — Diese Aussage wurde lächerlich gemacht; Bettius hätte keinen Dolch anschaffen können, wenn er ihn nicht vom Consul erhalten hätte? — Der junge Curio wurde zur Verantwortung vorgeladen; aber er widerlegte den Angeber

ber bald, and bewies, wie widersprechend und unmöglich seine Aussage sei. Er hatte nehmlich ausgesagt, daß die jungen Edelleute übereingekommen wären, den Pompejus auf dem Forum zu überfallen, wenn Gabinius seine Fechterspiele geben würde; Paullus sollte der Anführer sein. Nun zeigte es sich aber, daß Paullus eben zu der Zeit in Macedonien war. Der Senat befahl also, daß Vettius sollte ins Gefängniß geworfen werden; wer es wagen wollte ihn zu befreien, sollte für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden.

Cäsar wollte die Sache nicht so leicht aufgeben. Er befreite dennoch den Gefangenen am folgenden Tage, und stellte ihn dem Volke auf der Rednersbühne vor. Auf dieser Stelle, wo Bibulus, wenn gleich ein Consul, nicht erscheinen durfte, auf dieser führte er den Elenden auf, seine Sprachmaschine, die alles aussagen mußte, was er ihr einblies. Hier klagte Vettius noch mehrere an, die er im Senate nicht genannt hatte; namentlich den Lucullus und Domitius; er nannte Cicero'n nicht, sagte aber, daß ein gewisser Senator vom Consularrange, ein großer Redner, und ein Nachbar des Consuls, ihm gesagt habe, daß diese Zeiten eines andern Brutus oder Alaba bedürften. Als er ausgeredet hatte, rief ihn Vatinius zurück, flüsterte ihm etwas zu, und fragte dann laut, ob er sich nichts weiter besinnen könne? Hierauf antwortete er, daß Piso, Cicero's Schwiegersohn, und M. Lacerensis ebenfalls um die Verschwörung wußten.

ten (37). Aber es ereignete sich hier, was gewöhnlich bei allen Verabredungen dieser Art der Fall ist, daß zu große Uebereilung die Folgen vereitelt. Die Uebertreibung der Sache widerlegte die ganze Anklage; und alle Stände hörten sie mit solcher Beachtung an, daß Cäsar dem Vorfälle dadurch ein Ende machen mußte, daß er den Petrus heimlich im Gefängnisse aufhängen oder vergiften ließ, und vorgab, er sei von den Verschwornen umgebracht (38).

Der Senat hatte noch ein Mittel in Händen, Cäsar zu kränken. Er wollte ihm nach Verlauf seines Consulats eine verächtliche Provinz anweisen; als die Aufsicht über die Forsten oder Landstrassen; oder irgend eine, die ihm keine furchtbare Gewalt in die Hände geben konnte (39). Der Senat hatte durch alten Gebrauch und ausdrückliche Gesetze das unbezweifelte Vorrecht, die Provinzen zu vertheilen; das Volk hatte sich nie dagegen empört (40). Diese Art von Rache, oder Selbstvertheidigung schien ihm also sicher zu sein. Aber Cäsar, der weder Gesetze noch Gebräuche achtete, die seinen Absichten nicht entsprachen, wendete sich, ohne Rücksicht auf den Senat, an seine besten Freunde, an das Volk. Durch seinen Agenten Vatinius verschaffte er sich von dem Volke durch ein neues außerordentliches Gesetz, die Provinz

Gall

(37) Ad Att. 2. 24. in Vatini. II. Sueton. I. Caes. 20.
(38) In Vatini. II. Sueton. I. Caes. 20. Plutarch. in Lucull. (39) Sueton. 19. (40) Pro Dom. 9.

Gallien dießseits der Alpen samt Myricum, auf fünf Jahr. Hierdurch wurde der Gewalt des Senats eine tödtliche Wunde geschlagen. Es war ein Eingriff in die alte Konstitution; denn es gab dem Volke ein Recht, das es nie vorher gehabt oder begehrt hatte ⁽⁴¹⁾. Es überzeugte nun den Senat, daß alle Gegenwehr vergeblich sei; als also Cäsar bald darauf ein Verlangen äußerte, Gallien jenseits der Alpen auch zu besitzen, so gewährte es ihm der Senat freiwillig, um ihm zuvor zu kommen, daß er sich nicht noch einmal an das Volk wende, und mit einem Beispiele vorangehe, das der Gewalt des Senats so schädlich war ⁽⁴²⁾.

Clodius drohte nun Cicero mit allen Schrecken seines Tribunats, wozu er ohne Widerstand erwählt war. So wie die Gefahr sich näherte, so nahm auch Ciceros Unruhe zu. Die Abwesenheit seines Freundes Atticus, der erst neulich nach Epirus gereiset war, vermehrte seinen Kummer noch; denn Atticus hatte genaue Bekanntschaft mit Clodius Familie; er hätte ihm also nützlich werden, und den Clodius entweder von seinen Unternehmungen abrathen, oder doch ausforschen können, was er denn wirklich beabsichte. Cicero drang also in jedem Briefe in ihn, daß er zurück kommen möchte. „Wenn du mich liebst, so wie ich glaube, so halte dich zur Rückreise fertig, so bald ich dich

(41) In Vatini. (42) Sueton 22.

dich darum bitte; zwar will ich alles thun; was ich vermag, um dir diese Unruhe zu sparen ⁽⁴¹⁾. — Meine Wünsche und meine Angelegenheiten verslangen dich; es wird mir weder an Rathe, noch an Muth oder Stärke fehlen, wenn ich dich zur rechten Zeit hier sehe. Ich habe Ursache mit Varro zufrieden zu sein; Pompejus redet von Gott begeistert ⁽⁴²⁾. — Wie sehr wünsche ich, daß du in Rom geblieben wärest; und gewis wädest du es gethan haben, wenn du vermuthen konntest, was sich ereignen würde. Wir würden den Clodius leicht gelenkt, oder wenigstens ausgeforscht haben, was er beabsichte. Jetzt fliegt er, und wüthet und weiß nicht was er will; droht manchem; und wird vielleicht am Ende seine Maßregeln, wie es der Zufall mit sich bringt, nehmen. Wenn er bedenkt, wie allgemein verhaßt die gegenwärtige Verwaltung des Staates ist, so schiene er geneigt, die Urheber derselben anzugreifen, wenn er aber ihre Macht und ihre Armeen betrachtet, so fällt er wieder auf mich; und droht mir mit Gewalt und mit einem Prozesse. — Unser Freund Varro könnte manches ausrichten, was größeres Gewicht haben würde, wenn du es betriebest; manche Dinge könnten von Clodius herausgebracht werden; manche, die dir nicht verborgen blieben, könnten entdeckt werden. Aber warum nenne ich diese Fälle, da ich dich überhaupt in allen Dingen

ver-

(⁴¹) Ad Att. 2. 20. (⁴²) Ibid. 21.

vermisse? — Alles hängt davon ab, daß du kümst, ehe er sein Amt antritt ⁽⁴⁵⁾. Findet dich dieser Brief schlafend, so erwache; findet er dich unter Weges, so eile; findet er dich eilend, so fliehe. Es ist unglaublich, wie viel Werth ich auf deinen Rath und deine Klugheit lege; vor allem aber, auf deine Liebe und Treue ⁽⁴⁶⁾.

Cäsars Absicht bei der ganzen Sache war, Ciceros Muth zu bezwingen, und ihn von sich abhängig zu machen. Indem er also den Clodius heimlich aufmunterte, Ciceron zu verfolgen, indem schlug er an Ciceron Mittel, sich zu sichern, vor. Er both ihm an, daß er ihn zu der Kommission mit ernennen wolle, die die Acker von Campanien vertheilen sollte; ein Geschäft, das zwanzig der vornehmsten Senatoren aufgetragen war. Da aber Cicero nur in die Stelle eines gestorbenen eingesetzt werden sollte, und also nicht vom Anfange an berufen wurde, so hielt er es unter seiner Würde, den Antrag anzunehmen; er mochte auch in keiner Rücksicht an einer so unangenehmen Sache Antheil haben ⁽⁴⁷⁾. Cäsar both ihm hierauf auf eine sehr verbindliche Art eine Legatensstelle in seinem Gefolge in Gallien an, und drang sehr ernstlich in ihn. Dies war ein sicherer und ehrenvoller Weg, der Gefahr zu entgehen, und er konnte sich desselben nur in so fern bedienen, als es seine Absicht verlangte, ohne sich mit Danksagen

(45) Ibid. 22. (46) Ad Att. 2. 23. (47) Ibid. 19.

sachen zu befassen ⁽⁴⁵⁾. Cicero schlug nach eintem Bedenken auch dies aus. Er wollte keinem, am wenigsten Cäsar, seine Rettung verdanken; er wollte sich selbst durch eigene Kraft vertheidigen. Er würde es leicht vermocht haben, wenn das Triumvirat nicht gegen ihn gehandelt hätte. Diese Unbiegsamkeit erbitterte Cäsar so, daß er sich auf der Stelle entschloß, dem Clodius beizustehen und Cicero mit seiner ganzen Macht zu unterdrücken. Er warf nachher die ganze Schuld auf Cicero selbst, weil er so eigenkönnig alle freundschaftlichen Anerbietungen ausgeschlagen hätte ⁽⁴⁶⁾. Pompejus gab ihm indessen die heiligsten Versicherungen, durch Schwüre und Gelübde bestätigt, daß er keine Gefahr zu besorgen habe, und daß er lieber selber sein Leben verlieren wolle, als zugeben, daß ihm Leides widerfahre. Vielleicht wollte er Cicero nur zurückhalten, daß er sich nicht in Cäsars Arme werfe. Er versicherte, daß Clodius und sein Bruder Appius feierlich versprochen hätten, nichts gegen ihn zu unternehmen, sondern ganz zu seinem Gebote zu stehen. Wenn sie ihr Wort nicht hielten, so wolle er die ganze Welt sehen lassen, wie sehr er Cicero's Freundschaft allen andern Verbindungen vorziehe. Cicero schrieb daher an Atticus: „Barro giebt mir volle Genugthuung. Pompejus liebt mich, und behandelt mich mit vieler Güte. Trauest du ihm? wirst du sagen.“

(45) Ibid. 18. 19. (46) Act. 9. 2. Vell. Pat. 2. 45.

gen. — Ja, ich traue ihm. — Er überzeugt mich, daß es sein Ernst ist. — Da uns aber alle Geschäftsmänner, in ihren historischen Bemerkungen, und selbst Dichter in ihren Gefängen ermahnen, immer auf der Huth zu sein, und nicht zu schnell zu glauben; so stimme ich ihnen in einer Sache bei, alle mögliche Vorsicht zu brauchen, so viel ich im Stande bin; übrigens aber ist es mir unmöglich, ihm nicht zu trauen ⁽⁵⁰⁾.,.

Was nun aber wirklich zwischen Clodius und Pompejus vorgehen mochte; so fand doch Cicero, daß Clodius ganz anders gegen jedermann sprach, und ihm nichts als Krieg und Verderben ankündigte. Er mußte also Verdacht gegen Pompejus schöpfen, und sich gefaßt machen, sich durch seine wahre Stärke, durch den Senat und die Ritter, und die Edlen von allen Ständen, die bereit waren, aus allen Theilen Italiens zu seiner Hülfe herbei zu eilen, zu vertheidigen ⁽⁵¹⁾. Dies war die Lage der Sachen, als Clodius das Tribunat antrat. Seine erste Handlung war, Vibulus den Schimpf anzuthun, der schon vorher Cicero'n misshandelt war, als er das Consulat niederlegte. Er verwehrete ihm, an das Volk zu reden, und ließ ihn nur den gewöhnlichen Eid ablegen.

D. Metellus Celer, ein vortreflicher Fürger und Patriot, der nach dem Consulate die Provinz Gallien erhielt, wo Cäsar jetzt sein Nachfolger war,

(50) Ad Quint. Fr. 1. 2. Ad Att. 2. 20. 22.

(51) Ibid. 21. Ad Quint. Fr. 1. 2.

starb in diesem Sommer plötzlich in Rom, in der vollen Kraft und Blüthe seines Alters, nicht ohne Verdacht einer erlittenen Gewaltthätigkeit. Seine Gattin, Clodius Schwester, eine ausschweifende Frau, voll Intriquen, kam allgemein in Verdacht, daß sie ihm Gift beigebracht habe; theils um ihn für seinen Widerstand gegen ihres Eruers Unternehmungen zu strafen, theils um sich den Ausschweifungen desto freier ergeben zu können. Cicero trug kein Bedenken, ihr dies Verbrechen in der Rede für Cälius laut Schuld zu geben; Er machte von dem Tode ihres Gatten, den er in den letzten Augenblicken besuchte, eine rührende Schilderung; wie er in gebrochenen stammelnden Tönen den Sturm verkündete, der bald über Cicero'n und die Republik ausbrechen würde; und wie er in der Angst des Sterbenden nur einzig darum sein Schicksal beklagte, weil sein Freund und sein Vaterland seiner Hülfe bei so bedenklichen Aussichten hinfort entbehren müßten ⁽⁵²⁾.

Durch Metellus Tod wurde eine Stelle im Kollegium der Augurn erledigt; und obgleich Cicero dem Triumvirate keine Gunst verdanken mochte, so scheint er doch geneigt gewesen zu sein, die Stelle anzunehmen, wie er sich in einem Briefe an Atticus äußert, wenn sie ihm wäre angeboten worden. „Sage mir, schreibt er, alles Neue, was sich zuträgt; und weil Nepos Rom verlassen will, wen seines Bruders Augurat bekommen wird. Das ist

(52) Pro Caelio 24.

ist das einzige Amt, womit sie mich loffen könnten. Sieh, wie schwach ich bin! Aber wie habe ich an diesen Sachen Theil, denen ich das Lebewohl zu sagen, und mich ganz der Philosophie in die Arme zu werfen wünsche! Ja! im Ernste ich werde es thun; ach! und ich wollte ich hätte es vom Anfange an gethan ⁽⁵³⁾! „ — Seine Neigung zu dem Augurate war damals nichts anderes, wie wir sehen, als eine plötzliche unüberlegte Anwandlung; ein Gedanke, der kaum gedacht und schon verlorren ward; den er nur einem Freunde mittheilte, welchem er alle seine Gefinnungen so ungebounden

(⁵³) Ad Att. 2. 5. Ein geistreicher französischer und ein eben so sinnreicher englischer Schriftsteller, haben aus dieser Stelle Veranlassung genommen, Ciceros bürgerlichen und moralischen Charakter anzulagen. Der Franzose räsonnirt sehr ernsthaft über die Schwäche der menschlichen Natur, und über die Schwäche unseres Redners, der einen Gedanken fallen ließ, der seinen Kredit bei der Nachwelt auf immer vernichten, und die hohe Idee von seiner Tugend vereiteln mußte, die er doch sonst bei jeder Gelegenheit selbst pries. Aber ein schärferer Blick auf Ciceros ganzes Benehmen würde diesen Ankläger von seiner ungerechten Strenge bald überführen haben. Die Thatfachen, welche diese Geschichte aufstellt, beweisen hinlänglich, daß die Seele nicht anders angelegt werden kann, als wie sie hier nehmen, und wie sie auch der scharfsinnige Uebersetzer der Briefe an Atticus, Mongault, versteht. Nämlich, das Augurat sei die einzige Loßweise gewesen, die ihn reizen konnte; nicht sich mit dem Triumvirate zu verbinden, denn das fiel ihm nie ein, sondern etwas von ihnen anzunehmen, oder ihnen eine Verpflichtung schuldig zu sein. Sieh. Hist. de l'Exile de Cicéron. pag. 42. Considerations on the life of. Cic. p. 27.

eröffnete, wie sie in seiner Seele entstanden ⁽⁵⁴⁾. Es ist gewiß, er hätte dies Augurat erhalten können, wenn er hätte darum anhalten wollen. Aber in einem Briefe an Cato, der um die Sache wissen mußte, sagt er, daß er es wirklich aufgab. Und dies war gewis der Fall; ⁽⁵⁵⁾ denn er hielt sich in einer Entfernung von zwanzig Meilen von Rom auf dem Lande auf, und machte sich nicht auf, sich um die Stelle zu bewerben, oder sich anzubieten, welches er gewis würde gethan haben, wenn er sie wirklich begehrt hätte.

Ciceros Glück schien jetzt sehr mißlich zu stehen. Seine Feinde hatten sich gegen ihn festgesetzt, irgend eine Unterstüzung von den neuen Magistratsen konnte ihnen, zu seinem Verderben, das Uebersgewicht geben. Catulus pflegte ihm zu sagen, daß er nichts zu befürchten habe; ein guter Consul thäte ihn hinlänglich beschützen: Rom hätte nie zwei schlechte Consuln zugleich gehabt, ausgenommen während Cinna's Tyrannie ⁽⁵⁶⁾. Aber die Zeit war nun gekommen; Rom sah in dem kommenden Jahre, was es nie vorher in Friedenszeiten seit seiner Erbauung gesehen hatte, zwei verworfne Männer zur höchsten Würde befördert.

(⁵⁴) Ad Att. 3. 14. (⁵⁵) Ep. fam. 15. 4. (⁵⁶) Post. red. in Senat. 4.

Sechszehntes Kapitel.

Clodius Rabalen und Gesetze — Cicero legt zu vorzeitig Trauerkleider an — wird von Clodius verfolgt, von Pompejus verlassen — flieht durch den Rath einiger Freunde bewogen nach Sicilien.

L. Calpurnius Piso, und M. Caelius Ciceron, der eine J. R. 695. Cäsars Schwiegervater, der andere Pompejus Creatur, waren die verworfenen Consulen des neuen Jahres. Vor dem Antritt ihres Amtes hatte Cicero große Hoffnungen von ihnen gefaßt, und nicht ohne Grund. Denn durch die Heirath seiner Tochter war er mit Piso verwandt, Piso gab ihm auch alle Beweise seiner Vertraulichkeit; er hatte ihn bei der Wahl aufgetragen, die Stimmablegung der zuerst stimmenden Centurie zu besorgen; und als er am ersten Janusar sein Amt antrat, war Cicero der dritte, nach Pompejus und Crassus, den er um seine Meinung im Senate fragte ⁽¹⁾. Cicero konnte mit Wahrscheinlichkeit hoffen, daß sie sich, in Rücksicht des Einflusses, unter welchem sie standen, nicht übereilen würden, sich gegen ihn zu erklären ⁽²⁾. Aber,

E 5

er

(¹) Ad Quint. Fratr. 1. 2. — Post red. in Sen. 7. in Pis. 5. 6. (²) Der Verfasser der Schrift über Ciceros Verbannung veranschaulicht Caelius Treulosigkeit durch die Nachricht, daß ihn Cicero vorher von einem Kriminalproceß befreier hätte. Er bringt auch Bruchstücke der Rede bei. Er irrt sich aber in der Zeit. Diese Vertheidigungsrede hielt Cicero einige Jahre nach Caelius Consulate, wie wir unten am gehbrägen Orte sehen werden. Hist. de l'Exile de Cic. p. 115.

er fand bald, daß er sich getäuscht hatte; denn Clodius hatte sie schon in sein Interesse verwickelt; er hatte ihnen heimlich versprochen, daß er ihnen die besten Provinzen des Reiches durch eine Schenkung des Volkes verschaffen wollte. Piso sollte Macedonien nebst Griechenland und Thessalien; Gabinus Cilicien erhalten; und als Gabinus mit seinem Loose nicht zufrieden war, so ward die zu gering befundene Provinz mit Syrien vertauscht, und ihm das Recht, mit den Parthern Krieg zu führen, zuerkannt⁽¹⁾. Für diesen P. eis versprochen sie, Clodius Absichten, besonders auch Ciceros Verfolgung, zu befördern. Er nennt sie daher oft nicht Consuln, sondern Käufer der Provinzen, Mäkler ihres Vaterlandes⁽²⁾.

Die Sitten beider Consuln waren gleich verderbt, aber der Charakter war sehr unähnlich. Piso war im vorigen Jahre von P. Clodius wegen Bedrückungen und Plünderungen der Bundesgenossen angeklagt. Knieend zu den Füßen der Richter auf eine niedrige Art, während eines heftigen Regens, hatte er sich Mitleid erbittelt; die Versammlung hielt es für eine hinlängliche Strafe, daß ein Mann von seinem Stande sich auf so eine kleinliche Weise niederwerfen, und von Noth errettet wieder aufstehen mußte⁽³⁾. Cäsar hatte ihn durch sein Ansehen gerettet, und ihn mit Clodius ausgesöhnt. Im Reuffern affectirte er die Milde eines

Volkes

(¹) Pro S. N. 10. Pro Dom. 9. (²) Post red. in Sen. 4. (³) Val. M. 3. 1.

Weltweisen; und seine Physiognomie half ihm sehr, daß er sich in dem Credite eines Philosophen ers hielt. Sein Blick war ernsthaft; seine Kleidung schlecht; langsam seine Rede, und männlich sein Benehmen; er war ganz das Urbild der Vorzeit; ein Patron der alten Republik; begierig, für einen Patrioten und Beförderer der alten Disciplin gehalten zu werden. Aber unter dieser Maske der strengen Tugend lag eine verderbte lasterhafte Seele verborgen. Er hatte einen Hof von Griechen um sich, die ihm den Ruf eines Gelehrten verschafften. Andere besoldeten Griechen, um ihre Kenntnisse durch sie zu vermehren: er, um seiner Lust zu fröhnen. Sie waren seine Köche, Kuppler oder Zechbrüder. Kurz er war ein schmutziger, liederlicher dummer Wollüstling; der immer nur die niedrigen Lüste des Lebens vor Augen hatte; bis ihn eine falsche Meinung von seiner Weisheit, der Glanz seiner Familie, und die räucherichen Bilder seiner Vorfahren, denen er in nichts als in der Bildung glich, zum Consulate empfahlen. Hier zeigte er erst seinen wahren Charakter (*).

Sein Kollege Caelius war kein Heuchler, sondern ein offener schlechter Mensch vom Anfange an; lustig, läppisch, verschwenderisch; immer schön belobt und gefalbt; stets ausschweifend im Spiele, Trunke und in der Liebe, ohne alle Grundsätze der Tugend, Ehre oder Rechtshaffens-
heit;

(*) Pro Sext. §.

heit; so durch seine Schwelgerei verarmt, daß er kein Rettungsmittel mehr wußte, als den Staat zu plündern. Um dem Pompejus zu schmeicheln, zeigte er dem Pöbel während seines Tribunats den Riß von Lucullus Hause, und gab zu verstehen, was für ein prächtiges Gebäude einer der ersten Bürger Roms von der Beute aus dem öffentlichen Schatz bauen lasse. Dennoch machte dieser eitle, in Schulden versenkte Mensch, der kaum sein Haupt durfte sehen lassen, so viel Sporteln bei seinem Consulate, daß er sich einen noch prächtigeren Pallast baute, als der des Lucullus war (*). Kein Wunder also, wenn zwei solche Consuln, die bereit waren, das Reich selbst ihren Lüste und Vergnügungen aufzuopfern, das Glück und die Eicherheit eines Senators verkauften, dessen Tugend ihnen Vorwürfe machte, und dessen Gegenwart sie einigermaßen hinderte, ihren Lastern ganz den Zügel schießen zu lassen.

Als Clodius die Consuln gewonnen hatte, verpflichtete er sich auch das Volk durch neue Gesetze, die er zum Vortheile desselben ausgedacht hatte. Es sollte den Bürgern unentgeltlich Korn ausgetheilt werden. Kein Magistrat sollte Auspicien oder Beobachtungen des Himmels anstellen, wenn das Volk zu Staatsgeschäften versammelt wäre; drittens, sollten die alten Innungen oder Bruderschaften in der Stadt, die der Senat auf-

gehoben

(*) Pro Sext. 9. Pro Dom. 47.

gehoben hatte, wieder hergestellt, und mit neuen vermehrt werden. Viertens, um die Vornehmen zu gewinnen, gab er das Gesetz, daß die Censoren Niemand mehr aus dem Senate stossen, oder sonst beschimpfen sollten, wenn er nicht erst öffentlich angeklagt, und eines Verbrechens offenbar überführt wäre.⁽⁸⁾ Diese zwar größtentheils vernünftigen Gesetze kamen sehr zur Unzeit; denn sie wirkten dahin ab, die öffentliche Disciplin zu einer Zeit zu schwächen, da sie am meisten hätte befestigt werden sollen. Cicero glaubte, daß sie alle zu seinem Verderben ausgesonnen seien; er unterrichtete daher einen seiner Freunde, den Tribun L. Rinnius, daß er sich der Einführung derselben besonders den Innungen widersetzen sollte; denn Clodius würde unter dem Namen solcher Verbindungen Gelegenheit nehmen, sich Armeen anzuwerben, und den verworfensten Theil der Bürger in seine Dienste zu bringen.⁽⁹⁾ Dio Cassius sagt, Clodius habe befürchtet, daß die Widersetzung dieses Tribuns seine übrigen Pläne vereiteln möchte; er habe also Cicero durch eine freundschaftliche Unterredung bewegt, daß er den Tribun wieder zurüchtele, und die Geschäfte nicht unterbrach; dafür habe er ihm auch versprochen, daß er keine feindlichen Angriffe weiter auf ihn thun wolle.⁽¹⁰⁾ Aber Cicero benachrichtigt uns selber, daß ihn sei-

ne

(⁸) Orat. in Pison. 4. — Not. Aconii. Dio, 38. p. 67.

(⁹) In Pison 4. (¹⁰) Dio, 38. p. 67.

ne Freunde, gegen seine Ueberzeugung, bewogen, Fußig zu bleiben; weil die Gesetze populär wären, und ihn nicht persönlich angriffen. Er tadelte sich bald darauf selber wegen seiner Antheiligkeit bei dieser Sache, und machte seinem Freunde Atticus Vorwürfe, daß er ihm dazu gerathen habe; denn er fühlte bald, wie viel Clodius dadurch gewonnen hatte ⁽¹¹⁾.

Die wahre Absicht aller dieser Gesetze war, das Ziel der ganzen Intrigue, Ciceros Verbannung, auf eine gute Art vorzubereiten. Ein special Gesetz, daß einem jeden, der einen Bürger ohne Verhöre oder Prozeß zum Tode verurtheilt hätte, das Wasser und Feuer verboten sein sollte, vollendete das Werk ⁽¹²⁾. Cicero war zwar nicht genannt, aber durch das Gesetz erzielet. Es ward ihm zum Verrathen gemacht, daß er Catilinas Mitverschwörner hatte tödten lassen. "Ob er es gleich nicht nach bloßer Willkühr, sondern nach einer feierlichen Berathschlagung im Senate, und mit Einwilligung der Versammlung gethan hatte, so wurde dies Verfahren doch für unrechtmäßig, der Freiheit des Volkes zuwider erklärt. Da sich nun Cicero in die Lage eines Angeklagten gefügt sah, legte er das Trauerkleid, der Sitte gemäß, an, und jelgte sich so seinen Mitbürgern, um ihr Mitleid zu erwecken. Clodius suchte ihm an der Spitze seines Pöbels allenthalben zu begegnen, und ihn zu be-

leidis

(11) Ad Att. 3. 15. (12) Vell. Pat. 2. 45.

leidigen; machte ihm wegen seiner Feigheit und Kleinmüthigkeit Vorwürfe, und ließ ihn mit Roth und Steinen werfen ⁽¹³⁾. Cicero versammelte aber bald Freunde genug um sich, die ihn vor solchen Mißhandlungen schützten, den ganzen Ritterstand und die jungen Adlichen, an zwanzigtausend ⁽¹⁴⁾ und an ihrer Spitze den jungen Crassus. Sie alle legten Trauerkleider an, und begleiteten ihn durch die Stadt, um den Beistand des Volkes zu erlangen.

Rom war jetzt in heftiger Bewegung; jeder Theil der Bürger war für die eine oder die andere Partei. Der Senat versammelte sich im Tempel der Eintracht; Ciceros Freunde auf dem Capitol; und alle Ritter und jungen Edelleute kamen in ihren Trauerkleidern, um sich zu den Füßen der Consuln zu werfen, und sie um Beistand für Ciceron zu bitten. Piso blieb zu Hause, um ihnen auszuweichen; Gabinius aber empfing sie mit unersträglicher Härte, obgleich ihr Besuch durch das Bitten und die Thränen des ganzen Senats unterstützt wurde. Er verspottete Ciceros Charakter und sein Consulat, und wies die ganze Gesandtschaft ab, mit Drohungen und Hohn über ihre vergebliche Mühe für eine verlorene Sache. Die Versammlung wurde mit Unwillen erfüllt; und der Tribun Rinnius ließ sich durch die Heftigkeit des Consuls nicht nur nicht abschrecken, sondern schlug auch

(13) Plutarch, Cicero. (14) Post. red. ad Quir. 3.

auch vor, daß der Senat mit den übrigen Bürgern das Trauerkleid anlegen sollte. Dies wurde augenblicklich mit Einwilligung aller gutgeheißen. Hierüber in Wuth gebracht, stürzte Catinus aus dem Senate aufs Forum, und schrie dem Volke von der Rednerbühne zu, „man irre sich sehr, wenn man glaube, daß der Senat etwas in der Republik vermöchte; die Ritter sollten es theuer bezahlen, daß sie unter Ciceros Consulate mit gezognem Schwerte auf dem Capitol Wache gehalten hätten; die Stunde sei nun da, in der diejenigen, die bisher in Furcht lebten, sich an ihren Feinden rächen sollten; um die Wahrheit seiner Rede zu bekräftigen, verbäume er den römischen Ritter L. Pansa, zweihundert Meilen weit von Rom, wegen seines ausgezeichneten Eifers für Ciceros Sache ⁽¹⁵⁾.“ Dies war eine eigenmächtige Handlung, die noch kein Consul vor ihm gewagt hatte. Hierauf erfolgte ein Edikt von beiden Consuln, wodurch den Senatoren verboten wurde, ihren Entschluß, Trauerkleider anzulegen, auszuführen ⁽¹⁶⁾. — „Wo ist wohl, sagt Cicero, in der ganzen Geschichte ein ehrenvolleres Zeugniß für einen Mann, als dieses, daß alle Rechtschaffnen auf eignen Antrieb, und die Senatoren durch ein Descret bewogen, ihre Kleidung für die Sache eines einzigen Bürgers wechselten ⁽¹⁷⁾?“

(¹⁵) Pro Sext. 11. 12. 13. Post red. in Senat. 5. Ep. fam. 11. 16. (¹⁶) Ep. fam. 11. 14. (¹⁷) Ibid. 12.

Cicero's Entschluß, Trauerkleider anzulegen, war übereilt, und beförderte nur sein Unglück. Er war nicht im Geseze genannt oder persönlich angegriffen; die Ausdrücke desselben waren allgemein und scheinbar gerecht, und trafen nur diejenigen, die einem Bürger das Leben auf eine ungerechte Art genommen hatten. Ob dis bei ihm der Fall war, oder nicht, das war jetzt nicht die Frage; das gehörte für eine andere Untersuchung. Weil er sich also selber vor der Zeit zum Angeklagten machte, so verkürzte er seinen Feinden die Rühre, machte seine Freunde muthlos, und verdarb seine Sache nur noch mehr. Er hätte vielleicht die Bosheit seiner Feinde vereiteln können, wenn er das Gesez empfohlen oder wenn er sich nicht darum bekümmert, und es nicht auf sich gedeutet hätte. Wäre er dann durch ein zweites Gesez angegriffen worden, dann hätte er sich aus allen Kräften vertheidigen müssen. Er sah seine Uebereilung ein, als es zu spät war, und er machte Atticus oft Vorwürfe, daß er diesen Irrthum nicht gerügt hätte, da er doch nur ein Zuschauer gewesen, der nicht so sehr durch das Spiel erhitzt werden konnte.⁽¹⁰⁾

Da sich der andere Consul, Piso, noch nicht deutlich erklärt hatte, so machte ihm Cicero in Begleitung seines Schwiegersohnes, der ein naher Beiter des Consuls war, einen Besuch, in der Hoffnung, daß er ihn bewegen würde, seine und des

Er:

(10) Ad Att. 3. 15.

Senats Parthei zu ergreifen. Sie giengen um elf Uhr des Morgens zu ihm, und fanden ihn, aus einer kleinen schmutzigen Kammer eben von einer nächtlichen Schwelgerei kommend, in Pantoffeln, mit einer Nachtmüge auf dem Kopfe und so von Wein duftend, daß sie es kaum aushalten konnten. Er entschuldigte sich wegen seines Anzuges und Weingeruches damit, daß er krank sei und weinartige Medizin einnehmen müßte. Er ließ sie die ganze Zeit lang in dem schmutzigen Zimmer stehen, bis sie ihr Geschäft abgethan hatten. Kaum hatte Cicero seine Sache vorgetragen, als ihm Piso antwortete: Gabinus sei so jämmerlich arm, daß er sein Haupt nicht dürfe sehn lassen; er müßte ganz zu Grunde gehen, wenn er sich keine reiche Provinz anschaffen könnte. Durch Clodius Hülfe könne er auf eine hoffen, aber von Seiten des Senats hätte er keine Aussicht. Er seiner Seits könne nichts thun, als seinem Kollegen nachgeben, wie Cicero gegen seinen Kollegen auch gethan hätte; es könne ihm nichts helfen, daß er den Beistand der Consuln suchen wolle; jeder Mensch müßte für sich sorgen. ⁽¹⁹⁾ — Das war alles, was er antwortete.

Clodius war indessen nicht unthätig, sondern setzte sein Gesetz mit vieler Hize durch. Er berief das Volk in den Flaminischen Circus, so wie auch die jungen Adlichen und die Ritter, die für Eis

(19) In Pison. 6.

Ciceros Wohl so eifrig waren, damit sie der Versammlung über ihr Betragen Rechnung ablegen sollten. So wie sie versammelt waren, gab er seinen Sklaven und Miethlingen Befehl, mit gezogenem Schwerte über sie zu fallen, und ließ sie mit einem Stein-Regen überschütten. Hortensius wurde beinahe getödtet, und Bibienus, ein anderer Senator, so sehr verwundet, daß er bald darauf starb ⁽²⁰⁾. Hier führte er nun die beiden Consuln vor, damit sie dem Volke ihre Gedanken über Ciceros Consulat sagen sollten. Gabinius erklärte mit allem Ernst, daß er das Verfahren, Bürger ohne Prozeß zum Tode zu verurtheilen, gänzlich verwerfe; Piso sagte bloß, er sei immer gern fürs Verzeihen gewesen, und er haße alle Grausamkeiten ⁽²¹⁾. Die Volksversammlung wurde diesmal deswegen im Flaminischen Circus, ausserhalb der Thore Roms gehalten, damit Cäsar seinen Beistand leisten konnte, der jetzt ein militärisches Kommando hatte, und daher nicht in die Stadt kommen durfte. Als er nun nach den Consuln aufgefodert wurde, seine Meinung über die vorgelegte Frage zu sagen, so bemerkte er: „daß das Verfahren gegen Lentulus und die übrigen ungesegmässig sei; er könne es aber nicht gutheissen, daß man Jemanden deswegen bestrafen wolle; die ganze Welt wisse seine Gesinnung über die Sache,

§ 2

und

(20) Pro Sext. 12. Pro Milon. 14 (21) Post red. in Senat. 6. 7. In Pilon. 6.

und daß er seine Stimme gegen die Verurtheilung jener Hingerichteten abgelegt habe; er halte es aber für unrecht, daß man jetzt über Sachen, die so lange vergangen wären, neue Gesetze entwerfen wolle ⁽²²⁾. Dies war eine schlaue Antwort, ganz der Rolle angemessen, die er spielen wollte. Sie bestätigte Clodius Gesetz, und hatte den Anschein der Schonung für Cicero. Oder, wie sich ein scharfsinniger Schriftsteller ausdrückt, sie machte dem einen Ausflucht, und that dem andern wirkliche Dienste ⁽²³⁾.

Clodius setzte in dieser selbigen Versammlung ein neues Gesetz durch, das die Konstitution der Republik sehr änderte. Er hob das Aelianische und Jusische Gesetz auf; hierdurch erhielt das Volk die Freiheit wieder, alle öffentlichen Geschäfte, selbst an den Tagen, die Fasti hießen, zu verrichten, ohne von den Magisträten durch irgend einen Vorwand abgehalten werden zu können ⁽²⁴⁾. Die heilhesten jetzt aufgehobnen Gesetze hatten über hundert Jahr gegolten; ⁽²⁵⁾ sie verboten, daß irgend etwas vor dem Volke öffentlich vorgenommen würde, wenn die Augurn oder Consuln den Himmel oder die Auspicien beobachteten. Diese weise Einrichtung

(22) Dio 38. p. 69. (23) Exil de Cic. p. 133. (24) Pro Sext. 16. De Harusp. resp. 27. Die Dies Fasti waren Tage, an welchen die Gerichte eröffnet wurden, und die Prätores Proceße vernahmen. Sie waren im Kalender ausgezeichnet. Vor diesem Gesetze durfte kein Geschäft vor dem Volke an ihnen vorgenommen werden. (25) In Pil. 5.

richtung war die wahre Stütze der Aristokraten; sie ne feste Wehr gegen den Muthwillen unruhiger Tribunen, die am meisten Gelegenheit hatten, Unheil zu stiften, wenn sie durch ihre Popularität der Stadt gefährliche Gesetze aufdrangen. Cicero besklagte daher oft den Verlust jener beiden Gesetze als einen großen Schaden für den Staat. Er nannte sie die heiligsten, heilsamsten Gesetze der Republik; die Schutzwehr des Friedens und der bürgerlichen Ruhe; die wahre Vormauer der Republik, die selbst dem Ungestüm der Gracchen; der Kühnheit eines Saturninus; dem Pöbel eines Drusus; Einmas Blutbade und Syllas Waffen Trotz geboten hätte. ⁽²⁶⁾ Jetzt liege sie von einem nichts würdigen Tribun umgestürzt.

Pompejus hatte Cicero bisher die heiligsten Versicherungen seiner Freundschaft gegeben, und war bei seinen öftern Besuchen offenerherzig gewesen; jetzt, als die Verschwörung dem Ausbruche entgegen reifte, fieng er an kalt und zurückhaltend zu werden. Clodius Anhänger fürchteten schon, er möchte sich verleiten lassen Cicero zu beschützen; sie wendeten daher alle List an, ihn mit Mißtrauen gegen Ciceros Absichten zu erfüllen. Sie stellten einige ihrer Vertrauten um Ciceros Haus, ließen Pompejus beobachten so oft er zu Cicero gienge, und ließen ihn durch Flisterer und Zettel warnen, vorsichtig zu sein, nicht zu oft sich dahin zu wagen,

3 3

und

(26) In Vatin. 9. in Pison. 4.

und besser für sein Leben zu sorgen. Eben dies wurde ihm auch zu Hause durch Briefe und Boten von vorgeblichen Freunden beigebracht; so daß er es endlich für rathsam hielt, sich von der Stadt nach seinem Hause am Albanischen Berge zu entfernen ⁽²⁷⁾.

Es ist kaum gedenkbar, daß er sich wirklich vor Cicero fürchtete; Ciceros Charakter und sein eigner machen es unglaublich; war er aber wirklich besorgt, so war es nicht Cicero, wie dieser selber sagt, sondern ihre gemeinschaftlichen Feinde, die ihn fürchten machten, es könnte ihm unter Ciceros Namen Leides widerfahren. Sie könnten vielleicht hoffen, beider zu gleicher Zeit los zu werden, wenn sie dann Cicero anklagten. Die wahrscheinlichste Vermuthung aber ist diese, daß er, da er einmal durch seine Verbindung mit Cäsar gezwungen war Cicero zu verlassen, diese Verläumdungen zur Entschuldigung seiner Treulosigkeit nutzen wollte.

Aber Cicero hatte nicht allein noch immer den bessern Theil der Bürger, sondern auch den größten auf seiner Seite, die entschlossen waren, alles selbst ihr Leben für seine Sicherheit zu wagen ⁽²⁸⁾. Dies war gegen Clodius und die Consula eine hinlängliche Wehr, wenn nur das Triumvirat neutral bleiben wollte. Ehe also die Sache aufs äußerste kam, hielt er es für gut, so im Pompejus zu dringen, daß er sich nothwendig erklären

(27) Fr. Dom. XI. Pro Sext. 13. (28) Ibid. 16.

klären mußte. Einige seiner besten Freunde übernahmen den Auftrag; Lucullus, Torquatus, Lentulus u. s. w. giengen mit einer zahlreichen Begleitung von Bürgern nach seiner Albanischen Villa, um ihn zu bewegen, daß er seinen alten Freund nicht verlasse. Er empfing sie höflich, aber kalt; wies sie an die Consuln und erklärte, er könne als ein Privatmann keine Ansprüche machen, gegen einen bewaffneten Tribun das Feld zu behaupten, da er keine öffentliche Autorität hätte. Wenn sich aber die Consuln nach einem Dekrete des Senats auf die Sache einlassen wollten, so wolle er sich gleich zur Vertheidigung aufmachen ⁽²⁹⁾.

Mit dieser Antwort wendeten sie sich wieder an die Consuln; aber mit keinem bessern Erfolg als zuvor. Gabinius behandelte sie unhöflich; Piso antwortete ihnen ganz kalt: daß er nicht so ein starker Consul sei, als Torquatus und Cicero gewesen wären; Waffen und Gesecht sei nicht nöthig; Cicero möchte die Republik zum zweitenmal, wenn er wolle, dadurch retten, daß er sich entferne; denn wenn er bliebe, würde es viel Bürgerblut kosten; und mit einem Worte, weder er, noch sein Kollege, noch sein Schwiegersohn Cäsar würden die Parthei des Tribunen verlassen ⁽³⁰⁾.

(29) In Pison. 31. (30) Ibid.

Nach dieser abschläglichen Antwort, entschloß sich Cicero, den letzten Versuch bei Pompejus zu machen, und sich ihm selber zu Füßen zu werfen. Plutarch erzählt, daß Pompejus durch eine Hintertür entwich, um ihn nicht zu sehen. Aber aus Ciceros eignen Nachrichten sehen wir, daß er ihn wirklich sprach; daß ihm Pompejus gerade zu seinem Beistand versagte, als er ihn dringend darum bat; und daß er sich damit entschuldigte, er könne nicht gegen Cäsars Willen handeln ⁽³¹⁾. Dieser Versuch überzeugte Cicero, daß er mit einer größern Macht zu streiten hätte, als es ihm dünkte. Er berief also eine Versammlung seiner Freunde, nun, nach ihrem Rathe, seinen letzten Entschluß zu fassen. Die Frage war, ob es besser sei zu bleiben, und sich mit Gewalt zu vertheidigen; oder ein Blutbad zu vermeiden und sich zu entfernen, bis der Sturm verweht sei. Lucullus rieth das erstere; aber Cato, und vor allen Hortensius, drangen ernstlich auf das letztere. Da nun diese Meinung mit Atticus Rathe übereinstimmte, und sie durch die Furcht und die Thränen seiner Familie Nachdruck erhielt, so entschloß er sich, seinen Feinden das Feld zu räumen, und freiwillig ins Exil zu gehen ⁽³²⁾.

Kurz vor seiner Abreise nahm er eine kleine Bildsäule der Minerva, die seit langer Zeit in seiner Familie war verehrt worden, trug sie auf's Ca-

(31) Ad Att. 10. 4. (32) Ibid. 4. Plutar. in Cic.

Capitol, und setzte sie in den Tempel des Jupiter, unter dem Titel Minerva, Beschützerin der Stadt ⁽¹⁾. Er mochte damit sagen wollen, daß er nun, nach dem er alles gethan, was menschliche Klugheit vermochte, den Schutz der Republik den Göttern in die Hände geben müsse; denn nur die Vermittelung einer Gottheit könne sie vom Untergange retten; oder vielmehr, wie er selber zu verstehen zu geben scheint, hatte er die Absicht, bei seiner unsichern Flucht, und der Plünderung seiner Güter, die wahrscheinlich erfolgen würde, dies heilige Gesbild auf der höchsten Burg der Stadt in Sicherheit zu sehen, als ein Denkmal seiner Dienste, das das Volk zu einer dankbaren Erinnerung aufmuntern würde, wenn es ihm zeigte, daß sein Herz noch da wäre, wo er seine Götter in Schutz gegeben hätte. Hierauf entfernte er sich in der Nacht, von einer zahlreichen Bedeckung seiner Freunde begleitet, die ihn nach einer oder zwei Tagereisen auf dem Wege nach Sicilien unter den zärtlichsten Versicherungen verließen. Er hatte Sicilien zu seinem Aufenthalte bestimmt, und hofte dort, in Rücksicht seiner Verdienste um diese Insel, eine gute Aufnahme und Sicherheit zu finden.

(1) De leg. 2. 17.

Siebenzehntes Kapitel.

Clodius wüthet gegen Cicero durch ein neues Gesetz —
 Plündert seine Häuser — Verfolgt die Familie des Un-
 glücklichen — Warum entwich Cicero? — Clodius ver-
 leitet den ehrwürdigen Cato zu einer Ungerechtigkeit.

Die unglückliche Wahl, zu der sich Cicero ge-
 zungen sah, entweder sein Vaterland
 oder sein Leben zu verlieren, widerlegt
 schon allein die Verläumdungen derer, die
 aus ein paar dunkel hingeworfenen, unrecht ver-
 standenen Winken in seinen Schriften den übereils-
 ten Schluß ziehen, daß er sich wankelmüthig nach
 den Umständen geschmiegt und sich selbst für ir-
 gend einen Preis, der nur seine Eitelkeit nähren
 konnte, verkauft habe. Es ist sonnenklar, daß
 er nicht allein diesem Sturme entgehen, sondern so-
 gar alle Ehrenerhebungen, die er nur wollte, hät-
 te erhalten können, wenn er sich mit dem Triums-
 virate verbunden, und es durch sein Ansehen un-
 terstützt hätte; und daß Cäsar allein dadurch so
 aufgebracht gegen ihn wurde, weil er alle seine
 Anträge und seine Freundschaft gänzlich ver-
 warf. ⁽¹⁾ Dieses sagte Cicero dem Senate aus-
 drücklich, der die Wahrheit wohl einsah. Cäsar
 habe alle Mittel versucht, ihn zu bewegen, daß er
 an seinen Unternehmungen in seinem Consulate Theil
 nehmen möchte; er habe ihm Bevollmächtigungen
 und

(1) Vell. Patern. 2. 43. Ad Att. 9. 2.

und Legatenstellen mit allen nur beliebigen Vorrechten angetragen, um ihn zum vierten Mitversbündeten zu machen, und ihn in der Freundschaft so werth zu halten, als selbst den Pompejus — „Dies alles schlug ich aus, sagt Cicero, nicht aus Verachtung gegen Cäsar, sondern aus Beharrlichkeit in meinen Grundsätzen; und weil ich es meinem Charakter nicht angemessen hielt, diese Anerbietungen anzunehmen. Wie klug ich handelte, will ich nicht untersuchen; aber ich bin überzeugt, daß es standhaft und rechtschaffen war. Denn anstatt daß ich die Bosheit meiner Feinde vernichtet hätte, wie ich es durch eine solche Hülfe leicht konnte, erlitt ich lieber jedes Unrecht, als daß ich euer Interesse verließ, und mich selber herabwürdigte^(*).“

Cäsar blieb in Rom, bis Cicero abgereiset war. Kaum hatte er sein Consulat niedergelegt, als ihn zwei von den neuen Prätores angriffen und beleidigten, L. Domitius, und C. Memmius. Dieser untersuchte die Gültigkeit seiner Neuerungen, und versuchte es mehrmals im Senate, ein Aufhebungs-Gesetz zu bewirken. Aber der Senat wollte sich mit einer so gefährlichen Sache nicht befassen; das ganze Unternehmen endete mit fruchtlosen Streitigkeiten. Cäsar bestach die dirigirenden Magisträte, um alle Unternehmungen dieser Art in seiner Abwesenheit zu verhindern; und so reiste er nach
seis

(*) De Prov. Conf. 17.

seiner Provinz Gallien ⁽²⁾. So wie nun dieser unerwartete Angriff dem Trumbvirate eine kleine Ersschütterung gab, so diente er ihm zu einer Entschuldigung wegen des Betragens gegen Cicero. Denn sie gaben nun vor, daß ihnen ihre eigne Gefahr mehr angehe, als die anderer Leute; und daß sie um ihrer eignen Sicherheit willen einen so popularen Tribun, als Clodius, nicht beleidigen dürften ⁽⁴⁾.

So bald es bekannt wurde, daß Cicero sich entfernt habe, füllte Clodius das Forum mit seiner Bande Sklaven und Nordbrennern, und machte dem römischen Volke, so nannte er seine Rotten, obgleich nicht ein ehrlicher Bürger oder ein Mann von Ansehen darunter war, ein zweites Gesetz bekannt ⁽¹⁾. Es war, so viel wir aus den Bruchstücken ersehen können, in folgenden Ausdrücken abgefaßt.

„Weil M. T. Cicero römische Bürger unverhört und unverurtheilt zum Tode verdammt hat; und für sein Verfahren die Autorität und ein Dekret des Senats fälschlich anführt: so wünschen wir, daß ihr befehlet, daß ihm Feuer und Wasser untersagt sei, so daß es Niemand bei Lebensstrafe wage, ihn zu beherbergen oder aufzunehmen; und daß ein jeder, der sich erhebt, redet, wünscht, oder irgend einen Schritt thut, ihn zurück zu berufen, als ein Feind.“

(¹) Sueton. Caes. 23. (²) Pro Sext. 18. (³) Pro Dom. 18.

Feind des Staates behandelt werde; es müßten denn die zum Leben wieder zurück gerufen werden, die Cicero gesetzwidrig getödtet hat.⁽⁶⁾

Sext. Clodius, der Vetter und erste Minister des Tribuns, hatte das Gesetz entworfen; obgleich Vatinius sich einigen Antheil anmaßte, und der einzige vom Senatoren-Ränge war, der es öffentlich billigte⁽⁷⁾. Es war, aber sowohl in Rücksicht des Inhaltes als der Form ungültig, denn erstens war es kein eigentliches Gesetz sondern ein so genanntes Privilegium; oder eine Verordnung, wodurch einem einzelnen genannten Bürger eine Kriminalstrafe ohne vorhergegangenen Prozeß zuerkannt wurde; und dies war durch die heiligsten Grundgesetze der Republik verboten⁽⁸⁾. Zweitens waren die Ausdrücke desselben so abgeschwächt, daß sie sich selbst vernichteten: denn sie geboten, nicht daß Cicero Feuer und Wasser möchte oder sollte untersagt werden, sondern daß es ihm untersagt sei; und dies war unmöglich; denn keine Macht auf Erden, sagt Cicero, kann eine Sache geschehen machen, ehe sie geschehen ist⁽⁹⁾.

Dritts

(6) Pro Dom. 18. 19. 20. Post. red. in Sen. 2. X.

(7) Pro Dom. 2. X. 18. Pro Sext. 61. (8) Pro Dom.

17. (9) Ibid. 18. 19. Der Unterschied zwischen interdicitur und interdictum sit verdient hier von den Sprachforschern untersucht zu werden. Gewöhnlich werden beide Ausdrücke als gleichgeltend gebraucht. Nach Ciceros Kritik wäre der eine hier am unrechten Orte

Deitens, da die peinliche Verordnung auf eine notorisch falsche Voraussetzung, daß Cicerb ein Dekret des Senats fälschlich anführe, gegründet war; so konnte sie wegen Mangel an Gründlichkeit nicht Bestand haben ⁽¹⁰⁾. Endlich, obgleich darin verboten war, daß ihn jemand beherberge, so war doch nicht darin gesagt, daß er ausgestoßen oder überhaupt daß er aus der Stadt vertrieben werden sollte ⁽¹¹⁾. Es war die Sitte, vor alle Gesetze, die in den Tribus gemacht wurden, den Namen des zuerst stimmenden Tribus vorzusetzen; so wie den Namen des Mannes, der zuerst für das Gesetz in derselben stimmte; damit er mit dem Gesetze selbst als der Name des Hauptbeförderers des Gesetzes ins Archiv gelegt werde. ⁽¹²⁾ Diese Ehre wurde einem niedrigen unbekannten Menschen, einem gewissen Sedulius, der nirgends eine feste Wohnung hatte, zugestanden. Er erklärte selber hierauf, daß er zu der Zeit nicht in Rom war, und nichts von der Sache wußte. Cicerb machte die scherzhafte Bemerkung, als er dem Clodius sein Gesetz vorwarf, daß Sedulius wohl leicht zuerst seine Stimme hätte ablegen können, weil er, aus Mangel an einer Wohnung, alle Nächte auf dem Forum zu liegen pflege. Es war doch sonderbar, daß er keinen angesehenern Bewehrsmann

(¹⁰) Pro Dom. 19. (¹¹) Ibid. 20. (¹²) Diese Formalität lernen wir aus Bruchstücken alter Gesetze kennen. S. Frontin de Aquaed. — Fragm. Legis Thoriae, apud rei agrar. Scriptores — Liv. 9. 38.

mann des Gesetzes finden konnte, da er doch einmal einen erbichten mußte ⁽¹³⁾.

Mit diesem Gesetze gegen Cicero war ein anderes zu gleicher Zeit bekannt gemacht, welches der bereits erwähnten Stipulation zu Folge der Lohn für jenes war; nemlich daß den beiden Consuln die oben genannten Provinzen mit einer Provision von Truppen und Geld, so viel sie für gut fänden, gegeben werden sollten ⁽¹⁴⁾. Beide Gesetze wurden ohne Widerrede durchgesetzt, und Clodius verlor keine Zeit, das erstere in Ausübung zu bringen. Er plünderte, verbrennte und verwüstete so gleich Ciceros Häuser in der Stadt und auf dem Lande. Der beste Theil seiner Güter wurde unter beide Consuln vertheilt; die marmornen Säulen von seinem palatinischen Hause wurden öffentlich zu Pisos Schwiegervater geschleppt, und die kostbaren Geräthschaften seiner tusculanischen Villa zu seinem Nachbar Gabinius; der so gar die Bäume auf seinen Grund verpflanzen ließ ⁽¹⁵⁾. Um den Verlust des Hauses in Rom auf immer unwiderrufbar zu machen, weihte Clodius den Platz, worauf es stand, auf immer dem Dienste der Religion, und erbaute der Gottheit der Freiheit einen Tempel darauf ⁽¹⁶⁾.

Als Ciceros Haus in Flammen stand, feierten beide Consuln, mit ihrem aufrührerischen Hausen

um

(¹³) Pro Dom. 30. 31. (¹⁴) Pro Sext. X. in Pison. 16. Pro Sext. 24. (¹⁵) Polt. red. in Sen. 7. Pro Dom. 24. (¹⁶) Ibid. 49.

um sich, ihren Sieg, und die Rache, die sie im Namen ihrer alten Freunde an Cicero genommen hatten. In der Freude seines Herzens prahlte Gabinius öffentlich, daß er immer Catilinas Günstling gewesen wäre, und Piso, daß er Cethegus' Better sei ⁽¹⁷⁾. Clodius war mit der Rache nicht zufrieden, die er an Ciceros Häusern ausgeübt hatte, sondern er verfolgte auch seine Gemalin und Kinder mit gleicher Wuth. Er versuchte es einmal, Ciceros sechsjährigen Sohn in die Hände zu bekommen, um ihn zu ermorden ⁽¹⁸⁾. Aber das Kind wurde von den Freunden der Familie sorgfältig beschützt. Terentia hatte ihre Zuflucht zum Tempel der Vesta genommen, wurde aber mit Gewalt herausgeschleppt, vor Clodius' Tribunal geführt, um von ihm über die Verheimlichung der Effecten ihres Gemals verhört zu werden. Sie war eine Frau von vielem Muth und Entschlossenheit; sie ertrug alle diese Beleidigungen mit männlicher Stärke ⁽¹⁹⁾.

Clodius schien zwar nichts anderes als die Befriedigung seiner Rachsucht zu beabsichtigen, aber es lag ihm zugleich noch ein anderes Interesse näher am Herzen. Das Haus, welches er bewohnte, stieß an einen Theil von Ciceros Besitzungen; da nun dieser Platz geräumt war, so wurde dadurch diese Seite des palatinischen Berges freier, und
bekam

(17) Pro Dom. 24. In Pison XI. Pro Sext. 24. (18) Pro Sext. 24. Pro Dom. 23. (19) Ep. fam. 14. 2.

bekam eine angenehmere Aussicht. Seine Absicht war also, ein benachbartes Haus noch zu kaufen, und sich den ganzen Platz, so wie auch die Venusgung des schönen nahegelegnen Portikos und Tempels, zu zueignen. Er hatte also kaum Ciceros Haus niederreißen lassen, als er mit dem Besitzer des benachbarten, mit Q. Sejus Posthumus, einem römischen Ritter, zu handeln anfieng. Dieser weigerte sich durchaus, es zu verkaufen, und versicherte, daß, so lange er lebe, Clodius am wenigsten von allen Menschen sein Haus bekommen sollte. Clodius drohte, daß er ihm die Fenster wollte verbauen lassen; da aber weder Drohungen noch Anerbietungen fruchteten, ließ er den Ritter vergiften, und kaufte nun nach dessen Tode das Haus, als sein Nachlaß den Meistbietenden überlassen wurde. Hierauf suchte sich Clodius des übrigen Platzes von Ciceros Hause, der nicht mit geweiht war, zu versichern. Er lies ihn auch öffentlich versteigern; da sich aber schwerlich ein Bürger zu dem Kaufe würde eingesunden haben, und er das Haus nicht gern auf seinen Namen erstehen wollte, so ließ er es durch einen unbekannten Menschen, Namens Scato, für sich kaufen; und so wurde er nun der Besitzer des größten Platzes in der Stadt ⁽²⁰⁾.

Cicero wurde bald durch den Verlust seines Vermögens in Rom, und durch das Unglück, das

rr

(20) Pro Dom. 41. 44. De Harusp. resp. 14.

er auswärts empfand, da ihm alles fehlte, was ihm theuer war, zur Neue über seine Flucht bewogen. Er warf die Schuld seiner Uebereilung auf die Verrätherci seiner Rathgeber, die seine Besorgnisse und seine Verlegenheit nutzten, und ihn zu einem verderblichen unrühmlichen Schritte verleiteten. Vor allen beschuldigte er den Hortensius; ob er ihn gleich nie namentlich bei Atticus anlagte, aus Rücksicht der engen Freundschaft, die zwischen beiden obwaltete, so that er es doch gegen seinen Bruder Quintus. „Täglich, sagt er, sei Hortensius hinterlistig zu ihm gekommen, habe ihn täglich, unter den wärmsten Versicherungen seines Eifers und seiner Freundschaft, nach seiner Furcht und seinen Hoffnungen ans Herz gelegt, daß er, wenn er der aufbrausenden Wuth aus dem Wege gehen wollte, ganz gewis in Zeit von drei Tagen mit allen Ehren wieder würde zurück gerufen werden.“^(*) Hortensius war damals Pompejus Vertrauter; vielleicht wurde er dazu gebraucht, Cicero zu diesem Schritte zu bewegen, um Pompejus aus der Verlegenheit zu helfen, daß er nicht offenbar gegen ihn zu handeln brauchte. Dem sei wie ihm wolle, Pompejus Betragen befremdete Cicero am meisten; nicht weil es seinen Eiden, von denen sich der Ehrgeizige leicht los sagt, sondern seinem Vortheile, den er nie anders, als aus Schwäche verabsäumt, zuwider war. Die Ueberlegung

(*) Ad Quint. frat. l. 3.

legung dessen, was für Pompejus nützlich sei, machte, daß sich Cicero auf seine Hülfe verließ ⁽²²⁾. Er hätte sich gegen seine Verrätherei schützen können, aber er konnte nicht denken, daß er so thöricht sein würde, sich ganz Cäsar hinzugeben, der der Urheber und Führer der ganzen Sache war.

In diesem zerrütteten bedauernswerthen Zustande des Herzens, von dem Gedanken an seinen Irrthum und die Treulosigkeit seiner Freunde gequält, beklagte Cicero oft, daß er nicht den Ausschlag der Waffen versucht, und beschloßen hätte, entweder tapfer zu siegen, oder ehrenvoll zu fallen. Er berührt dieses so oft in seinen Briefen, daß es scheint, er habe sich überzeugt gehalten, es würde der klügste Entschluß gewesen sein. Es ist ein schwer zu beantwortendes Problem. Es ist gewis, seine Feinde brauchten jede List, ihn zur Entweichung zu bewegen; als hätten sie die Folgen seines Bleibens gefürchtet. Die wahre Absicht des Triumvirats war ihn nur zu demüthigen, nicht zu vernichten. Aber es ist nicht minder gewis, daß aller Widerstand würde vergebens gewesen sein, wenn sie wären gezwungen worden, ihre Kräfte gegen ihn zu gebrauchen. Und doch waren sie schon zu weit gegangen, als daß sie ihn hätten ungehindert in der Stadt lassen können. Hätten sie ihre Macht wirklich angewendet, ihn zu vertreiben, so würde seine Rückkehr desto gefährlicher und ihr Wunsch,

B 2

daß

(22) Ad Att. 3. 15. Ad Quint. frat. 1. 4.

daß er nicht zurücksäme, um so dringender gewesen sein. Nach allem schiene es also, daß Cicero die beste Parthei ergriff, die seinem Charakter am ans gemessensten war, daß er den Zeitumständen nach gab.

Wir haben aber eine vollständige Nachricht von den Bewegungsgründen seiner Entweichung in dem Reden, die er nach seiner Rückkehr an den Senat und an das Volk hielt. „Als ich den Senat seiner Führer beraubt sah; mich selbst theils ausgestoßen, theils verrathen von den Magisträten, den El las ben, die namentlich unter dem Vorwande der In nungen angeworben waren; als die Ueberbleibsel von Catilinas Macht wieder unter ihren alten Häuptern ins Feld gestellt, die Ritter mit Pros criptionen, die einverleibten Städte mit militäris cher Exekution und alle mit Tod und Verderben bedroht waren; da hätte ich mich noch mit Waffen vertheidigen können. Manche brave Freunde riefen mir dazu; auch fehlte es mir nicht an Muth, von dem ich bereits bei andern Gelegenheiten Be weise gesehen hatte. Als ich aber sah, daß zur selben Zeit, wenn ich meine gegenwärtigen Fein de überwände, noch viele andere im Rücken wä ren, die ich besiegen müßte; daß, wenn ich besiegt würde, viele brave Männer mit mir und nach mir fallen würden; daß eine Menge Volks bereit sein würde, den Tod des Tribunen zu rächen, da hin gegen die Ahndung meines Todes der Formalität eines Prozesses und den Nachkommen überlassen bliebe; da beschloß ich keine Gewalt zu meiner Ehre

Herheit zu brauchen, nachdem ich die Sicherheit des Staates ohne die meinige beschützt hatte. Ich wurde bei mir einig, daß die rechtschafnen Männer lieber den Verlust meines Glückes bedauern, als ihr eignes dadurch in Gefahr bringen sollten, daß sie mir beistünden. Und wäre ich dann nach allen allein gefallen, das wäre unrühmlich für mich gewesen, ein Unglück aber für den Staat, wenn ich unter dem Gemehel meiner Mitbürger hätte erliegen müssen ⁽²¹⁾..

In einer andern Rede sagt Cicero: „Wenn ich bei einer so guten Sache, von einem solchen Eifer des Senats unterstützt, mit Beihülfe aller Rechtschafnen, ja des ganzen Italiens, der Rath eines verächtlichen Tribunen nachgegeben, oder zwei nichtswürdige Consuln gefürchtet hätte, dann müßte ich mich selber als einen Feigen ohne Herz und Kopf anklagen. Aber andere Bewegungsgründe stimmten mich. Jener wüthende Clodius schrie rüthlich vor dem Volke aus, daß er auf Pompejus, Crassus und Cäsars Eicheis gegen mich handle — Diese drei wären seine Rathgeber im Cabinette, und seine Auführer im Felde; einer von ihnen habe bereits eine Armee in Italien, und die beiden andern könnten eine aufstellen, wenn sie nur wollten — Wie also? Mußte ich auf das leere Prahlen eines Feins des, das er sich fälschlich gegen so erhabne Männer erlaubte, achten? Nein; nicht sein Geschwäg, ihr

G 3

(21) Post. red. in Sen. 13. 14. *Post. red. in Sen.*

ihr Schweigen war es, das mich erschütterte. Ob sie gleich aus andern Gründen schweigen mochten, so war dies doch für einen Mann in meiner Lage ein lautes Geständniß. Sie hatten für wahr Ursache, für sich selbst beunruhigt zu sein, daß nicht ihre Gesetze vom vorigen Jahre durch die Prätorien und den Senat wieder vernichtet würden — Manche Menschen suchten mich bei Pompeius versichert zu machen, und warnten ihn unablässig, sich vor mir zu hüten — Cäsar, den einige für meinen Feind hielten, war mit einer Armee vor den Thoren der Stadt; das Kommando hatte er dem Bruder meines Feindes, dem Appianus, gegeben — Als ich dieses alles sah; wie es jedem deutlich und offenbar war, was konnte ich da thun? — Als Clodius öffentlich erklärte, daß ich entweder doppelt siegen oder sterben müßte — da würde weder mein Sieg noch mein Unglück den Frieden der Republik hergestellt haben ⁽²⁴⁾...

Als Clodius seine Rache an Ciceron gesättigt hatte, schlug er ein anderes nicht minder grausames und ungerechtes Gesetz gegen Ptolemäus, König von Syrien, vor. Er sollte seines Königreiches beraubt werden, sein ganzes Vermögen verlieren, und Syrien sollte eine römische Provinz sein. Dieser Fürst war ein Bruder des Königs von Aegypten, und regierte nach dem Rechte der Nachfolge, in Frieden und Freundschaft mit Rom;

Rom; keiner Kabale angeklagt, noch irgend eines Unternehmens gegen die Republik verdächtig. Sein einziges Verbrechen war Reichthum und Geiz. Clodius Gesetz war also eine beispiellose Ungerechtigkeith; ein offenkbarer Raub, sagt Cicero, in einer öffentlichen Rede ⁽²⁵⁾.

Clodius hatte einen Proß gegen den Römig gefaßt, weil er ihn nicht hatte loskaufen wollen, als er von den Seeräubern war gefangen genommen, sondern ihm nur eine unbedeutende Summe, zwei Talente, geschickt hatte ⁽²⁶⁾. Was mußten andere Könige von ihrer Sicherheit halten, sagt Cicero, wenn sie ihre Krone und ihr Glück der Willkür eines Tribuns, und sechs hundert Miethslingen preisgegeben sahen? ⁽²⁷⁾ Indessen war doch das Gesetz ohne Widerstand angenommen; und um es desto rechtskräftiger zu machen, und ihm ein größeres Ansehen der Gerechtigkeit zu geben, erhielt Cato den Auftrag, es zu vollziehen. Es machte dem Clodius doppeltes Vergnügen, dem ehrwürdigsten Manne in Rom ein so beschämendes Geschäft aufzutragen. Es war gleichfalls in dem Gesetze und in Catos Auftrage eine Klausel, daß gewisse Vertriebene aus Byzantium, die wegen Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe verurtheilt waren, wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden sollten ⁽²⁸⁾. Cato zu einer so unreinen Sache braus

§ 4 chen

(²⁵) Pro Dom. §. Pro Sext. 26. 27. (²⁶) Dio 38. p. 75. Appian. 2. 441. (²⁷) Pro Sext. 27. (²⁸) Pro Dom. §. 22. Pro Sext. 28.

hen zu wollen, war ein meisterhafter Einfall, der dem Clodius viel Nutzen brachte. Erstens wurde er einen unruhigen Gegner auf die übrige Zeit seines Amtes los; zweitens hing er Caton selbst einen Schandfleck an, und zeigte, daß die strengsten Verfechter der Tugend in einer schlaugelegten Schlinge gefangen werden könnten; drittens stopfte er ihm für die Zukunft den Mund, wie er sich öffentlich rühmte, daß er nicht mehr gegen außerordentliche Aufträge deklamirte; viertens brachte er ihn vor allem dahin, daß er seine Gesetze durch die Beförderung eines Theiles derselben für gültig erklärte ⁽²⁹⁾. Der Tribun hatte das Vergnügen, Caton in dieser Schlinge zu fangen. Cäsar sendete ihm darüber ein Glückwünschungsschreiben, ganz im vertrauten Tone, Cäsar an Clodius, überschrieben. Er ließ es dem Volke als einen Beweis ihrer innigen Vertraulichkeit öffentlich vor ⁽³⁰⁾. Als König Ptolemäus das Gesetz und Catons Reise nach Syrien erfuhr, vermochte er es nicht, die Schande zu ertragen, daß er seine Krone und sein Vermögen auf einmal verlieren sollte, er tödtete sich daher durch Gift. Cato richtete seinen Auftrag treu aus; er kehrte im folgenden Jahre, wie im Triumphe, nach Rom zurück. Er brachte nehmlich das Geld, das er aus dem Nachlasse des Königs gemacht hatte, ohngefähr eine und eine halbe Million Pfund Sterling,

(²⁹) Vel. P. 2. 45. Pro Sext. 28. 29. Pro Dom. 9.
(³⁰) Ibid.

ling, mit großem Pompe in die öffentliche Schatzkammer. ⁽³¹⁾

Cicero mißbilligte das Verfahren aufs äusserste; dennoch berührte er die Sache nur mit vieler Schonung in seinen öffentlichen Reden, aus Rücksicht für Caton, den er gern von allem Antheile an der Ungerechtigkeit freisprechen wollte. „Der Auftrag, sagt er, war erfunden, nicht um Caton zu ehren, sondern um ihn zu verbannen; er war ihm nicht angeboten, sondern aufgedrungen — Warsum unterzog er sich ihm dennoch? Er gehorchte diesem Gesetze eben so, wie er geschworen hatte, andern zu gehoramen, die er für ungerecht hielt, um sich nicht der Wuth seiner Feinde auszusetzen, und den Staat eines nützlichen Bürgers zu berauben, ohne etwas Gutes thun zu können. — Hätte er sich dem Gesetze nicht unterzogen, so konnte er es doch nicht verhindern; die Schande desselben würde dennoch dem Staate geblieben sein, und er würde sich Verleumdungen ausgesetzt haben, wenn er sich widersetzt hätte; denn es würde ein Beispiel gegeben haben, nachdem alle Gesetze des ganzen Jahres hätten können vernichtet werden. Cato bedachte also, da dem Uebel nicht abzuhelpen wäre, daß er der Mann sei, der am besten noch aus dem Schlimmen Gutes hervorbringen, und seinem Vaterlande, wenn gleich in einer verhassten Sache, am meisten dienen könnte.“ ⁽³²⁾

B 5 ben

(31) Plutarch. Cato. Flut. 2. 9. (32) Pro Sext. 25-29

ben auch diese Schilderung Catos Betragen beschönigen mag, so ist es doch nicht zu rechtfertigen. Er legte selber einen Werth auf seine Verhandlungen in Eypem; ja er wurde eben dadurch, wie Clodius hoffte, verleitet, die Macht, die ihm den Auftrag gegeben hatte, zu unterstützen, und die Gesetzmäßigkeit des Tribunats des Clodius in einigen warmen Streitreten gegen Cicero selbst zu vertheidigen ⁽³²⁾.

Unter andern Gesetzen, die Clodius entwarf, war auch eines, wodurch den Privatpersonen der Municipal-Städte gegen die öffentlichen Beleidigungen ihrer Gemeinheiten Hülfe verschafft wurde. Die Absicht desselben war scheinbar gut; aber der wahre Endzweck war, einen gewissen Merula von Anagnia, ein Geschöpf des Clodius, zu beschirmen, der wegen ruchbarer Niederträchtigkeiten bestraft, oder aus der Stadt vertrieben war. Um sich dankbar zu beweisen, errichtete Merula seinem Gönner eine Statue auf dem Platze, wo Ciceros Haus sonst stand, und bezeichnete sie mit Clodius, des Urheber eines so vortreflichen Gesetzes, Namen. Aber bald widerlegte, wie Cicero in einer seiner Reden sagt, der Platz selber, auf dem die Bildsäule stand, dieser Schauplay so laut schreiender Beleidigungen, die Vortreflichkeit jenes Gesetzes und der Inschrift ⁽³³⁾.

(32) Plut. in Cato. Dio 39. 100. (33) Pro Dom. 30.

Achtzehntes Kapitel.

Ciceros Flucht — Schmerzgefühl, und Reue über seine Uebereilung beugen ihn tief — Seine Gemalin Terentia beweiset unerschütterliche Entschlossenheit — Porcius, durch Clodius Uebermuth beleidigt, erklärt sich für Cicero — trübliche Aussichten, und neue Hindernisse halten ihn zwischen Furcht und Hoffnung.

Es ist Zeit, daß wir uns nach dem fliehenden Cicero umsehen. Er verließ Rom am Ende des März; denn am achten April finden wir ihn zu Vibona, einer Stadt im südlichsten Theile Italiens. Dort hielt er sich einige Tage bei einem Freunde, Namens Sica, auf. Hier erhielt er die Abschrift des gegen ihn entworfenen Gesetzes, welches nach einigen Aenderungen und Verbesserungen die Gränzen seiner Verbannung auf vierhundert Meilen weit von Italien festsetzte ⁽¹⁾. Seine Gedanken waren bis jetzt ganz auf Sicilien gerichtet; als er es aber eben zu sehen bekam, schickte ihm der Prätor C. Virgilius den Befehl, dieses Land nicht zu betreten. Das war ein harter Schlag; jetzt fühlte er zum erstenmale das Ungemach seines Falles. Ein alter Freund, der ihm sehr verpflichtet war ⁽²⁾, von derselben Parthei und von gleichen Grundsätzen, versagte ihm also jetzt im Unglücke seinen Schutz, da er ihm doch seine eigne Sicherheit durch die der Republik einst verdankte. Cicero sprach nachmals hiervon, zu einer Zeit, da er ihn nicht

hart

(*) Ad Att. 3. 4. (°) Plutarch in Cic.

hart behandeln wollte, folgendermaßen. „Seht das Verderbniß dieser Zeit! als mir gang Sicilien entgegen kommen wollte, da verbot mir der Prätor, der so oft die Wuth desselben Tribuns gefühlt hatte, die Insel zu betreten. Was soll ich sagen? daß Virgilius, ein solcher Bürger, ein solcher Mann, alles Wohlwollen, alle Rückerinnerung an unsre gemeinschaftliche Leiden vergaß, alles Mitleid, alle Liebe und Treue gegen mich verleugnete? Nein, das nicht! Er war verlegen, wie er allein der Gewalt des Sturmes, der unsere vereinte Kraft zu Boden gedrückt hatte, widerstehen sollte ⁽¹⁾.“

Diese unerwartete Zurückweisung von Sicilien zwang ihn, seine Reise zu ändern, und sich nach Brundisium zu kehren, um nach Griechenland zu reisen. Er verließ Vibó, um seinen Freund Sica nicht der Gefahr auszusetzen, weil er ihn bewirthet hatte. Er machte sich keine Hoffnung, Ruhe zu finden, bis er über die vorgeschriebenen Gränzen sei. Aber er irrte sich; denn alle Städte, wo er nur hinkam, empfingen ihn mit den deutlichsten Beweisen der Hochachtung. Sie boten ihm Wohnung an, und beschirmten ihn auf eine ehrenvolle Art, wo er durch ihre Gebiete reisete. Dennoch vermied er sorgfältig alle öffentlichen Plätze; und als er nach Brundisium kam, wollte er dennoch nicht in die Stadt gehen, ob ihn gleich die Bürger

(*) Pr. Cn. Planc. 40,

ger ihres wärmsten Eifers versicherten, und sich erboten, alles für ihn zu wagen ⁽⁴⁾.

Während dieser Zeit foderte er in jedem Briefe Atticus dringend auf, daß er zu ihm kommen sollte. Als er von Bibo abreiste, gab er ihm täglich von seiner Reise Nachricht, damit er wisse, wo er ihn finden könnte. Denn er hielt es für gewis, daß er ihm folgen würde ⁽⁵⁾. Atticus scheint ihm hierauf keine Antwort gegeben, noch daran gedacht zu haben, Rom zu verlassen. Vielleicht glaubte er, daß ihm seine Gegenwart auf der Reise nichts weiter helfen könnte, als nur seinen Kummer etwas zu mindern, daß ihm aber sein Aufenthalt zu Rom wichtigere Dienste leisten würde. Vielleicht könnte er nicht allein sein Unglück vermindern, sondern es so gar ganz heben, und es dahin bringen, daß er zurück gerufen würde. Vielleicht müssen wir auch denken, was uns sein Charakter wohl vermuthen läßt, daß er zwar Cicero vor allen Menschen liebte, aber immer unter der Bedingung, daß er sich nicht mit in das Unglück seines Freundes verwickelte, oder durch eine solche Theilnahme die Ruhe seines Lebens störte; daß er also nur den Geboten seines Temperaments und seiner Grundsätze folgte, und sich einer Unruhe entzog, die ihm würde mehr Leiden aufgebürdet haben, als seine Philosophie vertragen konnte. Was auch der Bewegungsgrund sein mag, so verursachte doch Atticus

(4) Ibid. 41. (5) Ad Att. 3. 1. 2. 3. 4.

aus Benehmen Ciceron eine neue Kränkung. Er sagt in einem Briefe: „ich zweifelte gar nicht, dich zu Tarentum oder Brundisium zu finden; es würde aus manchen Gründen gut gewesen sein; vor allem deswegen, weil ich gern einige Zeit mit dir in Epirus zubringen, und mit dir alle meine Masregeln verabreden wollte. Da es nicht geschehen ist, was ich wünschte, so muß ich es unter die Zahl meiner übrigen Leiden rechnen ^(*).“ Cicero wohnte in der Villa des M. Lanius Glaccus, nicht weit von den Mauern von Brundisium. Hier langte er am siebenzehnten April an, und schifte sich am letzten dieses Monates nach Dyrrhachium ein. In den Nachrichten, die er seiner Gattin von sich mittheilte, sagt er: „ich blieb dreizehn Tage bei Glaccus, der für mich Vermögen und Leben wagte, und sich nicht durch die Drohung des Gesetzes abhalten ließ, mir die Rechte der Freundschaft und der Bewirthung wiederfahren zu lassen. Möchte es je in meinen Kräften stehen, ihm meine Verpflichtung zu erwidern; gewis werde ich immer darauf sinnen ^(*).“

Während seines Aufenthaltes bei Glaccus war er nicht wenig verlegen, wo er im Auslande einen schicklichen Aufenthalt finden sollte. Atticus both ihm sein Haus in Epirus an. Es war ein festes Schloss, wo er wahrscheinlich sicher sein konnte. Weil ihn Atticus nicht persönlich dahin
bes

(*) Ib. 6. (*) Pro Plancio. 41. Ep. fam. 14. 4.

begleiten konnte, so nahm er das Auerbieten nicht an, sondern dachte nach Athen zu reisen, bis man ihm sagte, daß er nicht sicher nach dem Theile von Griechenland gehen könnte. Denn dort wohnten alle, die wegen Catilinas Verschwörung verbannt waren; namentlich auch Antonius. Sie würden eine Genugthuung in ihrer Verbannung gefunden haben, wenn sie sich an dem Urheber ihres Unglücks hätten rächen, und ihn auffangen können ⁽⁸⁾.

Plutarch erzählt: daß Cicero mit gutem Winde von Brundisium abgefegelt, aber durch eine schnellen Veränderung der Witterung wieder zurück getrieben sei. Als er aber nach einem zweiten Versuche nach Dyrrhachium überkommen sei, hätte sich gleich, nachdem er gelandet, ein Erdbeben und ein heftiger Sturm ereignet. Die Zeichendeuter hätten daraus verkündet, daß er nicht lange von Rom würde abwesend bleiben. Sonderbar ist es, daß ein Schriftsteller, der so gern von Wunderzeichen spricht, die kein anderer berührt, eines Traumes des Verwiesenen nicht gedenkt, der besser zur Sache gehört und von ihm selber erzählt ist. Als Cicero unterwegs in der Villa eines Freundes eingelehrt war, und einen großen Theil der Nacht durchwacht hatte, fiel er gegen Anbruch des Tages in einen tiefen Schlaf. Als er Morgens acht Uhr erwachte, erzählte er seiner Gesellschaft seinen Traum. Es war ihm vorgekommen, als wandelte er troß

108

(*) Ad Att. 3. 7.

los auf einem einsamen Plage. Da begegnete ihm C. Marius; seine Fasces waren mit Lorbeer umwunden; er fragte ihn, warum er so traurig wäre. Als er ihm antwortete, daß er durch Gewaltthatigkeiten aus seinem Vaterlande vertrieben sei, da nahm ihn Marius bei der Hand, hieß ihn gutes Muthes zu sein, und befahl dem nächsten Licitor, ihn in sein Monument zu führen; dort würde er Sicherheit finden. — Hier rief die ganze Gesellschaft einstimmig aus, daß er bald auf eine ehrenvolle Art zurückkehren würde ⁽⁹⁾. — Dies wurde genau erfüllt; denn seine Zurückberufung wurde in einem Tempel beschlossen, den Marius erbaut hatte, und der deswegen Marius Monument genannt wurde. Es war ein Zufall, daß sich der Senat hier versammelt hatte ⁽¹⁰⁾.

Von diesem Traume sprach die Familie und Cicero selber viel in den kummervollen Zeiten; er schien ihn zu trösten. Als er aber die Nachricht erhielt, daß seine Zurückberufung in Marius Monument beschlossen sei, da schien ihm seine Abwendung von der Gottheit eingesfloßt. Dennoch behauptete er später in der Untersuchung über die Träume, daß sie alle zufällige Wirkungen der Phantasie wären, unvollkommene Spuren und verworrene Abdrücke der Gedanken, die sich beim Wachen in der Seele erzeugten. Natürlich hätte er auf seiner Flucht an

(9) De Divin. 1. 28. Val. Max. 1. 7. (10) Valerius Maximus nennt dieses Monument des Marius den Tempel des Quirinus; nach Ciceros Nachricht scheint er der Ehre und Tugend heilig gewesen zu sein.

an seinen Landsmann Marius, den ein gleiches Schicksal einst traf, gedacht; daher sein Traum. Wenn von ohngefähr einige aus einer unendlichen Zahl richtige Winke gäben, so würde dennoch wohl keine alte Frau so einfältig sein können, an Träumen zu glauben ⁽¹¹⁾.

Als er nach Dyrrhachium kam, fand er bestärkt, was man ihm in Italien vorher gesagt hatte, daß Achaja und die angrenzenden Theile Griechenlands von den Rebellen bewohnt würden, die bei Catilinas Verschwörung aus Rom vertrieben waren. Dieser Umstand bewog ihn, nach Macedonien zu reisen, ehe sie von seiner Ankunft Nachricht bekämen. Sein Freund, En. Plancius, der dort Quästor war, kam ihm nach Dyrrhachium entgegen, so bald er seine Ankunft erfuhr. In Rücksicht der Lage, in der sich Cicero jetzt befand, die es nöthig machte, daß er im Stillen reiste, entschied Plancius alle seine Untergebenen, legte allen Pomp seiner Würde ab, und führte ihn, als Privatmann, nach seinem Wohnsitz zu Thessalonica, gegen den ein und zwanzigsten May. L. Arpulejus war Prätor oder Obergouvernör dieser Provinz. Ob er gleich ein ehrlicher Mann und Ciceros Freund war, so durfte er es doch nicht wagen, ihn zu schützen, oder ihm eine Höflichkeit öffentlich zu erweisen, sondern mußte es dabei bewenden lassen, daß

(11) De Divin. 2. 67. 68.

daß er bloß zuließ, was sein Quästor Plancius that ⁽¹²⁾.

Als sich Cicero zu Dyrrhachium aufhielt, erhielt er zwei Boten von seinem Bruder Quintus, der jetzt von Asien zurück kam. Er meldete ihm seinen Weg, damit sie sich treffen könnten. Quintus wollte von Ephesus nach Athen, von da zu Lande nach Macedonien reisen, und seinen Bruder zu Thessalonica sprechen. Aber eine Nachricht, die er in Athen erhielt, zwang ihn nach Rom zu eilen. Seine Feinde wollten ihn wegen schlechter Verwaltung seiner Provinz anklagen. Auch hatte Cicero nicht Fassung genug ihn zu sehen; er konnte kaum den Gedanken an eine so zärtliche Zusammenkunft, noch weniger aber an die bittere Trennung ertragen. Da er fürchtete, daß sie sich nie wieder trennen würden, wenn sie sich erst einmal sähen, ohnerachtet Quintus Gegenwart in Rom zu beider Besten so nöthig sei. Um einen Schmerz zu vermeiden, mußte er einen noch bitterern erdulden, denn er mied die Umarmung seines Bruders ⁽¹³⁾.

L. Tubero, sein Vetter, einer von seines Bruders Legaten, besuchte ihn indessen auf seiner Rückreise nach Italien. Er erzählte ihm: er habe auf seiner Reise durch Griechenland erfahren, daß die verwiesenen Mitverschwornen wirklich heimliche Anschläge

(12) Pro Plancio 41. post red. in Sen. 14. Pro Plan.
ibid. (13) Ad Att. 3. 9. Ad Quin. Fra. 1. 3.

schläge gemacht hätten, ihren Feind Cicero zu ermorden; er rieth ihm daher nach Asien zu gehen, dessen Bewohner ihm aus Eifer und Liebe für ihn selbst und seinen Bruder einen sichern Aufenthalt geben würden ⁽¹⁴⁾. Cicero war geneigt, diesem Rathe zu folgen, und Macedonien zu verlassen. Denn der Prätor Appulejus, der zwar sein Freund war, ermunterte ihn nicht zu bleiben; und der Consul Piso, sein Feind, bekam auf den nächsten Winter das Kommando der Provinz. Aber alle Freunde in Rom riethen Ciceron ab, er solle sich nicht weiter von ihnen entfernen; und Plancius drang so innig in ihn, und mahlte ihm alles so leicht vor, daß er alle Gedanken an einen andern Aufenthalt aufgab. Plancius hofte, daß mit dem Verlauf seiner Quästur Ciceros Zurückberufung zu Stande kommen, und er die Ehre haben würde, mit ihm nach Rom zurückzukehren, und nicht allein die Früchte der Dankbarkeit des Cicero, sondern auch die Gunst des Senates und Volkes einzuernten ⁽¹⁵⁾. Das einzige Unangenehme, das Cicero in seiner gegenwärtigen Lage empfand, verursachte ihm die Menge der Soldaten und der Zusammenfluß des Volkes, das wegen der Geschäfte mit dem Quästor in diesem Orte zusammen kam. Sein Unglück hatte ihn so gebeugt, daß er allen Umgang floh, ob ihm gleich Griechenlands Städte ih-

(14) Pro Planc. 44. (15) Ep. Fam. 14. 2. 2. Ad Att. 3. 22.

re Höflichkeit bezeugten und ihre Dienste anboten ⁽¹⁶⁾. Ja er vermied das Publikum so sehr, daß er kaum das Licht ertragen konnte ⁽¹⁷⁾.

Man kann nicht läugnen, daß er sich in dem Unglücke seiner Verbannung nicht mit der Standhaftigkeit faßte, wie es sich wohl von einem Manne erwarten ließ, der in der Republik eine so glänzende Rolle gespielt hatte; der, seiner Unschuld bewußt, nur für die Sache des Vaterlandes litt. Seine Briefe enthalten solche Äußerungen des Schmerzes und der Verzweiflung, daß ihn seine besten Freunde, ja oft seine Gattin auffordern mußten, seinen Muth zu sammeln, und seines vormaligen Charakters nicht zu vergessen ⁽¹⁸⁾. Atticus erinnerte ihn stets daran; er theilte ihm eine Sage mit, die einer von Crassus Freigelassenen in Rom ausgestreut hatte, daß ihm sein Kummer den Verstand verwirrt hätte. Cicero antwortete hierauf: sein Geist sei noch ganz gesund; er wünsche, daß er es nur so gewesen wäre, als er sein Vertrauen auf die setzte, die es treulos zu seinem Verderben mißbrauchten ⁽¹⁹⁾.

Die Erinnerungen seiner Freunde mißfielen ihm; er hielt sie für unzeitig und ungeräthlich. Er äußerte sich hierüber in einigen seiner Briefe mit vieler Rührung. „Ihr scheltet mich so oft, sagt er, und so hart, daß ich so muthlos sei. Ich
bitt

(¹⁶) Plut. in Cic. (¹⁷) Ad Att. 3. 7. (¹⁸) Ep. Fam. 14. 4. (¹⁹) Ad Att. 2. 13. 15.

bitte euch, giebt es noch ein schmerzlicheres Unglück, das ich nicht jetzt fühlte? Zielte ein Mann von einer solchen Höhe der Würde, bei so guter Sache, mit den Vorzügen solcher Talente, solcher Erfahrung, eines solchen Einflusses, und bei einer solchen Unterstützung aller Gutgesinnten? Kann ich vergessen, was ich war? oder nicht fühlen, was ich bin? von welchem Gipfel der Ehre und des Ruhmes bin ich herabgestürzt? Von welchen Kindern, von welchem einem Bruder, von welchen Glücksumständen bin ich vertrieben? Meinen Bruder, den ich immer wie mich selber liebte, ihn durfte ich nicht sehen; welche eine neue Wunde! Um meinen Rums mer nicht durch den Anblick seines eignen zu vermehren, um ihm, der mich in dem blühendsten Glücke verließ, von dem Anblicke dieses gesunkenen Mannes zu verschonen, mußte ich seine Umarmung fliehen. O meine Thränen hindern mich, das ganze Gefühl meines Schmerzes hier zu ergießen. Sagt mir, verdiene ich noch Tadel wegen meiner Leiden; oder darum, weil ich mir entreißen ließ, was nur der Tod von mir hätte trennen sollen? Und wie leicht hätte ich diesem Unglücke vorbeugen können, wenn mich nicht treulose Freunde in meinen eignen Mauern verleitet hätten, mich selber ins Verderben zu stürzen ⁽²⁰⁾. — In einem andern Briefe sagt er: „Fahet fort, mich mit euren Bemühungen, euren Rathe und Einflusse wie bisher zu un-

terstügen; aber sparet eure Mühe, mich zu trösten, vielweniger mich zu schelten. Wenn ihr das thut, so muß ich es dem Mangel eurer Liebe und Theilnahme zuschreiben; denn ich glaube, ihr müßtet mein Unglück so mit fühlen, daß ihr selber untröstlich wäret ⁽²¹⁾ „

Cicero war jetzt an seiner schwächsten, verwundbarsten Seite angegriffen. Es würde eine mehr als menschliche Vollkommenheit gewesen sein, wenn er gleich groß im Unglücke, wie im Glücke gewesen wäre. Aber diese Schwäche war die Folge eines Gefühles, das ihn nur noch liebenswürdiger in seinem übrigen Leben machte. Das gefühlvolle Herz, das ihn seine Freunde, seine Kinder und sein Vaterland leidenschaftlicher, als es andere vermochten, zu lieben hieß, machte ihm auch den Verlust der Geliebten schmerzlicher. „Ich habe zweimal die Republik gerettet, sagt er; das erstes mal mit Ruhm, das anderemal durch mein Unglück. Ich werde nie die Menschlichkeit verleugnen, oder mich rühmen, ich hätte den Verlust eines Bruders, meiner Kinder, meiner Gattin und meines Vaterlandes gleichgültig ertragen. Was hätte ich dann für ein Verdienst um euch, wenn ich um eurentwillen das verließ, was mir gleichgültig war ⁽²²⁾ ? „ — In einer andern Rede sagt er: „Ich gestehe, mein Schmerz war sehr groß; ich mache keine Ansprüche auf die Weisheit, welche dies

genus

jenigen bei mir erwarteten, die zu verstehen gaben, daß ich zu tief von meinem Schmerze gebeugt sei; denn eine solche Härte der Seele und des Körpers, die keine Leiden empfinden läßt, ist Gefühllosigkeit und keine Tugend. — Ich bin keiner von denjenigen, denen alles gleichgültig ist; nein, ich liebe mich selbst und meine Freunde, wie es die allgemeine Menschlichkeit fodert. — Und wer um des allgemeinen Besten willen sich von dem Theuersten trennt, der giebt den stärksten Beweis seiner Liebe für sein Vaterland ⁽²³⁾..

Noch eine andere Betrachtung vermehrte nicht wenig seine Traurigkeit. Er blinke nicht nur oft zurück auf das, was er verloren hatte, sondern auch auf die Art, wie er es durch seine eigne Schuld verlor, weil er sich von falschen und neidischen Freunden hintergehen und misleiten ließ. Er ers gießt sein Herz hierüber oft so, daß man sieht, wie sehr es ihn schmerzte. „Wenn gleich mein Kummer unglaublich ist, so quält mich doch nicht so wohl das Gefühl meines Unglücks, als die Rückerinnerung meines Irrthums. Wenn ihr hört, wie traurig ich bin, so glaubt, ich leide für meine Thorheit, nicht für den Erfolg. Ich traute einem Manne zu viel, den ich für keinen Schurken hielt ⁽²⁴⁾.. — Es mußte einem Manne von Ciceros Charakter am Herzen nagen, der so empfindlich für seinen guten Namen, und so leidenschafts-

H 4

lich

(23) Pro Dom. 36. 37. (24) Ad Att. 3. 8. 9. 14. 18. 19. &c.

sich für seinen Ruhm war, daß er sein Unglück seiner eignen Uebereilung zuschreiben und sich für den Ueberlisteten halten mußte, den Unweisere als er selber hintergingen. Endlich aber wird man vernünftigerweise fragen können: ob seine Unruhe bei seinem Schicksale nicht vielmehr der misstrauischen klagfüchtigen Natur der Traurigkeit selber zugeschrieben werden müsse, als irgend einem wahren Grunde; denn Atticus wollte nie zugeben, daß sein Verdacht gegründet sei, selbst nicht gegen Hortensius, auf den er am meisten fiel ⁽²⁵⁾. — Das sind die Hauptgründe, mit denen Cicero seinen übertriebenen Schmerz selber entschuldigte; und auch in Wahrheit die einzigen, die sich für ihn ausbringen lassen, daß er nicht verlangte, ein Stoiker zu sein, und nicht nach dem Charakter eines Helden strebte. Dennoch bemühen sich einige Schriftsteller, ihn gegen ihn selbst zu vertheidigen, und wollen uns überreden, daß diese ganze Miene der Verzweiflung nur erdichtet gewesen sei, um Mitleid zu erwecken, und seine Freunde um so mehr anzutreiben, daß sie sich desto eifriger für seine Zurückberufung bemühten, damit ihn sein Kummer nicht tödte, ehe sie das gewünschte Ziel erreichten ⁽²⁶⁾.

Nachdem Cicero etwas über zwei Monate abwesend war, that sein Freund Cinnius im Senate den Vorschlag, daß man ihn zurück berufen, und

Eles

(²⁵) lb. 15. (²⁶) Corradi Quaestura p. 291.

Clodius Gesetz aufheben sollte. Die ganze Versammlung samt acht von den Tribunen stimmte ihm bei, nur einer der beiden übrigen Tribunen sprach dagegen. Man schritt dennoch zu dem Entschlusse, daß keine andern Geschäfte sollten vorgenommen werden, bis die Comitia ein neues Gesetz in dieser Absicht in Vorschlag gebracht hätten ⁽²⁷⁾. Um dieselbe Zeit kam Quintus Cicero, nachdem er am ersten May aus Asien abgereiset war, in Rom an. Er wurde von Männern jedes Ranges, die ihm entgegen eilten, mit aller Achtung empfangen ⁽²⁸⁾. Cicero fühlte jetzt für seinen Bruder neue Besorgnisse, es möchte auch ihn die Kabale der Clodianer, durch einen Proceß, mit dem sie ihn bedrohten, aus Rom vertreiben, besonders da Clodius Bruder Appius Prätor und daher Richter in solchen Proceßten war ⁽²⁹⁾. Aber Clodius verlor jetzt schnell seine Stütze. Er war durch sein Glück so übermüthig geworden, daß ihn selbst seine Freunde nicht mehr leiden konnten. Nachdem er Cicero verbannt, und Eaton fortgeschickt hatte, dünkte er sich selbst einem Pompejus gleich zu sein, durch dessen Hülfe, oder Nachsicht, er alle seine Gewalt erlangt hatte. Um ihm zu trotzen, bemächtigte er sich mit List des Sohnes des Königs Tigranes, den Pompejus aus dem Oriente mitgebracht, und in des

H 5

Prä

(²⁷) Pro Sext. 31. Post red. in Sen. 2. (²⁸) Pro Sext. 31. (²⁹) Ad Att. 3. 8. 17.

Prätors Flavius Gewahrsam gegeben hatte. Ans-
statt ihm dem Pompejus auf sein Geheiß auszulie-
fern, gab er ihm für eine große Summe Geldes
die Freiheit und schickte ihn nach Hause. Es ging
aber nicht ohne einen heftigen Streit zwischen ihm
und Flavius durch. „Flavius eilte mit einem
wohlbewaffneten Kommando aus Rom, um den
jungen Tigranes mit Gewalt wiederzuholen; aber
Clodius war ihm zu stark. Er tödtete eine Men-
ge seiner Begleiter; unter diesen auch einen Kri-
ter Vapirius, Pompejus vertrautesten Freund.
Selbst Flavius rettete sich kaum ⁽³⁰⁾.“

Durch diese Beleidigung wurde Pompejus be-
wogen, an Ciceros Rükberufung zu denken; theils
um Clodius Verwegenheit zu bestrafen, theils um
seinen Credit wieder zu haben, und sich mit dem
Senate und dem Volke auszusöhnen. Er gab Ci-
ceros Freunden einige Winke von seiner Gesin-
nung; besonders dem Atticus, der Cicero gleich
die frohe Nachricht meldete. Hierdurch aufgemun-
tert schrieb Cicero an Pompejus, ob er gleich an
seiner Aufrichtigkeit zweifelte. Er schickte Atticus
eine Abschrift dieses Briefes, und schrieb ihm zu-
gleich, daß er glauben müßte, Pompejus könne
durch nichts mehr bewogen werden, wenn er Clo-
dius Beleidigung ungeahndet ertragen könnte ⁽³¹⁾.
Auch Varro, der Pompejus Vertrauter war, trug

At

(30) Pro Domo. 25. Ascon. in Milon. 14. (31) Ad
Att. 3. §. 14. Ad Quint. Fratr. 3. 3.

Atticus auf, Cicero zu wissen zu lassen, daß sich Pompejus gewis für ihn verwenden würde, so bald er nur Antwort von Cäsar erhielte, die er täglich erwartete. Diese Nachricht von einem so sichern Zeugen belebte Ciceros Hoffnungen; als er aber eine geraume Zeit vergeblich auf die Erfüllung derselben gehopt hatte, fing er an zu besorgen, daß sie entweder ganz ungegründet gewesen, oder daß Cäsars Antwort ungünstig ausgefallen sei ⁽³²⁾. Diese Sache zeigt übrigens, wie viele Achtung Pompejus dem Cäsar bewies, da er nicht einen Schritt in dieser Sache in Rom thun wollte, ehe er nach Gallien geschrieben, und seine Meinung ersfragt hatte.

Rom wurde indessen durch die Nachricht von einer zweiten Verschwörung gegen Pompejus Leben erschreckt. Einer von Clodius Sklaven wurde am Eingange zur Senatsversammlung mit einem Dolche lauernd ergriffen; und er gestand, daß ihm sein Herr befohlen habe, den Pompejus zu ermorden. Als nun auch Clodius Anhänger kühne Anfälle auf Pompejus Leben wagten, da entschloß er sich, dem Senat und das Forum zu meiden, bis Clodius das Tribunat niedergelegt hätte. Er schloß sich in sein Haus ein, und wurde selbst hier von einem Freigelassenen des Clodius, vom Damio, verfolgt und belagert. Die Magisträte konnten eine solche Frechheit nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Sie
brauchs

(32) Ibid. 13.

brauchten alle ihre Gewalt, um Damion zu ergreifen oder zu vertreiben. Es erfolgte ein Gefecht, worinn Gabinus, wie Cicero sagt, sich gezwungen sah, seinen Bund mit Clodius zu brechen, und für Pompejus zu sechten; anfänglich nur schwach und wider Willen, zuletzt aber aus allen Kräften; indeß der gewissenhaftere Piso fest auf seinem Vertrag beharrte, und an Clodius Seite focht, bis seine Fasces zerbrochen, er selber verwundet, und in die Flucht geschlagen war ⁽³¹⁾.

Es mochte nun wirklich eine Verschwörung gegen Pompejus Leben gemacht, oder die Pöffe erdichtet sein, um seine Absichten zu fördern, so viel ist gewis, seine Furcht war verstellt, und die Gefahr zu verächtlich, als daß sie ihn wirklich hätte schrecken können. Es machte aber einen großen Eindruck auf das Publikum, als er sich einsperrte, und es gab ihm einen bessern Vorwand, schnell über Clodius herzufallen, und die Zügellosigkeit zu hemmen, die er selber veranlaßt hatte. Es war immer Pompejus Grundsatz, den öffentlichen Unordnungen freien Lauf zu lassen, damit er seine Wichtigkeit desto vortheilhafter zeigen, und, wenn der Sturm am heftigsten wäre, auf der Scene, wie die Gottheit auf dem Theater, erscheinen und die Verwirrung wieder hemmen könnte; denn er hoffte immer, daß das Volk, der unaufhörlichen Unruhen endlich müde, würde gezwungen sein, ihn zum Dictator

ju

(31) Pro Sext. 32. In Pison. 12.

zu wählen, damit er die Ordnung wieder herstellte.

Die erwählten Consuln waren P. Cornelius Lentulus, und Q. Metellus Nepos. Der erstere war Ciceros herzlichster Freund, der andere sein alter Feind; eben der, welcher ihn bei der Niederlegung des Consulats beschimpfen wollte. Dieses Mannes Beförderung zum Consulate machte Cicero von neuem muthlos; denn er hielt es für ausgemacht, daß Metellus alles anwenden würde, seine Rückkehr zu verhindern. „So schwer es war, mich zu vertreiben, sagte er, so leicht wird es sein, meine Rückkehr zu verhindern, weil mich so viele hassen, und noch mehrere beneiden ⁽¹⁴⁾.. Als aber Metellus merkte, wie Pompejus und Cäsar geneigt waren, da fand er es für gut, seine Gesinnung auch zu ändern, oder wenigstens zu verstellen. Er versprach nicht allein in Ciceros Rückberufung zu willigen, sondern sie auch zu befördern. Kaum war sein Kollege Lentulus erwählt, als er den neuen Vorschlag des Tribuns Rinius erneuerte, und den Senat auffoderte, daß er über Cicero seine Stimmen ablegen sollte. Als ihn Clodius unterbrach, und die Stelle seines Gesetzes vorlas, worin ein Vorschlag dieser Art für ein Verbrechen erklärt ward, da antwortete Lentulus: das sei kein Gesetz, sondern eine Proscription, eine Gewaltthatigkeit ⁽¹⁵⁾. Clodius, hierüber bestürzt,

(14) Ep. Fam. 14. 3. (15) Post red. in Sen. 4.

fürcht, sah sich nun genöthigt, alle List anzuwenden, um sein Gesetz in Ansehen zu erhalten. Er drohte jedem Tod und Verderben, der es wagen würde, sich zu widersetzen. Um die Drohung recht furchtbar zu machen, ließ er an der Thür der Curie des Senats die Klausel anschlagen, die jedem verbot, für Ciceros Rückberufung zu sprechen, oder auf irgend eine Art zu handeln, weil er sonst als ein Feind solle angesehen werden. Dies beunruhigte Cicero von neuem, es möchte seine thätigen Freunde muthlos machen, und den unthätigen Gelegenheit zur Entschuldigung geben. Er gab also Atticus zu verstehen, was sich dagegen sagen ließe: „Alle solche Klauseln wären blos Schreckbilder, ohne wirkliche Gewalt; sonst könnte ja nie ein Gesetz aufgehoben werden. Eben die Klausel, die eine Aufhebung verhindere, werde ja eben zugleich mit dem Gesetze vernichtet“⁽¹⁶⁾.,,

Bei dieser ängstlichen Stimmung des Herzens, die ihn misstrauisch machte gegen alles, was ihm schaden könnte, und nach allem, was ihm helfen möchte, haschen hieß, ereignete sich noch ein anderer kleiner Umstand, der seine Unruhe noch vermehrte. Einige seiner Feinde hatten eine Schmährede publicirt, die er nur zur Unterhaltung seiner vertrautesten Freunde gegen einen vornehmen ungenannten Magistrat verfertigt hatte. Es wurde aber allgemein vermuthet, es sei Curio der ältere,
der

(16) Ad Att. 3. 15. 23.

der jetzt geneigt war, ihm zu dienen. Cicero war über die Bekanntmachung dieser Rede sehr verlegen. Die Verhaltensvorschriften, die er Atticus gab, sind etwas sonderbar, und beweisen, wie sehr er fürchtete, einen so mächtigen Freund zu verlieren. „Du hast mich mit der Nachricht erschreckt, daß die Rede bekannt gemacht sei. Heile die Wunde, wo möglich, wie du versprichst. Ich schrieb sie vor langer Zeit im Zorn, weil er zuerst gegen mich geschrieben hatte. Ich hatte sie so sorgfältig geheim gehalten, daß ich mir nie einfallen ließ, sie könne bekannt werden. Ich begreife nicht, wie es geschehen konnte. Weil ich nun aber zum Glücke nie mit dem Manne in Wortwechsel gekommen bin, und die Rede nachlässiger als meine übrigen geschrieben ist; so glaube ich, man könne beweisen, sie sei nicht von mir. Ich bitte dich, thu das für mich, wenn du glaubst, ich könne gerettet werden; sollte ich aber ganz verlohren sein, nun so kümmert mich dieses wenig (37).“

Ciceros Stellvertreter in Rom waren vorzüglich sein Bruder Quintus, seine Gemahlin Terentia, sein Schwiegersohn Piso, Atticus und Sextus. Weil aber sein Bruder und seine Gattin eine eingewurzelte Abneigung gegen einander hatten, so beunruhigten sie ihn oft mit ihren Klagen über einander. Er ermahnte sie daher sanft in seinen Briefen, daß sie doch freundschaftlicher mit ein-

(37) Ad Att. 3. 10.

einander leben möchten, da sie ohnedem so wenige Freunde hätten ⁽³⁸⁾.

Terentia spielte bei der ganzen Sache eine wichtige Rolle. Durch die Bedrückung ihrer Familie und den Verlust ihres Vermögens nicht nur nicht niedergeschlagen, wurde sie vielmehr noch mathvoller, den Gewaltthätigkeiten ihrer Feinde zu widerstehen, und ihres Gemahls Rückkunft zu fördern. Ein Brief, den ihr Cicero in diesen bedrängten Umständen schrieb, wird ihren Charakter, und den Muth, mit dem sie handelte, am besten ins Licht stellen.

Cicero an Terentia.

Glaube nicht, daß ich jemandem längere Briefe schreibe, als dir, es wäre denn, daß ich ein lausges Schreiben beantworten mußte. Ich weiß nicht, was ich schreiben soll; es ist mir in meiner Lage ein trauriges Geschäft. Meine Thränen benetzen die Zeilen, die ich an dich und unsre Tullia schreibe. Ihr seid die unglücklichsten, ihr, die ich so glücklich zu machen hoffte. Das war meine Pflicht; ja, ich hätte sie erfüllt, wenn ich nicht zu furchtsam gewesen wäre. Piso verdient meine ganze Liebe. Ich ermunterte ihn, so viel ich konnte, und dankte ihm, wie es meine Schuldigkeit erforderte. Du setzest deine Hoffnung auf die neuen Tribunen; nicht ohne Grund,

(38) Ep. Fam. 14. 1.

Grund, wenn Pompejus will. Von Crassus fürchte ich viel. Ich sehe, wie zärtlich und entschlossen du handelst. Es ist mir nicht unerwartet; aber es schmerzt mich, daß mein Leiden durch das deilige gelindert werden muß. Mit Thränen in den Augen laß ich den Brief unseres Freundes P. Valerius, der mir schrieb, wie man dich aus dem Tempel der Vesta vor die Valerianische Bank führte. Du mein Leben, meine Einzige, bei der sonst Unglückliche Rettung suchten; du, meine Terentia, bist jetzt der Spott meiner Feinde, eingehüllt in das Trauergewand, von Thränen befeuchtet! O es ist meine Schuld! Ich rettete Fremde, und stürzte dich und mich ins Verderben. — Du schreibst mir von unserm Hause, oder vielmehr von dem Plage, worauf es stand; wenn der uns wiederhergegeben würde, dann würde ich glauben selber wieder hergestellt zu sein. Aber das ist nicht in unserer Gewalt. Es betrübt mich nur, daß du bei jedem Aufwande, der gemacht werden muß, am meisten leidest, da du schon so geplündert bist. Es reichen wir das Ziel unserer Bemühungen, dann können wir alles wiederherstellen. Mußten wir aber beide dem Schicksale erliegen, warum wolltest du Unglückliche dann noch die wenigen Ueberreste dahin geben? Ich bitte dich, meine Theure, laß andere, die es vermögen und den guten Willen haben, die Kosten tragen. Schone nur deiner schwachen Gesundheit, wenn du mich liebst. Dein Bild schwebt mir Tag und Nacht vor Augen. Ich sehe die ganze Last der Sorgen auf dich gewälzt;

ach! wenn du sie nicht ertragen könntest! ich zittere vor dem Gedanken. Erhalte dich mir, daß nicht die letzte Hoffnung meines Glückes und unserer Rettung mit dir dahin sterbe. Ich weiß nicht, an wen ich schreiben sollte, außer an die, welche an mich schreiben, oder von denen ihr mir etwas meldet. Ich will mich nicht weiter entfernen, weil ihr es wollt; aber ich wünschte, ihr schriebe mir recht oft, besonders wenn unsre Hoffnungen gegründet wären. Lebe wohl, meine Geliebte. — Thessalonica am fünften Oktober.,

Terentia hatte eignes Vermögen, das durch Clodius Gesetz nicht angetastet werden konnte. Dies wollte sie jetzt zu Gelde machen, und davon die nöthigen Ausgaben bestreiten. Darum bittet sie Cicero in vorstehendem Briefe, daß sie die geringen Reste ihres Vermögen nicht verschleudern möchte. Er dringt hierauf noch ernstlicher in einem andern Briefe. Er schreibt ihr, daß es ihr nie an Gelde fehlen könnte, wenn ihre Freunde ihre Pflicht erfüllten. Thäten sie es nicht, so würde doch ihr eignes Vermögen allein wenig ausreichen. Er bittet sie also, ihren Sohn nicht auch ganz unglücklich zu machen. Er würde, wenn nur irgend etwas übrig bliebe, das ihn vor Mangel sicherte, durch Tugend und einiges gutes Glück, leicht alles übrige wieder erwerben ⁽³⁹⁾. — Ihr Schwiegervater, Piso, erwies seinem verbannten Schwiegersohn

bater

(39) Ibid.

vater und der Familie alle Gefälligkeiten mit warmen Dienstleifer. Er schlug die Quästur von Pontus und Bithynien aus, um ihnen desto wirksamer in Rom dienen zu können. Cicero gedenkt oft seiner Dienste und seiner Grosmuth. „Pisos Eifer und Liebe für uns alle ist so groß, sagt Cicero, daß sie nicht übertroffen werden kann. Möchten es doch die Götter geben, daß es ihm einst Freude bringe; Ehre wird es ihm immer machen, das bin ich überzeugt“⁽⁴⁰⁾.

Atticus unterstützte die Familie auch mit Gelde. Er hatte bereits Cicero zu seiner Flucht über zwief tausend Pfund gegeben. Als er das große Vermögen seines Oheims Cælius, dessen Namen er annahm, erbt, both er Cicero von neuem seine Borse an⁽⁴¹⁾. Aber sein Betragen befriedigte Eis

J 2

ceron

(⁴⁰) Post red. in Senat. 13. Ep. fam. 14. 1. (⁴¹) Corn. Nep. Vit. Art. 4. Ad Art. 3 20. Dieser Cælius, Atticus' Oheim, war ein berühmter geistiger Buchrer. Cicero gedenkt seiner einmal in seinen Briefen. Er adoptirte Atticus durch ein Testament, und hinterließ ihm drei Viertheile seines Vermögens, über achtzigtausend Pfund Sterling. Er hatte sich einen so großen Reichtum durch Lucillus' Gunst erworben. Er hatte ihn zwar mit dem Verbrechen geschmeichelt, daß er ihn zum Erben einsetzen wolte; aber er vermachte dennoch einen großen Theil seines Vermögens dem Atticus, der sich immer in seine Launen gefügt hatte. Durch diesen Betrug, so wie auch durch seinen Geiz und seine Ungerechtigkeiten aufgebracht, rächte sich der Pöbel an seinem Reichtume, und schleppte ihn zur Schande durch die Straßen — Val. Max. 7. 8. Als Cicero dem atticus' Oheim wünschte, adoptirte er den Brief an C. Cælius, D. J. Pomponianus Atticus. Wer den Namen des adoptirten

seron nicht; er fand ihn zu kalt, zu undienstfertig; er bildete sich ein, er wolle es ihm jetzt entgelten lassen, daß er nie von ihm in den Tagen seines Glückes wohlthätige Beweise seiner Freundschaft empfangen habe. Um also seinen Eifer zu erwecken, nahm er in einem Briefe Gelegenheit, ihm zu versprechen, daß die Vernachlässigung, worüber er klagen könnte, wieder gut gemacht werden sollte, wenn er seine Rückkehr erlebte. „Wenn mich das Glück je meinem Vaterlande wiederschenkt, schrieb Cicero, so soll es meine erste Sorge sein, daß du von allen meinen Freunden zuerst den angenehmen Genuß davon habest. Ob du gleich bisher, ich gestehe es, wenig Früchte meiner Freundschaft genossen hast; so werde ich doch in der Zukunft, wenn ich wieder zurückkehren sollte, so handeln, daß du sehen sollst, du setest mir so theuer als mein Bruder und meine Kinder. Wenn ich also meine Pflicht gegen dich verabsäumt habe, oder vielmehr weil ich es gethan habe, so verzeihe mir; denn ich habe mich am meisten vernachlässiget.“⁽⁴²⁾ — Atticus bath ihn, alle solche Grillen abzulegen, und versicherte ihn, daß sie ohne Grund wären. Er sei nie weder durch eine That oder durch eine Vernachlässigung von ihm beleidigt worden. Er möchte

renden annahm, versate auch seinen Familiennamen hinzuzusetzen. Nur wurde die Endung verändert; also so Pomponius in Pomponianus, um das Andenken der eigentlichen Abkunft beizubehalten. Cinciae fügten noch den Zunamen dazu, wie Cicero hier that. Ad Att. 3. 20.

(42) Ad Att. 3. 15.

möchte über diesen Punkt ohne Sorgen sein, und sich immer auf seine eifrigste Hülfe verlassen, ohne ihn nur daran zu erinnern ⁽⁴³⁾. Der Verdacht eines Mannes, der Atticus so gut kennen mußte, scheint seinem Charakter einen Fleck anzuhängen. Was aber auch für eine Ursache dazu da sein mochte, so viel ist gewis, daß Cicero zuletzt sein Wort hielt, und der Nachwelt einen Beweis seiner wahren Achtung und Liebe für diesen Mann dadurch gab, daß er seinen Namen in allen seinen Schriften verherrlichte.

Sextius war einer der neugewählten Tribunen. Er war Ciceros eifrigster Freund, darum reiste er selber nach Gallien, um Cäsar zur Einwilligung in die Zurückberufung zu bewegen. Sein Fürwort und Pompejus Brief bewirkten dieselbe, aber wie es scheint unter gewissen Bedingungen, die Cicero nicht angenehm waren. Denn als Sextius nach seiner Rückkehr nach Rom die Formel eines Gesetzes, das er vorschlagen wollte, entwarf, vermuthlich den Bedingungen angemessen, die Cäsar gemacht hatte, so war Cicero sehr unzufrieden damit. Es sei zu allgemein, erwähne nicht einmal seines Namens, sichere nicht hinlänglich seine Würde, noch die Wiederherstellung seines Vermögens. Er bath also Atticus, er möchte dafür sorgen, daß es Sextius verbessere ⁽⁴⁴⁾.

I 3

Die

(43) Ibid. 20. (44) Pro Sext. 33. Ad Att. 3. 20.

Die alten Tribunen, von denen acht Ciceros Freunde waren, versuchten es von neuem, ein Gesetz zu seinem Besten zu bewirken, das sie gemeinschaftlich dem Volke am acht und zwanzigsten Oktober vorschlugen. Aber Cicero war mit diesem Gesetze noch weniger zufrieden, als mit dem des Servius. Es bestand aus drei Artikeln; der erste gab ihm seinen ehemaligen Rang, nicht aber sein Vermögen wieder; der zweite war blos eine Formel, welche die Urheber des Gesetzes schadlos hielt, der dritte machte zur Bedingung, daß das Gesetz in dem Falle nicht gelten sollte, wenn etwas darin vorgeschlagen wäre, das durch ein älteres Gesetz besonders durch das des Clodius verboten sei, oder den Vorschlagenden in Strafe verwickelte — Cicero erstaunte, daß seine Freunde ein solches Gesetz vorschlagen könnten, das gegen ihn zu sein schien, und die Klausel des Clodischen Gesetzes bestätigte, die jedes Wort, für ihn gesprochen, zum Verbrechen machte. Nie waren Klauseln dieser Art geachtet, oder für rechtsgültig gehalten, wenn das Gesetz selber widerrufen ward. Cicero bemerkte daher, es sei ein schlechtes Beispiel für die nachfolgenden Tribunen, wenn sie ja einige Besenklichkeiten hätten. Clodius habe es schon gesagt, denn er habe in einer Rede an das Volk am dritten November erklärt, daß dieses Gesetz der Tribunen eine gute Lehre für ihre Nachfolger sei, wie weit sich ihre Gewalt erstreckte. Er bath seinen Freund Atticus, den Urheber desselben zu erforschen, und ihm zu erklären, wie Rinnius und die

die übrigen so unvorsichtig hätten sein können, die Folgen nicht zu beherzigen ⁽⁴⁵⁾.

Es läßt sich am wahrscheinlichsten so erklären. Die Tribunen hofen ihre Absicht leichter zu erreichen, wenn sie eine solche Rücksicht auf Clodius Geseß nähmen, dessen Gültigkeit Cato und einige andre Bürger vom ersten Range anerkannt hätten ⁽⁴⁶⁾. Sie wollten es vielleicht vor dem Ende ihres Amtes beschleunigen, in der Ueberzeugung, daß sich das Uebrige schon finden würde, wenn Cicero nur erst, es sei unter welchen Bedingungen oder Einschränkungen, zurück berufen wäre. Hätte er seine Würde erst wieder erlangt, so würde alles übrige, was noch fehlte, schon nachfolgen. Cicero schien auch nach reiferer Ueberlegung diese Gründe zu fühlen; er äußert sich so am Schlusse seines Briefes. „Ich sollte wohl unzufrieden sein, daß die neuen Tribunen eine solche Klausel in ihren Vorschlag gesetzt haben; doch sie mögen hinein setzen was sie wollen, wenn er nur angenommen wird, und ich zurück berufen werde, dann will ich damit zufrieden sein. ⁽⁴⁷⁾“, Der einzige Entwurf eines Gesetzes, den er billigte, war von seinem Weiter, C. Vesellius Aculeo, einem berühmten Rechtsgelehrten seiner Zeit. Er hatte ihn für einen andern von den neuen Tribunen, für T. Fadius gemacht, der unter Ciceros Consulate Quaestor war. Cicero rief seinen Freunden, diesen Vorschlag, der ihm durchaus gefiel, zu befördern,

I 4

wenn

(⁴⁵) Ibid. 23. (⁴⁶) Pro Dom. 16. (⁴⁷) Ad Att. 3. 23.

wenn sie nur einige Hofnung eines guten Erfolgs hätten ⁽⁴⁸⁾.

Da sich Ciceros Angelegenheiten in Rom so verzögerten, kamen die Truppen, die Piso für seine Stadthalterschaft von Macedonien angenommen hatte, Truppweise in Thessalonica an ⁽⁴⁹⁾. Dieses beunruhigte ihn sehr, und bewog ihn, den Ort ohne Verzug zu verlassen. Weil es nicht zu trüglisch gewesen wäre, wenn er sich von Italien weiter entfernt hätte, so wagte er es, noch näher zu kommen und reisete nach Dyrrhachium zurück. Obgleich diese Stadt in dem ihm verbotenen Bezirk lag, so hatte er doch nicht Ursache, hier Verfahr zu fürchten. Weil er sie immer besonders in Schutz genommen hatte. Er kam dort am fünf und zwanzigsten November an, und meldete gleich am selbigen Tage seinen Freunden in Rom diese Veränderung, in einem Briefe, den er in Thessalonica anfang und in Dyrrhachium schloß ⁽⁵⁰⁾. Letzteres beweiset die große Eile, die er beim Wechsel seines Aufenthaltes nöthig fand. Hier erhielt er eine andere unangenehme Nachricht, daß mit Einwilligung und auf Betrieb seiner Sachwalter in Rom die Provinzen der erwählten Consuln mit Geld und Truppen durch ein Dekret des Senats versehen worden wären. Wie und warum ihm dieses unangenehm war, wird sein Brief an Atticus zeigen.

„118

(48) Ibid. (49) Ibid. 22. (50) Ep. fam. 14. 1. 3. Ad Att. 3. 22.

„Als du mir schriebest, daß die Consular. Provingen mit deiner Bewilligung ausgerüstet würden, fürchtete ich zwar gleich, es möchte üble Folgen nach sich ziehen; aber ich hoffte doch, daß dich vielleicht Gründe bewogen hätten, die ich nicht eins sehen könnte. Als auch aber darauf Bekannte mündlich und schriftlich versicherten, daß man dein Verfahren allgemein mißbillige, seitdem bin ich sehr unruhig; denn die geringe Hoffnung, die mir noch übrig blieb, scheint nun vernichtet. Denn sollten sich die neuen Tribunen darüber mit uns entzweien, was bliebe mir dann für eine Aussicht übrig? Und sie haben Ursache dazu, weil man sie nicht befragte, da sie sich doch meiner angenommen hatten, und weil sie nun mit unserer Bewilligung allen Einfluß verlohren, den sie sonst auf diese Sache würden gehabt haben; besonders wenn sie nun behaupteten, daß sie blos zu meinem Besten die Gewalt, die Consuln ausrüsten zu können, gewünscht hätten, um sie desto mehr für meine Sache zu gewinnen. Wären die Consuln mir abgeneigt, so mögten sie es sein, es würde mir nicht schaden; aber in diesem Falle, wenn die Tribunen nicht wollten, könnte mir ihr bester Wille nichts helfen. Du schreibst mir zwar, daß sie ihre Absicht dennoch durch Hülfe des Volkes würden erreicht haben, wenn ihr auch nicht eingewilliget hätte; aber wie wäre das ohne Einwilligung der Volkstribunen möglich. Ich fürchte also, wir haben die Liebe der Tribunen verlohren; oder wenigstens das Band getrennt, welches die Consuln an

sie fesseln sollte, wenn uns auch ihre Gewogenheit bleibt. Dazu kommt noch ein Versehen. Der wichtige Entschluß, von dem man mir schrieb, daß der Senat nichts eher beschließen wolle, als bis meine Sache entschieden sei, ist nun vereitelt; und das bei einer Sache, die nicht nöthig, sondern gar ungewöhnlich und neu war. Ich glaube nicht, daß schon jemals designirte Magisträte die Austrüstung zu ihrer Provinz erhielten. Da nun einmal jener Vorfall gebrochen ist, so kann also jedes andere Geschäft wieder vorgenommen werden. Es ist kein Wunder, daß meine Freunde, denen die Sache vorgetragen wurde, einwilligten. Schwerlich würde einer gegen so große Vortheile zweier Consuln das Wort geführt haben. Es würde hart gewesen sein, meinem Freunde Lentulus oder dem Metellus etwas abzuschlagen, der seine Feindschaft so gefällig abgelegt hat, aber ich fürchte doch, daß wir die Tribunen verlohren haben, da wir sie samt den Consuln auf unserer Seite hätten behalten können. Ich bitte dich, schreibe mir, wie die ganze Sache steht, und zwar mit deiner gewöhnlichen Offenheit. Ich höre lieber die Wahrheit, wenn sie auch unangenehm tönt. — Am zehnten December ⁽⁵¹⁾.

Ehe Atticus diesen Brief erhielt, oder ihn beantwortete, reiste er nach seinen Gütern in Epirus, über Dyrrhachium, um Cicero zu sprechen, und ihn mündlich die Gründe ihres Betragens zu erklären.

klären. Ihre Zusammenkunft war nur kurz; und kaum hatten sie sich wieder getrennt, als ihm Cicero einen Brief nach Epirus nachschickte, und ihn zurückverlies, weil er neue unangenehme Nachrichten erhalten hatte. — „Als du mich eben verlassen hattet, schreibt Cicero, erhielt ich Briefe aus Rom, aus denen ich ersehe, daß ich meine Tage in diesem Elende vollbringen muß. Und die Wahrheit zu reden, die du mir zum Besten auslesgen wirst, wenn noch Hoffnung für meine Rüksicht da gewesen wäre, so würdest du, der mich so sehr liebt, nie bei einer solchen Lage die Stadt verlassen haben. Mehr sage ich nicht, damit es nicht scheine, ich sei undantbar, oder wolle meine Freunde mit in mein Verderben verwickeln. Nur noch um eines bitte ich dich, halte dein Wort und komme zu mir, wo ich auch auf dem ersten Janu-
ar sein mag ⁽⁵²⁾.“

Während sich Cicero so mit Furcht und Mißtrauen ängstigte, hatte seine Sache in Rom einen so glüklichen Fortgang, daß alle Hindernisse überwunden schienen. Denn die neuen Magisträte des kommenden Jahres waren dem Anscheine nach alle für Cicero, ausgenommen der Prätor Appius; und Clodius mußte bald sein Amt niederlegen, worauf sich seine Macht hauptsächlich stützte. Clodius fühlte auch, wie sehr sein Ansehen durch Pompejus wirksamern Einfluß täglich abnehme; Pompejus hatte ihm Cäsars Freundschaft entzogen, und selbst

(52) Ad Att. 7, 25.

selbst Gabinius von ihm losgerissen. Aus Wuth und Verzweiflung, und aus Verlangen, sich an diesen seinen neuen mächtigern Feinden zu rächen, würde Clodius gern die Verfolgung seines alten Feindes Cicero aufgegeben, ja so gar in seine Zurükberufung gewilligt haben, wenn er Ciceros Freunde und den Senat hätte bereden können, sich mit ihm gegen das Triumvirat zu vereinigen. In dieser Absicht ließ er Bibulus und die übrigen Augurn in einer Volksversammlung auftreten, und fragte sie: ob es nicht gesetzwidrig sei, ein Staatsgeschäft vorzunehmen, während einer von ihnen den Himmel beobachte? Sie alle beantworteten die Frage mit ja. — Darauf fragte er Bibulus: ob er nicht wirklich den Himmel beobachtet habe, so oft eines von Cäsars Gesetzen dem Volke sei vortragen worden? — Er beantwortete es mit ja. Als ihn aber der Prätor Appian zu einer andern Zeit vortreten ließ, fügte er hinzu, daß er ebensfalls die Auspicien beobachtet hätte, während daß Clodius Gesetz der Adoption vom Volke sei bestätigt worden. — Indem Clodius seine Rache jetzt sätigte, bemerkte er nicht, wie sehr sie gegen ihn selbst wüthete; sondern er bestand darauf, daß alle Gesetze Cäsars als solche, die gegen die Auspicien gemacht wären, vom Senate aufgehoben werden sollten; und unter dieser Bedingung wolle er selber Cicero, den Beschüzer der Stadt, auf seinen Schultern zurükbringen ⁽³³⁾.

In

(33) Pro Dom. 15.

In eben diesem Anfälle der Wuth fiel er auch über den Consul Gabinius her. In einer Volksversammlung, die er berief, weihte er, sein Haupt verhüllt, vor einem kleinen Altar, auf dem eine Flamme brannte, stehend, des Consuls Besitzungen den Göttern. Diese Handlung war zuweilen gegen verrätherische Bürger vollzogen; wenn sie gesetzmäßig geschah, so hatte sie die Wirkung der Konfiskation, weil dadurch die liegenden Gründe und Effekten für heilig und dem Staate zugehörig erklärt wurden. Jetzt sah man sie nur als die Handlung eines Wahnsinnigen an; um sie lächerlich zu machen, weihte der Tribun Cn. Clodius Gärten auf dieselbe Art, damit die eine Handlung so viel Anspruch auf die Rechtsgültigkeit machen könnte, als die andere ⁽⁵⁴⁾.

Die gewünschte Stunde erschien nun, die Clodius verhasstes Tribunat endete. Es war einseitig vom Anfange bis zum Ende das schändlichste und verderbteste gewesen, das Rom jemals sah. Fast kein Amt wurde in Rom vergeben, keizne Gunst einem Fürsten, einem Staate, oder einer Stadt auswärts erwiesen, die er nicht den Meistbietenden verhandelte. Die Dichter, sagt Cicero, konnten keine Charybdis so gefräßig dichten, als Clodius Raubgier es war. Er gab den Königstitel denen, die ihn nicht hatten, und nahm ihn denen, die ihn hatten ⁽⁵⁵⁾. — Clodius verkaufte die einträglichen Priesterstellen Afiens, wie
die

(54) Pro Dom. 47. 48. (55) De Harusp. resp. 27.

die Türken die griechischen Bisthümer, ohne zu fragen, ob sie erledigt oder besetzt waren. Hiervon erzählt uns Cicero einen merkwürdigen Beweis: Es war ein berühmter Tempel der Cybele zu Pessinus in Phrygien, wo diese Gottheit mit besonderer Hochachtung nicht allein von ganz Asien, sondern auch von Europa verehrt wurde; wo selbst die römischen Generale oft ihre Andacht bewiesen und Weihgeschenke brachten. Der Priester dieser Gottheit besaß sein Amt ruhig, ohne Nebenbuhler, ohne Klage gegen ihn; dennoch schenkte Clodius dieses Priesteramt einem gewissen Progitarius, einem kleinen Fürsten eines Ländchen, dem er erst den Königsrödel verliehen hatte. Ich werde ihn für einen König halten, sagt Cicero, wenn er je das Kaufgeld bezahlt. Die Schätze jenes Tempels waren aber dazu bestimmt, und sie wurden auch bald dazu angewendet sein, wenn nicht Dejotarus, König von Galatien, ein edler Fürst und treuer Freund der Römer, den schändlichen Kauf rückgängig gemacht hätte. Er nahm den Tempel in seinen Schutz, vertheidigte den rechtmäßigen Priester gegen den Prätendenten, und ließ nicht zu, daß sein Schwiegersohn Progitarius den Schatz des Tempels verlegte ⁽⁵⁰⁾.

Alle neuen Tribunen hatten feierlich versprochen, Cicero zu dienen. Aber Clodius fand Mittel, zwei von ihnen, S. Atilius Serranus, und Numerius Quinctius Gracchus zu bestechen. Durch sie

(50) Ibid. 13. Pro Sext. 25.

ſie konnte er Ciceros Anhängern die Spitze bieten, und ſeine Zurückberufung aufhalten. Als aber Piſo und Gabinus ſahen, daß ſich die Scene ſchnell zu Ciceros Vortheil veränderte, und ſeine Rückkehr unvermeidlich war, hielten ſie es für gut, ihm aus dem Wege zu gehen, und ſich nach ihren Stadthaltſchaften zu begeben, um der Früchte ihrer Treuloſigkeit zu genießen. Sie verließen beide Rom am Ende dieſes Jahres; Piſo reiſete nach Macedonien, Gabinus nach Syrien.

Neunzehntes Kapitel.

Der neue Conſul Lentulus ſchlägt Ciceros Zurückberufung vor — der ganze Senat iſt dafür, nur der Tribun Cerranus widerſpricht — Clodius beſetzt die Rederbühne mit Rednern, widerſetzt dreist dem Senate — Von Pompeius unterſtützt ſiegt der Senat, und ganz Italien kommt zur Volksverſammlung, um Cicero zurückzuführen — Ciceros rührender Einzug in Rom.

Der neue Conſul Lentulus begann ſchon am erſten Jan. 66 v. Chr. ſien Januar, nach der gewöhnlichen Feiertlichkeit der Einweihung und nach dem er der Religion die ſchuldige Pflicht erwieſen, Ciceros Angelegenheit zu betreiben, und den Senat für ſeine Zurückberufung zu gewinnen ^(*).

Sein

(*) Poſt red. ad Quir. 5.

Sein Kollege, Metellus, erklärte mit anscheinens
der Aufrichtigkeit: obgleich er und Cicero wegen
der Verschiedenheit ihrer Meinungen in Staats-
angelegenheiten Feinde wären, so wolle er doch
seine Rache dem Willen der versammelten Väter,
und dem Interesse des Staats aufopfern ^(*). Als
hierauf L. Cotta, ein Mann vom Range der ge-
wesenen Consuln und Censoren, zuerst um seine
Meinung befragt wurde, antwortete er: daß man
wider Recht und Gesetze und gegen die Gebräuche
der Vorfahren an Cicero gehandelt habe. Kein
Bürger könne ohne vorhergegangnen Prozeß aus
der Stadt vertrieben werden. Das Volk würde
Niemanden verdammen oder ihn einem Kapitals-
prozeße unterziehen, als vor der Versammlung
der Centurien. Das ganze Verfahren sei gewalts-
thätig, die Folge unruhiger Zeiten und einer uns-
terdrückten Republik. Cicero sei nur, bei einer so
unerhörten Revolution und Verwirrung aller Ges-
chäfte, aus dem Wege gegangen, um sich durch
Vermeidung eines drohenden Sturmes, Ruhe für
die Zukunft zu verschaffen. Weil er nun durch
seine Abwesenheit die Republik von einer nicht mins-
der großen Gefahr gerettet habe, als diejenige war,
da er sie durch seine Gegenwart aufrecht erhielt,
so müsse er nicht allein wieder zurückberufen, son-
dern auch mit neuen Ehrenbezeichnungen belohnt
werden. Was sein unsinniger Feind gegen ihn
bekannt gemacht hätte, wäre so einmüthig abgefaßt,
daß

(*) Pro Sext. 31.

daß es nie hätte gesetzmäßig werden können, wenn es in eine Formel hätte gebracht werden sollen. Weil also Cicero nicht durch ein Gesetz vertrieben sei, so müsse er auch nicht durch ein Gesetz, sondern durch Verwilligung des Senats, zurück berufen werden. — Hierauf trat Pompejus auf, billigte Cotta's Meinung und fügte noch hinzu: um Cicero's künftiger Ruhe willen, und um ihn gegen Besleidigungen dieser Art zu sichern, halte er es für gut, daß das Volk an seiner Zurückberufung Theil nehme, und seine Einwilligung zu dem Entschlusse des Senats gäbe. — Nachdem noch mehrere mit aufrichtiger Wärme für Cicero gesprochen und ihn gepriesen hatten, stimmten sie alle für Pompejus Meinung, und wollten eben das Dekret abfassen, als der Tribun Cerranus auftrat, und ein Hinderniß in den Weg legte. Er wagte es nicht, dem mit so vieler Theilnahme einstimmigen Senate ganz zu widersprechen, sondern er verlangte nur eine Nacht Bedenkzeit. Diese unerwartete Unterbrechung brachte die ganze Versammlung auf; einige machten ihm Vorwürfe, andere baten ihn; selbst sein Schwiegervater Oppius warf sich ihm zu Füßen, um ihn zu bewegen, daß er ablassen sollte. Alles, was man von ihm erlangte, war das Versprechen, daß er am kommenden Morgen dem Entschlusse nicht zuwider sein wolle. Sie gingen hierauf auseinander. Aber der Tribun, so erzählt Cicero, brauchte die Nacht nicht, wie das Volk meinte, um das Geld, womit er bestochen war, zurückzugeben, sondern um einen bessern

Handel zu schließen, und den Preis zu verdoppeln. Denn am folgenden Morgen war er verwegener, und verbot dem Senate, zum Entschlusse über Ciceros Sache zu schreiten ⁽¹⁾. — Ciceros Freunde erstaunten über dieses Betragen, das so treulos, seinen Versprechungen so zuwider und so undankbar gegen Ciceron war. Denn Cicero hatte während seines Consulats diesen Serranus unterstützt, und durch Wohlthaten verpflichtet ⁽²⁾.

Obgleich der Senat jetzt abgehalten wurde, seinen Entschluß auszuführen, so war er doch zu eilig und zu gut unterstützt, als daß er sich länger durch die List einer Parthei hätte abschrecken lassen. Er beschloß also ohne weitem Verzug, dem Volke ein Gesetz über Ciceros Zurückberufung vorzuschlagen; der zwei und zwanzigste dieses Monats ward zur Bekanntmachung desselben angesetzt. Als der Tag erschien, zog Fabricius, ein Tribun von Ciceros Anhang, mit einer starken Wache vor Tagesanbruch aus, um die Rednerbühne zu besetzen. Aber Clodius war ihm zuvor gekommen; er hatte alle Pforten und Zugänge zum Forum besetzt und stand bereit, ihn mit Nachdruck zu empfangen. Er hatte Fechter in Sold genommen, zu den Spielen, die er als Aedil, auf welches Amt er jetzt Ansprüche machte, geben wollte. Er borgte dazu noch eine andere Bande von seinem Bruder Appius; mit diesen geübten Fechtern, und mit seinen Sklaven und Anhängern griff er Fabricius an, tödtete

ci.

(1) Pro Sext, 24. Post, rod. ad Quir. 5. (2) Ibid.

einige seiner Begleiter, verwundete noch mehrere, und trieb sie vom Platze; und als er auch auf den Tribun Cispinus stieß, der seinem Kollegen zu Hülfe kam, schlug er auch diesen mit Verlust zurück. Als die Gladiatoren durch diesen blutigen Auftritt erschreckt waren; „Da bahnten sie sich allenthalben mit dem Schwerte den Weg, um Quintus Cicero zu suchen. Endlich fanden sie ihn, und gewis würden sie ihn ermordet haben, wenn er nicht die Verwirrung und die Dunkelheit genutzte, und sich unter seine Sklaven und Freigelassenen, die rund um ihn her ermordet wurden, verborgen gehalten hätte, bis der Auslauf vorüber war.“ Der Tribun Sextius mußte mehr ausweichen; „man versetzte ihn vor allen, um ihn zu tödten; er wurde so gefährlich verwundet, daß man ihn für tod auf der Stelle ließ; und er entkam nur dem Tode dadurch, daß er sich tod stellte.“ Da man ihn nun für tod hielt, überlegte Clodius, daß der Mord eines Tribuns, einer geheiligten Person, einen solchen Sturm gegen ihn erregen könnte, dem er erliegen müßte; „er entschloß sich also schnell, einen von seinen eignen Tribunen zu ermorden, um die Schuld auf seine Gegner wälzen zu können, und so beide Theile gleich strafbar zu machen.“ Zu diesem Opfer ersah er einen unbekannten Menschen, Numerius Quintius, der durch den eigensinnigen Pöbel das Tribunat erlangt und den Zunahmen Gracchus angenommen hatte, um sich dem Volke beliebter zu machen. Aber der schlaue Bauer, sagt Cicero, merkte den Plan, daß sein Blut Sextius Mord versöhnen sollte; er

verkleidete sich also unter dem Rolke eines Eseltreihers, worin er zuerst nach Rom gekommen war, setzte einen Fruchtkorb auf den Kopf, und indem ihn einige unter dem Namen Quinctius, andere unter dem Namen Numerius suchten, entlief erglücklich bei dieser Verwechslung der Namen. Es drohte ihm aber noch immer dieselbe Gefahr, bis es bekannt ward, daß Sextius noch lebte. Und wäre diese Entdeckung nicht früher gemacht, als man wünschen möchte, so würden sie freilich nicht durch den Tod ihres Miethlings ihre Schuld beschönigt, wohl aber eine Niederträchtigkeit durch eine andere, die dem ganzen Volke würde anzuwehm gewesen sein, vermindert haben. — Der Nachricht von diesem traurigen Austritte zu Folge, ward die Tiber und die Kanäle mit Leichnamen angefüllt, und das Blut mit Schwämmen vom Forum abgetrocknet, wo man nie solche Haufen Erschlagener sah, als zur Zeit der bürgerlichen Kriege eines Cinna und Octavius ⁽⁵⁾.,

Clodius ward durch seinen Sieg so übermüthig, „daß er mit eigner Hand den Tempel der Nymphen anzündete. Die Bücher der Censoren, und die Akten der Stadt, die hier verwahrt wurden, verbrannten mit dem Gebäude ⁽⁶⁾., Clodius fiel darauf mit Feuer und Schwert über des Tribünen Milo, und des Prätors Cæcilius Haus; er wurde aber an beiden Orten mit Verlust jurüß
ges

(⁵) Pro Sext. 35. 36. 37. 38. (⁶) Pro Milon. 27. Parad. 4. de Harusp. resp. 27.

geschlagen. Milo nahm einige von Appius Gladiatoren gefangen. Sie wurden vor den Senat geführt, und darauf, als sie gestanden hatten, was sie wußten, ins Gefängniß; aber Serranus befreite sie so gleich ⁽⁷⁾. Nach diesen Ausschweifungen klagte Milo den Clodius an, daß er den öffentlichen Frieden gestört habe; aber der Consul Restellus, der ihn noch nicht verlassen hatte, der Prätor Appius, und der Tribun Serranus beschloßen, dem Prozesse zuzukommen. Sie verboten das Her durch ein Edikt dem Beklagten, zu erscheinen und jedem andern, ihn vorzuführen ⁽⁸⁾. Sie brauchten den Vorwand, die Quästoren seien noch nicht gewählt, deren Pflicht es war, die Richter zu wählen. Sie hielten aber selber die Wahl auf, und beförderten Clodius zur Aedilenwürde, die ihn auf ein ganzes Jahr vor der Verfolgung sicherte. Da ihn also Milo nicht auf die gesetzmäßige Art vor Gericht bringen konnte, beschloß er, ihm auf gleiche Art zu begegnen, und der Gewalt Gewalt entgegen zu stellen. Er erkaufte daher eine Bande Gladiatoren, die täglich mit Clodius auf den Straßen Handel hatten. Milo erwarb sich dadurch den Ruf eines muthigen und großmüthigen Mannes, weil er der erste von allen Römern war, der Gladiatoren kaufte, um die Republik zu beschützen ⁽⁹⁾.

R 3

Dit:

(7) Pro Sext. 39. (8) Pro Sext. 41. (9) De Offic.
2. 17.

Dieses Hinderniß, wodurch Ciceros' Müßhe aufgehalten ward, machte den Senat nur noch entschlossener, sie zu bewirken. Er faßte einen zweiten Entschluß, daß kein anderes Geschäft vorgenommen werden sollte, bis dieses vollendet sei. Um allen Aufruhr und die Verlegung der Magisträte zu verhindern, befahlen die Consuln, daß man alle Völker Italiens, die es mit dem Staate gut meinten, auffordern solle, Ciceron beizustehen und zu vertheidigen ⁽¹⁰⁾. Dieses gab den guten Bürgern neuen Muth. Von allen Theilen Italiens kamen Abgesandte nach Rom; denn eine jede Municipalsstadt suchte Ciceron ihre Achtung durch irgend eine öffentliche Handlung zu beweisen. „Pompejus war zu Capua, wo er die erste Magistratswürde seiner neuen Kolonie verwaltete. Er selber hatte in der Versammlung den Vorsitz, die zu Ciceros Ehre ein Dekret abfaßte; ja er selber gab sich die Mühe, alle übrigen Colonien und Hauptstädte in dieser Gegend zu besuchen, und ihnen den Tag anzuweisen, wenn sie sich in Rom versammeln sollten, um den Vorschlag des Gesetzes zu unterstützen ⁽¹¹⁾.“

Pentulus unterhielt indessen die Stadt mit Schauspielen und Schaugeprängen, um das Volk bei guter Laune zu erhalten, welches er von seinen eignen Geschäften auf dem Lande abgerufen hatte, damit es ihm in öffentlichen Angelegenheiten beistehen

(10) Post red. in Sen. 3. 9. Pro Sext. 60. (11) Post red. in Sen. II. Pro dom. 12.

hen sollte. Die Spiele wurden in Pompejus Theater gegeben, und der Senat versammelte sich, um in der Nähe zu sein, in dem benachbarten Tempel der Ehre und der Tugend, den Marius von der cymbrischen Beute erbaut hatte, und der daher Marius Denkmal genenne ward. Hier ward also Ciceros Zurückberufung beschlossen, und so sein Traum erfüllt; hier ward unter dem Einflusse beider Gottheiten, wie er sagt, der Tugend Ehre gegeben; und hier verließ das Denkmal des Retters der Republik, des Marius, seinem Landsmanne, dem Vertheidiger derselben, Sicherheit und Rettung ⁽¹²⁾.

Raum erscholl die Nachricht von dem Dekrete im benachbarten Theater, als die ganze Versammlung ihre Zufriedenheit durch Händeklatschen ausdrückte, welches erneuert wurde, so wie ein Senator herein trat. Als der Consul Lentulus erschien, standen alle Zuschauer auf, saugten ihm entgegen, streckten ihre Arme aus, und Freuden Thränen bewiesen ihm öffentlich ihren Dank. Als es aber Clodius wagte, sich sehen zu lassen, konnte man sie kaum zurück halten, daß sie ihn nicht überfielen. Sie schalten ihn, drohten und fluchten ihm; und da er des Vergnügens der Gladiatoren Spiele nicht entbehren wollte, durfte er nicht offenbar auf seinen Sitz gehen, sondern mußte sich auf einem heimlichen Wege, unter den Bänken, durchschleichen, den man daher zum Spott den Apri-

(12) Pro Sext. 54. 56.

sehen Weg nannte. Und kaum ließ er sich sehen, so erscholl ein so allgemeines Zischen, daß es die Gladiatoren störte und ihre Pferde wild machte. Aus diesen lauten Aeußerungen, sagt Cicero, lernte Clodius den Unterschied zwischen den wahren Bürgern Roms, und solchen zusammen gerafften Volksversammlungen, welchen er gebot; er sah, daß die Männer, die bei ihnen das Wort führen, der Stadt zum Abscheu sind, und diejenigen, die dort nicht erscheinen dürfen, vom ganzen Volke mit allen Ehrenbezeugungen empfangen werden ⁽¹¹⁾.

Als das Dekret abgefaßt war, spielte eben der berühmte Schauspieler Aesop, der sich, nach Ciceros Urtheile, in der Republik wie auf der Bühne auszeichnete, in einem von Accius Schauspielen die Rolle des aus seinem Vaterlande verbannten Teslamon. Durch die Erhebung seiner Stimme, und durch Veränderung einiger Worte in seiner Rede, lenkte er die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf Ciceron. — „Wie? Er, der stets für die Republik wachte! Der in gefährvollen Zeiten weder seines Lebens, noch seines Glückes schonte! — Er, der größte Freund in der größten Gefahr! — Ein Mann von solchen Talenten — O mein Vater, ich sah sein Haus, seine Schätze in Flammen ausflodern — Undankbare Griechen, unbeständiges Volk, der empfangenen Wohlthaten uneingedenk! — Ihr könnt einen solchen Mann verbannt, von seinem Vaterlande vertrieben sehen? Ihr könnt ihn verbannt, vertrieben lassen? „

(11) Pro Sext. 55. 59.

lassen? „ — Bei jedem dieser Gedanken erhob sich allgemeines Händeklatschen — Als er in einem andern Schauspiele eben dieses Dichters, Frutus genannt, anstatt Brutus, Tullius den Befreier Roms nannte, ward das Volk so gerührt, daß es unablässig die Wiederholung foderte. Und so ging es während der ganzen Zeit seiner Verbannung; bei jeder Stelle in einem Schauspiele, die sich auf Cicero anwenden ließ, bewiesen die Zuschauer durch Händeklatschen und Beifall ihren Eifer und ihre Wünsche für sein Wohl ⁽¹⁴⁾.

Ogleich ein Dekret nach allen Regeln des Rechts über Ciceros Zurückberufung abgefaßt war, so war Clodius doch so kühn zu verhindern, daß es nicht zur gesetzmäßigen Kraft gelangte. Er nutzte jede Gelegenheit vor dem Volke dagegen zu reden; als er einst das Forum mit seinen Miethslingen besetzt hatte, fragte er sie laut, ganz gegen Roms Verfassung: ob sie Ciceros Rückkehr wollten, oder nicht? Seine Abgeordneten erhoben darauf ein Todesgeschrei, und beantworteten die Frage mit nein; dieses nutzte er als die Stimme des ganzen Volkes, und erklärte, der Vorschlag sei verworfen ⁽¹⁵⁾. „ Der Senat schämte sich, als er sein Ansehen so verspottet sah, da doch die ganze Stadt auf seiner Seite war; er beschloß also seine Dekrete so zu unterstützen, daß es unmöglich sein würde, sie zu hintertreiben. Lentulus berief die Senatoren am fünf und zwanzigsten Mai in das Co-

K 5

proi.

(¹⁴) Pro Sext. 56. 7. 8. (¹⁵) Ibid. 59.

pitol. Hier erneuerte Pompejus den Vorschlag, Cicero zurück zu rufen. Er erwies ihm in einer ernstlich ausgearbeiteten Rede, die er vorlas, die Ehre, ihn den Befreier des Vaterlandes zu nennen ⁽¹⁵⁾. Alle die vornehmsten Mitglieder des Senats sprachen hierauf eben so für Cicero; aber der Consul Metellus hatte, seiner Versprechungen ungeachtet, bisher immer eine zweideutige Rolle gespielt, und war noch immer Clodius Hauptstütze. Als daher Servilius austrat, ein Mann vom ersten Range, der mit einem Triumphe, und dem Amte eines Censors war beehrt worden, wendete er sich an seinen Vetter Metellus; er rief ihm die ganze Familie der Metelli ins Andenken zurück, schilderte ihm die ruhmvollen Thaten seiner Vorfahren, so wie das Betragen und das unglückliche Schicksal seines Bruders in so rührenden Worten, daß Metellus der Stärke der Rede, und dem Ansehen des Redners nicht länger widerstehen konnte, sondern sich mit Thränen in den Augen ergab, und versprach, Cicero auf alle Art in Zukunft zu dienen. — Er hielt sein Versprechen, und besörderte mit seinem Kollegen Ciceros Zurückberufung. Der Vorschlag ward daher in einer sehr angesehenen Versammlung von vierhundert und siebenzehn Senatoren, in Gegenwart aller Magistrats, mit aller Einwilligung, den einzigen Clodius ausgenommen, bestätigt ⁽¹⁷⁾. Cicero dankte
hiers

(15) Pro Sext. 61. (17) Post red. in Sen. 10. Pro Sext. 62.

hierauf dem Metellus schriftlich, wie er auch schon vorher gethan hatte, als er sich zuerst für ihn erklärte (10).

Man könnte sich vielleicht wundern, warum nicht die beiden Tribunen, die noch immer Ciceros Feinde wie vorher waren, dieses Dekret verhinderten, da doch ein Tribun das unbezweifelte Recht hatte, die ganze Sache durch seine Verweigerung zu hemmen. Wenn diese Weigerung nur eigensinnig und partheiisch, dem offenbaren Vortheile und der allgemeinen Neigung der Bürger zuwider war, so pflegte der Senat, wenn sich der Tribun nicht durch Vorstellungen zurückbringen ließ, die Sache zu berathschlagen, und zu einem außerordentlichen Entschlusse zu schreiten. Er erklärte dann einen solchen Widerspenstigen für einen Feind des Vaterlandes, der für alles Unheil, das erfolgen würde, zur Rechenschaft gezogen werden solle. Oder er befahl den Consuln, dafür zu wachen, daß die Respublic keinen Schaden leide. Hierdurch glaubte man jedes Mittel, wodurch entweder das Hinderniß gehoben, oder der Urheber desselben fortgeschafft wurde, zu rechtfertigen, wenn es auch gewalthätig war. Und selten pflegte sich dann ein Tribun der Wuth einer aufgebrachten Stadt, an deren Spitze die Consuln und der Senat standen, auszusetzen, und sein Vorrecht mit Gefahr seines Lebens zu behaupten.

So

(10) Ep. fam. 5. 5.

Es war es auch jetzt der Fall. Der Consul Lentulus berief den Senat wieder am folgenden Tage, um ein Mittel zu verabreden, wodurch als ler fernern Gegenwehr Einhalt gethan, und das Dekret zur Gältigkeit gebracht würde. Ehe die Versammlung angien, berief er auch das Volk vor die Rednerbühne. Hier wiederholte er und die vornehmsten Senatoren der Folge nach den Inhalt ihrer Berathschlagung im Senate, um es auf die Annahme des Gesetzes vorzubereiten. Pompejus selber pries Ciceros Verdienste; er gestand, daß ihm die Republik ihre Rettung verdanke; daß ihre gemeinschaftliche Sicherheit mit der seinigen verbunden sei. Er ermahnte das Volk, es möchte den Entschluß des Senats vertheidigen, die Ruhe der Stadt und das Wohl eines Mannes, der sich sehr um dieselbe verdient gemacht hätte, in Schutz nehmen. Dieses sei der einstimmige Wunsch des Senats, der Ritter, und des ganzen Italiens. Es sei auch seine ernstliche Absicht, und seine besondere Bitte an das Volk, um deren Erfüllung er es ersuche. Der Senat schritt hierauf in der Versammlung zu neuen thätigen Mitteln, um das Gesetz gültig zu machen. Er beschloß erstens, daß kein Magistrat Auspicien beobachten solle, wenn Ciceros Angelegenheit berathschlagt würde; wer es wagte, solle als ein Feind des Staates angesehen werden.

Zweis

Zweitens; wenn das Gesetz in den fünf nächsten gesetzmäßigen Tagen der Versammlung durch Gewaltthätigkeit oder Gegenwehr von der Vollziehung abgehalten würde, so sollte Cicero die Erlaubniß haben, ohne weitere Bestätigung zurückzufehren.

Drittens; Es solle allen Bewohnern Italiens, die für Ciceros Sache nach Rom gekommen wären, öffentlich gedankt werden; und man solle sie ersuchen, an dem Tage wieder zu kommen, wenn die Stimmen des Volkes würden eingesammelt werden.

Viertens; Auch den Städten und Staaten, die Cicero aufgenommen und bewirthet hatten, solle gedankt werden. Allen auswärtigen verbündeten Nationen solle die Sorge für ihn empfohlen, und den römischen Generalen, und allen, die auswärts ein Kommando hatten, anbefohlen werden, für seine Sicherheit und sein Leben zu sorgen ⁽²⁰⁾.

Wir müssen hier einen Augenblick verweilen, und den großen Gedanken verfolgen, den uns diese Begebenheiten von Ciceros Charakter und Würde eingeben. Für ihn sehen wir ein so großes Reich in Bewegung; der Sicherheit eines einzigen Senators setzt es mehrere Monate nach einander seine eignen Angelegenheiten nach. Und dieser Mann konnte durch nichts anderes den Eifer seiner Mitbürger erwecken, und ihre Liebe durch nichts anderes fesseln, als durch seine Tugend und seine erhabnen Verdienste. Als könnte die Republik nicht ohne

(20) Pro Sext. 60. 61.

ohne ihn bestehen, sondern müsse unter ihren Trümmern begraben werden, wenn er, ihre Hauptstütze, entfernt sei, mußten die größten Monarchen der Erde, die mit dem römischen Volke in Verbindung standen, den Ausgang erwarten, und konnten in ihren eignen Angelegenheiten keine Antwort erhalten, bis Ciceros Sache entschieden war ⁽²¹⁾. Das traf auch den König von Aegypten, Ptolemäus, der, aus seinem Reiche vertrieben, in dieser Zeit nach Rom kam, um Hülfe gegen seine rebellirenden Anzertbanen zu suchen. Ob er gleich in Pompejus Hause wohnte, so konnte er doch nicht eher zur Audienz gelangen, bis Ciceros Angelegenheiten beendet waren.

Ueber das Gesetz, durch welches Cicero würde zurük berufen werden, sollten in den Centurien die Stimmen gesammelt werden. Das war die feierlichste und ehrenvollste Art, ein öffentliches Geschäft zu betreiben, wobei der beste Theil der Bürgern den mehren Einfluss hatte. Es mußte vorkünftig ein Dekret des Senats abgefaßt werden, wodurch die Handlung rechtsgültig wurde; im gegenwärtigen Falle scheinen vier bis fünf verschiedene Dekrete zu verschiedenen Zeiten vorhergegangen zu sein, die alle durch Clodius und seine Anhänger vernichtet wurden, bis endlich das letzte entscheidend und gültig wurde ⁽²²⁾. Cicero faßte den Entschluß, zu warten, bis das Gesetz dem Volke vorgeschlagen wäre,

(21) Post. red. in Sen. 3. (22) Pro Sext. 60. Notae Manutii ad 61.

wäre, und wenn es durch die List seiner Feinde verhindert würde, auf die Autorität des Senats nach Rom zu reisen, und lieber sein Leben zu verlieren, als den Verlust seines Vaterlandes länger zu ertragen ⁽²³⁾.

Die Häupter der Gegenparthei waren durch die letzte Erklärung des Senats so muthlos geworden, daß sie den Clodius allein im Kampfe ließen. Metellus verließ ihn und sein Bruder Appius zog die Ruhe vor ⁽²⁴⁾. Dennoch verflossen zwei Monate seit jenem letzten Entschlusse, ehe Ciceros Freunde die Sache zum Vortrage an das Volk brachten. Dieses geschah endlich am vierten August.

Man hatte noch nie so eine zahlreiche Versammlung des römischen Volkes gesehen. Ganz Italien war zugegen; man hielt es für ein Vergessen, abwesend zu bleiben; weder Alter noch Schwäche entschuldigte diejenigen, die nicht hülfreiche Hand leisten wollten. Alle Magisträte, ausgenommen Appius und die beiden Tribunen, empfahlen das Gesetz; doch durften diese es nicht wagen, dagegen zu sprechen. Die Versammlung ward auf dem Marsfelde gehalten, weil es eine solche Menge bequem fassen konnte. Die Senatoren vertheilten unter sich selber das Geschäft, in den Centurien den Vorschlag zu nehmen, und darauf zu achten, daß die Stimmablegung gehörig geschehe. Der Erfolg war, daß Cicero einstimmig von allen Centurien zur größten Freude der ganzen Stadt zurück berufen ward. ⁽²⁵⁾.

Clodius

(²³) Ad Att. 3. 26. (²⁴) Prius dom. 33. (²⁵) Post. red. in Sen. II. Pro Sen. 32. in Pison. 15.

Elodius war so kühn, nicht allein in dieser Versammlung zu erscheinen, sondern so gar gegen das Gesetz zu reden. Er fand nun jenen oben erwähnten Unterschied zwischen einer freien Versammlung des römischen Volkes, und solchen gedungenen Zusammentünften, wo nur wenige verzweifelte Bürger, mit Sklaven und Gladiatoren begleitet, alles vor sich vertrieben. Wo waren nun, sagt Cicero, jene Tyrannen des Forums, jene Redner des Pöbels, jene Gebieter über Königreiche? — Das war eine der letzten großen Handlungen des freien Roms; einer der letzten Versuche der Freiheit, der ihrem Beschützer und Verteidiger Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Denn die Vereinigung des Triumvirats hatte ihr schon eine tödtliche Wunde beigebracht; und die Uneinigkeit desselben zerstörte sie bald darauf gänzlich.

Die Freude über diesen glorreichen Tag ward der Familie bald verbittert, als Ciceros Schwiegersohn Piso starb, ehe er die Früchte seiner Zärtlichkeit gegen Cicero genießen, und die Freude und die Folgen seiner Rückkehr mit ihm theilen konnte. Sein Lob wird aber so unsterblich sein, als Ciceros Schriften. Denn aus seiner östern Schilderung sehen wir, daß kaum ein Edler seiner Zeit Pison an Fähigkeiten, an Rechtchaffenheit, Zugend, Bescheidenheit und allen Vollkommenheiten eines

eines Mannes von Stande und eines Redners übertraf ⁽²⁶⁾.

Cicero hatte beschlossen, auf das Dekret des Senats nach Rom zu reisen, es möchte der Vorschlag zum Gesetze bestätigt werden, oder nicht; als er aber von allen Freunden erfuhr, daß kein Hinderniß mehr im Wege stehen könnte, ging er am vierten August zu Schiffe, an eben dem Tage, an welchem das Gesetz bestätigt ward, und landete am folgenden Tage zu Brundisium, wo ihn schon seine Tochter Tullia empfing. An diesem Tage wurde von Ohngefähr das Fest der Erbauung Roms, so wie auch der Weihe des Tempels der Sicherheit gefeiert, auch war Tullias Geburtstag. Es schien, als hätte die Vorsehung alle diese Umstände zusammengefügt, um die Freude und die Feierlichkeit der Rückkehr des Cicero nach der italienischen Küste zu erhöhen. Sein alter Freund, Cn. Placcus, der ihn so ehrenvoll in seinem Unglücke aufgenommen hatte, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und bekannter Grosmuth, bewirthete ihn auch diesmal. Hier erhielt er nach vier Tagen die froliche Nachricht von Rom, daß das Gesetz von dem Volke mit unglaublichem Eifer und mit Einstimmigkeit aller Centurien beschlätigt sei ⁽²⁷⁾. Er beschleunigte daher seine Reise, und nahm von den Brundisiern Abschied, die ihn durch

(²⁶) Pro Sext. 31. Brut. p. 297. 298. (²⁷) Ad Att. 4. 1. Pro Sext. 63.

durch privat Dienste und öffentliche Dekrete ihre aufrichtige Hochachtung zu bezeugen suchten. Die Nachricht von seiner Reise nach Rom zog eine Menge Menschen von allen Gegenden herbei, um ihn zu sehen und ihm Glück zu wünschen. Die ganze Straße von Brundisium bis Rom war an beiden Seiten von Männern, Frauen und Kindern eins geschlossen. Da war nicht eine Präfectur, Stadt oder Kolonie in Italien, die ihm nicht Statuen, oder öffentliche Ehrenbezeugungen beschloffen, und eine Gesandtschaft aus ihren vornehmsten Mitgliedern beschickend, geschickt hätte, um ihm Glück zu wünschen. Es war also, wie Plutarch meint, nicht übertrieben, wenn Cicero selber sagte, daß ihn ganz Italien auf den Schultern zurück trug ⁽¹⁸⁾. Dieser einzige Tag, sagt er, war der Unsterblichkeit werth; als der Senat mir entgegen kam, von allen Bürgern begleitet, wie wenn Rom selbst seine Städte verlassen hätte, und der Umarmung seines Erretters entgegen gegangen wäre ⁽¹⁹⁾.

Als er in die Stadt trat, sah er die Stufen der Tempel, die Portikos und selbst die Dächer der Häuser mit Zuschauern bedeckt, die ihn jubelten, während er zum Capitol fortging.

Hier erwartete ihn eine neue Schaar; aber selbst bei seiner Freude konnte er sich des Rummors nicht erwehren, daß eine Stadt, die gegen ihren Erretter so dankbar war, so kläglich in Sklav-

venn

(¹⁸) In Pison. 22. Post. red. in Senat. 15. Pro Sext. 63. (¹⁹) In Pison. 22.

venfesseln gefangen und unterdrückt worden war ⁽³⁰⁾. Das Kapitol war der eigentliche Sitz oder Thron der Majestät des Reichs; und mit Recht. Dort standen die herrlichsten Kunstwerke Roms, der Tempel Jupiters, oder der Gottheit, welche die erhasbenste und beste genannt wurde ⁽³¹⁾.

Ihren Heiligthume huldigten alle zuerst, die in einem feierlichen Aufzuge in Rom eingingen. Ehe also Cicero seine Gemalin und seine Kinder umarmte, mußte er hier sein Dankgebet u. für seine glückliche Rückkehr verrichten. Den religiösen Begriffen seiner Landsleute angemessen, bezeugte er dort auch der schützenden Minerva, die er bei seiner Abreise in dem Tempel ihres Vaters aufgestellt hatte, seine Verehrung. Von diesem heiligen Orte begleitete ihn dieselbe Volksmenge mit Jubelgeschrei zum Hause seines Bruders. Hier endete der feierliche Aufzug, der vom Anfange bis zum Ende so glänzend und triumphirend war, daß er beinahe Ursache hatte, wie er selber sagt, zu fürchten, das Volk möchte auf den Gedanken kommen, er sei darum gestochen, um so ruhmvoll wiederkehren zu können ⁽³²⁾.

(³⁰) Pro Sext. 63. (³¹) Pro Dom. 37. (³²) Pro Dom. 28.

Zwanzigstes Kapitel.

Cicero beginnt eine neue Laufbahn — Pompeius hebt den Mangel an Lebensmitteln in Rom — Cicero erlangt nach einem neuen Kampfe mit Clodius sein Haus wieder. —

Ciceros Rückkehr war ihm, so wie er es selbst J. N. 696. Cic. 70. sehr richtig nennt, der Anfang eines neuen Lebens; ⁽¹⁾ er sah sich jetzt genöthigt, neue Grundsätze anzunehmen und sein Betragen zu ändern, ohne deswegen seinen vorigen Charakter in ein schlechtes Licht zu setzen. Jetzt hatte er es empfunden, in welchen Händen sich eigentlich das Gewicht der Macht befände, und wie wenig er sich auf die Hülfe und Unterstützung seiner aristokratischen Freunde verlassen könne. Pompeius hatte ihm bei dieser wichtigen Gelegenheit mit der größten Aufrichtigkeit gedient, Cäsar hatte ihn ebenfalls unterstützt; er mußte daher beiden jetzt aus Dankbarkeit und Klugheit mehrere Aufmerksamkeit widmen, als bisher geschehen war. Auf der andern Seite wirkten auch der Senat, die Magisträte und alle Vornehmern

(¹) Ad Att. 4. 1. In einer andern Stelle nennt er die Wiedererlangung seiner Würde eine *μετεγεννησις*, oder Wiedergeburt 26. (ad Att. 6. 6.) ein Ausdruck, der wahrscheinlich aus der pythagoreischen Schule entlehnt ist. Die christlichen Schriftsteller brauchten ihn hernach für die Wiedererneuerung unserer Natur durch die Taufe, als auch für das Wiederaufwachen nach dem Tode am Tage der Auferstehung. Math. XIX. 29. Tit. III. 5.

nehmern für sein Wohl; und der Consul Lentulus schien sich den glüklichen Ausgang seiner Sache zum einzigen Endzwek und zum Ruhm seines Consulats zu machen ^(*). Dies sonderbare Uebereinstimmen entgegengesetzter Vortheile, um ihn in sein Vaterland zurückzubringen, legte ihm so mancherlei Verpflichtungen auf, daß diese sich oft kreuzten und eine der andern geradezu entgegentrat; Cicero mußte sich in dieser Lage immer so betragen, daß seine Ehre und seine Sicherheit nicht verlohren gingen, und er auch seine Pflicht, als Mensch und Bürger erfüllte. Das waren die Triebfedern seines neuen Lebens; die Angeln, um welche sich sein künftiges Betragen drehen mußte. Es erforderte die größte Geschicklichkeit und Gewandheit, jeder dieser Partheien Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und bei jeglichem sein gehöriges Gewicht und Maas seines Einflusses zu erkennen ⁽²⁾.

Am fünften September, dem folgenden Tage nach seiner Ankunft, versammelten die Consuln den Senat, um Cicero Gelegenheit zu geben, hier öffentlich allen für ihre neulich erwiesenen Dienste zu danken. Nachdem er in dieser Versammlung zuerst im allgemeinen bekannt hatte, wie viele Verbindlichkeiten er jedem habe, dankte er noch jedem Magistrate besonders namentlich den Consuln, den Tribunen, den Prätoeren. An die Tribunen wendete er sich nicht deswegen früher als an die Prätoeren, weil sie in Ansehung ihres Amtes vor-

L 3

nehmer

(*) Fost. red. in Sen. 4. (2) Pro Plancio 32.

nehmer als diese waren, denn die Prätores standen höher, sondern weil jene weit mehr Ansehen in Festsetzung der Gesetze befaßen, und weil sie folglich auch mehr gewirkt hatten, daß das Gesetz für ihn durchgegangen war. Die Anzahl seiner Privatfreunde war zu groß, als daß er hätte jedem einzeln Dank sagen können; er schränkte sich daher bloß auf die Magistratspersonen ein. Nur den Pompejus ⁽⁴⁾, der zwar jetzt nur ein Privatmann war, zeichnete er wegen der Größe seines Charakters dadurch aus, daß er sich sorgfältig mit einer besondern Dankfagungsrede an ihn wendete. Dem Lentulus dankte er vor allen zuerst, theils weil dieser der Erste in Ansehung seines Amtes war, theils weil er ihm wirklich mit der größten Freundschaft gedient hatte: diesen nannte er in der Fülle seiner Dankbarkeit den Vater, den Gott seines Lebens und seines Glückes ⁽⁵⁾. Am folgenden Tage bezahlte er eben so dem Volke seinen schuldigen Dank, in einer Rede von den Noctis; wo er eben das wieder sagte, was er schon im Senat gesagt hatte, denn er pries den Werth und die Dienste seiner vorzüglichsten Freunde, besonders des Pompejus: Ihn erhebe seine Tugend, seine Weisheit und sein Ruhm über alle Sterbliche, die

ge

(⁴) Ibid. 30. (⁵) Ibid. 4. Es war Grundsatz bei den Alten: wer dem andern Gutes thut, sei ein Gott gegen den Sterblichen. Deus est mortali, juvare mortalem. Plin. Hist. 2. 7. Er nennt auch Cicero bei einem andern Gelegenheit Platon einen Gott. Ad Att. 4. 16. um seine höchste Dankbarkeit auszudrücken.

gelebt hätten, noch lebten und leben würden. Er habe ihn jetzt durch solche Dienste verpflichtet, die beinahe die Schranken der gesetzmäßigen Gefälligkeit überstiegen ⁽⁶⁾.

Wir besitzen noch beide Reden, und eine oder zwei Stellen werden deutlich zeigen, mit welchen Gesinnungen und Vorsätzen er zurückkehrte. Nach dem er eine ausführliche Erzählung von den Diensten seiner Freunde gemacht hat, sagt er in der Rede an den Senat: „so angenehm es mir ist, dies herzuverlässen, so gern übergehe ich das mit Stillschweigen, was andre beschäfft gegen mich gethan haben: ich bin jetzt nicht dazu aufgelegt, an Beleidigungen zu denken; und wenn es auch jetzt in meiner Macht stünde, mich zu rächen, würde ich doch lieber alles vergessen. Mein Leben sei andern Plänen gewidmet: denen zu ver- gelten, die sich um mich verdient gemacht haben; die Freunde fest zu halten, die treu blieben, gleichsam im Feuer erprobt; den erklärten Feinden Krieg anzukündigen; furchtsamen Freunden zu verzeihen, verrätherische zu verschweigen; und gegen das Elend meines Exils das Ehrenvolle der Rückkehr abzuwiegen ⁽⁷⁾.“ — Zum Volke sagte er: vier Arten von Feinden gaben sich Mühe, ihn niederzudrücken: erstens, Hasser der Republik, die deswegen seine tödtlichen Feinde wären, weil er sie gerettet habe: zweitens, solche, die ihn unter dem erlogenen Vorwand der Freundschaft

(*) Post. red. ad Quir. 7. (7) Post. red. in Sen. 9.

betrogen hätten: drittens, die seinen Ruhm bes-
neiden, weil es ihnen unmöglich sei, einen
ähnlichen zu erlangen; viertens, die, welche aus
Pflicht Wächter der Republik hätten sein sollen,
die aber die Sicherheit, den Frieden der Stadt,
und das Ansehn des Reichs, das ihren Händen
anvertraut war, verkauften. In allen diesen,
sagt er, will ich mich nach dem verschiednen Gra-
de rächen, als sie mich dazu auffordern. An
den schlechten Bürgern, indem ich eifrig die
Republik vertheidige; an meinen treulosen Freun-
den, indem ich keinem von ihnen künftig traue;
an den Neidern, indem ich unermüdet fortwands
le auf der Bahn der Tugend und des Ruhms;
an diesen Provinzenmäklern, indem ich sie zurük-
rufe und Rechenschaft von ihrer Verwaltung so-
dre. Aber ich denke weit eifriger daran, wie ich
mich selbst für eure großen Dienste meiner Ver-
bindlichkeiten entledigen, als wie ich die Beleidig-
ungen und Grausamkeiten meiner Feinde ahnden
soll; denn weit leichter ist es, eine Beleidigung
rächen, als eine Wohlthat vergelten; weniger
mühevoll ist es, den Schändlichen beschämen, als
dem Guten gleich werden ⁽⁸⁾.

Da diese Angelegenheit glücklich beendigt war,
hatte der Senat wieder Ruhe, für die Wohlfarth
des Staats zu sorgen. Er hatte jetzt mit einem
Unglück zu kämpfen, welches die schnellsten Gegens-
anstalten erforderte. Ein allgemeiner Mangel an Ge-

(8) Poll. red. ad Quir. 9.

Getraide und Lebensmitteln herrschte in der Stadt, und er war noch dadurch sehr vermehrt worden, daß bei Cicero's Rückkehr die Bewohner aus allen Theilen von Italien nach Rom zuströmten. Dieser Mangel ward jetzt dem armen Bürger sehr empfindlich: er hatte ihn mit vieler Geduld getragen, so lange Cicero's Zurückerufung im Werke war, denn er hatte sich damit getröstet, daß mit ihm der Ueberschuß zurückkehren würde; als man aber sah, daß der eine ohne dem andern wiederkam, fingen die Klagen an, allgemeiner zu werden, und man konnte den Hunger nicht länger ertragen.

Clodius konnte eine so schöne Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, neue Unruhen zu erregen, und Cicero neue Verdrüßlichkeiten zu bereiten, wenn er alles Unglück ihm zur Last legte. Er daz zu diesem Endzweck eine Menge läderlicher junger Leute, die in der Nacht durch die Strassen laufen und jämmerlich nach Brod schreien mußten; diese riefen dann aus: Cicero sollte sie von dem Hunger befreien, an welchem er allein Schuld sei; als wenn er einen besondern Getraidevorrath gesammelt hätte, der den Bürgern vorenthalten würde (*). Eben diese schickte er ins Theater, in welchem der Prätor Cæcilius, einer von Cicero's genauesten Freunden, die apollinarrischen Schauspiele auführte. Dort erregte dieser Trupp ein solches Schrecken, daß die ganze Gesellschaft das Theater verließ. Eben so tumultuarisch begaben sie sich zum Tempel der

L 5

Eins

(*) Pro Dom. 5. 6.

Eintracht, wo Metellus den Senat versammelt hatte; Metellus begegnete ihnen schon auf dem Wege, und ward sogleich mit einem Steinregen angegriffen: der Consul selbst ward hiedurch verwundet, und berief nun sogleich zu mehrerer Sicherheit den Senat in das Capitol. Zwei fühne Räuber, M. Lollius und M. Sergius, ihre gewöhnlichen Anführer, führten sie auch dieses mahl an. Der erstere hatte sich während des Tribunats des Clodius ansehnlich gemacht, den Pompejus zu ermorden, der andere war Hauptmann bei der Wache des Carina gewesen, und wahrscheinlich einer seiner Verwandten ^(*). Clodius, durch diesen viel versprechenden Anführer angefeuert, stellte sich nun selbst an die Spitze seines Heers und verfolgte den Senat ins Capitol, mit dem Vorsatz, ihn in seinen Rathschlagungen zu verwirren, und dadurch seine Vorkehrungen gegen das gegenwärtige Unglück zu vernichten, überdies auch Schlechtere zu irgend einer Verwalthätigkeit gegen Cicero anzureizen. Aber er fand bald, zu seinem größten Misvergnügen, daß Cicero zu fest in der Gunst Roms stand, um so schnell heraus gestürzt zu werden: das Volk sah auch nun selbst seinen Plan ein und ward hierüber so aufgebracht, daß es sich ganz und gar gegen ihn kehrte, und ihn mit allen seinen Anhängern zurückschlug. Als es nun bemerkte, daß Cicero sich nicht im Senate befand, riefen alle laut einstimmig seinen Namen, und waren

(*) Ad Att. 4. 1. Pro Dom. 5.

waren nicht eher zufrieden gestellt, bis er persönlich erschien, sich ihrer Sache unterzog, und ein Mittel vorschlug, wie ihnen zu helfen sei. Er hatte sich den ganzen Tag über in seinem Haus aufgehalten, und war entschlossen, hier zu bleiben, bis er das Ende des Tumultes sähe; aber als er nun hörte, daß Clodius zurückgeschlagen sei, und daß er allgemein von den Consuln, dem Senate und dem ganzen Volke verlangt werde, ging er in die Senatsversammlung, als man sich eben mit Rathschlagsungen beschäftigte. Da man ihn sogleich um seine Meinung fragte, schlug er vor: man sollte dem Pompejus den Antrag thun, daß er es unternähme, Ueberfluß in die Stadt zurückzubringen; und um ihn in den Stand zu setzen, seinen Auftrag auszurichten, sollte man ihm eine unumschränkte Gewalt über alle Magazine und Kornböden des Reichs in allen Provinzen ertheilen. Dieser Vorschlag ward freudig aufgenommen, man stimmte sogleich, es sollte dieses Vorschlags wegen ein Gesetz gemacht werden, um es dem Volke vorzulegen ⁽¹¹⁾. Messala und Afranius waren die einzigen Consularischen Senatorn, welche zugegen waren, die übrigen waren weggeblieben, aus Furcht vor dem Pöbel, wie sie vorgaben; die wahre Ursache aber war, daß sie nicht gern ihre Einwilligung dazu geben wollten, um dem Pompejus dieses Amt zu übertragen. Die Consuln nahmen das Deictet mit nach der Rednerbühne und lasen es dort öffentlich

(11) Ib. 3. 7. Ad Au. 4. 1.

fentlich dem Volke vor. Als der Name Cicero, in dessen Namen es geschrieben war, abgelesen ward, applaudirte man allgemein. Hierauf hielt Cicero auf das Verlangen aller Magistratspersonen eine Rede an das Volk, worinn er ihm die Gründe und die Nothwendigkeit dieses Dekrets bewies, und ihm von der Thätigkeit und dem Ansehn des Pompejus eine schnelle Hülfe versprach ⁽¹²⁾. Indes war die Abwesenheit der Consulatischen Senatoren Ursache, daß man dieses Gesetz ansah, als nicht aus freiem Willen gegeben, als ungültig, das die Furcht bloß hervorgebracht habe, ohne Zustimmung der vornehmsten Mitglieder des Senats. Am folgenden Tage aber, da die Versammlung größer war und alle diese Senatoren sich zugegen befanden, wurden die einmüthig zurückgewiesen, welche Mine machten, dieses Dekret zu widerrufen ⁽¹³⁾. Dem Consuln ward nun aufgetragen, ein angemessenes Gesetz zu verfertigen, durch welches auf fünf Jahre die gänzliche Verwaltung des Getraides und der Magazine dem Pompejus übergeben werde, mit der Erlaubniß, sich zu seiner Hülfe funfzehn Offiziere zu erwählen.

Hierdurch erhielt Clodius neuen Stoff, den Cicero zu verläunden: er beschuldigte ihn, daß er undankbar und treulos an dem ihm so treuen Senate handle, um einem Manne zu schmeicheln, der ihn betrogen habe. Wie er so verblendet sein könnte nicht einzusehen, wie viel er allein in der Stadt vers

(12) Ibid. (13) Pro Dom. 4. Ad Att. 4. 1.

vermöchte, und wie leicht es ihm sei, sein Aussehen auch ohne Hülfe des Pompejus zu erhalten⁽¹⁴⁾. Aber Cicero vertheidigte sich selbst also: „man sollte nicht hoffen, ihn jetzt nach seiner Rückkehr auf eben die Art zu hintergehen, mit welcher man ihn schon einmahl gestürzt habe, durch Eifersucht zwischen ihm und Pompejus. Er habe schon dies mahl zu viel gelitten, um unvorsichtig noch einmal in die nämliche Falle zu gehen. Durch dieses Decret habe er zugleich wie ein Freund gegen Pompejus, und wie ein guter Bürger gegen den Senat gehandelt. Die, welche diese außerordentliche Gewalt des Pompejus beneideten, müßten auch zugleich die Siege, die Triumphe, die Vergrößerung des Landes und der Einkünfte beneiden, welches alles durch frühere Bewilligungen dieser Art dem Staate verschafft sei: der glückliche Erfolg von jenen Bewilligungen zeige ja deutlich, welche Früchte man von diesen zu erwarten habe⁽¹⁵⁾“.

Aber so viel Ansehen Pompejus auch durch dieses Gesetz erhielt, so waren dennoch seine Creaturen nicht damit zufrieden. Daher that Messius, ein Tribun, einen andern Vorschlag: man sollte ihm auch überdies die Macht geben, so viel Geld aufzunehmen, Flotten und Armeen aufzurichten, als er nur immer wollte; ihm dabei auch über alle Provinzen eine Gewalt ertheilen, die größer sei, als die der Statthalter selbst. Cicero's Gesetz schien

(14) Ibid. 2. 11. (15) Ibid. 2. 12.

schien, mit diesem verglichen, bescheiden zu sein, daher that Pompejus, als wäre er mit dem ersten zufrieden, indeß alle seine Anhänger sich Mühe gaben, den zweiten Vorschlag durchzusetzen. Alle hoßten, Cicero würde zu ihrer Parthei übergehen, als lein er blieb ganz ruhig, und wollte keinen Schritt weiter vorwärts thun, denn seine Lage zwang ihn zur größten Vorsicht und eben sowohl des Senats als der angesehensten Männer zu schonen. Das Ende von allem diesem war, daß Ciceros Gesetz von allen Partheien angenommen ward, und daß Pompejus ihn selbst zu seinem ersten Lieutenant erwählte, mit der Erklärung, er wollte ihn als sein zweites Selbst ansehen und nichts ohne seinen Rath unternehmen ⁽¹⁶⁾. Cicero nahm dieses Amt mit der Bedingung an, daß er es nach seinem Gefallen verwalten oder aufgeben könne, so wie es ihm am zuträglichsten wäre ⁽¹⁷⁾. Er überließ aber bald da auf dieses Amt seinem Bruder, und blieb in der Stadt. Hier hatte er das Vergnügen zu sehen, daß sein Vorschlag der Hoffnung entsprach. Pompejus Credit stimmte sogleich die Preise der Lebensmittel herab, und seine Thätigkeit brachte bald wieder Ueberschuß nach Rom.

Cicero besaß nun seine vormalige Würde wieder, aber nicht sein Vermögen. Sein Haus und seine Güter waren ihm noch nicht ersetzt; man hatte ihm zwar hinlängliche Wiedererstattung zugesagt, aber die Ausführung bis auf seine Rückkehr
vers

(¹⁶) Ad Att. 4. 1. (¹⁷) Ibid. 2.

verschoben. Jetzt kam die Sache vor den Senat, wo sie nun überlegt und öffentlich bestätigt werden sollte, aber es traten große Hindernisse entgegen. Die größte Schwierigkeit entstand über sein Haus auf dem palatinischen Berge. Er schätzte es über alles; und Clodius hatte es eben deswegen, wie er hoffte, auf immer aus seinen Händen gespielt. Denn er hatte das Gebäude niederreißen lassen, und auf dem Plage der Göttin Freiheit einen Tempel geweiht. Um seine ganze Absicht zu erreichen, ließ er auch den nah gelegenen Portiko des Catulus niederreißen, um ihn gleichförmig mit seinem Tempel wieder aufbauen zu lassen. Zudem er also ein privat Eigenthum mit öffentlichen Werken vermischte, und das Ganze der Vortheit weihte, hoffte er auf immer zu verhindern, daß ein Theil wieder getrennt, oder Cicero wieder gegeben werden könnte. Denn eine gesetzmäßige Weihe entzog das Geweihte auf immer dem privat Gebrauche.

Jener Portiko wurde, wie schon erzählt ist, auf die Stelle gebaut, wo sonst Fulvius Flaccus wohnte, dessen Haus für die Verrätherei seines Besitzers niedergerissen ward. Unter einem ähnlichen Vorwande wollte auch Clodius Ciceros Wohnung vernichten, zum ewigen Andenken seines Falles, und seiner vom Volke ihm zuerkannten Strafe ⁽¹⁷⁾. Als daher der Portiko aufgebaut und der Tempel damit verbunden, und so kaum der sechste Theil von Ciceros ehemaligem Wohnplatze

vers

(17) Pro Dom. 22.

ze verbaute war, bestimmte Clodius den noch übrigen leeren Platz zu einem Lustgarten, wie es wohl in solchen Fällen gewöhnlich war. Er hatte hiers bei, wie man merkte, noch eine eigne Absicht ausser der, die Rückgabe des Platzes an Cicero unmöglich zu machen.

Die Sache mußte vom Collegium der Priester entschieden werden; denn sie waren Richter in allen Sachen der Religion. Der Senat konnte nur vorläufig ein Dekret abfassen, daß alsdann, wenn die Priester den Platz wieder von der heiligen Bestimmung lossagen würden, die Consuln den Schaden sollten taxiren, und den Bau auf Rechnung des Staates auffordiren lassen, daß Cicero sein Haus wieder überliefert werde, wie er es verließ ⁽¹⁹⁾. Die Priester wurden also insgesammt am letzten September zusammen berufen, um die Sache zu vernehmen, die ihnen Cicero selber vortrug. Sie waren Männer vom ersten Range und von den besten Familien; noch nie seit Erbauung der Stadt war ihre Versammlung so zahlreich gewesen, wie Cicero sagt. Er nennt neunzehn, die vom Consularrange waren ⁽²⁰⁾. Ehe Cicero zur Sache schritt, suchte er die Vorurtheile zu widerlegen, die seine Feinde über sein neuliches Verrathen gegen Pompejus erweckt hatten. Er zeigte die Bewegungsgründe, und die Nothwendigkeit desselben; warf den Haß auf die Gegenpartei, indem er die Geschichte von Clodius Tribunate durchlief,

(¹⁹) Ad Att. 4. 1. (²⁰) De Harusp. resp. 6. 7.

ließ, und alle seine Gewaltthätigkeiten mit den hellsten Farben malte. — Die Hauptfrage war nun: ob die vorgebliche Weihe des Hauses, und die Einweihung des Tempels gültig wären? Um die Ungültigkeit zu beweisen, suchte Cicero alles vom Grunde aus zu widerlegen. „Er bewies, daß Clodius Tribunat ungültig sei, weil es sich auf eine unrechtmäßige Adoption gründe. Der einzige Endzweck der Adoption, den das Gesetz anerkenne, sei, den Mangel der Kinder zu ersetzen, indem man sie von fremden Familien annehme. Es sei also eine Hauptbedingung, daß der Adoptirende keine Kinder habe, noch auch fähig sei, welche zu zeugen. Die kontrahirenden Theile müßten ferner vor den Priestern erscheinen, um ihre Einwilligung, die Ursachen der Adoption, die Umstände der Familien und die Beschaffenheit ihrer gottesdienstlichen Hausobliegenheiten anzuzeigen. Die Priester müßten über die Sache erkennen, und das hin sehen, daß kein Betrug, oder irgend eine Beleidigung einer in die Sache verwickelten Familie oder Person, daraus entstehe. Von diesem allen, zeigte er nun, sei nichts bei Clodius Adoption beobachtet. Der Adoptirende sei nicht volle zwanzig Jahr alt gewesen, als er einen Senator adoptirte, der sein Vater sein konnte. Er habe keine Ursache zu einer Adoption gehabt, weil er Frau und Kinder besitze, und wahrscheinlich noch mehr Kinder bekommen werde, die er durch diese Adoption um ihr Erbtheil bringen müßte, wenn sie wirklich geltend sein sollte. Clodius habe keine aus

dere Absicht gehabt, als durch Hülfe einer Adoption sich zum Plebejer und Volkstribun zu machen, um den Staat umzustürzen. Die Handlung selber, durch welche die Adoption bestätigt worden, sei ungesetzmäßig, ungültig, weil sie vorgenommen worden, während das Vibulus Auspicien beobachtete, und weil sie Cäsar eiligst in drei Stunden verrichtete, da sie doch drei Markttage nach einander binnen neun Tagen erst vorher hätte müssen angekündigt werden⁽²¹⁾. Da nun also die Adoption ungültig und gesetzwidrig sei, so sei es auch das auf sie gegründete Tribunal. Aber gesetzt auch das Tribunal sei gültig, weil es einige große Männer gewollt hätten, so sei die zu seiner Verbannung entworfne Akte nicht als ein Gesetz anzusehen, sondern als ein Privilegium, das gegen einen Privatmann gerichtet. Ein solches aber sei durch die heiligen Gesetze, und durch die Gesetze der zwölf Tafeln gänzlich verboten. Es sei also ganz gegen die Konstitution der Republik, irgend einen Bürger an seiner Person oder an seinen Gütern zu strafen, ehe er förmlich angeklagt, und von zulänglichen Richtern eines Verbrechens überführt worden. Privilegien, oder Gesetze, wodurch einzelne genannte Bürger, ohne Prozeß bestraft würden, wären schädlich und grausam, nichts besser als Proscriptionen, und am wenigsten in Rom zu dulden⁽²²⁾. Cicero untersuchte hierauf die Streitsache über sein Haus ge-
nauer

(21) Pro Dom. 13. 14. 15. 16. (22) Ibid. 17, De leg. 3. 19.

nauer. „Die ganze Wirkung seiner Zurückberufung hänge davon ab. Würde es ihm nicht zurückgegeben, sondern bliebe es ein Denkmal des Triumphes seiner Feinde, oder seines eignen Kums und Elendes, dann könne er nicht glauben, er sei in seine Rechte wieder eingesetzt, sondern müsse sich zur ewigen Strafe verurtheilt halten. Sein Haus habe vor dem Anblicke des ganzen Volkes gestanden; wenn seine Stätte in ihrem gegenwärtigen Zustande bleiben sollte, so sähe er sich genöthigt, in einer andern Stadt seinen Aufenthalt zu suchen. Es würde ihm unmöglich sein, in der Stadt zu leben, wo er Tropäen gegen sich und die Republik vor Augen haben müsse. — Spurius Melius Haus, der sich zum Tyrannen aufwerfen wollte, sei niedgerissen; das Volk habe durch den Namen Nequimelium, den es dem Plage gab, die Billigkeit dieser Strafe zu erkennen gegeben. Aus gleichen Ursachen sei auch Sp. Cassius Haus abgetragen, und ein Tempel der Erde an dem Platze erbaut. M. Vaccus Wohnung sei konfisziert und zerstört und zum Andenken an seine Verrätherei, würde der Ort noch Vaccus Wiese genannt. — Als auch M. Manlius nicht mit dem Ruhme, die Gallier vom Capitol zurückgeschlagen zu haben, zufrieden war, sondern nach der Alleinherrschaft strebte, da ward sein Haus auch niedergestürzt, wo ihr jetzt noch zwei Allcen gepflanzt steht. Soll ich also die Strafe leiden, womit unsere Vorfahren die verworfensten, treulossten Bürgern belegten, damit mich die Nachwelt nicht für

M 2

den

den Unterdrücker, sondern den Urheber und Anführer der Verschwörung halte ⁽²³⁾?, — Ueber die Weihe bemerkte er folgendes: „Die Gottheit der Freiheit, der der Tempel geweiht worden, sei die bekannte Bildsäule einer berühmten Bühlerin; Appius habe sie aus Griechenland zur Ausstellung mitgebracht, wenn er die Aedilenwürde erlangte; als er aber alle Gedanken an diese Würde aufgegeben, habe er die Statue seinem Bruder Clodius geschenkt, daß er sie zur Gottheit erhöhte ⁽²⁴⁾. Die Feierlichkeit sei vorgenommen ohne Erlaubniß des Kollegiums der Priester, blos von einem unerfahrenen jungen Menschen, von Clodius Stiefbruder, der erst einige Tage vorher zum Priester gemacht worden; einem Neulinge in diesem Geschäft, den man dazu zwang ⁽²⁵⁾. Und wenn auch die Einweihung nach allen Formalitäten geschehen wäre, so könnte sie doch nicht gelten, weil ein ausdrückliches Gesetz dagegen sei. Denn ein altes Gesetz vom Tribun N. Papirius verbiete die Weihe eines Hauses, Altars oder Altars ohne Befehl des Volkes. Diesen habe man aber in gegenwärtigem Falle weder gesucht noch erhalten ⁽²⁶⁾.

Man hätte bei wichtigen Vorfällen jenes alten Gesetzes immer geachtet. — Als der Censor N. Marcius eine Statue der Eintracht auf einem öffentlichen Plage aufgestellt hatte, nahm sie L. Cassius, als er Censor wurde, wieder ab, brachte

(²³) Pro Dom. 37. 38. (²⁴) Ibid. 43. (²⁵) Ibid. 43.
(²⁶) Ibid. 49.

te sie in die Curie, und fragte das Priester-Kollegium, ob er die Statue und das Haus der Gottheit der Eintracht weihen sollte. Hierauf antwortete ihm der Oberpriester M. Aemilius, im Namen des ganzen Kollegiums: daß er, wenn ihn nicht das Volk abgeordnet habe, und er nicht im Namen desselben handle, ihrer Meinung nach kein Recht zu dieser Weihe habe ⁽²⁷⁾. So weihte auch eine Vestalin Licinia einen Altar, und einen kleinen Tempel unter dem heiligen Felsen. Der Prätor S. Julius mußte hierauf auf Befehl des Senats die Priester darüber befragen. Der Oberpriester P. Scävola antwortete hierauf: was Licinia auf einem öffentlichen Plage ohne Befehl vom Volke geweiht hätte, könne nicht für heilig gehalten werden. Der Senat befahl daher dem Prätor, die Weihe für ungültig zu erklären, und die Inschrift auszulöschen. „ — Nach allem diesem, sagte Cicero, sei es nicht nöthig nur zu erwähnen, was er noch zuletzt habe vortragen wollen, daß die Weihe mit keinem der feierlichen Worte und ohne die erforderlichen Gebräuche vorgenommen sei; sondern von einem unwissenden oben genannten jungen Menschen, ohne Beistand seiner Kollegen, seiner Bücher, oder irgend eines, der ihn zurechte weisen konnte. Clodius, der ihn anwies, dieser unreine Feind aller Gottesverehrung, der oft unter Männern das Weib und unter Weibern den Mann spielte, eilte über die Zeremonie auf eine

M 3

vors

(27) Ibid. 51. 53.

horr schnelle Art, sich verkerend, in Gedanken, Stim-
me und Rede; sich oft selber widerrufend, zweis-
selnd, furchtsam, stotternd, und alles gegen die
Befehle der heiligen Bücher verrichtend. Auch
ist es nicht befremdend, sagt er, daß seine Frech-
heit bei einer so tollkühnen schlechten Handlung
nicht Meister seiner Furcht werden konnte, welcher
Seeräuber, wenn auch noch so grausam, fühlte
nicht, wenn er Tempel geplündert hatte, und ihn
ein Traum oder die Gewissensangst antrieb, an
einem wüsten Ufer einen Altar zu weihen, wel-
cher Barbar fühlte dann nicht sein Herz belloms-
men, wenn er die Gottheit, die er durch seine
Bosheit beleidigt hatte, durch sein Gebeth versöh-
nen wollte? welcher Schauer mußte also wohl
diesen Mann befallen, den Räuber aller Tempel,
Häuser, und der ganzen Stadt, wenn er zur Bus-
se für so viele Ungerechtigkeiten mit verporfnetem
Sinne nur einen Altar weihte ⁽¹⁸⁾? — Hierauf
rief Cicero alle Götter an, die Rom beschützten,
daß sie Zeugen seines wahren Eifers und seiner
Liebe für die Republik sein möchten, die ihn stets
angetrieben habe, in allen seinen Gefahren das
Wohl des Ganzen seinem eignen vorzuziehen. Dann
überließ er die Entscheidung seiner Sache dem ehr-
würdigen Gerichte...

Er war mit seiner Rede, die er sogleich be-
kannt machte, vorzüglich zufrieden. Er sagt selb-
ber, wenn er je im Reden eine Figur gemacht hat,
be,

(*) Ibid. 34. 55.

be, so habe ihm vorzüglich bei dieser Sache sein Unwille, und das Gefühl der Beleidigung neue Stärke eingeblüht ⁽²⁹⁾. Das Urtheil der Priester wendete sich allein um das, was Cicero für die Gültigkeit des Papirischen Gesetzes vorgetragen hatte. Nämlich, wenn derjenige, der das Amt der Weihe verrichtete, nicht besonders vom Volke autorisirt und dazu angewiesen worden wäre, so könne der streitige Platz, ohne Bedenklichkeit, Cicero wieder gegeben werden. Obgleich dieses Urtheil Auswege zu lassen schien, so war es doch Ciceros Absichten entsprechend. Seine Freunde wünschten ihm dazu Glück, wie zu einem sichern Siege. Elosdus aber legte es zu seinem Besten aus; denn als es sein Bruder Appius auf die Rednerbühne brachte, benachrichtigte er das Volk, daß die Priester für ihn entschieden hätten, daß aber Cicero mit Gewalt Besitz nehmen wolle. Er foderte es daher auf, daß es ihm und Appius folgen möchte, um ihre Rechte zu vertheidigen. Aber diese Rede machte keinen Eindruck auf die Zuhörer; einige wunderten sich über seine Unverschämtheit, andere lachten über seine Thorheit, und Cicero beschloß, weder sich, noch das Volk, darüber zu beunruhigen, bis die Consuln auf ein Dekret des Senats den Contrast zur Wiederaufbauung des Portico des Catulus gemacht hätten ⁽³⁰⁾.

Der Senat versammelte sich am folgenden Tage sehr zahlreich, um der Sache ein Ende zu machen.

R 4

chen.

(29) Ad Att. 4. 2. (30) Ibid.

hen. Als Marcellinus, einer der neuergewählten Consuln, zuerst um seine Meinung befragt ward, wendete er sich an die Priester, und verlangte, daß sie sich genauer über ihr Urtheil erklären sollten. Hierauf sprach Lucullus im Namen der übrigen: die Priester wären Richter in Religionsfachen, der Senat aber über die Gesetze; sie hätten also bloß den Punkt beantwortet, der die Religion angehe, sie überließen es aber dem Senate zu entscheiden, ob noch ein Hinderniß gegen das Gesetz da sei. Als le andern Priester sprachen hierauf für Ciceron; endlich stand Clodius auf, und suchte die Zeit so weg zu nehmen, daß der Senat nicht zum Entschlusse an dem Tage kommen könnte. Als er nun drei Stunden hinter einander gesprochen hatte, wurde die Versammlung so ungeduldig, und machte ein solches Geräusch, daß er aufhören mußte, als man aber nach Marcellinus Worten ein Dekret abfassen wollte, untersagte es Serranus. Dieses erweckte allgemeinen Unwillen; es begann eine neue Berathschlagung, auf den Vortrag der beiden Consuln, über des Tribuns Weigerung. Nach manchen warmen Reden kam man zu diesem Entschlusse. Es sei der Wille des Senats, daß Ciceron sein Haus wiedergegeben, und Catulus Portiko wieder erbaut werden solle, wie er vorher gewesen; dieser Entschluß solle von allen Magisträten vertheiligt werden; wenn sich irgend jemand gewaltthätig dagegen setze, so wolle es der Senat ansehen als geschehe es von dem, der sich gegen dasselbe geweigert habe. Hierdurch wurde Serranus un-

ents

entschlossen, die letzte Poffe ward wieder gespielt; sein eigener Vater warf sich ihm zu Füßen; er verlangte eine Nacht Bedenkzeit, es ward ihm ansänglich abgeschlagen, endlich auf Ciceros Bitte gewährt. Am nächsten Tage nahm er seine Weigerung zurück, und ließ ohne weitem Einspruch das Decret abfassen, daß Ciceros Schade ersetzt, und sein Haus auf Kosten des Staates wieder erbaut werden solle ⁽³¹⁾.

Die Consuln vollzogen so gleich den Entschluß. Sie affordirten den Bau des Portikos des Catulus, ließen den Platz räumen, und alles niederreißen, was Clodius aufgebaut hatte. Man kam aber darin überein, daß Ciceros Verlust taxirt, und ihm die Summe ausgezahlt werden solle, daß er sie nach Gefallen anwenden könnte. Sein Haus auf dem Palatinus wurde auf sechszehn tausend Pfund; seine Tusculanische Villa auf viertausend, und sein Formianisches Landhaus auf zwei tausend Pfund geschätzt. Diese Schätzung war zu gering und alle Welt mißbilligte sie. Denn das palatinische Haus allein hatte ihm kurz vorher beinahe zweimal so viel gekostet. Cicero wollte sich darum keine Unruhe machen, und sein Schweigen gab den Consuln Gelegenheit, die Schuld auf seine Bescheidenheit zu werfen, weil er zufrieden gewesen hätte. Der wahre Grund aber, wie er selber sagt, war, daß diejenigen, die ihm die Furtive beschnitten hatten, sie nicht wieder wollten

M 5

wachs

(31) Ibid.

wachsen lassen; und ob sie gleich seine Sachwalter in seiner Abwesenheit gewesen, so wären sie doch jetzt ärgerlich und neidisch auf ihn geworden, als er wieder zurückgekommen ⁽³²⁾.

Cicero war nie geizig; daher machte ihm auch dieses wenig Kummer, ob er gleich durch den neuen Verlust seines Vermögens so von Gelde entblößt war, daß er selbst seine Tuskulanische Villa verkaufen wollte. Er änderte aber bald seinen Entschluß, und ließ sie weit prächtiger aufbauen. Wegen der schönen Lage, und der Nähe der Stadt lebte er sie hinfort mehr, als seine übrigen Landhäuser. Er hatte um diese Zeit einen häuslichen Kummer, der ihm mehr am Herzen lag. Dieser war, wie er in einem Briefe an Atticus zu verlesen giebt, so beschaffen, daß er sich nicht schriftlich darüber äußern mochte ⁽³³⁾. Die Ursache war eine übermüthige Laune seiner Gattin, die ihm vielen Kummer machte, und ihn endlich so brachte, daß eine Ehescheidung die Folge war.

(32) Ibid. (33) Ibid.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Cicero vernichtet seine Verbannungssakre — Clodius stört die öffentliche Ruhe — Cicero wird von ihm auf der Straße angegriffen — Clodius bewirbt sich zum Medilervant.

Als Cicero seine Würde und sein Vermögen wieder erlangt hatte, wünschte er auch alle öffentlichen Denkmäler seines Unglücks zu vernichten, und zu verhindern, daß nicht das Gesetz über seine Verbannung, so wie die übrigen Akten von Clodius Tribunate, in metallne Tafeln eingegraben im Capitol aufgehängt würden, wie es wohl zu geschehen pflegte. Er nutzte daher Clodius Abwesenheit, und ging mit einer starken Begleitung seiner Freunde auf das Capitol, nahm die Tafeln ab, und brachte sie in sein Haus. Hierüber entstand zwischen ihm und Clodius ein heftiger Streit im Senate wegen der Gültigkeit dieser Akten; auch Cato ward in denselben verwickelt. Wegen seiner Geschäfte in Cyperus glaubte er verpflichtet zu sein, ihre Gültigkeit gegen Cicero zu vertheidigen. Beide wurden hierdurch, zur Freude ihrer gemeinschaftlichen Feinde, etwas kälter gegen einander^(*).

Cicero hatte jetzt nichts Angelegneres, als sein ehemaliges Ansehn in der Stadt aufrecht zu erhalten, für seine künftige Sicherheit zu sorgen, und sich gegen die Bosheit seiner erklärten Feinde, so wie gegen den Neid seiner vorgeblichen Freunde,

(*) Plutarch. in Cic. — Dio p. 100.

de, den er jetzt von neuem anwachsen sah, zu wasnen. Er wünschte Censor zu werden, oder eine von den ehrenvollen Stellen zu bekommen, die einem privat Senator einen öffentlichen Charakter gaben; und dann eine Reise durch Italien, oder eine fromme Pilgrimswanderschaft nach allen Tempeln, Hainen, und geweihten Plätzen, unter dem Vorwande eines in seiner Verbannung gethanen Gelübdes, zu unternehmen. Dieses würde ihn Gelegenheit geben, sich allenthalben von einer Seite zu zeigen, die natürlich die Liebe des großen Haufens erwerben mußte, indem er eine fromme Achtung dem beliebten Volkswahne und dem local Gottesdienste des Landes zollte; wie noch jetzt die Großen eben dieses Landes dem Pöbel dadurch schmeicheln, daß sie die Kapellen und Altäre der Heiligen, die am meisten verehrt werden, besuchen. Cicero gedenkt dieses Planes in einem Briefe an Atticus; er wollte ihn im Frühjahr ausführen, inzwischen aber die Gesinnung des Volkes gegen ihn erproben, indem er sich beständig im Angesicht der Stadt aufhielt (*).

Catulus Portico und Ciceros Haus waren schon bis ans Dach aufgeführt, als Clodius vermuthet am zweiten November mit einer Bande Bewaffneter einen Angriff wagte. Sie rissen den Portico nieder, trieben die Arbeiter von Ciceros Grund und Boden, bestürmten mit den Steinen Quintus Haus, wo Cicero jetzt wohnte, und leg-

ten

(*) Ad Att. 4. 2.

ten endlich Feuer an. Beide Brüder mußten sich mit ihren Familien durch die Flucht retten. Milo hatte bereits den Clodius wegen seiner vorigen Gewaltthätigkeiten angeklagt, und er war entschlossen, ihn, wo möglich, vor Gerichte zu bringen; Clodius hingegen suchte das Aedilenamt zu erhalten, um sich wenigstens ein Jahr länger vor der Verfolgung zu sichern. Er wußte wohl, daß er würde verdammt werden, so bald er angeklagt werden könnte; also alles Unheil, was er indessen noch anrichten konnte, war baarer Gewinn. und konnte seine Sache nicht verschlimmern (*). Er ließ also jetzt seiner natürlichen Wuth freien Lauf; er durchstrich die Strassen mit seinen Mordbrennern, und drohte der Stadt mit Feuer und Schwert, wenn man keine Versammlung berufen wolle, um Aedilen zu wählen. In dieser Wuth, eine Woche nach jener frechen Ausschweifung, begegnete er Cicero am eilften November, in der heiligen Straße. Er griff ihn sogleich mit Steinen, Knütteln und Schwertern an. Cicero war auf den Angriff nicht gefaßt; er nahm daher seine Zuflucht in den Vorhof des benachbarten Hauses. Hier sammelten sich seine Begleiter zur Gegenwehr, schlugen die Anfallenden zurück, und hätten leicht den Anführer tödten können; aber Cicero wollte ihn lieber durch Diät als durch das Messer des Wundarztes heilen. Am folgenden Tage überfiel Clodius Milos Haus mit Schwert und brennenden Fackeln; er wollte

es

(*) Ibid. 3.

es stürmen und in Brand stecken; aber Milo war immer gefaßt auf einen Angriff; N. Glaccus that mit einer Schaar handfester Bursche einen Ausfall, tödtete einige von Clodius Gefolge, und würde ihn selber umgebracht haben, wenn er sich nicht in den innersten Zimmern von P. Sullas Hause, dessen er sich bei dieser Gelegenheit als einer Festung bediente, verborgen hätte ⁽⁴⁾.

Der Senat versammelte sich am vierzehnten, um wegen dieser Unordnungen Maßregeln zu nehmen; Clodius hielt es nicht für rathsam zu erscheinen, aber Sulla kam, um sich gegen den Verdacht zu vertheidigen, daß er Clodius Muth durch den Schutz, den er ihm in seinem Hause gegeben hatte, angefeuert habe ⁽⁵⁾. Es wurden einige heftige Reden gehalten, und starke Mittel vorgeschlagen; Metellinus meinte: Clodius müsse von neuem wegen dieser Vergehungen angeklagt, die Wahl der Medizinen aber aufgeschoben werden, bis ihm der Prozeß gemacht sei. Milo erklärte, daß der Consul Metellus keine Wahl anstellen sollte, so lange er im Amte stände; denn er würde jedesmal, wenn die Versammlung berufen wäre, Auspicien beobachten. Metellus bediente sich der List, die Zeit mit einer Rede auszufüllen, so daß man auseinander gehen mußte, ohne ein Dekret abfassen zu können. Milo hielt sein Wort; er erwartete sich einen stärkern Ausgang, und verhinderte die Wahl. Der Consul Metellus versuchte hingegen alle seine Gewalt und

List,

(4) Ibid. (5) Ibid.

list, um Nilos Wachsamkeit zu hintergehen und eine Versammlung anzustellen. Er hielt sie auf andern Plätzen, als wohin er sie beschieden, bisweilen auf dem Marsfelde, zuweilen auf dem Forum; aber Nilo kam ihm immer zuvor. Er hielt vom Morgen bis in die Nacht Wachen auf den Plätzen, und war immer zugegen, um die Verhandlungen dadurch zu stören, daß er kund that, er beobachtete Auspicien. Alle drei Brüder verfehlten also ihren Zweck, ob sie gleich unaufhörlich deklamirten, und das Volk gegen diejenigen entflammeten wollten, die ihre Versammlungen störten und ihnen das Wahlrecht raubten. Metellus Reden waren ungestimmt, Appian sprach rasch, Clodius wüthend. Cicero, der dem Atticus diese Nachrichten mittheilt, war der Meinung, daß keine Wahl sein werde; Clodius werde vor Gericht gebracht werden, wenn ihn Nilo nicht vorher ermorde, welches wahrscheinlich sei. Nilo, sagt er, hat kein Bedenken es laut zu sagen; ihn hat mein Unglück nicht abgeschreckt, und er hat keine neidischen treulosen Rathgeber noch unthätige Großen um sich, die ihn muthlos machten. Die Gegenparthei sprengt allgemein aus, er handle nach meinen Rathschlägen; aber sie wissen nicht, wie viel Klugheit und Muth dieser Held selber besitzt ⁽⁶⁾.

Der

(6) Ibid. Hieraus erhellt, daß dasjenige, was oben von Clodius Aufhebung des Aelianischen und Juliuschen Gesetzes, und von dem Verbote, daß kein Magistrat Volksversammlungen stören solle, gesagt ist, nur mit Ein,

Der junge Lentulus, der Sohn des Consuls, wurde, durch seines Vaters Einfluß, und seine edle Abkunft empfohlen, in das Kollegium der Augurn aufgenommen, ob er gleich noch nicht siebenzehn Jahr alt war; denn er hatte eben erst das Knabensgewand mit dem männlichen vertauscht ⁽⁷⁾. Cicero war zu dem Einweihungsfeste eingeladen; weil er bei dem Maale zuviel von einem schmachhaften Gemüße genoß, befiel ihn ein heftiges Bauchgrimmen mit dem Durchlauf begleitet. Er schrieb daher folgenden Brief an seinen Freund Gallus.

Cicero an Gallus.

„Nachdem ich zehn Tage lang an heftigen Schmerzen im Unterleibe litt, und doch diejenigen, die mich auf der Rednerbühne vermißten, nicht überführen konnte, daß ich krank sei, weil ich kein Fieber hatte, so floh ich nach Tusculum. Ich saß zwei Tage vorher so streng, daß ich nichts weiter als Wasser genoß. Da ich nun durch Fasten und Kranksein geschwächt war, verlangte ich vielmehr dich bei mir zu sehen, als daß ich glaube, du erwartetest von mir einen Besuch. Ich geschehe,

Einschränkung zu verstehen sei; und daß sich dieses neue Gesetz nicht weiter erstreckte, als nur die Magisträte zu verhindern, daß sie eine Versammlung trennten, wenn sie schon wirklich angegangen und in Thätigkeit war. Denn wir sehen ja hieraus, daß es noch immer gegenwärtig war, eine Versammlung anzustellen, wenn ein Magistrat den Himmel beobachtete.
⁽⁷⁾ Pro Sext. 69. Dio l. 39. P. 99.

Siehe ich fürchte mich vor allen Krankheiten; bes-
 sonders aber vor denen, wegen welcher die Stois-
 ker deinen Epikur zum Besten haben, wenn er sich
 über die Harnstrenge und die Ruhr beklagt. Dies-
 ses Uebel halten sie für die Folge der Unmäßigkeit,
 jenes für die Strafe einer noch schändlicheren Aus-
 schweifung. Ich fürchte wirklich die Ruhr zu be-
 kommen; aber entweder der Wechsel der Luft, oder
 die Erholung meines Geistes half mir, oder die
 Krankheit ließ nach. Aber du mußt dich nicht wun-
 dern woher sie kam, wodurch ich sie verschuldete.
 Das Luxusgesetz, welches Simplicität in der Diät
 befiehlt, hat mir den Streich gespielt. Denn seit
 unsere Männer von Geschmak ihre Tafeln mit den
 Früchten der Erde besetzen lassen, die von dem Ge-
 setze ausgenommen sind, haben sie Rezepte erfun-
 den, wie man Erdschwämme und andere Vegetas-
 billen so schmackhaft zubereiten kann, daß sie die
 lieblichsten Lekkerebissen werden. Ich genoß hier zu
 viel bey Lentulus Muguralschmause, und bekam da-
 her einen so heftigen Durchlauf, daß er erst heute
 nachließ. So mäßig ich also im Genuße der Au-
 stern und Lampreten gewesen war, so mußten mich
 doch Beete und Malven strafen; aber ich werde in
 Zukunft vorsichtiger seyn. Da du aber durch Anis-
 cius, der mich eben fand als ich mich übergeben
 mußte, von meiner Krankheit Nachricht bekamst,
 so hättest du wohl Ursache gehabt, nicht allein zu
 schiffen, sondern selber zu mir zu kommen. Ich
 denke hier zu bleiben, bis ich mich erholt habe, denn
 ich habe Kräfte und Fleisch verloren; wenn ich aber

die Krankheit erst los bin, dann hoffe ich beides bald wieder zu bekommen ⁽⁸⁾."

Der König Ptolemäus verließ Rom, um diese Zeit, nachdem er unermessliche Summen unter die Großen ausgetheilt hatte, um sich die Hülfe einer römischen Armee zu erkaufen. Die Aegyptier hatten auch Gesandte abgeschickt, welche ihre Sache vor dem Senate vertheidigen, und die Ursachen sagen sollten, warum sie ihren König vertrieben hätten; aber Ptolemäus ließ sie unterwegs ermorden, ehe sie Rom erreichten. Diese Niederträchtigkeit, und die bekannten Bestechungen der Magistrate machten ihn dem Volke so verhaßt, daß er für rathsam fand, Rom zu verlassen, und seine Sache seinen Agenten zu übergeben. Der Consul Lentulus, der die Provinz Cilicien und Cyprus erhalten hatte, wohin er eben reisen wollte, verlangte sehr nach dem Auftrage, den König wieder einzusetzen. Er hatte bereits die Stimme des Senats für sich; und er glaubte, daß ihn seine Befehlshaberstelle vor dem Angesichte von Aegypten zu dieser Forderung den besten

(*) Ep. Fam. 7. 26. Plinius sagt, daß das Colicum morunter er wahrscheinlich die Kolik versteht, in Rom nicht erkannt sei, bis auf Tiberius Zeit. Die in diesem Briefe beschriebene Krankheit sieht aber der Kolik so ähnlich, daß man glauben muß, Plinius meinte: der Ranre und nicht die Krankheit sei unbekant gewesen, wie der gelehrte D. Le Clerc in seiner Geschichte der Arzneykunde meint. Plin. l. 26. 1. Le Clerc Hist. par. 2. l. 4. Sect. 2. c. 4. Die hier erwähnte δυσουρία κατή, oder Harnstrenge, und der Tadel, den die Stoiker dem Epicur darüber zur Last legten, sollte uns fast vermuthen lassen, daß auch unter den Alten venerische Krankheiten gangbar gewesen wären.

besten Vorwand gebe. Cicero versicherte ihn seines eifrigen Beistandes.

Unter diesen Umständen trafen die neuen Tribunen ihr Amt an; unter ihnen war auch C. Cato, von der Familie seines Namensgenossen Marcus, ein kühner unruhiger Mann, ohne Mäßigung oder Klugheit, aber ein leidlicher Sprecher, und gewöhnlich auf der bessern Seite in Staatshandeln. Ehe er ein öffentliches Amt verwaltete, versuchte er es, den Gabinius der Bestechungen anzuklagen; da er aber bey den Prätores nicht Gehör fand, war er so kühn, die Rednerbühne zu besteigen, welches einem Privatmanne nie erlaubt war, und in einer Rede an das Volk Pompejus zum Dictator zu ernennen. Seine Kühnheit hätte ihm beynahe viel gekostet; denn die Zuhörer wurden so unwillig, daß er kaum sein Leben retten konnte (*). Er eröffnete sein Amt mit einer lauten Erklärung gegen König Ptolemäus, und alle, die ihn begünstigten, besonders gegen Lentulus. Er glaubte, daß dieser mit dem Könige in Verbindung stehe, und war daher entschlossen, alle ihre Pläne zu vernichten.

Auch sein Kollege Lupus berief den Senat, und erweckte die Erwartung auf einen ungewöhnlichen Vorschlag. Er war wirklich von außerordentlicher Art. Die Akte aus Cäsars Consulate wegen der Ländervertheilung in Campanien sollte untersucht und aufgehoben werden. Er sprach lange und gut darüber, und wurde mit großer Aufmerksamkeit anges

R 2

anges

(*) Ep. ad Quint. Frat. 1. 2.

angehört. Er lobte Cicero sehr, machte bittere Bemerkungen über Cäsar, und beschwerte sich über den Pompejus, der jetzt in dem ihm aufgetragenen Geschäfte abwesend war. Am Ende sagte er, er wollte nicht jeden Senator um seine Meinung fragen, weil er sie nicht dem Haße oder der Rache irgend eines bloß geben möchte; aber die üble Laune, die, wie er sich erinnere, herrschte, als der Vorschlag angenommen wurde, und die Gewogenheit, mit der man ihn jetzt angehört habe, ließe ihn leicht die Gesinnung der Versammlung errathen. Hierauf antwortete Marcellinus, er müsse nicht aus ihrem Schweigen schließen, was sie billigten oder mißbilligten; er seines Theils, und er glaube auch sagen zu dürfen, auch alle übrigen, schwiegen jetzt deswegen, weil sie glaubten, daß die Angelegenheit wegen der campanischen Länder nicht in Pompejus Abwesenheit dürfe auf die Rednerbühne gebracht werden.

Als dieser Versuch mißlungen war, trat ein anderer Tribun, Racilius auf, und erneuerte den Streit über Milos Klage gegen Clodius, und rief den neu erwählten Consul Marcellinus auf, daß er seine Meinung sagen sollte. Dieser sprach heftig über Clodius Zügellosigkeit, und schlug vor, daß zunächst Richter für den Proceß sollten gewählt werden; dann erst die Aedilen. Wer es wagen würde den Proceß zu verhindern, solle für einen Feind des Staates erklärt werden. Der andere neu erwählte Consul, Philippus, war derselben Meinung aber die Tribunen, Cato und Cadius, sprachen dage-
gen

gen, und erklärten sich für die Wahl, ehe ein Prozeß angefangen würde. Als Cicero aufgerufen wurde, durchlief er die ganze Geschichte von Clodius Schandthaten, als wenn er ihn schon auf der Rednerbühne anklagte, zur größten Zufriedenheit der Versammlung. Der Tribun Antistius unterstützte ihn, und erklärte, es sollte kein Geschäft vorher gethan werden, ehe der Prozeß gemacht wäre. Als die ganze Versammlung einstimmte, fieng Clodius an zu reden, um den Rest des Tages zu vernutzen, und seine Sklaven und Anhänger, welche die Treppen und Zugänge zur Curie besetzt hatten, erhoben plötzlich ein solches Getöse, und mißhandelten einige von Milos Freunden, daß der Senat in größter Verwirrung ausbrach, voll Unwillen über diese neue Verwegenheit ⁽¹⁰⁾.

Der Rest des Decembers verfloss, ohne daß etwas geschah; denn es waren Festtage. Lentulus und Metellus, deren Consulate aufhörten, giengen in ihre Provinzen; der eine nach Cilicien, der andere nach Spanien. Lentulus überließ seine Sache Ciceron gänzlich; und Metellus, der ihn nicht als Feind hinterlassen wollte, machte vor seiner Abreise mit ihm alles aus, und schrieb ihm nachher einen freundschaftlichen Brief von Spanien aus, worin er seine Verdienste anerkannte, und äußerte, daß er für seine Freundschaft seinen Bruder Clodius aufgegeben habe ⁽¹¹⁾.

(10) Ibid. (11) Ep. Fam. 5. 3.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Streit im Senate über die Frage, wer den Ptolemäus von Aegypten wieder auf den Thron setzen sollte? — Clodius klagt den Milo an. — Cicero vertheidigt den Sextus.

Cicero bemühte sich im Anfange dieses Jahres, dem Lentulus den Auftrag, den Ptolemäus in sein Reich wieder einzusetzen, zu verschaffen, worüber man sich jetzt berathschlugte. Der Tribun Cato stritt heftig gegen die Einsetzung des Königs, und hatte den größern Theil des Senats auf seiner Seite. Weil er wegen einiger Wunderzeichen die sybillinischen Bücher befragt hatte, so gab er vor, ein paar Verse gelesen zu haben, die das römische Volk warnen, es möchte nie einen aus Aegypten vertriebenen König mit einer Armee wieder einsetzen. Diese Warnung entsprach so genau seiner Absicht, daß man nicht zweifeln konnte, er habe sie erfunden; aber Cato rief die Vorsteher der heiligen Bücher auf die Rednerbühne, daß sie die Richtigkeit bestätigen sollten. Hier lasen sie die Stelle dem Volke vor, und erklärten sie. Hierauf wurden sie dem Senate vorgelegt, der sie begierig aufnahm; und nach einer ernsthaften Ueberlegung über diese religiöse Bedenklichkeit, kam man zu dem Entschlusse: es schiene gefährlich für die Republik, den König mit einem Heere wieder auf den Thron zu setzen⁽¹⁾. Es

(*) Ep. Fam. 1. 1. ad Quin. Fr. 2. 2.

läßt sich nicht denken, daß der Senat jener Warnung der Sybille Glauben beigelegt habe; denn ein jeder in und außer der Versammlung hielt sie für erdichtet; es war aber ein guter Vorwand, einen Plan zu vereiteln, den alle mißbilligten. Man wollte nicht den Ehrgeiz eines Mannes unterstützen, der das reiche Aegypten an der Spitze einer Armee zu besuchen wünschte; und man wußte, daß ohne eine Armee niemand dahin gehen würde^(*).

Nachdem nun dieser Punkt entschieden, so war es die Frage, auf welche Art der König wieder eingesetzt werden sollte. Crassus schlug vor, daß drei Abgesandte von denen, die schon ein Kommando hatten, dazu erwählt werden sollten. Hierdurch war Pompejus nicht ausgeschlossen. Vibulus meinte, es sollten drei Privat-Senatoren dazu ernannt werden; Volcatius aber wollte dem Pompejus allein den Auftrag geben. Cicero, Hortensius und Lucullus aber drangen darauf, daß Lentulus, dem es der Senat bereits zugestanden hätte, und der es mit der größten Geschicklichkeit anrichten würde, den König mit einer Armee wieder zurückführen sollte. Die beiden erstern Vorschläge wurden bald überstimmt, für Pompejus oder Lentulus mußte also entschieden werden. Obgleich Cicero Ursache hatte, sich seit seiner Rückreise über Lentulus zu beklagen, besonders über den geringen Einschlag seiner Häuser, so wollte er ihm doch gern für den Antheil, den er an seiner Zurückberufung hatte, dank-

(*) Ep. fam. 4. 4.

bar sein; er beschloß daher, ihn mit seinem ganzen Ansehen zu unterstützen. Pompejus spielte gegen Lentulus, dem er Verbindlichkeiten schuldig war, dieselbe Rolle, wie vorher gegen Cicero. Aus seinem Betragen und seinen Aeußerungen nach schien es, als liege ihm Lentulus Vorthail am Herzen; aber das Benehmen aller seiner Freunde bewies, daß Pompejus den Auftrag lieber für sich haben wollte. Denn die Agenten und Creditoren des Königs, die sich einbildeten, daß seine Sache durch Pompejus am nachdrücklichsten betrieben werden könne, siengen an, öffentlich für ihn zu werben und zu bestechen⁽¹⁾. Der Senat wurde aber durch Ciceros Einfluß für Lentulus gewonnen, und als Cicero nach einer Berathschlagung, die unter seiner Leitung Lentulus günstig endete, am Abend mit Pompejus zusammen speisete, drang er freymüthig in ihn, daß er sich nicht mit bewerben, und seinen Feinden nicht Gelegenheit geben solle, ihm Vorwürfe zu machen, daß er seinen Freund verlasse, und aus Ehrgeiz alle Macht in sich vereine. Diese Vorsehung schien Eindruck auf ihn zu machen, er versprach ihm, nichts anderes zu denken, als dem Lentulus zu dienen, und dennoch führen seine Klienten immer noch fort, so zu handeln, daß jeder glauben mußte, Pompejus könne nicht aufrichtig sein⁽²⁾.

Als Lentulus Sache recht gut zu stehen schien, wählte C. Cato ein neues wirksames Mittel, sie zu hin-

(¹) Ep. Fam. 1. 1. Ad Quin. Fr. 2. 2. (²) Ep. Fam. 1. 2.

hindern. Er schlug dem Volke ein Gesetz vor, dem zufolge ihm seine Befehlshaberstelle genommen, und er zurück berufen werden sollte. Dieser Streich setzte jeden in Erstaunen; der Senat verwarf das Gesetz als ein empörerisches; und Lentulus Sohn legte Trauerkleider an, um die Bürger zu rühren, und diese Beleidigung von seinem Vater abzuwenden. Der Tribun Caninius schlug zur selbigen Zeit ein anderes Gesetz vor: Pompejus solle nach Aegypten gesendet werden; aber dieses gefiel nicht besser als das andere, und die Consuln suchten es zu verhindern, daß eines von beiden vor das Volk gebracht würde ⁽⁵⁾. Dieser neue Streit hielt Ptolemäus Sache noch länger auf. Cicero beschloß endlich, wenn Lentulus den Auftrag nicht erhalten könnte, wenigstens zu verhindern, daß er dem Pompejus zufalle, um ihnen beiden die Unannehmlichkeit, von einem Mitbewerber übertrunden zu werden, zu sparen ⁽⁶⁾. Der Senat war aber der Sache so überdrüssig geworden, daß er den König sich selber überließ, ohne sich um seine Einsetzung zu bekümmern; und so blieb die Sache liegen, und andere wichtigere Angelegenheiten des Staates zogen jetzt die Aufmerksamkeit der Stadt auf sich.

Die Wahl der Aedilen, die mit Fleiß den ganzen Sommer hindurch aufgeschoben war, konnte nicht länger mehr verzögert werden. Die Stadt verlangte nach ihren Magisträten, und besonders

R 5

nach

(⁵) Ibid. 5. ad Quin. 2. 2. (⁶) Ep. fam. 1. 5.

nach den Spielen, mit welchen sie von denselben gewöhnlich unterhalten wurde. Da auch einige der neuen Tribunen die Wahl eifrig betrieben, so wurde sie endlich am zwanzigsten Januar angestellt. Clodius wurde ohne Widerstand zum Aedilen erwählt; Cicero mußte sich also nochmals gegen einen wüthenden Aedilen gefaßt machen^(*).

Es kann mit Recht befremdend scheinen, daß ein schlechter strafbarer Mann, als Clodius, dessen Leben ein dauernder Hohn der göttlichen und menschlichen Gesetze war, nicht nur ohne Strafe leben blieb, sondern so gar alle Ehrenstellen eines Freischaates in ihrer gehörigen Folge erlangte. Es könnte natürlich der Verdacht entstehen, daß wir durch unrichtige Nachrichten von ihm, die uns nur seine Feinde mitgetheilt haben, hintergangen wären, wenn wir sie nicht zu gewis durch Thatfachen bekräftigt fänden. Aber einige Aufmerksamkeit auf den Charakter dieses Mannes, so wie auf die Zeiten, in denen er lebte, wird uns das Räthsel lösen. Der Glanz seiner Familie, die an allen vorzüglichsten Triumpfen der Republik vom Anfange ihrer Freiheit an Theil gehabt hatte, mußte ihn bei allen seinen Ausschweifungen sehr schützen. Wer Rom einigermaßen kennt, muß wissen, wie viel Eindruck allein seine berühmte Abkunft auf das Volk machte. Cicero nennt die Edlen dieser Klasse, Präctoren und Consuln von der Wiege an, nach einer Art Erbrechte. Schon ihre Namen waren eine

(*) Ad Quint. 2. 2.

eine hinlängliche Empfehlung zu allen Ehrenstellen des Staates ^(*). Ferner waren seine persönlichen Fähigkeiten besonders geschickt, ihm die Gunst der niedern Klasse zu erwerben. Sein kühner und fester Witz; sein Talent zu reden; seine Verschwendungen und auch der Umstand empfahlen ihn, daß er der erste von seiner Familie war, der populären Grundsätzen folgte; denn alle seine Vorfahren waren strenge Aristokraten. Drittens trug auch der Streit entgegengesetzter Partheien, deren jede ihre eigne Absicht in seiner Begünstigung suchte, sehr viel zu seiner Sicherheit bei. Das Triumvirat ließ seine Gewaltthätigkeiten gern zu, und unterstützte sie heimlich; damit es seine eigne Macht nicht nur weniger verhasst, sondern sogar noch nöthig machte, wenn sie die Wuth eines solchen Mordbrenners einschränken müßte. Und ob sie gleich oft gegen die Triumviren selber gerichtet wurde, so ertrugen sie doch lieber dieselbe, und versetzten ihre Gewalt, als daß sie einen Mann vernichteten, der ihr Spiel für sie spielte, und die Republik nach und nach in ihre Hände lieferte, indem er sie in Verwirrung brachte. Der Senat hingegen, der sich am meisten vor dem Tribunate fürchtete, glaubte, daß Clodius Kühnheit dazu nützen könnte, die Maßregeln desselben zu verhindern, und das Volk bei guter Gelegenheit dagegen aufzubringen; oder es schmeichelte wenigstens seinem Zorne, wenn er den Pompejus vor seinen Augen

(*) In Verr. 5. 70. Pr. Sext. 9.

Augen höhnen sah ^(*). Endlich begünstigten alle diejenigen, die Cicero beneideten und sein Ansehen zu vermindern wünschten, heimlich seinen Feind, der alle Kraft anwendete, um ihn von den Staatsgeschäften zu vertreiben. Diese ohngefähr zusammentreffende Umstände, die dem Manne und der Zeit eigen waren, erhielten den Clodius, dessen Frechheit bei einem ruhigen Zustande der Republik nie würde geduldet worden sein.

Als Clodius die Medilentrürde erlangt hatte, änderte sich sein Verhältniß mit Milo; der eine wurde mit der Gewalt eines Magistrats gewafnet; der andere wurde ein Privatmann; der eine frei von der Furcht vor Richtern und einem Prozesse; der andere dieser ganzen Gefahr durch die Macht seines Gegners ausgesetzt. Clodius priesgte keinen Vortheil gegen einen Feind zu verabsäumen, er klagte daher Milon desselben Verbrechens an, dessen er von ihm war beschuldigt worden: daß er öffentlich Gewaltthätigkeiten begangen, und gegen die Gesetze eine Bande Fechter zum Schrecken der Stadt unterhalten habe. Milo stellte sich gegen diese Klage am zweiten Februar. Pompejus, Crassus und Cicero erschienen mit ihm, und M. Marcellus, wenn gleich Clodius Kollege, sprach für ihn auf Ciceros Verlangen. Alles gieng an diesem Tage ruhig und gut für ihn. Das zweite Verhör war auf den neunten angesetzt. Pompejus wollte ihn vertheidigen, aber kaum stand er auf,

(*) De Harusp. resp. 24.

auf, als Clodius Pöbel sein gewöhnliches Mittel ergriff, und ihn durch ununterbrochnes Schreien und Schelten zum Schweigen zu bringen, oder wenigstens zu verhindern suchte, daß man ihn nicht hörte. Aber Pompejus ließ sich nicht abschrecken, und sprach beinaß drei Stunden lang mit einer solchen Gegenwart des Geistes, die Schweigen gebot. Als nun Clodius austrat, um zu antworten, machte ihn Milos Anhang so verwirrt, daß er kein Wort reden konnte. Indessen wurden Epigrammen und Spottlieder auf ihn und seine Schwester ausgeworfen, und laut abgelesen, so daß er ganz wüthend wurde. Endlich faßte er sich wieder, und als er es möglich fand zum Worte zu kommen, fragte er seinen Pöbel: wer es versucht habe, sie durch Hunger zu verderben? Pompejus, schrien alle — Darauf fragte er weiter, wer verlangt habe nach Aegypten geschickt zu werden? — Pompejus! erscholl es von allen Seiten. — Als er aber fragte: wen sie selber gesonnen wären abzuschnicken? antworteten sie: Crassus — denn zwischen ihm und Pompejus brach jetzt die alte Eifersucht wieder aus; und obgleich Crassus an diesem Tage auf Milos Seite erschien, so wollte er ihm doch nicht wohl, wie Cicero sagt.

Dieser hitzige Streit der Häupter der Partheien brachte die Anhänger derselben unten zum Handgemenge. Die Clodianer griffen an, wurden aber von den Pompejanern zurückgeschlagen, und Clodius wurde selber von der Rednerbühne vertrieben. Als Cicero sah, daß es zu Thätigkeiten kam, hielt

er es für gut, auf dem nächsten Wege nach Hause zu gehen. Es geschah wenig Schaden, denn als Pompejus das Forum von seinen Feinden gereinigt hatte, zog er sogleich sein Gefolge zusammen, um alles fernere Unheil zu verhindern ⁽¹⁰⁾.

Der Senat wurde augenblicklich zusammen berufen, um Maßregeln gegen diese Unordnungen zu nehmen. Pompejus hatte sich durch sein Benehmen bei der Angelegenheit des Königs von Aegypten von neuem Feinde gemacht, er wurde daher von Bibulus, Cato, Favonius und andern streng getadelt. Cicero blieb zu Hause, denn er hätte entweder den Pompejus beleidigen müssen, wenn er nicht für ihn sprach, oder die bessere Parthei, wenn er ihn vertheidigte. Der Streit wurde einige Tage hintereinander geführt; der Tribun Cato behandelte hierbei den Pompejus sehr hart. Er tadelte ihn mit vieler Dreistigkeit, und warf ihm seine Treulosigkeit gegen Cicero vor, dem er doch die größten Lobsprüche ertheilt hätte. Alle Feinde des Pompejus hörten ihm mit vieler Aufmerksamkeit zu.

Pompejus antwortete ihm mit ungewöhnlicher Heftigkeit, nannte den Crassus den Urheber dieser Beleidigungen und erklärte, er würde sein Leben sorgfältiger sichern, als Scipio Afrikanus gethan habe, da ihn Lælio ermordete. Diese hitzige Antwort ließ heftige Folgen erwarten. Pompejus berathschlagte sich mit Cicero über seine Sicherheit, und

ents

(10) Ad Quin. 2. 3.

entdeckte ihm seine Furcht wegen eines heimlichen Planes, gegen sein Leben. Crassus unterstützte heimlich den Cato, und schickte dem Clodius Geld vor; beide wurden von Curio, Vibulus und den übrigen, die ihn haßten, aufgemuntert. Er müsse also für sich selber sorgen, denn das niedrige Volk sei ihm abgeneigt, der Adel und der Senat habe ihn nicht lieb, und die Jugend sei bestochen. Cicero war bereitwillig seine Macht mit ihm zu vereinigen, und ihre gemeinschaftlichen Klienten und Freunde von allen Theilen Italiens zusammen zu berufen. Ob er gleich nicht willens war, Pompejus Sache im Senate auszusprechen, so wünschte er doch, ihn gegen alle Gewaltthatigkeiten, besonders gegen Crassus, den er nie liebte, zu vertheidigen. Sie beschloßen auch beide, mit vereinter Kraft alle Versuche des Clodius und Cato, gegen Lentulus und Milo abzuwenden ⁽¹¹⁾. Clodius war indessen nicht minder geschäftig, seine Freunde zum nächsten Termin in Milos Prozesse anzuwerben. Da aber seine Macht viel schwächer war, als die seines Gegners, so hatte er keine Hoffnung ein Verbannungsurtheil gegen ihn zu bewirken, und keine andere Aussicht, als ihn zu necken. ⁽¹²⁾ Denn nach zwei Verhören, und mehrmaligem Aufschube bis auf den Anfang des Mars, war die Sache abgethan, und es wird ihrer nicht weiter erwähnt.

Der Consul Marcellinus, der seinen Kollegen Philippus auf seine Seite zog, war ein entschlossener Gegner gegen das Triumvirat, so wie gegen alle

(11) Ibid. (12) Dio p. 22.

alle Gewaltthätigkeiten der übrigen Magisträte. Aus vernünftigen Gründen wollte er keine Volksversammlungen gestatten, außer die, die zu den jährlichen Wahlen nöthig waren. Seine Absicht war theils Catos Gesetz, wodurch Lentulus zurück berufen werden sollte, theils, wie Cicero sagt, die abentheuerlichen Unternehmungen einiger für Cäsarn, zu verhindern. Cicero schildert ihn als einen der besten Consuln, die er je sah; nur wegen einer Sache tadelt er ihn, daß er den Pompejus bei allen Gelegenheiten zu hart behandle. Darum verließ auch Cicero oft den Senat, um nicht eine oder die andere Partei zu ergreifen ⁽¹⁾. Um nun sein Ansehen und seinen Einfluß zu behalten, fing er wieder an, Prozesse zu übernehmen, seine ehemalige Beschäftigung, die immer populär und ehrenvoll war, und ihn in volle Thätigkeit setzte. Zuerst vertheidigte er den L. Bestia am zehnten Februar, der nach einer beleidigenden Zurückweisung von der Prätormürde bei der letzten Wahl, der Bestechungen beim Gesuche dieses Amtes angeklagt war. Ohngeachtet des Ansehens und der Beredsamkeit seines Sachwalters wurde Bestia doch überführt und verurtheilt. Er war ein verderbter unruhiger Mann, Ciceros alter Feind, vermuthlich ehemals ein Mitverschworner des Catilina. Er giebt einen Beweis, daß es wahr sei, was Cicero sagt, daß er oft gezwungen war, wider seinen Willen Männer zu vertheidigen, die es nicht

(1) Ad Quint. 2. 6.

nicht um ihn verdient hatten, weil es andere, denen er Verbindlichkeiten hatte, foderten ⁽¹⁴⁾.

Cäsar, der jetzt seine Siege in Gallien verfolgte, foderte vom Senate, daß er ihm Geld zum Sold für die Armee schiffe, und ihm die Gewalt geben solle, zehn Legaten zur bessern Führung des Krieges und der eroberten Provinzen zu wählen; auch daß er um Verlängerung seines Kommandos auf fünf Jahre. Die Forderung schien übertrieben, und es war befremdend, daß er nach allen Eroberungen, deren er sich rühmte nicht im Stande sein sollte, seine Armee ohne Geld aus Rom zu unterhalten, besonders zu einer Zeit, da die Schatzkammer so erschöpft war. Und die Verlängerung eines Auftrages, den er erst durch Gewalt, wider Willen des Senates erhalten hatte, war sehr anstößig. Aber Cäsars Einfluß verschaffte ihm den Sieg, und Cicero selber beförderte das ihm günstige Dekret zu seiner Zufriedenheit. Freilich beleidigte er dadurch die alten Senatoren, die fest auf ihre Grundsätze hielten, daß man alle außerordentlichen Aufträge verhindern müsse. Cicero stellte ihren Gründen Cäsars außerordentliche Verdienste entgegen; seine Siege müßten nicht durch Mangel an nöthigen Bedürfnissen gehemmt werden, da er so ruhmvoll die Gränzen des Reiches erweiterte, und Nationen überwand, deren Namen Rom noch nie gehört habe. Und wenn es ihm auch möglich

(14) Ibid. Ep. fam. 7. 1. Philip. XL. 5. Sallust. 17. 43. Plutar. in Cic.

lich wäre, seine Truppen ohne Unterstützung vom Rom von der Beute der Feinde zu unterhalten, so müßte doch lieber diese Beute zur Verherrlichung seines Triumphes aufbewahrt werden; denn es wäre unrecht sein, wenn man ihn durch unzeitige Sparsamkeit schlechter machen wollte ⁽¹⁵⁾.

Cicero mochte es vielleicht für unvernünftig halten, jetzt Cäsar von einem unvollendeten Kriege zurückzurufen, und die Fortschritte seiner Waffen mitten im Glücke zu hemmen; aber der wahre Grund seines Benehmens scheint nicht so wohl in der Wichtigkeit der Sache selber, als vielmehr in der Rücksicht auf die Zeitumstände und seine eigene Lage zu liegen. Denn er gestand in einem privat Briefe, „daß ihn die Bosheit und der Neid der aristokratischen Häupter beinaß von seinen alten Grundsätzen abgebracht habe; wenn gleich nicht so weit, daß er seiner eignen Würde vergesse, wenigstens doch dahin, daß er für seine Sicherheit besorgt sei. Beides könnte beisammen bestehen, wenn die Consularen treue und gefestete Männer wären; aber sie hätten ihre Sache so übel geführt, daß diejenigen, die ihnen an Macht überlegen wären, auch das Uebergewicht durch ihr Ansehen bekommen hätten; so daß sie im Senate Sachen ausrichten könnten, die sie selbst nicht beim Volke ohne Gewaltthätigkeit bewirken könnten. Aus Erfahrung habe er nur gelernt, was er nicht aus Büchern erfassen können, daß, so wie man nicht auf seine Sicherheit Rücksicht

(15) De Prov. Consul. II. 13.

sicht nehmen müsse, ohne auf seine Würde bedacht zu sein; so müsse auch nicht der Gedanke an unsere Würde die Sorge für unsere Sicherheit ausschließen ⁽¹⁶⁾. — In einem andern Briefe sagt er: „Der Zustand und die Gestalt der Regierung sei ganz verändert; der letzte Endzweck seiner Vorsätze und Bemühungen, Würde und Freiheit im Handeln und Stimmen, sei vernichtet. Nichts sei mehr übrig, als entweder den wenigen, die alles beherrschten, kleinlich beizustimmen; oder sich ihnen schwach zu widersetzen, ohne etwas Gutes bewirken zu können. Er habe also alle Gedanken an die alte Consular-Würde, und den Charakter eines entschlossnen Senators aufgegeben; und beschloßen, sich nach Pompejus Willen zu fügen. Seine große Zuneigung zu Pompejus mache, daß er anfangs alles für Recht zu halten, was ihm möglich sei; und er tröste sich mit dem Gedanken, daß seine großen Verpflichtungen ihn in den Augen der Welt rechtfertigen würden, wenn er vertheidige, was dem Pompejus gefalle; oder sich wenigstens nicht widersetze; oder auch, daß er sich von öffentlichen Geschäften entferne und sich ganz seiner Bibliothek weihe, welches er vor allem wünsche, wenn es anders seine Freundschaft für Pompejus zugeben wolle ⁽¹⁷⁾.“

Cicero war jetzt mit der Vertheidigung des neuen Tribuns P. Sestius beschäftigt, die ihn ganz besonders interessirte. Clodius, der Ciceros

D 2

Freund

(16) Ep. 65 m. 1. 7. (17) Ibid. 8.

Freunden keine Feind ließ, verfolgte den Milo selber, den Sertius ließ er von einem seiner Vertrauten, d. M. Tullius Albinovanus, wegen öffentlicher Gewaltthätigkeiten, und wegen der Verletzung des Friedens während seines Tribunats anklagen⁽¹⁸⁾. Sertius war Ciceros treuer Freund in seinem Unglücke gewesen, und hatte an seiner Zurückberufung großen Antheil; wie aber bei einem großen Dienste, den mehrere vereint einem zweiten erweisen, ein jeder geneigt ist, auf das erste Verdienst Anspruch zu machen, und den größten Theil des Lobes zu erwarten; so war es auch bei Sertius der Fall. Bei seiner von Natur hypochondrischen Laune bildete er sich ein, von Cicero vernachlässigt, oder nicht hinlänglich belohnt zu sein, und bezug sich daher seit seiner Rückkehr sehr mürrisch gegen ihn. Aber Cicero, der nie empfangener Gefälligkeiten vergaß, ahnete dieses Betragen nicht, sondern ging selber zu ihm, und heilte ihn von seinen Stillen, indem er sich freiwillig erbot, seinen Prozeß zu führen⁽¹⁹⁾. Hierdurch wurden die Hoffnungen der Ankläger getäuscht; denn sie hatten geglaubt, Cicero selbst werde die Vertheidigung nicht übernehmen würde. Aber er unterzog sich der Sache aus wahrer Reizung, und machte sie, wie sie es auch wirklich war, zu seiner eignen. In seiner Rede, die noch vorhanden ist, erzählte er die Geschichte seiner Verbannung, und die Gründe seines Betragens

(18) Pro Sext. 2. (19) Ad Quint. 2. 3.

fragens, während desselben. „Der einzige Grund, sagte er, warum Sextius verfolgt würde, sei seine treue Anhänglichkeit an ihn, oder vielmehr an der Republik ⁽²⁰⁾. Wenn sie den Sextius verurtheilten, so würden sie ihn selber verdammen, da doch alle Stände der Stadt das Zeugniß für ihn abgelegt hätten, daß er von einem Manne ungesrecht vertrieben worden, von eben dem, der jetzt den Sextius vertreiben wollte. Es heiße die Justiz lächerlich machen, wenn man einen Mann wegen Gewaltthätigkeiten anklage, der für tod auf der Stelle gelassen worden, und von eben denen, die ihn anklagten, so gewaltthätig zu Boden geworfen sei; dessen ganzes Verbrechen darin bestesse, daß er sich nicht ganz wollte todschlagen lassen, sondern es wagte, sein Leben gegen künftige Anfälle zu sichern.“ Kurz Cicero vertheidigte den Sextius so gut, daß er auf die ehrenvollste Art einstimmig von allen Richtern, unter den größten Lobsprüchen über Ciceros Gefälligkeit und Dankbarkeit, freigesprochen wurde ⁽²¹⁾.

Pompejus war bei diesem Prozesse auf Sextius Seite; aber Cäsars Anhänger Vatinius trat nicht allein als Gegner, sondern sogar als Zeuge gegen ihn auf. Cicero nahm daher Gelegenheit ihn auf Sextius Verlangen mit aller Bitterkeit des Spottes zu züchtigen, zur größten Freude der Zuhörer. Anstatt ihn auf die gewöhnliche Art über die im Prozesse angegebenen Thatfachen zu verhö-

D 3

ren,

(²⁰) Pr. Sext. 13. (²¹) Ad Quint. 2. 4.

ren, neckte er ihn mit unablässigen Fragen, welche die Ungerechtigkeiten seines aufrührerischen Treibens, und sein schlechtes Betragen seit seinem ersten Eintritt in öffentliche Geschäfte, in das Gedächtnis zurückriefen. Bei aller Unverschämtheit dieses Mannes würde er doch ganz niedergeschlagen. Vatinius machte einen schwachen Versuch ihn zu vertheidigen und Ciceron lächerlich zu machen; unter andern warf er ihm vor: daß er ein Partheigänger sei, daß er Cäsars Freund geworden sei, als er von seinem Glücke Nachricht erhalten habe.

Cicero antwortete hierauf hitzig, obgleich Pompejus neben ihm stand, daß er noch immer *) Bisbulus Consulat, welches Vatinius für verworfen und elend erkläre, den Siegen und Triumphen eines jeden, wer er auch sei, vorziehe. — Diese Rede gegen Vatinius besitzen wir noch, unter dem Namen Interrogatio oder Frage an Vatinius. Sie ist ein bitterer Ausfall, wie Cicero selber sagt, auf des Vatinius Amt, und auf das Betragen des Ver, die ihn unterstützten ⁽²²⁾.

*) S. Oben. Er war mit Cäsar zugleich Consul J. R. 694. Ein eifriger Anhänger des Senats und der Aristokraten.

(22) Ibid. Ep. fam. 1. 2.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Cicero spricht gegen Cäsars Ackergesetz — Pompeius geht nach Afrika um Korn für die Stadt einzukaufen — Er spricht den Cäsar in Lucca, der sich über Ciceros besorgt. — Cicero läßt sich durch seinen Bruder und durch Pompeius bereden, seine Absicht aufzugeben — Ciceros Vertheidigung über sein Betragen in Staats- handeln — Seine häuslichen Verhältnisse — Ptolemäus Angelegenheit — Es ereignen sich Wunder; Ausleerung derselben. — Cicero führt Prozesse — Bittet den Lucius, er solle die Geschichte seines Consulats schreiben — Pompeius und Crassus werden ausgedöhnt und bemächtigen sich des Consulats.

Im Anfange des Aprils wies der Senat dem Pompeius eine Summe von dreimal hundert tausend Pfund Sterling an, zum Ankauf des Getreides für die Stadt. Die Lebensmittel waren sehr theuer, auch mangelte es an Gelde. Die Verärgerung eines so bedenklichen Punktes erzeugte natürlich üble Launen in der Versammlung. Aber Ciceros ehemaliger Muth schien wieder durch den glücklichen Ausgang der Sache des Sextius von neuem belebt; er überraschte den Senat durch den Vorschlag, daß Cäsars Gesetz über die Vertheilung der campanischen Ländereien von neuem an einem bestimmten Tage in Ueberlegung genommen werde, da der Ankauf derselben bei der Armuth der Kasse unmöglich sei. Dieser Vorschlag wurde mit einem wilden Freudengeschrei aufgenommen. Die Feinde des Triumvirats waren außerordentlich zufrieden darüber, denn sie hofften, daß sich Pompeius und Cicero deswegen trennen würden. Es war aber

blos ein Beweis, wie Cicero sagt, daß es einem Manne sehr schwer fällt, von seinen alten Freunden der Politik abzulassen, wenn sie recht und billig sind ⁽¹⁾.

Pompejus, der von Natur zurückhaltend war, äusserte über den Vorschlag keine Unzufriedenheit, auch ließ er sich nicht im geringsten gegen Cicero darüber aus, ob sie sich gleich wie gewöhnlich freundschaftlich besuchten, und bei einander aßen. Er reiste aber bald darauf nach Afrika, um Korn einzukaufen; weil er aber auch auf Sardinien abtreten wollte, so nahm er sich vor, bei Pisa oder Livorno zu Schiffe zu gehen, um vorher Cäsar zu sprechen, der sich zu Lucca, an der äußersten Gränze seiner Provinz Gallien aufhielt. Er fand Cäsar sehr unzufrieden über Cicero; denn Crassus hatte ihn schon zu Ravenna getroffen, und ihn durch die Nachricht von Ciceros neulichem Vorschlage sehr aufgebracht. Cäsar beklagte sich darüber so heftig, daß Pompejus versprach, sein ganzes Ansehen zu brauchen, um Cicero von seinem Vorsatze abzubringen. In dieser Absicht schiffte er einen Kurir nach Rom, und ließ Cicero bitten, daß er die Sache bis auf seine Zurückkunft aufschieben möchte. Als er hierauf nach Sardinien kam, wo sich sein Legat, N. Cicero, damals aufhielt, machte er diesem darüber Vorwürfe. Er rechnete ihm alle Dienste vor, die er seinem Bruder erwiesen hatte; und alles sei mit Cäsar

(1) Ad Quint. 2. 5. Ep. fam. 1. 9.

sars Einwilligung geschehen. Er erinnerte ihn an ein Gespräch, das sie beide vormalig über Cäsars Befehle geführt hatten, und an das, was er selber bei seinem Bruder in dieser Rücksicht auszurichten übernommen habe. So wie er sich damals für ihn verpflichtet habe, so sei er auch jetzt schuldig, ihn zu der Ausführung seiner Versprechungen anzuhalten. Kurz, er bath ihn, seinen Bruder zu bewegen, daß er Cäsars Vortheil und seine Würde vertheidige, oder, wenn er ihn dahin nicht vermindern könnte, ihn wenigstens dazu anzuhalten, daß er nicht gegen Cäsar handle ^(*).

Diese Vorstellung, der Quintus noch mehr Nachdruck gab, machte Cicero wanken, so daß er von neuem die Maasregeln seines Betragens überlegte. Nachdem er alle seine Gedanken und jeden Umstand, der ihn und den Staat angehen konnte, erwogen, beschloß er endlich, die Sache lieber aufzugeben, als sich wieder in seiner jetzigen Lage Pompejus und Cäsars Haße auszusetzen. Er vertheidigt sich deswegen bei seinem Freunde Lentulus also. „Dejenigen, die sich ebenfalls zu seinen Grundsätzen bekannten, und mit ihm in dieselbe Angelegenheit verwickelt wären, beneideten und verhinderten ihn immer, wären vielmehr unzufrieden über seinen Ruhm, als daß sie sich über das freueten, was er für den Staat thue. Sie können es nicht verbergen, selber wenn er mit ihnen handle, daß es ihnen Freude mache, wenn er sich den Pompejus und Cäsar

(*) Ibid.

zu Feinden mache. Ja zu gleicher Zeit schmiegelten sie dem Clodius vor seinem Angesichte, um ihn zu kränken. Wäre die Regierung in schlechte Hände gefallen, so würde ihn weder Hoffnung noch Furcht noch selbst Dankbarkeit haben bewegen können, sich mit den Häuptern zu vereinigen. Da aber Pompejus den Kommandostab führte, und ihn durch die glänzendsten Verdienste erworben habe, ein Mann, dessen Würde er von seinem ersten Eintritt in die Geschäftswelt unterstützt habe, dem er viel Dank schuldig sei, und der eben jetzt seinen Feind auch für ten seinigen erkläre; so brauche er nicht den Tadel der Unbeständigkeit zu fürchten, wenn er bei einigen Gelegenheiten aus Gefälligkeit für so einen Freund etwas abweichend von seiner gewöhnlichen Art sinne und handle. Seine Verbindung mit Pompejus schliesse auch nothwendig Cäsar mit ein, mit dem er und sein Bruder gleichfalls schon lange Freundschaft gepflogen; zu der Erneuerung derselben habe sie Cäsar durch alle Arten von Gefälligkeiten und Dienste freiwillig aufgefordert. Nach Cäsars so großen Thaten und Siegen scheine sich die Reputation selber zwischen sie zu stellen, und ihm einen Streit mit solchen Männern zu verbieten. Als er ihres Beistandes bedürftig gewesen, habe sein Bruder sich für ihn bei Pompejus verbürgert, und Pompejus habe Cäsar sein Wort für ihn gegeben (1.).

So betrug sich Cicero überhaupt in Staatshandeln; er hatte einen schärfern Blick und eine viele

um

umfassendere Menschen; und Sach; Kenntniß, als die übrigen Häupter der Aristokratie; als Vibulus, Marcellinus, Cato, Fabonius u. s. w. Ihr Starrsinn hatte ihre Sache schlimmer gemacht, und sie zur gegenwärtigen Unterwerfung gebracht, nach dem sie den Pompejus und den Ritterorden vom Senate entfernt hatten. Sie betrachteten Ciceros Betragen gegen das Triumvirat als eine niedrige Unterwerfung unter eine ungesetzmäßige Macht, der sie sich immer widersetzten, obgleich zur Unzeit. Cicero glaubte, es sei Zeit, den Kampf zu vermeiden, da die Kräfte so ungleich waren; und je geduldiger man die Herrschaft der neuen Herrn ertragen würde, desto mäßiger würden sie dieselbe ausüben ⁽⁴⁾. Denn er war überzeugt, daß wenigstens Pompejus, der doch das Haupt derselben war, keine Absichten gegen die Freiheit des Staates hege, wenn er nicht durch die halsstarrige Widersetzung seiner Gegner dazu gezwungen werde ⁽⁵⁾. Aus diesen Gründen erwies Cicero dem Pompejus alle Gefälligkeit, um seiner eignen und des Staates Ruhe willen. Als daher der Tag erschien, an welchem wegen der Campanischen Länder Berathschlagungen angestellt werden sollten, wurde die Sache gleich aufgegeben, als man sah, daß Cicero, der Urheber des Vorschlages, abwesend war, und seine Gesinnung geäußert hatte. Aber nicht ohne einen Kampf entschloß sich Cicero, wie er selber sagt, zu diesem Schritte,

der

(4) Ibid. 2. (5) Ep. Fam. 1. 9.

der ihm leicht den Vorwurf der Wankelmuthigkeit zuwiehen konnte ⁽⁶⁾.

Ciceros Tochter, Tullia, die nun über ein Jahr lang Wittwe gewesen war, heyrathete den Gaius Crassipes. Die Hochzeit wurde in Ciceros Hause am sechsten April gefeiert. Wir wissen wenig von dem Charakter und den Umständen dieses Crassipes; aber die Sorgfalt, mit der Cicero die Ehe schloß, die Ausstattung, die er gab, und die Glückwünsche seiner Freunde scheinen zu erkennen zu geben, daß Crassipes ein Edelmann vom ersten Range war ⁽⁷⁾. Auch Atticus, der ein Jahr jünger war als Cicero, verband sich in diesem Frühjahr mit einem Frauenzimmer, Namens Pilia, und ludete Ciceron zur Hochzeit ein ⁽⁸⁾. Cicero ließ jetzt drei von seinen Häusern, die während seiner Verbannung niedergelassen waren, wieder aufbauen, die übrigen ließ er ausbessern, so wie auch das seines Bruders, woraus sie bei dem neuen Anfälle des Clodius vertrieben waren. Aus den Winken, die er davon giebt, sehen wir, daß sie alle sehr prächtig, und unter der Aufsicht der besten Baumeister gebaut worden. Clodius störte sie nicht weiter, denn er konnte Ciceron nicht mehr verfolgen, weil er einen gefährlichen Feind, den Milo, beobachten mußte. Cicero konnte aber doch nicht ohne häusliche Sorge leben. Seine und seines Bruders Gattin stimmten nicht zusammen, und konnten sich auch mit ihren Män-

(*) Ad Quint. 2. 8. (*) Ibid. 4. Ep. Fam. 1. 7. Ad Att. 4. 5. (*) Ad Quint. 2. 3.

Männern nicht vertragen. Quintus Frau war über die lange Abwesenheit ihres Mannes unzufrieden; Ciceros Gattin war nicht geneigt, den ihrigen bei seinem Aufenthalte zu Hause glücklich zu machen. Auch sein Enkel, der junge Quintus, ein verkehrter junger Mensch, der durch seiner Mutter Nachsicht verdorben war, machte ihm viel zu schaffen, denn er hatte während des Vaters Abwesenheit die Aufsicht über seine Erziehung. Er ließ ihn unter seinen Augen von Tyrannio, einem griechischen Lehrer, der mit einigen andern Gelehrten seiner Nation in Ciceros Hause lebte, unterrichten^(*). Von Königs Ptolemäus Angelegenheit wurde nicht mehr gesprochen. Pompejus hatte andere Geschäfte vor, und wurde von dem Tribun Cato, und dem Consul Marcellinus so bestürmt, daß er alle Absichten für sich selber aufgab, und nur dem Lentulus zu dienen wünschte. Cicero schickte ihm daher nach einer Besprechungsung mit Pompejus ihren gemeinschaftlichen letzten Rath. Da er als Gouverneur einer Aegypten so nahe liegenden Provinz am besten theilen mußte, was er thun könnte, so möchte er, wenn er sich einen glüklichen Ausgang versprechen könnte, den König zu Ptolemäus, oder in einer andern benachbarten Stadt lassen, und ohne ihn nach Alexandria reisen. Könnte er dort durch den Anblick seiner Flotte und Armee die Revolution hemmen, und die Einwohner bereden, ihren König friedlich wieder aufzunehmen, so möchte er ihn dann wieder

(*) Ibid. 4. 6.

Da Milos Prozeß auf dem fünften May aufgeschoben war, nutzte Cicero die kurze Ruhe, reiste aufs Land, und besuchte seine Landhäuser in den verschiedenen Gegenden von Italien. Er hielt sich fünf Tage zu Arpinum auf, von da gieng er nach seinen Gütern zu Pompejā und Cumā; auf der Rückreise verweilte er einige Zeit zu Antium, wo er neuerlich sein Haus hatte wieder aufbauen lassen, und jetzt seine Bibliothek unter Tyrrantios Aufsicht ordnen ließ. Die Ueberbleibsel derselben aus dem neuen Ruin waren noch ansehnlicher, als er geglaubt hatte. Attikus ließ ihm zwei von seinen Bibliothekaren, die dem seinigen beistehen, und mit ihm die Katalogen verfertigen, und die Bücher stellen sollten; die also, wie er sagt, dem Körper seines Hauses Geist einathmeten⁽¹²⁾. Während seiner Abwesenheit waren Briefe vom Proconsul in Syrien, vom Gabinius, Ciceros alten Feinde, eingelaufen. Er hatte in Judäa einige Vortheile über Aristobulus gewonnen, der von Pompejus des Thrones eingesetzt war, und deswegen eine Revolution angestiegen hatte. Gabinius bath daher, der Senat möchte ein Dankfest anstellen. Seine Freunde nutzten Ciceros Abwesenheit, denn sie fürchteten seinen Widerspruch. Der Senat verwarf aber in voller Versammlung den Gesuch, eine Beleidigung, die noch keinem Proconsul widerfahren war. Cicero freute sich unbeschreiblich darüber; er nannte den Entschluß göttlich, und es war ihm um so angenehmer,

(12) Ad Att. 4. 4. 5.

mer, daß ihn der Senat freiwillig, ohne Widerres-
de oder Einfluß von seiner Seite, gefaßt hatte.

Als er nachher dem Gabinus noch Vorwürfe
darüber machte, sagte er, daß der Senat durch dies-
sen Entschluß erklärt habe, daß er nicht glauben könn-
te, daß ein Mann, der immer in Rom ein Bers-
rätber gewesen, etwas nützliches auswärts für die
Republik thun könne ⁽¹⁾.

Um diese Zeit meldete man viele Wunder, die
sich in der Nähe der Stadt sollten ereignet haben.
Schreckliches unterirdisches Getöse und Wassergellir;
Eine kleine Kapelle der Juno auf dem albanischen
Berge, die auf einem Fußgestell ruhend nach Osten
sah, drehte sich plötzlich von selber nach Norden.
Die Stadt ward mit Schrecken erfüllt, und der
Senat befragte die Haruspices, welche die öffent-
lichen Seher, oder Propheten des Staates waren,
und die rufische Kunst, Anzeichen zu deuten, ver-
standen. Sie gaben folgende schriftliche Antwort:
Es müssen dem Jupiter, dem Saturn, dem Neptu-
n und den übrigen Göttern Betheste angestellt
werden. Die feierlichen Schaugepränge und Spie-
le sind vernachlässigt und verlegt; heilige Oerter
sind entweiht; Abgesandte sind gegen Recht und
Gesetze ermordet; Treue und Eidschwur sind ge-
brochen; alte geheime Opfer sind verabsäumt und
entheiligt; Die Götter warnen uns, daß nicht durch
Zwietracht der Bessern, Gefahr und Verderben über
den Senat und die Häupter der Stadt komme;
daß

(1) Ad Quint. 2. 8. De Prov. Consul. 6.

daß nicht dadurch die Provinzen unter die Gewalt eines Einzigen kommen; daß nicht ihre Armeen geschlagen werden, und großer Schaden erfolget; daß nicht Ehrenstellen den Unwürdigen zufallen⁽¹⁴⁾.

Man kann aus dieser Antwort sehen, daß die Seher von denen gestimmt waren, welche die bürgerlichen Unordnungen durch den Einfluß der Religion heilen wollten. Jede Parthei legte sie nach ihren Absichten aus. Clodius nahm daher Veranlassung, seine Galle von neuem gegen Cicero zu ergießen. Er berief das Volk, und suchte es zu bereden, daß diese göttliche Warnung besonders gegen Cicero gerichtet sei, daß sich die Aeußerung über geweihte und heilige Plätze auf sein Haus beziehe, welches nach einer feierlichen Weihe wieder entweiht sei. Kurz, er warf die ganze Schuld der Unzufriedenheit der Götter auf Cicero, der nach nichts anders, als nach der Tyrannei und der Unterdrückung der Freiheit strebe⁽¹⁵⁾.

Cicero antwortete dem Clodius am folgenden Tage im Senate darauf; nach einem kurzen Ausfall auf sein verworfenes Leben, sagte er: „er überlasse ihn Milon, den der Himmel bestimmt zu haben scheine, eine solche Plage zu vertilgen; wie Scipio für die Zerstörung von Carthago bestimmt gewesen. Er erklärte, das Wunderzeichen sei eines der sonderbarsten, die je dem Senate gemeldet

worden seyen. Als er dies sagte, erhob sich ein allgemeines Getöse, und er wurde durch die Stimmen der Menge unterbrochen.

(14) Argum. Manutii in Orat. de Harusp. responsi. Dio l. 39. p. 190. (15) Dio Ibid.

bet worden; aber er lachte über den Unsinn, daß man ihm die Schuld zuschreiben wolle; denn sein Haus sei ja feierlicher von allem religiösen Dienste losgesprochen, als irgend ein Haus in Rom, durch das Urtheil der Priester, des Senats und aller Stände der Stadt ⁽¹⁰⁾. Dann durchlief er die verschiedenen Artikel der Antwort, und zeigte, daß sie alle genau auf die bekannten Handlungen und Rücksichtigkeiten des Clodius paßten, so, daß sie auf nichts anderes angewendet werden könnten. — Die Entweihung und Vernachlässigung der Spiele bezeichne offenbar die Verletzung der Megalensischen Spiele, der heiligsten und ehrwürdigsten unter allen übrigen, die Clodius als Aedil zur Ehre der Mutter der Götter selber gefeiert habe. Denn, als die Magistrate und Bürger sich versammelt hätten, um an dem Vergnügen Theil zu nehmen, und der gewöhnliche Befehl ertönte, daß sich alle Sklaven entfernen sollten, da drang eine große Bande derselben, von allen Theilen der Stadt versammelt, zum Schrecken der Zuschauer, auf Clodius Befehl, in das Theater ein. Gewalthätigkeiten und Blutsvergießen würde erfolgt sein, wenn nicht der Consul Marcellinus durch seine Gegenwart des Geistes den Aufruhr gestillt hätte. Bei einer andern Vorstellung derselbigen Spiele waren die Sklaven, von Clodius wieder aufgemuntert, so verwegen und so glücklich in ihrem Angriffe, daß sie die ganze Gesellschaft aus dem Theater trieben, und es für sich allein

(10) De Harusp. responsis 6.

allein einnahmen ⁽¹⁷⁾. Die Entweihung heiliger Plätze, kann von keiner Begebenheit anders verstanden werden, als von dem, was Clodius und seine Freunde thaten. In dem Hause des N. Senius, das er kaufte, nachdem er den Besitzer hingebichtet hatte, war ein Altar und eine Capelle, die er niederreißen ließ. L. Piso zerstörte eine berühmte Kapelle der Diana, wo sonst die ganze Nachbarschaft und selbst einige vom Senate ihren Familiens Gottesdienst zu verrichten pflegten. Auch Serranus riß nieder, verbrannte, und entweihete mehrere heilige Kapellen, und baute andere Häuser auf die Stelle ⁽¹⁸⁾. Unter den gegen Recht und Gesez ermordeten Abgesandten versteht man gewöhnlich die Gesandten von Alexandria, aber noch andere Gesandten sind ermordet, deren Tod die Götter nicht minder beleidigt. Theodosius ist auf Clodius Geheiß, Plator auf Pisos Befehl ermordet ⁽¹⁹⁾. Die Verlegung der Treue und des Eides bezieht sich offenbar auf die Richter, die den Clodius freisprachen; einer Treulosigkeit, dergleichen Rom noch wenige erfuhr. Die Antwort selber giebt diese Auslegung an die Hand, denn sie äusserte, daß alte und geheime Opfer entweiht worden. Auf nichts anderes paßt diese Antwort, als auf die Heiligthümer der guten Göttin. Sie sind die ältesten und geheimsten in dieser Stadt, die mit unglaublicher Geheimhaltung gefeiert wurden. Ja selbst den Namen dieser Göttin zu wissen, war dem

P 2

Manne

(¹⁷) Ibid 10, 11, 12, 13. (¹⁸) Ibid 14, 15. (¹⁹) Ibid. 16.

Wange verboten. Ihre Verehrung erspähte noch kein Mann als Clodius ⁽¹⁰⁾. Was die Warnung betrifft, die uns die Götter vor den Gefahren geben, die aus der Uneinigkeit der vornehmsten Bürger wahrscheinlich entstehen werden, so ist Niemand so thätig, sie zu unterhalten, als Clodius. Er entflamt eine Parthei gegen die andere; er folgt bald aristokratischen, bald populären Grundsätzen; er ist jetzt ein Freund des Triumvirats, ein andermal des Senats; sein Credit erhält sich nur durch den Zwist der Partheien. — Cicero ermahnte hierauf am Schlusse der Rede seine Zuhörer, sie sollten sich hüten, daß sie nicht in solches Unglück verfielen, wovor sie von den Göttern gewarnt würden. Sie sollten dafür wachen, daß die Gestalt der Republik nicht verändert werde; denn alle bürgerlichen Zwistigkeiten zwischen großen, und mächtigen Bürgern, müßten nothwendig mit allgemeinem Verderben, oder mit der Tyrannei des Siegers, enden. Der Staat sei nun in einer so schwankenden Lage, daß ihn nichts als Einigkeit erhalten könne. Es sei keine Hoffnung da, daß es besser werden könnte, so lange Clodius unbestraft bleibe; nur ein Grad des Schlummern sei noch übrig, eine gänzliche Untergang. Dieser zuzukommen, hätten die Götter jene wichtige Warnung gegeben. Sie sollten nicht glauben, was sie auf der Bühne geschehen sähen, daß irgend eine Gottheit vom Himmel herabsteige, und mit den Menschen sich unterrede. Nein, die unges

der

ungewöhnlichen Töne und Erschütterungen der Erde, der Luft und der Elemente, wären die einzige Sprache, deren sich die Götter bedienten; hierdurch warnen sie gegen Gefahr, und wiesen Hülfsmittel an. Die Götter hätten jetzt so offen den Weg zur Sicherheit Roms gezeigt und angedeutet, wie leicht es sein würde, sie zu versöhnen, wenn sich nur die entrüsteten Häupter der Stadt selber versöhnen wollten.

Mitten im Sommer, ehe noch neue Consuln gewählt wurden, welches gewöhnlich im August geschah, fieng der Senat an, über die Provinzen sich zu verabreden, die den Consuln nach Verlauf ihres Amtes angewiesen werden sollten. Die Consuln: Provinzen, welche in Erwägung kamen, waren beide Gallien, die Cäsar jetzt inne hatte, Macedonien, wo Piso, und Syrien, wo Gabinius Souveräne waren. Alle, die vor Ciceron sprachen, den einzigen Servilius ausgenommen, waren der Meinung, daß man Cäsarn einen Theil, oder auch beide Gallien abnehmen sollte. Es war dieses der allgemeine Wunsch des Senats, als aber die Reihe an Ciceron kam, nutzte er fraudig die Gelegenheit, sich an Piso und Gabinius zu rächen. Er wendete sein ganzes Ansehen an, daß sie mit einigen Aufseherungen des Mißfallens zurückberufen, und ihre Provinzen den folgenden Consuln angewiesen würden. Cäsarn aber sollte, seiner Meinung nach, das Kommando verlängert werden, bis er den Krieg, den er so glücklich führte, geendet, und die eroberten Länder eingerichtet hätte. Dieser Vorschlag

Nel sehr auf. Der Consul Philippus unterbrach Cicero, und erinnerte ihn, daß er Ursache hätte, zorniger auf Cäsar zu sein, als auf Gabinius. Cäsar habe ja den Sturm erregt, durch den er zu Boden gestürzt worden. Aber Cicero erwiderte, daß er jetzt bei dem Vortrage seiner Meinung nicht auf Rache für seine Person, sondern auf das allgemeine Wohl Rücksicht nehme, welches ihn wieder mit Cäsar ausgesöhnt habe. Er könne dem nicht Feind sein, der sich so sehr um sein Vaterland verdient gemacht habe. In einem oder zwei Jahren würde Cäsar seine Eroberungen vollenden, und ganz Gallien in friedlichen Gehorsam zwingen. Es sei ein großer Unterschied zwischen Cäsar und den beiden andern. Cäsars Befehlshaberschaft sei wohlthätig und ruhmvoll für die Republik; dieser ihre schändlich, ihren Untergebenen nachtheilig und ihren Feinden verächtlich. — Kurz, er lenkte den Streik so, daß ihm der Senat ganz beistimmte, und Piso und Gabinius Zurückberufung beschloß ⁽²¹⁾.

Cicero führte jetzt auch zwei wichtige Prozesse; den einen für Cornelius Balbus, den andern für M. Caelius. Balbus war aus Gades in Spanien gebürtig, von einer angesehenen Familie; wegen seiner Treue und seinen Diensten, die er den römischen Generalen in dieser Provinz erwies, besonders im Sertorischen Kriege, hatte ihm Pompejus das römische Bürgerrecht geschenkt, denn er war durch ein Gesetz berechtigt worden, es jedem zu ge-

wäh-

(21) Orat. de Provin. Conf. 2. 9. etc.

währen, den er für würdig halte. Pompejus Gesetz wurde aber jetzt unter dem Vorwande für ungültig erklärt, daß die Stadt Gades nicht inner halb der Gränzen liege, in welchen Bundesgenossen wohnten, die an diesem Vorrechte Antheil nehmen könnten. Pompejus und Crassus waren seine Advocaten, und auf ihr Verlangen auch Cicero. Er hatte den dritten Platz, oder den ehrenvollen Posten, dem Prozesse die letzte vollendende Hand anzulegen ⁽²²⁾. Die Klage war nicht sowohl aus Feindschaft gegen Balbus, als vielmehr gegen seine Gönner, gegen Pompejus und Cäsar, ange stellt. Durch des letztern Gewogenheit hatte er sich große Reichthümer und Macht erworben; denn er war jetzt General der Artillerie bei Cäsars Armees, und der erste Agente seiner Angelegenheiten. Die Richter entschieden für ihn, und bestätigten sein Bürgerrecht. Er wurde später hin sogar von Augustus zum Consulate erhoben. Sein Enkel, der junge Balbus, der zugleich mit ihm das Bürgers recht erhielt, genoß auch der Ehre eines Triumphes wegen seines Sieges über die Garamanten; und sie waren, wie Plinius sagt, die einzigen Ausländer und adoptirten Bürger, die je zu einer solchen Ehre gelangt waren ⁽²³⁾.

Cälius, den Cicero hierauf vertheidigte, war ein junger Edelmann vom Ritterstande, von großen Fähigkeiten, nach Ciceros Lehren gebildet. Sein Vater hatte ihn beim ersten Eintritt ins For

(22) Pro Balbo 1. 2. (23) Hist. N. 7. 43. Ibid. 5. 5.

rum Ciceros Fürsorge empfohlen. Ehe er zu einem Amte alt genug war, hatte er sich durch zwei öffentliche Anklagen ausgezeichnet; die eine gegen C. Antonius, Ciceros Kollegen im Consulate, weil er sich gegen den Staat verschworen; die andere gegen L. Atratinus wegen Bestechungen. Atratinus Sohn rächte jetzt seines Vaters Streit und klagte den Cälius öffentlicher Gewaltthätigkeiten an, weil er an der Ermordung des Dio, des vornehmsten von der alexandrinischen Gesandtschaft, Antheil genommen, und einen Versuch gemacht habe, Clodius Schwester, Clodia, zu vergiften. Er war der Liebhaber dieses Frauenzimmers gewesen; ihre Rasche wegen verschmähter Liebe war die wahre Ursache des Vorfalles. Cicero spricht von Clodius Charakter und Galanterien, von ihrem Umgange mit Cälius, und von den Ausschweifungen der Jugend, mit viel Witz und Laune, so daß diese Rede eine der unterhaltendsten ist, von allen die er hinterließ. Cälius, der vermuthlich ein freigelassener war, wohnte auf dem palatinischen Berge, in einem von Clodius gemietheten Hause; und unter andern Dingen seiner Ausschweifung wurde ihm auch vorgeworfen, daß er als ein junger Mann ohne öffentliches Amt ein eignes Haus jährlich für zweihundert und funfzig Pfund miethe. Cicero, antwortete hierauf Clodius, wolle wahrscheinlich sein Haus verkaufen, weil er so viel Miethe nehme, da es doch nur eine schlechte Wohnung sei, die jährlich etwa achtzig Pfund einbringen könnte ⁽²⁴⁾. Cälius

(24) Pro Caelio 7.

lius wurde freigesprochen; er hegte stets die größte Achtung für Cicero, und wechselte Briefe mit ihm, welches uns Gelegenheit geben wird, im Verfolg der Geschichte mehr von ihm zu sprechen.

Cicero scheint um diese Zeit Cäsar durch ein kleines Gedicht, eine Höflichkeit bewiesen zu haben. Er entschuldigt sich bei Atticus, daß er es ihm nicht übersendet habe, weil ihn Cäsar darum gebeten, und er keine Abschrift davon behalten habe. „Die Wahrheit zu gestehen, sagt er, es kostete mir Ueberwindung, gegen meine alten Grundsätze zu handeln. Aber wo ist Recht und Treue, wo sind tugendhafte Absichten geblieben? — Es ist unglaublich, wie treulos die sind, welche Häupter des Staats sein wollen, und die es wirklich sein würden, wenn sie ehrliche Männer wären. Ich fühlte es, was sie auf meine Kosten waren, als ich von ihnen umstrift, verlassen und verrathen war. Dennoch entschloß ich mich, mit ihnen zu wirken; aber ich fand sie wie zuvor, bis ich auf deinen Rath besseren Grundsätzen folgte. Du wirst mir sagen, daß du mir gerathen habest zu handeln und nicht zu schreiben; aber ich wollte mir selber die Nothwendigkeit auflegen, meinen Verbindungen treu bleiben zu müssen, und mir den Weg der Rückkehr zu denen zu versperren, die mich noch immer, anstatt zu bedauern, beneiden. — Da mich denn nun diejenigen, die keine Gewalt haben, nicht lieben wollen, so muß ich mir die, welche sie befehlen, zu Freunden machen. Du wirst sagen, ich

P 5

wollte es wäre schon längst geschehen; ich weiß du wünschst es, und ich war ein Tropf ⁽²²⁾.

In diesem Jahre schrieb Cicero auch den berühmten Brief an Luccejus, in welchem er ihn bittet, die Geschichte seiner Thaten zu schreiben. Luccejus war ein Mann von vieler Gelehrsamkeit und Talenten. Er hatte eben eine Geschichte des italienischen und des bürgerlichen Krieges des Marius vollendet. Er wollte auch die Geschichte bis auf seine Zeit im allgemeinen fortsetzen, und eine besondere Erzählung von Ciceros Handlungen einweben. Cicero gefiel sein Styl und seine Schreibart; er suchte ihn daher in diesem Briefe zu bewegen, daß er die allgemeine Geschichte aufgeben, und diese Periode allein behandeln sollte, vom Anfange seines Consulats, bis auf seine Zurückberufung; also Catilinas Verschwörung und Ciceros Verbannung. Cicero bemerkte, die kurze Periode enthalte so mannichfaltige Begebenheiten und so unerwartete Ummälzungen des Glückes, daß sie der Feder des Schriftstellers, und der Unterhaltung des Lesers den herrlichsten Stoff darbiete. Wenn eines Schriftstellers Augenmerk auf einen einzigen ausgefuchten Gegenstand gerichtet würde, so sei er mehr im Stande ihn auszuschnüffeln, und seine Talente zu zeigen, als in dem weiten Gefilde einer allgemeinen Geschichte. Wenn er aber die Begebenheiten des Schmuckes nicht werth halte, so möchte er der Freundschaft, der Gewogenheit und

der Gefälligkeit, von der er in seiner Vorrede so viel sage, ein Opfer bringen, und sich nicht so genau an die strengen Vorschriften der Geschichte und Wahrheit halten. Wenn er den Gegenstand behandeln wolle, so würde er ihn mit einigen uns bearbeiteten Nachrichten oder Kommentarien zum Grundstoffe seines Werkes versehen. Wollte er es nicht, so sehe er sich selber genöthigt, das zu thun, was manche vor ihm gethan hätten, sein eignes Leben zu schreiben. Ein Unternehmen, das vielen Schwierigkeiten unterworfen sei; denn leicht würde dann ein Mann durch Bescheidenheit oder Partheilichkeit verhindert, sich selber zu tadeln oder zu loben, wie er es verdiene ⁽²⁰⁾.

Diesen Brief braucht man immer als einen Beweis von Ciceros Eitelkeit und übertriebenen Begierde nach Lob. Wir müssen aber bedenken, es schrieb ihn kein Philosoph, sondern ein Staatsmann, der sich seiner Verdienste um sein Vaterland, für die er so hart behandelt worden, bewußt war; der eben aus jenem Grunde um so mehr wünschte, daß sie im rechten Lichte aufgestellt werden möchten; der noch einen Theil des Ruhmes zu genießen verlangte, der ihm gewis nach seinem Tode werden mußte. — Die anstößige Aufforderung, daß sein Freund selber die Schranken der Wahrheit überschreiten sollte, ist ja nur Bedingungsweise, auf eine unwahrscheinliche Voraussetzung gegründet, daß Lucejus die Begebenheiten selber

(20) Ep. fam. 5. 12.

selber etwa nicht billige, oder sie nicht des Lobes würdig halte. Was man aber auch gegen die Realität dieses Briefes einwenden mag, so läßt sich doch nichts gegen die Schönheit desselben sagen. Er enthält eine Menge schöner Gedanken, und Beispiele aus der Geschichte entlehnt, so daß er mit Recht unter die erste Klasse der aus dem Alterthum übrig gebliebenen Briefe gehört. Cicero hatte mehr, als gewöhnliche Mühe darauf verwendet, und war mit dem Briefe zufrieden; denn er erwähnt desselben gegen Atticus mit nicht weniger Zufriedenheit, und wünschte, daß er sich von ihrem beiderseitigen Freunde Luccejus eine Abschrift geben ließe. Die Folge war, daß Luccejus Ciceros Verlangen erfüllte, und wahrscheinlich schon Hand an das Werk legte, weil ihm Cicero die versprochenen Memorien überschifte. Luccejus lebte noch viele Jahre hierauf in ununterbrochener Freundschaft mit Cicero; aber weder dieses Werk, noch ein anderes von ihm hatte das Glück, der Nachwelt aufbehalten zu werden (*).

Das ganze Volk richtete nun seine Augen mit Zuneigung auf Cäsar, der jetzt durch seine Siege, Pompejus Ruhme den Vorrang streitig machte; und durch seine Klugheit und seine Grosmuth täglich mehr Ansehen und Einfluß auf Staatsgeschäfte, als er, erhielt. Er brachte den Winter in Lucca zu, wohin eine Menge Menschen von jedem Range aus Rom zu ihm strömte. Hier wurden Pompejus

(*) Ad. Att. 4. 6. 11.

pejus und Crassus durch ihn wieder ausgesöhnt, und ein Plan ward verabredet, daß sie sich beide des künftigen Consulats bemächtigen wollten, ob sie sich gleich nicht als Kandidaten zur rechten Zeit gemeldet hatten. L. Domitius Ahenobarbus, ein ausgemachter Feind, war einer ihrer Mitbewerber. Weil er glaubte, seine Hoffnungen könnten nicht fehlschlagen, so prahlte er schon im voraus, daß er als Consul ausrichten wolle, was er als Prätor nicht erreichen konnte; daß er Cäsars Gesetze aufheben und ihn von seiner Befehlshaberstelle zurückberufen wolle ⁽²⁸⁾. Dieses war der Hauptgrund, warum sie alles wagten ihn zurück zu halten. Ihre Absicht wurde durch des Tribunen Cato Hartnäckigkeit befördert. Um sich an Marcellinus zu rächen, weil er ihm nicht erlaubt hatte, eine Volksversammlung zu halten, in welcher er seine Gesetze vorzuschlagen wollte, ließ er jetzt auch nicht zu, daß eine Volksversammlung zur Wahl der Consuln angestellt würde ⁽²⁹⁾. Das Triumvirat unterstützte ihn in seinem Entschlusse, bis das Jahr verlief. So entstand also ein Interregnum; und Pompejus und Crassus entwendeten dem Domitius, durch Rabale und Gewalt, und durch die Furcht vor den Truppen, die sie in die Stadt brachten, das Consulat, und sicherten es sich selber ⁽³⁰⁾. Pompejus wurde dadurch verhaßt, und er konnte sich nicht bei aller seiner Größe gegen die Beleidigungen

(28) Sueton. Iul. Caes. 24.

(29) Ad Quint. 2. 6. (30) Ad Att. 1. 8. Dio p. 123.

gen und den Spott seiner Feinde sichern. Er ertrug alles mit Mäßigung und Geduld. Marius knus erfüllte die Stadt mit Furcht vor der Gefahr einer solchen Macht; als er eines Tages darüber redete, und durch das Zurufen des Volkes aufgemuntert wurde, rief er aus: Schreit nur, ihr Bürger, schreit, so lange ihr noch könnt; denn es wird nicht lange mehr ohne Gefahr in eurer Gewalt stehen ⁽¹²⁾. Auch En. Piso, ein junger Edelmann, griff jetzt den Pompejus an, und beschuldigte ihn vieler Verbrechen gegen den Staat. Er rächte sich dadurch an Pompejus, weil er den Manilius Crispus, einen gewesenen Prätor, der vieler Verbrechen überführt war, gegen Pisos Anklage schützte. Als ihn Pompejus fragte, warum er nicht lieber ihn, als den Beklagten, vor Gericht fodere, antwortete Piso freimüthig: wenn du versprichst, dich zu stellen, ohne einen Bürgerkrieg anzufangen, so will ich dich bald vor die Schranken führen ⁽¹³⁾.

(12) Val. Max. 6. 2. (13) Ibid.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Pompejus und Crassus treten das Consulat an — Cicero besucht seine Landgüter — Gabinus setzt den Ptolemäus wieder auf den Thron — Piso kommt umrühmlich aus Macedonien zurück, und beleidigt den Cicero — Pompeius weiht sein Theater mit kostbaren Spielen an — Cato wird von der Prätur abgewiesen — Der Tribun Trebonius schlägt vor, daß den Consuln die Provinzen auf fünf Jahr angewiesen werden — Pompejus bekennt Cn. Cranium und Africa; Crassus Syrien; Cäsars Commando wird auf fünf Jahre verlängert. — Crassus versöhnt sich mit Cicero — Cicero schreibt die Abhandlung über den Redner.

Während dieser Unruhen, die sich bei der Wahl J. R. 698. Cic. 52. der Consuln erhoben, entfernte sich C. N. Pompeius Coss. En. Pompeius Cicero auf das Land. Hier blieb er Magnu. II. R. 2. einius Crassus II. bis zum Anfange des Monats, mühsam, und unzufrieden mit der Republik und sich selber. Atticus rieth ihm unablässig, daß er seine Sicherheit und sein Wohl bedenken, und sich mit den Mächtigen vereinigen sollte. Diese ludeten ihn auch mit allen Versicherungen ihrer Zuneigung dazu ein. Cicero sagt aber in seiner Antwort an Atticus: ihre beiderseitige Lage sei sehr verschieden. Atticus trage keinen ausgezeichneten Charakter, er leide also auch keine besondere Beschimpfung; nichts, als was alle übrigen Bürger treffe. Hingegen sein eigenes Verhältniß sei so beschaffen, daß, wenn er spräche wie er solle, er für einen Wahnsinnigen gehalten werde; rede er aber zu seinem eignen Vortheil, so erscheine er als ein Sklave; sage er überhaupt nichts, so halte man ihn für ganz unterdrückt und überwunden. Sein Ungemach sei um so

so größer, weil er es nicht dürfte sehen lassen, ohne undankbar zu scheinen. — „Soll ich mich also von den Staatsgeschäften entfernen, und mich in den Hafen der Sicherheit und Ruhe begeben? Das darf ich nicht. „Soll ich diesen Generalen auf den Kampfplatz folgen, und, nachdem ich das Kommando ausschlug, mich selber fremdem Befehle unterwerfen? Das will ich; denn ich sehe, das ist dein Rath, und ich wollte ich hätte ihm immer gefolgt. Oder soll ich meinen Posten wieder einnehmen, und mich wieder d. Geschäften unterziehen? das zu kann ich mich nicht überreden, denn ich denke, Philozeugus hat Recht: er wollte sich lieber wieder ins Gefängnis führen lassen, als die Verse des Tyrannen loben. Das bin ich jetzt Willens, wenigstens um meine Unzufriedenheit über ihre Handlungen an den Tag zu legen ⁽¹⁾„

So war Cicero jetzt gestimmt, wie die häufigen Aeußerungen in seinen Briefen beweisen. Er hielt sich auf einem seiner Landgüter an, der, angesehnen Rüste von Bajä auf. Hier war der Sammelplatz der Vergnügungen und Erholungen aller Großen und Reichen. Pompeius kam auch im April dahin, ließ sich bald bei Cicero melden, und brachte die ganze Zeit bei ihm zu. Sie sprachen oft über Staatshandel, und Pompeius gestand, daß er mit seiner eignen Rolle nicht zufrieden sei.

Cicero

(1) Ad Att. 4. 6. Ueber den Tyrannen Dionysius von Syrakus, und den Dichter Philozeugus. C. Bibl. Sic. 15. p. 331.

Cicero äussert in seiner Erzählung von diesen Unterredungen den Verdacht, daß Pompejus sich verstellt habe ⁽²⁾. Cicero unterhielt sich mitten unter den Zerstreuungen und Gesellschaften am liebsten mit seinen Studien. Er reiste nie an einen Ort, ohne eine gute Bibliothek zu benützen. Hier stand ihm Faustus, des Sohnes des Cylla, Pompejus Schwiegersohnes, Büchersammlung offen; eine der besten in Italien. Sie war ein Theil der Beute von Griechenland, besonders von der atheniensischen, von woher Cylla viel tausend Bände mitgebracht hatte. Er hatte Niemanden bei sich als einen gelehrten griechischen Sklaven Dionysius, den Atticus freigelassen hatte, und dem die Unterweisung der beiden jungen Cicerone, des Sohnes und des Vetteres, anvertraut war. Mit diesem Gesellschafter durchlief er manches Buch, seit ihm die traurige Lage des Staates jedes andere Vergnügen entzogen hatte. „Ich hätte lieber, schrieb er an Atticus, auf deiner kleinen Ruhebänk unter Aristoteles Bilde, als auf den Amtsstühlen unserer Großen gesessen; lieber wäre ich mit dir unter schattigen Bäumen gewandelt, als mit ihm, zu dem mich das Schicksal gefellte. Ueber den glücklichen Erfolg dieses Lustwandels mag das Glück oder ein Gott walten, wenn es anders welche giebt, die sich um uns bekümmern ⁽³⁾.“ In demselben Briefe erwähnt er einer Neuigkeit aus Puteos

(2) Ad Att. 4. 9. 10. (3) Ibid. 10. 11.

Patroli, daß König Ptolemäus wieder eingesetzt sei; und er verlangt zu wissen, was man in Rom davon spreche. Die Nachricht war gegründet; denn Caecilius, durch Ptolemäus Gold und Aegyptens Beute gelockt, und, wie einige melden, von Pompejus selber aufgemuntert, hatte es gewagt, mit seiner syrischen Armee den König wieder auf den Thron zu setzen. Er vollzog dieses mit strengem Mord, indem er alle Feinde des Königs hinrichtete; ganz gegen den Willen des Senats, und die Warnung der Sybillen. Es machte viel Aufsehen in Rom, und brachte das Volk so auf, daß es beschloß, ihn, wenn er zurück kommen würde, sehr hart sein Mißfallen fühlen zu lassen. (*) Sein Kollege Piso kehrte früher aus der näher gelegenen Provinz Macedonien zurück. Seine Verwaltung brachte ihm wenig Ehre; denn noch nie war vorher ein Consular-Senator von hier zurück gekommen, der nicht einen Triumph erhalten hätte. Ob er sich gleich auf die Nachricht von einigen kleinen Vortheilen im Felde den Titel Imperator von den Truppen verschafft hatte, so war doch die Sache zu geringfügig, als daß er es hätte wagen dürfen, dem Senate davon Bericht abzustatten. Nachdem er die Unterthanen unterdrückt, die Bundesgenossen geplündert, und den besten Theil seiner Truppen gegen die benachbarten Barbaren, die das Land anfielen und verwüsteten, verloren hatte, lief er davon aus Furcht vor einer Verschwörung.

(*) Dio 39. p. 116.

Schwörung der Truppen, die er endlich ohne Bezahlung aus einander ließ ⁽⁵⁾. Als er nach Rom kam, nahm er die Lorbeeren von seinen Fasces ab, und schlich sich still und unrühmlich, ohne eine andere Begleitung als sein Gefolge, in die Stadt ⁽⁶⁾. Als er zum erstenmal im Publikum erschien, verließ er sich so sehr auf seinen Schwiegersohn Cäsar, daß er es wagte Ciceron anzugreifen, und sich vor dem Senate über sein beleidigendes Betragen zu beklagen. Als er ihm die Schande seiner Verbannung vortrug, unterbrach ihn die ganze Versammlung durch ein lautes Getöse ⁽⁷⁾. Unter andern Vorwürfen sagte er auch Ciceron, es sei nicht Neid über seine Thaten, sondern seine eitle Prahlerei die Ursache seiner Verbannung gewesen. Dieser einzige Vers,

Waffen erliegen der Toga, dem Siege der Rede der Lorbeer

hätte ihm sein Unglück bereitet; denn er habe den Pompejus gereizt, ihn fühlen zu lassen, wie viel ein General mehr vermöge, als ein Redner. Er warf ihm ferner vor, es sei niedrig und unedel, daß er seinen Zorn nur an solchen ausgelassen habe, die er aus guten Gründen hätte verdammen müssen; und daß er sich nicht an die gewagt habe, die mehr Gewalt besaßen, und die er mit mehrern Rechten hätte züchtigen müssen ⁽⁸⁾. Piso hätte bess

Q 2

⁽⁵⁾ In Pison. 16. 19. 20. 38. ⁽⁶⁾ Ibid. 23. 30. ⁽⁷⁾ Ibid. 14. ⁽⁸⁾ Ibid. 29. 30. 31.

ser gethan, wenn er Ciceron nicht mit seinen Bos-
schwerden gereizt hätte. Ueber den unverschäm-
ten Angriff aufgebracht, antwortete er ihm auf der
Stelle, mit einer bittern Rede; vielleicht die bits-
terste, die je gesprochen ward. Er schilderte Pisos
Sitten, seine Talente und seine Person mit solchen Zar-
ten, daß er auf immer verächtlich gemacht ist. Die
Auslegung des angeführten Verses machte Cicero lä-
cherlich. — „Du hast eine außerordentliche Strafe für
die armen Dichter erfunden, sagte er, wenn sie für jede
geringe Zeile verdammt werden sollen. Du bist
ein ganz neuer Kritiker, kein Aristarch, kein ein-
grammatischer Phalaris; denn anstatt den Vers
auszulösen, willst du den Verfasser vernichtet
wissen. — Er zeigte hierauf, daß der Vers Nie-
manden beleidigen könnte; Piso mußte seine Mutz-
tersprache nicht verstehen, wenn er glaubte, er ver-
stehe unter der Toga seine rigne, oder unter den
Waffen die eines besondern Generals, wenn er
nicht einsehe, daß in der poetischen Sprache das
eine das Bild des Friedens, das andere des Krie-
ges sei, und daß nichts anderes darunter verstan-
den werden könne, als daß nun der Aufruhr und
die Gefahr, die der Stadt drohten, dem Frieden
und der Ruhe weichen müssen. — Die letzten Wor-
te des Verses würde er wirklich selber nicht recht
haben auslegen können, wenn ihm Piso nicht aus
der Verlegenheit geholfen hätte; denn indem er
seine eignen Lorbeeren vor den Thoren von Rom
mit Füßen getreten, habe er ja zu erkennen gege-
ben,

her, wie tief er diese Ehre unter jede andere herabsetze. — Es wäre kleinlich, wenn man von Pompejus glauben könnte, daß er nach so vielen Werken, die Cicero zu seinem Lobe geschrieben habe, durch einen unbedeutenden Vers sein Feind hätte werden können. Aber er sei auch nie sein Feind gewesen; und wenn er sich auch einige Zeit kalt gegen ihn betragen habe, so sei es die Folge der treulosen Bosheit solcher Menschen, als Piso, gewesen, die ihn immer mit Verdacht und Eifersucht anfüllten, bis sie allen, die ihn und die Republik liebten, sein Zutrauen entzogen hätten (*).

Um diese Zeit wurde das Theater, das Pompejus auf seine Kosten zum Nutzen und zur Zierde der Stadt hatte erbauen lassen, feierlich erdsetzt und eingeweiht. Es ist durch seine Größe und Pracht berühmt. Der Plan war nach einem Theater zu Mytilene gemacht, aber sehr vergrößert, so daß es bequem vierzigtausend Mann faßte. Es war von einem Portiko umgeben, der die Zuschauer bei schlechtem Wetter in Schutz nahm; auch war eine Curie, oder ein Senatshaus daran angebaut, so wie auch eine Basilica, oder eine große Halle, worinn die Richter zu sitzen pflegten oder auch andere öffentliche Geschäfte vorgenommen wurden. Alles wurde auf Pompejus' Kosten erbaut, und mit einer Menge Bildsäulen der berühmtesten Männer und Frauen, die durch etwas merkwürdiges oder Abentheuerliches in ihrem Leben oder Charakter bekannt

(*) In Pison. 30. 31.

kannt waren; von der Hand der berühmtesten Künstler geziert ⁽¹⁰⁾. Atticus übernahm es, alle die Statuen zu ordnen; Pompejus bath daher den Cicero, daß er ihm dafür danken sollte ⁽¹¹⁾. Das prächtigste unter allen diesen Gebäuden war ein Tempel der Liegenden Venus, der am Ende angebaut war. Er lag so, daß die Sitze des Theaters zu Stufen zum Tempel dienten. Pompejus errichtete dieses Gebäude, wie es heißt, um dem Abwurfe auszuweichen, daß er für den bloßen Luxus so viel Aufwand gemacht habe. Der Tempel war so angebracht, daß alle, die zum Schauspiel kamen, zur Verehrung der Gottheit versammelt schienen ⁽¹²⁾.

Bei der feierlichen Einweihung unterhielt Pompejus das Volk mit den prächtigsten Spielen, die je in Rom gegeben waren. Im Theater wurden Schauspiele, Concerte, Ringspiele und alle Arten körperlicher Uebungen gegeben; im Circus Pferderennen, Jagden wilder Thiere fünf Tage hintereinander; hier wurden fünf hundert Löwen erlegt, und am letzten Tage zwanzig Elephanten. Das klägliche Geschal dieser Thiere, wenn sie iddelich

(10) Plin. H. 7. 3. (11) Ad Att. 4. 9.

(12) Gell. X. 1. Tertull. de Spectat. Dio Cassius erzählt einer Sage, daß dieses Theater nicht von Pompejus, sondern von seinem Freigelassenen Demetrius erbaut sei. Dieser sei reicher gewesen, als sein Herr, als er ihn auf den Feldzügen begleitete habe. Um dem Reide über seinen Reichthum vorzubauen, habe er eine große Summe an dieses Theater verwendet, und die Ehre dem Pompejus gelassen. Dio p. 107. Senec. de Tranq. anim. c. 2.

verwundet waren, erweckte so viel Mitleid in den Zuschauern, besonders bei der allgemeinen Meinung von der Dankbarkeit und Liebe des Elephanten gegen den Menschen, daß das ganze Betzügen gestört wurde, ja daß man selber auf Pompejus schalt, daß er eine solche Grausamkeit veranlasste ⁽¹¹⁾. So wahr ist es, was Cicero über diese Verschwendungen sagt, daß sie ohne wahre Würde waren, und keine dauernde Ehre brachten, daß sie Ueberdruß erzeugten, während sie ergöhten, und vergessen wurden, sobald sie vorüber waren ⁽¹²⁾. Sie geben uns indessen einen Begriff von den Reichthümern und der Größe der ersten Bürger von Rom; die von ihrem privat Vermögen solche Gebäude auführen und solche Spiele, wozu Thiere aus allen Welttheilen gebraucht wurden, geben konnten, die jetzt kein Monarch zu geben im Stande ist.

Cicero war gegen seine Gewohnheit aus Gefälligkeit gegen Pompejus bei diesen Spielen zugegen. Er beschreibt sie seinem Freunde M. Marcius, der sich nicht bewegen ließ, die Einsamkeit auf dem Lande und seine Bücher zu verlassen. „Die ältesten Schauspieler, schreibt Cicero, die die Bühne schon verlassen hatten, betraten sie wieder, um Pompejus zu ehren, aber um ihrer selbst willen hätten sie lieber weg bleiben sollen. Unser Freund Messius sah sich nicht mehr ähnlich; alle Zuschauer was

D 4

(11) De Offic. 2. 16. Plin. 8. 7. Dio 39. p. 107. Plutarch. in Pomp. (12) De Offic. 2. 16.

ren geneigt, ihm die Ruhe zu gönnen; denn als er seine Stimme bei einem Eidschwur erheben wollte, versagte sie ihm, bei den Worten, wenn ich verräthlich betrüge, ihre Dienste. — Bei den andern Spielen wurde die Unterhaltung, durch den ungeheuren Aufwand und die überhäuften Maschinerien, die des Pöbels Bewunderung auf sich zogen, gestört. Sechs hundert Maulthiere, unermessliche Schätze von Silber, sechsende Schakren zu Pferde und zu Fuße, waren auf dem Schauplatze zu sehen. — Die Jagden waren wirklich prächtig; aber was macht es einem Manne von Geschmak für Vergnügen, arme schwache Geschöpfe von milden Thieren zerreißen, oder edle Thiere mit dem Speer erlegen zu sehen. Die Jagd der Elephanten am letzten Tage erweckte allgemeines Mitleid statt des Vergnügens, und die Erinnerung an eine gewisse Geselligkeit dieses Thieres zu dem Menschen. Glaube aber nicht, daß ich in diesen Tagen der Vergnügungen ganz müßig war. Ich habe mir bald die Lunge zersprengt, um meinen Freund Gallus Caninius zu vertheidigen. Wenn die Stadt gegen mich so gefällig sein wollte, wie gegen Mespopus, so wollte ich gern die Bühne verlassen, um mit dir, und so wie du, in edler freier Ruhe zu leben ⁽¹⁵⁾.

Nam vermiste einen großen Theil dieses Sommers hindurch seine gewöhnlichen Magisträte; denn die Wahlen, die im letzten Jahre verabsäumt waren,

(15) Ep. fam. 7. 1.

ren, wurden noch immer von den Consuln aufgehalten, bis sie dieselben nach Gefallen für ihre Anhänger lenken könnten. Sie erreichten ihre Absicht; nur zwei Tribunen wurden wider ihren Willen angesetzt. Am merkwürdigsten war es, daß M. Cato von der Prätur abgewiesen, und Vatinius dafür angenommen wurde, der schlechteste Bürger für den besten. Cato wurde nach seiner Rückkehr von Egypten durch das Anerbieten der Prätur, auf eine außerordentliche Art vom Senats belohnt ⁽¹⁶⁾. Aber er lehnte diese Höflichkeit ab, und hielt es seinem Charakter angemessener, wenn er die Würde auf dem gewöhnlichen Wege durch die freie Wahl des Volkes erlangte. Als aber die Wahl angestellt wurde, von der er sich sichere Hoffnung machte, da hob Pompejus unter dem Vorwande, er sehe unglückliche Auspicien am Himmels, die Versammlung auf, und verschaffte dem Vatinius durch List die Prätur, ob er gleich im vorigen Jahre mit Schande von der Aedilen-Würde abgewiesen war ⁽¹⁷⁾. Da die Sache durch Geld hervorgehen war, und Vatinius eine Klage befürchten mußte, so trug Afranius auf ein Dekret an, daß die Prätores nach der Wahl der Festsetzung wegen nicht angeklagt werden sollten. Zum größten Unwillen des Senats wurde der Vorschlag genehmigt; nur mit der Ausnahme von sechszig Tagen, binnen welchen sie noch als Privatmänner angesehen

D 5

werd.

(16) Val. Max. 4. 1. Plutarch in Cato. (17) Val. Max. 7. 5. Plur. in Pomp.

würden sollten. Der Vorwand für dieses Decret war daher genommen, daß das Jahr, von dem schon ein großer Theil verfloßen sei, ganz ohne Prætor bleiben würde, wenn die Klage erlaubt wäre. Von diesem Augenblick an, sagt Cicero, schloßen sie Caton aus; und da sie nun über alles herrschten, so wollten sie es auch der ganzen Welt wissen lassen⁽¹⁰⁾.

Cicero's Haus auf dem Palatinus, und der benachbarte Portico des Catulus waren nun aufgeführt. Da er und sein Bruder auch den Bau des Tempels der Tellus besorgten,⁽¹¹⁾ so schenken sie auch eine Inschrift zu ihrer eignen Ehre und ihrem Andenken verfertigt zu haben. Da aber eine öffentliche Inschrift nicht ohne Bewilligung aufgestellt werden durfte, so befürchteten sie, daß Manius Clobius zuwider sein würde. Cicero erwähnte der Sache gegen Pompejus; dieser versprach ihm seinen Beistand, rief ihm aber auch mit Crassus zu sprechen, welches er auch gelegentlich that, als er ihn vom Senate nach Hause begleitete. Crassus ergriff diese Gelegenheit mit Vergnügen; er sagte ihm, daß Clodius auch ein Anliegen für sich habe, das er durch seine und Pompejus Hülfe zu erlangen hofte. Wenn Cicero als so dem Clodius nicht zuwider wäre, so würde ihm dieser auch nichts in den Weg legen. Cicero war damit zufrieden. Clodius wünschte nemlich den Charakter eines Ehren-Legaten, um so nach

Byzanz

(¹⁰) Ad Quint. 2. 9. (¹¹) De Harusp. respon. 14.

Byzantium und zum König Brogitaricus reisen zu können, wo er das Geld, das er für erwiesene Dienste klug fordern hatte, abholen wollte. Weil es eine bloße Geldsache war, wollte sich Cicero nicht einmischen, wenn er auch seine Absicht, für die sich Pompejus und Crassus verwendeten, nicht erlangte. Es scheint aber, sein Wunsch sei erfüllt worden; denn er erwähnt außer der Inschrift noch einer Statue seines Bruders, die er beim Tempel der Venus wirklich errichtete ⁽¹⁰⁾.

Trebonius, ein Tribun von der Partei der Triumviren, schlug ein Gesetz vor, es möchten den Consuln ihre Provinzen auf fünf Jahre angewiesen werden; dem Pompejus Spanien und Afrika; dem Crassus Syrien und der Parthische Krieg; auch solle ihnen die Gewalt, Armeen nach Gutbefinden zu werden, gegeben, und Cäsars Vollmacht noch auf fünf Jahr verlängert werden ⁽¹¹⁾. Der ganze Senat war dagegen; besonders Cato, Favonius, die beiden Tribunen C. Aureus Cato und P. Aquilius Gallus. Die Uebermacht der Consuln und der beiden andern Tribunen drang durch, und reisirigte das Forum mit Gewalt von allen Widersprechern.

Kaum war das Gesetz bestätigt, als Crassus zu seiner Reise nach dem Orient Anstalten machte; er eilte so, daß er Rom schon zwei Monate vor dem Ende seines Consulats verließ. Die ganze Stadt

(¹⁰) Ad Quint. 2. 9. 3. 1. *) Dieses war in der Konferenz zu Lucra verabredet.

Statt verabscheute seinen Wunsch, die Mithridatenkriege mit den Parthern in einen persischen Krieg zu verwickeln. Der Tribun Metellus erklärte ihn für ruchlos, und verbot die Ausführung durch alle Auspicien. Er sprach schreckliche Flüche dagegen aus; als er aber sah, daß Crassus zum Hohn der Religion doch losbrechen wollte, empfing er ihn vor dem Thore, wo er einen kleinen Altar errichtet hatte, und versuchte ihn bei einem Opfer zum Verderben. (21) Als Appian hierauf Seneca wurde, stieß er den Metellus aus dem Senatus, weil er bei dieser Gelegenheit falsche Auspicien errichtet hätte; aber Crassus trauriges Schicksal näherte den Glauben an ihre Richtigkeit, und bekräftigte den Volksglauben an die unwiderstehliche Strafe jener alten Gebräuche, mit der sie die Römer der Gottheit auf den Spötter fallen machten. (22) Appian war das einzige Mitglied des Auguralcollegiums, das die wahre Göttlichkeit und Wahrheit der Augurien behauptete. Die übrigen lachten ihn aus; sie warfen ihm vor, sein Schicksal nach dem, er den Metellus verurtheilt, sei unsinnig. Er lege ihm zur Last, daß er die Auspicien verfälscht, und großes Unheil über Rom gebracht habe. Wenn nun aber die Auspicien falsch gewesen wären, so hätten sie unmöglich eine Wirkung haben, oder die Ursache des erfolgten Unglückses sein können. (23) Ob sie gleich ohne Zweifel errichtet

1001

(21) Dio 39. p. 109. Plur. in Crass. (22) De Divin. 1. 16. (23) Ibid. 47. 16.

waren; so hatten sie doch gewis Einfluß auf Crassus Niederlage. Furcht hatte sich tief in die Herzen der Soldaten eingeprägt; und so legten sie alles, was sie sahen oder hörten, für ein Anzeichen ihres Unterganges aus. Als daher der Feind erschien, wurden sie von einem solchen Schrecken befallen, daß sie sich nicht gehörig wehren konnten.

Crassus wünschte vor seiner Abreise, mit Cicero ausgesöhnt zu werden. Sie waren nie Freunde und beinahe immer Gegner von verschiedenen Parteien gewesen; Ciceros frühe Verbindung mit Pompejus hielt ihn nachher in einiger Entfernung von Crassus. Ihre Ränke wurde noch bei Catilinas Verschwörung vermehrt; denn Crassus war als Theilnehmer im Verdachte; und beschuldigte Cicero, er sei der Urheber dieses Verdachtes. Sie behandelten sich indessen beide mit Schonung; aus Rücksicht für Crassus Sohn, Publius, einen Bewunderer und Schüler des Cicero; bis ein zufälliger Streit im Senate ihren heimlichen Groll in offene Feindschaft ausbrechen machte. Der Streit betraf den Gabinius, den Crassus vertheidigte, wobei er bittere Ausfälle auf Cicero that. Cicero antwortete mit nicht weniger Bitterkeit; er ließ der Rache freien Lauf gegen so manche Beleidigungen von Crassus, die sich lange Jahre aufgehäuft hatten, aber so lange schlummerten, daß er sie schon vergessen glaubte; bis sie bei dieser Gelegenheit vor neuem aufgeweckt wurden. Dieser Streit ergoßte die Häupter des Senats; sie gaben Cicero großen Beifall in der Hoffnung, daß sie ihn mit dem Tri-

Unterhandlungen eingeweiht werden; aber Pompejus gab sich Mühe, die Sache beizulegen, und Cäsar bezeugte auch in einem Briefe seine Unzufriedenheit darüber, und bath es sich als eine Gefälligkeit von Ciceron aus, daß er sich mit Crassus wieder versöhnen möchte. Einer so mächtigen Vermittelung, die noch durch seine Liebe für den jungen Crassus unterstützt wurde, vermochte er nicht zu widerstehen; sie versöhnten sich beide unter Versicherungen einer aufrichtigen Freundschaft für die Zukunft. Um der Stadt einen Beweis davon zu geben, meldete sich Crassus selber kurz vor seiner Abreise zur Wahlzeit bei Ciceron. Dieser bewirthete ihn im Garten seines Schwiegersohnes, Crassipes ⁽¹⁴⁾. Dieser Garten lag an der Tiber, ⁽¹⁵⁾ berühmt durch seine Schönheit und Lage; er ist der einzige Beweis von Crassipes Vermögensumständen.

Cicero lebte einen großen Theil des Sommers auf dem Lande in der Einsamkeit bei seinen Studien. Er freute sich, daß er den Unruhen entflohen war, wo er entweder dasjenige, was er mißbilligte, hätte vertheidigen, oder den Mann verlassen müssen, den er nicht verlassen durfte ⁽¹⁶⁾. In dieser Einsamkeit legte er die letzte Hand an die Abhandlung über den vollkommenen Redner. Er übersendete sie dem Atticus und versprach sie auch dem Lentulus. Er schrieb ihm, daß er die Arbeiten des Redners unterbrochen, und sich mit den Sän-

(14) Ep. fam. 1. 9. (15) Ad Quint. 3. 7. Ad Att. 4. 12. (16) Ad Att. 4. 13.

tern Studien beschäftigt habe. Drei Bücher über den Redner, in Form des Dialogs, nach Aristoteles Manier habe er vollendet; sie würden seinem Sohne, dem jungen Lentulus, sehr nützlich sein, da sie nicht nach der gewöhnlichen schulgerechten Methode, in trocknen Lehrsätzen abgefaßt wären, sondern alles enthielten, was die Alten, besonders Aristoteles und Isokrates, über die Bildung eines Redners gedacht hätten ⁽²⁷⁾.

Diese drei Bücher enthalten eben so viel Dialoge über den Charakter und das Ideal eines vollkommenen Redners. Die redenden Hauptpersonen sind P. Crassus, und M. Antonius; Männer vom ersten Range in der Republik, und die größten Meister in der Beredsamkeit, die Rom je kannte. Sie waren beinaß vierzig Jahr älter als Cicero, und die ersten römischen Redner, die mit den Griechen um den Preis in der Wohlredenheit ringen konnten. Sie hatten die römische Sprache zu einer solchen Vollkommenheit erhoben, daß sie wenig oder gar keine Verbesserung mehr zuließ ⁽²⁸⁾. Die Unterredung war auf Verlangen und zum Unterrichte zweier jungen Redner von großen Anlagen, des L. Cotta und P. Sulpicius, die eben anfangen, sich auf der Rednerbühne auszuzeichnen, aufgestellt worden. Cicero war nicht dabei gegenwärtig, als ihm aber Cotta den Hauptinhalt derselben erzählt hatte, ergänzte er das übrige nach eigener Erfindung, ganz in dem verschiedenen Style und
der

(²⁷) Ep. fam. 1. 9. (²⁸) Brut. 1275. 250.

der bekannten Manier jener großen Männer. Seine Absicht war, das Andenken beider zu ehren, besonders aber den Crassus, der seine frühern Sünden geleitet hatte, und dem er jetzt die Vertheidigung des Begriffes in den Mund legte, den er immer selber von einem vollkommenen Redner sich gebildet hatte⁽²⁹⁾. Atticus gab dieser Abhandlung seinen ganzen Beifall; er erhob sie bis zu den Wolken, nur glaubte er, Scävola hätte nicht müssen aus der Unterredung weggelassen werden, nachdem er einmal in dem ersten Dialoge aufgeführt wäre. Cicero vertheidigte sich mit dem Beispiele ihres Gottes, so nannte er den Plato, der in seinem Buche über die Staatsverfassung die Scene in das Haus des alten Cephalus verlegt habe, und den Alten, nachdem er zuerst an der Unterredung Theil genommen, von derselben abtreten lasse, unter dem Vorwande, daß er zum Gebete gehen wolle. Plato habe es nicht dem Charakter des Alten angemessen gehalten, daß er bei einer so langen Unterredung ausdauere. Mit mehrerm Rechte habe er dasselbe bei Scävola beobachtet; denn es ließe sich nicht gut voraussetzen, daß ein Mann von solcher Würde, solchem Alter und einer so schwachen Gesundheit mehrere Tage hintereinander im Hause eines andern zubringe. Der Dialog des ersten Tages habe Scävolas eigne Grundsätze zum Vortrage, aber die beiden andern enthielten hauptsächlich die Regeln und Vorschriften der Kunst, wobei ein Mann von

(29) De Orat. 3. 4.

von Scävola's Charakter nicht schifflich als Zuhörer sitzen könne ⁽³⁰⁾. — Dieses vortrefliche Werk bleibt ein dauerndes Denkmal von Cicero's Fähigkeiten. Es gewährt uns den Begriff eines vollkommenen Redners, und zeigt den Weg, auf welchem sich Cicero selber zu einem solchen bildete; aber es stellt auch zugleich die Gründe dar, warum ihm noch Niemand gleich gekommen ist oder kommen wird, bis wieder zwei so selten zusammen treffende Eigenschaften, Cicero's Fleiß und seine Talente, in einem Manne vereint werden.

Cicero kehrte in der Mitte des Novembers nach Rom zurück, um bei Milos Vermählung zugegen zu sein. Er verband sich mit einer reichen edlen Admerin, mit Fausta, der Tochter des Dictators Sylla ⁽³¹⁾. Einige Schriftsteller erzählen, daß er sie bald hierauf in den Armen des Geschichtschreibers Sallustius fand, und mit dem Liebhaber handgemein wurde. Die Consuln Pompejus und Crassus hatten nun alle gehofften Früchte ihres Consulats eingeerntet. sie hatten sich die verlangten Provinzen verschafft und bekümmerten sich wenig um ihre Nachfolger. Nachdem sie die Wahl bis ans Ende des Jahres verschoben hatten, machten sie endlich ihrem Feinde L. Domitius Ahenobarbus Platz, und waren zufrieden, ihm ihren Freund den Appian Claudius Nischer zugesellt zu haben.

(³⁰) Ad Att. 4. 16. (³¹) Ad Att. 4. 13. 5. 8.

Fünft und zwanzigstes Kapitel.

Cicero vertheidigt den Crassus. — Schreibt in seiner Campanischen Villa über die Staatsverfassung. — Führt mit Cäsar einen vertraulichen Briefwechsel, und nützt Cäsars Freundschaft für einige Freunde. — Q. Cicero marschirt mit dem Cäsar nach Britannien. — Zustand dieses Landes. — Roms Sittenverderben.

Sobald das neue Jahr anfang, wurde Crassus von seinen Feinden im Senate an J. d. 69. Cic. 53. C. C. Domitius, Regobarus, Claudius Pulcher. gegriffen. Ihre Absicht war, seinen Auftrag zu widerrufen, oder ihm wenigstens die Erlaubniß, den Parthern den Krieg anzukündigen, zu nehmen. Cicero vertheidigte ihn aber so hitzig, daß er nach einem heißen Kampfe mit den beiden Consuln und einigen von den Consular-Senatoren, alle ihre Versuche vernichtete. Er meldete dem Crassus den Streit schriftlich, und sagte ihm, daß er nicht allein seinen Freunden und seiner Familie, sondern auch der ganzen Stadt einen Beweis von der Aufrichtigkeit seiner Versöhnung gegeben habe. Er versicherte ihn, es sei sein Ernst, daß er ihn aus allen Kräften mit seinem Rathe, seinem Ansehen und Einflusse in jeder geringen oder wichtigen Sache, die ihn selbst, seine Freunde, oder seine Klienten betreffe, unterstützen wolle. Er bath ihn endlich, diesen Brief als ein Band der Freundschaft anzusehen, die er von seiner Seite unverletzt halten werde ⁽¹⁾.

Da

(1) Ep. Fam. 5. 8.

Da in dem Monate Februar gewöhnlich den auswärtigen Fürsten und ihren Gesandten Gehör gegeben wurde, so suchte König Antiochus von Comagene, einer Landschaft am Euphrat^(*), um noch eine Ehre, oder ein Privilegium, welches gewöhnlich den mit der Republik verbündeten Prinzen gegeben ward, beim Senate nach. Cicero war bei guter Laune, er machte daher diesen Besuch so lächerlich, daß ihn die Versammlung verwarf, und auch auf seinen Vorschlag, eine von den Hauptstädten des Königs, Zeugma, seiner Gerechtsame entzog. Bei dieser Stadt war die Hauptbrücke und der Paß über den Euphrat. Cäsar hatte während seines Consulats diesem Könige mit der Prätexta, oder dem Gewande eines römischen Magistrats, ein Geschenk gemacht. Der Adel in Rom fand sich immer dadurch beleidigt, denn er sah es nicht gern, daß sich so kleine Fürsten mit ihm in gleichen Rang stellten. Cicero wendete sich daher an die Edlen; „wollt ihr, sagte er, die ihr dem Könige von Bosstra die Prätexta abschluget, wollt ihr diesen Comagener in Purpur prahlen lassen?“, Eine abschlägliche Antwort kränkte den König nicht mehr als die Consuln, die immer von solchen Höflichkeiten einen baaren Vortheil zogen. Appius hatte sich neulich mit Ciceron wieder ausgesöhnt, und machte ihm jetzt besonders den Hof. Er ließ ihm daher durch Atticus und ihre Freunde sagen, er möchte, doch dergleichen Besuche

R 2

unges

(*) Ep. Fam. IX. 1, 2, 4.

ungetrübt durchgehen lassen, und ihm nicht die gewöhnliche Ernte dieses Monats verderben ⁽¹⁾. Cicero besuchte in diesem Frühjahr seine Landshäuser. In seiner eumanischen Villa fing er eine Abhandlung an, über Staatsverfassungen, oder über die beste Einrichtung eines Staats und die Pflichten eines Bürgers. Er nannte dies ein großes und mühsames Werk, seiner Anstrengung werth, wenn es ihm gelänge; wo nicht, so wolle er es in die See werfen, und etwas anderes unternehmen, weil er unmöglich müßig sein könnte. Er schrieb dieses Werk in Form des Dialogs; die wichtigsten Männer der alten Republik traten darinne auf, und sprachen über den Ursprung und die beste Einrichtung der Regierung; ein Scipio, Laelius, Philus, Manilius, u. s. w. ⁽²⁾. Das Ganze sollte in neun Bücher vertheilt werden, jedes die Unterredung eines Tages enthalten. Als er die beiden ersten vollendet hatte, las er sie in seiner tusculanischen Villa einem Freund vor. Caesarius, einer von diesen, rieth ihm, diesen Plan zu ändern, und den Gegenstand, wie Aristoteles, in der Form einer fortlaufenden eignen Untersuchung abzuhandeln. Denn die Unterredung jener Alten, gäbe dem Gesagten nicht sowohl Würde, als den Anstrich des Romanhaften; und es würde mehr Gewicht in seinem eignen Munde bekommen; es würde dann nicht als das Werk eines kleinlichen Sophisten, oder spekulativen Theoretikers, sondern als die Schrift eines

(1) Ad Quint. 2. 12. (2) Ibid. 14. Ad Alt. 4. 16.

nes Consulars, Senators und Staatsmannes, der, in den wichtigsten Angelegenheiten bewandert, nie derschrieb, was seine eigne vieljährige Erfahrung und Uebung ihn gelehrt hatte; erscheinen. Die Gründe schienen Ciceron wichtig, und er beschloß, seinen Plan zu ändern; besonders, da er sich dadurch, daß er die Scene in die Vorzeit verlegte, die Gelegenheit benommen hatte, jene wichtigen Resolutionen zu berühren, die sich erst nach der Zeit ereigneten, in welche die Scene verlegt war. Aber nach reiflicher Ueberlegung wollte er doch nicht gern die beiden vollendeten Bücher wegwerfen, weil sie ihm gefielen; er zog daher wieder seinen alten Plan vor, besonders auch deswegen, um Beleidigungen zu vermeiden. Er vollendete ihn ohne Aenderung, ausgenommen, daß er die Zahl der Bücher auf sechs einschränkte; und so wurde das Werk publicirt; überlebte seinen Verfasser mehrere Jahrhunderte; uns aber ist es unglücklicherweise nicht aufbehalten worden ^(*).

Aus den Bruchstücken von diesem Werke sehen wir, daß es eine seiner vollkommensten Arbeiten war, worin er alle wichtige Gegenstände der Politik und Moral mit der größten Gründlichkeit und Eleganz vorgetragen hatte; über den Ursprung

N 3

der

(*) Ad Quint. 3. 5. Hieraus läßt sich der Widerspruch erklären, den wir in seinen eignen Nachrichten von diesem Werke finden; und warum Rannius, der in einigen Stellen als redende Person in demselben angegeben, Ad Arr. 4. 16. Ad Quint. 3. 5, in andern ausgelassen wird. Er fiel nemlich aus, als die Zahl der Bücher zusammengezogen wurde.

der bürgerlichen Gesellschaft; über die Natur der Gesetze und Pflichten; über den bleibenden Unterschied des Rechtes und Unrechtes; über die Gerechtigkeit, den einzigen wahren Grundsatz der Politik, und die Stütze der allgemeinen und der häuslichen Glückseligkeit jedes Individuums. Er nennt daher diese sechs Bücher die Belege seines eignen schullosen Betragens⁽⁶⁾. Der jüngere Scipio war das Haupt der Unterredung; er behauptete die Vortrefflichkeit der römischen Konstitution, die allen andern vorzuziehen sei⁽⁷⁾. Im sechsten Buche beweiset er, unter der Erfindung eines Traumes, die uns aufbehalten ist, den Begriff von der Unsterblichkeit der Seele und einem künftigen Dasein auf eine so lebhafte und unterhaltende Art, daß sie den nachfolgenden Altern ein Muster blieb, moralische Lehren auf dieselbe Art, in Form eines Traumes vorzutragen.

Cicero wurde endlich mit Cäsar in einen vertrauten Briefwechsel verwickelt. Schon lange hatte Cäsar seine Freundschaft gesucht, und in dieser Rücksicht Ciceros Bruder eingeladen, eine Legatens Stelle bei seiner Armee in Gallien anzunehmen. Um seinem Generale zu schmeicheln, drang Quintus in seinen Bruder, daß er sich mit Cäsar genauer verbinden sollte, anstatt dem Pompejus so ergeben zu sein, der weder so aufrichtig, noch so ein großmüthiger Freund sei, als Cäsar⁽⁸⁾. Cicero mißbilligte
den

(*) Ad Att. 6. 1. (7) De Leg. 2. x. 1. 6. 9. (8) Ad Quint. 2. 13.

den Rath nicht ganz; er war zu einer solchen Vereinigung geneigt; Valbus gab Cäsar Nachricht davon, und schloß einen Brief von Cicero selber mit ein. Das Paket fiel aber ins Wasser; die Briefe gingen verloren, bis auf ein paar Zettel von Valbus, worauf Cäsar so antwortete: „Ich merke, du hattest etwas von Cicero geschrieben, das ich nicht herausbringen konnte; so viel ich rathen kann, ist es etwas, das sich eher wünschen als hoffen läßt.“ Cicero schickte ihm eine Abschrift desselbigen Briefes, die er richtig empfing. Den Brief, sagt er, habe er im vertrauten Tone geschrieben, ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben. Cäsar antwortete mit aller Artigkeit, und erboth sich zu allem, worinne er ihm zu dienen im Stande sei. Er sagte ihm, wie angenehm ihm seines Bruders Gesellschaft sei, weil sie ihn an ihre alte Freundschaft erinnere; und da er jetzt so weit von ihm entfernt sei, so wolle er dafür sorgen, daß er Ursache haben sollte, weil sie sich selber einander entbehren müßten, wenigstens damit zufrieden zu sein, daß sein Bruder, und kein anderer, um ihn sei. Er dankte ihm auch, daß er ihm den Rechtsgelehrten Trebatius geschickt habe, und sagte scherzhaft, vorher sei nicht einer bei seiner Armee gewesen, der ein Verhör anzustellen verstanden hätte. Cicero schrieb seinem Bruder über diesen Brief: „Du handelst freundschaftlich, wie ein Bruder, daß du mich zu dieser Verbindung auffoderst, ob ich gleich von selber

(*) Ad Quint. 2. 12.

diesen Weg einschlage, und es mir so geht, wie manchem Wanderer, der später aufbricht, als er wollte, und doch schnellen Schritts eher das Ziel seiner Reise erreicht, als wenn er sie früher angetreten hätte. So will auch ich meine Langsamkeit in der Zukunft gut machen, nachdem ich diesen ~~Watz~~ vernachlässigte, ohngeachtet du mich oft aus meinem Irrthum reißen wolltest. — Was den Vortheil betrifft, den ich aus dieser Verbindung für meine Person erlangen könnte, so kennest du mich schon. Ich habe schon von ihm, was ich am meisten schätze, die Versicherung seiner Freundschaft, die ich allen den Anerbietungen vorziehe, die er mir macht⁽¹⁰⁾. — In einem andern Briefe sagt er: „ich lege keinen Werth in seine Versprechungen, ich bedarf keiner Ehrensstellen mehr, auch geize ich nicht nach neuem Ruhme. Ich wünsche nichts weiter, als die Dauer seiner Achtung; dennoch bewerbe und bemühe ich mich so, als wenn ich das erwartete, was ich wirklich nicht wünsche⁽¹¹⁾.“

Obgleich Cicero von Cäsars Gefälligkeit nicht für sich Gebrauch machte, so nutzte er sie doch für seine Freunde; denn ausser seinem Bruder, der Cäsars Legat war, und Trebatius, der ihm als Rechtspfleger diente, verschaffte er auch dem Orsius einen hohen Posten, und dem Curtius ein Regiment; und dennoch machte ihn Cäsar Vorwürfe, daß er so wenig fodere⁽¹²⁾. Sein Empfehlungsschreiben für Trebas

(10) Ad Quint. 2. 15. (11) Ibid 3. 5. (12) Ib. 2. 13. Ep. Fam. 7. 5.

Trebatius wird uns zeigen, wie sehr er Cäsars Vertrauen damals besaß, und wie eifrig er seine Freunde empfahl.

„Cicero dem Imperator Cäsar.

„Sieh! wie ich mich in allem, was nicht allein mich, sondern auch meine Freunde angeht, überredet habe, dich für mein zweites Selbst anzusehen. Den C. Trebatius wollte ich mit mir nehmen, wohin ich gehen würde, daß ich ihn durch Freundschaft und Gefälligkeiten beglückt wieder mit mir zurücknehmen könnte. Da nun aber Pompeius länger weilet, als ich glaubte; und da mich eine dir nicht unbekante Bedenklichkeit von einer Reise abhält, oder sie doch verzögert; so sieh, was ich wage. Ich wünsche, daß Trebatius aus deinen Händen empfangen, was er von mir erwartete. Ich gab ihm so dreiste Versicherungen von deiner Güte, als gäbe ich sie in meinem Namen. Ein bewundernswerther Zufall ereignete sich indessen, ein Zeuge für meine Hoffnung, und ein Bürge deiner Gefälligkeit. Als ich eben über diesen Trebatius in meinem Hause mit Valbus umständlicher redete, überreichte man mir deinen Brief, ich erbrach ihn, und las: Den M. Drusius, den du mir empfahlst, will ich entweder zum Könige von Gallien machen, oder du sollst ihn als einen unbzahlten Kreditor an den Lepa anweisen *). Schicke mir nur noch einen aus

R 5

bern,

*) Vel regem Galliae faciam, vel hunc Lepae delego.
Dis

bern, wenn du willst, dem ich dienen kann. — Valbus und ich, hoben unsere Hände zum Himmel empor; so gelegen kam dieser Brief, daß es nicht Zufall, sondern eine göttliche Fügung uns dünkte. Ich schicke dir also den Trebatius, und zwar zuerst aus eignem Vertrauen, dann aber auf deine Einladung. Schenke ihm, theuerster Cäsar, deine Gewogenheit; verleihe ihm alles, was du um meinethwillen für meine Freunde thun würdest. Ich sage gut für ihn, nicht mit meiner ehemaligen Redensart, die du mit Recht belachtest, als ich sie dir von Milo schrieb, sondern auf römisch, wie nur ernsthafteste Männer reden, daß du keinen ehrlicheren und klügeren Mann, keinen größern Patrioten, als ihn, finden kannst. Schon seine Vorfahren erwarben sich den Ruhm gründlicher Kenntnisse in den bürgerlichen Rechten. Ich bitte nicht um eine Tribunensstelle, eine Präfectur, oder irgend eine bestimmte Wohlthat für ihn; nein, nur um deine Gewogenheit und Freundschaft; doch rathe ich dir
darum

Die Stelle ist dunkel; Victorius, Ernesti und Widdesleron haben sie auch nicht verstanden. Lestterer übersetzt: ich will ihn zum Könige von Gallien, oder zum Legaten des Lepa machen. Eine Conjectur, die gezwungen ist: das Ganze ist ein Scherz, das beweiset der Vordersatz; und Ciceros Brief an den Lepa (Ep. Fam. 6. 18.) giebt den Aufschluß zur Pointe des Witzes. Lepa, ein Freund des Cicero, war Pompejus Sponsor, d. h. er hatte für den Pompejus, der jetzt in Spanien bei der Armee stand, auf gesagt, war also sein Armeegeldmeister, und berichtete Anweisungen. Cäsars Scherz will also wohl so viel sagen: wenn ich deinen Freund nicht befehle, so sollst du ihn an Pompejus' Kendanten anweisen.

darum nicht ab, wenn es dir etwan gefallen sollte, ihn mit jenen kleinen Ehrenzeichen zu beglücken. Ich überliefere dir den ganzen Mann, von meiner Hand in die deinige, die mit Sieg und Treue prangt. Doch, ich bin zudringlicher als ich sollte; aber ich weiß, du verzeihst es mir. Lebe wohl; und bleib mein Freund ⁽¹³⁾..

Trebatius war ein langsamer indolenter Studiergeist; ein Liebhaber guter Bücher, und guter Gesellschaft; in Roms Vergnügungen verliebt; in einem Lager ganz ausser seinem Elemente. Da ihn Cäsar bei der Verwicklung seiner Geschäfte nicht sogleich in seine Gesellschaft ziehen, und ihn, wie er erwartete, auszeichnen konnte, plagte ihn die Last des Wartens, und er sehnte sich wieder nach Hause. Unter diesen Umständen schrieb ihm Cicero mehrere Briefe, in der uneigennützigsten Empfindung eines Freundes, und der Besorgniß eines Vaters, und gebrauchte alle Mittel der Ueberredung, im scherzhaften und ernsthaften Tone, um ihn abzuhalten, daß er nicht durch seine eigne Unvorsichtigkeit seine Hoffnungen und sein Blut vernichte. Er verspottete seine kindische Sehnsucht nach der Stadt; foderte ihn auf, den Entzwek seiner Reise vor Augen zu haben, und ihn entschlossen zu verfolgen; er erinnerte ihn aus Euripides Medea, daß weder sich selber, und ihrem Vaterlande in weiter Entfernung von demselben, gebient hätten, während andere zu Hause unrühmlich lebten und starben.

1701

(13) Ep. Fam. 7. 8.

würdest einer von diesen geworden sein, sagte er; wenn wir dich nicht fortgetrieben hätten; und daß ich jetzt einmal die Medea spiele, so lerne auch diese zweite Lehre von mir, daß derjenige, der nicht weise für sich ist, zu nichts weise ist⁽¹⁴⁾. „Auch machte er seine Ungeduld, oder vielmehr seine Unbesonnenheit lächerlich; ob er denn glaube, daß er einen Wechsel an Cäsar mitgenommen, und nichts weiter zu thun habe, als sein Geld zu nehmen und nach Hause zu kehren; ob er nicht bedenke, daß selbst diejenigen, die dem Könige Ptolemäus mit Verschreibungen nach Alexandria folgten, auch noch nicht ihr Geld zurück gebracht hätten⁽¹⁵⁾. „Du schreibst mir, daß Cäsar dich jetzt um Rath frage; ich höre lieber, daß er deinem Vortheile rathe⁽¹⁶⁾. Ich will darauf sterben, daß du so eitel bist, dich lieber von ihm um Rath fragen, als bereichern zu lassen⁽¹⁷⁾. „Durch diese Spöttereien und Ermahnungen beschämte er endlich den Trebatius, und befriedigte ihn, daß er bei Cäsar blieb, der ihn endlich durch seine Gewogenheit und Großmuth von allem Ungemach heilte. Nachdem er also hier den Grund zu seinem Stülke gelegt hatte, blühte er hernach an Augustus Hofe, als der gelehrteste Rechtsgelehrte seiner Zeit⁽¹⁸⁾.

Cäsar war jetzt auf dem zweiten Marsche nach Britannien; ganz Rom sprach voll Erwartung davon; und Cicero war für seinen Bruder, der dem Cäsar

(14) Ep. Fam. 7. 6. (15) Ibid. 17. (16) Ibid. 11.
(17) Ibid. 13. (18) Hor. Sat. 2. 1. 79.

Cäsar als Legat begleitete, und an dem Feldzuge viel Antheil hatte, sehr besorgt ⁽¹⁹⁾. Aber die Nachricht, daß von dieser Unternehmung nichts zu fürchten noch zu hoffen sei, weder Gefahr von den Einwohnern, noch Beute von dem Lande, beruhigte ihn wieder ⁽²⁰⁾. In einem Briefe an Atticus schrieb er: „wir sind wegen des britischen Krieges ungewis: Der Zugang zu dieser Insel ist sehr verwahrt; und es ist bekannt, daß sich kein Gold noch Silber in derselben befindet, noch etwas anderes als Sklaven; und keiner von ihnen ist in der Musik, oder in Wissenschaften unterrichtet ⁽²¹⁾.“ In einem andern an Trebatius sagt er: „ich höre, daß es weder Gold noch Silber in dieser Insel giebt; wenn dem so ist, so habt ihr nichts zu thun, als einen Wagen zu nehmen, und zu uns zu eilen ⁽²²⁾.“

Diese Spöttereien über die Barbarei, und die Armuth der Insel der Briten, drängen uns eine Bemerkung über die Schicksale der Reiche auf. Rom, einst die Gebieterin der Welt, der Wohnsitz der Künste, der Herrschaft und des Ruhmes, ist nun in Staub dahin gesunken, in Unwissenheit und Armuth; eine Sklavin des grausamsten und des verächtlichsten aller Tyrannen, des Aberglaubens und des Religionsbetruges. Britannien, dies entfernte Land, weiland verspottet und verachtet von dem hochkultivirten Römer, ist jetzt das Vaterland der Freiheit, des Ueberflusses und der Wissenschaften; blüht

(¹⁹) Ad Att. 4. 15. (²⁰) Ad Quint. 1. 16. (²¹) Ad Att. 4. 16. (²²) Ep. Fam. 7. 7.

blühend in allen Künsten und aller Kultur des bürgerlichen Lebens; aber vielleicht demselben Abgrunde entgegenstürzend, in welchen Rom versank, nachdem es fortgeschritten war vom tugendhaften Fleiße zum Reichtume, vom Reichtume zum Luxus, vom Luxus zur Zügellosigkeit und üppigen Immoralität; bis es in gänzlicher Entartung und Mangel an Tugend dem Verderben entgegen reifte, dem kühnen Unterdrücker eine Beute ward, mit seiner Freiheit alles verlor, was dem Menschen werth ist, und in seine ursprüngliche Barbarei wieder zurück sank.

Als Cicero es für gewis hielt, daß Trebatius dem Cäsar nach Britannien folgen würde, scherzte er über die wunderbare Figur, die ein britischer Rechtsgelehrter in Rom spielen würde. Da es sein Amt doch sei, die Sicherheit anderer Menschen zu schützen, so möchte er sich selber nur hüten, daß er nicht von den britischen Wagenlenkern eingeholt werde ⁽²³⁾. Aber Trebatius mußte auch ohne Ciceros Rath, wie er sich hüten sollte; denn als Cäsar nach Britannien übersetzte, blieb er in Gallien. Dieses gab Cicero zu einem andern Scherze Anlaß. Er wünschte ihm Glück, daß er doch endlich in ein Land gekommen wäre, wo man ihn für einen großen Gelehrten halte; und wenn er nach Britannien gegangen wäre, so würde er der Weiseste auf der ganzen Insel gewesen sein. — Er sei aber in militärischen Streitigkeiten vorsichtiger als in bürgerlichen

(23) Ibid 7. 11.

gerlichen; und da er so ein geschickter Schwimmer wäre, so schiene es sonderbar, daß er sich nicht hätte bereben lassen, über den Ocean zu schwimmen; und daß er, der von keinem Gladiatorspiele in Rom wegleiben konnte, nicht neugierig gewesen wäre, die britischen Wagenlenker zu sehen. In dessen sei es doch so gut, daß er nicht hinüber gegangen; er habe sich eine Mühe erspart, und ihm erspare er die Mühe, seine Geschichte anhören zu müssen ²⁴⁾.

Quintus Cicero, der Anlage zur Dichtkunst hatte, entwarf jetzt den Plan zu einem Gedichte auf diesen britischen Feldzug, und bath seinen Bruder um seine Beihülfe. Cicero billigte seine Absicht, und bemerkte darüber, daß die Natur und die Lage eines so entfernten Landes, die Sitten der Einwohner, ihre Befechte mit den Römern, und der General Cäsar selber, herrlichen Stoff zu einem Gedichte darreichten. Seinen Beistand aber versprechen, hieß Eulen nach Athen senden; er, der vier Trauerspiele in sechszehn Tagen vollendet hätte, brauche nach

(²⁴⁾ Ibid 10. Der hier gegebene Wink von Trebatius Neigung zum Schwimmen, erklärt eine Stelle in den Satyren des Horaz, wo der Dichter den Trebatius einführt, und ihm den Rath giebt, dreimal durch die Tiber zu schwimmen, um den Schlaf, an dem es ihm fehle, zu befördern. Der Rath scheint also des Trebatius Neigung angemessen.

— ter unci

Transnanto Tiberim, somno quibus est
opus alto

Sat. 2. 1. 8.

nach seiner Elektra, und den Troades, keine fremde Hülfe oder einen fremden Namen ⁽²⁵⁾. In keinem andern Briefe antwortet er ernsthafter: es sei unglaublich, wie wenig er Laune habe zu einem Gedichte; es fehle ihm die nöthige Ruhe und Heiterkeit der Seele, welche ihm die Zeitumstände geraubt hätten; die traurigen Aussichten auf die Zukunft hätten in ihm die Begeisterung der Poesie ganz erstift ⁽²⁶⁾.

Cicero hatte Cäsar sein griechisches Gedicht, die Geschichte seines Consulats in drei Büchern überschrift. Cäsar urtheilte darüber, daß der Anfang desselben so gut sei, als irgend etwas, das er in dieser Sprache gelesen habe, aber daß die folgenden Verse, bis auf eine gewisse Stelle, nicht so korrekt und geistvoll wären. Cicero verlangte daher von seinem Bruder zu erfahren, was Cäsar wirklich von dem Ganzen dachte; ob ihm die Materie oder der Styl mißfalle; er bat ihn daher, daß er ihm die Wahrheit offen sagen möchte; denn es möchte Cäsar missfallen oder nicht, das würde ihn deswegen nicht niederschlagen ⁽²⁷⁾. Er fing indessen auf seines Bruders Verlangen ein ander

Ges

(*)

(*) Ad Quint. 2. 16. 3. 6. Diese vier Tragödien, die er in sechszehn Tagen geschrieben haben soll, waren wohl nur Uebersetzungen griechischer Originale, in die sich Quintus sehr einstudirt hatte. Er vollendete sie wahrscheinlich in aller Eil zur Unterhaltung im Lager. Das Wort Troades, der Name eines derselben, muß wahrscheinlich Troades gelesen werden. Und so war es also, wie Elektra, ein Trauerspiel des Euripides. (**) Ibid 3. 5. 4. (*) Ib. 2. 16.

Gedicht an, das Cäsarn gewidmet werden sollte, aber es mißfiel ihm, nachdem er es angefangen hatte, so sehr, daß er es zerriß ⁽²⁷⁾. Da aber Quintus noch immer in ihn drang, und ihm sagte, daß er schon Cäsarn davon benachrichtigt hätte, so war er gezwungen, es wieder anzufangen, und er vollendete wirklich ein episches Gedicht zu Cäsars Ehre. Er versprach es zu überschicken, so bald er eine sichere Gelegenheit fände; damit es ihm nicht so gehe, als Quintus Trauerspiele Erigone, der einzigen Sache, die nicht sicher Gallien passieren konnte, seit Cäsar Gouverneur war ⁽²⁸⁾.

Indem Cicero über die Maaßregeln unzufrieden war, die er in seiner gegenwärtigen Lage ergreifen mußte, that Cäsar alles mögliche, um ihn zu beruhigen. Er behandelte seinen Bruder mit so viel Güte, als wenn Cicero selber sein General gewesen wäre; er überließ es ihm, sich sein Winterquartier zu wählen, und gab ihm die Legion, die ihm am liebsten war ⁽²⁹⁾. Als ihm Clodius aus Rom schrieb, zeigte er dem Quintus den Brief, und erklärte: daß er nicht antworten wolle, ob ihn gleich Quintus bath, daß er den Clodius um ihrer willen nicht so beleidigen möchte ⁽³⁰⁾. Mitten unter seinen Geschäften in Britannien schrieb er oft an Ciceron mit eigener Hand, meldete ihm seine Fortschritte, und als er eben die Insel verlassen wollte,

bes

(27) Ib. 3. 1. (28) Ibid. 8. 9. (29) Ad Att. 4. 18.

(30) Ad Quint. 3. 1.

benachrichtigte er ihn noch von der Küste aus, daß er seine Truppen einschiffe, daß er Geißeln mitnehme, und den Insulanern einen Tribut aufgelegt habe. Damit er sich nicht wundere, daß er nicht zugleich von seinem Bruder Briefe bekomme, so sagte er ihm, daß Quintus eben von ihm entfernt sei, und also diesem Kurrir keine Aufträge geben könnte. Cicero empfing alle diese Briefe in Rom nach weniger als eines Monats Frist; einen sogar nach zwanzig Tagen; sie wurden also so schnell befördert, als durch Kurrire in unsern Tagen⁽³²⁾.

Von den Begebenheiten in Rom in diesem Sommer meldete Cicero seinem Bruder, daß Hoffnung zu einer Wahl der Magisträte da sei; aber alles ungewiß; man vermüthe die Wahl eines Dictators; das Forum sei sehr ruhig; aber wie in einer abgelebten, nicht wie in einer friedlichen Stadt; er befrage sich öffentlich und in privat Sachen wie ihm Quintus gerathen habe, sanfter als sein Ohrzippel; seine Meinungen im Senate wären so eingerichtet, daß sie mehr andern als ihm selber gefielen.

Bürgerkriege und Zwietracht hätten nun die traurigen Folgen; daß die Bestechungen jetzt aufs höchste gerrieben würden; die Consular-Candidaten, Memmius, Domitius, Scaurus, Messala wären alle gleich; keiner ein Mann von vorstehendem Verdienste, alle nach Gelde geschätzt. Ueber achtzig tausend Pfund wären der ersten Tribus verspro-

(32) Ad Am. 4. 17. ad Quint. 3. 1. 4. 1.

prochen; das Geld wurde durch diese Verschwen-
dungen so selten, daß die Interesse von vier zu
acht Procent stiege ⁽³²⁾.

Memmius und En. Domitius, die sich zu ge-
genseitigen Vortheilen verbanden, machten einen
sonderbaren Kontrakt mit den Consuln, der schrift-
lich aufgesetzt und von beiderseitigen Freunden un-
terzeichnet wurde. Die Consuln verpflichteten sich,
ihnen mit allem Ansehen bei der nächsten Wahl zu
dienen, sie hingegen versprachen, wenn sie ge-
wählt würden, den Consuln die Provinzen zu ver-
schaffen, die sie verlangten, auch gaben sie einen
Wechsel von drei tausend Pfund, womit drei Aus-
gurn bestochen werden sollten, daß sie bezeugten,
sie wären zugegen gewesen, als ein Gesetz ge-
macht worden, daß den Consuln diese Provinzen
sollten gegeben werden, da doch nie ein solches
entworfen war; ferner auch zwei Consular-Sena-
toren, daß sie aussagen möchten, sie wären zugegen
gewesen, als das Dekret im Senate angenommen
worden, daß diese Provinzen mit Waffen und Geld
versehen werden sollten, da doch der Senat nie
daran gedacht hatte ⁽³³⁾. Memmius, der von Cäsar
sehr unterstützt wurde, ⁽³⁴⁾ fand Gründe, dies-
en Handel aufzugeben, und benachrichtigte auf
Pompejus Rath den Senat davon. Pompejus
freute sich, eine Gelegenheit zu haben, den Consul
Domitius zu kränken; auch wollte er sich zugleich
an

(32) Ad Quint. 2. 15. Ad Att. 4. 15. (33) Ad Att.
4. 18. (34) Ib. 15. 17.

an Appian rächen, der zwar mit ihm verwandt war, aber sich nicht, wie Pompeius erwartet hatte, nach seinen Maafregeln fügte ⁽³⁵⁾. Cäsar nahm diesen Schritt sehr übel; ⁽³⁶⁾ denn es ließ sich vorsehen, daß er der Stadt ein großes Aergerniß geben, und den Einfluß derer vermehren würde, die jener berücktigten Bestechung entgegen arbeiteten, die doch ein vorzügliches Werkzeug war, seine Gewalt zu verstärken. Appian verlor bei dieser Entdeckung weder seine Fassung noch seinen Kreis, aber sein Kollege Domitius, der den Patrioten affektirte, wurde tief gebeugt; und Memmius beschloß, voll Verzweiflung, die Zerrüttung der Ordnung und die Wahl eines Dictators zu beschleunigen ⁽³⁷⁾.

Quintus schrieb seinem Bruder aus Gallien, daß man dort die Nachricht verbreite, er sei bei jenem Kontrakte gegenwärtig gewesen; aber Cicero versichert ihn, daß es erdichtet, und der Handel nach Memmius Berichte an den Senat so beschaffen sei, daß kein ehrlicher Mann daran hätte Antheil nehmen können ⁽³⁸⁾. Der Senat war sehr aufgebracht; um die Frechheit der Partheien zu hemmen, faßte er ein Dekret ab, daß ihr Betragen durch ein sogenanntes privat oder stilles Gericht untersucht werden sollte, dessen Urtheilspruch nicht eher bekannt gemacht würde, bis nach der Wahl, doch unter der Bedingung, daß alle die

(35) Dio l. 39 p. 118. (36) Ad Att. 4. 16.
(37) lb. 12. (38) Ad Quint. 2. 1.

schuldig befunden worden, der Wahl verlustig würden. Man beschloß, dieses muthig auszuführen, und wählte in dieser Absicht Richter; aber einige von den Tribunen ließen sich bereden, die Sache zu verbieten, unter dem Vorwande, daß keine Inquisition statt fände, wenn sie nicht besonders vom dem Volke autorisirt sei ⁽³⁹⁾.

Jene verabscheuungswürdige Verbindung, um Gesetze und Dekrete zu erdichten, an der so viele Bürger vom ersten Range als Häupter oder Zeugen Theil nahmen, wird von einem geistreichen französischen Schriftsteller als ein lauter Beweis der Zügellosigkeit angeführt, die Roms Untergang beschleunigte ⁽⁴⁰⁾. So schaden die Laster einzelner Bürger dem ganzen Staate, daß diese große Republik, von allen die freieste und blühendste, ihre Freiheit dadurch verlor, daß ihre Bürger von der Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit ihrer Alvordern abwichen. Aus diesem Grunde verkündete ihr Cicerö längst den Untergang; und wenn er die Schlechtigkeit seiner Zeitgenossen betrauerte, so nannte er auch zugleich ihre Sittenlosigkeit die wahre Quelle derselben ⁽⁴¹⁾.

Damit nun jene verderbten Kandidaten der Strafe nicht entkämen, wurden sie alle von verschiedenen Klägern öffentlich belangt, und die ganze Stadt nahm daran Theil. Denn die Urheber

S 3

oder

(39) Ad Att. 4. 16. (40) Considerations de les causes de la grandeur, etc. des Romains. C. X.

(41) De Divin. 2. 2. Ep. fam. 2. 5.

oder das Gesetz, sagt Cicero, mußten fallen; aber es wird sich wohl alles legen; denn die Prozesse werden jetzt so schändlich geführt, daß wohl Niemand mehr in Zukunft wird verurtheilt werden, wenn er nicht gemordet hat ⁽⁴²⁾. Q. Scävola, einst von den Tribunen, ergriff ein wirksameres Mittel, um sie zu kränken; er hinderte die Wahl der Consuln während seines Amtes, und zerstreute durch sein Ansehen alle Versammlungen, die in dieser Absicht angestellt wurden ⁽⁴³⁾. Die Kandidaten zur Tribunen Würde waren in diesem Jahre merkwürdig bescheiden; sie verbanden sich untereinander durch einen Eid, daß sie sich bei der Befolgung ihrer verschiedenen Absichten ganz Eatos Urtheile unterwerfen, und jeder vier tausend Pfund bei ihm deponiren wollten, die derjenige verlieren sollte, der sich einer gesetzwidrigen Rabale schuldig machte. Sollte die Wahl ohne Bestechung besungen werden, sagt Cicero, wie man glaubt, so kann Cato allein mehr wirken, als alle Gesetze und alle Richter ⁽⁴⁴⁾.

(42) Ad Quint. 3. 2. Ad Att. 4. 16. (43) Ad Quin.
3. 3. Ad Att. 4. 16. (44) Ibid. 15. Ad Quint.
2. 15.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Cicero führt Prosepe — Gründe seines heftigen Betrages — Julia stirbt — Cäsar läßt Rom verschönern — Pompejus trachtet nach der Diktatur.

Ein großer Theil dieses Jahres wurde mit Kriminalprozessen hingebracht. Sufenas und Cato, beide Tribunen im vorigen Jahre, wurden im Anfange des Julius wegen Gewaltthätigkeiten und Friedensstörungen während ihres Amtes angeklagt, und beide freigesprochen. Aber Procius, einer ihrer Kollegen, wurde verurtheilt, weil er einen Bürger in seinem eignen Hause erschlagen hatte. „Ein Beweis, sagt Cicero, daß unsere Areopagiten, Bestechungen, Wahlen, Interregnum, Versuche gegen den Senat, ja den ganzen Staat für nichts achten; wir müssen nur niemans den in seinem eignen Hause morden; und doch läßt sich das auch vielleicht noch thun, da zwei und zwanzig den Procius freisprachen, und nur acht und zwanzig für seine Strafe stimmten ⁽¹⁾.“ Clodius war Kläger in diesen Prozessen; darum suchte Cato, sobald er freigesprochen war, mit Cicero und Milo wieder ausgesöhnt zu werden ⁽²⁾. Cicero pflegte nicht die Freundschaft eines thätigen populären Senators von sich zu weisen; und Milo brauchte ihn bei seiner neuen Bewerbung um das Consulat. Cicero hatte zwar an jenen Prozessen keinen Antheil, aber er war beständig wäh-
rend

S 4

(*) Ad Att. 4. 15. (2) Ibid. 16.

rend des Sommers mit andern beschäftigt. „Ich war nie mehr mit Processen überhäuft, sagt er, als jetzt; in der schlimmsten Jahreszeit, in der größten Hitze, die wir je gehabt haben; es vergeht kaum ein Tag, daß ich nicht Jemanden vertheidige ⁽¹⁾.“ Außer seinen Klienten in der Stadt, war er auch der Patron einiger Städte und Kolonien, die seiner Hülfe auswärts bedurften. So foderte ihn jetzt die Gemeinde von Reate auf, sie vor dem Consul Appius und zehn Bevollmächtigten wegen eines Streites mit ihren Nachbarn zu Interamna über die Verbindung des Sees Velinus mit dem Flusse Nar, und die Entschädigung wegen des Bodens, zu vertheidigen. Er kam von diesem Prozesse zurück, als eben die Apollinarischen Spiele gefeiert wurden; und um sich von der Reise zu erholen, ging er ins Theater, wo er mit allgemeinem Handeklatschen empfangen wurde. Er schloß die Erzählung dieses Umstandes in einem Briefe an Atticus mit diesen Worten; „Doch du mußt hiervon keine Notiz nehmen, und ich bin ein Thor, daß ich dessen erwähnt habe ⁽²⁾.“

Cicero vertheidigte jetzt auch den Messius, einen von Cäsars Legaten, der seines Processes wegen aus Gallien kam; dann den Drusus, der angeklagt war, daß er einen Prozeß, den er zu führen übernommen hatte, verrathen habe. Er wurde nur durch die Mehrheit von vier Stimmen frei gesprochen. Darauf vertheidigte er auch den Vatinius, der im

verur

(¹) Ad Quint. 2. 16. 3. 3. (²) Ad Att. 4. 15.

vorigen Jahre Prätor war; und den Aemilius Scaurus, einen von den Consular-Kandidaten, der angeklagt war, daß er die Provinz Sardinien geplündert habe ⁽¹⁾; so auch um dieselbe Zeit seinen alten Freund, En. Plancius, der ihn während seines Exils so großmüthig bewirthet hatte, und jetzt, als er zum Aedil erwählt war, von einem abgewiesenen Mitbewerber, M. Laterensis, der Bestechung angeklagt wurde. Alle diese Beklagten wurden freigesprochen; aber Ciceros Reden für sie sind verloren gegangen, ausgenommen die für Plancius, die ein ewiges Denkmal von Ciceros Dankbarkeit bleibt. Denn als Plancius das Exilunat vom Volke als eine Belohnung für seine Treue gegen den Cicero erhalten hatte, betrug er sich in diesem Posten nicht mehr so freundschaftlich gegen Cicero als vorher, sondern er schien ihn vorzüglich zu vernachlässigen, indem ihn seine Kollegen, besonders Racilius, mit allen Kräften vertheidigten und aufrecht erhielten ⁽²⁾. Dennoch übernahm Cicero diesen Prozeß gern, und, ungeachtet der Kälte seines Klienten, schilderte er seine Verdienste um ihn mit den rührendsten Ausdrücken, und befreite ihn aus den Händen eines mächtigen Klägers, der sein eigener Freund war. Drusus Prozeß wurde am Morgen vorgenommen; und kaum konnte Cicero nach Hause gehen und ein paar Zeilen schreiben, so mußte er wieder Nachmittags zu Vatinius Prozesse sich stellen. Ein De-

S 5

weis,

(1) Ibid. Ad Quin. 2. 16. Ibid. 3. (2) Pro Plancio 32.

weid, wie geschäftig Cicero lebte, und wie wenig Zeit er auf seine eignen Angelegenheiten oder seine Studien verwenden konnte. Er arbeitete zwar an gelehrten Werken, aber er hatte keine andere Zeit zum Nachdenken und Schreiben, als wenn er sich in seinem Garten erholte, und seiner Stimme einige Ruhe gönnte ⁽⁷⁾. Vatinius war einer seiner kühnsten Feinde gewesen; er war ihm immer in Staatsfachen zuzider; und er war, wie der oben genannte Bestia, ein aufrehrlicher verpörfner Bol-
küstling. Cicero zog sich durch die Bertheidi-
gung dieses Mannes Tadel zu; aber seine Ver-
bindung mit Pompejus und besonders seine neue
Freundschaft mit Cäsar verpflichtete ihn, alle Freun-
de Cäsars zu schügen; und unter diesen war ihm
auch Vatinius ernstlich empfohlen.

Gabinus, der, wie schon erzählt ist, von seiner
Statthalterschaft zurückgerufen war, kam am En-
de des Septembers nach Rom. Er prahlte auf
seiner ganzen Reise, daß er einem Triumphe ent-
gegen ginge; und um die Pöffe fort zu spielen, blieb
er einige Zeit vor der Stadt. Als er endlich ersuhr,
wie sehr er verhaßt sei, stahl er sich heimlich bei
Nacht in die Stadt, um den Beleidigungen des
Pöbels zu entgehen ⁽⁸⁾. Ihn erwarteten drei Klag-
gen; die eine wegen Verrätherei an dem Staate;
die andere wegen Bedrückungen seiner Provinz;
die dritte wegen Bestechungen; und es boten sich
so viele als Kläger an, daß sie sich vor dem Prä-
tor

(7) Ad Quint. 3. 3. (8) Ad Qu. Fr. 3. 1. 2.

tor stritten, wie sie ihre verschiedenen Klagen ans
heben sollten. ⁽⁹⁾ Die erste fiel dem L. Lentulus
zu, der ihn gleich den Tag nach seiner Ankunft in
der Stadt anklagte, daß er gegen die Religion und
das Dekret des Senats den König von Aegypten
mit einer Armee eingesetzt, seine eigene Provinz
aber offen gelassen und den Verwüstungen der Feins
de preisgegeben habe. Cicero, der von Gabinius
allen möglichen Hohn erlitten hatte, genoß jetzt
des Vergnügens, seinen frechen Gegner zu seinen
Füßen zu sehen; und er hatte sich gefast gemacht,
ihn nach Verdienst zu empfangen; aber Gabinius
durfte es nicht wagen, sich in den ersten zehn Tas
gen sehen zu lassen, bis er vor dem Senate erschei
nen mußte, um nach der Gewohnheit von seiner
Provinz und den zurückgelassenen Truppen Bericht
abzustatten. So halb er ausgesprochen hatte,
wollte er fortgehen, aber die Consuln befahlen ihm,
auf eine Anklage der Generalpächter zu antworten,
die vor der Thüre warteten. Dieses erweckte ei
nen Streit, wobei Gabinius so in die Enge getries
ben wurde, besonders von Cicero, daß er vor
Bosheit zitternd und ohne alle Fassung Ciceron ei
nen Verbannten schalt. Hierüber schreibt Cicero
an seinen Bruder: „Was konnte mir ehrenvolleres
begegnen? Alle Senatoren sprangen auf, gegen
diesen Einzigen gerichtet; mit gleichem Ungestüm
auch die Generalpächter; ja alle handelten so, als
du würdest gethan haben.“ ⁽¹⁰⁾

Cicero

(9) Ibid. 1. 3. (10) Ibid.

Cicero überlegte es, ob er nicht selber den Gabinus anklagen sollte; aber aus Achtung für Pompejus ließ er es dabei bewenden, nur als Zeuge gegen ihn aufzutreten⁽¹¹⁾. Als der Prozeß vorbei war, gab er seinem Bruder folgende Nachricht:

„Gabinus hat den Prozeß gewonnen. Nie war ein Kläger so unmündig als Lentulus, und kein Gericht so schmutzig als dieses. Und doch hätte Pompejus selbst nicht gegen Lentulus etwas vermocht, wenn er sich nicht alle Mühe gegeben, und das Gerücht von einer Dictatur Furcht verbreitet hätte; denn bei einem solchen Kläger und solchen Richtern, verdammt den Angeklagten zwei und dreißig von siebenzig. Die Senzenz ist so verächtlich, daß er wahrscheinlich in den übrigen Prozeßen, besonders in dem wegen Exprobrationen verlorren wird. Aber bei uns ist keine Republik, kein Senat, keine Gerechtigkeit mehr; und was soll ich von den Richtern sagen? Es waren nur zwei vom Range der Prätores unter ihnen, Domitius Calvinus, der ihn vor allen zuerst los sprach, daß es alle Welt bemerken sollte; und Cato, der, sobald nur die Stimmen entschieden hatten, dienstfertig aufsprang, um dem Pompejus zuerst die Nachricht zu bringen. Gallustius und einige andere sagen, ich hätte ihn anklagen sollen. Vor solchen Richtern hätte ich meinen Kredit preis geben sollen? was hätte ich dann für eine Rolle gespielt, wenn er mir entkommen wäre? Aber auch

aus

(11) Ibid. 3. 2.

andere Gründe hielten mich ab; Pompejus würde es als einen Kampf nicht gegen Gabinus Sicherheit sondern gegen seine eigne Würde angesehen haben; wir würden uns darüber entzweit, und gleich einem Paar Fechtern einen Gang gemacht haben, wie Pacidianus mit Aeserninus, dem Samuizen; er würde mir wahrscheinlich ein Ohr abgebissen, oder sich wenigstens mit Clodius vereinigt haben; denn nach aller Mühe, die ich mir gab, ihm zu dienen, da ich ihm doch nichts verbanke, er mir alles, so würde er es doch nicht leiden, (ich will mich des gelindesten Ausdrucks bedienen,) daß ich in öffentlichen Angelegenheiten ihm zuwider wäre. Da er minder mächtig war, als jetzt, zeigte er, wie viel er gegen mich, als ich im blühendsten Glücke lebte, vermogte; warum sollte ich jetzt, da ich selbst das Verlangen nach Macht verslohen habe, da die Republik gar keine, er alle hat, ihn vor allen zum Zweikampfe auffodern? denn so würde es der Fall gewesen sein. Ich glaube nicht, daß du mir dazu würdest gerathen haben. Gallust sagt, ich hätte das eine oder das andere thun sollen; ich hätte ihn dem Pompejus zu Gefallen, der mich wirklich sehr darum bat, vertheidigen sollen. Ein freundschaftlicher Rath! so hätte ich mir also eine gefährliche Feindschaft oder ewige Schande zuziehen sollen? Ich bin mit meinem Mittelwege zufrieden; und als ich mein Zeugniß treu und gewissenhaft abgelegt hatte, war es mir angenehm zu hören, daß Gabinus sagte, daß er sich bemühen würde, wenn er in der Stadt bleib

bleiben könnte, mir Genüthung zu geben; und er fragte mich fast um nichts ⁽¹²⁾.

Cicero schrieb eben diese Nachricht auch seinen übrigen Freunden: wie Lentulus seine Rolle so schlecht spielte, daß das Volk glaube, er habe treulos gehandelt; und daß Gabinius durch Pöms preis unermüdete Bemühungen und durch Bestechung der Richter frei geworden sei ⁽¹³⁾.

Zur Zeit dieses Processes richtete eine Ueberschwemmung der Tiber großen Schaden an; viele Häuser und Buden wurden niedergerissen, und Ciceros Schwiegersohnes, des Crassipes, schöner Garten zerstört. Die Schuld wurde auf Gabinius Freisprechung geworfen, weil er die Religion verlegt und die Sybillinischen Bücher verachtet habe. Cicero wendete folgende Stelle des Homer darauf an: ⁽¹⁴⁾.

Dunkel umhüllen mit Regen geschwängerte Wolken den
Erdkreis,
Flutende Ströme sendet am herblichen Tage vom Himmel
Jove, im Zorne mit furchtbarem Blitze den Sterblichen
drohend,
Wenn sie im Rathe der Männer fälschlich richten den Zwies-
sacht,
Und des Jornes der Götter vergessend dem Rechte entsagen.
Siehe da schwellen im Thale das Ufer verlassend die Ströme,
Bäche durchwühlen, ein Vette sich bahrend, den Rücken
der Berge,
Fürchterlich heulend vom Gipfel der Felsen stürzen sie gabel-
saaten und Fluren verwüthend, zum Ufer des schwarzligen
Meeres.

Il. 16. V. 284—292.

(¹²) Ad Quint. 3. 4. (¹³) Ad. Att. 4. 18. (¹⁴) Ad Quint. 3. 7.

Aber Gabinius war noch nicht außer Gefahr; er sollte noch einmal angeklagt werden, wegen Plünderung seiner Provinz. Sein Kläger war der Tribun C. Remmius, sein Richter M. Cato, der wahrscheinlich nicht begünstigen wollte. Pompejus drang in Cicero, er sollte den Gabinius vertheidigen, und wollte gar keine Entschuldigungen anhören; und Gabinius demüthiges Betragen beim vorigen Prozesse hatte nur Pompejus Bitten den Weg bahnen sollen. Cicero war eine lange Zeit entschlossen; „Pompejus, sagt er, bestürmt mich, aber er hat noch keinen Eindruck gemacht, und wird es auch nicht, wenn ich nur einige Freiheit behalte“⁽¹⁵⁾..

Aber Pompejus unablässige Zudringlichkeit, durch Cäsars ernstliche Bitte unterstützt, machte endlich den Widerstand unmöglich, und zwang Cicero, gegen seinen Entschluß und seine Würde, den Gabinius zu vertheidigen, da es nichts half; denn Cato fand ihn schuldig, und verurtheilte ihn zur ewigen Verbannung. Es ist wahrscheinlich, daß Ciceros Rede nie bekannt gemacht wurde; da er aber alle rohen Entwürfe seiner Reden in seinen Commentarien aufzubewahren pflegte, die noch Jahrhunderte lang vorhanden waren,⁽¹⁶⁾ so hat uns Hieronymus ein Bruchstück von dieser Rede mitgetheilt. Es scheint eine Entschuldigung zu sein, die er für sich selber machen mußte; denn er sagt darin, daß er nicht länger hätte widerstehen können

(¹⁵) Ad Quinct. 3. 1. (¹⁶) Quintil. X. 7.

nen, den Gabinius zu vertheidigen, nachdem ihn Pompejus mit demselben ausgesöhnt hätte. „Es war immer mein Grundsatz, die Freundschaft müsse gewissenhaft gehalten werden, besonders eine solche, die nach einem Streite erneuert worden. Denn bei derjenigen, die nie unterbrochen ward, läßt sich die Verabsäumung der Pflicht mit dem Vorwande der Unachtsamkeit, oder, was noch schlimmer ist, der Nachlässigkeit, entschuldigen; aber wenn man nach einer Wiederversöhnung von neuem einen Anstoß giebt, dann scheint es nicht Vernachlässigung, sondern Absicht zu sein, und es wird nicht als Unbesonnenheit sondern als Treulosigkeit angesehen ⁽¹⁷⁾.“

Als der Proconsul Lentulus, der sich noch in Cilicien aufhielt, Ciceros verändertes Betragen und die Vertheidigung des Vatinius erfuhr, verlangte er von ihm in einem Briefe die Gründe zu wissen; er tadte ihn nicht wegen seiner Versöhnung mit dem Cäsar und Appian, aber er sei in Verlegenheit, was er von seiner neuen Freundschaft mit Crassus, und vor allem von den Bewegungsgründen, warum er den Vatinius vertheidigte, halten solle. Dieses veranlaßte die lange und studierte Antwort, deren wir schon erwähnten, die er vor Gabinius Proceß schrieb, der nur seine Entschuldigung würde schwieriger gemacht haben. Er setzte in derselben die Bewegungsgründe seines Betragens seit seinem Exil auseinander — „Sobald Vatinius, sagt er,

(17) S. Fragm. Oration.

er, zum Prätor erwählt war, wogegen ich zu Cas-
tos Besten eifrig sprach, bewog mich Pompejus,
daß ich mich mit ihm aussöhnete, und Cäsar ließ
es sich angelegen sein, ihn zu entschuldigen. Ich
willigte ein, um das zu thun, wie ich dem Gerich-
te sagte, was der Parasite im Eunuch dem Patro-
ne zu thun rieth: wenn sie von der Phädra spricht,
so lobe du sogleich Pamphilian. Da nun gewisse
Männer von hohem Range, denen ich sehr ver-
pflichtet bin, meinen Feind so liebten und ihm vor
meinen Augen im Senate mit allen Beweisen der
Vertraulichkeit schmeichelten, und da sie ihren Pus-
blius brauchten mich eifersüchtig zu machen, so bat
auch ich die Richter, daß sie mir einen Publius
lassen möchten, um jene wieder zu necken. —
Wegen seines Betragens überhaupt entschuldigte er
sich im allgemeinen so: die Eintracht und Standes-
haftigkeit der Patrioten, die damals, als Lentulus
Rom verließ, durch dein und mein Consulat befestigt
war, ist nun dahin, verlassen von denen,
durch die sie hätte sollen aufrecht erhalten werden,
und die man für wahre Patrioten hielt. Die
Grundsätze und Maßregeln aller klugen Bürger,
unter die ich immer gerechnet zu werden wünschte,
müssen also auch geändert werden. Denn es ist
eine goldne Regel unseres Plato, dessen Rath bei
mir das größte Gewicht hat, daß man in öffentli-
chen Angelegenheiten den Streit nur so weit füh-
re, als man seine Mitbürger bereden kann, aber
nie weder gegen unsre Eltern noch unser Vater-
land Gewalt brauche — Wenn ich auch von allen

Verbindungen frei wäre, würde ich doch so wie jetzt handeln; ich würde es nicht für klug halten, gegen eine so mächtige Gewalt zu streiten; sie auch nicht, wenn es ja möglich wäre, in unserer gegenwärtigen Lage vernichten; nicht immer auf denselben Grundsätzen beharren, da die Sachen selber, und die Gefinnungen der Patrioten verändert sind. Denn eine hartnäckige Beharrlichkeit auf denselben Grundsätzen ist nie von denen gebilligt worden, die Staaten zu regieren am besten verstanden; wie der Siegermann nach dem Wetter sich richten muß, und es thöricht wäre, wenn er sich lieber der Gefahr aussetzen, als seine Laufbahn verändern wollte, um, wenn gleich später, mit Sicherheit am Ziele der Reise anzulangen; so müssen auch wir, die Staatsgeschäfte verwalten, da unser Ziel Würde und öffentliche Ruhe ist, nicht immer dasselbe sagen, aber immer nach demselben streben. Also, wie gesagt, wenn ich auch ganz ungebunden wäre, so würde ich doch jetzt nicht anders handeln; da ich nun aber jetzt von der einen Seite mit Gefälligkeiten eingeladen, von der andern durch Befehle gedrungen angetrieben werde, um so eher Stimme und handle ich also, wie ich es mir und der Republik am zuträglichsten halte; und ich thue es um so williger, da mein Bruder Cäsars Legat ist, und ich nie eine Kleinigkeit für Cäsar that, die er nicht mit der größten Dankbarkeit erwiderte, daß ich glauben mag, er fühle sich mir verpflichtet. So kann ich also von seiner großen Gewalt Gebrauch machen, als wäre sie meine eigne; und wie hätte ich

Ich sonst auch die Absichten meiner verzweifelnden Feinde vereiteln können, wenn ich nicht zu der Gewalt, die ich schon besaß, auch die Gunst der Männer von Gewicht hinzugefügt hätte? Hättest du mir hier rathen können, so weiß ich gewis, ich würde denselben Maxregeln gefolgt haben, denn ich kenne deine gute Gesinnung und deine Mäßigung; ich kenne dein Herz, das nicht allein freundschaftlich für mich schlägt, sondern weit von Bosheit gegen andere entfernt, das groß und edel, offen und aufrichtig ist ⁽¹²⁾... Cicero verteidigt sich oft noch bei andern Gelegenheiten, durch dieselbe Anspielung auf die Kunst zu seegeln. „Ich kann es nicht zur Unbeständigkeit rechnen, wenn wir unsere Meinung ändern und moderiren, nach der Bitterung der Republik, wie den Lauf des Schiffes; dieses habe ich gelernt, bemerkt, und gelesen; dieses lehren uns die Geschichtsbücher der Vorzeit von den weisesten und erhabensten Bürgern in diesem und in allen übrigen Staaten, daß ein und derselbe Mann nicht immer dieselben Maximen befolgen muß, sondern solche, die, was sie auch für welche sein mögen, der Zustand der Republik, die Lage der Zeiten, und die öffentliche Ruhe erfordern. Das sind die Grundsätze, die ich jetzt befolge und immer befolgen werde ⁽¹³⁾... —

Ein Anhang zu jenem Prozesse des Rabinius war der des gewesenen Prätors C. Rabirius Posthumus. Es war ein Artikel der Klage gegen C. Rabinius,

I 2

binius,

(12) Ep. fam. 1. 9. (13) Pro Plancio 39.

Einfluß, daß er für die Einsetzung des Königs Ptolemäus zwei Millionen erhalten habe; aber sein ganzes Vermögen war nicht hinreichend zu dem Strafgelde, wozu er verurtheilt war, auch konnte er für das noch fehlende keine Sicherheit stellen. In solchen Fällen wurde das Mangelnde von denen gefodert, die die Geldsachen des Verurtheilten unter Händen gehabt hatten, von denen man also voraussetzen konnte, daß sie an der Beute Theil genommen hätten. Dessen wurde jetzt Rabirius beschuldigt, wie auch, daß er dem Gabinus gerathen habe, den König wieder einzusetzen, daß er ihm dabei geholfen, die Geldsumme einzukassiren, und deswegen zu Alexandria in des Königs Diensten als Steuereinnahmer gestanden und das Pallium oder die Landeskleidung getragen habe.

Cicero urgirte in der Vertheidigung des Rabirius, daß er keinen Theil an der Unterhandlung genommen habe, daß sein ganzes Verbrechen oder seine Thorheit darin bestehe, daß er dem Könige große Summen zu seinem Unterhalte in Rom vorgeschossen und damals einem Fürsten Kredit gegeben habe, der nach allgemeiner Vermuthung Hoffnung hatte, von dem römischen Volke wieder auf den Thron gesetzt zu werden. Die Ursache seines Unglückes sei also, daß er hätte nach Aegypten reisen müssen, um die Summe wieder zu fodern, wo er zufrieden sein mußte mit dem, was ihm der König geben konnte. Es sei also sein größter Schaden, daß er sich der Gewalt eines unumschränkten Monarchen habe ergeben müssen; denn ein römischer

mischer Ritter, und ein Bürger der freiesten Republik könnte ja nichts unsinnigeres thun, als an einen Ort sich zu begeben, wo er der Sklave des Willens eines andern sein müste; alle, die dies, wie Plato und oft die Weisesten, aus Uebereilung thaten, hätten dafür büßen müssen. So sei es auch dem Rabirius gegangen, die Nothwendigkeit habe ihn nach Alexandria getrieben; sein ganzes Vermögen sei aufs Spiel gesetzt; ⁽²⁰⁾ er habe es nicht durch einen Handel mit dem Könige zu vermehren gesucht, vielmehr sei er von ihm gemißhandelt, ins Gefängniß geworfen, und mit dem Tode bedroht worden, daß er endlich nur froh gewesen sei, mit Verlust des Ganzen zu entfliehen; nur Cäsars Großmuth, und der Rücksicht auf die Verdienste und das Unglück eines alten Freundes verdanke er es, daß er seinen vormaligen Rang und die Würde eines Ritters wieder behaupten könne ⁽²¹⁾. — Gabinius Prozeß stand mit diesem so genau in Verbindung, und es wurde seither so oft erwähnt, daß die Gegner die Gelegenheit nutzten, Cicero wegen der Rolle, die er bei demselben gespielt hatte, zu verspotten. Memmius bemerkte: die Deputirten von Alexandria wären aus demselben Grunde bewogen gewesen, für Gabinius zu erscheinen, als Cicero ihn zu vertheidigen; auf Befehl eines Gebieters. — „Nein, antwortete Cicero, die Ursache, warum ich ihn vertheidigte, war Wiederversöhnung; denn ich schäme mich nicht zu

(20) Pro Rabir. §. 9. (21) Ibid. 15.

gestehen, daß meine Feindschaft sterblich, meine Freundschaft aber unsterblich ist. Wenn du glaubst, ich habe diese Vertheidigung aus Furcht vor Pompejus übernommen, so kennst du weder den Pompejus, noch mich; Pompejus würde es nie gegen meinen Willen von mir verlangt, und ich nicht meine eigene Freiheit weggegeben haben, nachdem ich die Freiheit meiner Mitbürger vertheidigt habe ⁽²²⁾.

Valerius Maximus zählt Ciceros Vertheidigung des Caelius und Vatinius unter die großen und lobenswürdigen Beispiele der Menschlichkeit; denn es sei edler, Vertheidigungen mit Wohlthaten als mit hartnäckigem Hasse zu erwidern ⁽²³⁾. Diese Wendung entspricht der Absicht dieses Schriftstellers, die keine andere zu sein scheint, als in der Sammlung seiner Geschichten mehr das Auffallende als das Wahre zu schildern; Thatsachen zu Fabeln umzuschmelzen, um eine Moral daraus zu ziehen. Denn was auch Cicero selber im blühenden Style des Redners davon sagen mag, so bleibt es doch wahr, daß er wohl wußte, was es eigentlich war, eine Herabsetzung seiner selbst, wozu er durch die schlechten Zeitumstände, und seine Verbindung mit Pompejus und Cäsar gezwungen wurde, wie er sich oft gegen seine Freunde bitter beklagt. „Ich traure innigst, mein theurer Bruder, sagte er, daß wir keine Republik, keine Gerechtigkeit vor Gericht mehr haben; daß ich diese Frist meines Lebens, in der ich der Würde eines Senators genießen sollte,

(22) Pro C. Rabir. Post. 12. (23) Val. Max. 4. 2.

sollte, den Händeln der Rednerbühne aufopfern, oder nur in einsamen Studien versüßen muß; daß der schöne Gedanke, den ich schon von meinen Knabenjahren an im Busen trug, in jeder edlen That, in jedem rühmlichen Kampfe der erste und der beste zu sein, nun ganz verschwunden ist; daß ich mich theils meiner Feinden nicht widersetzen kann, theils sie gar vertheidigen muß; daß mir nichts, was ich liebte, noch was ich haßte, frei gelassen ist ⁽²⁴⁾.

Während daß Cäsar mit den Feldzügen gegen Britannien beschäftigt war, starb seine Tochter Julia, Pompejus Gemalin, im Kindbette, und gleich nach ihr der Sohn, den sie geboren hatte. Ihr Tod wurde nicht nur von ihrem Gemal und Vater, die sie beide zärtlich liebten, sondern auch von allen Freunden, und von den Patrioten, die den Frieden der Republik wünschten, herzlich betrauert; denn sie ahneten schon die Unruhen, die nun bei den ehrgeizigen sich freugenden Absichten der beiden Häupter der Republik ausbrechen würden, da das zärtliche Band, das sie bisher gefesselt hatte, aufgelöst war ⁽²⁵⁾. Cäsar soll die Nachricht von dem Tode seiner Tochter mit ungewöhnlicher Festigkeit angehört haben ⁽²⁶⁾. Freilich hatte sie lange genug gelebt, um alle die Vortheile zu befördern, die er von dieser Verbindung erwartete, und ihm alles zu verschaffen, was Pompejus Nach ihm

Z 4

geben

(24) Ad Quint. 3. 5. (25) Vel. Pat. 2. 47. Val. M. 4. 6. (26) Senec. Consol. ad Helv. 2. 116.

geben konnte. Pompejus hatte seiner Vorberren und seines Ansehens vergessen, in den Armen elterlichen Gattin und den Freuden Italiens seine Zeit unrühmlich verhandelt; er hatte Cäsar, gleich einem Agenten, Ehrenstellen, Truppen und Geld verschafft; Cäsar bahnte sich indessen den Weg zur Oberherrschaft, indem er seine Legionen in den Besatzen eines blutigen Krieges übte, sie selber an ihrer Spitze durch seinen Muth besetzte und sie durch seine Güte belohnte, bis er Geld genug besaß zu bestechen, und eine Armee gebildet hatte, die Muth genug hatte, alle Gegner zu überwinden; bis ihm zur Ausführung seiner großen Absicht nichts mehr mangelte, als eine Gelegenheit mit Pompejus zu brechen, die nun, wie alle klugen Männer vorher sahen, nicht fern mehr sein konnte, als Julia, das Band ihrer Einigkeit, nicht mehr war. Obgleich das Triumvirat der Freiheit Roms einen gefährlichen Streich versetzt hatte, so waren doch die Häupter desselben bei ihren eifersüchtigen und getrennten Absichten gezwungen, ihre Gewalt mit Schonung auszuüben, und sie nur selten über die Schranken der Konstitution schreiten zu lassen; wenn aber einmal dieser Bund getrennt werden sollte, der sie schon zu mächtig für untergeordnete Bürger gemacht hatte, so mußte sofort der Streit über die Alleinherrschaft des Reiches beginnen.

Am zweiten November triumphirte C. Pontinius über die Allobroger. Er war unter Ciceros Consulate Prätor gewesen, und hatte hierauf die Staats

Statthalterschaft über den Theil von Gallien bekommen, der in Catilinas Verschwörung verwickelt gewesen war, darauf in eine Rebellion ausbrach, und durch diesen General wieder zum Gehorsam gebracht wurde. Für diesen Dienst verlangte er einen Triumph, aber er fand viele Schwierigkeiten, die er mit unglaublicher Geduld überwand. Er hatte fünf Jahr lang um diese Ehre sich beworben, und war daher, der Sitte gemäß, so lange in den Vorstädten von Rom geblieben, bis er endlich beinahe mit Gewalt seine Absicht erreichte. Cicero war sein Freund, und unterstützte ihn in Rom, auch der Consul Appianus diente ihm mit seinem ganzen Ansehen; aber Cato war ihm zuwider, daß er nie, so lange er lebe, triumphiren sollte. Aber dieser Eigensinn sollte, wie viele andere seiner Drohungen, am Ende zu nichts helfen. Der Prätor Calba, der Pontinius General gewesen war, verschaffte ihm mit List die Einwilligung des Volkes; und so zog er endlich auf dem Triumphwagen in Rom ein, wurde aber auf der Straße so beleidigt, daß er sich den Weg mit dem Schwerte bahnen mußte, und viele seiner Gegner niederhauen ließ ⁽²⁷⁾.

Am Ende des Jahres nahm Cicero eine Generalsstelle bei Pompejus Armee in Spanien an; er glaubte, daß dieser Schritt seiner jetzigen Lage günstig sei, und beschloß daher, in der Mitte des Januars in die Provinz zu reisen ⁽²⁸⁾. Cäsar schien

I 5

hier

(27) Ad Quin. 3. 5. Ad Att. 4. 16. Dio 39. p. 123

(28) Ad Att. 4. 18.

hierüber mißtraulich zu werden; er hatte sich Hoffnung gemacht, ihn durch Hilfe seines Bruders Quintus nach und nach von der Verbindung mit Pompeius loszumachen, und ihn für sich ganz zu gewinnen; darum hatte er ihn schriftlich ersucht, in Rom zu bleiben⁽²⁹⁾, um ihm dort mit seinem Ansehen in allen seinen Angelegenheiten zu dienen. Um Cäsars Willen änderte daher Cicero seinen Entschluß, und gab jenen Posten wieder ab. Er scheint hierauf in einem Briefe an seinen Bruder zu zielen, wo er sagt, daß er gegen Cäsars Willen nichts thun, daß er seine Zuneigung erwiedern wolle; und nachdem er aus Ueberlegung seine Freundschaft angenommen habe, sei er nun aus mehrerer Neigung an ihn gefesselt⁽³⁰⁾.

Cicero beschäftigte sich jetzt auf Cäsars Verlangen zugleich mit Oppius, den Plan eines kostbaren und prächtigen Kunstwerkes auszuführen, das Cäsar von der gallischen Beute in Rom aufführen ließ. Ein neues Forum, mit einer Menge Gebäude um dasselbe. Den Platz allein hatten sie den verschiedenen Besitzern für fünfmal hundert tausend Pfund, oder nach Suetonius, für noch einmal so viel abgekauft⁽³¹⁾. Cicero rühmt die Pracht dieses Werkes, und sagt, daß die Abtheilungen oder Schranken des Marsfeldes, in welchen die Tribus ihre Stimmen ablegten, neu aus Marmor wären aufgeführt worden, mit einem Dache von derselben Masse,

(²⁹) A. I. Quint. 2. 15. (³⁰) Ad Quint. 3. 1. (³¹) Suet. L. Caes. 26.

Masse, und einem Portiko rund umher, eine Melle im Umfange, wozu noch eine öffentliche Halle, oder Villa hinzugefügt wurde ⁽³⁰⁾. Während der Erbauung dieses Werkes, führte auch L. Aemilius Paulus ein anderes nicht minder prächtiges auf eigene Kosten auf. Er verschönerte eine alte Basilika auf dem alten Forum, und erbaute zugleich eine neue, auf phrygischen Säulen ruhend, die nach ihm benannt wurde. Die spätern Schriftsteller erwähnen derselben oft als eines wunderbar prächtigen Werkes, das dreimal hundert tausend Pfund gekostet habe ⁽³¹⁾.

Die neuen Tribunen folgten dem Beispiele ihrer V. A. 700. Cic. 54. Vorgänger, und wollten keine Consulwahlzulassen. Als daher das neue Jahr anfang, hatte die Republik ihre gewöhnlichen Oberhäupter noch nicht. In solchen Fällen übernahm ein Interrex die Verwaltung; ein Interims-Magistrat, der nothwendig ein Patricier sein mußte, und auch von den Patriciern gewählt wurde, die sich deswegen im Senate versammelten ⁽³²⁾. Seine Regierung dauerte nicht lange, denn sie wurde immer am fünften Tage einem andern gegeben, bis eine Wahl der Consuln angesetzt werden konnte. Die Tribunen, deren Gewalt jetzt, da die Consuln fehlten, uneingeschränkt war, widersetzten sich müßig der Wahl; einige wollten die alte Würde der militärischen Tribunen eingeführt haben; da aber dieser

(³⁰) Ad Att. 4. 16. (³¹) Ibid. (³²) Ascon. Argum. in Milon.

dieser Vorschlag dem Volke nicht angenehm war, so wurde ein beliebterer Plan, den Pompejus zum Dictator zu ernennen, angepriesen. Die Stadt erinnerte sich der Dictatur des Sylla und erzitterte; alle Häupter des Senats, besonders Cato, widersetzten sich aus allen Kräften; und Pompejus entzog sich lieber den Augen der Bürger, und gieng auf das Land, um den Schein zu vermeiden, als bewerbe er sich um diese Würde. „Das Gerücht von einer Dictatur, sagt Cicero, ist den Patrioten unangenehm, mir aber noch mehr das übrige, wos von man jetzt spricht. Das Ganze wird gefürchtet, und erkaltet wieder; Pompejus lehnt es ab, ob er mir gleich vorher es nicht verhehlte. Hieraus wird wahrscheinlich Hirrus den Vorschlag betreiben. Gute Ebdter! wie thöricht, wie eigenliebend ohne Nebensuhler! Auf Pompejus Geheiß habe ich den Crassus Junianus, der mir immer folgt, abgehalten, daß er sich nicht in die Sache mit einließ. Es ist schwer zu entscheiden, ob Pompejus es will, oder nicht will. Wenn Hirrus die Sache betreibt, so mag er uns nicht überzeugen, daß er dawider wäre ⁽¹⁵⁾. „ — In einem andern Briefe sagt er: „Wegen der Dictatur ist noch nichts geschehen. Pompejus ist noch abwesend; Appian schirrt an; Hirrus rüßet sich; man nennt viele Gegner; das Volk ist gleichgültig; die Vornehmen sind dawider; ich schweige ⁽¹⁶⁾. „ Ciceros Freund, Milo, wußte nicht, wie er sich das bei verhalten sollte; er war für das Consulat, und fürch-

. (15) Ad Quin. 3. 2. (16) Ibid 9.

fürchtete sich vor Pompejus Feindschaft, wenn er gegen die Diktatur spräche; oder wenn er der Gegenparthei nicht helfe, daß es mit Gewalt durchgesetzt würde. Er sah wohl, er würde in beiden Fällen verlieren; er beschloß daher, für die Gegenparthei zu sein, aber nur in so fern, daß er Gewaltthatigkeiten verhindern wollte ⁽¹⁷⁾.

Die Tribunen wurden indessen von Tage zu Tage verwegener, und maßen sich alle Nacht allein an, bis Q. Pompejus Rufus, Syllas Großsohn, der unruhigste Vertheidiger der Dictatur, nach einem Decrete des Senats ins Gefängniß geworfen wurde. Als nun auch Pompejus nach seiner Rückkehr den größern und bessern Theil der Stadt der Diktatur entgegen fand, gab er endlich zu, daß nach einem Interregnum von sechs Monaten Cn. Domitius Calvinus und M. Messala zu Consuln gewählt wurden ⁽¹⁸⁾. Beide waren nach Cäsars Wunsche; Cicero hatte ihm den Messala besonders empfohlen; er schrieb an seinen Bruder Quintus: „wenn ihr den Messala und Calvinus für sichere Consuln haltet, so stimmt ihr mit meiner Meinung überein; ich stehe Cäsarn für den Messala ⁽¹⁹⁾.“

(17) Ibid. 2. (18) Dio 40. p. 141. (19) Ad Quint. 3. 2.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Interregnum in Rom. — Cicero sucht den jungen Curius für den Staat zu gewinnen. — Crassus und sein Sohn Publius fallen im Gefechte gegen die Parther. — Das Gleichgewicht zwischen Pompejus und Cäsars Macht ist aufgehoben. — Cicero wird Augur. — Sucht dem Milo das Consulat zu verschaffen. — Clodius wird ermordet. — Aufruhr in Rom. — Pompejus wird allein Consul.

Es scheint, daß Rom damals nicht Ursache gehabt hätte, wegen eines Dictators so unruhig zu sein. Die Republik war so zerrüttet, daß sie nur durch diese Gewalt wieder in einen erträglichen Zustand konnte gebracht werden. Dieses Gute ließ sich von Pompejus erwarten, ohne daß man viel Unheil zu befürchten hatte, weil ihm Cäsar den Zügel hielt. Denn er würde, unter dem glänzenden Scheine die Freiheit aufrecht zu erhalten, den ganzen Senat und alle Patrioten auf seiner Seite gehabt haben, wenn Pompejus seine Gewalt gemißbraucht hätte. Cicero urtheilte daher ganz recht, wenn er glaubte, daß es noch andere Dinge gäbe, die zu fürchten wären, die vielleicht bei der jetzigen Lage gefährlicher sein könnten, als eine Dictatur.

Seit der Vertreibung der Könige war kaum so ein langes Interregnum in Rom gewesen; während desselben waren alle öffentlichen Geschäfte, besonders gerichtliche, ganz unterbrochen. Eine scherzhafte Stelle eines Briefes, den Cicero an den Trebatius schrieb, beweiset dieses. „Wenn du noch nicht abwesend

wesend wärest, so würdest du gewiß jetzt von Rom
fortlaufen; denn was hat ein Rechtsgelehrter bei
einem solchen Interregnum zu thun? Ich riet's meis-
ten Klienten, wenn sie etwan belangt wären, so
möchten sie von jedem Interrex zwei Aufschub's-
Termine fordern. Glaubst du nun nicht, daß ich
die Gesetze von dir erlernt habe? ⁽¹⁾ „

Cicero fing jetzt einen Briefwechsel mit Curio an,
einem jungen Senator von ausgezeichneten Talen-
ten und von einer angesehenen Familie, der ihm bei
seinem ersten Eintritte in das Forum empfohlen war,
und jetzt als Quästor in Ahen stand. Er besaß ein
großes Vermögen seit seines Vaters Tode; und Ci-
cero, der seinen Geist und Verstand trieb konnte, und
vorher sah, daß er dem Vaterlande viel Gutes oder
viel Böses thun könnte, wollte ihn früh in das In-
teresse der Republik ziehen, ihm große und edle Ges-
innungen einflößen, und ihn mit Liebe für den wah-
ren Ruhm erfüllen. Curio hatte seinem Agenten
in Rom Befehl gegeben, zu Ehren seines verstorbe-
nen Vaters Fechtspiele anzukündigen; aber Cice-
ro hielt die Bekanntmachung einige Zeit auf, in
der Hoffnung, ihm eine so große unnütze Verschwen-
dung abzurathen ²⁾. Er sah vorher, daß nichts
mehr den Charakter dieses jungen Mannes verders-
ben würde, als die Zerrüttung seines Vermögens,
und daß ihn nichts schneller zum schlechten Bürger
machen könnte, als Verschwendung, wozu er von
Natur geneigt war. Cicero suchte ihn daher um so
mehr

(¹) Ep. Fam. 7. 11. (²) Ep. Fam. 2. 3.

mehr beim ersten Eintritt in die Geschäfte davon abzuhalten; Curio beschloß aber doch die Spiele zu geben, und nachdem er nun, dem Anfange gemäß, sein Vermögen verschwendet, und nur kurze Zeit den Patrioten mit Beifall gespielt hatte, ward er endlich gezwungen, sich dem Cäsar zu verkaufen.

Ciceros Briefe an ihn enthalten wenig politische Angelegenheiten, ausser einigen Klagen über das Hinsinken und Verderben der Republik. In einem derselben sagt Cicero, nachdem er alle Gegenstände der Unterhaltung in Briefen aufgezählt hat: „soll ich mit dir scherzen? Nach meiner Ueberzeugung kann jetzt kein Bürger lachen. Soll ich ernsthaft schreiben? Aber was kann Cicero an Curio ernsthaftes schreiben, das nicht die Republik betreffe? und meine Lage ist jetzt so, daß ich nicht schreiben kann, was ich nicht einmal denken mag¹⁾.. — Als er ihm in einem andern Briefe die großen Erwartungen schilderte, die man von ihm in Rom habe, fügte er hinzu; „ich bin nicht besorgt, daß deine Tugend den Beifall des Publikums erhalte; aber ich fürchte nur, daß du nach deiner Rückkehr nichts findest, wonach du streben könntest. Alles ist unterdrückt und vernichtet; aber ist es klug so viel zu sagen? — Es ist dennoch deine Schuldigkeit, du magst nun noch Hoffnungen nähren, oder ganz verzweifeln, daß du dich mit allen Vollkommenheiten ausrühlest, die einen Bürger fähig machen können, der der Republik in unglücklichen Zeiten, und bei dem Mangel aller

(¹⁾ Ibid 4.

aller Eitellichkeit ihre ehemalige Würde wieder zu geben ^(*) „

Bald nach der Einweihung der Consula kam die Nachricht von Crassus und seines Sohnes Publius kläglichem Tode, und von der Niederlage seiner Armee im Gefechte gegen die Parther; einer der größten, die je eine römische Armee von einem ausländischen Feinde erlitt, und auf deren Rache Rom lange nachher noch bedacht war. Die römischen Schriftsteller halten Crassus Verachtung der Auspicien für die Ursache; einige Christliche hingegen die Entweihung des Tempel zu Jerusalem, aus dem er über zwei Millionen raubte. Beide wagen es abergläubig, den Plan der Gottheit erspähen zu wollen, der unsern Augen verhüllt ist ^(*). Die Stadt fühlte jetzt schmerzlich den erlittenen Schaden, und die Gefahr, der sie nach dem Verluste einer so großen Armee ausgesetzt war; aber das größte Unglück lag da verborgen, wo sie es nicht vermuthete; weil sie sich so gar freute, des Crassus losgeworden zu sein. Nach Julius Tode war Crassus der einzige, der der Macht des Pompejus und Cäsars die Wage halten konnte; denn er stand immer bereit, den Schwächern gegen die Anmaßungen des Stärkern zu sichern; und sie beide in der gehörigen Achtung gegen die Gesetze zu erhalten. Diese Wehr war nun vernichtet, und die Alleinherrschaft lag als

(*) Ibid 5. (*) De Div. l. 16. Prideaux. Connect. Par. 2. p. 362.

als Lohn des Siegers zwischen beiden. Ihre For-
drungen nahmen jetzt eine andere Richtung; jeder
strebte sich um den größern Theil; und dieses mußte
se, wie der Erfolg zeigen wird, mit dem Umsturz
des Ganzen enden.

Publius Crassus, der mit seinem Vater in dies-
sem unglücklichen Gefechte fiel, war ein Jüngling
von einem liebenswürdigen Charakter, mit der
größten Sorgfalt erzogen, und in allen edlen Wis-
sensschaften unterrichtet. Er war ernsthaft ohne
Anmaßungen, bescheiden ohne Nachlässigkeit, aus-
gerüstet mit allen Eigenschaften, die dem ersten
Bürger des Staates, und dem Anführer einer Re-
publik gebühren. Nach seiner eignen Beurtheilung
hatte er sich schon früh Cicero zum Muster ge-
wählt, und ihn mit kindlicher Liebe verehrt. Ci-
cero erwiderte seine Zuneigung, und da er schon
früh heißen Durst nach Ruhm in ihm entdeckte, so
prägte er ihm immer den rechten Begriff desselben
ein, und ermahnte ihn, daß er den sichern Pfad
desselben verfolgen sollte, den ihm schon seine
Vorfahren gebahnt hätten, die sich alle Stufen der
Ehrenstellen erwarben. Als er aber unter Cäsar
im Gallischen Kriege diente, glaubte er einen kür-
zern Weg zum Ruhme und zur Macht gelernt zu ha-
ben, als den ihm Cicero gewiesen hatte; und nach-
dem er sich in ein paar Feldzügen als Soldat herv-
orgethan hatte, eilte er zu sehr nach einer Sena-
talsstelle; Cäsar schickte ihn daher mit tausend Reu-
tern ab, seinem Vater im Kriege gegen die Parther
beizustehen. Hier trieb ihn sein Jugendfeuer und sein

sein Muth einen Feind, dessen Kunst zu siegen im Fliehen bestand, so weit zu verfolgen, daß er kein Rettungsmittel mehr behielt, als das, was sein großer Geist verachtete, seine Truppen eiligt zu verlassen. Da er gefährlich verwundet und umringt war, und befürchtete gefangen zu werden, stürzte er sich in das Schwerdt seines Waffenträgers. In dem er also nach dem Ruhme eines Cyrus und Alexanders strebte, ward er der Ehre beraubt, der viele seiner Vorfahren genossen hatten, indem sie das Vaterland für ihre Verdienste belohnte ⁶⁾.

Durch des jungen Crassus Tod ward eine Stelle im Kollegium der Augurn erledigt; Cicero bewarb sich daher um dieselbe. Keiner wagte es, ihm entgegen zu sein, als der Tribun Hierus, der sich auf die Popularität seines Amtes, und auf Pompejus Gunst verließ, und so eitel war, nach jener Stelle zu streben. Ein so ungleicher Mitbewerber gab nur Gelegenheit zu Spöttereien; Cicero wurde ohne Schwierigkeit einstimmig vom ganzen Kollegium gewählt ⁷⁾. Es bestand nach Syllas neulichen Einrichtungen aus funfzehn, alles Männer vom ersten Range. Es waren Priesterstellen, die einer zeitlichen Behaltens behielt, und die er durch kein Verbrechen verschmerzen konnte. Alle Priester wurden ursprünglich von ihrem eignen Kollegen gewählt, bis der Tribun Domitius, funfzig Jahr vor dieser Zeit, das Wahlrecht dem Volke verschaffte, dessen Autorität in res ligib

(⁶) Ep. Fam. 5. 8. 13. 16. Brut. p. 407. Plut. in Cras.

(⁷) Ep. Fam. 8. 3.

Agibßen so wie in bürgerlichen Angelegenheiten die Höchste war ⁸⁾. Diese Einrichtung war von dem Sulla aufgehoben; er hatte dem Kollegium seine alten Rechte wieder gegeben; aber als Labienus unter Ciceros Consulate Tribun war, ernannte er das Gesetz des Domitius, um Cäsarn schneller zur Oberpriesterwürde zu befördern. Dennoch aber war es nöthig, daß jeder Kandidat dem Volke von zwei Aulern vorgestellt wurde, und daß sie ein eidliches Zeugniß von seiner Würde und Fähigkeit zu diesem Amte ablegen mußte. Pompejus und Hortensius, die beiden vornehmsten Mitglieder des Kollegiums, thaten dieses für Ciceron; und nachdem er gewählt worden, weihte ihn Hortensius mit allen Feierlichkeiten ein ⁹⁾.

Die Faktionen verhinderten auch in diesem Jahre, wie im vorigen, die Wahl der Consuln. Die Kandidaten L. Annius Milo, Q. Metellus Scipio, und P. Plautius Hypsæus, betrieben ihren Gesuch mit so offener Gewalt und mit Bestechungen, als wenn das Consulat nur durch Geld und Waffen zu erlangen wäre ¹⁰⁾. Clodius bewarb sich um dieselbe Zeit um die Prätur, und wendete alles an, um Milos Absichten zu vereiteln, denn er wußte, daß er unter Milos Consulate als untergeordneter Prætor nicht viel ausrichten würde ¹¹⁾. Pompejus war dem Milo ganz entgegen, denn er hatte ihn nicht wie er erwartete, den Hof gemacht, sondern schien

(⁸⁾ De leg. 2. 7. (⁹) Phil. 2. 2. Brut. im Anfange.
(¹⁰) Plutarch. Cato. (¹¹) Pro Milon. 9.

schien unabhängig sein zu wollen, und sich auf seine eigne Kraft zu verlassen, da hingegen seine andern beiden Mitbewerber sich dem Pompejus ganz ergaben. Hypsäus war sein Quästor und stets sein Geschöpf gewesen; und jetzt wollte er Scipios Tochter Cornelia, eine Dame von großen Vorzügen, des jungen Crassus Witwe, heirathen.

Cicero diente hingegen dem Milo aus allen Kräften, und wünschte seine Beförderung ernstlich. Er war dieses der treuen Anhänglichkeit des Milo schuldig, die er jetzt selbst mit Gefahr zu erwiedern suchte. Es ließen sich starke Unruhen von Seiten der starken Gegenparthei, als von Milos eignem Betragen, und seiner gränzenlosen Verschwendung, die seinem Vermögen den Untergang drohte, wahrnehmen. Cicero sagt in einem Briefe an seinen Bruder, der noch bei Cäsar war: „Nichts kann schlimmer sein, als diese Menschen und diese Zeiten; da mir die Republik keine Freude mehr macht, so weiß ich nicht mehr, was mich aufheitern soll. Bücher, Studieren, Ruhe, meine Landhäuser, und über alles meine Kinder sind meine einzige Freude; Milo ist meine einzige Unruhe; ich wünsche, sein Consulat möge ihr ein Ende machen. Ich will mir in demselben nicht weniger Mühe geben, als in meinem eignen; und du wirst uns doch so beistehen, wie du jetzt thust. Alles steht gut mit ihm, wenn uns keine Gewaltthätigkeit übervorteilt; ich zittere nur, wie sein Geld zureichen wird; denn er übertreibt die Pracht seiner Schauspiele, die er jetzt für zweihundert und funfzig tausend Pfund anstellen will.

Ich werde suchen, seine Unbesonnenheit in dieser Sache so viel als möglich in Schranken zu halten ⁽¹²⁾. „

Während dieser hitzigen Bewerbung kam Curio von Asien zurück, und wurde in Rom erwartet. J. R. 701. Cicero schickte ihm daher einen Boten entgegen, der ihn an der Küste oder auf der Landstraße folgenden Brief überreichen sollte, worinn ihn Cicero bittet, sich für Milon zu verwenden.

M. T. Cicero an C. Curio!

Ehe wir noch von deiner Rückreise gehet hat, .. schickte ich schon Milos Freund, den C. Vilius, mit diesem Briefe an dich ab; als man aber deine Ankunft bald vermuthete, und wir für gewiß wußten, daß du Asien verlassen hättest, und auf dem Wege nach Rom warest, so ließ mich die Wichtigkeit der Angelegenheit dennoch nicht befürchten, daß ich dir zuvor eilig entgegen schickte, da uns alles daran liegt, daß du diese Nachrichten so bald als möglich bekommest. Wenn meine Verdienste um dich wirklich so groß wären, als du sie anpreisest, nicht als ich sie erwäge, so würde ich weit schüchtern an dich wenden, wenn ich nun eine große Gefälligkeit für mich bitten wollte; denn es fällt einem bescheidenen Manne schwer, irgend etwas

(12) Ad Quint. 3. 9. Ciceros Besorgniß war sehr gegründet. Milo hatte schon drei Landhäuser an Spiele verschwendet, und als er nachher in die Acht mußte, war er über eine halbe Million Sterling schuldig. Plin. 36. 15. Ascon. Argum. in Milon.

etwas Wichtiges von einem andern zu fordern, den er verpflichtet glaubt, damit es nicht scheine, er befehle, statt zu bitten, und sehe es als Schuldigkeit an, nichts als Gefälligkeit. Da nun aber alle Welt weiß, wie groß deine Verdienste seit meinem neuen Unruhen um mich sind, und es eine Eigenschaft edler Seelen ist, daß sie wünschen dem immer mehr verpflichtet zu werden, dem sie große Verbindlichkeiten haben; so trug ich kein Bedenken, dich schriftlich um eine Sache zu bitten, die mir äußerst wichtig und nothwendig ist. Denn ich verweifle nicht, daß ich nicht die große Menge deiner Gefälligkeiten zu fühlen im Stande wäre; denn keine ist so groß, die nicht meine Seele tief fassen könnte, und die ich nicht zu erwidern wünschte. Ich habe alle meine Studien, meine Mühe, meine Sorgen, meinen Fleiß, meine Gedanken, kurz meinen ganzen Geist für Milos Consulat verwendet, und ich habe bei mir beschlossen, davon nicht allein die gewöhnlichen Früchte der erfüllten Schuldigkeit, sondern auch das Lob kindlicher Zärtlichkeit zu erwarten. Es war wohl niemand für seine eigne Sicherheit, und sein Glück so besorgt, als ich für Milos Ehre; auf ihn sind alle meine Aussichten und Hoffnungen gerichtet. Du kannst, ich weiß es, wenn du willst, ihm so dienen, daß wir keiner weitem Unterstützung bedürfen. Wir haben schon die Wünsche aller Patrioten für uns, die ihm wegen seinem Tribunat, und auch, wie du wohl denken kannst, wegen seiner Zuneigung zu mir, gewogen sind; das Volk, und der Pöbel will ihm wohl,

11 4

wegen

wegen seiner prächtigen Spiele, und seiner Großmuth; die Jünglinge und Männer von Ansehen wegen seinem besondern Kredite unter ihnen; und endlich hat er auch meinen ganzen Beistand, der zwar von wenigem Gewichte ist, aber doch mit Recht ihm gebührt, und vielleicht einige Wirkung haben kann. Nur fehlt uns ein Hauptmaan, ein Anführer, ein Steuermann bei allen diesen Stürmen, und wenn wir die ganze Stadt durchsuchen, so finden wir keinen bessern als dich. Wenn du als so mir, nach aller der Mühe, die ich mir für Milos gebe, glauben kannst, ich sei dankbar, der Wohlthaten eingedenk, ein ehrlicher Mann, kurz, deiner Liebe werth; so bitte ich, doch meinem Gesuche Gehör zu geben, und deine hülfreiche Hand meinem Ruhme, oder, aufrichtiger zu reden, meiner Sicherheit zu leihen. Ich verspreche dir, wenn du dich des L. Annius annehmen willst, daß du nicht leicht einen Mann von einer größern Seele, von größerm Ernste und Beharrlichkeit, und stärkerer Liebe gegen dich finden wirst; mir selber aber wirst du einen solchen neuen Ruhm verleihen, daß ich laut gestehen werde, du habest denselben Eifer für meine Ehre bewiesen, als kurz vorher für meine Rettung. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß du es einsehst, wie sehr meine Pflicht bei dieser Sache ins Spiel kommt, und wie viel mir daran liegt, nicht nur zu streiten, ja zu fechten für Milos Sache, so würde ich noch heftiger in dich dringen. Aber jetzt übergebe ich das Ganze, und mich selbst deinen Händen, und bitte dich, nur des einen dich versichern zu halten,

ten, daß ich mehr dir, als selbst Milon verpflichtet sein werde, wenn ich dies eine von dir erhalte; denn meine Sicherheit, zu der er mir vorzüglich half, war mir nicht so theuer, als mir das Gefühl, meine Dankbarkeit an den Tag gelegt zu haben, sein wird. Und dieses werde ich gewiß durch deine Hülfe können ⁽¹³⁾.

Der Senat und die Gutgesinnten waren alle auf Milos Seite, aber drei Tribunen waren hitzig gegen ihn; N. Pompejus Rufus, Munacius Plancus Bursä, und der Geschichtschreiber Sallustius; die übrigen sieben waren seine Freunde, vor allen M. Cälius, der ihm aus Achtung für Cicero eifrig diente. Als aber alles für ihn glücklich gieng, und nichts mehr fehlte, als die Wahl zu befördern, die seine Gegner aufhielten, wurden alle seine Hoffnungen auf einmal durch einen unglücklichen Kampf mit seinem alten Feinde Clodius, in welchem derselbe auf Milos Befehl von seinen Sklaven erschlagen wurde, vernichtet.

Sie begegneten sich ganz von ohngefähr auf der Appischen Straße nicht weit von Rom. Clodius kam vom Lande zurück; Milo reisete gegen drei Uhr Nachmittags hinaus; jener ritt von drei Freunden und dreißig bewaffneten Sklaven begleitet; dieser fuhr, mit seiner Gemahlin und einem Freunde unter einer weit zahlreichern Bedeckung, worunter einige Fechter waren. Die Sklaven beider Partheien beleidigten sich zuerst; als sich Clodius gegen einige

nige von Milos Leuten, die ihm zunächst waren) umkehrte, und ihnen in seinem gewöhnlichen stolzen Tone drohte, wurde er von einem Fechter in die Schulter verwundet, und nachdem er im Gerümmel, das sogleich begann, noch mehr Wunden erhalten hatte, mußte er in ein nahegelegnes Wirthshaus fliehen. Milo ward durch den glücklichen Erfolg des Streiter's und durch Nachbegiede erhitzt, und indem er überlegte, wie gefährlich ihm Clodius sein würde, wenn er nach diesem Vorfalle am Leben bliebe, beschloß er, was es auch für Folgen haben möchte, das Vergnügen zu genießen, seinen Gegner sterben zu sehen; er ließ daher das Haus stürzen, den Clodius heraus schleppen, und ihn niederhauen. Der Besitzer des Hauses ward auch mit eilf vom Clodius Sklaven erschlagen, die übrigen retteten sich durch die Flucht. Clodius Leichnam blieb am Wege liegen, bis ihn der Senator S. Cediüs, der von ohngefehr vorbeifuhr, mit nach Rom nahm; hier wurde er, so wie er mit Blute bedekt war, dem Volke ausgestellt, das sich Schaarenweise um ihn versammelte, und den Tod seines Anführers beklagte. Am folgenden Tage stellten sich S. Clodius, ein Vetter des Erschlagenen, und einer von seinen Nordbrennern an die Spitze des Pöls, der den Leichnam entblößte, so daß man alle Wunden sehen konnte, auf's Forum schleppte, und ihn auf der Rednerbühne aufstellte. Hier traten die drei Tribunen, Milos Feinde, auf, und entflammten ihre Miethlinge durch ihre Reden zu einer solchen Wuth, daß sie den Leichnam aufnahmen, auf die Senatscurie

Curie losstürzten, die Bänke, Tafeln, und alle brennbaren Materialien losbrachen, einen Scheiterhaufen auf der Stelle errichteten, und den Leichnam, zusammen mit dem Hause, nebst einer Basilika oder einer öffentlichen darneben liegenden Halle, die porcische genannt, aufbrennten. In diesem Anfall der Wuth, wollten sie auch Milos und des Interrex M. Lepidus Haus stürmen, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen ⁽¹⁴⁾.

Die ganze Stadt ward über diese Ausschweifungen des Pöbels entrüstet, und dieses wendete die Sache zu Milos Vortheil. Er hielt sich schon für verloren, und dachte an nichts anderes, als an ein freiwilliges Exil; jetzt aber bekam er Muth, wagte es, im Publikum zu erscheinen, und wurde vom Cälius auf die Rednerbühne geführt. Hier vertheidigte er sich vor dem Volke; um die Rache zu besänftigen, ließ er in allen Tribus jedem armen Bürger drei Pfund zutheilen. Aber alle seine Mühe und Kosten waren umsonst; denn die drei Tribunen wendeten alle List an, das Volk bei übler Laune zu erhalten, und was noch schlimmer war, Pompejus ließ sich nicht bewegen, die Sache beizulegen. Als nun der Aufruhr immer zunahm, beschloß der Senat, daß der Interrex vor den Tribunen und von Pompejus unterstützt, dafür wachen sollte, daß die Republik keinen Schaden leide;

Pompejus

(14) Quintil. 6. 5. Dio 40. p. 143. Ascon. Arg. in Milon,

Pompejus sollte ein Korps Truppen zur Sicherheit zusammenziehen, welches er so gleich in Italien zusammen brachte. Bei dieser Verwirrung sprach man wieder von einem Dictator, worüber die Stadt in Schrecken gerieth. Um ein größeres Uebel zu vermeiden, beschloß man sogleich, den Pompejus allein zum Consul zu machen; und der Interrex Servius Sulpicius mußte seine Wahl publiziren, nach einem Interregnum von beinahe zwei Monaten ⁽¹⁵⁾.

(15) Dio und Ascon. l. c.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Pompeius Gesetze gegen Bestechungen. — Milo's Prozeß. — Cicero schreibt die Abhandlungen über die Gesetze. — Geht als Stadthalter nach Cilicien. — Pompeius und Cäsars Eifersucht wächst.

Pompeius bemühte sich sogleich, die Unruhen zu J. R. 702. Cic. 55. stillen, und machte in dieser Absicht En. Pompeius Mag. III. Ohne Kollegen. einige Gesetze bekannt. Eines das von bestellte eine Kommission, die Clodius Tod, den Brand der Curie, und den Angriff auf M. Lepidus untersuchen sollte, und setzte einen aufrichtigen Richter vom Consular-Ränge als Vorsitzenden bei derselben an; ein anderes war gegen Bestechungen bei den Wahlen gerichtet, und bestimmte eine weit größere Strafe, als bisher darauf stand, durch diese Gesetze wurden die Prozesse abgekürzt, und ihre Dauer bestimmt; drei Tage zum Verhöre der Zeugen, der vierte zur Entscheidung; an demselben wurden dem Kläger zwei Stunden zur Klage, dem Beklagten drei zur Vertheidigung gelassen ⁽¹⁾. Tacitus hält diese Einrichtung für den ersten Schritt zum Verderben der römischen Beredsamkeit, weil sie dem freien Strome derselben Fesseln anlegte ⁽²⁾. Cälius widersprach diesen Gesetzen, denn sie wären vielmehr Privilegien als Gesetze, und besonders gegen Milo gerichtet, aber er mußte sein Wort zurücknehmen, als Pompeius erklärte, daß er sie mit Gewalt der Waffen unterstützen wolle. Die drei Tribus

(1) Dio und Ascon. L. c. (2) Dialog de orator. 38.

Triebhaken deklamirten indeffen, schreckten die Stadt mit erdichteten Nachrichten von Waffen, die bei Milo aufbewahrt würden, denn er wollte seine Feinde ermorden, und die Stadt anzuzünden, und führten ihre Geschöpfe auf der Rednerbühne vor, daß sie die Wahrheit der Aussage bestätigen mußten. Sie beschuldigten Milo besonders, daß er den Pompejus ermorden wolle, und bewogen einen gewissen Licinius, der die Opferrhiere schlachtete, auszusagen, daß Milos Sklaven es ihm in der Trunkenheit entdeckt, und ihn nachher hätten tödten wollen, damit er es nicht verrathen könnte. Um seine Geschichte desto wahrer scheinlicher zu machen, zeigte er eine leichte Wunde in der Seite, die er sich selber gemacht hatte, und gab vor, es habe sie ihm ein Fechter beigebracht. Pompejus bestätigte diese Aussage selber, und trug sie dem Senate vor; er verdoppelte auch seine Worte, und stellte sich, als sei er wirklich für sein Leben besorgt¹⁾. Auch gegen Cicero erhoben sie ein Geschrei, und um ihn abzuschrecken, daß er den Milo nicht vertheidige, drohten sie ihm mit Prozeßsen und Verfolgungen, und streuten allenthalben aus, Clodius sei zwar von Milos Hand getödtet, aber auf den Rath eines größern Mannes²⁾. Aber so treu war Cicero einem Freunde, wie Asconius sagt, daß weder der Verlust der Volksgunst, noch Pompejus Verdacht, weder seine eigne Gefahr, noch das Schrecken der Waffen ihn abhalten konnte, Milon zu vertheidigen³⁾.

Pompejus

(¹) Pro Milon, 24. (²) Ibid 13. (³) Argum. Milon.

Pompejus stürzte den Milo ⁽⁶⁾. Er war der Einzige in Rom, der es in seiner Gewalt hatte, Milon vor Gericht zu bringen, und ihn verdamen zu lassen. Clodius' Tod kummerte ihn so wenig wie die Art desselben; es war ihm vielmehr lieb, daß die Republik von einem so schädlichen Dämagogen befreit war; er wollte nur die Gelegenheit nutzen, den Milo los zu werden, von dessen hohem Geiste und Ehrtriebe er nicht minder Urtheilen zu fürchten hatte. Er gab also allen Anträgen, die Milos Freunde machten, kein Gehör; und als ihm Milo anboth, er wolle sich nicht ferner um das Consulat bewerben, wenn er damit zufrieden wäre, so antwortete Pompejus, es ginge ihn nichts an, ob sich Jemand bewerben wolle oder nicht, und er könne weder der Gewalt noch der Reizung des römischen Volkes Fesseln anlegen. Er war bei dem Prozesse selber zugegen, mit einer starken Wache, um von beiden Seiten Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Es wurden einige deutliche Beweise gegen Milon vorgetragen, ob gleich einige von ihnen erdichtet schienen; unter andern sagten die vestalischen Jungfrauen aus, daß ein unbekanntes Frauenzimmer zu ihnen gekommen sei, um in Milos Namen ein Gelübde zu erfüllen, das er auf Clodius' Tod gesetzt habe ⁽⁷⁾.

Als das Verhör vollendet war, rief Munatius Plancus das Volk zusammen, und ermahnte es, daß es sich am folgenden Tage zahlreich versamlen,

(*) Vell. P. 2. 47. (7) Ascon. Arg. in Milon.

samen, und seine Gesinnung so laut erklären sollte, daß der Angeklagte nicht entkomme. Cicero erklärte dieses in der Verteidigung für einen Eingriff in die Rechte der Justiz ^(*). Am eilften April früh morgens blieben alle Läden verschlossen, und das gesammte Volk versammelte sich auf dem Forum, Pompejus Soldaten hatten die Zugänge besetzt, er selber saß auf einem erhabnen Plage, um das Ganze zu übersehen, und Unordnungen zu verhindern. Die Kläger waren der junge Appius, Clodius Eufel, M. Antonius und P. Valerius, der nach dem neuen Gesetze zwei Stunden lang die Klage erhob. Cicero war Milos einziger Sachwalter; so wie er aber aufstand, begrüßten ihn die Clodianer mit einem so wilden Geschrei, daß er außer Fassung gerieth; er sammelte doch aber seine Gedanken wieder, und sprach drei Stunden lang, seine Rede wurde nachher aufgesetzt und bekannt gemacht. Die Kopie derselben, die wir noch besitzen, scheint von ihm selber wieder durchgearbeitet und ausgefeilt, und Milon ins Exil nachgeschickt zu sein ^(*).

Einige von Milos Freunden hatten vorgeschlagen, er solle sich mit der Behauptung verteidigen, Clodius Tod sei eine Wohlthat für die Stadt; aber Cicero hielt diese Verteidigung für zu verwerthen; sie würde den Vernünftigen mißfallen, weil sie der Zügellosigkeit den Weg bahne, und die Mächtigen beleidigen, weil sie glauben könnten, dies

(*) Pro Milon. 26. Ascon. ibid. (*) Ascon. Arg.

ser Grund lasse sich auch auf sie anwenden. Der junge Brutus war nicht so vorsichtig, denn in seiner Rede, die er zu Milos Verteidigung bald darauf bekannt machte, behauptete er, Clodius sei mit Recht ermordet, und dem Staate dadurch ein großer Dienst erwiesen worden ⁽¹⁰⁾. Es war bekannt, daß sich Clodius und Milo oft mit dem Tode gedroht hatten; Clodius hatte dem Senate und Volke einigemal erklärt, Milo müsse getödtet werden; wenn man ihm das Consulat nicht nehmen könnte, so wäre doch sein Leben zu haben; und als ihn einst Favonius fragte, was er sich von seinen unsinnigen Ränken versprechen könnte, so lange Milo lebe, so antwortete er, daß er in drei oder vier Tagen nicht mehr leben würde. Clodius sagte dieses drei Tage vor dem letzten Kampfe, und Favonius bezeugte diese Aussage ⁽¹¹⁾. Da nun Milo beschuldigt ward, er sei dem Clodius absichtlich entgegengegangen, und habe zuerst angegriffen, und auch Zeugen dafür aufgestellt wurden, so richtete Cicero die Verteidigung vorzüglich gegen diesen Punkt, und machte sich Hoffnung zu beweisen, was auch sehr wahrscheinlich war, daß Clodius dem Milo nachgestellt, und diese Zeit und den Ort dazu gewählt habe; daß Milos That also bloß Selbstverteidigung sei. Die Behauptung wurde durch ihre Art zu reisen und die Umstände, unter denen sie sich begegneten, wahrscheinlich gemacht; denn ob

gleich

(¹⁰) Ibid. (¹¹) Pro Mil. 9. 16.

gleich Milos Begleitung die zahlreichere war, so war sie doch mehr belastet und zu einem Gefechte weniger geschickt, als die des Clodius; Milo selber saß in einem Wagen mit seiner Gemalin und ihren Kammermädchen; Clodius und seine Begleiter ritten, als wären sie zu einem Gefechte gefaßt gewesen ⁽¹²⁾. Cicero ließ den andern Vertheidigungsgrund, den er oft anbringt, nicht ungenutzt, daß Milo, wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte, den Clodius zu tödten, Belohnung anstatt der Strafe verdiene, weil er einen so gefährlichen und mühsamen Feind der Ruhe und der Freiheit Roms aus der Welt geschafft habe ⁽¹³⁾.

Nachdem Cicero bewiesen hatte, daß es thöricht sei, den Erdichtungen der Gegner Gehör zu geben, und sie in der Anklage gelten zu lassen, beschwerte er auch Pompejus Betragen und seine vorzügliche Furcht, mit einer meisterhaften Spöttelei; und wendete sich an ihn in einem feierlichen Tone der Vorherverkündigung dessen, was einst einmal geschehen könnte. — „Ich mußte Pompejus bewunderungswürdigen Eifer bei dieser Untersuchung loben; aber soll ich aufrichtig meine Meinung sagen? Diejenigen, welche die Last der Sorge für die ganze Republik tragen, müssen manche Dinge hören, die sie verwerfen würden, wenn sie es dürften. Pompejus konnte dem schmutzigen Licinius, der gegen Milos Sklaven zeugte, das Gehör nicht versagen. — Ich war einer der ersten von den
Freunds

(12) Pro Mil. 10. 21. (13) Pro Mil. 28.

Freunden, auf deren Rath Milo seine Sache vor den Senat brachte; und ich gestehe ich erschraf nicht wenig; als ich meinen und meines Vaterlandes Beschützer so besorgt sah; ich konnte nicht umhin, mich zu wundern, daß man einem Fleischer soviel Gehör gab; auf trunkne Sklaven soviel bauete; und die Wunde in eines Mannes Seite, die nur mit einer Nadel geritzt schien, für den Stich eines Fuchters hielt. Aber Pompejus zeigte mehr seine Vorsicht, als seine Furcht; und war geneigt, mißtrauisch gegen jede Sache zu sein, damit ihr nicht Ursache hätten, etwas zu fürchten. Auch erscholl eine Nachricht, Cäsars Haus sei in der Nacht angefallen; die Nachbarn hörten nichts, ob es gleich auf einem so offnen Plage liegt; dennoch aber hielt er die Aussage einer Untersuchung werth. Ich kann nicht glauben, daß ein Mann von so bekanntem Muth, als Pompejus, furchtsam sei; aber ich kann auch nicht die Vorsicht eines Mannes, der die Vertheidigung der ganzen Republik übernommen hat, übertrieben glauben. Ein Senator sagte auch in einer vollen Versammlung aus, Milo habe einen Dolch unter seinem Gewande; Milo warf sogleich in jenem geheiligten Tempel seinen Mantel ab; da sein Wandel und seine Sitten ihm nicht Glauben verschaffen könnten, so sollte der Augenschein selber für ihn sprechen; und man fand die Beschuldigung ungegründet, und boshaft erdichtet. Wenn man nun doch nach allem dem Milo fürchten mußte, so ist es nun nicht mehr Clodius Sache, sondern dein Verdacht, Pompejus, der uns

zittern macht; dein Verdacht, sage ich, so laut daß ihr es höret — Ist dieser Verdacht so fest gegründet, daß wir ihn nicht entfernen können; kann Italien nicht anders von Verbungen, Rom nicht anders von Truppen befreiet werden, als durch Milos Untergang; so wird er nicht mehr anstehen, denn das erlaubten sein Charakter und seine Grundsätze nicht, seinem Vaterlande Lebenswohl zu sagen, und sich selber zu verbannen; aber wenn er von hier scheidet, dann wird er zu Dir, zu Dir, erhabener Mann empor rufen, wie er jetzt thut, zu bedenken, wie ungewis und wankend die Lage unseres Lebens ist; wie unbeständig und unsicher das Glück: wie treulos oft ein Freund; wie viel Verstellung nach Zeit und Umständen, wie viel Wankelmuth und Feigheit in Gefahren selbst bei denen, die uns am theuersten sind. Es wird, sage ich, eine Zeit kommen, ja der Tag wird gewis erscheinen, an dem Du, noch mit Sicherheit hoffe ich, Deines eignen, obgleich nach dem uns allen bevorstehenden Wechsel der Zeiten, veränderten Glückes, entbehren wirst der Liebe der Freundschaftlichsten, der Treue des Würdigsten, des Muthes des Tapfersten u. s. w. ⁽¹⁴⁾.

Von ein und funfzig Richtern, die über Milon entschieden, sprachen ihn nur dreizehn frei, von acht und dreißig ward er verurtheilt. Die Stimmen wurden gewöhnlich schriftlich abgegeben; aber Cato,

(14) Pro Mil. 24. 25. 26.

Cato, der ihn freisprach, sagte sein Urtheil laut. Hätte er es früher gethan, sagt Vellejus, so wären ihm mehrere gefolgt sein, weil alle überzeugt waren, daß der Ermordete der gefährlichste Feind seines Vaterlandes und aller guten Menschen war ⁽¹³⁾. Milo ging in die Nacht nach Marseille, einige Tage nach dem Urtheil; er hatte so viel Schulden, daß er sich gern so bald als möglich dem Ungestüm der Gläubiger entzog. Um sie zu befriedigen, wurden seine Güter öffentlich versteigert. Auch hierbei bewies ihm Cicero noch seine Freundschaft; er verabredete sich mit Milos Freunden, und sie gaben einem Freigelassenen seiner Gemalin, dem Philotimus, den Auftrag, den größten Theil der Effecten zu kaufen, um sie nachher für Milon und seine Gattin Fausta aufs beste zu nutzen. Aber Milo genoß diesen Dienst nicht so, wie Cicero erwartete; denn Philotimus wurde verdächtig, er mache den Betrüger, und verwende einen Theil für sich selber. Cicero wurde deswegen sehr besorgt; er bath den Atticus und Cälius, die Sache genau zu untersuchen, und den Philotimus dahin zu bringen, daß er Milos Freunden Rechnung ablege, und besonders dafür zu sorgen, daß sein eigener guter Name nicht durch die Mäkelei des Dieners verlegt werde ⁽¹⁴⁾. Bei diesem ganzen Streite wegen Milo begegnete Pompejus dem Cicero mit vieler Gesälligkeit; er gab ihm eine Wache bei dem Prozesse;

Æ 3

vers

(13) Vel. Pat. 2. 47. (14) Ad Att. 5. 8. 6. 4. Ep. fam. 3. 3.

verließ ihm, daß er gegen ihn, selber handelte; und ließ nicht zu, daß ihn Jemand deswegen beleidigte ⁽¹⁷⁾.

Bald nach diesem Prozesse wurde auch M. Cato, einer von Milos Vertrauten, angeklagt, daß er der Anführer bei der Bestürmung des Wirthshauses gewesen sei, und den Clodius erschlagen habe. Cicero vertheidigte ihn auch, und er wurde nur durch die Mehrheit einer Stimme freigesprochen; als er aber nachher noch einmal derselben Handlung wegen angeklagt und auch von Cicero vertheidigt wurde, stimmte eine größere Anzahl für ihn. Aber Sex. Clodius, der Anführer der Gegenparthei, erlitt nicht so glücklich; er wurde mit einigen seiner Anhänger zur größten Freude der Stadt, wegen der Anzündung des Senatshauses, und der übrigen nach Clodius Tode begangenen Gewaltthätigkeiten verbannt ⁽¹⁸⁾.

Sobald Pompejus sein neues Gesetz gegen die Bestechungen bekannt gemacht hatte, wurden auch die letzten Consulatskandidaten, Scipio und Hyppäus, angeklagt; und da ihre Schuld zu offenbar war, ließen sie Gefahr verurtheilt zu werden. Pompejus berief aber die gesamten Richter und ließ es sich zur Gefälligkeit aus, daß sie ihm von der großen Zahl der Staatsverbrecher den Scipio losgeben möchten. Er erklärte ihn hierauf zu seinem Kollegen

(17) Ib. 3. 10. (18) Ascon. Arg. pro Milon.

ge im Consulate auf die noch übrigen fünf Monate des Jahres. Pompejus hatte kurz vorher Scipios Tochter, Cornelia, geheirathet. Der andere Kandidat, Mopsäus, wurde dem Gesetze überlassen; und weil er wahrscheinlich für Scipios Befreiung mit büßen, und ein Opfer des Hages des Volkes werden sollte, wartete er eine Gelegenheit ab, sich dem Pompejus, als er aus dem Bade kam, zu Füßen zu werfen, und seine Gnade zu erbitten. Ob er gleich Pompejus Quästor, und seinen Befehlen stets gehorsam gewesen war, so soll er ihn doch sehr hart abgewiesen und ihm kalt geantwortet haben: er wurde ihn nur durch längeres Gespräch vom Mittagemale abhalten ⁽¹⁹⁾.

Vor dem Ende des Jahres genoss Cicero noch einige Genugthuung für den Verlust seines Freundes des Milo. Zwei ihrer heftigsten Feinde, die Tribunen D. Pompejus Rufus, und T. Munatius Plancus Bursa, wurden wegen ihrer Gewaltthatigkeiten unter ihrem Tribunate, und weil sie das Senatshaus angezündet hatten, verbannt ⁽²⁰⁾. So bald ihr Amt zu Ende war, klagte Cäsar den erstern an, und Cicero selber den zweiten. Dies war, ausser dem Prozesse des Verres, der einzige Fall, daß Cicero Kläger wurde. Aber Bursa hatte es verdient, theils wegen seines Betragens während seines Amtes, theils wegen seiner per-

(19) Val. Max. 9. 3. Plutarch. in Pomp. (20) Philon.

sönlichen Beleidigungen gegen Cicero, der ihn doch gegen eine Anklage vorher vertheidigt und gerettet hatte. Er verließ sich auf Pompejus Hülfe, und fürchtete nichts, da ihn Pompejus vor Richtern, die er selber angesetzt hatte, vertheidigte. Cicero führte aber die Klage so lebhaft, daß Bursa einstimmig von allen Richtern verurtheilt wurde. Wie sehr Cicero darüber erfreut war, zeigt ein Brief an seinen Freund Marius, worinn die Gründe seines Benehmens bei dieser Sache entwickelt sind.

„Ich weiß wohl, schreibt er, daß du dich über Buras Fall freust, aber du wünschst mir zu kalt Stills. Du glaubest, daß ich des Erfolges wegen gleichgültiger bin, weil Bursa ein zu niedriger Mensch ist; aber sei überzeugt, sein Urtheil ist mir angenehmer, als der Tod meines Feindes. Denn erstens ich verfolge lieber mit Prozeß, als mit dem Schwerte; zweitens suche ich lieber den Ruhm, als den Untergang eines Freundes. Es ergötzte mich, alle ehrlichen Männer so geneigt auf meine Seite zu sehen, gegen die unglaubliche Mähe eines der Größten und Mächtigsten. Endlich, was du kaum glauben wirst, ich haßte diesen Menschen mehr als den Clodius selbst; denn diesen haßte ich angegriffen, ihn aber vertheidigt; und als die Sicherheit der Republik auf meinem Haupte ruhte, da hatte Clodius etwas Großes vor Augen, nicht aus eignem Antriebe, sondern von denen unterstützt, die sich nicht behaupten konnten, so langsam

ge

ge ich stand. Aber dieser Lasse wählte mich aus Uebermuth zum Gegenstande seiner Verfolgung; und versprach meinen Feinden, daß er immer zu ihren Diensten sein wolle, mich auf alle Art zu beleidigen. Ich sage dir also, freue dich im vollen Ernste; denn wir haben einen großen Sieg gewonnen. Die waren Bürger so standhaft, als die, welche ihn verdammt, ohngeachtet der größten Macht desjenigen, der sie selber zu Richtern gewählt hatte. Sie würden es nicht gethan haben, wenn sie nicht meinen Kummer zu dem ihrigen gemacht hätten. Wir werden hier durch so viele Prozesse und neue Gesetze zerstreut, daß ich täglich um Abwendung aller Schelttage bete, damit ich dich so bald als möglich sehen kann ⁽²¹⁾.

Bald nach Clodius Tode scheint Cicero seine Abhandlung über die Gesetze geschrieben zu haben ⁽²²⁾. Er nahm hierbei Platon zum Muster, dem er von allen Schriftstellern am liebsten nachahmte. So wie Plato, nachdem er über die Staatsverfassung überhaupt geschrieben hatte, ein Gesetzbuch entwarf, das seiner Republik angemessen war; so entwarf Cicero auch auf dieselbe Art seine Gedanken über Staatsverfassungen; ⁽²³⁾ er übersehte aber nicht Platos Werk, sondern ahmte nur dessen Manier des Vortrages nach. Dies

F 5

fes

(²¹) Ep. fam. 7. 2. (²²) De leg. 2. 17. (²³) De leg. 2. 6.

fest. Werth bestimmte er zum Supplemente seiner Untersuchungen über die Republik, und theilte es wahrscheinlich, so wie dieses, in sechs Bücher; denn die alten erwähnen des vierten und fünften Buches, wir besitzen aber nur noch drei, und auch diese nur unvollkommen. Im ersten erklärt er den Ursprung der Geseze und die Ursachen der Verpflichtung, aus der allgemeinen Natur der Dinge, oder aus dem vollkommensten Verstande oder Willen des höchsten Wesens; ⁽²⁴⁾ in den beiden andern schreibt er Geseze vor, nach seinem Plane und seiner Idee von einem gut eingerichteten Staate; ⁽²⁵⁾ erstens über die Religion und die Verehrung der Götter; zweitens über die Pflichten und die Gewalt der Magistrate, nach welchen die Form jeder Regierung benannt ist. Diese Geseze sind aus der alten Konstitution oder dem Herkommen in Rom genommen; ⁽²⁶⁾ nur einigermaßen abgeändert, und den Anordnungen zu steuern, denen diese Republik unterworfen war, und sie mehr der Aristokratie anpassend zu machen; ⁽²⁷⁾ in den übrigen verlorhenen gegangnen Büchern, hatte er, wie er selber sagt, die besondern Rechte und Privilegien des römischen Volkes abgehandelt ⁽²⁸⁾.

Pompejus wollte in diesem Sommer eine Inschrift auf den Tempel, den er der Siegenden Wesnus

⁽²⁴⁾ lb. 1. 4. ⁽²⁵⁾ lb. 3. 2. ⁽²⁶⁾ lb. 2. 10.
⁽²⁷⁾ lb. 3. 5. ⁽²⁸⁾ lb. 3. 10.

und erbauet hatte, setzen lassen, die, wie gewöhnlich, das Verzeichniß aller seiner Titel enthalten sollte; aber es entstand die Frage, wie man sein drittes Consulat bezeichnen sollte, ob es heißen müsse Tertium, oder Tertio. Die größten Kritiker konnten sich nicht darüber vereinigen; Pompejus überließ es endlich dem Cicero, für eines von beiden zu entscheiden. Da nun aber jede Lesart Männer von Ansehen für sich hatte, worunter auch Varro war, so rieth er, man solle das zweifelhafteste Wort abkürzen, und bloß Tert. schreiben, welches die Sache erkläre, ohne den Streit zu entscheiden. Ein Beweis, wie gewissenhaft man das maß auf die Reinheit der Sprache bei öffentlichen Denkmälern sah ⁽²⁹⁾.

Unter andern Gesetzen, die Pompejus während seines dritten Consulats gab, war ein neues gegen die Bestechungen, das die darüber schon vorhandenen schärfte, indem es alle künftigen Consuln und Prätores unfähig erklärte, eine Provinz zu erhalten, bis nach Verlauf von fünf Jahren nach ihrem Amte. Er glaubte, das würde die Bestechungen wegen solcher Aemter am ersten hemmen, wenn die Früchte derselben so entfernt lägen ⁽³⁰⁾. Ehe das Gesetz bestätigt wurde, verschaffte sich Pom

(29) Ciceros Freigelassener Tiro erzählt die Geschichte in einem Briefe, den Caelius aufbehalten hat, 10. 1.

(30) Dio p. 142.

Pompejus noch eine Ausnahme für sich selber, und ließ sich die Provinz Spanien noch auf fünf Jahr länger ertheilen, nebst einer Anweisung auf Geld zur Bezahlung seiner Truppen; und damit Cäsar nicht aufgebracht würde, wenn ihm nicht auch ein außerordentliches Vorrecht ertheilt würde, so schlug Pompejus ein Gesetz vor, daß Cäsar auch in der Abwesenheit das Consulat erlangen könnte, welches er damals sehr zu wünschen schien. Cäsar beförderte dieses Gesetz, von Ciceron aufgefodert, auf das vereinte Ansuchen des Pompejus und Cäsar ⁽¹¹⁾. Es wurde mit Uebereinstimmung aller Tribunen, doch nicht ohne Schwierigkeiten von Seiten des Senats, durchgesetzt. Aber diese ungewöhnliche Begünstigung, sagt Suetonius, befriedigte Cäsar nicht allein nicht, sondern stimmte nur seine Hoffnungen und Forderungen noch höher ⁽¹²⁾.

Durch Pompejus eben genanntes Gesetz war ausgemacht, daß, um die Statthalterschaften in den fünf Jahren zu besetzen, in welchen die Consuln und Prätores nicht dazu gelangen könnten, die Senatoren vom Range der gewesenen Consuln und Prätores die erledigten Provinzen durch das Loos unter sich vertheilen sollten. Dem zu Folge erhielt Cicero, der auch wie die übrigen loosen mußte,

(¹¹) Ad. Au. 7. 1. (¹²) Sum. 1. Caes. 26.

mußte, die Statthalterschaft von Cilicien, die jetzt der letzte Consul Appian besaß. Diese Provinz schloß auch Pisidien, Pamphilien und drei Däkyrien oder Landschaften von Asien, samt der Insel Cypru in sich. Um sie zu decken, wurde eine Armee von zwei Legionen oder zwölf tausend Mann Infanterie und tausend sechshundert Reutern dort unterhalten ⁽³¹⁾. So wurde also eine von den Statthalterschaften, die andern durch das Gesetz vorenthalten war, um ihre gesetzwidrige Vergewaltigung nach derselben zu züchtigen, zuletzt Cicero wider seinen Willen aufgedrungen, nachdem er dergleichen Stellen bisher immer vermieden hatte.

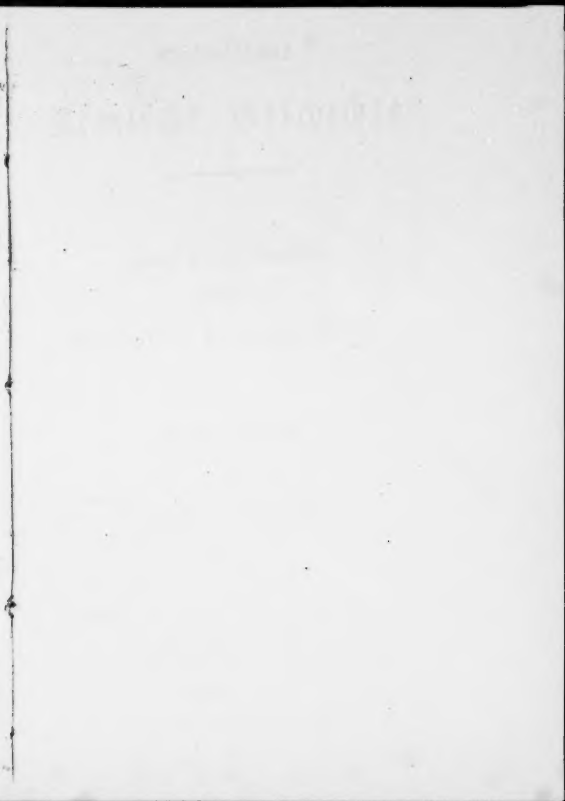
Die Stadt fühlte jetzt die unglücklichen Folgen von Julius und Crassus Tode. Täglich offenbarte sich immer mehr und mehr die gegenseitige Furcht und Eifersucht, die zwischen dem Cäsar und Pompejus erwachte; der Senat war überhaupt auf Pompejus Seite; er verließ sich auf den Namen und das Ansehen eines so großen Anführers und war entschlossen, Cäsars Stolz und Ehrgeiz zu demüthigen, und ihn von seiner Statthalterschaft zurückzurufen; Cäsar baute auf die Stärke seiner Truppen, und war gefaßt, sie, trotz aller Befehle des Senats, zu behalten. Als er daher einen Theil seiner Armee in das italienische oder diesseits der Alpen gelegene Gallien zog, um seine Fodrun-

gen

(³¹) Ad Att. 5. 15.

gen sogleich unterstützen zu können, da zitterte ganz Italien vor der traurigen Aussicht auf einen Bürgerkrieg. So war die Lage der Republik, als Cicero nach seiner Statthalterschaft von Cilicien abreisete⁽¹⁴⁾.

(14) Ep. fam. 3. 2.





Middletons
Römische Geschichte

Ciceros Zeitakter umfassend,
verbunden
mit dessen Lebensgeschichte

Aus dem Englischen

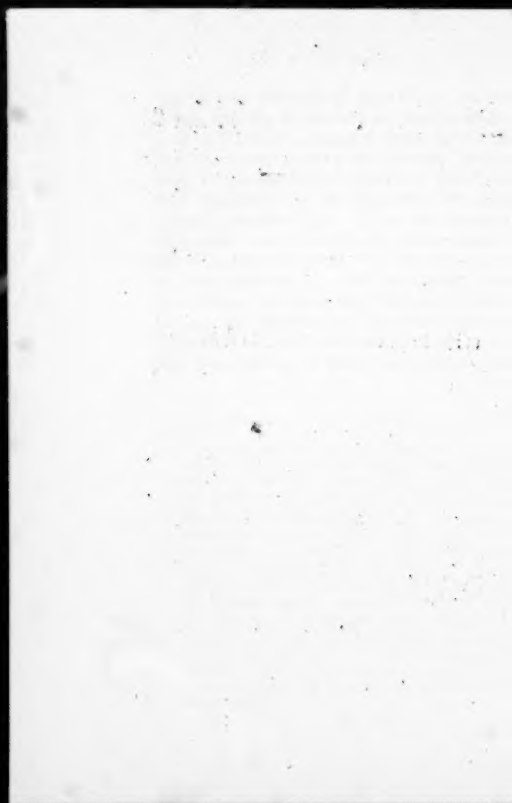
von

G. K. F. Seidel.



Dritter Band.

Danzig, 1792.
bei Ferdinand Troschel.



Marcus Tullius Cicero

Lebensgeschichte.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Cicero geht als Stadthalter nach Cilicien — Seine Reise — Seine Grundsätze, nach denen er die Provinz verwaltet — Einige Beispiele, wie die Provinzen von den reichen Römern tyrannisiert wurden — Cicero zeigt sich als Feldherr — Macht sich auf einen Anfall der Parther gefaßt — Unterjocht die rebellischen Bergbewohner seiner Provinz — Wird von der Armee zum Imperator ausgerufen — Geht ins Winterquartier.

Das neue Jahr eröffnete eine neue Scene in Ciceros Leben. Er erschien jetzt mit einer Würde bekleidet, die er vorher immer ablehnte. Nach der Stelle eines Censursors verlor er eine Provinz, und Seneca als einer Armee dürftete jedem Großen in Rom; denn sie beförderte den Wachsthum der Macht und des Reichthums. Ein solcher Befehlshaber war nur dem römischen Volke Rechenschaft schuldig, in der Provinz herrschte er unumschränkt. Hier hielt er den stolzen Hofstaat ausländischer Fürsten; alle benachbarte Könige machten ihm den Hof, und gehorchten seinen Befehlen. Liehte er das Kriegsgelöse und den Ruhm eines Siegers, so fehlte es ihm

Plin. 702. Cic. 36.
Cic. 36. Cic. 36.
Cic. 36. Cic. 36.
Cic. 36. Cic. 36.

Ihm nicht an Vorwände zu einem Kriege; denn er konnte leicht die Unterthanen zu einer Rebellion, oder die Nachbarn zu feindlichen Handlungen durch seine Härte und Ungerechtigkeit zwingen; bis er durch die Vernichtung eines schuldlosen Volkes den Titel Imperator und die Ansprüche auf einen Triumph erworben hatte. Kaum ein Proconsul kehrte ohne einen Triumph aus einer entfernten und Gränz-Provinz zurück ^(*). Die Gelegenheiten, Geld zu heben, waren so unumschränkt, wie seine Macht, und hingen ganz von eignem Belieben ab. Die Anweisung auf die Staatscasse zur Anschaffung der nöthigen Reisegefährthschaft belief sich, wie es scheint, auf hundert und funfzig tausend

(*) Zur Zeit der alten Republik konnte kein General auf einen Triumph Anspruch machen, wenn er nicht die Gränzen des Reiches durch Eroberungen erweiterte, und wenigstens fünftausend Feinde ohne großen Verlust in einer Schlacht erschlagen hatte. Ein altes Gesetz befahl es ausdrücklich so; und ein anderes schätzte das erstere noch dadurch, daß es jeden General strafbar erklärte, wenn er eine falsche Angabe von den Erschlagenen auf seiner und des Feindes Seite machte; und daß es ihm zur Pflicht machte, bei seinem Einzuge in die Stadt vor den Quästoren einen Eid abzulegen, daß sein Bericht an den Senat wahr sei. Val. Max. 2. 8. Aber die Gesetze galten längst nicht mehr; und die Ehre des Triumphes wurde gewöhnlich nach Rabale und Partheilichkeit jedem Generale von einigem Rufe, der nur kleine Vortheile etwa über Scythäer oder Flüchtlinge gewonnen, oder barbarische Vorden von den Gränzen zurückgetrieben hatte, verliehen.

send Pfund (*). Außer den Einkünften von Königreichen, und dem Solde der Armee, worüber der Gouverneur nach Gefallen disponirte, konnte er auch nicht allein den seiner Herrschaft unterworfenen Städten, sondern auch allen benachbarten unter dem römischen Schutze stehenden Staaten und Fürsten Steuern auflegen. Weil nun diese Stadthalter nur darauf dachten, sich zu bereichern, so nahmen sie immer eine Bande hungriger Freunde und Klienten als ihre Legaten, Tribunen und Präfecte, samt einem Gefolge von Freigelassenen und beliebten Sklaven mit sich, die sich durch Beute aus den Provinzen und durch den Verkauf der Gunst ihres Herrn bereicherten. Daher kamen alle die Klagen und Proceßse wegen Plünderung der Unterthanen, von denen wir so viel in den römischen Schriftstücken lesen; denn da sonst kein Proconsul so streng gerecht verfuhr, daß er nicht zu Klagen Anlaß gegeben hätte, so traten gewöhnlich Gegner von entgegenstrebenden Partheien in Rom auf, die den Familienzwist, der von vergangenen Prozeßsen her noch glühte, dadurch ahndeten, daß sie sich einer beleidigten Provinz annahmen, und ihren Feind anklagten.

Für Cicero hatte diese Stadthalterschaft keinen Reiz, so viele Vortheile und Ehre sie auch zu versprechen
 A 2 schien.

(*) In Pison. 35.

schien. Sie war seinem Charakter ⁽¹⁾, und seinen Talenten nicht angemessen, die nur dazu bestimmt waren, das Staatsruder zu führen, und durch die Verwaltung der Republik zu glänzen. Er sah also diese Stelle als ein ehrenvolles Exil an, oder als eine Bürde, die ihm sein Vaterland auflegte, und die er aus Pflicht übernehmen mußte. Er sorgte dafür, daß ihm sein Kommando nicht über die gewöhnliche Zeit eines Jahres verlängert würde; denn das geschah oft, wenn die Bedürfnisse der Provinz, der Charakter des Stadthalters, die Intriguen der Partheien, oder andere schleunige Geschäfte den Senat hinderten, oder abgeneigt machten, an eine neue Besetzung dieses Amtes zu denken. Jetzt ließ es sich noch mehr vermuthen, da nur so wenig Magistrate da waren, die dem neuen Gesetze nach fähig gewesen wären, ihm zu folgen. Cicero bat daher vor seiner Abreise alle seine Freunde, daß sie eine solche Kränkung von ihm abwenden möchten; und er schrieb hernach seinen einzigen Brief nach Rom, worin er nicht dieselbe Bitte dringend wiederholt hätte. In seinem ersten Schreiben an Atticus, drei Tage nach seiner Abreise sagte er: Sei überzeugt, daß ich bei diesen großen Unruhen keinen andern Trost habe, als die Hoffnung, daß sie nicht über ein Jahr dauern. Manche, die mich nach andern beurtheilen, glauben nicht, daß es mein Ernst ist; aber du kennst

(¹) Ep. fam. 2. 11. Ad Att. 5. 10. 15.

kennst mich besser, du wirst gewiß keine Mühe sparen, besonders, wenn die Sache vorkommt ⁽¹⁾.

Cicero verließ die Stadt am ersten May, von seinem Bruder und ihren beiden Söhnen begleitet. Quintus hatte den Dienst bey Cäsars Armee abgegeben, um seinen Bruder in derselben Würde als Legat nach Eilicien zu begleiten. Atticus hatte den Cicero vor seiner Abreise aus Italien gebeten, seinen Bruder anzuhalten, daß er sich gegen seine Gemalin Pomponia gefälliger und liebevoller betrage; denn sie habe sich über seine Kälte und sein mürrisches Wesen beklagt. Er erinnerte ihn nochmals durch einen Brief, den er ihm nachschickte, und bat ihn, den Quintus doch zu bewegen, daß er seine Gattin in guter Laune zurücklasse. Cicero antwortet folgendes:

„Als ich nach Arpinum kam, und mein Bruder auch anlangte, warst Du unser erstes Gespräch. Ich erwähnte bei dieser Gelegenheit des Anliegens deiner Schwester, worüber wir zu Tusculum gesprochen hatten. Mein Bruder sprach sanft und bescheiden, und gab nicht den entferntesten Wink, daß er je Ursache zu einer Beleidigung von ihrer Seite gehabt hätte. Am nächsten Morgen verließen wir Arpinum; und weil ein Festtag war, so mußte Quintus in Arcanum bleiben. Ich speiste dort mit ihm, reiste aber weiter nach Aquinum.

(1) Ib. 2.

num. Du kennst diese Villa meines Bruders. Sobald wir hier zusammen kamen, sagte Quintus seiner Gemalin in dem sanftesten Tone: Pomponia, bitte du die Damen, ich will die Männer einladen lassen. Er sagte dies, wie mir vorkam, mit der liebevollsten Mine, und im gutgemeinten Tone; aber sie antwortete so laut, daß wir es alle hören konnten; ich bin ja selber hier nur eine Fremde. Vermuthlich zielte diese Antwort darauf, daß mein Bruder den Statius vorausgeschickt hatte, das Mittagessen zu bestellen. Mein Bruder wendete sich zu mir; sieh, sagte er, dergleichen muß ich täglich leiden. Du wirst sagen, es war eine Kleinigkeit. Nein, eine so einfältige Antwort mit so stolzen Worten und Blicken gesagt, war hinreichend, mich traurig zu machen; doch ich ließ mir nichts merken. Als wir uns zu Tische setzten, wollte sie nicht bei uns bleiben; und als ihr Quintus einige Speisen von der Tafel schickte, sendete sie alles wieder zurück. Kurz, mein Bruder ist der sanfteste, und deine Schwester die ungeschickteste. Ich übergehe noch manche Dinge, die mich noch mehr schmerzten, als meinen Bruder selber. Ich reiste nach Arquinum; er blieb in Arcanum; als er am nächsten Morgen zu mir kam, sagte er mir, daß sie ihm eine Umarmung verweigert habe, und beim Abschiede bei derselben Laune geblieben sei, in der ich sie sah. Kurz, du kannst ihr in meinem Namen sagen, daß sie an dem Tage alle Schuld hatte. Ich habe dir mehr erzählt, als nöthig ist,
dich

dich aufzufordern, daß du Rath und Ermahnungen geben mußt ⁽⁵⁾ 4.

Dieser Umstand bekräftigt eine Wahrheit, die aus so vielen Beweisen in der römischen Geschichte erhellt, daß die Freiheit der Ehescheidung, die Eheleute in Rom unumschränkt, nach dem Eigensinne eines von beiden ausüben konnten, die Fesseln der Ehe nicht angenehmer machte. Sie scheint viels mehr gegenseitige unnachgiebige Hartnäckigkeit befördert zu haben; denn bei jeder kleinen Unannehmlichkeit, oder bei jedem Hindernisse, das der eine Theil den Thorheiten des andern in den Weg legte, schmeichelte man sich, einen bessern Tausch treffen zu können. Und es war nie ein Zeitalter oder ein Land, wo die ehelichen Bande so verachtet, und die Großen beiderlei Geschlechts so sittenlos und untreu waren, als die Römer der damaligen Zeit.

Cicero verweilte einige Tage auf seiner cumanischen Villa ohnweit Bajä, wo sich eine so große Gesellschaft um ihn versammelte, daß er ein kleines Rom um sich zu haben glaubte. Auch Horstentius kam, seiner Unpäßlichkeit ungeachtet, um seine Achtung zu beweisen, und dem Cicero eine gute Reise zu wünschen. Als er Abschied nahm, fragte er, was Cicero in seiner Abwesenheit ihm für Aufträge gäbe? Cicero bat ihn, sein ganzes

A 4

Ans

(*) Ad Att. 5. 1.

Ansehen dafür zu verwenden, daß seine Statthaltertschaft nicht verlängert würde ⁽⁶⁾. Am sechszehnten Tage nach seiner Abreise von Rom kam er zu Tarentum an, wo er den Pompejus besuchen wollte, der hier in einem seiner Landgüter der milden Luft zur Wiederherstellung seiner Gesundheit genoß. Er hatte den Cicero gebeten, einige Tage bei ihm einzufehren; und beide versprachen sich viel Angenehmes von dieser Zusammenkunft, weil sie mit einander unverholen über die Lage der Republik sprechen wollten. Cicero hoffte auch einige Belehrung über das Militär von einem so berühmten Generale zu erhalten. Er versprach dem Atticus Nachricht von dieser Unterredung; da es aber bedenklich war, alles einem Briefe anzuvertrauen, so schrieb er ihm nur im Allgemeinen, daß er den Pompejus als einen vortrefflichen Bürger gefunden habe, der auf alle Fälle, die sich befürchten ließen, gefaßt sei. ⁽⁷⁾.

Nachdem sich Cicero drei Tage bei dem Pompejus aufgehalten hatte, setzte er seine Reise nach Brundisium fort. Hier mußte er sich zwölf Tage lang aufhalten, weil er sich nicht wohl befand, und weil er hier seine vornehmsten Offiziere, namentlich seinen Legaten Pontinius, einen erfahrenen General, der schon über die Allobroger einen Triumph gewonnen hatte, erwartete. Cicero verließ sich bei den Angelegenheiten der Armee vorzüglich auf

(⁶) Ibid. 2. (⁷) Ibid. 5. 6. 7.

auf diesen Mann. Von Brundisium segelte er nach Actium am funfzehnten Jun; und von hier kam er theils zu Wasser, theils zu Lande am siebzehnten in Athen an ⁽⁸⁾. Hier trat er ab in dem Hause des berühmtesten Professors der Akademie, des Aristus; sein Bruder nicht weit von ihm bei dem Zeno, einem berühmten Philosophen von der epikureischen Schule. Sie wendeten hier ihre Zeit sehr angenehm an; zu Hause zu philosophischen Gesprächen; und in der Stadt besahen sie die Gebäude und Alterthümer, die Cicero so viel Vergnügen machten. Es waren mehrere gelehrte Griechen und Römer in ihrer Gesellschaft; namentlich Gaius Caninius und Patro, ein berühmter Epikureer, des Attic. vertrautester Freund ⁽⁹⁾.

Es lebte damals der geachtete C. Memmius in Athen, der wegen Bestechungen beim Nachsuchen um das Consulat verwiesen war. Er reisete von ohngefähr den Tag vor Ciceros Ankunft nach Mitylene. Die Rolle, die er in Rom gespielt hatte, gab ihm Ansehen in Athen; der Areopagus schenkte ihm daher zu einem Gebäude die Stelle, wo vormals Epikur gewohnt hatte, und wo noch die Ruinen seines Hauses zu sehen waren. Dieses Geschenk beleidigte die Anhänger der epikureischen Sekte sehr, indem sie die Denkmäler ihres

A 5 Haupts

(*) Ad Att. 5, 8. 9. (*) Ad Att. 5. Ep. fam. 2. 8. 13.

Hauptes der Zerstörung preis gegeben sahen. Sie hatten an Cicero nach Rom geschrieben, er möchte sich doch bei Memmius für sie verwenden, daß er in einen Widerruf des Geschenkes willigte; jetzt erneuerten Zeno und Patro in Athen ihre Bitte, und bewogen ihn, deswegen sehr dringend zu schreiben. Memmius hatte zwar schon die Absicht zu bauen aufgegeben; aber die Areopagiten wollten die Schenkung nicht ohne seine Bewilligung widerrufen⁽¹⁰⁾. Ciceros Brief ist sehr künstlich geschrieben. Er lacht über den kleinlichen Eifer dieser Philosophen für die alten verfallenen Denkmäler ihres Stifters, dringt doch aber ernstlich in Memmius, daß er ihrem Vorurtheile nachgeben solle, das aus Schwäche nicht aus schlechten Ursachen entspränge. Ob er gleich ihre Philosophie gänzlich mißbilligt, so empfiehlt er sie doch als ehrliche, angenehme, freundschaftliche Männer, für die er die größte Achtung empfinde⁽¹¹⁾. Dieser Brief beweiset uns, daß die größte Verschiedenheit in philosophischen Grundsätzen keinen Einfluß hatte auf die Freundschaft der Großen dieser Zeit. Cicero war der erklärteste Feind der Lehre des Epikurs; nach seiner Meinung untergrub sie die Sittlichkeit, und war der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich. Aber nur die Grundsätze nicht die Befenner derselben klagte er an; mit einigen derselben war er innigst verbunden, und kannte sie als würdige, tugendhafte und großmüthige Freunde und Patrioten des Vaterlandes.

Folgens

(10) Ad Att. 5. 11. (11) Ep. fam. 13. 1.

Folgender scherzvolle Brief an Trebatius, als er bei Cäsar in Gallien war, und zur Lehre der Epikureer übergang, wird diese Bemerkung bestätigen.

Cicero an Trebatius.

Ich wunderte mich, warum Du wohl den Briefwechsel mit mir ausgegeben habest, bis mir Pansa sagte, Du seist zu den Epikureern übergesgangen. O das schöne Lager! Was würdest Du gethan haben, wenn ich Dich nach Tarent, nicht nach Samerobriua geschickt hätte? Schon damals gefielst Du mir nicht, als Du meines Freundes Titius Grundsätze annahmst. Wie willst Du aber das bürgerliche Recht vertheidigen, da Du alles um Dein selbst, nicht um Deiner Mitbürger willen thust? Wo bleibt nun jene Formel des Kontrakts, wie Rechtschafne unter einander handeln müssen? Welches Gesetz für die Mittheilung des allgemeinen Rechtes wirst Du Statt finden lassen, da diesjenigen keine Gemeinschaft mit andern haben können, die alles nach ihrem Vergnügen messen? Wie wirst Du beim Gebilde des Jupiters schwören können, da Du weißt, daß Jupiter Niemandem zürnen könne? Und was soll aus dem Völkchen zu Ulubra werden, wenn Du glaubst, ein weiser Mann müsse sich nicht mit der Politik befassen? Wenn Du also ganz von uns abfallen willst, so werde ich böse werden; willst Du Dich aber nur dem Pansa gefällig machen, so verzeihe ich es; doch unter der Bedingung, daß Du zuweilen an mich schreibst,
wie

wie es Dir geht, und was ich für Dich thun soll ⁽¹²⁾.

Crebatiug Uebergang zu andern Grundsätzen, der in seinen Folgen dem Wechsel der Religion eines Mannes unserer Zeit ähnlich ist, machte also in Ciceros Freundschaft keine Aenderung. So gebot es die Vernunft den besten und weisesten Polytheisten; ein Beweis gegen die Uebereilung der Eiferer, die von einer göttlichen und wohlthätigen Religion erleuchtet, dennoch ihre Mitchristen beleidigen und verfolgen, weil sie in Meinungen von einander abweichen, die fast ganz spekulativ sind, und auf das Leben, oder das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft keinen Einfluß haben.

Nachdem sich Cicero zehn Tage in Athen aufgehalten hatte, und Pontinius angelangt war, segelte er nach Asien hinüber. Bei seiner Abreise von Italien gab er seinem Freunde Calius den Auftrag, ihm Neuigkeiten von Rom zu schreiben: Calius erfüllte den Auftrag pünktlich in einer Reihe von Briefen, die unter der Sammlung des freundschaftlichen Briefwechsels zu den schätzbaren gehören. Sie sind fein und unterhaltend, voll Witz und Geist, aber sie fließen nicht mit der Leichtigkeit, und der Eleganz des Ausdrucks, die wir in Ciceros Briefen finden. Wir wollen hier den ersten derselben und Ciceros Antwort als eine Probe mittheilen.

M. Cäs

M. Cälius an M. Cicero.

Dem Versprechen bei Deiner Abreise gemäß, daß ich Dir alle merkwürdigen Begebenheiten unserer Stadt schreiben wollte, halte ich mir einen Kundschafter, der alles so pünktlich erspähet, daß ich fürchten muß, Du werdest ihn einer zu geringfügigen Genauigkeit beschuldigen. Aber ich kenne Deine Wißbegierde, und ich weiß, wie angenehm es allen Reisenden ist, auch von den geringsten Kleinigkeiten, die zu Hause vorkommen, etwas zu erfahren; nur darum bitte ich um Verzeihung, daß ich das Geschäfte einem andern aufgetragen habe. Denn so sehr ich auch beschäftigt, und wie Du weißt, nachlässig im Brieffschreiben bin, so würde es mir doch das größte Vergnügen gewesen sein, mich mit einer Sache zu beschäftigen, die mir Dein Andenken so lebhaft macht; aber das beikommende Paktet wird mich entschuldigen. Welche Zeit gesöhrt dazu, das alles nicht allein abzuschreiben, ja auch einzusammeln! Hier empfängst Du alle Schlüsse des Senats, alle Eolte, Spiele, Gerüche; gefällt Dir diese Probe nicht, so schreibe es mir, damit ich Dir nicht auf meine Kosten beschwerlich falle. Wenn etwa wichtige Staatsangelegenheiten vorkommen sollten, wovon Dir meine Schreiber keine Auskunft geben könnten, so werde ich Dich selber benachrichtigen, wie es sich ereignete, was man davon urtheilte, und was man davon fürchtet oder hofft. Wie die Sachen jetzt stehen, läßt sich nichts Wichtiges erwarten. Zu Cumä höre

Hörte ich von einer wichtigen Nationalversammlung der Kolonien jenseits des Po; in Rom wußte man davon nichts. Marcellus hat noch keinen Vorschlag gethan, wegen eines Nachfolgers in den beider Gallien, sondern verschiebt die Sache, wie er mir selber sagte, bis auf den ersten Jun; es erheben sich also wieder eben die Gerüchte von ihm; die damals, als wir noch zusammen in Rom waren, umher getragen wurden. Wenn Du den Pompejus gesprochen hast, wie es Deine Absicht war, so melde mir doch, wie Du ihn fandest, was er mit Dir sprach, und wie er gesinnt war. Er denkt gewöhnlich anders, als er spricht; aber er hat nicht so viel Kopf, seine wahre Gesinnung zu verstellen. Vom Cäsar hören wir viel, aber nichts Gutes; man pfiffert sich nur alles ins Ohr; einige erzählen, er habe seine Reiterei verloren, welches mir wahrscheinlich ist; andere sagen, die siebente Legion sei geschlagen; er selber sei von der Hauptarmee abgeschnitten, und im Lande der Bellobacer eingeschlossen; nichts ist gewiß, auch gehen diese Nachrichten noch nicht im Publikum laut umher, sondern nur wenige, die Du kennst, erzählen sie sich öffentlich, als ein Geheimniß; und Domitius erwähnt ihrer nie, ohne die Finger auf den Mund zu legen. Am ein und zwanzigsten May verbreitete der Pöbel des Forums die Nachricht, Du seiest umgekommen; möchte die Lüge auf sein Haupt zurückfallen! Und die ganze Stadt trug sich mit der Sage, Du seiest vom N. Pompejus unterwegs ermordet. Mich rührte es nicht, da ich

ich wohl wußte, daß M. Pompeius zu Bouli in den traurigsten Umständen lebt; und ich wünschte nur, wenn Dir wirklich Gefahr drohte, daß wir mit einer solchen Unwahrheit davon kommen möchten. Dein Freund Plancus ist in Ravenna; Cäsar machte ihm ein ansehnliches Geschenk; aber er ist doch nicht bemittelt, oder bei Kasse. Dein Werk über die Staatsverfassung ist in Aller Händen. Leb wohl ⁽¹⁾.

M. C. Cicero an M. Cäsar.

Wie? ich hätte Dir aufgetragen, mir die Zweikämpfe der Gladiatoren, die Verlängerungen der Termine, Chrestus Zeitungsblätter, und das alles wissen zu lassen, was mir keiner zu erzählen wagte, als ich noch in Rom war? Sieh, welches Zutrauen ich auf dich setzte, und das mit Recht; denn noch nie konnte ich einen größern Politiker, als Dich; ich verlange nicht, daß Du mir die wichtigsten Verhandlungen der Republik melden sollst, wenn sie mich nicht selber angehen. Es werden mir schon andere davon schreiben; viele werden mir Nachricht bringen; und das Gerücht selber wird manches bis hierher verbreiten. Nein ich erwarte von Dir nicht das Vergangne oder Gegenwärtige, sondern von einem so tief in die Zukunft blickenden, das Zukünfte zu hören, daß ich mir aus Deinen Briefen das Bild der künftigen Republik entwerfen kann. Dennoch kann ich bis jetzt
keine

(1) Ib. 2. 1.

keine Klage über Dich erheben; denn noch ereignete sich nichts, das Du besser vorhersehen konntest, als einer von uns, besonders als ich, der ich mit Pompejus mehrere Tage lang über nichts anderes, als über die Republik sprach. Ich kann davon nichts schreiben; es läßt sich auch einem Briefe nicht anvertrauen. Wisse nur, Pompejus ist ein patriotischer Bürger, er ist mit Muth und Klugheit auf alles gefaßt, was sich in der Republik ereignen könnte. Ergieb Dich diesem Manne; er wird Dich mit offenen Armen empfangen. Er stimmt mit uns in der Urtheile über schlechte und gute Bürger überein. Nachdem ich mich zehn Tage lang in Aëhen aufgehalten habe, wo unser Gallus Caninius die meiste Zeit um mich war, reise ich heute am sechsten Jul ab, an demselben Tage, als ich Dir dieses schreibe. Ich empfehle Dir meine Angelegenheiten auf das dringendste; vor allem aber Sorge dafür, daß mir meine Stadthalterschaft nicht verlängert wird; das ist jetzt mein einziger Wunsch. Wann, wie und durch Wen Du die Sache betreiben mußt, wirst Du am besten wissen. Leb wohl ⁽¹⁴⁾.

Cicero landete zu Ephesus am zwei und zwanzigsten Jul, nach einer langsamen aber glücklichen Reise von funfzehn Tagen¹. Er erholte sich von der langweiligen Eintönigkeit derselben, indem er an verschiedenen Eilanden des ägeischen Meeres anhalten ließ. Er sendete dem Atticus ein Tagesbuch

(¹⁴) Ib. 2. 8.

Buch von dieser Reise ⁽¹⁵⁾. Viele Abgesandte aus den Städten Ioniens, und ein großer Haufen Volks kam ihm bis Samos entgegen; aber ein noch größerer erwartete ihn am Hafen von Ephesus. Die Griechen strömten von allen Seiten herbei, um einen Mann zu sehen, der im ganzen Reiche einen so großen Ruf der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit vor sich hatte. Sein ganzer Ruhm von mehreren Jahren, sagt er scherzhaft, wurde jetzt auf die Wagschale gelegt ⁽¹⁶⁾. Nachdem er drei Tage lang zu Ephesus ausgeruht hatte, setzte er die Reise nach der Provinz weiter fort; und am letzten Jul. kam er zu Laodicea an, einer der vornehmsten Städte seines Gebietes. Von diesem Augenblick an begann seine Stadthalterschaft; und er bat den Atticus, dies genau zu bemerken, damit er die Jahresfrist seiner Würde richtig berechnen könnte ⁽¹⁷⁾.

Cicero hatte den festen Entschluß gefaßt, nach den guten Regeln zu regieren, die er vorher seinem Bruder vorgeschrieben hatte. Dieses ihm so verhaßte und unangenehme Geschäft sollte ihm neuen Ruhm erwerben, denn seine schuldlose ehrenliche Verwaltung sollte ein Muster für alle künftige Proconsuln bleiben. Es war hergebracht, daß die Länder, durch die ein Stadthalter nach seiner Provinz

l. (15) Ad Att. 5. 12. 13. (16) lb. 13. (17) lb. 12.

hing reifete, die Kosten seiner Reise tragen mußten; aber Cicero verbat alle öffentliche oder Privatausgaben für sich, oder seine Gesellschaft, so bald er einen fremden Boden betreten hatte. Alle Städte Griechenlands erstaunten hierüber ⁽¹⁸⁾.

In Asien that er daselbe; er ließ nicht einmal zu, daß seine Offizianten das ihnen mit Recht gebührende annehmen durften, weder Lebensmittel noch Holz oder sonst etwas, als nur Wohnung mit vier Betten, und auch dieses verbat er, so oft es anging, und ließ seine Leute in ihren Zelten schlafen. Durch sein Beispiel und seine Ermahnungen bewog er auch seine Legaten, Tribunen und Präfecte so zu seinen Maasregeln, daß sie alle mit ihm in der Besorgniß für seine Ehre wetteiferten ⁽¹⁹⁾.

Weil sich Cicero gern an die Spitze seiner Armee stellen wollte, ehe die Jahreszeit zum Agiren verfloßen war, so hielt er sich nur kurze Zeit in den Städten seiner Provinz auf, und versparte die bürgerlichen Angelegenheiten auf den Winter ⁽²⁰⁾. Er ging ins Lager bei Iconium in Lycäonien am vier und zwanzigsten August. Kaum hatte er Musterung gehalten, als ihn König Antiochus von Comagene, und alle Fürsten dieser Gegend die Nachrichtschickten, daß die Parther mit einer starken Macht über den Euphrat gegangen wä-

(¹⁸) Ibid. 9. 10. 11. (¹⁹) Ad Att. 3. 16. 17.
 (²⁰) Ibid. 14.

w're., um das römische Gebiet unter Anführung ihres Kronprinzen Pacorus anzugreifen. Cicero ließ daher nach Cilicien marschiren, damit er seine Provinz gegen die Anfälle der Feinde oder gegen innere Revolutionen deckte; weil aber nur von Cappadocien her, einer offenen nicht verwahrten Landstraße, ein Durchbruch möglich war; so nahm er seinen Weg durch dieses Königreich, und lagerte sich an der Gränze von Cilicien, ohnweit Ecbистра, am Fuß des Gebirges Taurus. Seine Armee bestand, wie schon bemerkt ist, aus zwölf tausend Mann Infanterie und zweitausend sechshundert Reutern, ohne die Hülfsstruppen aus den benachbarten Staaten, besonders vom Könige Dejotarus von Galatien, dem getreuesten Bundesgenossen der Römer, und Ciceros Freunde, auf dessen ganze Macht er sich verlassen konnte ⁽²¹⁾.

Während er im Lager stand, hatte er Gelegenheit, einen Auftrag des Senats auszuführen; den König Ariobarzanes von Cappadocien unter seinem Schutz zu nehmen, und für die Sicherheit seiner Person und seiner Regierung zu sorgen. Diesem Könige zu gefallen beschloß der Senat, was noch nie einem fremden Fürsten widerfahren war, daß seine Sicherheit dem Senate und römischen Volke angelegen seyn sollte. Des Königs Vater war von vers

B 2

räs

(21) Ibid. s. 20. Ep. fam. 15. 1.

kaiserlichen Unterthanen ermordet; eine ähnliche Verschwörung fürchtet der Sohn. Cicero machte daher in einer Versammlung seiner Offiziere dem Könige den Entschluß des Senats bekannt, und versicherte ihn, daß er demselben zu Folge bereit sei, ihn mit seinen Truppen und seinem Ansehen nach allen Maassregeln zu unterstützen, die er für die Sicherheit seines Reiches nöthig finden würde. Der König bezeugte dem Senate für die Ehre eines solchen Dekrets, und dem Cicero für die Sorgfalt, dasselbe zu vollstrecken, seine innigste Dankbarkeit, und versicherte, daß er jetzt keine Unruhen oder Anschläge auf sein Leben und seine Krone zu befürchten habe. Cicero wünschte ihm zu dieser Sicherheit Glück, rath ihm aber doch des Schicksals seines Vaters eingedenk, und nach dem Rathe des Senats wachsam für seine Person zu sein. So schieden sie von einander. Am nächsten Morgen kam der König mit seinem Bruder und seinen Rathsleuten ins Lager zurück, und bat Ciceron mit Thränen in den Augen um Schutz und Erfüllung des Dekrets. Er erzählte ihm, daß er unerwartet eine Verschwörung entdeckt habe, welche die Vertrauten derselben nicht eher wagen durften zu verrathen, bis Cicero im Lande angelangt sei. Jetzt hätten sie voll Zutrauen auf seine Hülfe alles angezeigt; selbst sein Bruder, der hier gegenwärtig sei, um die Wahrheit zu bezeugen, sei aufgefordert worden, unter dem Versprechen der Krone, der Verschwörung beizutreten. Er bat daher den Cicero, daß er ihm einige Truppen zur Bedeckung seiner

seiner Person gäbe. Cicero antwortete, daß er unmöglich bei den Unruhen eines bevorstehenden Krieges mit den Parthern, einen Theil seiner Armee missen könnte; da nun die Verschwörung entdeckt sei, so würden ja seine eignen Truppen hinreichen, die Folgen derselben zu vernichten. Er müsse lernen, als König zu handeln, indem er selber für sein Leben wache, und seine gesetzmäßige Gewalt ausüben, indem er die Urheber der Verschwörung bestrafe, und den übrigen verzeihe. Er brauche nichts weiter zu fürchten, wenn sein Volk das Dekret des Senats gehört habe, und eine römische Armee so nahe sähe, und so bereit, das Dekret zu vollziehen. — Nachdem Cicero dem Könige Trost und Muth eingeflößt hatte, rückte er auf Eilicien zu, und berichtete den Consuln und dem Senate in zwei Manifesten diesen Vorfall, und die Bewegungen der Parther. Auch schrieb er noch besonders an den Cato, der des Königs Ariobarzanes Patron war, und meldete ihm, daß er nicht nur des Königs Person gegen jede Gefahr gesichert, sondern auch dafür gesorgt habe, daß er in Zukunft mit Ehre und Würde regieren könne; denn er habe seinen ehemaligen Rath wieder mit ihm ausgesöhnt, den ihm Cato selber empfohlen, der aber durch die Kabale des Hofes gestürzt sei; und habe einen jungen unruhigen Priester der Bellona, der das Haupt der Mißvergnügten, und der nächste an Gewalt nach dem Könige gewesen, gezwungen, das Land zu verlassen ⁽²²⁾.

B 3

Dies

(22) Ep. fam. 13. 2. 3. 4.

Dieser König Ariobarjanes scheint durch seine Armuth zum Sprüchworte geworden zu sein:

Mancipii locuples, eget aeris Capadocum rex.

Hor. ep. I. 6.

Die römischen Generale und Stadthalter hatten ihn sehr bedrückt; er war ihnen große Summen schuldig, die er theils geborgt, theils für erwiesene Dienste versprochen hatte. Die Großen von Rom trieben ihr Gewerbe damit, daß sie Fürsten oder Städten, die unter dem Schutze des Reiches standen, Geld auf übertriebene Zinsen liehen. Man hielt dies für eine Politik, die beiden Theilen nützlich sei; den Prinzen, weil sie die Mächtigen der Republik durch eine anständige Pension zu ihrem Besten verpflichteten; den Römern, weil sie ihr Geld so auf die vortheilhafteste Art unterbrachten. Die gewöhnlichen Zinsen von solchen in Provinzen verliehenen Kapitalien waren ein Procent auf den Monat mit Zinsen von den Zinsen. Das war das geringste. In außerordentlichen Fällen, oder wo man etwas wagte, wurde viermal so viel genommen. Pompejus empfing von eben diesem Könige monatlich über sechs tausend Pfund Sterling, welches nur ein kleiner Theil von seinen gesammten Zinsen war. Auch Brutus hatte ihm eine große Summe vorgeschossen, und bat den Cicero dringend, daß er ihm das Kapital mit den Zinsen wieder verschaffen sollte; aber Pompejus Agenten drangen so auf die Bezahlung

lung, und der König war so von Gelde entblößt, daß Cicero wenig Hoffnung hatte, etwas für Brutus zu erhalten, ob er gleich eifrig darauf drang. Als ihm Ariobarzanes ein ähnliches Geschenk an Gelde anbot, als er gewöhnlich den Stadthaltern gemacht hatte, schlug es Cicero großmüthig aus, und verlangte nur, daß er die Summe dem Brutus auszahlen sollte; aber der arme Prinz war so im Bedränge, daß er sich mit der Nothwendigkeit, andere drückendere Schulden bezahlen zu müssen, entschuldigte. Cicero meldete dem Atticus, der ihm des Brutus Sache empfohlen hatte, den Verlauf seiner vergeblichen Bemühungen.

„Ich komme nun, sagt er, auf Brutus, für den ich mir auf Deine Empfehlung alle Mühe gab, ja den ich zu lieben anfang; doch was sage ich? ich widerrufe mich selbst, damit ich Dich nicht beleidige. Glaube mir, ich ließ mir seinen Auftrag sehr angelegen sein. Er theilte mir eine schriftliche Vollmacht mit, wie Du schon mit mir abgeredet hattest. Ich habe alles treu ausgerichtet. Erst handelte ich mit dem Ariobarzanes, daß er dem Brutus die Talente schicken sollte, die er mir anbot. So lange er bei mir war, stand die Sache gut; darauf wurde er von sechshundert Agenten des Pompejus in die Enge getrieben. Pompejus vermag schon für sich allein mehr, als alle andere; dazu kam aber noch, daß man glaubte, er werde gegen die Parther kommen. Der König bezahlt nun dem Pompejus monatlich drei und dreißig attische Talente von seinen Einkünften; und das ist

zu den monatlichen Zinsen noch nicht hinlänglich. Unser Freund Enäus ist damit zufrieden, er entbehrt das Kapital, und läßt etwas an der Interesse schwinden. Der König kann keinem andern etwas bezahlen. Er hat keine Schatzkammer und keine Zölle. Nach Appians Einrichtung hebt er Kontributionen; aber die betragen kaum so viel, als Pompejus Zinsen ersodern. Zwei bis drei Freunde des Königs sind sehr reich, aber sie halten das Ihrige so fest, als ich und Du das unsrige. Doch lasse ich nicht ab, den König zu befragen, ihm zu rathen, und ihm Vorwürfe zu machen. Desotarus hat mir gesagt, daß er auch an ihn eine Gesandtschaft wegen Brutus Forderung geschickt habe; er habe ihm aber geantwortet, daß er selber kein Geld habe. Und das glaube ich auch, es ist kein Reich erschöpfter als das seinige, und kein König ärmer als er ^(*). "

Brutus hatte dem Cicero noch einen andern Auftrag ähnlicher Art gegeben, der ihm mehr Unruhe machte. Die Stadt Salamis auf Cyprus hatte zweien seiner Freunde, wie er vorgab, dem Scaptius und Matinius, über zwanzig tausend Pfund Sterling, laut einer Schuldverschreibung abgeliehen, und zahlte übertriebne Zinsen; Brutus bat daher den Cicero, seine Freunde in Schutz zu nehmen. Der Stadthalter Appian, des Brutus

(*) Ad Att. 6. 1.

tus Schwiegervater, hatte dem Scaptius alles, waram er gebeten wurde; gegeben; eine Präfectur in Ephyrus, nebst einigen Reutern, womit er die armen Salaminer jämmerlich plagte, um sie zur Einwilligung in seine unbilligen Forderungen zu zwingen. Er schloß ihren ganzen Senat im Versammlungshause ein, bis fünf Senatoren aus Hunger starben⁽²⁴⁾. Brutus suchte diesem Manne eben so Ciceros Gunst zu verschaffen; da aber Cicero diese Gewaltthätigkeit zu Ephesus von einer Gesandtschaft der Salaminer erfahren hatte, so war es sein erstes Geschäft, die Truppen von Ephyrus zurückzurufen, und dem Scaptius die Präfectur zu nehmen; denn er hatte es sich zum Gesetze gemacht, keinem, der Handlungs- oder Geldgeschäfte in einer Provinz hatte, ein Kommando in derselben anzuvertrauen. Um doch dem Brutus genug zu thun, befahl er den Salaminern, dem Scaptius die Schuld zu bezahlen, wozu sie auch nach seinem Edikte bereitwillig waren, worinne er geboten hatte, daß keine Schuld in seiner Provinz höher als mit einem Procent für den Monat verzinst werden solle. Scaptius weigerte sich, das Geld auf die Bedingung anzunehmen, und bestand auf vier Procent, worauf die Verschreibung lautete, und wodurch das Kapital bereits verdoppelt war. Die Salaminer betheuertem hingegen, daß sie die eigentliche Schuld nicht hätten bezahlen können,

B 5

(24) Ibid.

nen, wenn sie nicht Cicero unterstützt hätte. Er schenkte ihnen die dem Prätor gebührende Abgabe, die sich noch höher belief, als die geschnmäßige Forderung des Scapilius ⁽²⁵⁾.

Diese Erpressung erweckte Ciceros Unwillen, und er hatte der wiederholten Bitten des Brutus und Atticus ohngeachtet, beschlossen, sie zu hintertreiben. Brutus hatte endlich, um ihn desto eher zu bewegen, gestanden, daß das Kapital ihm zugehöre, und Scapilius nur sein Agent sei ⁽²⁶⁾. Cicero erstaunte um so mehr, und ob er gleich gern dem Brutus gefällig sein wollte, so konnte er doch eine so schreiende Ungerechtigkeit nicht befördern, sondern beklagte sich darüber oft in Briefen an Atticus. — „Du kennst nun, sagt er, die Gründe meines Betragens; wenn es Brutus nicht billigt, so habe ich keine Ursache, ihn zu lieben; aber ich bin überzeugt, sein Oheim Cato wird mein Betragen billigen ⁽²⁷⁾. In einem andern Briefe sagt Cicero: „Wenn Brutus glaubt, daß ich ihm hätte vier Procent lassen sollen, da ich durch ein Edikt nur ein Procent zu geben der ganzen Provinz befohlen hatte, womit die ärgsten Bucherer zufrieden sein können; wenn er sich beklagt, daß ich einem Manne die Präfectur versagte, der mit Handlungsgeschäften befaßt war, welches ich ebensfalls aus dem Grunde Deinem Freunde Lenius und dem Sextus Statius abschlug, obgleich Ter-

quatus

(²⁵) Ad Att. 6. 1. 5. 21. (²⁶) Ibid. (²⁷) Ibid. 5. 21.

quatus für den einen, und selbst Pompejus für den andern bat, und doch beide nicht durch meine abschlägliche Antwort beleidigt wurden; und wenn er es übel nimmt, daß ich die Reuterei aus Cyprus zurücknahm, so thut es mir wirklich leid, daß er glaubt, Ursache zu haben, mir zu zürnen, aber noch mehr, daß ich nicht in ihm den Mann finde, für den ich ihn hielt. Doch wünsche ich, Du bemerkest, daß ich nicht vergessen habe, woran Du mich in mehreren Briefen erinnertest, daß, wenn ich auch nichts weiter aus der Provinz zurückbrächte, Brutus Freundschaft ein hinlänglicher Gewinn sei. Laß es so sein, weil Du es willst, aber ich kann mich nur unter der Bedingung darauf einlassen, daß ich nichts gegen Recht und Billigkeit zu thun nöthig habe ⁽²⁸⁾. — “ In einem dritten Briefe schreibt Cicero: „Wie, mein theurer Atticus! Du lobst meine Rechtchaffenheit und mein gutes Betragen; Du bist oft unruhig, wie Du sagst, daß Du nicht bei mir sein kannst; und doch kann Deinem Wunde, wie Ennius sagt, ein solcher Gedanke entfliehen, daß Du von mir verlangst, ich sollte Scaptius Truppen zu seinen Gelderpressungen leihen? Könntest Du wohl; wenn Du bei mir wärest, mich so etwas thun lassen, wenn ich es auch wollte? — “ Hätte ich wirklich so etwas gethan, wie könnte ich ohne Erröthen meine Bücher wieder lesen oder berühren, die Dir so sehr gefallen ⁽²⁹⁾? —“

Cicero

(28) Ibid. (29) Ad Att. 6. 3.

Cicero schrieb ihm ferner im Vertrauen, daß Brutus Briefe, auch wenn er um eine Gefälligkeit gebeten habe, unartig und anmaßend gewesen wären, ohne Rücksicht, warum, und an wen er schreibe. Wenn er so fort fährt, sagt Cicero, so magst Du ihn allein lieben, wenn Du willst; an mir sollst Du keinen Nebenbuhler haben; aber ich hoffe, er wird auf bessere Gedanken kommen ⁽¹⁰⁾. Um zu beweisen, wie sehr er gewünscht habe, ihm einen Gefallen zu erzeugen, ließ er nicht nach, den König Ariobarzanes zu mahnen, bis er hundert Talente von ihm erhalten hatte, einen Theil von Brutus Kapitale, etwa zwanzigtausend Pfund, wahrscheinlich dieselbe Summe, die für Cicero bestimmt war ⁽¹¹⁾.

Als Cicero im Lager in Cappadocien die Bewegungen der Parther abwartete, erhielt er die Nachricht, daß sie einen ganz andern Weg genommen hatten, und auf Antiochien in Syrien losgegangen waren, wo sie den C. Cassius eingeschlossen hielten; und daß ein Theil von ihnen wirklich in Cilicien eingedrungen, aber von den Truppen, die zur Bedeckung des Landes dort standen, geschlagen und abgeschnitten war. Er brach daher gleich auf, rückte in starken Tagemärschen über das Gebürge Taurus, und eilte, sich des Passes Amanus zu bemächtigen, eines großen und festen Berges, zwischen

(10) Ibid. 6. 1. (11) Ibid.

schen Syrien und Cilicien, auf der Gränze beider Länder. Die Annäherung seiner Armee an Syrien benahm den Parthern den Muth; sie zogen sich von Antiochien zurück, Cassius that einen Ausfall, und gewann großen Vortheil; denn einer von den vornehmsten Generalen der Feinde, Osaces ward tödtlich verwundet ⁽³²⁾.

Als der Krieg mit den Parthern, die durch Crassus Niederlage so furchtbar geworden, noch nicht entschieden war, so wurden Ciceros Freunde für seine Sicherheit und sein Glück besorgt, weil sie von seinen Talenten als Soldat keine vortheilhaften Begriffe hatten. Aber jetzt, da er aus Noth gedrungen, den Feldherrn machen mußte, zeigte er auch, wie es scheint, den Muth und die Klugheit eines erfahrenen Kriegers. „Wir haben guten Muth,“ schrieb er aus dem Lager an Atticus, wir nehmen gute Maasregeln, und verlassen uns auf unsern Arm. Wir sind fest verschanzt, es fehlt nicht an Lebensmitteln; wir liegen im Angesichte von Cilicien; allenthalben steht uns der Ausweg offen; meine Armee ist klein; aber, wie ich hoffe, voll guten Willens für mich. Ich werde sie doppelt verstärken, wenn Desotarus mit seinen Truppen kommt. Ich habe treuere Bundesgenossen, als irgend jemand, meine Herablassung und meine Enthaltksamkeit erfüllt sie mit Verwunderung.

Ich

(³²) Ad Att. 5. 20.

Ich lasse noch römische Bürger werben, Getreide in sichere Magazine bringen. Wir können uns nach Umständen, mit dem Schwerte in der Hand, oder durch unsere Stellung vertheidigen. Sei also gutes Muths; denn ich sehe Dich, als stündest Du vor mir, ängstlich besorgt ⁽¹¹⁾. "

Nachdem die von den Parthern gedrohte Gefahr für dieses Jahr vorbei war, beschloß Cicero, daß seine Mühe nicht umsonst sein, und seine Armee nicht entlassen werden solle, bevor er etwas Wichtiges gethan hätte. Die Einwohner der Gebirge, an denen er jetzt stand, waren kühne unbeschwungene Räuber, die mit ihren Burgen den Römern trohten, weil man sie ihrer Lage wegen unüberwindlich glaubte. Cicero meinte also, es würde dem Staate ein großer Dienst geschehen, wenn er sie bezwänge. Um sie zu überraschen, ließ er aufbrechen, und gab vor, er wolle nach einer entfernten Gegend von Cilicien marschiren.

Nach einem Tagemarsche ließ er anhalten, und nachdem seine Armee ausgeruht hatte, ließ er das Gepäck zurück, kehrte in der Nacht schleunigst um, und erreichte den Amanus vor Tages Anbruch am dreizehnten October. Er theilte seine Truppen unter seine vier Legaten; er selber führte in Begleitung seines Bruders einen Trupp an.
Er

(11) Ibid. 5. 18.

Er überfiel die Bergbewohner, und ließ sie theils niederhauen, theils gefangen nehmen. Sechs feste Burgen wurden erobert, und noch mehr geschleift; aber das Hauptst. Erana wehrte sich tapfer von Tages Anbruche, bis um vier Uhr Nachmittags. Nach dieser glücklichen Unternehmung wurde Cicero von der Armee zum Imperator ausgerufen; er lagerte sich nun am Fuße der Gebirge, und zerstörte noch fünf Tage lang die übrigen Schanzen und Fluren der Bergbewohner. Hier lagen seine Truppen auf demselben Felde, wo einst Alexander der Große gestanden hatte, als er den Darius bei Issus schlug. Es standen noch drei Altäre; Denkmalen seines Sieges mit seinem Namen bis auf den Tag bezeichnet. Cicero scherzte hiersüber in seinen Briefen an seine Freunde in Rom (24).

Vom Amanus führte Cicero seine Armee nach einer andern Seite des Hochlandes, wo ein freies und kühnes den Römern verhaßtes Volk wohnte, das selbst ehemals nicht einmal von den Königen dieser Provinz bezwungen war. Seine Hauptstadt hieß Pindenissus, an einem steilen felsichten Hügel gelegen, von Natur und Kunst befestigt, und mit allem zur Gegenwehr versehen. Sie war der Zufluchtsort aller Ueberläufer, und die Herberge fremder Feinde; auch hatte sie um eben diese Zeit die Parther

(24) Ad Att. 5. 20. Ep. fam. 15. 4. 2. 10.

Parther aufnehmen wollen. Cicero wollte ihren Frevel bestrafen, und sie den Römern unterwerfen; er belagerte sie also. Aber er gleich die Belagerung mit aller Hige betrieb, und sein Geschütz unablässig spielen ließ, so kostete es ihn doch sechs Wochen, ehe er sie zur Uebergabe brachte. Die Einwohner wurden als Sklaven verkauft; und als Cicero die Nachricht auf seinem Tribunale schrieb, hatte er bereits an hundert tausend Pfund durch diesen Handel eingenommen. Alle übrige Beute, ausgenommen die Pferde, wurde den Soldaten gegeben. Cicero schrieb an den Atticus: Die Einwohner von Pindenissus ergaben sich mir am Tage der Saturnalien, nach einer Belagerung von sieben und vierzig Tagen. Aber was sind das für Menschen? wirst du sagen, ich hörte nie etwas von ihnen — dafür kann ich nicht. Kann ich Cilicien in Aetolien oder Macedonien umwandeln? Nimm es übrigens nur für gewiß an, daß Niemand mit einer solchen Armee mehr thun konnte, als ich that ⁽¹²⁾. —

Nach diesem Vorfalle ergab sich eine benachbarte Nation, eben so kühn und muthig, die Tiburani, unaufgefordert, durch das Schicksal von Pindenissus geschreckt, und sendete Geiseln. Cicero schickte hierauf seine Armee unter dem Kommando seines Bruders in die Winterquartiere, in die Gegenden der Provinz, die am unruhigsten schienen. ⁽¹³⁾

Dreiß-

(¹²) Ep. fam. 15. 4. Ad Att. 5. 20. (¹³) Ep. fam. 15. 4.

Dreissigstes Kapitel.

Vibulus wird in Syrien von den Parthern geschlagen — Cicero verlasst ein Dankfest; Cato ist daaraen — Sein Brief an den Cicero — Cicero sorgt für das Beste seiner Provinz — Appian wird darüber eiferschickig — Lullia vermahlt sich mit dem Dolabella — Das römische Volk ähnet mit bangen Furcht den nahen Ausdruck der Feindschaft des Cäsars und des Pompejus.

Als Cicero noch im Felde stand, schickte ihm Vaspinius Pätus, ein Epikureer und witziger Kopf, der sein Vertrauter war, und jetzt einen scherzhaften Briefwechsel mit ihm führte, einige militärische Vorschriften. Cicero antwortete hierauf: Dein Brief hat mich zum vollkommenen Generale gemacht; ich habe vorher Deine große Geschicklichkeit in der Kunst, Krieg zu führen ganz verkannt; aber nun sehe ich, daß Du den Porrrhus und Cincas (*) gelesen hast. Ich werde Deine Vorschriften befolgen, und vor allem Schiffe an der Küste bereit halten; denn sie sollen die beste Wehr gegen die Parthischen Reuter sein. Doch Scherz bei Seite; Du weißt nicht, mit was für einem Generale Du zu thun hast; denn jetzt habe ich in Ausübung gebracht, was ich sonst aus Eprus Erziehungsgelesichte gelernt hatte⁽¹⁾. Ciceros Kriegsthaten versbreiz

(*) Abnia Porrrhus und sein Legate Cincas hatten beide über die Taktik geschrieben.

(¹) Ep. fam. 9. 25.

breiteten seinen Ruf nach Syrien, wo Vibulus eben angekommen war, um das Kommando zu übernehmen. Er hatte sich so lange in Antiochien eingeschlossen, bis das Land von den Parthern befreit war. Neid über Ciceros Glück und seinen Titel Imperator machte ihn begierig, dieselbe Ehre durch eine ähnliche Unternehmung an der syrischen Seite des Amanus zu erringen. Er hatte aber das Unglück, zurückgeschlagen zu werden, und die erste Kohorte und verschiedene brave Officiere zu verlieren. Ein Schlag, sagt Cicero, der sehr zur Unzeit kam ⁽²⁾.

Obgleich Cicero am Amanus einen vollkommenen Sieg erfochten, und deswegen den Titel Imperator erhalten hatte, den er von dieser Zeit annahm; so schickte er doch keine Depesche nach Rom, bis er Pindenissus erobert hatte. Dieses war eine ruhmvolle und wichtigere Begebenheit; und er erwartete dafür die Ehre eines Dankfestes, und nährte die Hoffnung auf einen Triumph. Sein Bericht an die Nation ist verloren gegangen; dafür haben wir aber die umständliche Erzählung des Vorfalls in einem Briefe an Cato. Cicero bewies dem Cato diese Aufmerksamkeit, um ihn zu bewegen, für das Dankfest zu stimmen; die Mühe, die er sich gab, diese Zustimmung zu erlangen, da er doch ohnedem seine Absicht erreichen konnte, be-
weist,

(2) Ad Att. l. 5. 20.

Deine Unschuld, Deine in den wichtigsten Angelegenheiten geprüfte Thätigkeit sich im bewaffneten Lager so zeigt, wie auf dem friedlichen Forum. Mit gutem Gewissen konnte ich das Lob unterschreiben, daß die Provinz durch Deine Unschuld und Klugheit vertheidigt, Ariobarzanes und sein Reich erhalten, und die Bundesgenossen unserm Staate zugerhan geworden sind. Es freut mich, daß ein Dankfest beschlossen ist, da Du es lieber willst, daß wir für eine Sache, die nicht von ohngefähr, sondern durch Deine Klugheit und Mäßigung ausgeführt ist, den Göttern, nicht Dir den Dank schuldig sein sollen. Wenn Du aber glaubst, daß ein Dankfest den Weg zum Triumphe bahne, und Du deswegen lieber den Zufall, als das Verdienst willst loben lassen; so wisse, nicht immer folgt der Triumpf auf die Supplikation, und es ist herrlicher als ein Triumpf, wenn der Senat das Urtheil fällt, daß eine Provinz vielmehr durch die Sanftmuth und Unschuld des Feldherren, als durch die Gewalt der Waffen und die Güte der Götter gerettet und erhalten sei. So denk ich. Ich habe Dir gegen meine Gewohnheit weitläufig geschrieben, weil ich wünsche, daß Du überzeugt werdest, ich habe Deinen Ruhm so befördern wollen, wie ich es für das Ehrenvollste hielt; und daß ich mich freue, daß das geschehen ist, was Du lieber wolltest. Leb wohl! Behalte mich lieb. Beweise der Republik und den Bundesgenossen noch ferner auf der anzutretenden Bahn Deine Gerechtigkeit und Deine Thätigkeit (*).

Cäsar

(*) Ep. fam. 15. 5.

Cäsar freute sich, als er Catos Starrsinn ersah, weil er hoffte, daß Cicero deswegen kälter gegen ihn werden würde. In einem Glückwünschungsschreiben an Cicero über den Sieg seiner Waffen und das Dankfest, rügte er auch Catos Ungefälligkeit und Undankbarkeit (*). Cicero war selber sehr unzufrieden darüber; besonders da Cato bald hernach für ein Dankfest für seinen Schwiegersohn Bibulus, der es weit weniger verdiente, stimmte. Cato, sagt er, war schändlich böshaft; er gab mir, was ich nicht verlangte, ein Zeugniß eines schuldlosen Charakters, der Gerechtigkeit und Gnade; aber er schlug mir ab, was ich verlangte; und dennoch verlieh er eben dasselbe nach zwanzig Tagen dem Bibulus; verzeih mir, wenn ich diese Behandlung nicht leiden kann (*). — Da aber Cicero demohngeachtet von Cato eine gute Meinung hatte, und er ferner auch noch beim Senate um einen Triumph nachsuchen wollte, so verstellte er seinen Zorn, antwortete ihm höflich, und bezeugte ihm seine Zufriedenheit und seinen Dank für das, was er zu thun für gut gefunden hätte (*).

Ciceros Feldzug endete so, wie es ihm Cälius in einem Briefe gewünscht hatte; er hatte einen Kampf bestanden, der ihn auf den Lorbeer Anspruch gab, und war doch der Gefahr eines Gefechts mit den Parthern nicht ausgesetzt gewesen (*). Wahr-

E 3

rend

(*) Ad Att. 7. 2. (*) Ibid. (*) Ep. fam. 15. 6. (*) Ep. fam. 2. 10. 8. 5.

während der zwei Monate des Feldzuges schickte Cicero seinen Sohn und seinen Enkel an den Hof des Desjotarus, unter der Aufsicht des Sohnes des Königs, der gekommen war, um sie einzuladen. Sie wurden streng zu geistigen und körperlichen Übungen angehalten, und machten in beiden große Fortschritte; obgleich, wie Cicero sagt, der eine mit der Ruthe, der andre mit dem Sporn angetrieben werden mußte. Ihr Hofmeister Dionysius begleitete sie, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit, aber, wie seine jungen Zöglinge klagten, schrecklich hitzig (*). Desjotarus rückte mit seiner ganzen Macht aus, als er vom Anmarsche der Parther etwas erfuhr, um sich mit Ciceros Armee zu vereinigen. Er hatte dreißig Kohorten, jede von vierhundert Mann, bewaffnet und geübt nach Art der Römer, und zweitausend Reuter bei sich. Als der Feind vom Einfall der Parther vorüber war, schickte ihm Cicero Kuriere entgegen, damit er nicht ohne Noth so weit von seinem Lande sich entferne (**). Der alte König scheint die Kinder selber wieder zurückgebracht zu haben, um Cicero seine Achtung zu beweisen, und einige Zeit bei seinem Freunde zu bleiben; denn Cicero spricht von einer Unterredung mit dem Könige (").

Cicero

(*) Ad Att. 5. 17. 6. 2. (**) Ibid. Ep. fam. 15. 4.

(") Ad Att. 6. 1. 5. 21.

Cicero verwendete die übrige Zeit seiner Stadthalterschaft zu bürgerlichen Angelegenheiten der Provinz; und sein Hauptgeschäft war, verschiedene Städte und Gegenden von der drückenden Schuldenlast zu befreien, wozu sie der Geiz und die Raubsucht der vorigen Stadthalter gestürzt hatte. Er hatte es sich zur festen Regel gemacht, daß weder für ihn, noch für seine Offiziere Geld ausgeben werden sollte. Als einer seiner Legaten, L. Tullius, auf dem Marsche durch das Land nur Lebensmittel und Feuerung, wie es ihm doch dem Rechte nach zusam, gefodert hatte; und zwar nur einmal, nicht wie alle seine Vorgänger von jeder Stadt und jedem Dorfe, wodurch sie giengen; war Cicero unzufrieden, und beklagte sich, es sei ein Schandfleck in seiner Regierung, denn Niemand von seinem Gefolge habe sonst etwas angenommen. Alle größere Städte der Provinz pflegten den Proconsuln große Summen dafür zu zahlen, daß sie der Armee keine Winterquartiere gaben; Cyprus allein zahlte jährlich hundert Talente, oder vierzig tausend Pfund; aber Cicero erließ ihnen diese beträchtlichen Summen, und wendete alle ihm gebührende Einkünfte zur Unterstützung der bedrückten Provinz an. Für alle diese Dienste und diese Großmuth, die das arme Volk in Erstaunen setzte, nahm er keine andere Ehre, als Dankfagungen an; jedes kostspielige Denkmal, als Statuen, Tempel, metallene Pferde u. s. w. die von den schmeicheln den Asiatischen den Stadthaltern, wenn sie auch noch so ungerecht waren, errichtet wurden, verbat er.

Als er die asiatischen Distrikte bereisete, war Huns-
gersnoth im Lande; wohin er kam, sorgte er für
sein Gefolge auf seine Kosten, und bewog auch die
Kaufleute und Händler, die Kornvorrath aufgeschüt-
tet hatten, ihre Boden für billige Preise zu öff-
nen ⁽¹²⁾. Er war selber freigebig und gastfrei,
hielt offene Tafel nicht allein für die römischen Offi-
ziere, sondern auch für den Adel der Provinz ⁽¹³⁾.
Er beschrieb dem Atticus in folgendem Briefe seine
ganze Verwaltung.

„Ich sehe, Du bist mit meiner Enthalt-
samkeit sehr zufrieden; Du würdest es noch mehr sein,
wenn Du bei mir wärest, besonders in Laodicea,
wo ich in den Sitzungen, die ich eben, wegen der
Angelegenheiten der Diöcesen vom dreizehnten Fe-
bruar bis zum ersten Mai hielt, Wunder that.
Viele Städte sind ganz von ihren Schulden befreit,
viele sehr erleichtert, alle haben neues Leben erhal-
ten, nachdem ihnen erlaubt ist, sich nach ihren
Gefügen selber zu regieren. Durch zwei Mittel
habe ich sie in den Stand gesetzt, sich von ihrer
Schuldenlast zu befreien, oder sich zu erleichtern; ei-
nes besteht darin, daß ich nicht zugebe, daß sie
für mich die geringste Summe verschwenden. Ich
übertreibe es nicht, wenn ich sage, nicht die ge-
ringste Summe, nicht einem As; und es ist bei-
nahe unglaublich, wie viel ihnen dieses Mittel allein
gehols

(12) Ad Att. 5. 21. (13) Ad Att. 5. 15.

geholfen hat. Das andere ist dieses: durch ihre eignen griechischen Magisträte waren sie gemißhandelt und geplündert worden; ich prüfte daher jeden, der seit zehn Jahren ein Amt hatte; sie gestanden alle; und um die Schande einer öffentlichen Uebersührung zu vermeiden, gaben sie alles Geld zurück, das sie geraubt hatten. Das Volk, das unsern Pächtern für das gegenwärtige Lustum noch nichts abgetragen hatte, hat jetzt ohne Murren den Rückstand vom vorigen bezahlt. Hierdurch haben mich die Generalpächter sehr lieb gewonnen; ein dankbares Volk, wirst du sagen; ich habe sie auch so gefunden. — Ich werde den Rest meiner Rechtspflege eben so eifrig verwalten, und die Bewunderung meiner Gnade und Herablassung vermehren. Zu mir ist der Zutritt nicht so schwer, wie zu andern provincial Statthaltern; mein Kammerdiener braucht nicht den Weg zu bahnen. Ich stehe schon vor Tages Anbruch auf, und gehe bei offenen Thüren in meinem Saale auf und nieder, wie ich es in Rom als Kandidat zu thun pflegte. Das ist hier eine große Gnade; mir macht es nach meiner alten Gewohnheit und meinen Grundsätzen gar keine Beschwerde⁽¹⁴⁾ —

Appian wurde durch Ciceros Regierung sehr verdunkelt; er sah sie als einen Vorwurf über seine eigene an, und beklagte sich schriftlich bei Cicero, daß er einige seiner Einrichtungen wieder umstürzte. „Kein Wunder, sagt Cicero, daß er mit meiner

E 5

Ver-

(14) Ibid. 6. 2.

Verwaltung unzufrieden ist; denn was kann sich unähnlicher sein, als seine und meine Regierung? Unter ihm wurde die Provinz durch Unkosten und Erpressungen erschöpft; unter mir wird kein Heller zum öffentlichen oder Privat Gebrauch gefodert. Was soll ich von seinen Praefecten, seinen Begleitern und Legaten sagen? was von ihrer Raubgier und ihren Ungerechtigkeiten? und jetzt wird kaum eine Familie mit solcher Ordnung, Zucht und Mäßigkeit regiert, als meine Provinz. Einige von Appian's Freunden legen dies lächerlich aus, als wollte ich meinen Charakter dadurch auf Kosten des meinigen in ein vortheilhafteres Licht setzen; und als thät ich dies alles, nicht um meines eignen guten Namens willen, sondern um ihn verhaßt zu machen ⁽¹⁵⁾. — Cicero wünschte nach seiner Ausöhnung mit Appian recht sehr, und aus Rücksicht für seine Familie und seine großen Verbindungen in gutem Vernehmen mit ihm zu bleiben; denn eine von Appian's Töchtern war an Pompejus Sohn, die andere an Brutus verheirathet ⁽¹⁶⁾. Ob also gleich ihre Grundsätze ganz von einander abwichen, so bezeugte doch Cicero immer die größte Achtung gegen den Appian, selbst wenn er seine Dekrete aufheben mußte; und er betrachtete sich nur als den zweiten Arzt, der zu einem Kranken gerufen war, bei dem er es nöthig fand, die Heilungsmethode zu verändern, und ihm lindernde und stärkende Mittel

(¹⁵) Ibid. 6. 1. (¹⁶) Ep. Fam. 2. 13.

Mittel zu geben, nachdem er durch Ausleerungen und Aderlässe entkräftet worden ⁽¹⁷⁾.

Sobald Cicero die Statthalterschaft von Cilicien erhalten hatte, meldete er es dem Appius, und bat ihn, daß er ihm die Provinz so, wie ein Freund von dem andern erwartete, überliefern möchte, da er ihm mit den freundschaftlichsten Gesinnungen nachfolge ⁽¹⁸⁾. Als Appius in der Antwort eine Unterredung wünschte, so betrieb Cicero die Sache als etwas wichtiges für beide; und um ihn nicht zu verfehlen, berichtete er ihm seinen ganzen Reiseplan, und erbot sich ihn so einzurichten, daß sie sich da sprechen könnten, wo es Appius am liebsten wünsche. Appius wurde aber gleich durch die ersten Edikte, die Cicero bekannt machte, so beleidigt, daß er ihm deswegen aus dem Wege gieng; und so wie sich Cicero der Provinz näherte, entfernte sich Appius immer weiter, und überraschte ihn auf einmal so plötzlich, daß ihn Cicero nicht standesmäßig empfangen konnte. Appius ergriff diese Gelegenheit, brauchte sie als einen neuen Grund über Ciceros Stolz zu klagen, weil er ihm den gewöhnlichen Beweis der Achtung nicht gegeben hätte ⁽¹⁹⁾.

Cicero wurde hierdurch aufgebracht — Einer von meinem Gefolge, sagt er, benachrichtigte mich, du habest dich darüber beschwert, daß ich dir nicht entgegen gekommen sei; ich verachte dich aus Stolz.
Als

(¹⁷) Ad Att. 6. 1. (¹⁸) Ep. Fam. 3. 2. (¹⁹) Ibid. 5.

Als dein Diener um Mitternacht zu mir kam, und mir meldete, du wollest bei mir vor Tages Anbruch in Iconium eintreffen, mir aber den Weg nicht anzeigen konnte, da es zwei verschiedne gab; so schickte ich meinen Freund Varro auf den einen, und den Kommandeur meiner Artillerie N. Lepta auf den andern, mit dem Befehle, mir bei Zeiten deine Ankunft zu melden, daß ich dir selber entgegen gehen könnte. Lepta kam bald in aller Eil zurück, und sagte, daß du bereits bei dem Lager vorbei gekommen seist. Ich gieng hierauf gleich nach Iconium, das übrige weißt du. Wollte ich dir also nicht entgegen gehn? nicht dem Appian Claudius, damals Imperator, und vor allem meinem Freunde? Ich, der ich immer zuvorkommender bin, als ich es nöthig hätte? doch genug hiervon. Derselbige Mensch sagte mir, du habest dich beklagt; Wie? Appian gieng dem Lentulus entgegen, Lentulus dem Appian; aber Cicero wollte nicht den Appian empfangen. Könntest du so unartig reden? du ein Mann nach meinem Bedünken, von der größten Klugheit, Gelhrsamkeit, Erfahrung, und, wenn ich so sagen darf, Artigkeit, welches die Stoiker auch für eine Tugend halten. Glaubst du, daß dein Appian und Lentulus mehr Gewicht in meinen Augen haben, als der Schmuck der Tugend? Ehe ich die Ehrenstellen erhalten hatte, die in den Augen der Welt die größten sind, bewunderte ich nie jene Namen deiner Vorfahren; ich sah diejenigen, die sie dir hinterließen, für große Männer an; nachdem ich aber die höchsten Befehlshaberstel-

len

len bekleidet, und weder Ehrenstellen noch Ruhm mehr zu wünschen hatte, hielt ich mich nie für erhabner als dich, sondern hoffte nur dir gleich geworden zu sein. Nicht anders dachte auch Pompejus, den ich allen Menschen, die je lebten, vorziehe, noch Lentulus, den ich über mich selber schätze. Wenn du aber noch anderer Meinung bist, so wird es dir nicht schaden, wenn du mit Aufmerksamkeit lesen willst, was Athenodorus über diesen Gegenstand sagt, damit du lernst, was wahrer Adel sei. Um auf den Hauptpunkt wieder zurück zu kommen; ich verlange, daß du mich nicht allein für einen Freund, sondern auch für einen zärtlichen Freund halten sollst; und dich zu überführen, daß ich es bin, soll meine größte Sorge sein. Wenn du aber merken läßt, daß du in meiner Abwesenheit weniger für mein Bestes besorgt bist, als meine Mühe für das deine es fodert, so entlasse ich dich dieser Sorge:

Andre sind um mich,
Die mich noch ehren, vor allem Zeus der waltende
Vater.

Pl. 1, 175.

Wenn du von Natur zankfüchtig bist, so soll das doch meine Dienfertigkeit und meine Wünsche für dich nicht stören; höchstens wird es mich gleichgültig dagegen machen, wie du es aufnimmst. Ich habe dies mit mehr als gewöhnlicher Freimüthigkeit geschrieben, im Bewußtsein meiner erfüllten Pflicht und meiner Liebe, die ich nach Ueberlegung
und

und Wahl verschenkt habe, und die du nach Gesallen behalten kannst, so lange du es für gut findest⁽²⁰⁾.

Ciceros Briefe an Appian machen ein Buch seiner freundschaftlichen Briefe aus, und sind größtentheils voll Klagen über ihre gegenseitige Eifersucht. Bei dieser wankenden Lage ihrer Freundschaft, ereignete sich in Rom ein Umstand, welcher derselben beinahe ganz ein Ende gemacht hätte. Ciceros Tochter Tullia, hatte sich wahrscheinlich durch eine Ehescheidung von ihrem zweiten Gemal Crassipes getrennt⁽²¹⁾, und war in ihres Vaters Abwesenheit an einen dritten, an P. Cornelius Dolabella verheirathet. Es wurden ihr verschiedene Parthien angetragen, unter andern auch T. Claudius Nero, der nachher die Livia heirathete, die ihm vom Augustus wieder genommen wurde. Nero wendete sich mit seinem Antrage an Ciceron in Cilicien; dieser wies ihn an seine Tochter, der er ihre Angelegenheit selber überlassen hatte. Ehe sie aber den Antrag erfuhr, hatte sie schon dem Dolabella ihre Hand gegeben; denn sie war von seinem schmeichelhaften Betragen gefesselt⁽²²⁾. Er war ein Edelmann patricischer Abkunft, ein Mann von

(²⁰) Ep. Fam. 3. 7. (²¹) Denn Crassipes scheint noch gelebt zu haben, und zwar in einem Mißverständnisse mit Cicero. Außer dem Pirrus nennt ihn Cicero den einzigen Senator, an den er nicht wegen seines Dankfestes zu schreiben für gut fände. Ad Att. 7. 1. (²²) Ad Att. 6. 6.

von vielen Gaben und guter Erziehung; aber von einem heftigen, kühnen, und ehrgeizigen Temperamente, Cäsars eifriger Anhänger. Er liebte Vergnügungen und Aufwand, und es ließ sich hoffen, daß Tullias Klugheit ihn zurück halten würde; seine Vermögens Umstände waren sehr zerrüttet, worüber Cicero sehr bekümmert wurde, als er es nachher erfuhr⁽²³⁾. Dolabella gab eben, als er seine Vermählung nach einer Ehescheidung von seiner ersten Frau⁽²⁴⁾, vollzog, einen Beweis seines unternehmenden Geistes; er klagte den Appius Claudius an, wegen unterschlagener Gelder in Cilicien, und Bestechungen bei seiner Bewerbung um das Consulat. Cicero wurde hierdurch in große Verlegenheit gesetzt, und es entstand natürlich der Verdacht, daß er die Klage heimlich befördert habe, da der Kläger sein Schwiegersohn war. Er entschuldigte sich deswegen bei Appius, und ob er sich wohl etwas verstellte, daß er gar nichts davon wisse, so betheuerte er doch mit der größten Aufrichtigkeit, daß er an der Klage nicht den geringsten Antheil habe, und darüber sehr unruhig sei. Da er aber dem Appius als sein Nachfolger in der Statthalterschaft am mehrsten bei dem Prozesse dienen oder schaden konnte, so suchte ihn Pompejus, der den Appius in Schutz nahm, zu gewinnen, und wollte in dieser Angelegenheit einen seiner Söhne an ihn schicken; aber Cicero überhob ihn der Mühe,

(²³) Ad Att. 7. 3. Ep. Fam. 2. 15. 8. 13. 16.
 (²⁴) Ibid. 2. 6.

Mühe, indem er sich öffentlich für den Appianus erklärte, und ihn von Seiten der Provinz alles versprach, was ihm dienen konnte. Er glaubte sich hierzu verpflichtet, um dem Verdacht einer Verrätherie gegen seinen neuversöhnten Freunde zuvor zu kommen ⁽²⁵⁾. Appianus vermieth daher den Prozeß nicht allein nicht, sondern suchte ihn sogar zu Stande zu bringen; er gab seinen Anspruch auf einen Triumph auf, gieng in die Stadt, stellte sich vor die Richter, ehe ihn sein Ankläger erwartete, und wurde ohne Schwierigkeit von beiden Klagen frei gesprochen.

Kurz nach diesem Prozesse wurde Appianus mit dem Piso, Cäsars Schwiegervater zum Censor gewählt. Sie waren die letzten, die dieses Amt während der freien Republik verwalteten. Clodius Gesetz, dessen wir oben erwähnten, wodurch die Gewalt dieser Magisträte sehr eingeschränkt wurde, war im vorigen Jahre vom Consul Scipio aufgehoben, und ihr ehemaliges Recht war ihnen wieder gegeben ⁽²⁶⁾, welches Appianus nun streng ausübte. Er lebte zwar selber ausschweifend, aber er glaubte seinen Charakter unter dem Schein einer verstellten Strenge zu verbergen, und für einen Bewunderer der alten Disciplin zu gelten, wodurch so viele seiner Vorfahren berühmt geworden waren. Caelius schilderte ihn scherzend dem Cicero also: Weißt du, daß der Censor Appianus Wunder unter uns thut,

(²⁵) Ibid. l. c. und 2. 13. 3. 12. (²⁶) Dio. p. 147.

thut, Statuen und Gemälde, die Zahl unsrer
Meßer und die Bezahlung der Schulden betreffend?
Er hält das Censoramt für Seife oder Salpeter,
und denkt sich damit zu reinigen; aber er irrt sich;
denn indem er sich bemüht, seine Flecke abzuwas-
schen, öfnet er seine Adern und Eingeweide, und
läßt um so tiefer in sich blicken. Eile zu uns um
aller Götter willen, damit Du Dich satt lachest.
Drusus ist Richter über den Ehebruch nach dem
Scantinischen Gesetze; und Appius über Statuen
und Gemälde ⁽²⁷⁾. “ — Dieser vergebliche uns-
zeitige Versuch einer Sittenverbesserung wirkte nicht
allein nichts Gutes, sondern machte auch das
Volk dem Pompejus, das mit dem Appius eng verbun-
den war, abgeneigt. Sein Kollege Piso sah die
Folgen voraus, er saß daher ruhig, ließ ihn die
Ritter und Senatoren nach Gefallen beleidigen.
Appius verfuhr dabei nach Willkühr; unter andern
stieß er auch den Geschichtschreiber Sallustius aus
dem Senate, und man konnte ihn kaum zurückhal-
ten, daß er nicht eben diesen Schimpf dem Curio
anthat, der immer mehr Freunde für Cäsar warb,
und dessen Macht vermehrte ⁽²⁸⁾.

Das römische Volk hatte in diesem Jahre keine
wichtigere Angelegenheit vor Augen, als den Bruch
zwischen dem Cäsar und Pompejus, der jetzt uns
ver-

(27) Ep. fam. 8. 14. (28) Dio 49. p. 150.

vermeidlich schien, und an dem alle für die eine oder die andere Parthei Antheil nahmen. Auf Pompejus Seite war der größte Theil des Senats und der Magisträte nebst den Bessern von jedem Range; für Cäsarn verbanden sich alle Verbrecher, alle, die Strafen gelitten oder verdient hatten; der größere Theil der Jugend und der Pöbel der Stadt, einige von den populären Tribunen, und alle, die von Schulden gedrückt waren, und eines Anführers bedurften, der ihren Absichten angemessen, kühn, und wohl gerüstet war, und nichts, als einen Vorwand brauchte. So schildert uns Cicero die Lage des Staats, und Cälius stimmt mit ihm überein. Ich sehe, sagt er, daß Pompejus den Senat, und alle, die vernünftig denken, für sich hat; Cäsar aber alle, die in Furcht und Unglück leben; aber ihre Truppen sind nicht zu vergleichen ⁽²⁹⁾. — Cäsar hatte den gallischen Krieg beendet, und die ganze Provinz unter das römische Joch gebracht, obgleich sein Kommando beinahe zu Ende war, schien er doch nicht daran zu denken, es aufzugeben, und in den Privatstand zurückzukehren; denn er gab vor, er könne nicht sicher sein, wenn er seine Armee verlasse, da Pompejus noch das Kommando über die Provinz Spanien auf fünf Jahr verlängert erhalten habe ⁽³⁰⁾. Um ihn zufrieden zu stellen, hatte der Senat indessen darein gewilliget, daß er das Consulat erhalten könne,

(²⁹) Ad Au. 7, 3. Ep. fam. 8. 14. (³⁰) Ibid.

könne, ohne sich persönlich darum zu bewerben; als ihm aber dies nicht genug that, so schlug einer seiner kühnsten Feinde, der Consul M. Marcellus vor, daß ihm das Kommando genommen, und ihm ein Nachfolger bestimmt würde; und da der Krieg zu Ende sei, solle er seine Truppen entlassen, sich persönlich ums Consulat bewerben, und seiner Kolonien jenseits des Po das Bürgerrecht geben dürfen. Das letzte war besonders gegen eine Kolonie gerichtet, die Cäsar begünstigte, und die er als Consul am Fuße der Alpen zu Comum angesetzt, und mit dem Bürgerrechte nach dem Vatinschen Gesetze beschenkt hatte ⁽¹¹⁾. Alle übrige Kolonien an der Seite des Po hatten vorher von Pompejus Vater das Recht von Latium, das heißt, das Bürgerrecht für diejenigen, die daselbst eine jährliche Magistratswürde bekleidet hatten, erhalten; aber M. Marcellus verweigerte aus Feindschaft gegen Cäsar seiner Kolonie Comum dasselbe Recht; er ließ sogar einen Magistrat aus Comum, der den römischen Bürger in Rom spielte, greifen, und öffentlich peitschen; eine Beschimpfung, gegen die alle Bürger durch das Gesetz gesichert waren; und darauf befahl er ihm, zu gehen, und dem Cäsar diese Merkmale seiner Bürgerschaft zu zeigen ⁽¹²⁾. Cicero verwirft diese Handlung als ungerecht und gewalthätig; Marcellus, sagt er, betrug sich sehr

D 2 schimpflich

⁽¹¹⁾ Sueton. I. Caes. c. 28. Strabo 6. p. 326.

⁽¹²⁾ Appian. 2. 443.

schimpflich in der Sache des Einwohners von Eos-
mum; denn wenn auch der Mann nie ein Magis-
trat gewesen wäre, so war er doch aus einer Kos-
lonie jenseits des Po, so daß Pompejus den Vor-
fall eben so übel nehmen muß, als Cäsar. (33).

Der andre Consul, Serv. Sulpicius, war ein
aufrichtigerer und bescheideneter Mann; und da
er gern die Veranlassungen eines Bürgerkrieges un-
terdrücken wollte, so widersezte er sich den Vor-
schlägen seines Kollegen mit Hülfe einiger Tribunen.
Pompejus war selber nicht geneigt, so heftige Maas-
regeln zu befolgen, oder mit Cäsarn auf diese Art
zu brechen; er hielt es für besser, Cäsarn bis zum
Verlaufe seiner Stadthalterschaft nicht zu reizen,
damit alsdann, wenn er etwas gegen den Senat
und die Geseze unternähme, der Gluch auf ihn fals-
che, daß er gegen sein Vaterland die Waffen ergrif-
fen habe. Dieser Anschlag blieb, nach manchen
heissen Streitigkeiten, mit denen der Sommer zu-
gebracht wurde; und am leyten September ward
ein Dekret vorgeschlagen; daß die erwählten
Consuln, L. Paullus und C. Marcellus den Senat
am ersten März anhalten sollten, daß die Consulars-
provinzen vertheilt würden; daß jeder Magistrat,
der sich dem Dekrete widersezte, für einen Feind
des Vaterlandes erklärt werde; und wenn einer
wirklich die Ausführung verböte, daß dieser Ents-
schluß

(33) Ad Att. 5. II.

schluß in die Akten eingetragen werde, damit ihn der Senat zu einer andern Zeit wieder überlege, und dem Volke vortrage.“ Vier Tribunen, C. Cäsar, L. Vinicius, P. Cornelius, und C. Vibius Pansa verboten einstimmig dieses Dekret. Bei diesen Streitigkeiten wurde Pompejus, der große Bescheidenheit in allen Aeußerungen über Cäsar beobachtete, von allen Seiten gedrängt, daß er sich über seine Gesinnung deutlicher äußern solle. Als er es für ungerecht erklärte, über Cäsars Stadthalterschaft vor dem ersten März, dem geschäftigen Termine zu urtheilen, und er gefragt wurde: „wie wenn dann jemand ihnen widerspräche?“ so antwortete er, es sei kein Unterschied, ob Cäsar den Dekreten des Senats sich widersetze, oder Menschen aufstelle, die ihnen widersprächen. — Wie, sagte ein anderer, wenn er nun darauf bestände, Consul zu werden, und die Provinz dazu zu behalten? — Wie, erwiderte Pompejus, wenn mein Sohn einen Stab nähme, und mich prügelte? W — Er gab also zu verstehen, daß das eine so unglaublich und so ruchlos sei, als das andre.

Ciceros Freund Cäsar erhielt in diesem Sommer die Aedilen-Würde vor seinem Mitbewerber Hirrus, eben demjenigen, der dem Cicero entgegen war, als er sich um das Augurat bewarb;

D 3

war

worüber Cälius und Cicero in ihren Briefen öfters scherzen ⁽³⁵⁾. Da es Sitte war, daß ein Aedil wilde Thiere aus verschiedenen Gegenden des Reichs zur Unterhaltung der Stadt anschaffen mußte, so bat Cälius den Cicero, daß er ihm Panther aus Cilicien anschaffen, und den Cyberiten, einem Volke in seiner Provinz, das wegen seiner Kunst im Jagen bekannt war, befehlen solle, sie zu fangen. Es würde Dir zum Vorwurfe gereichen, sagt er, wenn Du mir nicht mehr Panther schicktest, als zehn, die Curio aus Cilicien erhalten hat. Er empfahl ihm auch zugleich einen römischen Ritter M. Teridius, der ein Gut in Cilicien hatte, das mit einigen Abgaben an benachbarte Städte belastet war, und bat ihn, diese Auflagen aufzuheben, und das Landgut frei zu machen ⁽³⁶⁾. Er scheint auch Ciceros Einwilligung verlangt zu haben, daß er gewisse Beisteuern von den Städten von Cilicien zur Bestreitung der Kosten seiner Schausgepränge in Rom einfodern dürfe; ein Recht, dessen sich die Aedilen immer anmaßten, und das sie zuweilen ausübten. Einige Stadthalter hatten es ihnen abgeschlagen, so auch Quintus Cicero in Asien auf den Rath seines Bruders ⁽³⁷⁾. Cicero antwortete dem Cälius, es thue ihm leid, daß seine Art zu handeln so wenig in Rom bekannt sei, daß man nicht wisse, daß noch kein Heller in seiner

(³⁵) Ep. fam. 2. 9. 10. it. 8. 2. 3. 9. (³⁶) Ep. fam. 8. 9. (³⁷) Ad Quint. frat. 1. 1. §. 9.

ner Provinz eingefodert sei, als zur Bezahlung rechtmäßiger Schulden. Daß es weder ihm zukomme, Geld zu erpressen, noch dem Cälius, es anzunehmen, wenn es ihm auch bestimmt sei. Er ermahnte ihn hierauf, daß er, als ein Anfläger anderer, selber vorsichtiger sein solle. Was die Panther betreffe, so erlaube ihm sein Charakter nicht, den armen Leuten die Last aufzubürden, sie zu fangen ⁽³⁸⁾. — Er brach zwar um seines Freundes willen seine Verhaltungsgesetze nicht, doch aber schafte er ihm Pantherthiere für seine eignen Kosten, und sagte scherzhaft, daß sich die Thiere sehr über ihn beschwert hätten, und die Provinz darum verließen, weil hier keinem andern Geschöpfe, als nur ihnen, Esclingen wären gelegt worden ⁽³⁹⁾.

Curio erhielt auch in diesem Sommer das Tribunit, welches er, wie einige glaubten, aus keiner andern Absicht suchte, als um Cäsarn zu kränken, gegen den er bisher kühn gehandelt hatte ⁽⁴⁰⁾. Cicero, der ihre beiderseitigen Charaktere und Absichten konnte, und wohl wußte, wie leicht sie mit einander zu versöhnen wären, schrieb dem Curio ein Glückwünschungsschreiben über seine Beförderung, und ermahnte ihn im ernsthaftesten Tone, er möchte erwägen, zu welcher bedenklichen Zeit er nicht durch Zufall, sondern durch eigne Wahl das Tribunit

D 4

bunat

(³⁸) Ad Att. 6. 1. (³⁹) Ep. fam. 2. 11- (⁴⁰) Ibid. 8. 4.

bunat erhalten habe; welche Gewaltthätigkeiten, und welch ein Wechsel von Gefahren der Republik drohe; wie ungewiß der Ausgang der Sachen sei, wie wandelbar das menschliche Herz, und wie viel Verrätherei und Falschheit im menschlichen Leben. — Er bat ihn daher, sich zu hüten, daß er sich nicht in neue Maasregeln verwickle, noch von andern Rathgebern hinreißen lasse, sondern er solle dem folgen und das vertheidigen, was er für Rechte halte. — Er zielte wahrscheinlich auf M. Antonium den Gesellschafter und Verföhrer des Curio. Am Ende beschwor er ihn, seine gegenwärtige Macht zu brauchen, um zu verhindern, daß seine beschwerliche Stadthalterschaft nicht durch ein Descret des Senats verlängert werde ⁽⁴¹⁾. — Cicero's Vermuthung wurde bald durch Briefe aus Rom bestätigt; Cäsar meldete ihm, daß Curio sich geändert habe, und sich für Cäsar erklären. Cicero antwortete hierauf: Die letzte Zeile Deines Briefes von Deiner eignen Hand hat mich sehr betroffen. Was sagst Du? Ist Curio Cäsars Sachwalter geworden? Wer konnte das denken, als nur ich? Ich will sterben, wenn ich es nicht erwartet! Gute Götter! wie lange werde ich noch harren müssen, ehe ich mit Dir in Rom lachen kann ⁽⁴²⁾?

Ein

(41) Ep. fam. 2. 7. (42) Ibid. 13.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Cäsar besetzt den Consul Paullus, und den Tribun Curius — Cicero reiset über Athen zurück — Spricht den Pompeius unterweges — Sucht den Frieden zu vermitteln — Macht auf einen Triumph Anspruch. Ganz Rom ist zu einem bürgerlichen Kriege geneigt.

Die neuen Consuln waren Ciceros Freunde; er schrieb ihnen daher beiden zu ihrer Wahl seine Glückwünsche, und bat sie, daß sie ein Dekret wegen des oben erwähnten Dankfestes befördern, vor allem aber verhüten möchten, daß seine Stadthalterschaft nicht verlängert werde. Sie waren ihm hierin sehr gern gefällig, und er dankte ihnen schriftlich dafür ⁽¹⁾. Man erwartete jetzt, daß etwas entscheidendes in der Angelegenheit der bei den Gallien und der Wahl eines Nachfolgers des Cäsars geschehen würde, da beide Consuln seine Feinde waren; aber alle Unternehmungen in dieser Sache wurden noch durch Cäsars Intriguen gehemmt. Denn als C. Marcellus den Vorschlag erneuerte, den sein Vetter im vorigen Jahre gethan hatte, widersetzte sich ihm sein Kollege Paullus und der Tribun Curius, die Cäsar durch unermessliche Summen bestochen hatte, daß sie nichts ihm Nachtheiliges während ihres Amtes zuließen ⁽²⁾. Er

D 5

soll

(¹) Ep. fam. 15. 7. 10, 11, 12, 13. (²) Sueton. I. Caes. 29.

soll dem Paullus über dreimalhunderttausend Pfund, dem Curio noch weit mehr gegeben haben ⁽¹⁾. Der erstere brauchte es, um die Kosten der prächtigen Gebäude, die er auf seine Rechnung hatte ausführen lassen, bestehen zu können; der andre, um sich von seinen Schulden, die sich auf eine halbe Million beliefen, zu befreien ⁽²⁾; denn er hatte sein ganzes Vermögen in wenig Jahren so verschwendet, daß ihm keine Einkünfte, wie Plinius sagt, mehr übrig waren, als die ihm ein bürgerlicher Krieg hoffen ließ ⁽³⁾. Alle römische Schriftsteller erwähnen dieser Sache:

Momentumque fuit mutatus Curio rerum,
Gallorum captus spoliis et Caesaris auro —

LUCAN. 4. 819.

und Servius wendet Virgils Worte: Vendidit hic auro patriam, auf diesen Fall an, daß Curio dem Cäsar Rom verkauft habe.

Cicero erwartete indessen ungeduldig das Ende seines Amtes; ehe er aber die Provinz verlassen konnte, mußte er die Rechnungen von dem gesammelten Gelde, das durch seine und seiner Beamten Hände gegangen war, abnehmen und berichtigen; zwei Abschriften davon wurden in den beiden Hauptstädten seiner Provinz, die dritte in der Schatzkammer

(¹) Appian. II. p. 443. (²) Val. Max. 9. 1.
(³) Plin. II. N. 36. 13.

kammer zu Rom niedergelegt. Damit nun seine ganze Verwaltung sich gleich bleibe, so erfüllte er auch diese Pflicht sehr genau und pünktlich; er ließ daher seinen Officieren nicht über die gesetzmäßige Zeit den Gebrauch der öffentlichen Gelder, noch eine höhere Summe, als vorgeschrieben war, wie wir aus seinen Briefen an einige derselben, die Forderungen machten, sehen (*). Von den jährlichen Einkünften, die ihm zum Gebrauche in der Provinz bestimmt waren, schickte er alles, was er nicht gebraucht hatte, über achtmal hundert tausend Pfund in die Schatzkammer nach Rom.

„Hierüber, sagt er, seufzt meine ganze Gesellschaft; sie hatte geglaubt, daß es unter sie würde vertheilt werden; als wenn ich hätte sollen ein besserer Haushalter sein für die Schätze von Phrygien und Cilicien, als für unsre eigne. Aber sie rührte mich nicht; denn meine eigne Ehre hatte bei mir das größte Gewicht. Aber ich habe dennoch so großmüthig an allen gehandelt, als es mir erlaubt war (†).“

Seine letzte Sorge war endlich, wem er die Verwaltung seiner Provinz bei seiner Abreise anvertrauen solle, weil der Senat noch keinen Nachfolger bestimmt hatte, indem sich die Partheien über Cäsars Angelegenheit stritten, und daher alle übris
gen

(*) Ep. fam. 2. 17. 5. 30. (†) Ad Att. 7. 1.

gen Geschäfte liegen blieben. Er hatte kein Vertrauen zu seinem Quästor C. Cälius, einem jungen Manne von edler Geburt, aber von wenig Tugend oder Klugheit; Cicero fürchtete daher, daß er Tadel verdienen würde, wenn er nach einer so rühmlichen Verwaltung, einem solchen Manne zu viel anvertraute. Aber er hatte Niemanden von höherem Range um sich, der den Auftrag gern angenommen hätte; und seinen Bruder wollte er auch nicht dazu bereben, daß er nicht etwa der Parteilichkeit verdächtig werde (*). Er überließ daher nach einiger Ueberlegung dem Cälius die Provinz, und eilte sogleich nach Italien ab.

Ehe er Asien verließ, bat er den Atticus schriftlich, daß er ihm von allen Begebenheiten der Stadt Nachricht geben solle. Ich höre häßliche Gerüchte von Curio und Paullus, sagt er; zwar fürchte ich nichts, so lange Pompejus steht, oder vielmehr sitzt, wenn er nur seine Gesundheit behält; aber ich bin für meine Freunde Curio und Paullus besorgt. Wenn Du also noch in Rom bist, oder wenn Du bald dahin kommst, so sende mir doch einen Plan von der ganzen Lage der Republik, der mich auf den Weg begleite, daß ich mich darauf bilden und mich entschließen kann, was ich für Massregeln bei meiner Ankunft in Rom befolgen soll;

(*) Ep. fam. 2. 15. Ad Att. 6. 5. 6.

sohl; denn es ist ein großer Vortheil, wenn man nicht als Fremder dort ankommt ⁽⁹⁾. — Wir sehen also, wie viel Vertrauen Cicero auf den Pompejus setzte, auf dem wirklich alle Hoffnung des Friedens mit Cäsar, oder des Sieges über ihn beruhte. Ueber Pompejus' Gesundheit spricht er in einem andern Briefe noch stärker: Alle unsere Hoffnungen, sagt er, beruhen auf dem Leben eines Mannes, der jährlich von einer gefährlichen Krankheit angefallen wird ⁽¹⁰⁾. — Pompejus scheint öfters von Fiebern befallen zu sein; und da sie jetzt häufig wiederkehrten, so beunruhigten sie bei der gegenwärtigen Lage der Sachen gar sehr die Anhänger seiner Parthei. Da ihn einst das Fieber mehrere Tage lang der Todesgefahr aussetzte, ließen alle Städte Italiens öffentliche Gebete für seine Erhaltung abfassen; eine Ehre, die vorher keinem Bürger, so lange Rom frei war, wiederholte ⁽¹¹⁾.

Nachdem Cicero Cilicien verlassen hatte, besuchte er, seinen Kindern zu gefallen, die Insel Rhodus ⁽¹²⁾. Er wollte sie mit der blühenden Insel bekannt machen, und ihnen vielleicht Gelegenheit geben zu einer kleinen Übung in der berühmten Schule der Beredamkeit, wo er selber unter Molo mit so gutem Erfolge studiert hatte. Hier
hörte

(9) Ad Att. 6. 3. (10) Ibid. 9. 1. (11) Vell. Pat. 2. 48. Dio p. 155. (12) Ad Att. 6. 7.

hörte er, daß Hortensius gestorben sei ⁽¹³⁾; diese traurige Nachricht machte auf ihn großen Eindruck, denn sie erinnerte ihn an die ruhmvollen Wettkämpfe, die sie auf der Rednerbühne bestanden hatten, als sie um den Preis der Beredsamkeit buhlten. Hortensius beherrschte unbeschränkt das Forum, als es Cicero zum erstenmal betrat; und da sein strahlender Ruf Cicero hauptsächlich zum Fleiße anspornte, so wirkte auch wiederum die glänzende Probe, die Cicero von sich ablegte, auf Hortensius Bollandung, indem sie ihn antrieb, seine ganze Geisteskraft anzuwenden, um dem Nebenbuhler die Spitze biethen zu können. Einen großen Theil ihres Lebens waren sie in einem gleichen Kampfe, und in der Racheiferung ihrer gegenseitigen Verdienste begriffen; weil aber Hortensius ungleich älter war, und, nachdem er die gewöhnlichen Stufen der öffentlichen Ehrenstellen durchgegangen, seinen Ehrgeiz durch die oberste derselben befriedigt hatte; so gab er im Kampfe nach, erlag den Reizen der Bequemlichkeit und des Luxus, wozu er von Natur geneigt war ⁽¹⁴⁾, bis er endlich durch die Stimme der ganzen Stadt gezwungen ward, Cicero den Ehrenplatz zu räumen, der nie das wahre Ziel der Ehre aus den Augen ließ, noch durch irgend eine Versuchung der Vergnügungen von seiner festen Laufbahn, und dem mühevollen Streben nach der Tugend abgelenket wurde. Hortensius

(13) Brutus init. (14) Brut. p. 443.

tensius hatte einige Reden bekannt gemacht, die lange nach seinem Tode noch vorhanden waren. Es wäre zu wünschen, wir besäßen sie noch, das mit wir über die Talente dieser beiden großen Männer richtig urtheilen könnten. Man erzählt, daß Hortensius Reden einen großen Theil ihres Rufes seiner vortheilhaften Aktion verdankten, die man aber doch für künstlicher hielt, als es für einen Redner nöthig ist. Seine Reden wurden also mehr von dem Zuhörer als vom Leser bewundert⁽¹⁷⁾; und Ciceros schätzbarere Werke machten, daß man alle andere der Art weniger suchte, und also auch weniger sorgfältig aufbewahrte. Von dem Hortensius behaupten indessen gewöhnlich die Alten, und selbst Cicero, daß er alle Vollkommenheiten besaß, die einen Redner schmücken; Eleganz des Stils, Kunst der Zusammenstellung, Fruchtbarkeit der Erfindung, Anmuth der Aussprache, Anstand der Gebehrden⁽¹⁸⁾. Beide Nebenbühler betrugen sich immer artig und achtungsvoll gegen einander, und dachten und handelten gewöhnlich gleichförmig in Staatsangelegenheiten, bis Cicero bei seiner Verbannung deutliche Merkmale eines heimlichen Neides und der Untreue an Hortensius entdeckte. Cicero ahndete aber diese Untreue nicht weiter, als durch Klagen gegen ihren gemeinschaftlichen Freund Atticus, der sich Mühe gab, diese Mißthelligkeiten beizulegen, und einen öffentlichen Ausbruch zu
hins

(¹⁷) Brutus 425. 261. Quint. 11. 3. (¹⁸) Brut. 425.

hindern. Da Cicero von Natur friedfertig war, so lebte er auch nach seiner Rückkehr, wie vorher, mit Hortensius. Jetzt beklagte er mit zärtlicher Empfindung den Tod dieses Mannes, als den Verlust eines Freundes, und ein Unglück für sein Vaterland, weil es des Dienstes und des Ansehens eines so erfahrenen Staatsmannes bei einer so besorglichen Lage beraubt wurde ⁽¹⁷⁾.

Von Rhodus reiste Cicero nach Ephesus, wos von er wieder am ersten October absegelte, und am vierzehnten nach einer langweiligen Reise bei Athen landete ⁽¹⁸⁾. Hier trat er in seiner alten Wohnung ab, im Hause seines Freundes Aristus. Sein Vorgänger Appian hatte auf seiner Rückreise durch Athen einen neuen Portiko vor dem Tempel der Eleusinischen Ceres auf seine Kosten aufbauen lassen; dieses brachte Cicero auf den Gedanken, die Akademie auf eine ähnliche Art verschönern zu lassen, zum öffentlichen Angedenken an seinen Namen und seine Verehrung dieses Ortes; denn er hasste die falschen Inschriften auf fremde Statuen, womit die Griechen ihren neuen Herren schmückten, indem sie die alten Inschriften verwischten, und dafür den Namen eines Großen von Rom ein gruben ⁽¹⁹⁾. Er machte dem Atticus seine Absicht bekannt, und fragte ihn deswegen um seine Meinung; wahrscheinlich aber wurde sie nie ausgeführt, weil

(17) Brut. init. (18) Ep. Fam. 14. 5. (19) Ad Att. 6. 1.

weil er sich nur sehr kurze Zeit in Athen aufhielt, und seine Gedanken ganz auf Italien gerichtet waren. Alle Briefe bestätigten die Nachricht von einem Kriege, in welchem er nothwendig eine Parthei ergreifen mußte; er wünschte daher, so bald als möglich, zu Hause zu sein, damit er die Lage der Sachen desto besser kennen lernen, und mit größerer Ueberlegung seine Maaßregeln nehmen könnte ⁽²⁰⁾. Er hoffte noch immer auf den Frieden, und daß er den Streit der beiden Hauptanführer beilegen würde; denn er war vor allen seinen Zeitgenossen am meisten dazu berechtigt; theils wegen seines Ansehens, theils wegen seiner Freundschaft mit beiden Gegnern, die ihm zu dieser Zeit verschiedenmal den Hof machten, auf ihn als auf den ihrigen rechneten, und ihm voll Zuversicht als einem Freunde schrieben ⁽²¹⁾.

Auf seiner Reise von Athen nach Italien wurde Tiro, einer seiner Sklaven, den er bald nachher frei gab, krank, und mußte zu Patra der Pflege einiger Freunde und eines Arztes überlassen werden. Die Erwähnung dieses Umstandes kann nur denen geringfügig scheinen, die nicht mit dem Charakter und den vortrefflichen Fähigkeiten dieses Tiro bekannt sind. Ihm verdanken wir die schätzbare Sammlung der Briefe des Cicero, von des
nen

(20) Ep. fam. 14. 5. Ad Att. 7. 3. (21) Ibid. 7. 1.

nen ein großer Theil noch da ist; und ein ganzes Buch derselben, die an Tiro selber geschrieben sind, von denen sich einige auf diese Krankheit beziehen. Tiro war in Ciceros Hause unter den übrigen jungen Sklaven in nützlichen und edlen Kenntnissen erzogen, und da er ein Jüngling von seltenen Anlagen und Fleiß war, so wurde er bald ein Gelehrter, der seinem Herrn in bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten große Dienste that. „Ich sehe, sagt Cicero zum Atticus, Du bist um Tiro sehr bekümmert. Ob er mir gleich, wenn er gesund ist, in allen meinen Geschäften und Studien ungemein viel nützt; so wünsche ich ihm doch mehr um seiner Bescheidenheit und Sanftmüthigkeit willen, als aus Eigennutz, die Wiederherstellung seiner Gesundheit ⁽²²⁾.“ Seine Briefe an Tiro werden am besten beweisen, was er für ein gütiger Herr war; denn seit er ihn verlassen hatte, versuchte er nie ihm mit jedem Boten oder Schiffe, das dahin abging, zu schreiben, wenn es auch zweimal bis dreimal des Tages geschah; und öfters schickte er noch einen seiner Bedienten besonders ab, um Nachricht von Tiros Gesundheit zu erhalten. Der erste dieser Briefe kann uns einen Begriff von den übrigen geben.

M. E.

(²²) Ad Att. 7. 5.

M. T. Cicero an Tiro.

Ich glaubte, Deine Abwesenheit leichter ertragen zu können, aber ich irrte mich, obgleich meine Ehre dabei auf dem Spiele steht, daß ich so bald als möglich nach Rom komme, so ist mir doch, als hätte ich gesündigt, daß ich Dich verließ. Es schien Dein eigner Wille zu sein, daß Du nicht eher das Schiff besteigen wolltest, bis Deine Kräfte wieder hergestellt sind, ich billigte Deine Absicht, und will ihr auch nicht widersprechen, wenn Du noch der Meinung bist. Ich überlasse es ganz Deiner Ueberlegung, ob Du, so bald Du wieder etwas Speise genießen kannst, mir folgen willst. Ich schicke Dir deswegen den Mario, daß er Dich entweder mitbringen, oder ohne Dich sogleich wieder zurückkehren soll. Sei überzeugt, ich wünsche von Herzen, daß Du wieder bei mir wärest, wenn es nur Deine Gesundheit erlaubte; wenn Du es aber für nöthig hältst, noch eine Zeitlang bis zur Genesung in Patrâ zu verweilen, so wünsche ich noch mehr, daß Du gesund werdest. Solltest Du sogleich absegeln, so würdest Du mich in Leucas einholen; willst Du Dich aber noch erholen, so Sorge nur dafür, daß Du gute Gesellschaft, gut Wetter, und ein gutes Schiff erhaltest. Diese einzige Bitte, lieber Tiro, mußt Du mir erfüllen, wenn Du mich lieb hast; Marios Ankunft und dieser Brief müssen Dich durchaus nicht bestimmen. Du wirst dann meinem Willen am meisten gehorchen, wenn Du für Deine Gesundheit

C 2

ant

am besten forgest. Ueberlege es ja reiflich. Mich verlangt so sehr nach Dir, als ich Dich liebe; meine Liebe sagt mir, ich muß Dich gesund wiedersehen, und meine Sehnsucht, so bald, als möglich. Sorge also doch ja für Deine Gesundheit; von Deinen unzähligen Diensten für mich wird mir dieser der angenehmste sein. — Am dritten Novembers. — ⁽²³⁾ „

Die Ehre, der er im Briefe erwähnt, gilt von dem Triumph, den er auf den Rath seiner Freunde für die glückliche Aktion am Almandus und bei Pindenissum fodern sollte. Er schrieb deswegen an Atticus: „Ueberlege, was Du mir wegen des Triumphes, zu dem mich meine Freunde auffodern, rathe sollst. Hätte nicht Vibulus einen Triumph gefodert, ohngeachtet er, so lange ein Parther in Syrien war, niemals seinen Fuß aus Antiochien setzte, als aus seinem Hause — so würde ich schweigen; aber jetzt ist es eine Schande, ruhig zu bleiben ⁽²⁴⁾“. Ferner schrieb er: „Ich dachte vorher nicht an einen Triumph, ehe Vibulus seine unverschämten Briefe schrieb, wodurch er ein ehrenvolles Dankfest erhielt. Hätte er das alles gethan, was er schrieb, so würde ich mich darüber freuen, und ihm Glück wünschen; da ihm aber eine solche Ehre beschloffen wurde, ohngeachtet

(²³) Ep. fam. 16. 1. (²⁴) Ad Att. 6. 8.

geachtet er nie aus den Mauern kam, so lange der Feind dießseits des Euphrats war; so würde es uns Schande machen, wenn ich nicht dieselbe Ehre erhielt, da meine Armee alle ihre Hoffnungen und ihren Muth der seinigen einflößte. Ich sage uns; ich schließe auch Dich mit ein; darum bin ich entschlossen, alles zu versuchen, und alles zu hoffen ⁽²⁵⁾.

Nach der verächtlichen Nachricht, die Cicero von Bibulus Betragen in Syrien giebt, muß es uns befremdend vorkommen, daß er mit einem Dankfeste beehrt wurde, und sich Hoffnung auf einen Triumph machte. Aber nicht für seine Thaten wurde er geehrt, sondern für das, was sein Legate Cassius in seiner Abwesenheit gegen die Parther gethan hatte. Der Sieg eines Legaten wurde immer dem Generale zugeschrieben, der die Ehre desselben genoß; und da die Parther die gefährlichsten Feinde der Republik, und seit Crassus Niederlage am meisten gefürchtet waren, so wurde jeder über sie gewonnene Vortheil in Rom hoch aufgenommen, und mit allen Ehrenbezeugungen, die man nur vernünftiger Weise fordern konnte, bes lohnt.

Wenn ein Proconsul aus seiner Provinz mit Ansprüchen auf einen Triumph zurück kam, so ließ er seine Fasces, oder die Kennzeichen seiner Würde,

(*) Ad Att. 7. 2.

de, mit Vorbeere umwinden. So ausgerüstet landete Cicero zu Brundisium am fünf und zwanzigsten November, wo zu gleicher Zeit seine Gemalin ihm entgegen kam, so daß sie sich auf dem großen Marktplatz der Stadt begegneten. Von Brundisium reiste er langsam nach Rom, und machte es unterwegs zu seinem Geschäft, mit seinen Freunden von beiden Partheien, die ihm entgegen kamen, sich zu berathschlagen, und ihre Gesinnungen über die Lage des Staates kennen zu lernen. Gar bald entdeckte er, was er so sehr fürchtete, eine allgemeine Neigung zum Kriege. Da er aber kälter und deutlicher als alle andere die Folgen voraus sah, so beschloß er alles anzuwenden, um den Frieden zu bewirken. Er hatte sich noch für keine Parthei erklärt, aber er war auch nicht unschlüssig, welcher er folgen sollte, denn er stimmte bei sich für Pompejus. Die größte Schwierigkeit war die, wie er sich zugleich gegen Cäsarn betragen sollte, so daß er es vermied an den Dekreten Theil zu nehmen, die gegen ihn im Vorschlage waren, denen zu Folge er sein Kommando niederlegen, und seine Armee auseinander lassen, widrigenfalls aber für einen Feind des Vaterlandes erklärt sein sollte. Hierbei wünschte er eine Zeitlang neutral zu bleiben, um desto sicherer den Vermittler machen zu können⁽¹⁶⁾.

Mit diesen Gesinnungen sprach er den Pompejus am zehnten December, wovon er folgende Nachricht giebt: „Wir waren über zwei Stunden bei-

(16) Ibid. 3. Ibid. 1.

Beisammen. Er schien über meine Rückkehr sehr vergnügt; er rieth mir einen Triumph zu fodern; versprach mir mein Besuch zu unterstützen; rieth mir nicht im Senate zu erscheinen, ehe ich ihn ers langt hätte, damit ich keinen Tribunen beleidigte, wenn ich meine Gesinnung erklärte; kurz nichts konnte verbindlicher sein, als sein Gespräch über diesen Gegenstand. Ueber die Angelegenheiten des Staates sprach er so, als wenn ein Krieg unvermeidlich wäre, und gab keine Hoffnung auf eine gütliche Beilegung. Er sagte, er habe längst bemerkt, daß ihm Cäsar abgeneigt sei, aber erst kürzlich habe er einen Beweis davon erhalten; Hirtius sei vor einigen Tagen von dem Cäsar gekommen, habe sich aber nicht bei ihm angemeldet; und als Balbus versprochen hätte, daß er dem Scipio von seiner Angelegenheit vor Anbruch des folgenden Tages Nachricht geben wollte, sei Hirtius wieder in der Nacht zum Cäsar abgereist. Dieses nehme er für einen deutlichen Beweis, daß Cäsar mit ihm brechen wolle. Kurz ich habe keinen andern Trost als zu denken, daß er, dem selbst seine Feinde ein zweites Consulat zugestimmt, und dem das Glück die größte Macht gegeben hat, nicht so unsinnig sein wird, alles aufs Spiel zu setzen. Wenn er aber los bricht, dann sehe ich, daß wir mehr zu fürchten haben, als ich diesem Briefe anvertrauen darf. Ich hoffe am dritten Januar nach Rom zu kommen ⁽²⁷⁾.

E 4

Cicero

Cicero erwähnt oft eines Umstandes in seinem Briefen, der ihn jetzt besonders beunruhigte. Er war Cäsar eine kleine Summe schuldig, und er glaubte, es würde ihm zum Vorwurfe gereichen; denn er hielt es für unschicklich, der Schuldner eines Mannes zu sein, gegen den er in Staatsfachen handle; und doch würde er jetzt, wenn er sie bezahlen sollte, einen Theil des Geldes angreifen müssen, das er für den Triumph bestimmt hatte ⁽²⁰⁾. Er äußerte gegen Atticus den Wunsch, daß er die Summe bezahlt sehen möchte, welches auch wahrscheinlich geschah, denn wir finden keine weitere Erwähnung der Sache. Wir wissen nicht, warum Cicero die Schuld gemacht hatte, wenn es nicht etwa nach seinem Exil bei der Wiederaufbauung seiner Häuser geschah; denn er klagte damals bei der Zerrüttung seines Vermögens über Geldmangel.

Nachdem Pompejus den Cicero ganz zum Frieden geneigt gefunden hatte, so suchte er eine zweite Unterredung mit ihm, ehe er die Stadt erreichte, in der Hoffnung seine Furcht zu vermindern, und ihn von dem thörichten Plane einer Versöhnung abzubringen, weil er sonst nur seine Freunde im Senate lau machen könnte. Er holte ihn daher zu Lavernium ein, und gieng mit ihm nach Formiä, wo sie einen ganzen Nachmittag in einer geheimen Unterredung zubrachten. Pompejus verschuchte alle Gedanken an eine Ausöhnung, und erklärte:

(²⁰) Ibid. 5. 6. 7. 8.

erklärte: „Friedens Gedanken seien gefährlich und verrätherisch; entlasse Cäsar die Armee und nähme er das Consulat, so würde er die Republik in Verwirrung stürzen; er sei aber der Meinung, daß er das Consulat aufgeben, und die Armee fest halten würde, wenn er ihre Zurüstungen gegen ihn sehe. Wenn er aber tollkühn genug wäre, aufzubrechen, und anzugreifen, so sehe er ihm voll Zuversicht auf seine und der Republik Truppen mit Verachtung entgegen.“ Sie hatten die Kopie einer Rede bei sich, die Antonius, einer von den neuen Tribunen, vor vier Tagen vor dem Volke gehalten hatte. Es war ein heftiger Ausfall auf Pompejus Betragen von seinem ersten Eintritte in öffentliche Geschäfte; voll Klagen über gewalthätige und willkürliche Verurtheilungen der Bürger, und über das Schrecken seiner Waffen. — „Was denkst du, sagte Pompejus, nachdem sie es beide gelesen hatten, was Cäsar wohl thun würde, wenn er im Besitze der Republik wäre, da dieser elende Mensch, sein Quästor, auf seine Rechnung so spricht?“ — Ueberhaupt schien Pompejus den Frieden nicht als klein nicht zu wünschen, sondern selber zu fürchten⁽²⁹⁾.

Cicero wollte sich noch immer nicht von der Hoffnung und der Bemühung um eine friedliche Beilegung abbringen lassen; je mehr er die Neigung beider Partheien bemerkte, desto mehr sah er die

E 5 Noth

(²⁹) Ibid 7. 8.

Nothwendigkeit seines Grundsatzes ein. Die Patrioten waren unter sich uneinig; manche mit Pompeius unzufrieden; alle kühn und gewaltthätig; alle ließen nichts als Verderben ihrer Feinde ahnen. Er sah deutlich vorher, was er seinen Freunden ohne Bedenken sagte, daß, welche Parthei auch gewinnen möchte, der Krieg in Tyrannei enden müsse; nur der einzige Unterschied sei, siegten ihre Feinde, so würden sie proscribirt, siegten die Freunde, so würden sie Sklaven. — Ob gleich Cicero Cäsars Absichten haßte, so rieth er doch ihm lieber seine Forderungen einzuräumen, als das Glück der Waffen zu versuchen; die ungerechtesten Bedingungen dem gerechtesten Kriege vorzuziehen; denn nachdem man ihn vor zehn Jahren selber bewaffnet habe, sei es nun zu spät gegen ihn zu sechten, weil man ihn zu stark gemacht hätte⁽¹⁰⁾.

(10) Ibid. 7. 5. 7. 7. 7. 14. 7. 3. 7. 6.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Cicero kommt in Rom an — der Krieg zwischen Cäsar und Pompejus bricht endlich los. — M. Antonius spielt eine wichtige Rolle. — Cäsar geht über den Rubicon. — Cicero vergißt seines Triumphes darüber. — die Senatoren verlassen Rom. — Cicero wird Kommandant von Capua. — Cäsar thut Friedensvorschläge. — Cicero hofft aus Gutmüthigkeit, es werde eine Versöhnung zu Stande kommen. — Bemerkung über Cäsars Unternehmen. — Domitius besetzt Corfinium, und wird von Pompejus nicht unterstützt. — Pompejus zieht sich zurück. — Cicero sieht seine Hoffnungen vereitelt. — Cäsar benimmt den Römern das Vorurtheil von seiner Grausamkeit. — Sein Briefwechsel mit Cicero. —

Mit solchen Gedanken und Entschlüssen kam Cicero in Rom am 4ten Januar an, wo er die beiden Consuln dem Pompejus ganz ergeben fand. Als er sich der Stadt näherte, kamen ihm große Gesellschaften entgegen, und erwiesen ihm alle Ehre. Seine letzte Station war von Pompejus Villa ohnweit Alba, weil sein Landhaus zu Tusculum von der großen Landstraße entfernt, und für einen öffentlichen Bewillkommungsort nicht bequem war. Bei seiner Ankunft stürzte er, wie er sagt, in die Flamme der bürgerlichen Zwietracht, und fand den Krieg wirklich erklärt ⁽¹⁾; denn der Senat hatte auf Scipios Vorschlag eben ein Dekret abgefaßt, daß Cäsar seine Armee auf einen bestimmten Tag

ents

(1) Ep. Fam. 16. 11. Ad Att. 7. 5.

entlassen, oder als ein Feind des Vaterlandes angesehen werden sollte; wenn aber M. Antonius und Q. Cassius, zwei Tribunen, sich widersetzten, (wie sie es gegen jedes Dekret gethan hatten, das wider Cäsar gegeben wurde) und wenn sie durch die Vorstellungen ihrer Freunde nicht bewogen werden könnten, der Autorität des Senats zu weichen, — auf diesem Fall war man zu dem Dekrete geschritten, welches immer im äussersten Nothfalle angewendet wurde, daß die Consuln, Prästorn, Tribunen, und alle mit der proconsular Würde Bekleidete, die in der Stadt wären, Acht haben sollten, daß die Republik keinen Schaden leide. Weil man nun glauben mußte, daß dieses Dekret die Magisträte mit unumschränkter Macht bewaffne, damit sie mit allen Menschen, die sie für Feinde hielten, nach Gefallen verfahren könnten, so entfernten sich sogleich beide Tribunen sammt Curio, und flohen verkleidet nach Cäsars Lager, unter dem Vorwandre, daß ihnen Gefahr und Gewaltthatigkeiten drohten, ob ihnen gleich noch nichts widerfahren war ^(*).

M. Antonius, der jetzt in Staatsangelegenheiten eine Rolle spielte, war von einer alten ehrlichen Familie; der Großsohn des berühmten Staatsmannes und Redners, der sein Leben verkehrte als Cinna und Marius in Rom wütheten. Sein Vater war, wie oben erwähnt ist, mit einem der wichtigsten

(*) Ep. Fam. 16. 11.

tigsten Aufträge von der Republik beehrt worden; aber nachdem er ihn unrühmlich ausgerichtet hatte, starb er verrufen als ein verderbter, gewalthätiger und raubfüchtiger General. Der Sohn in der Zucht eines solchen Vaters erzogen, den er in der frühen Jugend verlor, schweifte auf einmal aus in Lüderlichkeit und Verschwendung; und verschleuderte sein ganzes Vermögen, ehe er noch das männliche Gewand angethan hatte. Er zeigte sich ganz als der ächte Sohn seines Vaters, der, wie Sallust sagt, gebohren war Geld zu verschwenden, ohne an Geschäfte zu denken, bis ihn die dringende Noth dazu zwang. Seine artige Gestalt, sein Witz und sein einschmeichelndes Betragen gewann ihm das Herz des jungen Curio; und ungeachtet des Verbothes seines strengen Vaters, der oft den Antonius aus dem Hause wies, und ihm den Zutritt verboth, verließ doch Curio seine Gesellschaft nicht, sondern unterstützte ihn mit Gelde in seinen Lustbarkeiten und Liebeshändeln, bis er ihn endlich selber in eine Schuld von funfzig tausend Pfund gestürzt hatte. Der alte Curio wurde hierdurch tief verwundet; und Cicero wurde herbeigerufen, das Ungemach der Familie zu heilen. Der junge Curio bat ihn mit Thränen in den Augen, daß er sich für Antonius so wie für ihn verwenden sollte, daß sie nur nicht getrennt würden; Cicero bewog den Vater seinen Sohn von den Schulden zu befreien, rieth ihm aber auf die Bedingung zu bestehen, und mit seiner väterlichen Gewalt darzu halten, daß er nicht weiter mit Antonius um

umgehen sollte⁽³⁾. Deswegen faßte Antonius schon früh Abneigung gegen Cicero, die noch in der Folge wuchs, als er von ohngefähr unter Ciceros uns versöhnliche Feinde gerieth; denn durch die zweite Heirath seiner Mutter, wurde er der Stieffsohn des Lentulus, der wegen der Verschwörung mit Catilina getödtet wurde. Durch ihn war Antonius in allen Kibalen eines verrätherischen Parthiegängers unterrichtet, und mit Grundsätzen, die Roms Freiheit gefährlich waren, erfüllt worden. Um den Tod seines Vaters zu rächen, hielt er sich zum Clodius, und beförderte alle Gewaltthätigkeiten unter desselben Consulate. Aber zu gleicher Zeit wurde er bei einer strafbaren Intrigue in der Familie seines Patrons, die dessen Ehre angriff, entdeckt⁽⁴⁾. Von seiner Erziehung in der Stadt gieng er ins Feld, um die Kriegskunst unter Gabinius, einem der verworfensten Generale, zu lernen. Gabinius gab ihm das Kommando seiner Reuterei in Syrien, wo er seinen Muth bei der Wiedereinsetzung des Königs Ptolemäus bewies, und zuerst Geschmach am kriegerischen Ruhme bekam, in einem Feldzuge, der gegen die Geseze und die Religion seines Vaterlandes unternommen war⁽⁵⁾. Anstatt von Aegypten nach Hause zu reisen, wo ihn seine Schulden keine Ruhe versprachen, gieng er zum Cäsar in Gallien, den sichern Zufluchtsort aller Bedürftigen, Verzweifelnden, und Kühnen; und nach-

dem

(³) Philip. 2. 18. Sallust. Histor. Fragm. 1. 11.

(⁴) Phil. 2. 7. 19. (⁵) Ibid.

dem er sich einige Zeit in der Provinz aufgehalten, und Geld und Kredit von Cäsar erhalten hatte, kehrte er nach Rom zurück, und bewarb sich um die Quästur ⁽⁶⁾. Cäsar empfahl ihn dem Cicero dringend, und bat ihn des Antonius Unterwerfung anzunehmen, ihm wegen des Vergangnen zu verzeihen, und ihn bei seinem Gesuche zu unterstützen. Cicero erfüllte diese Bitte, und verpflichtete dadurch den Antonius so sehr, „daß er gleich dem Clodius Krieg ankündigte, ihn muthig auf dem Forum angriff, und sicher würde er ihn getödtet haben, wenn er sich nicht unter eine Treppe verborgen hätte.“ Antonius gab öffentlich zu verstehen, daß er dieß alles Ciceros Grossmuth schuldig sei, dem er wegen ehemaliger Beleidigungen keine andere Genugthuung geben könnte, als durch den Untergang seines Feindes Clodius ⁽⁷⁾. Als er zum Quästor gewählt war, gieng er sogleich zum Cäsar zurück, ohne sein Loos oder ein Dekret des Senats, das ihm seine Provinz anwies, abzuwarten. Hier hatte er zwar alle mögliche Gelegenheit, Geld zu erwerben, aber er verschwendete alles, was er gewann, und kam zum zweitenmal arm nach Rom, um sich um das Tribunat zu bewerben. Nachdem er sich nach dem Beispiele seines Freundes Curius als Tribun dem Cäsar verkauft hatte, so ward er, wie Cicero sagt, eben so die Ursache des folgenden Krieges, als es Helena war für Troja ⁽⁸⁾.

Es

(*) Ibid. Plutar. in Anton. (') Ibid. 20. Pro Mil. 13.
(*) Phil. 2. 21, 22.

Es ist wenigstens wahr, daß Antonius Flucht unmittelbar den Vorwand zum Kriege gab, wie es Cicero vorhergesagt hatte. „Cäsar, sagt er, wird zu den Waffen schreiten, entweder weil wir nicht gerüstet sind, oder wenn man bei der Wahl der Consuln auf ihn keine Rücksicht nimmt; besonders aber, wenn ein Tribun, der die Verathschlagungen des Senats hemmt, oder das Volk zum Aufruhr aufwiegelt, beschimpft, oder durch einen Schluß des Senats eingeschränkt, oder weggeschafft, oder vertrieben werden sollte, oder vorgäbe, vertrieben zu sein, und zum Cäsar flöhe ⁽⁹⁾. — In demselben Briefe schildert er kurz, aber treu Cäsars Sache. „Wie, sagt er, was kann wohl unverschämter sein? Du hast deine Provinz zehn Jahr lang behalten, nicht mit Bewilligung des Senates, sondern durch Gewalt und Partheilichkeit erzwungen, — Der Zeitpunkt ist verfloßen, nicht vom Gesetze, sondern von deinem eignen Willen anberaumt; aber gesetzt auch von dem Gesetze; jetzt ist nun beschlossen, daß du einen Nachfolger haben sollst, — du willst es nicht; und sagst, nehmt doch einige Rücksicht auf mich; zeige sie erst für uns alle. Willst du dir das Recht anmaßen, eine Armee länger zu behalten, als das Volk befiehlt, und wider den Willen des Senats? ⁽¹⁰⁾. — Cäsars Stärke bestand nicht in seiner guten Sache, sondern in seinen Truppen ⁽¹¹⁾. Einen großen Theil derselben

309

(9) Ad Att. 7. 9. (10) Ibid. Ep. Fam. 16. 11.
 (11) Vell. Fat. 2. 49.

zog er jetzt an den Gränzen von Italien zusammen, damit sie auf jeden Wink zum Angriffe bereit sei. Die Flucht der Tribunen gab ihm einen scheinbaren Grund aufzubrechen, und schien sein Unternehmen zu rechtfertigen. Aber sein wahrer Bewegungsgrund, sagt Plutarch, war eben der, wodurch Cysrus und Alexander angetrieben wurden, die Ruhe der Menschheit zu stören; ein unersättlicher Durst nach der Alleinherrschaft, und der unbezähmte Ehrgeiz, der größte Mann in der Welt zu sein, welches Cäsar unmdglich war, so lang Pompejus lebte⁽¹²⁾. — Cäsar nutzte also die Gelegenheit, gieng über den Rubicon, der die Gränze seiner Provinz nach Italien zu machte, rückte feindlich handelnd vor, und bemächtigte sich ohne Widerstand der auf dem Wege liegenden großen Städte, Ariminum, Pisaurum, Ancona, Arretium u. s. w.⁽¹³⁾

Bei dieser verwirrten Lage der Stadt suchten Ciceros Freunde um einen Triumph für ihn nach, den ihm der Senat sehr gern bewilligte; der Consul Lentulus aber wollte sich allein das Verdienst um Cicero zu eignen, er verlangte daher, daß der Triumph noch möchte verschoben werden, bis die Angelegenheiten des Staates in besserer Ordnung wären, und versprach, daß er dann selber den Vorschlag deswegen thun wolle⁽¹⁴⁾. Cäsars plötzlicher Anmarsch auf Rom brachte den Triumph ganz
in

⁽¹²⁾ Plutar. in Anton. ⁽¹³⁾ Philip. 6. 3. Ep. Fam. 16. 12. ⁽¹⁴⁾ Ep. Fam. 16. 11.

in Vergessenheit, und setzte den Senat so in Furcht, daß er sich sogleich entschloß, Rom zu verlassen, und sich nach dem südlichen Theile von Italien zu entfernen. Allen vornehmern Senatoren wurden Gegenden angewiesen, für die sie sorgen, die sie mit Truppen versehen, und in Vertheidigungsstand gegen Cäsar setzen sollten. Cicero bekam Capua, und die Aufsicht über die Küste bei Tormia. Er wollte keinen wichtigern Posten annehmen, damit er sein Ansehen als Friedensvermittler behielte ⁽¹⁵⁾. So gab er aus demselben Grunde seine ganze Provinz ab, als er sah, daß sie gegen einen Feind nicht gefast war, und daß sich Capua nicht ohne eine starke Garnison halten konnte, und handelte lieber gar nicht thätlich ⁽¹⁶⁾.

Capua war die allgemeine Pflanzschule der Fechter in Rom. Cäsar hatte hier um diese Zeit eine berühmte Schule derselben, die er schon lange unter den besten Lehrmeistern erhielt, um sie einmal bei seinen Schauspielen in Rom zu brauchen. Da die Anzahl derselben groß war, und alle wohl bewaff-

(¹⁵) Ad Att. 7. 11. Ep. Fam. 16. 12. (¹⁶) Ad Att. 8. 12. Ibid. 11. Als Cicero Proconsul von Cilicien war, erwähnt er öfters der Dideren, die zu seiner Stadthalterschaft gehörten, Ep. Fam. 13. 67. — und so nannte er sich auch einen Episcopus der Campanischen Küste, als er die Commandanten Stelle von Capua erhalten hatte. Ein Beweis, daß diese Namen, womit nachher die Vorsteher der christlichen Kirche und ihre Sprengel bezeichnet wurden, ursprünglich den Begriff einer wirklichen Gewalt und Gerichts-
säge mit sich führten.

waſſuet waren, ſo ließ ſich befürchten, daß ſie ausbrechen, und etwas für ihren Herrn wagen würden, das bei der jeztigen Lage der Republik gefährlich werden könnte. Pompejus hielt es daher für nöthig, ſie aus ihrer Schule zu nehmen, und ſie unter die Bewohner des Ortes ſo zu vertheilen, daß er jedem Hausvater zwei gab; hierdurch nahm er ihnen die Gelegenheit zu ſchaden (17).

Als die Parthei des Pompejus darüber ſehr niedergeſchlagen war, daß er Rom verlaſſen hatte, und ſich vor den Cäſar zurückzog, ſo verließ L. Labienus, einer von den vorzüglichſten Generalen der Gegenparthei, den Cäſar, und gieng zu den Pompejanern über. Dieſes gab ihnen neues Leben, und machte Hoffnung, daß mehrere ſeinem Beiſpiel folgen würden. Labienus hatte ſich im galliſchen Kriege ſehr ausgezeichnet; er hatte nächſt Cäſarn den größten Antheil an demſelben genommen, und durch deſſen Begünſtigung ein großes Vermögen zuſammen gebracht. Pompejus ſchmeichelte ihm daher ſehr, nahm ihn allenthalben mit ſich, verſprach ſich große Dienſte von ſeinem Ruſe und ſeiner Erfahrung, und beſonders von ſeinem Kredite bei Cäſars Armee, und der Kenntniß aller Plane deſſelben. Aber ſeine Nachrichten waren, nach Geſtandtheit der Ueberläufer, mehr darnach eingerichtet, den neuen Freunden zu gefallen, als ihnen zu dienen; denn er ſchilderte ihnen die Schwäche der Armee des Cäſars, ihre Abneigung gegen ſeine Abſicht,

(17) Ad Aut. 7. 14.

sicht, die Unzufriedenheit beider Gallien, und ihre Stimmung zu einer Rebellion. Die Erfahrung zeigte bald das Gegentheil; und da Labienus nur allein kam, ohne einige von den Truppen, mit denen er seinen Ruhm erworben hatte, mitzubringen, so hatte seine Desertion keine weitem Folgen, als daß er seine Reichthümer vernichtete, ohne daß er dem Pompejus Vortheil that ⁽¹⁸⁾.

Eine bessere Aussicht eröffnete sich allen Patrioten, als Cäsar den Vorschlag zu einer Versöhnung that. Indem er mit unglaublicher Schnelligkeit seine Waffen ausbreitete, sprach er von nichts als Frieden, und suchte besonders den Cicero zu überreden, daß er keine andere Absicht habe, als sich vor den Anfällen seiner Feinde sicher zu stellen, und dem Pompejus den ersten Rang im Staate zu lassen ⁽¹⁹⁾. Er machte folgende Bedingungen; Pompejus sollte in seine Provinz Spanien gehn, seine neuangeworbenen Truppen entlassen, und die Garnisonen zurück ziehen; er selber wolle seine Provinzen abgeben, das entferntere Gallien dem Domitius, das nähere dem Considius; und er wolle sich persönlich um das Consulat bewerben, ohne von dem Privilegium wegen der Abwesenheit Gebrauch zu machen. Diese Bedingungen wurden in einer Versammlung der Generale in Capua freudig angenommen, und der junge L. Cäsar, der sie überbrachte, wurde mit einem Briefe von Pompejus,
und

(¹⁸) Ep. Fam. 16. 12. Ad Att. 7. 13. 16. Ibid. 8. 2. Lucan. 5. 345. (¹⁹) Ad Att. 8. 9.

und nur einer vorläufigen Forderung zurückgesendet, daß Cäsar indessen seine Truppen wieder aus den Städten zurück ziehen sollte, deren er sich außer seiner Gränze bemächtigt hätte, damit der Senat nach Rom zurückkehren, und die Sache mit Ehren und in Freiheit beilegen könnte⁽²⁰⁾. Cicero war in dieser Versammlung zugegen, und schrieb dem Atticus davon folgende Nachricht. — „Ich kam gestern am sechs und zwanzigsten Januar nach Capua, wo ich die Consuln und viele von unserm Stande traf. Alle wünschten, daß Cäsar seine Bedingungen hielte, und seine Truppen zurück jöge. Favonius war allein gegen alle Vorschläge, die Cäsar machte; aber die Versammlung achtete wenig auf ihn; denn selbst Cato wollte jetzt lieber als Sklav leben, denn sechten, und erklärte, wenn Cäsar seine Besatztruppen wieder zurückjöge; so wolle er den Senat begleiten, wenn die Unterhandlungen zu Stande kämen, und nicht nach Sicilien gehen. Aber ich fürchte, daß es schlimme Folgen haben kann, denn seine Gegenwart ist in Sicilien nöthiger. — Wir sind in unsern Gesinnungen sehr getheilt; der größte Theil ist der Meinung, daß Cäsar nicht Wort halten werde, und daß er nur Vorschläge gethan habe, um uns in unsern Zurüstungen zu hindern. Ich bin geneigt, es zu glauben, daß er seine Truppen zurückziehen wird *) denn er gewinnt doch die

§ 3

Ue.

(*) Ep. fam. 16. 12. Ad Att. 7. 14.

*) Cicero irrte zuweilen in der Politik aus Gutmüthigkeit. An der schlimmen Lage der Patrioten, die Cicero

Ueberhand, wenn er Consul wird, und dann auf eine minder ungerechte Art, als auf dem Wege, den er jetzt betritt. Wir kommen unmöglich ohne Verlust davon; denn wir sind in einem schmählischen Zustande; ohne Truppen und Geld; alles was in Privatkassen oder im öffentlichen Schatze in Rom war, ist ihm zur Beute gelassen (²¹)."

Während daß sich diese Unterhandlungen in die Länge zogen, und Cäsars Antwort erwartet wurde, schrieb Cicero an, Hoffnung zu fassen, daß beide Theile nachgeben würden, und geneigt wären, den Streit beizulegen; Cäsar aus Ueberlegung wegen seiner Ueberzeugung, und der Senat aus Mangel an Zurüstung. Dennoch war ihm Cäsar verdächtig, und die Bevollmächtigung eines so unbedeutenden Menschen, als Lucius Cäsar, in einer so wichtigen Sache, schien ihm eine gewisse Verachtung oder die Absicht anzudeuten, daß die Unterhandlung nicht gültig sein sollte, besonders da Cäsar, nach

cero hier schildert, war Pompejus unverzeihliche Sorglosigkeit und stolze Sicherheit schuld. Ein Beweis, daß er es nicht verdiente, der erste Bürger des Staats zu sein. Um jene dieser meist elenden Aristokraten, unter denen nur wenige, als Cicero und Cato, hervorstechen, zu werden, oder den Staat umzuschaffen, dazu hatte Pompejus zu wenig Kopf oder zu wenig Entschlossenheit. Soldatentalent und ohngefährtes Glück hatten ihm die Verbeeren um das Haupt geworfen, unter denen er schlief. Darum wurde das entartete Rom die Beute eines größern Mannes, der zehn Jahre mit Gefahr seines Lebens gekämpft hatte, um dahin zu kommen, wo Pompejus vor eben so viel Jahren gewesen war.

(²¹) Ad Att. 7. 15.

nachdem er ihnen Bedingungen vorgeschlagen hatte, die leicht angenommen werden konnten, nicht ruhig die Antwort abwartete, sondern seinen Marsch so eifertig und so feindlich als vorher, fortsetzte⁽²²⁾. Sein Verdacht war gegründet, denn Briefe von Furnius und Curio zeigten bald, daß aus der Gesandtschaft nur Scherz gemacht wurde⁽²³⁾.

Es scheint einzuleuchten, daß Cäsar nicht an den Frieden dachte, weil er auf Pompejus Antwort nicht achtete, und so wichtige Gründe angab, warum er das that⁽²⁴⁾. Er hatte aber bei dem Auftrage eine doppelte Absicht; denn wenn ihn Pompejus verwürfe, wie es sich erwarten ließ, weil seine Abneigung gegen Unterhandlungen bekannt war, so hoffte Cäsar den Haß des Krieges auf ihn zu wälzen; wenn er ihn aber annehme, so wollte Cäsar seine Zurückkunft verzögern, und ihn selber aufhalten, daß er in Italien bleibe, da er ihn indessen mit einer Schnelligkeit, die jeden in Erstaunen setzte⁽²⁵⁾, folgte, um ihn vielleicht einzuholen, ehe er sich einschiffte, und so dem Kriege den Ausschlag zu geben, von dem er nichts mehr zu fürchten

(22) Ibid. It. ibid. 7. 17. 18. 13. (23) Ibid. 19. (24) Caesar. Comment. de bell. civ. 1. 1. (25) Ad Att. 7. 22. Cicero nennt ihn ein Wunder der Wachsamkeit und Schnelligkeit. Ibid. 8. 9. Ob er gleich seit seinem Uebergange über den Rubicon alle großen Städte unterwegs erobert, und sich vor Corfinium sieben Tage lang aufhalten mußte, so marschirte er doch binnen zwei Monaten durch ganz Italien, und kam vor die Thore von Brundisium, ehe Pompeius am neunten März an Vord. gehen konnte. Ad Att. 9. 13.

ten hatte, als wenn er in die Länge gezogen würde. „Ich sah nun deutlich, sagt Cicero, obgleich später, als ich, nach den Versicherungen, die mir Balbus gab, wünschen konnte, daß Cäsar nach nichts andern strebt, und von jeher gestrebt hat, als nach Pompejus Leben ⁽²⁶⁾.“

Wenn wir den berühmten Schritt über den Rubicon, von den Folgen abgesondert, bedenken, so scheint er so gewagt, so verwegen zu sein, daß ihn Pompejus mit Rechte verachten mußte, als einen zu übereilten Versuch, den ein kluger Mann nicht unternehmen konnte. Wenn es Cäsars Absicht gewesen wäre, nur Italien in Besitz zu nehmen, so würde die Schwierigkeit nicht so groß gewesen sein; seine Armee war gewiß damals die beste auf der Erde; von Siegestruhm glühend, ihrem Generale eifrig ergeben, unüberwindlich einem jeden, der ihr im Felde begegnete. Aber diese Armee war alles, worauf er sich verlassen konnte; er hatte keine Hülfquellen; der Verlust eines Treffens war sein Untergang; und dennoch standen ihm manche bevor, ehe er seinen Zweck erreichen konnte. Denn das ganze Reich war gegen ihn bewaffnet; jede Provinz zeigte einen neuen Feind, und ein neues Schlachtfeld, wo ihm dieselbe Gefahr drohte, als auf den Ebenen von Pharsalus. Aber vor allem, seine Feinde waren Herrn der See; er konnte also seine Truppen nicht auswärts senden, ohne

zu

(26) Ad Att. 9. 5.

zu fürchten, daß sie von einer stärkern Flotte ges-
schlagen, oder auf dem festen Lande bei der Schwie-
rigkeit ihnen Hülfe und Lebensmittel zu senden, um-
kommen müßten. Pompejus verließ sich hauptsäch-
lich auf das letztere, und war überzeugt, daß es
sicher den Krieg zu seinem Vortheile bestimmen müß-
te ⁽²⁷⁾; so daß es also befremdet, wie ein so übers-
wiegender Vortheil in den Händen eines so großen
Generals den guten Ausgang verfehlen konnte; wir
müssen daher mehr Cäsars Glück, als sein Betra-
gen bewundern, ein Glück, das ihn durch alle dies-
se Schwierigkeiten zum Besitze des Reiches leitete ⁽²⁸⁾.

Cicero spricht von Cäsars Unternehmen fast
nicht anders, als von einem Anfälle der Tollheit ⁽²⁹⁾,

§ 5

und

(27) Ibid. 10. 8.

(28) Cäsar verdankt dem Glücke viel; aber so unüberlegt
handelte er nicht, als er über den Rubicon gieng,
wie man nach Middleton's Schilderung glauben sollte.
Pompejus und des Senats Schwäche, die Cicero in
dem oben angeführten Briefe beschreibt, kannte Cäsar
gewis; Italien und Rom waren ihm also sicher genug.
War das nicht genug, um erst festen Fuß zu fassen?
Und was konnte er nicht von der Schlechtigkeit oder
Ehorheit seiner Landleute hoffen? Was halfen dem
Senate die meuterischen Truppen entfernter Provin-
zen? Ehe sie dem Cäsar schaden konnten, brauchte er
sie nicht mehr zu fürchten. Freilich wußte Cäsar noch
nicht, daß Pompejus die Schlüssel zwar zur Staats-
kasse mitnehmen, aber das Geld vergessen werde;
aber Rom und Italien berthen ihn auch ohne dies An-
sichten zur Unterstützung dar. Es war also wohl nicht
bloße Tollkühnheit, daß er über den Rubicon gieng,
um den unvorbereiteten Pompejus zu überraschen, und
das Herz des Reiches zu gewinnen.

(29) Ep. fam. 16. 12.

und er schien zuletzt einige Hoffnung zu haben, daß er nicht in demselben beharren werde. Dasselbe bildete sich auch Pompejus und der Senat ein, die so entschlossen waren, ihn zu verachten, da sie sich ihm doch nicht widersetzen konnten. Cäsar mochte hingegen glauben, daß ihre Unbeugsamkeit von einer eiteln Meinung von ihrer Stärke entspringe, die sie verleiten würde, ein Treffen mit ihm in Italien zu wagen; und in diesem Falle war er des Sieges gewiß. Beide Theile wurden also durch ein Mißverständniß ihrer Absichten weiter geführt, als sie wollten. Cäsar, sag ich, mochte vermuthen, daß sie ihre Stärke mit ihm in Italien messen wollten; denn das war die Meinung der ganzen Partei, die es für den besten Plan hielt. Pompejus ließ sie bei der Stimmung, und sprach immer im hohen Tone, um ihren Muth aufrecht zu halten; und ob er gleich vom Anfange an einsah, daß er Italien verlassen müsse, so hielt er es doch geheim, und schrieb dem Cicero zu gleicher Zeit, daß er in wenigen Tagen eine starke Armee haben würde, mit der er bis Picenum gegen Cäsar marschiren wollte, so daß also die Senatoren nach Rom zurück gehen könnten⁽²⁹⁾. Man glaubte allgemein, der Plan des Krieges sei der: man wolle sich der Festungen Italiens bemächtigen, und vertheidigungsweise handeln, um den Cäsar mit verschiedenen Armeen zu ängstigen, die Zufuhr ihm abzuschneiden, ihn von

(29) Ad Att. 8. 8. 7. 16.

Von Rom abzuwehren, und ihn immer zu beschäffeln, bis die Veteranen aus Spanien unter Pompejus Generalen dem Afranius, Petrejus, und Varro, ankommen könnten, um den Streit zu enden (10). Diese Meinung hegte der Senat von dem Kriege; fern war der Gedanke, daß sich Pompejus der Schande unterwerfen könnte, vor Cäsar zu fliehen, und seinem Feinde Italien zur Beute zu geben. Voll Zuversicht warf sich also Domitius mit einem beträchtlichen Korps und einigen der vornehmsten Senatoren, in Corfinium, eine Festung am Fuße der Apenninen nach der Küste des adriatischen Meeres zu. Hier wollte er gegen Cäsar stehen bleiben, und seinen Marsch aufhalten; aber er verlor bei dem Unternehmen alle seine Truppen, an drei Legionen, weil er des Pompejus Geheimnis nicht wußte. Pompejus hatte ihn zwar ernstlich in verschiedenen Briefen aufgefodert, als er seine Absicht erfuhr, den Ort zu verlassen, und sich mit ihm zu vereinigen; er hatte ihm vorgestelt, „daß es unmöglich sei, dem Cäsar zu widerstehen, bis ihre Truppen vereinigt wären; zu dem habe er selber nur die beiden Legionen bei sich, die von Cäsars Armee zurückberufen wären, denen nicht zu trauen sei; wenn sich also Domitius in Corfinium fest setze, so daß ihm Cäsar den Rückzug abschneide, so könne er ihm mit einer so schwachen Armee nicht zu Hülfe kommen, er möchte sich nicht

wuns

(10) Ad Att. 7. 9. Ep. Fam. 16. 12. Ad Att. 8. 3.

wundern, wenn er hörte, daß er sich zurückzöge, wenn Cäsar noch ferner auf ihn eindringen würde (31). „ — Aber Domitius war von der Meinung eingenommen, daß Italien der Tummelplatz des Krieges wäre, und daß Pompejus ein so gutes Korps Truppen, und so viele seiner besten Freunde nicht aufopfern würde; er wollte daher den vortheilhaften Posten zu Corfinium nicht aufgeben, sondern verließ sich auf Hülfe, und als er wirklich belagert wurde, schrieb er dem Pompejus, wie leicht Cäsar zwischen ihren beiden Armeen eingeschlossen werden könnte (32).

Cicero sah seine Hoffnungen mehr als irgend jemand vereitelt; er hatte sich nie träumen lassen, daß die Pompejaner würden Italien verlassen müssen, bis er aus Pompejus Bewegungen seine Absichten errieth. Er spricht davon sehr ernsthaft in mehreren Briefen; und er erbat sich Atticus Rath wegen der neuen Gestalt der Angelegenheiten. Um ihn in den Stand zu setzen, sie recht zu beurtheilen, so schrieb er ihm seine eignen Gedanken über die eine und die andre Parthei. — „Die großen Verbindlichkeiten, die ich dem Pompejus schuldig bin, sagt er, und meine Freundschaft für ihn, so wie die Sache der Republik selber — dies alles scheint mich zu überreden, daß ich sein Schicksal und

(31) Ad Att. 8. 12. () Caes. Comment. de bell. civ. I. 1.

und seine Plane zu den meinigen machen muß. Aberdem, wenn ich zurückbleibe, und die Verbindung mit den besten und erhabensten Bürgern aufgebe, so sinke ich unter die Gewalt eines einzigen, der mir zwar viele Beweise seiner Freundschaft giebt, und den ich längst, wie Du weißt, mir zum Freunde zu machen suchte, weil ich den Sturm fürchtete, der jetzt uns bedroht; aber ich muß wohl überlegen, in wiefern ich ihm trauen kann, und vors ausgelegt, daß ich ihm trauen kann, ob es sich mit dem Charakter eines standhaften und patriotischen Bürgers verträgt, in der Stadt zu bleiben, in welcher er die größten Ehrenstellen bekleidete, die größten Thaten verrichtete, und wo er jetzt die ehrenvollste Priesterwürde trägt, wenn es dann einige Gefahr, ja vielleicht Schande zur Folge haben könnte, wenn Pompejus je die Republik wieder herstellte. Das sind die Schwierigkeiten von der einen Seite, laß uns die bedenken, die auf der andern sind. Unser Pompejus hat bisher noch nichts Kluges oder Muthiges unternommen; ich kann noch hinzufügen, nichts, als was gegen meinen Rath war. Ich will das Vergangene übergehen; wie er zuerst den Cäsar gegen die Republik nährte, erhob und bewaffnete; wie er ihn unterstützte, daß er seine Befehle mit Gewalt, ohne Rücksicht auf die Auspicien durchsetzte; wie er das entferntere Gallien zu seiner Stadthaltertschaft hinzufügte; wie er ihn zu seinem Schwiegervater machte; ihm bei der Adoption des Clodius beistand, und eifriger dafür war

war, mich zurück zu berufen, als meine Vertreibung zu verhindern; wie er Cäsars Kommando verlängerte, ihm in allen seinen Angelegenheiten in seiner Abwesenheit diente, ja noch in diesem dritten Consulate, nachdem er sich in das Interesse des Staats einließ, so daß die zehn Tribunen gemeinschaftlich ein Gesetz vorschlagen mußten, daß Cäsar der Abwesenheit ungeachtet das Consulat erlangen könne, welches Pompejus darauf selber noch durch ein Gesetz bestätigte; wie er sich dem Consul Marcellus widersetzte, als er vorschlug, daß Cäsars Stadthalterschaft auf den ersten März aufhören solle. — Kurz ich will das alles nicht berühren; aber was ist weniger ehrenvoll, oder was beweist mehr Mangel an Klugheit, als dieser Rückzug, oder vielmehr, diese schändliche Flucht von der Stadt? Welche Bedingungen wären nicht dem Uebel, unser Vaterland verlassen zu müssen, vorzuziehen? Die Bedingungen, ich gesteh es, waren hart, aber was kann schlimmer sein, als dieses? — Pompejus, wirst Du sagen, wird die Republik wieder erobern; Wann? oder was für Zurüstungen macht er dazu? Ist nicht das ganze Picenische Gebiet verloren? Steht nicht der Weg zur Stadt offen? Haben wir nicht alle unsre privat- und öffentliche Schätze dem Feinde preis gegeben? Kurz, die Freunde der Republik haben keinen Anhang, keine Truppen, keinen Sammelplatz, wo sie sich treffen könnten; Apulien ist zu unserm Rückzuge auserschen; der schwächste und entfernteste Theil Italiens, welches nichts verräth, als Verzweiflung, und die Absicht über

über die See zu fliehen u. s. w." (33). — In einem andern Briefe sagt er: „Es fehlt nur eine Sache, um unsern Freund ganz verächtlich zu machen, wenn er dem Domitius nicht zu Hülfe käme. Niemand zweifelt daran, daß er ihn beistehen werde; ich glaub es nicht. Er sollte also einen solchen Bürger, und alle, die bei ihm sind, verlassen, da er doch selber dreißig Kohorten kommandirt? Wenn mich nicht alles täuscht, so wird er es. Er ist unglaublich furchtsam; nichts steht ihm vor Augen als die Flucht. Und Du glaubst, denn ich errathe Deine Gedanken, daß ich ihn auf dieser Flucht begleiten müsse. Ich weiß wohl, wen ich fliehen soll; wem ich folgen müsse, weiß ich nicht. Du preisest zwar meinen Vorsatz, daß ich lieber mit Pompejus überwunden werden, als mit jenem siegen wolle; das wollte ich wohl, aber mit jenem Pompejus, wie er damals war, oder mir vorkam; wenn ich aber mit diesem Manne, der eher floh, als er wagte vor wem, und wohin; der uns verathen, das Vaterland aufgegeben hat, und Italien verläßt, wenn ich mit diesem lieber überwunden sein wollte; nun so ist es schon geschehn; ich bin besiegt (34).“ —

Ganz Italien hatte jetzt eine vorgefasste Meinung von Cäsars Grausamkeit und Nachsuche, und ahnete daher schreckliche Begebenheiten. Cicero
fels

(33) Ad Att. 8. 3. (34) Ibid. 8. 7.

selber war von dieser Meinung eingenommen, wie er in mehreren Briefen äußert, wo er es für ausgemacht annimmt, daß Cäsar ein zweiter Phalaris und kein Pisistratus sein werde. Er schloß dies aus den Gewaltthätigkeiten seines verflochten Lebens; aus der Natur seiner gegenwärtigen Unternehmung, und vor allem aus dem Charakter seiner Freunde und Begleiter, die überhaupt ein dürftiges, verworfenes und kühnes Gefindel waren, bereit zu jeder verzweifelten That ⁽³⁵⁾. Es wurde ferner als gewiß behauptet, daß er laut erklärt habe, er komme, den Tod des En. Tarbo, M. Brutus, und aller übrigen Anhänger des Marius, die Pompejus unter Syllas Oberbefehl hatte grausam ermorden lassen, weil sie seiner Parthei zuwider waren, zu rächen ⁽³⁶⁾. Aber alle diese Ruchmassungen waren ohne Grund; denn Cäsar, der, wie Cicero sagt, die Tyrannei für die größte Gotttheit hielt, und dessen einziger Gesichtspunkt während seines ganzen Lebens gewesen war, seine Angelegenheiten auf diesen entscheidenden Punkt zu bringen, und einen kühnen Kampf um die Herrschaft zu bestehen; Cäsar, sag ich, hatte sich von den Begebenheiten der Vorzeit, und dem Schicksale ehemaliger Tyrannen den Grundsatz abgezogen, daß Gnade im Siege das beste Mittel sei, ihn auf immer zu sichern ⁽³⁷⁾. Als er daher nach der Uebers

gabe

(³⁵) Ad Att. 7. 12, 20. Ibid. 10. 8. 9. 2. 9. 19.

(³⁶) Ad Att. 9. 14. (³⁷) Ad Att. 7. 11. Ep. Caesaris ad Opp. Au. 9. 7.

gab von Corfinium die erste Gelegenheit hatte, einen Beweis seiner Denkart abzulegen, gab er ein edles Beispiel seiner Mäßigung, indem er den Domitius und alle Senatoren, die ihm in die Hände fielen, entließ; worunter auch Lentulus Spinther, Ciceros innigster Freund, war ⁽¹⁰⁾. Diese Handlung gereichte sehr zu Cäsars Besen; das Volk ward von der Furcht befreit, die es vorher von ihm hegte, und es schien nun bestätigt, was er allenthalben bekannt machte, daß er durch den Krieg nichts als seine Sicherheit und Würde zu behaupten suche. Pompejus wurde auf der andern Seite täglich verächtlicher, weil er vor einem Feinde floh, der, wie man sagte, durch seinen Stolz und seine Unart zu den Waffen gezwungen war. — „Sage mir, ich bitte Dich, schreibt Cicero, kennst Du ein größeres Mißgeschick? Der eine erwirbt sich Beifall bei der schlechtesten Sache, der andere Tadel bei der besten? Der eine erscheint ein Retter seiner Feinde, der andre ein Verräther seiner Freunde? Wahrhaftig! ich empfinde alle Freundschaft für unsern Endus, wie es billig ist, aber ich kann es nicht entschuldigen, daß er solchen Männern nicht zu Hülfe kam. Ist er nicht ein Feiger, wenn er sich davor fürchtere? Oder handelste er nicht ungerecht, wenn er, wie einige sagen, glaubte, durch ihren Untergang für seine

(¹⁰) Caes. comment. I. I. Plutarch. in Caes.

seine Sache zu gewinnen ⁽³⁹⁾? — Cäsars ersten Beweis seiner Sanftmuth nützte Cicero, und schrieb ihm einen verbindlichen Brief, worinn er ihm besonders für die großmüthige Behandlung des Lentulus, der Ciceros Zurückberufung als Consul vorzüglich betrieben hatte, dankte. Cäsar antwortete ihm hierauf folgendermaßen:

Der Feldherr Cäsar dem Feldherrn Cicero.

„Du urtheilst recht von mir, denn Du kennst mich besser, daß ich von aller Grausamkeit weit entfernt bin. Die Sache selber macht mir das größte Vergnügen, und ich freue mich und triumphe, daß Du mein Verfahren billigst. Es rührt mich nicht, daß eben die Männer, die ich frei abziehen ließ, nun hingehen, wie man sagt, um mich selber zu bekriegen; ich will mir selber gleich sein, sie mögen es sich bleiben. Ich wünsche, daß Du in Rom bei mir seist, damit ich von Deinem Rathe und Deiner Hülfe, wie ich gewohnt bin, Gebrauch machen kann. Dein Dolabella ist mein theuerster Freund; ich bin ihm die zärtlichsten Gefühle schuldig; denn seine Gefälligkeit, sein Gefühl, sein Wohlwollen für mich macht es ihm unmöglich, anders für mich zu empfinden ⁽⁴⁰⁾.“

III

(³⁹) Ad Att. 2. p. (⁴⁰) Ad Att. 9. 16.

Als Pompejus nach dem unglücklichen Vorfalle bei Corfinium sich genöthigt sah, sich nach Brundisium zurück zu ziehen, und laut zu erklären, was er bisher noch nicht deutlich geäußert hatte, daß es seine Absicht sei, Italien zu verlassen, und den Krieg in das Ausland zu spielen ⁽⁴¹⁾; so wünschte er recht sehr, den Cicero mit sich zu nehmen. Er schickte ihm daher zwei Briefe nach Formid, und bat ihn dringend, zu kommen; aber Cicero, der schon unzufrieden mit ihm war, wurde noch aufgebracht über die Kürze und den nachlässigen Ton, in welchem er ihm wegen einer so wichtigen Sache geschrieben hatte ⁽⁴²⁾. Der zweite Brief des Pompejus und Ciceros Antwort werden uns die gegenwärtige Lage ihrer Angelegenheiten, und Ciceros Gesinnung darüber abbildern.

Der Proconsul Cn. Pompejus Magnus an
den Imperator M. Cicero.

Es soll mich freuen, wenn Du gesund bist. Deinen Brief habe ich mit Vergnügen gelesen. Ich fand in demselben Deine bekannte brave Gesinnung für das gemeine Wohl. Die Consuln sind zu meiner Armee in Apulien gestoßen. Ich fordere Dich dringend auf bei Deinem unwandelbaren Eifer für die Republik, zu mir zu kommen, damit wir gemeinschaftlich der geängsteten Republik Hülfe leisten

G 2

lös

(41) Ibid. 9. 2. (42) Ibid. 8. 11.

können. Reise auf der Appischen Straße, und komme eiligst nach Brundisium.

Der Feldherr M. Cicero dem Proconsul
En. Magnus.

Als ich Dir den Brief schrieb, den Du zu Canusium erhieltest, konnte ich nicht vermuthen, daß Du der Republik wegen über das Meer segeln würdest. Ich nährte die größte Hoffnung, daß wir in Italien entweder den Frieden wiederherstellen, welches mir das heilsämste schien, oder die Republik mit aller Würde vertheidigen könnten. Du konntest meinen Brief noch nicht erhalten haben, als ich aus den Befehlen, die Du durch den D. Lælius den Consuln ertheiltest, Deine Absicht ersah; ich wartete daher Deine Antwort nicht ab, sondern eilte sogleich mit meinem Bruder Quintus und unsern Kindern zu Dir nach Apulien. Als ich zu Theanum Sidicinum ankam, sagte mir Dein Freund C. Messius und mehrere andere, Cæsar marschiere auf Capua, und werde heute zu Esernia bleiben. Ich erschrock, wenn es sich so verhielt, so war mir nicht allein der Weg abgeschnitten, sondern ich war auch beinahe aufgefangen. Ich eilte daher nach Eales, um dort zu bleiben, bis ich sichere Nachricht aus Esernia erhielt. Hier fand ich die Abschrift Deines Briefes an den Consul Lentulus; sie lautete so: Du habest am achtzehnten Februar einen Bericht von L. Domitius

Nus erhalten, (dessen Abschrift beigelegt war,) das Wohl der Republik hänge davon ab, daß alle Truppen, so bald als möglich, an einem Orte zusammengezogen würden, und daß eine starke Besatzung in Capua bleibe. Als ich diesen Brief gelesen hatte, war ich mit allen übrigen der Meinung, Du werdest mit allen Truppen nach Corsinium gehen; aber dahin zu reisen hielt ich für mich unsicher, wenn Cäsar vor der Stadt läge. Als nun meine Erwartung aufs höchste gespannt war, hörte ich auf einmal, was zu Corsinium vorgefallen war, und daß Du auf dem Wege nach Brundisium seist. Mein Bruder und ich waren fest entschlossen, Dir dorthin zu folgen; aber wir wurden von vielen, die aus Samnium und Apulien kamen, gewarnt, uns in Acht zu nehmen, daß wir nicht von Cäsar aufgefangen würden; denn er sei in eben die Gegend marschirt, wohin wir wollten, und werde schneller ankommen, als wir es könnten. Unter solchen Umständen wollte weder mein Bruder, noch ich, noch irgend einer unsrer Freunde sich übereilen, und sich zu unserm und der Republik Schaden zu weit wagen; besonders da wir gewiß wußten, daß wir Dich doch nicht einholen könnten, wenn wir auch nicht unterwegs angehalten würden. Indessen empfing ich Deinen Brief, von Canusium aus am ein und zwanzigsten Februar geschrieben, worinn Du mich auffoderst, daß ich eiligst nach Brundisium kommen solle. Da ich ihn am neun und zwanzigsten erhielt, so zweifelte ich nicht, daß Du schon in Brundisium seist. Mir schien der

Weg dahin ganz abgeschnitten, und wie sind gewiß so gut gefangen, wie diejenigen, die nach Corsinium gegangen waren. Denn gewiß nicht allein diejenigen sind gefangen, die in die Hände der bewaffneten Feinde fallen, sondern auch die, welche in der Entfernung abgeschnitten, zwischen den Lagern und Waffen der Feinde stehen. Wie gern wünschte ich also vom Anfange an bei Dir gewesen zu sein; und diese Absicht bewies ich auch, als ich Capua verließ; denn ich that es nicht, um mich von einer Last zu befreien, sondern weil ich vorher sah, daß diese Stadt ohne ein Korps nicht behauptet werden konnte; und ich wollte nicht gern das Schicksal jener braven Männer erfahren, die ich jetzt bedaure. Weil es mir nun nicht geglückt ist, bei Dir zu sein, so möchte ich doch wenigstens Deinen Plan wissen; ich vermag ihn nicht zu errathen; denn eher hätte ich jedes andere erwartet, als daß die Sache der Republik nicht hier in Italien unter Deiner Anführung verfochten werde. Ich begreife Deine Absicht nicht, aber ich beklage die Republik; und wenn ich auch nicht einsehe, was Du beabsichtigst, so glaube ich deswegen doch nicht, daß Du ohne einen vernünftigen Plan handelst. Ich glaube, Du wirst Dich erinnern, wie ich über die Aufrechterhaltung des Friedens auch unter mißgünstigen Bedingungen, und über Rom, denn von Italien erwähntest Du nie ein Wort, dachte. Ich mache nicht die stolze Forderung, daß mein Rath hätte gelten sollen; ich folgte dem Deinigen; und das nicht um der Republik willen, wegen welcher ich

ich verzweifelte, und die jetzt in der größten Verlegenheit ist, und nicht ohne den verderblichsten Krieg gerettet werden kann; sondern ich suchte Dich; bei Dir wünschte ich zu sein; und ich werde keine Gelegenheit, diesen Wunsch auszuführen, verabsäumen. Ich fühlte wohl, daß ich dein Kampfbegierigen nicht genug thun würde; denn einmal habe ich geäußert, daß ich nichts lieber wünsche als den Frieden; nicht, weil ich von demselben nicht mit euch gleiche Folge fürchte, sondern weil ich sie für erträglicher halte, als einen Bürgerkrieg; zweitens, als der Krieg schon angefangen war, und ich sah, daß man Dir Friedensvorschläge that, und daß Du sie in Ehren und weitläufig beantwortetest, so nahm ich meine Maafregeln danach, und glaubte, Du würdest sie Deiner Freundschaft für mich zur Folge gewiß billigen. Ich bedachte, daß ich der einzige bin, der für seine großen Verdienste um die Republik die härtesten und schmähslichsten Strafen geduldet hat; daß ich der einzige bin, der, wenn ich ihn beleidigte, dem zur selbigen Zeit, als wir schon unter den Waffen standen, ein zweites Consulat und ein prächtiger Triumph angeboten wurde, wieder demselben widrigen Kampfe bloßgestellt sein würde, so, daß ich also zum Ziele der Beleidigungen schlechter Bürger bestimmt zu sein schien. Und kaum ahnete ich es, als ich schon bedroht ward; ich fürchtete den Sturm nicht so wohl, wenn ich ihn bekämpfen müßte, als ich ihn gern vermeiden wollte, wenn es auf eine schickliche Art möglich wäre. Hier hast Du also kurz die Gründe

meines Betragens, als ich noch Hofnungen des Friedens nährte; die Umstände haben mich nun außer Stand gesetzt, etwas zu thun: Denjenigen aber, denen ich nicht genug thue, kann ich leicht antworten, daß ich nie Cäsars besserer Freund war, als sie, noch daß sie je bessere Freunde der Republik waren, als ich; der einzige Unterschied zwischen mir und ihnen ist dieser; sie sind patriotische Bürger, so wie ich meinen Ruhm in diesem Namen suche; sie wollten lieber mit den Waffen die Sache ausmachen; ich durch Unterhandlungen, welches auch, wie ich glaubte, Deine Absicht war. Da nun das erstere vorgezogen ist, so wird es nun gewiß meine Sorge sein, daß weder die Republik einen patriotischen Bürger in mir vermisste, noch Du einen Freund ⁽⁴³⁾.

Die Unzufriedenheit über Pompejus Betragen, die Cicero so fein in diesem Briefe zu verstehen giebt, war die wahre Ursache, warum er sich jetzt nicht mit ihm vereinigte. Er nahm sich noch Bedenzzeit, ehe er einen entscheidenden Schritt that; so äußert er sich gegen Atticus, und nachdem er ihm alle Umstände seines Betragens, die eine Ausnahme machten, vorgerechnet hatte, fügte er noch hinzu: ich habe nichts unterlassen, wofür nicht eine fluge Entschuldigung statt fände — und ich wollte eine Zeitlang überlegen, was recht sei, und was ich thun müsse ⁽⁴⁴⁾.

Der

(43) Ad Alt. 8. 11. (44) Ib. 8. 12.

Der Hauptgrund seiner Ueberlegung war noch immer die Möglichkeit des Friedens, in welchem Pompejus und Cäsar wieder für einen Mann stehen könnten; und er war nicht willens, Cäsarn Ursache zu geben, sein Feind zu werden, wenn er Pompejus Freund geworden war.

Bei dieser Lage der Sachen schickte Cäsar den jungen Balbus dem Consul Lentulus nach, um ihn durch lockende Anerbietungen zu bewegen, in Italien zu bleiben und nach Rom zurück zu kehren. Er begegnete unterwegs dem Cicero, der davon folgendes dem Atticus schrieb: „Der junge Balbus kam am vier und zwanzigsten gegen Abend zu mir. Er eilte auf Seitenwegen dem Lentulus nach mit Briefen und Anweisungen von Cäsar, und dem Anerbieten jeder ihm beliebigen Stadthalterschaft, wenn er nach Rom zurückkehren wollte. Es wird umsonst sein, wenn sie sich nicht von ohngefähr begegnen. Er sagte mir, daß Cäsar nichts mehr wünscht, als den Pompejus einzuholen, welches ich glaube, und sich mit ihm auszusöhnen, woran ich zweifle. Ich fürchte, seine ganze Gelindigkeit zweckt zu nichts anderm ab, als diesem einen tödtlichen Streich beizubringen. Der ältere Balbus schreibt mir, Cäsar wünsche in Sicherheit zu leben, und wolle dem Pompejus den ersten Rang lassen. Ich glaube, Du hältst es für Ernst ⁽⁴⁵⁾.“

(45) Ad Att. 8. 9.

Cicero schien der Meinung zu sein, daß sich Lentulus würde haben überreden lassen, wenn er mit Valbus zusammen gekommen wäre, denn er traute diesem Consuln keine Festigkeit zu, und sagte bei einer andern Gelegenheit von ihnen, daß sie leichter von jedem Winde bewegt würden, als eine Feder oder ein Blatt. Er erhielt bald darauf einen andern Brief von Valbus, wovon er dem Atticus eine Abschrift schickte, um, wie er sich ausdrückte, ihn zu bedauern, wenn er sähe, wie sie ihn zu hintergehen gedächten ⁽⁴⁶⁾.

Valbus dem Feldherrn Cicero.

Ich beschwöre Dich, Cicero, erfinne ein Mittel, den Cäsar und Pompejus zu versöhnen, die durch treulose Freunde entzweit sind; es ist ein Werk Deiner Tugend werth. Ich gebe Dir mein Wort, Cäsar wird nicht nur ganz in Deiner Gewalt sein, sondern Dir viel Dank wissen, wenn Du das Geschäft übernehmen willst. Ich wurde mich freuen, wenn Pompejus auch so dächte; aber unter den jetzigen Umständen muß ich vielmehr wünschen als hoffen, daß er sich auf Bedingungen einlasse. Aber wenn er aufhören wird, vor Cäsarn zu fliehen und zu zittern, dann verzweifle ich nicht, daß Dein Ansehen etwas über ihn vermag. Cäsar hat es gut aufgenommen, daß Du dafür warst, daß Lentulus in Italien bliebe, und es war
der

(46) Ib. 3. 15.

der größte Dienst, den Du mir erweisen konntest. Denn ich liebe ihn so sehr, als selbst den Cäsar; hätte er mich so frei mit sich sprechen lassen, als wir zu thun pflegen, und hätte er nicht so oft die Gelegenheiten vermieden, die ich suchte, mit ihm zu sprechen, so würde ich glücklicher gewesen sein, als ich es jetzt bin. Sei überzeugt, Niemand kann betrübter sein, als ich, wenn ich einen Mann, der mir theurer ist, als ich mir selber, seine Rolle als Consul so schlecht spielen sehe, daß er nichts weniger als Consul zu sein scheint. Sollte er aber geneigt sein, Deinen Rath zu befolgen, Cäsars guten Absichten auf Dein Wort zu glauben, und den Rest seines Consulats in Rom zuzubringen, so würde ich neue Hoffnung schöpfen, daß Cäsar und Pompejus auf Deinen Rath und sein Betreiben wieder mit Billigung des Senats vereint werden könnten. Sollte dies zu Stande kommen, so werde ich glauben, lange genug gelebt zu haben. Ich bin überzeugt, Du wirst das alles billigen, was Cäsar zu Corfinium that; bei einem Vorfalle dieser Art war das Beste, daß alles ohne Blutvergießen ablief. Es freut mich, daß Dir meines Neffen Besuch angenehm war. Ich weiß, das alles ist Cäsars Ernst, was er Dir schrieb, und was mein Neffe Dir von ihm sagte, seine Sache mag ausfallen, wie es das Schicksal will (47).

(47) Ad Att. 8-15.

. Drei und dreissigstes Kapitel.

Cäsar sucht den Cicero neutral zu erhalten — Briefwechsel deswegen — Cäsar ereilt den Pompejus zu Brundisium — Spricht den Cicero zu Formia — Geht nach Rom — Cicero geht auf seine Landgüter am Meere — Cäsar marschirt nach Spanien, nachdem er in Rom die Schatzkammer erbrochen hatte — Antonius beobachtet Ciceros Schritte — Beträgt sich übermüthig — Cicero reiset endlich zum Pompejus ab — Er muß des Pompejus Massregeln mißbilligen.

Cäsar gab sich jetzt alle Mühe, Ciceron nicht sowohl zu gewinnen, denn das war nicht zu hoffen, als ihn zu bewegen, neutral zu bleiben. Er schrieb ihm in dieser Absicht mehrere Briefe, und trug es auch ihren gemeinschaftlichen Freunden auf, in Ciceron zu dringen ^(*). Als er sich von Pompejus so fern hielt, glaubten sie einigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und gingen nun einen Schritt weiter; sie suchten ihn nehmlich zu bereden, nach Rom zu gehen, und dem Senate mit Rath beizustehen, den Cäsar zusammenberufen wollte, wenn er den Pompejus verfolgt hätte, und nach Rom zurückgekehrt wäre. Cäsar schrieb ihm daher auf dem eiligen Marsche folgenden Brief.

Der Feldherr Cäsar an den Feldherrn Cicero.

Raum konnte ich unsern Freund Furnius sehen, und ihn auf meiner eilfertigen Reise zu nennen

(*) Ibid. S. 11.

nen voran marschirenden Legionen weder sprechen, noch anhören, wie ich es wünschte; dennoch aber nutzte ich die Gelegenheit, Dir zu schreiben, und ihn zu Dir zu schicken, um Dir meinen Dank zu bezeugen. Das hab ich freilich schon oft gethan, und werde es noch öfterer thun; denn Du verdienst es um mich. Ich hoffe bald nach Rom zu kommen; Dich dort zu treffen ist mein Wunsch und meine Bitte, daß ich mich Deines Rathes, Deiner Gütlichkeit, Deines Ansehens und Deiner Hülfe in allen Fällen bedienen könnte. Doch verzeih der Eil und der Kürze meines Briefes, das Uebrigste wird Dir Tullius sagen.

Der Feldherr Cicero dem Feldherrn
Cäsar.

Als ich Deinen Brief laß, den mir unser Tullius brachte, worin Du mich auffoderst, nach Rom zu gehen, befremdete es mich nicht so sehr, daß Du Dich meines Rathes und meines Ansehens bedienen willst; was Du aber mit solcher Popularität und Hülfe beabsichtest, das fragte ich mich selber. Hoffnung erzeugt in mir den Gedanken, und Deine von mir bewunderte Dir nur eigne Weisheit bestätigte ihn, Du werdest die Ruhe, den Frieden, und die Eintracht der Bürger erwägen wollen; ein Werk ganz meinem Charakter angemessen. Ist das Dein Wille; willst Du unsern Pompejus sicher stellen, und ihn mit Dir und dem Staate aussöhnen; nun wahrlich, so wirst Du keinen bessern Vermittler finden, als mich; denn stets rieth ich
ihm

ihm und dem Senate, wenn ich Gelegenheit hatte, zum Frieden; und als der Krieg began, nahm ich keinen Theil, und glaubte, daß Dir durch denselben Unrecht geschähe, weil sich Deine Feinde und Reider gegen eine Ehrenstelle auflehnten, die Dir das römische Volk verlieh. Aber so wie ich damals Deine Würde verfochte, und den übrigen Dir beizustehen riet, so besorgt macht mich auch jetzt Pompejus Würde. Es sind nun mehrere Jahre verflossen, als ich euch beide mir erkohr, um euch vor allen zu ehren, und euer Freund zu sein, wie ich es jetzt bin. Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich also, weise einen Augenblick von Deinen Sorgen dem Gedanken, daß ich durch Deine Großmuth als ein patriotischer, ehrlicher und dankbarer Mann, der größten Wohlthat eingedenk, erscheinen möchte. Beträte diese Bitte nur mich allein, ich hoffte sie dennoch von Dir zu erlangen; aber Deiner Ehre und der Republik kann es, wie ich glaube, nicht gleichgültig sein, daß Du mich von den Wenigen in der Lage läßt, der Vermittler Deines und des Pompejus und der Bürger Frieden zu sein. Ich hatte Dir schon wegen Lentulus, dem Du die Sicherheit verleihest, die er mir verschafft hatte, meinen Dank gesagt, als ich einen Brief von ihm empfang. Sein Dankgefühl über Deine Großmuth ergriff auch mich, als hättest Du mir die Wohlthat erwiesen. Wenn Du es empfindest, daß ich gegen ihn dankbar bin, so beschwöre ich Dich, laß es mich auch gegen Pompejus sein ^(*).“

Cicero

(*) Ad Att. 9. 6. 11.

Cicero wurde, wegen einiger Stellen dieses Briefes, den Cäsar ins Publikum schickte, getadelt; als über das Lob, das er Cäsars Weisheit ertheilte, und vor allem über das Eingeständniß, das ihm durch diesen Krieg Unrecht widerfahre. Zu seiner Entschuldigung antwortete er aber: „Er sei über die Bekanntmachung dieses Briefes nicht verlegen; denn er habe selber einige Abschriften ausgetheilt, und wenn er bedenke, was sich seit dem zugetragen habe, so freue er sich, daß er der Welt gezeigt habe, wie sehr er immer zum Frieden geneigt gewesen. Als er Cäsarn dringend ersucht habe, sein Vaterland zu retten, habe er geglaubt, solche Ausdrücke gebrauchen zu müssen, die ihn gewinnen könnten, ohne daß man ihn deswegen einer Schmeichelei schuld geben könnte, da es eine Sache betreffe, für welche er sich gern ihm zu Füßen hätte werfen wollen (1).“

Er erhielt einen andern Brief über denselben Gegenstand, und um dieselbe Zeit, den Balbus und Oppius, beide Cäsars Vertraute, geschrieben hatten.

Balbus und Oppius dem M. Cicero.

Ein Rath, den nicht nur so geringe Männer, als wir, sondern auch die Großen ertheilen, wird zwar nicht nach der Absicht des Gebers, sondern
nach

(1) Ibid. 8. 9.

nach seinen Folgen erwogen; dennoch aber wollen wir Dir, voll Zuversicht auf Deine Gefälligkeit, über die Sache, von der Du uns schriebsst, unsere Meinung, so gut wir es einsehen, eröffnen; ist sie auch nicht die weiseste, so entspringt sie doch aus einem gut meinenden treuen Herzen. Wenn wir nicht von Cäsar selber wüßten, daß er sich, so bald er nach Rom kommt, über seine Ausöhnung mit Pompejus in Unterhandlungen einlassen, und also das thun werde, was er unserm Urtheile nach thun muß; so würden wir Dich nicht ersuchen, an diesen Berathschlagungen Theil zu nehmen, damit Du als ein Freund beider ihre Sache, um so leichter und anständiger beilegen könntest. Glaubten wir im Gegentheil, Cäsar würde das nicht thun, oder wüßten wir, daß er einen Krieg mit Pompejus fest beschlossen habe, so würden wir es nicht versuchen, Dich zu bereeden, die Waffen gegen einen Mann zu ergreifen, dem Du die größte Verpflichtung hast; eben so, wie wir Dich immer gebeten haben, nicht gegen Cäsarn zu fechten. Da wir doch nun aber jetzt mehr rathen müssen, was Cäsar thun wird, als es wissen können, so können wir Dir nichts anderes sagen, als daß es weder Deiner Würde, noch Deiner allgemein bekannten Treue angemessen scheint, daß Du die Waffen gegen einen ergreifst, da Du beider Freund bist. Und gewiß wird Cäsar Deine Neutralität nach seiner bekannten edlen Denkungsart sehr billigen. Indessen, wenn Du es für gut findest, so wollen wir ihm schreiben, daß er uns wissen lasse, was er

er zu thun gedenkt; und sobald er uns antwortet, wollen wir Dir seine Meinung eröffnen. Wir geben Dir unser Wort, daß wir allein das vorschlagen werden, was zu Deiner Ehre, nicht bloß zu Cäsars privat: Absichten gereicht, und wir sind fest überzeugt, daß Cäsar aus Rücksicht für seine Freunde damit zufrieden sein wird ⁽⁴⁾. — Auf diesen gemeinschaftlichen Brief folgte noch ein besonderer von Balbus.

Balbus dem Feldherrn Cicero.

Gleich darauf, als ich Dir mit Oppius den gemeinschaftlichen Brief geschrieben hatte, erhielt ich einen von dem Cäsar, wovon hier eine Abschrift folgt. Du wirst daraus ersehen, wie sehr er den Frieden und eine Ausöhnung mit Pompejus wünscht, und wie sehr er von allen Gedanken an Grausamkeiten entfernt ist. Ich freue mich uns beschreiblich, daß er diese Gesinnungen hegt. Was Dich selber, Deine Treue und Deine Dankbarkeit betrifft, mein theurer Cicero, so bin ich ganz der Meinung, daß es sich nicht mit Deinem Charakter und Deiner Pflicht verträgt, wenn Du die Waffen gegen einen Mann ergreifen wolltest, dem Du Dich verpflichtet glaubst. Daß Cäsar Deinen Entschluß billigen werde, verspreche ich mir sicher von seinem
Edels

(4) Ad Att. 9. 6.

Edelmuth. Er wird vollkommen damit zufrieden sein, daß Du keinen Antheil an dem Kriege nimmst, noch Dich mit seinen Gegnern vereinigt; und das wird ihm nicht allein von einem so großen Manne, als Du bist, genuthuend sein, nein, er hat auch mir freiwillig die Erlaubniß gegeben, mich von der Armee, die gegen meine Wohlthäter Lentulus und Pompejus agirt, zu entfernen, und er war zufrieden, wenn ich im Friedenskleide ihm zu Rom dienen wollte, welches ich auch seinen Gegnern thun könnte, wenn sie es anders wünschten. So besorge ich also jetzt in Rom alle Angelegenheiten des Lentulus, und beweiße ihm und Pompejus meine Treue und Dankbarkeit. Wahrhaftig es erwacht wieder in mir die schon erloschne Hoffnung auf eine gütliche Beilegung; denn Cäsar denkt so, wie wir es nur wünschen können. Darum halt' ich es für gut, daß Du, wenn Du nichts dawider hast, an ihn schreibest, und von ihm eine Bedeckung verlangst, wie Du zu Mithridates Zeit mit meiner Bewilligung von Pompejus fodertest. Ich siehe das für — wenn ich anders Cäsarn recht kenne — daß er mehr auf Deine Würde, als auf seinen Nutzen Rücksicht nehmen wird. Ich weiß nicht, ob mein Rath klug ist; das weiß ich aber, daß ich Dir aus voller Liebe wohlmeinend schreibe; denn ich will sterben, wenn ich nicht, Cäsarn unbeschadet, Dich so hoch schätze, daß mir wenige so theuer sind, als Du. Ich wünsche, daß Du mir schreibest, was Du thun willst; denn ich gebe mir alle Mühe, daß Du Beiden nach Deinem Wunsche Deinen guten

guten Willen, den Du, wie ich überzeugt bin, gegen sie äußern wirst, beweisen könntest. Leb wohl (*).

Das Anerbieten einer Wache war ein schlauer Einfall; sie versprach zwar einen Glanz der Ehre und Achtung für Ciceros Person; aber sie würde ihn nothwendig zu Cäsars Gefangenen gemacht, und ihm die Freiheit genommen haben, sich von Italien zu entfernen, wenn er es etwa einmal für gut gefunden hätte. Cicero war zu klug, als daß er dadurch konnte gefangen, oder auch durch den Brief bewogen werden, nach Rom zu reisen; denn im Senate Platz zu nehmen, nachdem Pompejus und die Senatoren herausgetrieben waren, wäre so gut gewesen, als wenn er Parthei gegen sie gemacht hätte. Noch mehr aber wurde Cicero dadurch beunruhigt, daß er täglich eine Unterredung mit Cäsar, der jetzt von Brundisium auf dem Wege nach Formid, wo sich Cicero aufhielt, zurückkehrte, erwarten mußte. Vern wäre er ihm aus dem Wege gegangen, wenn es schicklich hätte geschehen können; aber es würde beleidigend gewesen sein, wenn er den Ort eben verlassen hätte, als Cäsar ankommen wollte. Er beschloß also, ihn zu erwarten, und die Festigkeit und Würde zu zeigen, die seinem Range und Charakter angemessen war.

(*) Ibid.

Cäsar kam, wie Cicero erwartet hatte; er schrieb daher dem Atticus folgende Nachricht von ihrer Unterredung. „Ich sprach, sagt er, so mit ihm, daß er vielmehr von mir gut denken, als mich loben mußte. Ich widersetzte mich standhaft der Forderung, nach Rom mitzugehen; aber ich irrte mich, ihn zufrieden zu sehen; nie war es jemand weniger als er; denn er antwortete, er sei durch mein Urtheil verdammt, und wenn ich nicht mit käme, so würden andre noch mehr zögern. Ich erwiderte, ihre Lage sei von der meinigen ganz verschieden. Nach einer langen Unterredung bat er mich endlich mitzugehen, und es zu versuchen, Friede zu stiften. Soll ich es thun, sagte ich, auf meinem eignen Wege? — Glaubst du, erwiderte er, daß ich dir etwas vorschreiben wollte? Nun so will ich, antwortete ich, den Senat bereden, daß er ein Dessekt abfakt, das dir verbietet, weder nach Spanien zu gehen, noch deine Truppen nach Griechenland zu führen. — Ich will Pompejus Schicksal beklagen. — Diese Reden verbitte ich, antwortete er. — Das dachte ich, erwiderte ich, und darum will ich nicht mit gehen; denn entweder mußte ich so sprechen, und noch vielmehr, was ich nicht verschweigen könnte, wenn ich dort wäre; oder ich darf gar nicht kommen. Das Resultat war, um das Gespräch abzubrechen, wünschte er, ich möchte es überlegen; das konnte ich nicht abschlagen, und so verließ er mich, gewis mit mir unzufrieden. Aber ich bin mit mir selber so zufrieden, wie ich es lange nicht vorher war. — Gute Götter!

ter! was hat er für ein Gefolge bei sich! was für eine Bande der Unterwelt, wie du sagst! — Verwünschte Sache! Verzweifelte Truppen! Wie traurig ist es, einen Sohn des Servius und des Titinius hier zu finden? Und wie stark ist das Heer, womit Pompejus belagert werden soll? Er hat sechs Legionen; er ist wachsam; er ist kühn; ich sehe des Elends kein Ende. — Seine letzte verhasste Erklärung hatte ich fast vergessen: wenn er sich meines Rathes nicht bedienen könne, so würde er Rath nehmen, wo er könne, und alle ihm dienliche Maassregeln ergreifen ⁽⁶⁾." — Nach dieser Unterredung reiste Cicero sogleich nach Arpinum; hier legte er seinem Sohne in seinem sechszehnten Jahre das männliche Kleid an. Er wollte ihn mit sich nach Pompejus Lager nehmen, und ihm also vorher ein männliches Ansehen geben, ehe er ihn zur Armee gehen ließ. Weil er diese Feiertlichkeit nicht in Rom vornehmen konnte, so wollte er seinen Landsleuten dadurch einen Gefallen thun, daß er sie in seiner Vaterstadt begieng ⁽⁷⁾.

Als Cäsar auf dem Wege nach Rom war, schrieb ihm der junge Quintus Cicero, der Nefte, ein feuriger unbefonnener Jüngling, both ihm seine Dienste an, und versprach Nachrichten von seinem Oheim zu entdecken. Nachdem ihn Cäsar vor sich gelassen hatte, versicherte er, daß sein Oheim ganz unzufrieden wäre mit Cäsars Handlungen, und

H 3

daß

(⁶) Ibid. 9. 18. (⁷) Ibid. 19.

daß er Italien verlassen, und zum Pompejus übergehen wolle. Der Knabe wurde durch die Hoffnung auf ein großes Geschenk zu dieser Uebereilung verleitet; und setzte den Vater und den Oheim in die größte Verlegenheit, weil sie üble Folgen dieses Schrittes befürchten mußten ^(*). Cäsar wünschte noch immer den Cicero abzuhalten, daß er sich nicht gegen ihn erkläre; um ihn also von der Furcht zu befreien, die er noch wegen des Vergangenen hegen könnte, schrieb er ihm von Rom aus in einem gefälligen Tone, daß er gar keinen Groll deswegen gegen ihn nähre, weil er nicht habe nach Rom kommen wollen, obgleich Tullus und Servius sich beklagten, daß er nicht eben so nachgebend gegen sie wäre, — lächerliche Menschen, sagt Cicero, die ihre Söhne den Pompejus in Brundisium ^(*) belagern lassen, und Bedenken tragen, im Senate zu erscheinen ^(*).

Cicero

(*) Ibid. 10. 4. 5. 7.

(*) Pompejus hatte sich in Brundisium geworfen, um aus dem Hafen dieser Stadt nach Griechenland zu segeln; ehe seine Flotte auslaufen konnte, hatte ihn Cäsar überrascht, und eingeschlossen. Er forderte ihn hier noch einmal zur Unterredung auf, weil er sicher genug war, daß die Aristocraten den Pompejus nicht würden dazu kommen lassen. Es kostete dem Pompejus viel Mühe, sich in Freiheit zu setzen. Er mußte innerhalb der Festungswälle Samitaren erbsnen, und Wälle aufwerfen, wodurch Cäsars Truppen abgehalten wurden, während daß sich die seinigen von den Wällen zurückzogen und einschifften. Hätte Cäsar eine Flotte gehabt, so wäre Pompejus hier schon verlohren gewesen.

(*) Ibid. 10. 3.

Ciceros Betragen, und sein Aufenthalt auf den Landgütern, die der See am nächsten lagen, beförderte die allgemeine Sage, daß er nur auf guten Wind warte, um zum Pompejus hinüber zu schiffen. Hierauf schickte ihm Cäsar noch einen dringenden Brief, um ihn, wo möglich von dem Schritze abzuhalten.

Der Feldherr Cäsar dem Feldherrn
Cicero.

Ob ich gleich nicht glauben kann, daß Du etwas unüberlegtes oder unkluges thun könntest; so hat mich das Gerüchte der Leute doch bewogen, Dir zu schreiben, und Dich bei unserer gegenseitigen Liebe zu bitten, daß Du nicht einer stinkenden Parthei nachsehest, wohin Du nicht, als noch alles gut stand, gehen wolltest. Du würdest unsre Freundschaft sehr beleidigen, und für Dich selber schlecht sorgen, wenn Du nicht dem Glücke folgest; denn mir ist jetzt alles günstig, ihnen alles zuwider (*); und Du würdest nicht scheinen der vernünftigen Sache anzuhängen; denn sie stand damals eben so, als Du nicht Theil an ihr nehmen wolltest; sondern meiß-

H 4

ne

(*) Cäsar hatte sein Publikum in Rom von der Rednerbühne herab gewonnen; aber freilich auch wieder etwas unzufriedener gemacht, als er die Schatzkammer erbrach. Er hatte aber viel gewonnen; denn er hatte eine gute Geldkasse. So konnte er also erst auf Sparten losachen, und sich den Rücken decken. Auf diesem Marsche schrieb er den angeführten Brief.

ne Handlungen zu verurtheilen. Härter könntest Du mich nicht behandeln; ich bitte Dich also bei dem Rechte unsrer Freundschaft, das nicht zu thun. Endlich was ziemt sich einem rechtschafnen und friedlichen Manne, und einem patriotischen Bürger mehr, als daß er sich von bürgerlichen Streitigkeiten entfernt halte? Viele wünschten es wohl; wagen es aber nicht wegen der Gefahr. Wenn Dir mein ganzer Wandel Beweis genug ist, wenn Du meine Freundschaft erprobt hast, so glaube mir, daß es am sichersten und ehrenvollsten für Dich sein wird, wenn Du von dem Kampfplatze entfernt bleibst. — Am Sechzehnten April. Auf dem Marsche ⁽¹⁰⁾.

Antonius, den Cäsar zur Bedeckung Italiens zurück gelassen hatte, schrieb dem Cicero in der selbigen Absicht, und am selbigen Tage.

Der Volkstribun und Proprätor Antonius dem Feldherrn Cicero.

Wenn ich Dich nicht so hoch schätzte, und gewis höher als Du glaubst, so würde mir die Nachricht gleichgültig sein, die sich von Dir verbreitet, und mir ohnedem ungegründet scheint. Aber meine Liebe zu Dir, zwingt mich zu dem Gesandnisse, daß mir auch selbst als ein bloßes Gesandter von Dir, wenn es auch falsch ist, wichtig ist. Ich kann nicht glauben, daß Du über die See
schiffst

(10) Ad Att. 10. 8.

schiffen werdest, da Dir Dolabella und Deine liebenswürdige Tullia so theuer sind, und wir alle Dich so hoch schätzen. Denn wahrlich Deine Würde und Dein Ruf liegt uns fast mehr am Herzen als Dir selber. Ich glaube, ein Freund müsse auch nicht selbst beim Geschwätze schmähfüchtiger Menschen gleichgültig bleiben; und so schrieb ich Dir diese Zeilen um so lieber, weil die Schuld unsres neulichen Mißverständnisses, das mehr in meiner Eifersucht, als in einer Beleidigung von Dir, seinen Grund hatte, schwer auf mir liegt. Ich wünsche Dich zu überzeugen, daß mir Niemand, meinen Cäsar ausgenommen, theurer ist als Du; und daß Cäsar, meiner Meinung nach, Dich vorzüglich unter die Zahl der Seinigen rechnet. Ich bitte Dich also, theurer Cicero, vermeide jetzt einen entscheidenden Schritt, und traue dem Manne nicht, der Dich erst verrieth, um Dir nachher eine Wohlthat zu erzeigen; nein fliehe den nicht, der Dich zwar nicht wird lieben können, doch aber für Dein Wohl und Deine Ehre sorgt. Ich habe Dir mit Fleiß meinen Vertrauten Calpurnius geschickt, daß Du sehest, wie sehr ich für Dein Leben und Deine Ehre forge⁽¹¹⁾.

Auch Cälius schrieb ihm über diese Angelegenheit; als er aber aus einigen Winken in Ciceros Antwort schließen mußte, daß er wirklich die Absicht habe, zum Pompejus abzureisen, so schickte er

H 5

ihm

(11) Ibid.

Ihm noch einen zweiten Brief, in einem feierlichern, oder wie Cicero sagt, klagendern Tone abgefaßt (¹²), in der Hoffnung, dadurch auf ihn zu wirken, daß er ihn mit bangen Besorgnissen schreckte.

Cälius dem Cicero.

Voll Schrecken über Deinen Brief, der mich traurige Entschlüsse ahnen, und Deine Gedanken zwar nicht deutlich einsehen, doch aber von ferne errathen läßt, schreibe ich Dir jetzt. Bei Deinem Glücke, bei Deinen Kindern beschwöre ich Dich, fasse nicht einen Entschluß, der Deinem Wohl und Deiner Sicherheit gefährlich ist. Ich rufe Götter und Menschen, und unsre Freundschaft zu Zeugen an, daß ich Dir alles vorher gesagt, Dich gewarnt, und Dir alles entdeckt habe, was mir Cäsar über seine Absichten nach einem erlangten Siege mündlich eröffnet hat. Du irrst, wenn Du glaubst, daß Cäsar nach gleichen Maßregeln seine Gegner entlassen, und Bedingungen vorschreiben werde. Seine Gedanken und seine Aeußerungen sind grausam; voll Zorn verließ er den Senat; aufgebracht über die Vorstellungen desselben. Vergebens ist jede Hoffnung auf eine Fürbitte. Wenn Dir Dein einziger Sohn, Deine Familie, wenn Dir alle Deine Hoffnungen lieb sind; wenn ich, wenn Dein biederer Schwiegersohn etwas über Dich vermögen; o so vernichte nicht unser Glück, daß

(¹²) Ibid. 10. 9.

daß wir nicht die Parthei, auf deren Sieg unser Wohl beruhet, haßten oder verlassen, oder einen strafbaren Gedanken gegen Dich selber nähren müßten. Endlich bedente, wie sehr Dein Zögern schon beleidigend ist. Es ist thöricht, daß Du jetzt gegen den siegreichen Cäsar, den Du in der bedenklichen Lage seiner Sache nicht beleidigen wolltest, handelst, und daß Du zu jenen Flüchtlingen übergehen willst, denen Du nicht folgen wolltest, als sie noch das Feld behaupteten. Hüte Dich, daß Du nicht, indem Du Dich schämest, nicht Patriot genug zu sein, das Beste zu wählen, verabsäumst. Wenn ich Dich nicht ganz überreden kann, so warte doch wenigstens, bis wir wissen, wie es uns in Spanien gelingt; denn ich muß Dir sagen, daß es unsre sein wird, sobald Cäsar ankömmt. Was Pompejus für Hefnungen noch haben kann, wenn Spanien verloren ist, weiß ich nicht; wahrhaftig eben so wenig, als ich einsehen kann, warum Du zu den Verzweifelnden übergehen willst. Das, was Du mir durch Schweigen zu versichern gabst, hat Cäsar gehört; und kaum hatte er mich begrüßt, als er mir erzählte, was er von Dir gehört hatte. Ich leugnete es zu wissen; ich bat ihn, daß er Dich schriftlich auffodere, zurück zu bleiben. Er nimmt mich mit nach Spanien. Geschehe dies nicht, so würde ich, ehe ich nach Rom gegangen wäre, Dich aufgesucht haben, wo es auch sei; und würde dies alles mündlich mit Dir ausgemacht, und Dich mit Gewalt zurück gehalten haben. Ich bitte Dich dringend, Cicero, bedenke, daß Du nicht
Dich

Dich und die Deinigen gänzlich vernichtest, und Dich nicht mit offenen Augen in einen Abgrund stürzest, woraus keine Rettung ist. Wenn Dich der Zuruf der Aristokraten rührt, oder wenn Du die Verwegenheit und Prahlerei gewisser Menschen nicht vertragen kannst; nun so wähle Dir eine Stadt, fern vom Getöse des Krieges, bis der Kampf, der der Entscheidung schon näher kommt, bestanden ist. Wenn Du das thust, so wirst Du weise handeln, und den Cäsar nicht beleidigen ⁽¹³⁾.

Cälius Rath und sein Betragen war einem Grundsatz angemessen, den er schon vorher in einem Briefe an Cicero geäußert hatte; daß man in bürgerlichen Streitigkeiten, so lange sie auf eine gesetzmäßige Art betrieben würden, sich zu der besondern Seite, aber wenn es zu den Waffen käme, zur stärkern Seite halten, und denken müsse, die sicherste sei die beste ⁽¹⁴⁾. Cicero war nicht seiner Meinung, sondern handelte hier, wie gewöhnlich in allen Fällen, nach ganz andern Grundsätzen, indem er es für Pflicht hielt, da wo Pflicht und Sicherheit solidirten, auf die Seite des Rechts zu treten, was auch für Gefahren droheten.

Curio besuchte den Cicero auf zwei Tage, als er nach Sicilien reiste, wohin ihn Cäsar als Statthalter schickte. In ihrer Unterredung über die unglücklichen Zeitumstände, und die drohende Gefahr eines Krieges, sprach Curio offen, und ohne Rück-

(¹³) Ep. fam. 10. 9. (¹⁴) Ep. fam. 8. 14.

Rückhalt von Cäsars Absichten. „Er rief dem Cicero, sich nach einem Orte zu entfernen, wo er neutral bleiben könnte; Cäsar würde sehr damit zufrieden sein. Er bot ihm alle Bequemlichkeiten und sichere Reise durch Sicilien an; er sagte, daß Cäsar ohne Zweifel nächstens Spanien besizen, und dann den Pompejus mit seiner ganzen Macht verfolgen würde. Nur Pompejus Tod würde den Krieg enden; aber er gestand, daß er nicht die geringste Hoffnung für die Republik erblicke. Cäsar sei durch den Tribun Metellus in Rom so aufgebracht worden, daß er ihn schon auf den Rath vieler seiner Freunde, hätte wollen hinrichten lassen. Wenn er das gethan hätte, würden blutige Auftritte erfolgt sein. Seine Gnade entspringe nicht aus natürlicher Reigung, sondern er wolle nur das Volk dadurch gewinnen; verlöhre er einst die Gunst desselben, so würde er grausam werden. Er sei sehr beunruhigt geworden, als das Volk seine Unzufriedenheit darüber äußerte, daß er die Schatzkammer erbrach; er hätte zwar vor seiner Abreise noch einmal öffentlich vor dem Volke reden wollen, habe es aber nicht gewagt, aus Furcht, beleidigt zu werden, und er habe sehr mißvergnügt Rom verlassen⁽¹⁵⁾.“

Cicero tadelt mehrmals das Versehen seiner Freunde, daß sie dem Cäsar die Staatskasse in Rom zur Beute gelassen hatten⁽¹⁶⁾. Es ist bei
bürs

(¹⁵) Ad Att. 10. 4. (¹⁶) Ibid. 7. 12. 15.

bürgerlichen Streitigkeiten ein gewöhnlicher Fall, daß die bessere Parthei, aus Furcht, sich durch eine unregelmäßige Handlung in Mißcredit zu setzen, sich durch unzeitige Mäßigung schadet. Der Schatz wurde im Tempel des Saturns aufbewahrt; und die Consuln beruhigten sich damit, daß sie die Schlüssel mit nahmen, und überredeten sich, daß die Heiligkeit des Ortes ihn vor jedem gewalthätigen Einbruche schützen würde; besonders da der größte Theil des Schazes nicht angegriffen werden durfte, sondern nach den Gesetzen nur bei einem Nothfalle, oder bei einem Einbruche der Gallier gebraucht werden sollte ⁽¹⁷⁾. Pompejus bereute den Irrthum, als es zu spät war, und sendete den Consuln Befehle, zurück zu gehen, und den geweihten Schatz zu holen; aber Cäsar war zu weit vorgerückt, als daß sie es wagen durften, und Lentulus antwortete ihm ganz trocken, er möchte selber erst ins Pisenische gegen Cäsarn rücken, damit man seinen Befehl sicher ausführen könnte ⁽¹⁸⁾. Cäsar hatte keine solche Bedenklichkeiten; sobald er nach Rom kam, ließ er die Thüren des Tempels erbrechen, das Geld für seinen Gebrauch herausnehmen; und er hätte beinahe den Tribun Metellus umbringen lassen, der so verwegen war, sich voll Zuversicht auf seine Würde zu widersetzen. Cäsar fand hier einen unermesslichen Schatz, in Münzen und an gediegenen Goldstangen, die von der Beute überwundener Nationen,

seit

(17) Dio p. 161. (18) Ad Au. 7. 21.

seit dem Punischen Kriege aufbewahrt waren. Die Republik, sagt Plinius, war nie reicher gewesen, als damals (19).

Cicero verlangte nun mit Ungeduld, abzureisen, und das um so mehr, weil ihm der Schmuck des Lorbeers, die Victoren, und der Feldherrn Titel beschwerlich wurden; denn sie setzten ihn in dieser Zeit der Eifersucht und Verwirrung zu sehr den Augen des Publikums aus, so wie auch dem Gespötte seiner Feinde (20). Er beschloß, zum Pompejus überzugehen; da er aber wußte, daß alle seine Schritte genau bewacht wurden, so verheimlichte er seine Absicht, besonders vor Antonius, der jetzt in seiner Nachbarschaft stand, und ihn genau beobachtete. Cicero schrieb ihm also, er habe keine Absicht gegen den Cäsar; er sei seiner Freundschaft und seines Schwiegersohnes Dolabella eingedenk; wenn er anders dächte, könnte er leicht schon zum Pompejus übergegangen sein; er halte sich hauptsächlich darum so entfernt, weil er nicht gern so umständlich mit den Victoren im Publikum erscheinen wolle (21). Antonius schrieb ihm aber eine trohige Antwort, ein laconisches Mandat, wie Cicero sagt, wovon er eine Abschrift dem Atticus schickte, damit er sich überzeuge, wie tyrannisch es abgefaßt sei.

„Wie

(19) Plin. H. N. 33. 3. (20) Ep. fam. 2. 16. (21) Ad Att. 10. 10.

„Wie aufrichtig ist Deine Art zu handeln? Wer neutral bleiben will, bleibt im Vaterlande; wer abreiset, scheint ein Urtheil über eine der Partheien zu fällen. Ich bin aber nicht der Mann, der es entscheiden kann, ob jemand mit Recht abreiset, oder nicht. Cäsar hat mir aufgetragen, Niemanden aus Italien abreisen zu lassen. Es liegt also wenig daran, ob ich Deine Gesinnung gut heiße, da ich Dir nichts nachgeben darf. Du mußt Dich an den Cäsar wenden, und ihn bitten. Ich zweifle nicht, daß Du es erlangst, besonders da Du versprichst, auf unsre Freundschaft noch Rücksicht zu nehmen.“⁽²²⁾ —

Nach diesem Briefe besuchte ihn Antonius nie wieder; er entschuldigte sich damit, daß er sich schene, weil er glaube, Cicero zürne mit ihm. Er gab ihm aber zugleich durch Trebatius zu erkennen, daß er Befehl habe, seine Schritte zu beobachten⁽²³⁾.

Die angeführten Briefe geben uns den einleuchtendsten Beweis von der großen Achtung und dem Ansehen, welches Cicero damals in Rom besaß. Bei dem Streite um das Reich, den nur allein Gewalt entscheiden konnte, sehen wir die Häupter beider Partheien geschäftig, einen Mann zu gewinnen, der die Geschicklichkeit und das Talent ei-

(²²) Ibid. 10. 10. (²³) Ibid. 10. 12. 15.

eines Helden nicht besaß; nur sein Name, sein Ansehen war der Gewinn, den sie suchten; denn sie wußten, ihre Waffen möchten siegen oder verlieren, so würde doch die Welt von der Parthei das Beste urtheilen, die Cicero ergriff. Eben diese Briefe werden auch größtentheils die allges meine Meinung widerlegen, daß Cicero in allen schwierigen Fällen unentschlüssig gewesen sei. Denn wer bewies wohl mehr Entschlossenheit, als er, da er der Zudringlichkeit seiner Freunde und aller Einladungen der siegenden Macht ungeachtet, der Parthei folgte, die er für die beste hielt, ob er gleich sah, daß sie die schwächste war.

Während Cäsars Abwesenheit in Spanien, überließ sich Antonius, der jetzt durch Niemanden beschränkt wurde, seiner natürlichen Neigung, und schweifte in allen Wollüsten aus. Cicero beschreibt seine Reisen durch Italien also: „In einem offenen Wagen führt er die berühmte Tänzerin Erythra mit sich; seine Gemalin folgt in einem andern, und hinterher sieben verdeckte Wagen mit seinen Beischläferinnen und Knaben. Sieh, in was für schlechte Hände wir fallen; und zweifle, wenn du kannst, daß Cäsar, er mag als Sieger oder besieg zurückkehren, Grausamkeiten begehen werde. Wenn ich kein Schiff bekommen kann, so nehme ich ein Boot, und rudre mich fort aus ihrem Angesichte. Ich werde Dir mehr erzählen, wenn ich den Antonius werde gesprochen haben.“

Dritter Theil.

3

ben.

ben⁽²⁴⁾. — Unter andern Ausschweifungen, die Ant^onⁱus beging, war er auch so unverschämt, zuweilen mit seiner Gebieterin E^uth^eris in einem Wagen von Löwen gezogen öffentlich auszufahren. Cicero spottete darüber in einem Briefe an Atticus; er brauchte sich nicht vor Antonius Löwen zu fürchten⁽²⁵⁾; denn obgleich die Thiere wild wären, so sei doch ihr Herr sehr zahm.

Plinius fand hierin eine absichtliche Beleidigung des römischen Volks. Antonius habe ihm unter dem Bilde der Löwen zu verstehen gegeben, daß sich die kühnsten Geister desselben unter das Joch beugen müßten⁽²⁶⁾. Auch Plutarch erwähnt dessen; aber beide erzählen, Antonius habe nach dem Treffen bei Pharsalus diese Insolenz begangen. Ciceros Wink zeigt uns, daß es früher geschah.

Als Cicero noch zu Formia über die Maßregeln nachdachte, die er ergreifen wollte, setzte er verschiedene politische Thesen, den Zeitumständen anpassend, zu seiner Unterhaltung auf: „Ob ein Mann in seinem Vaterlande bleiben müsse, wenn es von einem Tyrannen eingenommen werde: Ob man nicht auf alle Weise versuchen solle, die Tyrannie zu verhindern, wenn auch die Stadt der größten Gefahr ausgesetzt würde: Ob man nicht Ursache habe, zu befürchten, daß ein Mann, der einen

(²⁴) Ib. 10. 10. (²⁵) Ib. 10. 13. (²⁶) Plin. II. N. 16. 8.

einen Staat umstürzte, sich in die Stelle anderer erhebe: Ob wir dem Vaterlande auf friedliche Art, oder durch Krieg helfen sollten: Ob ein Bürger neutral bleiben könne, wenn sein Vaterland unterdrückt würde, oder aber für die Freiheit alles wagen müsse: Ob man seine Vaterstadt bekriegen und beslagern dürfe, wenn sie in den Händen des Tyrannen wäre: Ob sich ein Mann, der die Aufhebung der Tyrannei mittelst eines Krieges nicht billige, dennoch nicht mit den bessern Bürgern vereinigen müsse: Ob jemand mit seinen Wohlthätern und Freunden gemeinschaftliche Sache machen müsse, wenn sie gleich seiner Ueberzeugung nach nicht die rechten Mittel für das Wohl des Staates befolgsamer: Ob ein Mann, der seinem Vaterlande große Dienste erwiesen hat, und deswegen beneidet und grausam behandelt worden ist, noch verbunden sei, sich neuen Gefahren für dasselbe auszusetzen, oder ob es ihm nicht wenigstens erlaubt sei, für sich selber und seine Familie zu sorgen, und den Gewaltigen alle politischen Angelegenheiten zu überlassen.“ — Indem ich mich, sagt er, mit diesen Aufgaben beschäftige, und sie von allen Seiten untersuche, befreie ich mein Herz von seiner Besklommenheit, und erfinde mir eine künftige Wehr (27).“

Seitdem Cicero mit dem Pompejus und dem Senate die Stadt verlassen hatte, verging kein
J 2 Tag,

(*) Ad Att. 9. 4.

Tag, an dem er nicht an Atticus geschrieben hätte ⁽²⁸⁾, den einzigen Freund, dem er seine geheimsten Gedanken anvertraute. Aus diesen Briefen erhellt, daß Atticus Rath ganz mit seinen Gedanken übereinstimmte, daß, wenn Pompejus in Italien bliebe, er sich mit ihm verbinden sollte; bliebe er nicht, so solle er sich zurückziehen, und sich durch die Ereignisse der Zukunft bestimmen lassen ⁽²⁹⁾.

Diesen Grundsatz hatte Cicero bisher befolgt; und ob er gleich wegen der Zukunft zu wanken schien, so fiel doch immer das Resultat seiner Ueberlegungen für Pompejus gut aus. Seine persönliche Zuneigung zu diesem Manne, die Ueberzeugung für seine Sache, die Vorwürfe der Patrioten, die seine Langsamkeit tadelten, und vor allem seine Dankbarkeit für erhaltene Wohlthaten, die immer bei ihm das größte Gewicht hatte, bewog ihn zu dem Entschlus, jeder Gefahr ungeachtet dem Pompejus zu folgen. Ob er gleich mit dem Ausbruch des Krieges unzufrieden war, keinen glücklichen Ausgang hoffen konnte ⁽³⁰⁾, schon vorher erfahren hatte, daß Pompejus kein Staatsmann war, und ihn jetzt als einen schlechten General kennen lernte, so konnte er ihn doch nicht mit allen seinen Fehlern verlassen, und es sich nicht vergeben, daß er so

(²⁸) Ib. 1. 12. 10. 3. (²⁹) ib. 9. 10. (³⁰) Ibid. 9. 2. 5. 7. 9. 19. 10. 2.

so lange jögerte. — „So wie in der Liebe eine Unanständigkeit der Geliebten eine plöbliche Erkaltung erzeugt, so brachte mich auch Pompejus häßliches Betragen auf; jetzt aber, da er fort ist, erwacht meine Liebe wieder, und ich kann seine Abwesenheit nicht ertragen ⁽¹¹⁾.“

Die Thränen seiner Familie hielten ihn noch etwas länger zurück, so wie die Vorstellungen seiner Tochter Tullia, die ihn bat, wenigstens den Ausgang des Spanischen Krieges abzuwarten, und darauf drang, weil es auch Atticus Rath sei ⁽¹²⁾. Cicero liebte seine Tochter zärtlich, und mit gutem Grunde; denn sie war eine Frau von seltenen Gaben, die ihren Vater innigst verehrte und liebte. „Wie viel Bewunderung verdient ihre Tugend? — schrieb Cicero von ihr an den Atticus — wie dultet sie das Unglück des Staats? wie ihre häuslichen Unannehmlichkeiten? welche Seelengröße zeigte sie, als ich Abschied nahm? Sie unterdrückte ihre zärtliche Liebe, und wünschte mir, nichts anders zu thun, als was recht, und meiner Ehre gemäß sei ⁽¹³⁾.“ — Wegen des spanischen Krieges antwortete er: „Wie er auch enden möchte, so könne er doch seine Gefinnungen nicht ändern. Denn wenn Cäsar zurückgetrieben würde, so würde seine Reise zum Pompejus weniger willkommen

I 3

und

(¹¹) Ibid. 9. 10. (¹²) Ibid. 10. 8. 9. (¹³) Ibid. 10. 8.

und ehrenvoll sein, denn Curio selber würde dann übergehen. Würde der Krieg in die Länge gezogen, so würde des Wartens kein Ende sein; würde endlich gar Pompejus Armee geschlagen, so würde er eben deswegen nicht still sitzen, wie sie riefen, sondern vielmehr vor einem so gewaltthätigen Siege fliehen. Er habe daher beschlossen, nicht hinterlistig zu handeln; sondern, was auch in Epanien vorkommen möchte, den Pompejus, so bald als möglich, aufzusuchen, ganz nach Solons Befehl, der es zum Hauptverbrechen machte, wenn ein Bürger bei bürgerlichen Unruhen nicht Parthei ergreifen wollte ⁽³¹⁾.“

Ehe Cicero abreiste, schrieb ihm Servius Sulpicius von Rom, daß er ihn gern sprechen möchte, um mit ihm zu überlegen, was zu thun sei. Cicero bewilligte eine Zusammenkunft, in der Hoffnung, daß Servius gleiche Grundsätze mit ihm habe, und ihn nach Pompejus Lager begleiten werde; denn er gab ihm in der Antwort seine Absicht, Italien zu verlassen, zu verstehen; wenn er nicht mitgehen wolle, so möchte er die Mühe der Reise sparen; doch wolle er ihn erwarten, wenn er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte ⁽³²⁾. Bei ihrer Zusammenkunft fand er den Servius so furchtsam, und so voll Bedenklichkeiten über alle Vorschläge, daß ihm Cicero seine Pläne verheimlichen mußte, anstatt

[³¹] Ibid. 10. 6. 1. [³²] Ep. fam. 4. 1. 2.

anstatt ihn aufzufodern. „Von allen Menschen, die ich kenne, sagt Cicero, ist Servius allein feiger als Marcellus, der es beklagt, daß er Consul war, und in Antonius dringt, daß er meine Absreise verhindere, damit er um so eher zu Hause bleiben kann (16).“

Cato war vom Pompejus nach Sicilien geschickt, aber er hielt es für gut, den Posten aufzugeben, und dem Curio die Insel zu überlassen, der sich mit einer gedhörn Macht näherte, um Sicilien für den Cäsar einzunehmen. Cicero ärgerte sich über Catos Betragen; er glaubte, daß er die Insel hätte behaupten können, und daß ihm alle Patrioten würden zu Hülfe geeilt sein, besonders da ihm Pompejus Flotte so nahe lag. Wäre sie nur einmal an der Küste erschienen, und hätte angefangen, zu agiren, so würde Curio, wie er selber gestand, gewichen sein. „Ich wünsche, sagte Cicero, daß Cotta Sardinien behauptete, wie er es will; geschieht das, wie schlecht wird da Cato erscheinen (17).“

Nachdem Cicero reisefertig war, und nur einen günstigen Wind abwartete, entfernte er sich von seiner Eumanischen Villa zu seiner Pompejanischen jenseits Neapel. Weil er sich von hieraus nicht so bequem zu Schiffe begeben konnte, so glaubte er dadurch dem Verdachte seiner beabsichtigten

34

Flucht

(16) Ad Att. 10. 15. (17) Ib. 10. 7. 4. 16.

Flucht zuvorkommen ⁽³⁹⁾. Hier erhielt er eine geheime Botschaft von den Officieren der drei Korporationen, die in Pompeji lagen, die ihn auf den folgenden Tag einladeten, um ihm ihre Truppen auszuliefern. Anstatt ihrem Antrage Gehör zu geben, reiste er heimlich am folgenden Morgen ab, weil ein so kleines Korps zu nichts helfen konnte, und er ohnedem vermuthete, daß es eine angelegte Falle sei, um ihn zu fangen ⁽³⁹⁾.

Cicero blieb endlich bei seinem Vorsatze, er zog die Pflicht seiner Sicherheit vor, und reiste zum Pompejus. Ob er gleich einsah, daß dieser Krieg nur um die Oberherrschaft geführt wurde; so hielt er doch den Pompejus für den bescheidnern und rechtschaffnern König von beiden; wenn er nicht siegte, so würde der Name des römischen Volkes erlöschen; siege er, so würde es auf Syllas Art geschehen, unter vielem Blutvergießen ⁽⁴⁰⁾. Mit diesen traurigen Gedanken ging er am eilften Juni zu Schiffe ⁽⁴¹⁾: „wissentlich in das Verderben

⁽³⁹⁾ Ibid. ⁽³⁹⁾ Ibid. ⁽⁴⁰⁾ Ibid. 2. 11. 10. 7.

⁽⁴¹⁾ Ep. Fam. 14. 7. Es ist merkwürdig, daß Cicero unter andern Ursachen, die ihn in Italien länger als er wollte, aufhielten, auch des kühnlichen Wetzters, der Tag und Nacht Gleiche, und der darauf erfolgten Windstille erwähnt; und dennoch war es am Ende des Monats. Ad Att. 10. 17. 18. Ein Beweis, wie vermorren der römische Kalender damals war, und wie nöthig die Verbesserung, die Cäsar bald hierauf veranlaßte; indem er die Monate wieder nach ihrer

ben sich stürzend, so handelnd wie die Thiere, die vor der Gefahr dem großen Haufen nachlaufen. So wie der Stier der Herde folgt, sagt er, so eile ich den Patrioten nach, oder wenigstens denen, die so genannt werden, wenn gleich zu meinem Verderben⁽⁴²⁾." Seinen Bruder Quintus wollte er auf dieser Flucht nicht mit sich nehmen, er bat ihn vielmehr in Italien zu bleiben, weil er gegen Cäsar Verbindlichkeiten habe; aber Quintus wollte nicht zurück bleiben, sondern seinem Bruder folgen, wohin er auch ginge, und die Parthei für die gerechte halten, die er erwählte⁽⁴³⁾.

Cicero verabscheute den Krieg um so mehr, als er erfuhr, daß Pompejus in allen dem Sylla nachahmen wollte, und als er ihn oft in einem stolzen Tone sagen hörte, das konnte Sylla thun, ich sollte es nicht? Ein Wink, daß er sich Syllas Sieg zum Muster nehmen wollte. Er war jetzt größtentheils in derselben Lage, in der dieser Eroberer gewesen war; er verfocht die Sache des Senats mit seinen Waffen; und wurde als ein Feind von denen gefürchtet, die Italien besaßen; er schmeichelte sich mit demselben Glücke, dachte also auf eine ähnl-

I 5

liche

ihrer Zeit stellte, wovon sie so weit abwichen. Einige von Ciceros Auslegern sind wegen jener Stelle in Verlegenheit, weil sie an den letztern Umstand nicht denken; einer hat sogar den lächerlichen Einfall, daß Cicero unter dem Aequinoctium den Antonius verstehe, der Tag und Nacht gleich gemacht habe, indem er so lange zu schlafen, als auf zu sein pflegte.

(42) Ep. Fam. 6. 6. Ad Att. 7. 7. (43) Ibid. 9. 1. 6.

liche Erwiderung, und drohte seinen Feinden Verderben und Proscriptionen. Cicero bebtte oft vor dem Gedanken, wie seine Briefe zeigen, mit welcher Grausamkeit, und mit welchem Blutvergießen selbst das Glück seiner Freunde würde errungen werden ⁽⁴⁴⁾.

Von seiner Reise nach Dyrrhachium wissen wir keine Umstände; mit seiner Abreise war auch sein Briefwechsel aufgehoben; vom Junius an finden wir daher eine Lücke von neun Monaten in seinen Briefen, und nur vier Briefe an Atticus während des ganzen Krieges ⁽⁴⁵⁾. Er kam mit seinem Sohne, seinem Bruder und Neffen glücklich in Pompejus' Lager an, und übergab nun das Schicksal seiner Familie dem Glücke dieser Parthei. Um den Pompejus dafür zu entschädigen, daß er so spät kam, und um größern Einfluß zu gewinnen, schloß er ihm eine große Summe aus seinem eignen Vermögen, zum Gebrauche für den Staat vor, weil Pompejus' Kasse erschöpft war ⁽⁴⁶⁾.

So wie Cicero mit Unwillen in den Krieg gegangen war, so fand er dort nichts als Unannehmlichkeiten. Er mißbilligte alles, was hier geschehen war, und noch geschehen sollte; er sah nichts Gutes, als nur die gute Sache der Parthei, und daß sie sich durch ihre eignen Maaßregeln ins Verderben stürzen werde. Denn alle Generale verließen sich auf den größern Ruf und das Ansehen des Pompejus,

(44) Ad Att. 9. 10. 7. 11. 9. (45) Ad Att. 11. 1. 2. 3. 4. (46) Ibid. 11. 3. 13.

preis, und geblendet durch den Prunk der Truppen, welche die Fürsten des Orient ihnen zu Hülfe gesendet hatten, waren sie des Sieges zu gewiß; und wollten ohne auf den verschiedenen Charaktere der beiden Armeen zu achten, von nichts, als vom Gefechte hören. Cicero bemühte sich daher, diesen wilden Muth einzuschränken, die Gefahr des Krieges, die Macht des Cäsars, und die Wahrscheinlichkeit an den Tag zu legen, daß er sie schlagen würde, wenn sie ein Treffen wagten. Alle seine Vorstellungen waren vergebens; und die Generale warfen ihm Feigheit vor; aber alles, was ihnen nachher begegnete, sagte ihnen Cicero jetzt vorher (47). Es gereute ihn bald, daß er sich in eine Sache eingelassen hatte, die so unüberlegt geführt wurde, und seine Unzufriedenheit wuchs noch mehr, als ihn Cato tadelte, daß er seinen neutralen Posten verlassen hätte, wo er vielleicht bessere Gelegenheit gehabt hätte, eine Ausöhnung zu Stande zu bringen (48).

In dieser unangenehmen Lage, vermied Cicero jede Theilnahme an Geschäften, und da er seinen Rath ganz verachtet sah, nahm er wie gewöhnlich seine Zuflucht zum Spotte, und versuchte alles lächerlich zu machen, was er nicht durch seine Autorität verhindern konnte. Antonius nahm daher Gelegenheit in einer Rede vor dem Senate Ciceros Leichtfertigkeit bei dem Unglücke eines bürgerlichen Krieges

(47) Ibid. 17. 4. Ep. Fam. 7. 3. 16. 6. 28, 6. (48) Ib. 7. 3. Plutar. in Cic.

Krieges zu tadeln, und nicht allein über seine Furcht, sondern auch über seinen unzeitigen Scherz zu reden. Cicero antwortete hierauf: ihr Lager sei zwar voll Sorgen und Angst gewesen, aber bei den unruhigen Umständen gäbe es doch Minuten der Erholung, die gern ein jeder, der nur menschlicher Gesühle fähig sei, ergreife. Da ihm aber Antonius vorwerfe, daß er zu gleicher Zeit kleinmüthig gewesen, und doch gescherzt habe, so sei ja das ein deutlicher Beweis, daß er in beiden Stücken ein gehörriges Maas beobachtet habe ⁽⁴⁹⁾.

Auch der junge Brutus war im Lager des Pompejus, und zeichnete sich durch vorzüglichen Eifer aus. Cicero erwähnt dieses Umstandes darum als merkwürdig, weil Brutus immer den Pompejus als den Mörder seines Vaters unversöhnlich gehaßt hatte.

(49) Ad Att. 11. 4. Phil. 2. 16. Verschiedne Schriftsteller haben und einige von Ciceros Einfällen aufbehalten. Als ihm Pompejus vorwarf, daß er zu spät komme, antwortete er: wie kann ich zu spät kommen, da ich euch noch nicht fertig finde? — Pompejus fragte ihn spöttisch, wo sein Schwiegersohn Dolabella wäre; bei Deinem Schwiegervater, antwortete Cicero. Einem Manne, der eben von Italien kam, und die Nachricht mitbrachte, man spreche in Rom, Pompejus sei vom Cäsar eingeschlossen, erwiderte er, und du kamst, es mit deinen eignen Augen zu sehen. Selbst nach ihrer Niederlage, als Ronnius ihnen Rath einsprach, weil noch sieben Adler in Pompejus Lager wären, sagte Cicero, du sprächest gut, wenn wir mit Dohlen zu suchen hätten. Er soll den Pompejus durch solche gallsüchtige Scherze so aufgebracht haben, daß er ihm gesagt habe; ich wünsche, daß du zur Gegenparthei übergingest, damit du uns fürchtest. Macrobian. Saturn. 2. 3. Plutar. in Cicero.

hatte ⁽¹⁰⁾. Er folgte aber der guten Sache, nicht dem Anführer; er opferte seine Rache dem Dienste des Vaterlandes auf, und betrachtete jetzt den Pompejus als den General der Republik, und den Vertheidiger der Freiheit.

Während des Krieges sprach Cicero nie anders von Pompejus Unternehmungen, als von einer Folge seiner Uebereilung. Alle, besonders Atticus, verwarfen seine Entfernung von Italien; uns aber muß sie jetzt, wenn wir nach einer so langen Zeit darüber urtheilen, klug und nöthig scheinen ⁽¹¹⁾. Die Römer wurden damals am meisten dadurch aufgebracht, weil Pompejus seine Schwäche und den Mangel an Zurüstung verrieth; und nach der Sicherheit, die er immer vorgegeben, und dem Hohn, den er immer seinen Gegnern geboten hatte, wurde Pompejus verächtlich, als er vor Cäsars Ankunft floh. „Sahet ihr je, sagte Cälius, einen feigern Menschen als euern Pompejus, der nach so vielem Prahlen jetzt so klein erscheint? Laßt ihr aber, oder höret ihr je von einem Manne, der unternehmender und mäßiger beim Siege war, als unser Cäsar ⁽¹²⁾.“

Pompejus verließ Italien ein Jahr vorher, ehe es Cäsar für gut fand, ihm zu folgen. In dieser Zeit hatte er eine große Flotte aus allen Seesstaaten und Städten, die dem Reiche unterthan
wa-

(¹⁰) Ad Att. 11. 4. Plutar. in Brut. et Pomp. (¹¹) Ad Att. 7. 13. 9. 10. (¹²) Ep. Fam. 8. 15.

waren, versammelt, ohne Gebrauch davon zu machen, einem Feinde zu schaden, der keine Flotte hatte. Er ließ Sicilien und Sardinien in Cäsars Hände fallen, ohne einen Schlag; und endlich auch die wichtige Stadt Marseille, nachdem sie für ihn eine lange Belagerung ausgehalten hatte. Am meisten aber fehlte er dadurch, daß er Spanien aufgab, und sich nicht an die Spitze der besten Armee stellte, in einem Lande, das ihm ganz ergeben, und den Operationen seiner Seemacht offen war. Cicero hielt diese Vernachlässigung für ebentheuerlich⁽⁷³⁾; und gewiß, es war der Untergang seiner besten Truppen und Hoffnungen, daß Pompejus den Krieg gegen den an Klugheit so überlegnen Cäsar seinen Generalen anvertraute.

Es haben sich einige gewundert, warum Cäsar den aus Italien vertriebenen Pompejus nicht gleich über die See verfolgte, da er noch im wehrlosen Zustande war; und ihm die Frist eines Jahres ließ, in welcher er Armeen und Flotten zusammen bringen, und sich mit den Truppen des Orients verstärken konnte. Cäsar hatte aber dazu gegründete Ursachen; er wußte, daß alle Truppen, die Cäsar aus jenen Gegenden aufbringen konnte, den seinigen nicht gewachsen waren; daß er ihn wahrscheinlich nach Spanien, wo er ihm am wenigsten begegnen mochte, treiben würde, wenn er ihn auch

(73) *Al. Att.* 9. 9. 11.

auch aus Griechenland, wie aus Italien verjagt hätte; daß Pompejus in Spanien auf alle Fälle einen sichern Rückhalt hätte, so lange es von einer starken gedienten Armee besetzt wäre. Cäsar mußte also zuerst diese Armee zerstreuen, ehe er siegen konnte; das erstere aber konnte er am besten, wenn Pompejus noch so weit entfernt von ihr war. Darum eilte Cäsar so schnell zurück, um, wie er sagte, eine Armee ohne General zu überfallen, und zum Generale ohne Armee zurück zu kehren ⁽¹⁴⁾. Der Erfolg beweist, daß er recht hatte; denn nach vierzig Tagen seit dem ersten Treffen in Spanien, machte er sich zum Herrn der ganzen Provinz ⁽¹⁵⁾.

(¹⁴) Sueton. I. Cael. 34. (¹⁵) Cael. Comment. I. 2.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Cäsar wird Dictator und Consul. — Verfolgt den Pompeius, und wird von Dyrrhachium zurückgeschlagen. — Cälius rebellirt in Rom. — Cicero rath dem Pompeius vergeblich, den Krieg in die Länge zu ziehen. — Tresefen bei Pharsalus. — Cicero geht nach Italien. — Die Pompejaner fliehen in die Provinzen.

Nachdem Cäsar Spanien erobert hatte, wurde er von dem Prätor M. Lepidus in Rom zum Dictator ernannt; und nun erklärte er sich selber, vermögte seiner Gewalt als Dictator, und den P. Servilius Isauricus zu Consuln. Kaum hatte er diese Würde angenommen, als er nach Brundisium marschirte, und dort am vierten Januar an Bord gieng, um den Pompejus aufzusuchen. Er gewann dadurch ein großes Ansehen, daß er die höchste Würde der Republik bekleidete; denn die Städte und Staaten wurden vorsichtiger gegen ihn, und es gab ihnen einen guten Vorwand, dem Consul von Rom die Thore zu öffnen ⁽¹⁾. — Cicero verzweifelte längst an dem guten Ausgange des Krieges; er hatte sich alle Mühe gegeben, seine Freunde zu bereden, an den Frieden zu denken, bis Pompejus jede fernere Erwähnung desselben im Kriegsrathe verbat, und erklärte, daß er weder Leben, noch Vaterland achte, wenn er es dem Cäsar

(*) Caes. Comment. I. 3. 590.

sar verdanken sollte, welches die Welt glauben würde, wenn er in seiner jetzigen Lage kapituliren wollte (²). Pompejus fühlte, daß er bisher eine vorzügliche Rolle gespielt, und nichts seinem großen Namen angemessen gethan hatte. Er war also entschlossen, ehe er seine Waffen niederlegte, durch den Untergang seines Feindes, seine Ehre zu retten, oder zu sterben.

Während der Blockade von Dyrrhachium verbreitete sich allgemein in Cäsars Armee die Nachricht, Pompejus wolle seine Truppen einschiffen, und den Krieg in entferntere Gegenden spielen. Hierauf schickte Dolabella, der Cäsar begleitete, einen Brief an den Cicero in Pompejus Lager, und riet ihm, daß er sich, wenn Pompejus aus dieser Gegend getrieben würde, einen andern friedlichen Aufenthalt, als zu Athen, oder an einem Orte fern vom Kriegsgetöse, wählen sollte. Es sei Zeit, daß er an seine eigne Sicherheit dächte, und mehr sich selber, als andern Freund sei. Er habe nun der Pflicht, der Freundschaft und der Schuldigkeit gegen die Parthei, die er in der Republik ergriffen hätte, genug gethan; es sei ihm nichts mehr übrig, als da zu sein, wo die Republik jetzt selber sei, als jener alten zu folgen, um bald in gar keiner zu sein. Cäsar würde sein Betragen dann sehr billigen (³). — Der Krieg nahm aber eine ganz andere

(²) Ep. fam. 7. 3. Caes. Comm. 3. 596. (³) Ep. fam. 9. 9.

re Wendung; anstatt daß Pompejus von Dyrrhaschium flohe, wurde Cäsar unvermuthet davor geslagen, mußte sich zuerst zurück ziehen, und dem Pompejus die Ehre lassen, daß er ihn, auf seinem, einer Flucht ähnlichen Marsche, nach Macedonien zu, verfolgte.

Als beide Armeen gegen einander standen, mißbrauchte der Prätor Cälius in Rom seine Gewalt und das Glück seiner Parthie, und publicirte einige drückende und verhasste Gesetze, besonders eines, das alle Schulden aufhob ⁽⁴⁾. Dieses entzündete eine große Flamme in der Stadt, bis Cälius überwunden, und durch den Consul Servilius und den Senat seines Amtes entsetzt wurde. Als er hierdurch aufs Heußerste gebracht wurde, rief er den Milo aus seinem Exil von Marseille zurück, ob ihn gleich Cäsar nicht hatte in seine Rechte einsetzen wollen; und schrieb darauf den letzten Brief an den Cicero, worin er ihm von seiner Umwandlung und den Diensten, die er der Republik leisten wollte, Nachricht gab. „Du schläfst, sagte er, und weißt nicht, wie bloß und schwach wir hier sind. Was thust Du? Wartest Du auf ein Treffen, das gewiß für euch unglücklich ausfallen wird? Ich kenne eure Truppen nicht; aber unsre sind längst an heiße Schlachten gewöhnt, und können gleichgültig Kälte und Hunger ertragen ⁽⁵⁾.“ Diese Revolution, die ganz Italien in Schrecken setzte,

endete

(4) Caes. Comment. 3. 60. (5) Ep. fam. 8. 7.

endete bald mit dem Tode der beiden Häupter derselben, des Milo und Cälius. Ihr übereiltes Unternehmen ward ihr Grab; sie wurden von den Truppen, die sie irre führen wollten, getödtet. Beide hatten sehr früh für Ciceros Glück und Ansehen gearbeitet; ihr Anhang und ihr Vermögen hätte sie berechtigt, eine Hauptrolle in der Republik zu spielen, wenn sie bei den Grundsätzen geblieben wären; und Ciceros Rath befolgt hätten; aber sie erlagen ihren Leidenschaften, den Vergnügungen und dem Ehrgeiz; und stürzten sich nach einem stürmischen unruhigen Leben, in diesen Abgrund.

Dann alle Gedanken des Friedens verschenkt waren, so rieth Cicero dem Pompejus, den Krieg in die Länge zu ziehen, und ein Treffen zu vermeiden. Pompejus gab ihm Beifall, und folgte einige Zeit diesem Rathe, bis er den erwähnten Vortheil bei Dyrrhachium gewann. Hierdurch faßte er ein solches Zutrauen zu seinen Truppen, und so viel Verachtung gegen den Cäsar, „daß der große Mann, wie Cicero sagt, von diesem Augenblicke an, aufhörte General zu sein; eine unaerübte neu geworbne Armee den starken gedienten Legionen entgegen stellte, schmachlich geschlagen, und gezwungen wurde, sein Lager zu verlassen, und allein das von zu fliehen ^(*).“

R 2

Häts

(*) Ep. fam. 7. 2.

Hätte Pompejus Ciceros Rath befolgt, so wäre Cäsar unvermeidlich verlohren gewesen; denn Pompejus würde ihm alle Zufuhr von der Seeseite her, abgeschnitten haben; und er konnte unmöglich lange sich auf dem festen Lande halten, weil ihm ein Mannschafft überlegner Feind unablässig Schaden zufügte, und das Land verwüstete. Auch die Nachricht, die sich allgemein verbreitete, daß er von Pyrrhachium her, vor einer siegreichen Armee floh, die ihn verfolgte, machte seinen Marsch beschwerlicher, und schreckte die Einwohner des Landes ab, ihm beizustehen. Aber die verächtliche Gestalt, in der er nun erschien, erweckte das ungeduldige Verlangen nach einem Gefecht, und die Zuversicht des Sieges, die des Pompejus Generale zu dem unglücklichen Entschlusse bewog, dem Cäsar bei Pharsalus ein Treffen zu liefern. Cicero giebt uns einen Wink von einem andern Grunde, der den Pompejus zu diesem unglücklichen Schritte bewog; seine abergläubige Rücksicht auf Anzeichen und Ermahnungen der Seher, denen er immer geneigt war, Gehör zu geben. Die Haruspices waren alle auf seiner Seite, und schmeichelten ihm mit den schönsten Aussichten; und ausser denen, die er bei sich im Lager hatte, schickte ihm auch die ganze Brüderschafft derselben von Rom aus unaufhörlich Nachrichten von den glücklichen Anzeichen, die sie in den Eingeweiden der Opferthiere bemerkt hätten ⁽⁷⁾. (*)

Ends.

(*) De Div. 2. 24.

(*) Solche Priesterstimmen waren größtentheils der gedungne

Endlich müssen wir gestehen, daß Pompejus eine schwere Rolle spielte, und in diesem Kriege weit eingeschränkter, als in jedem andern, den er geführt hatte, handeln konnte. In seinen Kriegen gegen auswärtige Feinde besaß er eine uneingeschränkte Gewalt; alle seine Unternehmungen hingen alle von seinem Willen ab; hier in diesem Kriege begleiteten ihn nicht nur Könige und Fürsten aus dem Orient, sondern auch die vornehmsten Magisträte und Senatoren von Rom; alle Männer ihm gleich an Würde, die Armeen kommandirt, Triumphe erhalten hatten, und an allen seinen Berathschlagungen Theil nehmen wollten, damit bei ihrer gemeinschaftlichen Gefahr kein Schritt ohne ihr Wissen geschähe. Da sie aber Pompejus sehr freiwillig vertheidigten, so mußte er ihren Launen nachgeben, damit sie ihn nicht aus Verdruss verließen. Alle diese waren jetzt mit ihrer Lage unzufrieden, und sehnten sich nach Hause, um ihrer Güter und ihrer Ehrenstellen in Ruhe zu genießen; und da ihnen die Menge ihrer Truppen und der Ruf ihres Heerführers eine sichere Hoffnung des Sieges einflößte, so beredeten sie den Pompejus unaufhörlich, er solle

K 3

sich

donne Wiederhall einer Faktion. Sollte ihnen Pompejus wirklich geglaubt haben? Hier scheinen sie mir das Geschrei der römischen Jakobiner, und die Ungeduld der feinen Herren zu verrathen, denen das Kampfiren zu beschwerlich wurde. War es nicht eben diese unsinnige Ungeduld, der über bürgerliche Freiheit deklamirenden, aber an die Sklaverei der Weichlichkeit und des Luxus gewöhnten Römer, die den braven Brutus und Cassius in gleiches Verderben stürzte?

sich zum Treffen entschließen. Ja sie beschuldigten ihn, er wolle den Krieg in die Länge ziehen, um desto länger den Herren zu spielen; sie nannten ihn einen zweiten Agamemnon, der stolz darsauf war, so viele Könige und Generale unter seinem Kommando zu haben ⁽⁸⁾. So wurde endlich Pompejus, als er ihren Vorwürfen nicht länger widerstehen konnte, durch eine Art von Beschämung gegen seine eigne Ueberzeugung gezwungen, ein entscheidendes Treffen zu wagen.

Cäsar kannte des Pompejus schlimme Lage, und er wußte, daß er die Schande, sich vor einem Treffen zu fürchten, nicht würde auf sich kommen lassen; er wagte sich daher oft weiter vor, als es sonst klug gewesen wäre. Wenn er nicht die Absicht gehabt hätte, den Pompejus zu einer Schlacht zu bringen, so würde man es für Tollkühnheit halten müssen, daß er den Pompejus in Dyrrhachium belagerte, da dieser doch Herr der See war, von woher er mit allen Lebensmitteln versehen wurde, während Cäsars Armee im Lande verhungern konnte; und daß er so weit seine Verschanzungen ausbreitete, da seine Truppen nicht hinreichten, sie zu vertheidigen. Denn wenn er seine Absicht nicht erreichte, so konnte ihm diese Belagerung zum Verderben gereichen; und so würde es auch geschehen sein,

(8) App. p. 470. Flor. 4. 2. Dio p. 135. Plut. in Pomp.

sein, wie er selber gestand, wenn er sie nicht aufgehoben hätte (*).

Wir müssen ferner bemerken, daß weder Cäsars Thätigkeit noch der Muth seiner Truppen einigen Vortheil über den Pompejus gewinnen konnte, so lange noch Wälle und Schanzen zwischen ihnen lagen; vielmehr daß Cäsar bei jedem Versuche zurückgeschlagen wurde. So konnte er vor Brundisium nichts ausrichten, bis Pompejus seine Truppen sicher an Bord gebracht hatte; und die Aktion bei Dyrrhachium, die einzige wichtige, die zwischen ihnen vorfiel, war ihm sehr nachtheilig. Hier zeigte sich also wohl Pompejus als den größern General, da er eine Nacht, der er im Felde nicht widerstehen konnte, zurückhielt, daß sie ihm nicht schaden, und nichts gegen ihn ausführen konnte;

R 4

denk

(*) Flor. 4. 2. App. 468. Des Pompejus Geschicklichkeit war wohl nicht allein die Ursache. Cäsars Veteranen hatten in den Wäldern von Gallien und Germanien nicht mit Mauern und Wällen zu kämpfen gehabt. Auch hatte er eine Menge Deutsche im Dienste, die ihrem Manne standen, so bald sie ihn auf freiem Felde hatten. Kurz Cäsars Armee war an den Artilleriedienst nicht gewöhnt. Die Affaire bei Brundisium kann nichts beweisen; Cäsar kam eben aus Gallien schnell anmarschirt, zu einer Belagerung gar nicht gefaßt; und was konnte er dem Hafen schaden, da er keine Schiffe hatte? Während er also die Ausfenster des Orts berennen ließ, warfen Pompejus Truppen im innern noch neue Wälle und Gräben mit Pallisaden auf, und zogen sich langsam in die Schiffe zurück.

denn das hing von der Geschicklichkeit des Generals ab. Pompejus machte also durch Hülfe der Verschanzungen seine neugeworbenen Truppen Easars Veteranen gewachsen; als er sich aber auf offenem Felde mit ihm messen mußte, da focht er gegen unüberwindliche Schwierigkeiten; denn er verließ, wie Cicero sagt, seine eigentlichen Waffen, Vorsicht, Klugheit und Auctorität, wodurch er dem Feinde überlegen war, und vertraute sein Schicksal dem Schwerte, dem Speer, und der kühnen Stärke an, worinn ihm seine Feinde übertrafen ⁽¹⁰⁾.

Cicero war bei dem Treffen von Pharsalus nicht gegenwärtig; er war mißvergnügt und krank in Dyrrhachium zurückgeblieben. Denn als er sah, wie alles unglücklich, alles gegen seinen Rath unternommen wurde, untergrub der Kummer seine Gesundheit; darum lehnte er ein öffentliches Kommando ab, versprach aber dem Pompejus ihm zu folgen, und bei ihm zu bleiben, so lange es seine Gesundheit erlaube ⁽¹¹⁾. Als ein Pfand seines gegebenen Wortes gab er ihm indessen seinen Sohn mit, der sich, so jung er auch war, tapfer zeigte, und durch seine Geschicklichkeit im Reuten und Werfen des Wurfspießes, und überhaupt in Dienstfachen an der Spitze eines Flügels der Reiterei, wosüber

(10) Ep. fam. 4. 7. 6. 1. (11) Ad A't. 11. 4.

über ihm Pompejus das Kommando gegeben hatte, großen Beifall erwart⁽¹²⁾. Auch Cato war im Lager bei Dyrrhachium mit funfzehn Cohorten geblieben, als Labienus die Nachricht von Pompejus Niederlage brachte. Cato trug hierauf dem Cicero, als dem ältern in der Bürde, das Kommando an; und als er es ausschlug, wurde der junge Pompejus, wie Plutarch erzählt, so wüthend, daß er sein Schwert zog, und den Cicero auf der Stelle niederstossen wollte, wenn ihn nicht Cato zurückgehalten hätte. Cicero erwähnt dieser That niemals, er scheint aber in der Rede für den Marcellus darauf anzuspielden, indem er sagt, daß er in diesem Kriege immer zum Frieden gerathen habe, selbst mit Gefahr seines Lebens⁽¹³⁾. Die traurige Nachricht von dem Treffen bei Pharsalus erfüllte alle mit einem solchen Schrecken, daß sie alle nach den Schiffen eilten, und sich in verschiedene Provinzen des Reiches, wohin sie Hoffnung oder Flucht trieb, zerstreuten⁽¹⁴⁾. Der größere Theil, der entschlossen war, den Krieg zu erneuern, ging nach Afrika, wo sich die vereinzeltcn Truppen sammelten; andere die den Fortgang des Krieges abwarten, und sich nach dem Glücke fügen wollten, entfernten sich nach Achaja; aber Cicero machte für seine Person jetzt dem Kriege ein Ende, und rief

R 5

dies

(¹²) De Offic. 2. 13. (¹³) Pro Marcell. 5. (¹⁴) De Divin. 1. 32.)

dies auch seinen Freunden. Er stellte ihnen vor, daß sie jetzt geschlagen und zerstreut keine Hoffnung mehr haben könnten, den Cäsar zu besiegen, da sie ihm nicht gewachsen gewesen, als sie noch alle beisammen waren ⁽¹⁵⁾.

Cicero überlieferte sich also ohne Bedenken nach einem unglücklichen Feldzuge von achtzehn Monaten, der Gnade des Siegers, und landete wieder zu Brundisium am Ende des Octobers.

(15) Ep. fam. 7. 3.

Fünf und dreissigstes Kapitel.

Cicero verweilt in Brundisium — Pompejus Tod; sein Charakter — Cäsar hält sich in Aegypten auf — Curius wird in Afrika erschlagen — die Pompejaner ziehen sich in Afrika zusammen — Cäsar schreibt dem Cicero einen verbindlichen Brief — Cicero und Cäsar kommen nach Rom — Cäsar segelt nach Afrika.

Raum war Cicero in Italien wieder angelangt, als er bedachte, daß er zu voreilig vor dem Ausgange des Krieges und ohne Einladung des Siegers zurück gekommen war. Bei der allgemeinen Zügellosigkeit mußte er von den Soldaten Beleidigungen befürchten, wenn er es wagte, mit seinen Fascen und Lorbeeren öffentlich zu erscheinen; und sie abzulegen, das würde eine Verlegung der Ehre gewesen sein, die ihm das römische Volk gegeben hatte, und eine Anerkennung einer über die Gesetze erhabnern Macht. Er bereute es daher, daß er nicht auswärtig in einem sichern Orte geblieben war, bis man ihn abgerufen hätte, oder eine bessere Ordnung wieder herzustellen wäre (*). Eine Botschaft von Antonius, der alles in Cäsars Abwesenheit regierte, und jetzt geneigt schien, den Cicero in eben dem harten Tone aus Italien zu vertreiben, in welchem er ihn zurück halten wollte, machte ihn noch unzufriedener über seine Uebereilung. Antonius schickte ihm die Abschrift eines Briefes von dem Cäsar, worinn er äußerte, er habe

(*) Ad Att. II. 9. 6.

habe gehört, daß Cato und Metellus in Rom wären, und dort öffentlich erschienen; das könne Unruhigen nach sich ziehen; er befahle daher, daß keiner ohne besondere Erlaubniß von ihm in Italien aufgenommen werde. Antonius bat den Cicero, er möchte ihn entschuldigen, denn er müsse Cäsars Befehlen gehorchen. Cicero schickte ihm aber den L. Lamia, und ließ ihn versichern, daß Cäsar dem Dolabella geheissen habe, ihm zu schreiben, daß er, so bald es ihm gefalle, nach Italien reisen sollte; daß er also auf Dolabellas Brief gekommen sei. Antonius nannte hierauf in dem Edikte, durch welches er die Pompejaner von Italien abwieß, den Cicero als einen das von Ausgenommenen; und hierdurch wurde er noch mehr gekränkt, denn er wünschte nur übersehen oder nur im Stillen geduldet zu werden, ohne sich persönlich von den Aebriken seiner Parthei auszeichnen zu lassen ^(*).

Auch häuslicher Kummer vermehrte Ciceros Unglück. Sein Bruder Quintus war mit seinem Sohne nach dem unglücklichen Treffen bei Pharsalus dem Cäsar nach Asien gefolgt, um von ihm mündlich Verzeihung zu erhalten. Quintus mußte besonders Cäsars Rache fürchten, weil er mit ihm als einer seiner Generale in Gallien in genauer Verbindung gestanden war, und Cäsars Großmuth erfahren hatte. Cicero wollte ihn daher selber abhalten, nicht zu Pompejus Parthei überzugehen, aber er vermochte nichts

(*) ibid. 7.

nichts über ihn; jetzt bei dem allgemeinen Unglücke suchte Quintus seine Sache gut zu machen, er warf daher alle Schuld auf seinen Bruder, und mißhandelte ihn in allen seinen Briefen und seinen Reden gegen Cäsars Freunde auf das grausamste.

Cicero wurde hiervon aus allen Gegenden her benachrichtigt. Der junge Quintus, der an den Cäsar vorausgeschickt war, hatte seinen Freunden eine Rede vorgelesen, die er gegen seinen Oheim halten wollte. Nichts härteres begegnete Cicero'n je, als dieses; und ob er gleich auf Cäsars Neigung wenig baute, und seine Feinde sich Mühe gaben ihm zu schaden, so war er doch am meisten besorgt, daß sein Bruder und Enkel durch ihre Treulosigkeit mehr sich selber als ihm schadeten (1). Der Beleidigung ungeachtet war sein Verroagen ganz das Gegentheil von dem ihrigen: und als er hörte, daß Cäsar seinen Bruder beschuldige, daß er die Ursache sei, warum sie zum Pompejus übergegangen wären, schrieb er ihm folgendes:

„Für meines Bruders Wohl bin ich nicht minder besorgt, als für das meinige, aber in meiner jetzigen Lage darf ich es nicht wagen, ihn Dir zu empfehlen. Alles was ich thun kann, ist, Dich zu versichern, daß er auch nie auf irgend eine Art in meinem Diensteifer und meiner Liebe zu Dir gestört hat; sondern vielmehr, daß er immer zur Vereinigung mit Dir rieth, und mich auf meinen Reisen nur begleitet

(1) *ibid.* 8. 2. 10.

gleitete, aber nicht mein Begleiter war. In allen andern Rücksichten überlasse ich es Dir daher, ihn so zu behandeln, als es Deine Humanität und seine Freundschaft für Dich heischen. Aber ich bitte Dich auf das dringendste, laß mich nicht die Ursache sein, ihn Dir in irgend einer Rücksicht verhaßt zu machen (4)."

Cicero war jetzt wegen Geldmangel in Verlegenheit; denn bei der allgemeinen Zerrüttung konnte man schwerlich Geld anleihen oder eintauschen. Die Summe, die er dem Pompejus vorschoss, hatte seine Kasse erschöpft; und seine Gattin hatte durch Nachsicht gegen ihre Kreditoren und gewisse begünstigte Diener, das zurückgelassne sehr geschmälert; anstatt etwas von den Einkünften zu sparen, hatte sie sich tief in Schulden gestürzt. Cicero mußte sich daher jetzt auf Atticus Geld verlassen (5).

Auch durch Dolabellas Betragen wurde Cicero gekränkt. Er hatte sich durch eine vorgebliche Adoption in eine plebejische Familie das Tribunat in diesem Jahre verschafft, und erweckte in Rom durch ein Gesetz, welches alle Schulden aufhob, viele Unruhen und Unordnungen. Schon öfters hatten verschiedene oder ehrgeizige Magistratsleute solche Gesetze in Vorschlag gebracht, sie waren aber immer von den bessern Bürgern verabschuet, und besonders auch von dem Cicero für die dem Frieden und dem Glücke des Staates am nachtheiligsten Vorschläge erklärt worden.

(4) Ad Att. 11. 12. (5) ib. 13. 2. 22.

worden, weil sie die Grundfeste der bürgerlichen Gesellschaft erschütterten, indem sie allen Glauben und Kredit vernichteten ⁽⁶⁾. Dolabellas Vorschlag war ihm daher jetzt sehr schmerzlich, und er klagte bitterlich in seinen Briefen an Atticus, daß ihm seines Schwiegersohnes Unternehmungen neuen Kummer und Schande machten ⁽⁷⁾. Dolabellas Vermögen war sehr zerrüttet, und es scheint, daß er seine Gemalin ohne die nöthige Unterstützung zurückließ, als er zum Cäsar abreiste, so daß sie ihren Vater um ihren Unterhalt bitten mußte. Cicero hatte ihr auch noch nicht ihre ganze Aussteuer ausgezahlt, entwed- der weil es ihm an Gelde mangelte, oder weil ihr Dolabella noch keine hinreichende Summe ausgezahlt hatte. Es geschah gewöhnlich in drei verschiedenen Zahlungen binnen einer vom Besetze bestimmten Zeit; zwei Theile hatte Cicero abgetragen, eben wollte er den dritten auszahlen, und bat den Atticus drins- gend, dafür zu sorgen ⁽⁸⁾. Aber Dolabellas Lebens- art und sein Charakter waren der Denkart und den Sitten des Cicero und der Tullia so ganz zuwis- der, daß bald eine Ehescheidung erfolgte, wovon wir wenig Nachricht haben, so daß wir die eigent- liche Zeit und Ursache derselben nicht wissen.

Unter diesen Umständen besuchte Tullia ihren Vater in Brundisium am dreizehnten Jun. Seine große Liebe für sie machte ihm ihren Anblick in einem so schlechten Vermögenszustande nur trauriger. Die Freude

(⁶) De Offic. 2. 24. (⁷) Ad Att. 11. 12, 14, 15.

(⁸) ibid. 11. 2. 4.

Freude, sagte er, die ich bei dem Anblicke einer so tugendhaften, so sanftmüthigen und so liebevollen Tochter empfinden sollte, ward durch den Kummer verbittert, daß ich ein so verdienstvolles Weib in einer so traurigen, nicht durch sie, sondern durch mich verschuldeten, Lage sehen mußte. Warum sollte ich sie also länger hier behalten, da wir beide niedergeschlagen waren; ich beschloß daher, sie wieder zu ihrer Mutter reisen zu lassen, so bald sie es wollte (*)."

In Brundisium erhielt Cicero die Nachricht von Pompejus Tode, die ihn nicht in Erstaunen setzte, wie wir aus seiner kurzen Bemerkung sehen. Ich zweifelte nicht, sagte er, daß es so mit Pompejus kommen würde. Sein Unglück hatte die auswärtigen Könige so gegen ihn eingenommen, daß ich es mir als gewis dachte, er würde seinen Tod finden, wohin er auch ginge. Ich beklage ihn; denn ich kannte ihn als einen tugendhaften, gesetzten und würdigen Mann (**).

Das war die kurze und treue Schilderung des Charakters des Pompejus von einem Manne gemacht, der ihn vollkommen kannte; sie ist nicht durch die hervorstechenden Farben seiner Verehrtheit, wie manche andere seiner Versicherungen, verschönert, noch durch verdunkelnde Züge der Rache verschlechtert. Pompejus hatte sich in der Jugend den Zunamen des Großen durch Verdienste erworben, die ihn, der Einrichtung der Republik zufolge, groß machten;

(*) *ibid.* 11. 17. Ep. fam. 14. 11. (**) *Ad Att.* 11. 6.

machten; durch Ruf und Glük im Kriege, wodurch er alle berühmten Generale der alten Römer übertraf. Er hatte zu drei verschiedenen malen über die drei Theile der bekannten Erde, über Europa, Asien und Afrika triumphirt, und durch seine Siege die Gränzen und die Einkünfte des römischen Reiches erweitert. Denn als er vom Mithridatischen Kriege zurück kehrte, erklärte er dem römischen Volke, er habe Klein-Asien als die Gränze des Reiches gesunden, und es als den Mittelpunkt desselben verlassen. Er war sechs Jahr älter als Cäsar; und während Cäsar in Vergnügungen taumelte, mit Schulden überladen, allen Tugendhaften verächtlich und kaum im Stande war, sein Haupt zu zeigen; da glänzte Pompejus auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes, und war mit Einwilligung aller Partheien an die Spitze der Republik gestellt. Das war das Ziel seines Ehrtriebes, der erste Mann in Rom zu sein; der Anführer, nicht der Tyrann seines Vaterlandes; denn er hatte es mehr als einmal in seines Gewalt, sich zum Herrn desselben zu machen, ohne etwas zu wagen, wenn ihn nicht seine Tugend oder wenigstens sein Phlegma davon abgehalten hätte. Aber er lebte stets der Erwartung, daß ihm das Volk das schenken würde, was er nicht mit Gewalt nehmen wollte; und er hoffte es dadurch, daß er die Unruhen der Staat ansachte, zu zwingen, ihn zum Dictator zu erwählen. Alle Geschichtschreiber machen die Bemerkung, daß Cäsar keinen Unterschied machte zwischen einer erteilten oder usurpirten Gewalt; daß es ihm gleichgültig war, von den Untertanen

Dritter Theil. gebeten

geben geliebt oder gefürchtet zu werden; daß aber Pompejus seine Macht zu schätzen schien, die ihm nicht angetragen war, noch Verlangen hatte zu regieren, wenn ihm seine Mitbürger nicht wohlthäteten. Alle Ruße, die ihm die Geschäfte des Krieges übrig ließen, widmete er dem Studium der Wissenschaften, besonders der Beredsamkeit, worin er gewis einen großen Namen würde erlangt haben, wenn ihn nicht sein Genius zu dem glänzenden Ruhme der Waffen gerufen hätte. Dennoch vertheidigte er mehrere seiner Freunde und Klienten, und zwar einige von ihnen in Verbindung mit dem Cicero, vor Gerichte mit Beifall. Seine Sprache war fließend und erhaben; seine Gedanken richtig; seine Stimme war angenehm; seine Aktion edel und voll Würde. Aber er hatte mehr Talent für die Waffen als für die Toga; denn ob er gleich in beiden eine gleiche Mäßigung und Würde im äußern Betragen zeigte, so war doch sein Beispiel bei der Zügellosigkeit der Truppen seltner und auffallender. Seine Gestalt war angenehm und floßte Ehrfurcht ein; aber sie trug die Miene der Zurückhaltung und des Stolzes an sich, die dem Generale besser kleidete, als dem Bürger. Seine Talente waren mehr löblich als groß; sein Geist mehr glänzend als tiefdringend; sein politischer Gesichtskreis war sehr eingeschränkt; denn seine Hauptmaxime war Verstellung; und dennoch besaß er nicht immer die Kunst, seine wahre Gesinnung zu verheimlichen. Weil er ein besserer Soldat als Staatsmann war, so verlor er gewöhnlich in der Stadt den Ruhm, den er sich im Felde erworben

vorben hatte; er wurde angebetet, wenn er entfernt war, nicht selten aber beleidigt und gekränkt, wenn er in Rom sich aufhielt, bis ihn die unüberlegte Widerspenstigkeit des Senats zu der Verbindung mit Cäsar und Crassus zwang, die für ihn und die Republik so unglücklich endete. Er nahm jene beiden nicht zu Theilnehmern seiner Gewalt auf, sondern zu Dienern derselben; und indem er sie einigen Theil daran nehmen ließ, wollte er nur seine Macht vor Tadel sichern. Er hatte nicht zu befürchten Ursache, daß sie je als seine Nebenbuhler auftreten würden; denn keiner von beiden hatte so viel Kredit oder einen solchen Charakter, der ihn über die Gesetze hätte erheben können; keiner von beiden hatte einen glänzenden Ruf und große Erfahrung als Soldat, noch die Truppen des Reiches zu seinem Gehore. Das alles aber war des Pompejus Eigenthum, bis er den Cäsar begünstigte, und ihm das einzige, was ihm fehlte, Waffen und ein Kommando, gab. Er machte ihn endlich sich selber überlegen, und fürchtete ihn nicht eher, bis es zu spät war. Cicero widerrieth eifrig beides, seine Verbindung mit dem Cäsar, und seine Trennung von ihm; und als der Bruch erfolgte, sprach er noch eben so eifrig gegen den Gesandten, ihm ein Treffen zu liefern. Wäre einer von diesen Anschlägen befolgt worden, so hätte Pompejus sein Leben und seine Ehre, und die Republik ihre Freiheit gerettet. Aber eine dem Pompejus eigne Neigung zum Aberglauben, und seine Aufmerksamkeit für die wichtigen Augurien, womit ihn die Auguren schmeichelten, beschleunigte sein Unglück. Was

rius und Syllas Beispiel misleitete ihn; sie hatten jenen Aberglauben aus Politik zu ihrem Vortheile genutzt; er war ihm aus Ueberzeugung ergeben. Jene brauchten ihn dazu, ihre Soldaten mit Muth zu erfüllen, wenn sich ihnen eine gute Gelegenheit zum Gefecht darbot; er ließ sich gegen alle Klugheit und Wahrscheinlichkeit durch ihn aufheuern, zu seinem Verderben in die Schlacht zu ziehen. Endlich entdeckte er seinen Irrthum, als es zu spät war, ihn gut zu machen; auf seiner schmachlichen Flucht von Pharsalus mußte er gestehen, daß er seinen Hoffnungen zu viel getraut habe, und daß Cicero richtiger urtheilte und weiter blickte als er. Der Entschluß in Aegypten Zuflucht zu suchen, endete den letzten traurigen Austritt dieses großen Mannes. Der Vater des regierenden Königs war dem Pompejus viel Dank schuldig, weil er ihn in Rom beschützt, und ihn wies der auf den Thron gesetzt hatte; der junge König hatte auch eine beträchtliche Flotte zu dem Kriege gegen Cäsar hergegeben; aber was konnte Pompejus in seiner traurigen Lage von einem Hofe erwarten, der von Verschnittnen und feilen Griechen regiert wurde? von Menschen, deren ganze Politik nicht auf die Ehre des Königs, sondern auf die Befestigung ihrer eignen Gewalt abzwelte; und die durch Pompejus Einfluß leicht verdunkelt werden konnten? Wie glücklich wäre Pompejus gewesen, wenn er das mals auf dem Krankenlager gestorben wäre, als ganz Italien für seine Genesung betete? oder wenn er auf dem Schlachtfelde bei Pharsalus, für die Freiheit seines Vaterlandes kampfend, rühmlich, wenn gleich

gleich beklagenswerth, den Tod gefunden hätte. Aber er schien zum Beispiele der Wandelbarkeit der menschlichen Größe bestimmt zu sein. Er, der vor wenig Tagen Königen und Consuln und den Edelsten von Rom Befehle gab, ward von elenden Sklaven zum Tode verurtheilt; von einem schlechten Ueberläufer ermordet; nackt und enthauptet ward er von dem Meere an die Küste von Aegypten angespült; und obgleich einstens die ganze Erde, wie Velleius sagt, seinen Siegen zu klein schien, so fand sein Leichnam doch kein Plätzchen zur stillen Grabesstätte. Einer seiner Freigelassenen verbrannte den Körper am Gestade auf den Brettern eines morschen Schifferkahnes; und als seine Asche nach Rom gebracht wurde, ward sie von seiner Gemalin Cornelia heimlich in einem Gewölbe auf seiner Albanischen Villa beigesetzt. Die Aegyptier ließen ihm dennoch ein Denkmal mit metallnen Statuen umgeben, an der Küste errichten; und nachdem es die Zeit einstellte, und fast ganz unter Sand und Schutt begraben hatte, ließ es Kaiser Hadrian wieder auffuchen und von neuem herstellen ⁽¹¹⁾.

Auf die Nachricht von Pompejus Tode wurde
Cäsar zum zweitenmal in seiner Abwesenheit zum Dictator

§ 3

(11) Vell. P. 2. 40. Plin. H. 7. 26. Flor. 3. 5. Vell. P. 2. 29. Dio. p. 178. Brut. p. 354. Pro Balbo 1. 2. Plin. H. 7. 12. Ep. Ham. 3. 1. Ad Att. 8. 3. 8. Phil. 2. 10. Ep. fam. 6. 6. 15. Tusc. Q. 1. 35. Flor. 4. 2. 51. Vell. P. 34. Dio p. 186. Appian. 2. 481. Juven. X. 283.

etator ernannt, und M. Antonius zu seinem Generale der Reiterei, der unter diesem Namen ganz Italien unumschränkt beherrschte. Cicero blieb indessen in Brundisium, in einer unangenehmen Lage, die schlimmer war als eine Strafe, wie er sagt. Die Luft dieses Ortes war seiner Gesundheit nicht zuträglich; körperliche Schwäche verschlimmerte daher den flechten Zustand seiner Seele ⁽¹²⁾. Dennoch hielt er es nicht für rathsam, ohne Erlaubniß seiner neuen Gebieter der Stadt Rom näher zu kommen: auch munterte ihn Antonius dazu nicht auf; es schien ihm vielmehr angenehmer zu sein, Cicero leiden zu sehen. Er hatte also keine Hoffnung eines Trostes als in Cäsars Rückkehr: und darum mußte er an dem Orte bleiben, um ihm gleich, wenn er landete, entgegen zu gehen.

Die Ungewissheit seiner Sicherheit und der Besinnung des Cäsars gegen ihn machte ihm die größte Unruhe. Ob ihm gleich Cäsars Freunde nicht allein Verzeihung, sondern auch die Günst des Cäsars zusicherten, so hatte er doch von ihm selber keine Besse. Cäsar war in Aegypten so beschäftigt, daß er keine Zeit hatte, an Italien zu denken, und vom December bis in Junius nicht einmal einen Brief schrieb. Weil er sich dort übereilt und aus Uebermuth in einen gefährlichen Krieg eingelassen hatte, wobei er sein ganzes Glück wagte, so schämte er sich, wie Cicero sagt ⁽¹³⁾, etwas davon zu schreiben, bis

- 17

(¹²) Ad Att. XI. 13, 22. (¹³) ibid. XI. 15, 17.

er sich aus allen Schwierigkeiten los gewunden hatte.

Cäsars Feinde hatten sich indessen in Afrika sehr verstärkt. V. Varus hatte diese Provinz zu erst für die Republik eingenommen, und König Juba, des Pompejus vertrautester Freund, unterstützte ihn mit seiner ganzen Macht. Nachdem Curio den Cato aus Sicilien vertrieben hatte, wollte er auch den Varus aus Afrika verjagen: er war daher mit dem Kern von vier Legionen, die ihm Cäsar anvertraut hatte, gelandet, wurde aber, nach einigen kleinen Vortheilen, von dem Generale des Königs Juba, von Sabura geschlagen, und mit seiner ganzen Armee vernichtet.

Curio war ein junger Edelmann von glänzenden Talenten; die Natur hatte ihm alles verliehen, daß er den Ruhm seines Vaters und Großvaters, die unter die vornehmsten Redner von Rom einst gerechnet wurden, hätte erlangen können. Bei seinem ersten Eintritt in das Forum ward er der Fürsorge des Cicero übergeben; aber eine natürliche Neigung zu Vergnügungen, die noch durch das Beispiet und den Rath seines beständigen Gesellschafters Antonius verstärkt wurde, stürzte ihn in Ausschweifungen und in Verschwendung. Antonius, dem es so an Gelde fehlte, wie Curio Ueberfluß dars an hatte, gehorchte seinen Winken, und beförderte seine Lüste, um seine eignen zu befriedigen; kein Sklave konnte daher den Begierden seines Herrn mehr fröhnen, als Antonius dem Curio. Er verz

Schwendete sein Geld, so wie seine und anderer Leute Schaamhaftigkeit; Cicero nannte ihn daher in einem seiner Briefe wegen seiner schändlichen Lebensart, das Mädchen Curio. Als ihn endlich der Vater, auf Ciceros Rath gezwungen hatte, den Umgang mit Antonius aufzuheben, da änderte er sein Betragen, folgte den Belehrungen und Grundsätzen des Cicero, und wurde der Liebling der Stadt, der Anführer des jungen Adels, und ein eifriger Vertheidiger des Senats gegen die Macht des Triumvirs. Als er nach seines Vaters Tode zum ersten male ein öffentliches Amt bekleidete, und in den Senat aufgenommen wurde, verleitete ihn sein Ehrgeiz und sein Bestreben, die Gunst des Volkes zu erlangen, zu so großen Verschwendungen, daß er sich gezwungen sah, sich dem Cäsar zu verkaufen, um seine prachtvollen Schaugepränge und Spiele, mit denen er die Stadt unterhielt, bezahlen zu können; und es blieben ihm, wie Plinius sagt, keine Einkünfte mehr übrig, als von der Zwietracht seiner Mitbürger. Die alten Schriftsteller halten ihn daher mit Recht für das hauptsächlichste Werkzeug, und für die Posaune des bürgerlichen Krieges. Verdientermaßen ward er ein Opfer desselben; aber nach allen seinen Ausschweifungen focht und starb er dennoch mit dem Muth eines ächten Römers, der ein besseres Schicksal würde verdient haben, wenn er ihn für eine bessere Sache angewendet hätte. Als er nach dem Verluste eines Treffens und seiner besten Truppen von seinen Freunden ermahnt wurde, sein Leben durch die Flucht zu retten, antwortete er, daß er

er dem Cäsar, nach der Vernichtung seiner Armeen, die er ihm anvertraut hatte, nie wieder ins Gesicht sehen konnte; und so suchte er so lang, bis er mit den Leuten seiner Soldaten fiel ⁽¹⁴⁾.

Curio verlor sein Leben noch vor dem Treffen bei Pharsalus, während das Cäsar in Spanien war ⁽¹⁵⁾. Afrika kam dadurch ganz in die Hände der Pompejaner, und wurde der allgemeine Sammelplatz der ganzen Parthei. Hierher führten Scipio, Cato und Labienus die Reste ihrer zerstreuten Truppen aus Griechenland, Afranius und Petrejus aus Spanien; bis sie endlich eine zahlreichere Armee, als Cäsar besaß, zusammen brachten, und so muthig wurden, daß sie schon mit ihrem Heere nach Italien übersetzen wollten, ehe Cäsar aus Aegypten zurück kehren könnte ⁽¹⁶⁾. Man sprach hiervon zuversichtlich, und man erwartete es in Rom; in diesem Falle würde Cicero gewiß als ein Ueberläufer fein behandelt worden; denn so wie Cäsar alle Feinde, die nicht gegen ihn handelten, wie Freunde ansah, und selbst den Feinden, die sich ihm unterwarfen, vergieh; so war es bei der andern Parthei ein Gesetz, jeden für einen Feind zu halten, der nicht wirklich in ihrem Lager diente ⁽¹⁷⁾. Cicero

§ 5

konnte

(¹⁴) Lucan 4. 814. Plin. II. 7. 41. Brut. 406. Philip. 2. 18. Ad Att. 1. 14. Vell. P. 2. 48. Ep. Fam. 2. 1. Lucan 4. 800. Caes. comment. de Bell. Civ. 2. (¹⁵) Lucan. ibid. (¹⁶) Ad Att. XI. 15. (¹⁷) Pro Ligat XI. Ad Att. XI. 6.

konnte also weder für sich noch für die Republik etwas besseres wünschen, als entweder einen Frieden, worauf er sich noch immer Hoffnung machte ⁽¹⁸⁾, oder daß Cäsar siegen möchte, da er gewiß von beider Partheien den Sieg mit mehrerer Rücksichtigung nützen würde. Cicero beklagte daher oft seine unglückliche Lage, da ihm nichts anderes zuträglich sein könnte, als was er längst verabscheut hätte ⁽¹⁹⁾.

Die Unruhe seiner Seele wurde noch vermehrt, als er hörte, daß sein guter Name in Rom angetastet würde, weil er sich so voreilig dem Erobrer unterworfen, und sich vielmehr gänzlich seiner Gewalt ausgeliefert habe. Einige tadelten ihn, daß er nicht dem Pompejus gefolgt; andere noch mehr, daß er nicht nach Afrika, wie die meisten, gegangen wäre; und noch andere, daß er sich nicht mit vielen seiner Parthei nach Achaja entfernt hätte, bis sich der Ausgang des Krieges absehen ließe. Cicero war nie gleichgültig gegen das Urtheil guter Menschen über ihn; er bat also jetzt den Atticus, daß er sein Sachwalter sein sollte, und gab ihm einige Winke, wie er ihn vertheidigen müßte. Auf die erste Beschuldigung, daß er dem Pompejus nicht gefolgt sei, antwortete Cicero, daß Pompejus Schiffsaal sein Zurüthbleiben entschuldigen würde; auf die zweite erwiederte er, er wisse wohl, daß manche brave Männer in Afrika wären, er glaube aber daß die Republik

(¹⁸) Ad Att. XI. 19. 12. (¹⁹) Ad Att. XI. 12.

blif nicht könne und nicht müsse durch die Hülfe einer barbarischen und verrätherischen Nation vertheidigt werden; endlich was den dritten Tadel betreffe, so wünsche er wirklich, daß er sich zu denen in Abaja gefellt hätte; ihre Lage sei besser, als die seinige, weil ihrer viele beisammen wären; und wenn sie nach Italien zurück kämen, so würden sie auf einmal das ihrige wieder erlangen; er sei aber gleich einem Kriegsgefangenen in Brundisium eingesperrt, ohne Erlaubniß weiter zu gehen, bis Cäsar ankomme ⁽²⁰⁾.

Als sich Cicero in dieser traurigen Lage befand, schifften ihm einige seiner Freunde in Rom in Cäsars Namen einen erdichteten Brief, aus Alexandrien vom neunten Februar unterschrieben, wodurch er aufgemuntert wurde, alle trüben Gedanken zu verschleichen, und alles Gute von ihm zu erwarten. Er war aber in so nachlässigen allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, daß er ihn nicht nur nicht befriedigte, sondern auch den Verdacht, den er hernach bestätigt fand, erweckte, daß ihn Valbus oder Opius erfunden hätte, um seinen Muth zu stärken, und ihm einigen Trost zu verschaffen ⁽²¹⁾. Indessen bestätigten doch alle Nachrichten Cäsars Gnade und Mäßigung, und bewiesen, daß er jedem, der es wünschte, vergieh. Auch überschickte Cäsar dem Valbus die giftigen Briefe des Quintus Cicero, daß er sie

⁽²⁰⁾ Ad Att. XI. 7. ⁽²¹⁾ Ad Att. XI. 16. 17.

sie seinem Bruder zeigen sollte, zum Beweise, wie er ihm wohlwolle, und des Quintus Treulosigkeit mißbillige. Aber Cicero legte bei seiner Muthlosigkeit alles nach den Eingebungen seiner Furcht aus, und faßte um so mehr Verdacht gegen den Cäsar, weil er keinem seine Verzeihung abschlug. Eine solche Gnade schien ihm verketzt, und machte ihn fürchten, die Rache bleibe auf eine gelegnere Zeit aufgeschoben; auch glaubte er nicht, daß Cäsar des Quintus Briefe nach Italien geschickt habe, weil er sie mißbillige, sondern um seine unglückliche Lage jedem bekannt und verächtlich zu machen ⁽²²⁾.

Nach einer langen Reihe von Kränkungen ward er endlich durch einen sehr verbindlichen Brief von dem Cäsar wieder aufgemuntert. Cäsar bestätigte ihm seine vorige Würde, und bat ihn die Fasces und den Titel eines Feldherrn wie vorher zu führen ⁽²³⁾. Cäsar dachte zu edel, als daß er den Reden des Quintus und seines Sohnes Gehör gegeben hätte; anstatt ihre Verrätherci zu billigen, vergiess er ihnen vielmehr um Ciceros als um ihrer selbst willen. Sobald also Quintus des Cäsars Gesinnung erforscht hatte, änderte er gleich seinen Ton, und wünschte seinem Bruder, wegen Cäsars Gewogenheit und Achtung für ihn, Glück ⁽²⁴⁾.

Cicero

(²²) Ibid. 20, 22. (²³) Ep. fam. 14. 23. Pro Ligar. 3.
(²⁴) Ad Att. XI. 23.

Cicero wollte seinen Sohn dem Cäsar entgegen schiffen, weil man glaubte, daß er auf der Rückreise sei; aber die unsichern Nachrichten hiervon hielten ihn eine Zeitlang ab ⁽²⁵⁾; bis Cäsar ihm zuorkam, und ihn sehr angenehm von dem verhassten Ausenthalte in Brundisium befreite. Plötzlich und ganz unerwartet landete Cäsar im September bei Tarentum; und sobald die Nachricht erscholl, daß er nach Rom reise, ging ihm Cicero zu Fuß entgegen.

Wir wollen es dem Cicero gern glauben, daß ihn der Gedanke an die erste Zusammenkunft, und die Demüthigung sich einem Erobrer, gegen den er selber zu Felde gezogen war, mitten unter dem Hausen ausgelassener und übermüthiger Begleiter dahin geben zu müssen, nicht wenig beunruhigte. Ob er gleich Ursache hatte, eine gütige Aufnahme zu erwarten, so hielt er doch kaum sein Leben einer Bitte werth, weil das, was ein Geieter giebt, wieder nach Gefallen genommen werden kann ⁽²⁶⁾. Aber bei ihrer Zusammenkunft hatte er keine Ursache etwas zu thun oder zu sagen, das gegen seine Würde gewesen wäre; denn kaum erblickte ihn Cäsar, so sprang er vom Pferde, und eilte ihn zu umarmen; ging mit ihm allein, und sprach mit ihm sehr vertraut einige Feldwege lang ⁽²⁷⁾.

Nach dieser Unterredung folgte Cicero dem Cäsar nach Rom. Er nahm sich vor am siebenten oder achten

(²⁵) Ibid. 17. 18. (²⁶) Ad Att. XI. 16, 20. (²⁷) Plutar. in Cic.

achten Oktober in Tusculum einzutreffen, und schrieb daher seiner Gemalin ihn mit einer großen Anzahl Freunde, die einige Tage bei ihm bleiben wollten, hier zu empfangen ⁽²⁸⁾. Von Tusculum ging er nach Rom, mit dem Entschlusse seine Zeit in der Einsamkeit den Wissenschaften zu widmen, bis die Republik eine erträglichere Lage erhalten werde. Er hatte sich wieder, so schrieb er dem Varro, mit seinen alten Freunden den Büchern ausgesöhnt, nachdem sie ihm geschmolzt hatten, weil er ihren Vorschriften nicht gefolgt war; denn anstatt friedlich bei ihnen zu leben, wie Varro gethan hatte, überließ er sich den unruhigen Plänen und den Gefahren des Krieges unter treulosen Gefährten ⁽²⁹⁾.

Als Cäsar nach Rom kam, bestimmte er den P. Vatinius und den D. Junius Calenus zu Consuln für die drei letzten Monate dieses Jahres. Diese Aeußerung seiner Gewalt mißfiel dem Volke sehr; dennoch wählte er während seiner Regierung diese ersten Magisträte des Senats, ohne Rücksicht auf die alte Formalität, und ohne das Volk zu befragen, zu jeder ihm beliebigen Zeit des Jahres. Ein Beweis der willkürlichen Gewalt, die er auszuüben gedachte.

Am Ende des Jahres gieng Cäsar zu Schiffe, um den Krieg gegen Scipio und die übrigen Generäle

(²⁸) Ep. fam. 14. 20. (²⁹) Ep. fam. 9. 1.

rale der Pompejaner, die, mit Hülfe des Königs Juba, Afrika mit einer starken Armee besetzt hatten, zu verfolgen. Als Cäsar für den glüklichen Erfolg seiner Reise ein Opfer brachte, riß sich das Opfer, thier los, und lief vom Altar davon. Weil das für ein unglükliches Anzeichen gehalten wurde, so ermahnte ihn der Haruspex vor dem Winter Solstitium nicht abzureisen; aber er verachtete den Rath, und gieng sogleich an Voord. Und so überraschte er seine Feinde, ehe sie ihr ganzes Heer zusammengezogen hatten (30).

(30) De divin. 2. 24. Sueton. Iul. Caes. 59. Hirtius sagt in seiner Geschichte dieses Krieges, daß Cäsar zu Litpbaum am sechsten vor den Kalendis des Jahres seine Reise nach Afrika antrat; (de bell. Afric. init.) das heißt nach unserm Kalender, am sieben und zwanzigsten December. Cicero hingegen meldet am angeführten Orte, daß er vor dem Solstitium, oder dem kürzesten Tage abgesegelt sei. Dieser scheinbare Widerspruch hat seinen Grund in der bereits erwähnten Verwirrung des römischen Kalenders, nach welcher alle Monate aus ihrer Ordnung gerückt waren, so daß also der sieben und zwanzigste December, an welchem Cäsar an Bord ging, auf unsern achten December fiel, also zwei Monate vor dem Solstitium, oder dem kürzesten Tage. Dies alles hat ein verdienstvoller Mann auf der Universität zu Cambridge, der sich nicht nennt, in einer gelehrten Abhandlung bewiesen. E. Bibliothec. Literar. M. VIII. Lond. 1724. 4to.

Sechs und dreissigstes Kapitel.

Afrikanischer Krieg — Cicero schreibt in der Einsamkeit Mithras — Cäsar liegt bei Thapsus — Cato ersucht sich in Utica — Ciceros Benehmen bei Cäsars Rückkehr — Seine Schrift über Cato — Cäsars Anrede — Ciceros Rede für Marcellus — Cäsar verbessert den Kalender — Ciceros Rede für Plautius — Cato geht nach Spanien gegen die Edeln des Pompejus.

Als Cäsar Rom verließ, gab er sich selber und dem M. Lepidus die Consulwürden des folgenden Jahres. Dem M. Brutus überließ er das Kommando im diesseitigen Gallien; dem Servius Sulpicius in Griechenland; der erstere hatte gegen ihn bei Pharsalus gefochten; der andere war auch ein Anhänger des Pompejus, und Ciceros Freund, er scheint aber an dem Kriege vorher keinen Antheil gehabt zu haben ^(*).

Das ganze Reich hatte jetzt seine Aufmerksamkeit auf den Krieg in Afrika gerichtet; Scipios Name war hier die Vorbedeutung eines gewissen Siegs. Als nun alle einem entscheidenden Schlusse begierig entgegen sahen, erwartete Cicero nichts Gutes von beiden Partheien, und lebte entfernt vom Geräusch des Volkes, schloß sich entweder in

(*) Ep. fam. 6. 6.

der Stadt oder auf dem Lande bei seinen Büchern ein, die bisher nur seine Unterhaltung, jetzt aber der Trost seines Lebens waren ⁽²⁾. Bei diesem Gange zu einsamen Studien knüpfte er eine engere Freundschaft mit M. Terentius Varro, und trat mit ihm in Briefwechsel. Ihre Freundschaft war ihnen beiden theuer, und sie wurde auf Varros Verlangen durch eine gegenseitige Dedikation ihrer gelehrten Werke verewigt. Cicero widmete seine akademischen Untersuchungen dem Varro; Varro seine Abhandlung über die lateinische Sprache dem Cicero. Varro war ein Senator vom ersten Range, theils durch seine Geburt, theils durch seine Verdienste; man hielt ihn für den Gelehrtesten in Rom, und ob er gleich schon achtzig Jahr alt war, so schrieb er doch noch Bücher bis in sein acht und achtzigstes Jahr ⁽³⁾. Er war des Pompejus Legate in Spanien, im Anfange des Krieges; er verließ aber nach der Niederlage des Afranius und Petrejus die Waffen, und begab sich wieder in sein Studierzimmer. Seine Lage war also von der des Cicero wenig verschieden. Cicero beklagte in allen seinen Briefen an ihn mit vieler Freiheit den gänzlichen Untergang des Staates, und schlug vor, daß sie sich ihre litterarischen Arbeiten mittheilen, und wenigstens das Angesicht, wenn auch nicht die Zunge der Menschen vermeiden wollten. Sollten aber ihre neuen Gebieter ihre Hülfe zur Einrichtung

der

(2) Ep. fam. 9. 12. (*) Plin. Hist. 29. 6.
Dritter Theil. M

der Republik wieder verlangen, so wollten sie mit Freuden eilen, und nicht allein als Baumeister, sondern auch als Maurer an der Wiederherstellung des Gebäudes arbeiten. Wenn sie niemand auffordern würde, so wollten sie über die beste Regierungsform schreiben und lesen, und gleich den gelehrten Vorfahren ihrem Vaterlande, wenn nicht im Senate und Forum, doch durch ihre Schriften und Studien dienen, indem sie Abhandlungen über die Moral und die Gesetze schrieben (*).

In dieser Einsamkeit schrieb Cicero die Abhandlung über die *Partitiones Oratoriae*, oder die Kunst, die Theile einer Rede so zu stellen, daß sie die beabsichtigte Wirkung, Rührung und Ueberredung, hervorbringen. Er schrieb sie zur Belehrung seines Sohnes, der jetzt achtzehn Jahr alt war; es scheint aber nur der rohe Entwurf eines ausführlicheren Werkes, oder doch nicht nach seinem Wunsche vollendet zu sein; denn er erwähnt derselben nie in seinen Briefen, wie seiner übrigen Schriften, die für das Publikum bestimmt waren.

Eine andre Frucht seiner Muße war der Dialog über die berühmten Redner, Brutus genannt; worinn er alle, die sich in Griechenland und Rom den Ruf der Beredsamkeit bis auf seine Zeiten herab erworben hatten, schildert. Von einem

(*) Ep. Fam. 9. 2.

ten; einmal, wenn er das Gut auf Cäsars Auction kaufte; oder sich eine Anweisung auf den Käufer geben ließe; oder seine Ansprüche einem Wucherer für die Hälfte verkaufte. Das erstere war ihm verächtlich, er wollte lieber sein Geld verlieren, als ein confiscirtes Gut angreifen; das zweite schien bedenklich, keiner würde zu einer so unsichern Zeit auszahlen wollen; das dritte schien ihm das beste, er fragte aber den Atticus desweges um Rath (*).

Cicero verließ endlich seine Gemalin Terentia, weil ihm ihre Laune und ihr Betragen längst unerträglich war. Man tadelte ihn, daß er sich von einem Weibe trennte, die mit ihm über dreißig Jahr gelebt, treu seine Liebe und sein Schicksal mit ihm getheilt hatte, und die Mutter zweier Kinder war, die er sehr liebte. Aber sie war eine herrschsüchtige, unruhige Frau; verschwenderisch und nachlässig in ihrem Hauswesen, geschäftig und intriguirend im Publikum; sie scheint vorzüglich Antheil an ihres Gemals Gunstbezeugungen gehabt zu haben, als er auf der höchsten Stufe seines Glückes stand. Aber in seinem Alter, das durch beständige Kränkungen von außen beunruhigt wurde, ward ihm die häusliche Unruhe unerträglich. Die Ehescheidung heilte aber nicht allein die Unannehmlichkeiten, in die ihn ihr Betragen verwickelte

(*) Ad Att. 12. 3.

Zeit hatte; sie hatte ihm ein großes Vermögen zu gebracht, das mußte sie bei der Trennung wieder erhalten. Um also seine Vermögensumstände zu verbessern, sah sich Cicero zu einer zweiten Heirath gezwungen. Seine Freunde und Freundinnen suchten ihm eine schickliche Parthie aus, unter andern auch eine Tochter des Pompejus des Großen, zu der er Neigung zu haben schien; aber kluge Rücksicht auf die Zeitumstände, und der Haß und das Unglück, das jetzt diese Familie traf, scheint ihn von der Verbindung abgehalten zu haben (*). Er gab aber seinen Feinden Gelegenheit zum Spott, als er ein schönes junges Frauenzimmer, Namens Publilia, sein Bündel, von einem Alter, das dem seinigen sehr ungleich war, heirathete. Sie war von guter Familie, und reich, ein paar Umstände, die ihm jetzt sehr willkommen waren, wie er in einem Briefe an einen Freund, der ihm Glück wünschte, äußert. „Ich bin überzeugt, schreibt er, daß Du mir aufrichtig Glück wünschest. Ich hätte zu einer so unglücklichen Zeit einen solchen Schritt nicht gethan, wenn ich nicht bei meiner Rückkehr meine häuslichen Umstände in eben der Lage, als die Republik, gefunden hätte. Denn, als mir die Schlechtigkeit derer, die zur Vergeltung meiner gränzenlosen Zärtlichkeit am meisten für mein Wohl hätten sorgen sollen, innerhalb meiner eignen Wände keine Ruhe vor ih-

M 3 ren

(*) Ibid. 12. 17.

ren Intriguen und ihrer Treulosigkeit ließ, da sah ich mich gezwungen, mich durch eine neue treuere Verbindung gegen die Verrätherci der erstern zu decken (1).

Cäsar kehrte am Ende des Julius siegreich von Afrika zurück, und verweilte einige Tage unterwegs auf Sardinien (*). Cicero schrieb, dess wegen scherzhaft dem Varro, Cäsar hätte dieses sein Landgut noch nicht gesehen; und ob es gleich das schlechteste sei, so verachte er es doch nicht (2).

Es

(1) Ep. fam. 4. 14. Bei Ehescheidungen war es üblich, daß beide Theile den vorhandnen Kindern durch ein Testament eine ihrem Vermögen angemessne Summe aussetzten. Darum bat Cicero den Atticus so sehr, daß er die Terentia anhalten sollte, ihr Testament zu machen, und es in sichere Hände zu legen. Ad Att. XI. 22. 24. XII. 18. Terentia soll hundert und drei Jahr alt geworden sein, (Val. Max. 8. 13. Plin. II. 7. 48.) und, wie Hieronymus sagt, Ciceros Feind Calpurnius zum zweiten, und den Messala zum dritten Mann genommen haben. Dio Cassius giebt ihr noch einen vierten, den Vibius Rufus, der unter dem Cäsar Cicerus Consul war, und sich viel darauf einbildete, daß er zwei Dinge besaß, die einst den größten Männern ihrer Zeit gehörten, Ciceros Gattin, und Cäsars Stuhl, auf welchen er ermordet war. Dio p. 612. Hieron: Op. T. 4. par. 2. p. 190.

(2) Cäsar hatte fünf Monate lang in Afrika mit vielen Gefahren gekämpft; endlich schlug er den Scipio bei Zaphus. Scipio entfloß auf einem Schiffe, fiel einem Raper in die Hände, und erstach sich. Pompeius Obolus erreichten Spanien; Cato ermahnte seinen Sohn, und seine Freunde zur Ergabung, und erstach sich bei raurer Laune in Utica; zu Holz, dem Cäsar seine Freiheit zu verdanken, oder zu schwach, das letzte Schattendbild seiner Freiheit, die längst nicht mehr war, verachtet zu sehen.

(*) Ep. fam. 9. 7.

So lange der Krieg noch nicht in Afrika entschieden war, beobachtete der Senat eine gewisse Zurückhaltung, jetzt aber übertrieb er seine Schmeichelei über alle Gränzen der Schicklichkeit, und bestimmte dem Cäsar mehr Ehrenbezeugungen, als je ein Mann vorher erhalten hatte. Cicero spottete hierüber mit vielem Witze, und weil er an dem slavischen Schmeicheleien keinen Antheil nehmen wollte, so bot er auf ein Haus in Neapel, um sich weiter und öfterer von Rom zu entfernen. Aber seine Freunde, die seine Ungeduld in der unterwürfigen Lage, und seine Freiheit in Reden kannten, waren besorgt, er möchte Cäsars und seiner Lieblinge Gunst verschmerzen, und sie durch seinen bitteren Spott aufbringen ⁽¹⁰⁾. Sie drangen daher in ihn, er möchs

R 4

te

(¹⁰) Wir besitzen noch einige von Ciceros Epistolen über Cäsars Regierung, die hinlänglich beweisen, daß seine Freunde Ursache hatten, ihn zu ermahnen, er sollte sich in Acht nehmen. — Cäsar hatte einen berühmten Mimus Laberius in den Ritterstand erhoben; als er von der Bühne ins Parter kam, um auf der Bank der Ritter Platz zu nehmen, wollten ihm die Ritter nicht Platz machen. Volk Unwillen gieng er fort, kam aber von ohnsehr vor Cicero vorbei; ich würde dir gern Platz machen, sagte Cicero, wenn wir nicht schon so beengt säßen. — Er zielte nemlich auf Cäsars Kreaturen, womit er den Senat überfüllt hatte, unter denen selbst Ausländer waren (*). — Ein

(*) Der Dichter Laberius war eigentlich ein römischer Ritter. Auf Cäsars Bitten degradirte er sich in seinem sechsten Jahre, und führte seine Mimen, eine Gattung unterhaltender Zwischenspiele, in welchen eine Handlung aus dem gemeinen Leben pantomimisch, mit Hülfe einzelner Monologen, so das Gehehrendespiel die Sentenz nicht ausdrücken vermochte, dargestellt ward, selber auf. Cäsar restituirte ihn nach der Aufführung wieder in seinen vorriem Stand. Laberius gab dem Cicero auf die oben angeführte Entschuldigung, eine seine Antwort: Du pflegst immer auf zwei Stühlen zu sitzen.

te sich in die Zeitumstände fügen; vorsichtiger sprechen, und sich mehr in Rom aufhalten; besonders wenn Cäsar da wäre, der seine Abwesenheit als einen Beweis seines Hasses ansehen würde.

Seine Antworten zeigen und seine wahre Gesinnung, und sein Betragen gegen Cäsar, so wie umgekehrt Cäsars Gesinnung gegen ihn. Cicero schrieb dem Papirius Pätus folgendes: „Du bist der Meinung, wie ich sehe, daß es mir nicht erlaubt sein werde, meinen Vorsatz, mich um die Angelegenheiten der Stadt nicht zu bekümmern, auszuführen. Du sprichst von Catulus Zeiten und den jetzigen; was für Ähnlichkeit haben sie wohl? Damals wollte ich den Staat nicht verlassen, denn ich saß am Ruder; jetzt läßt man mir kaum unter dem Palstraume Platz. Glaubst du, es würden weniger Senatsschlüsse zu Stande kommen, wenn ich in Neapel bin? Wenn ich noch in Rom bin, und das Forum besuche, werden alle Senatsschlüsse im Hause deines Gönners, meines Freundes geschrieben; und wenn es ihm in den Kopf kömmt, wird mein Name

Ein Freund bat Cicero in einer öffentlichen Gesellschaft, er möchte doch seinem Sohne den Rang eines Senators in einer Municipalsstadt in Italien verschaffen. — Er soll ihn, wenn du willst, in Rom erhalten; aber in Pompeii wird es schwer halten. — Es machte ihm ein Bekannter aus Laodicea die Aufwartung; als er ihm sagte, daß er mit dem Auftrage an den Cäsar geschickt sei, mit ihm über die Freie seiner Vaterstadt Unterhandlungen zu pflegen, antwortete Cicero: wenn du etwas ausdrückst, so wollen wir dich auch zu unsern Bevollmächtigten bestellen. Macrob. Saturn. 2. 3. Sueton. Caes. 39.

Name darunter gesetzt, und ich erfahre es eher, daß das Senatus Consultum in Armenien und Syrien bekannt gemacht ist, das nach meiner Meinung abgefaßt sein soll, ehe ich es weiß, daß je eine solche Sache vorgewesen ist. Sei überzeugt, ich scherze nicht. Ich habe schon von entfernten Königen Dankschreiben dafür erhalten, daß ihnen auf meinen Vorschlag die königliche Würde ertheilt sei; und doch wußte ich nicht allein davon, sondern auch von ihrem ganzen Dasein nichts. Was ist also zu thun? Ich will nur deinem Rathe folgen, so lange unser Oberaufseher der Sitten hier ist; wenn er aber weg geht, dann eile ich zu deinen Erbschwärmern (11)."

In einem andern Briefe sagt er: „Du äusserst in Deinem letzten Briefe so viel Besorgniß für mich; sei überzeugt, lieber Pätus, alles was sich mit List ausrichten läßt — denn es ist nicht genug, mit Klugheit zu handeln, etwas List darf man immer gebrauchen — ich sage, was sich mit List ausrichten läßt, um ihre Gunst zu gewinnen, das hab ich gethan; und nicht vergeblich, wie ich hoffe. Alle Anhänger des Cäsars haben so viel Aufmerksamkeit für mich, daß ich glaube, sie sind mir gewogen. Das wahre Wohlwollen läßt sich zwar von dem erdichteten nicht leicht unterscheiden, außer wenn es in der Noth, gleich dem Golde die

R 5

Feuers

(11) Ep. fam. 9. 15. Praefectus Morum, oder Oberaufseher über die Sittlichkeit, war einer von den neuen Titeln, die der Senat dem Cäsar gegeben hatte.

Feuerprobe aushalten soll; aber ich habe einen Grund zu glauben, daß sie mich wirklich lieben: Ihre Lage und die meinige ist so beschaffen, daß sie in keiner Versuchung sind, sich zu verstellen; und von ihm, der alle Gewalt besitzt, brauche ich nichts zu fürchten; ausser daß alles unsicher wird, wenn die Gerechtigkeit und das Recht einmal überschritten sind; und daß uns die Zukunft dunkel bleibt, wenn sie von dem Willen, ich will nicht sagen, den Leidenschaften eines einzigen abhängt. Ich habe ihn durch nichts beleidigt, sondern ich habe die größte Mäßigung gezeigt. So wie ich es einst für meine Pflicht hielt, mein Herz frei in der Stadt auszusprechen, die mir ihre Freiheit verdankte, so will ich auch jetzt nicht, da die Freiheit verloren ist, etwas sagen, das ihn und seine Anhänger beleidigen könnte. Wenn ich aber jeden Anstoß vermeiden wollte, den ein spöttischer Einfall geben könnte, so müßte ich allen Ansprüchen auf Wiß entsagen; und das wollte ich gern, wenn ich es könnte. Cäsar hat einen durchdringenden Verstand; und wie dein Bruder Servius, den ich für einen vorzuziehlichen Kritiker hielt, leicht sagen würde — diesen Vers hat Plautus, den hat er nicht gemacht — weil er sein Ohr durch eine große Übung dazu gewöhnt hatte, den Styl und die Manier verschiedner Dichter zu unterscheiden; so unterscheidet auch Cäsar, wie ich höre, wenn ihm zu seiner Sammlung wichtiger Einfälle, auch welche unter meinem Namen gebracht werden, sogleich die Achten von den unächtlichen; und das kann er desto leichter, weil seine

Freunds

Freunde fast immer um mich sind, und ihm jedes Wort, das ihnen wichtig scheint, nebst den übrigen Neuigkeiten der Stadt, wie er befohlen hat, hinterbringen. Wenn er also durch irgend einen andern etwas von mir erfährt, so glaubt er es nicht. Ich bedarf daher deines warnenden Beispiels des Menomaus nicht, ob du es gleich sehr geschickt aus des Accius Gedichte angewendet hast. Wo wäre der Reid, von dem du redest? und was wäre noch an mir zu beneiden? Aber gesetzt, es sei so. Die Philosophen, die einzigen Menschen, nach meinem Urtheile, die einen rechten Begriff von der Tugend haben, waren immer der Meinung, daß ein Weiser nichts angelegener habe, als sich vor einem Vergehen zu hüten. Ich bin in doppelter Rücksicht schuldlos; denn ich befolgte nur solche Maasregeln, die die gerechtesten waren; und als ich sah, daß ich nicht Kraft genug hatte, sie auszuführen, hielt ich es nicht für gut, mit Gewalt mich mit denen zu messen, die mir zu stark waren. Es ist also ausgemacht, daß ich als guter Bürger nichts verbrochen habe; alles was mir noch übrig bleibt, ist, nichts thöricht oder unüberlegt gegen den Mann zu reden oder zu handeln, der die Gewalt besitzt. Und das ist die Rolle eines klugen Mannes. Uebrigens kann ich nicht entscheiden, was man von mir anbringen mag, und wie es von ihm aufgenommen wird, oder wie aufrichtig die gegen mich gesinnt sind, die mir jetzt so fleißig den Hof machen. Ich tröste mich daher mit dem Bewußtsein meines vormaligen Betragens und meiner gegenwärtig

wärtigen Mäßigung; und ich werde das Gleichniß von Uccius nicht allein auf den Reid, sondern auch auf das Glück anwenden. Es ist ein leichtsinniges schwaches Wesen, und ein standhafter und weiser Mann muß es bekämpfen, wie die Welle den Fels. Die Griechische Geschichte ist voll von Beispielen, wie die weisesten Männer in Athen und Syrakus tyrannisiert wurden, und wie sie, als ihre Vaters Stadt in Fesseln der Sklaverei gelegt, gewissermaßen freier lebten. Warum sollte ich es also nicht für möglich halten, meine Würde zu behaupten, ohne ihr zu schaden, oder einen andern zu beleidigen? (12) —

Als Pätus hörte, daß Cäsar einige Ländereien in seiner Nachbarschaft unter die Truppen vertheilen wollte, wurde er für sein eignes Gut besorgt, und schrieb daher an den Cicero, um zu erfahren, wie weit sich diese Spende erstrecken würde. Cicero antwortete darauf: „Scherzest du nicht, wenn du mich zu derselben Zeit, da Balbus bei dir ist, fragst, was aus den Städten und ihren Ländereien werden wird? als wüßte ich etwas das Balbus nicht weiß, oder als erführe ich etwas durch einen andern, als durch ihn. Nein, wenn du mich lieb hast, solltest du mir lieber wissen lassen, was aus mir werden wird; denn das könntest du von ihm erfahren, er möchte nüchtern oder trunken sein. Ich selber, mein theurer Pätus, bekümmere mich nicht

nicht mehr darum; denn es ist ja nun schon seit vier Jahren baarer Gewinn, daß ich noch lebe; wenn es anders Gewinn, wenn es ein Leben genannt werden kann, die Republik zu überleben; und dann sehe ich auch die Zukunft deutlich voraus. Die Mächtigen werden thun, was sie wollen; und die Waffen werden immer mächtig sein. Wir müssen also mit dem-Justrieden sein, was uns eingeräumt wird; wer es nicht vertragen kann, muß sterben. Die Fluren von Veji und Capena werden jetzt ausgemessen; das ist nicht weit von Tusculum. Dens noch fürchte ich nichts; ich genieße, so lange ich kann, und wünsche, daß ich es immer kann. Kommt es anders; nun so muß ich doch den Mann schätzen, durch dessen Wohlthat ich lebe, weil mir das Leben doch immer den meisten Werth hat; so standhaft ich auch bin, und so philosophisch ich denke. Wünscht er, daß die Republik bleibe, wie er es vielleicht will, und wir alle hoffen müssen, so kann er doch nicht thun, was er will, weil er sich mit so vielen eingelassen hat. Doch wozu dir dieses vorerzählen? Sei indessen versichert, daß er, das Haupt des Ganzen, die Zukunft so wenig vorsehen kann, als ich, der ich bei seinen Berathschlagungen nicht zugegen bin. Wir sind ihm untermworfen, er der Zeit; und so weiß er nicht, was die Umstände heischen werden, und wir wissen nicht, was er beabsichtigt ⁽¹³⁾. —

Die

(13) Ep. fam. 9. 17.

Die Anhänger des Cäsars, die jetzt dem Cicero so oft den Hof machten, waren Balbus, Oppius, Vatinius, Pansa, Hirtius, Dolabella. Sie waren alle die Vertrauesten des Cäsar, äusserten aber die größte Zuneigung für den Cicero; jeden Morgen warteten sie ihm auf, und baten ihn unablässig zum Abendessen; ja die beiden letztern übten sich täglich bei ihm in Deklamiren, um seines Unterrichtes zu genießen. Hierüber schrieb er dem Pätus folgendes: „Hirtius und Dolabella sind meine Schüler im Deklamiren, meine Lehrer im Essen. Ich wette, du hast es schon gehört, daß sie bei mir deklamiren, und ich bei ihnen esse.“ — In einem andern Briefe schreibt er ihm: König Dionysius sei Schulhalter in Corinth geworden, nachdem er aus Syrakus vertrieben; er eröffne jetzt eine Schule, nachdem er sein Königreich auf dem Forum verlohren habe. Er ladet hierzu den Pätus scherzend ein, und bietet ihm den nächsten Sitz neben ihm, und die Stelle eines Unterlehrers an ⁽¹⁴⁾. — Dem Varro schrieb er aber ernsthafter; „ich meldete dir, daß ich mit ihnen allen vertraut bin, und an ihren Berathschlagungen Theil nehme. Ich sehe nicht ein, warum ich es nicht sollte, — denn es ist nicht einerlei, ertragen, was man muß, und billigen, was man nicht billigen darf.“ — „Ich schlage es nicht aus, bei denen zu essen, die jetzt regieren; was soll ich thun? Wir müssen den Umständen nachgeben ⁽¹⁵⁾.“

Cicero

(¹⁴) Ibid. 16, und 18. (¹⁵) Ibid. 6. und 7.

Cicero machte keinen andern Gebrauch von diesen Gunstbezeugungen, als sich selber vor dem allgemeinen Unglücke dieser Zeit zu schützen, und den Unglücklichen zu dienen, die von ihrem Vaterlande und ihren Familien vertrieben waren, weil sie einer Parthei getreu geblieben, die er selber begünstigt hatte. Cäsar wünschte ihn unvermerkt für sich zu gewinnen; aber Cicero wollte an einer Regierung keinen Antheil nehmen, die auf den Trümmern seines Vaterlandes errichtet war; er mochte auch nicht ihre Angelegenheiten kennen lernen, oder ihre Handlungen untersuchen. Er gieng daher nicht anders in ihre Berathschlagungen, wie er oben dem Varro schrieb, als wenn es das Beste eines verwiesenen Freundes erforderte; in einer solchen Absicht machte er sich kein Gewissen daraus, zu bitten, oder dem Cäsar auszuwarten, ob es ihm gleich sehr unangenehm war, daß er oft im Vorzimmer lange stehen mußte. Cäsar war zwar immer bereitwillig, ihm gleich Gehör zu geben; aber die Menge seiner Geschäfte, da alle Gnadenbezeugungen im Reiche durch seine Hand gingen, hielten ihn oft ab ⁽¹⁶⁾. — So schrieb Cicero in einem Briefe an Ampius, dem er Verzeihung verschafft hatte; „ich habe deine Angelegenheit dringender betrieben, als meine gegenwärtige Lage eigentlich rechtfertigen kann; denn mein Verlangen, dich wieder zu sehen, und meine treue Liebe für dich, die du

du durch Gegenliebe stets lohntest, machten mich vergessen, wie wenig Gewalt und Einfluß ich jetzt habe. Deine Rückkehr, und dein Glück ist mir versprochen, festgesetzt und bestätigt; ich sah und hörte alles, und war bei jedem Schritte zugegen. Zum Glück habe ich mir Cäsars Freunde durch alte Bekanntschaft und Freundschaft verpflichtet, so daß sie mich nächst ihm ehren. Pansa, Hirtius, Balbus, Oppius, Marius, Posthumus nutzen jede Gelegenheit, mir Beweise ihrer Liebe zu geben. Hätte ich es gesucht, so hätte ich keine Ursache, wie die Sachen jetzt stehen, meine Mühe zu bereuen. Aber ich habe nichts gethan, in der Absicht, den Zeitumständen zu frohnen; ich war längst mit ihnen allen vertraut, und unterließ es nicht, für dich zu bitten. Pansa war am bereitwilligsten, dir zu helfen, und mich zu verpflichten; und er hat nicht allein Einfluß auf Cäsar, sondern auch Autorität über ihn ⁽¹⁷⁾."

Als nun dem Cicero so von Cäsars Freunden geschmeichelt wurde, umgaben ihn nicht minder die Anhänger der Republik. Diese hatten ihn immer als den Schutzpatron der Freiheit angesehen, dessen Rath sie würde gerettet haben, wenn sie ihn befolgt hätten. Seine Autorität war ihre einzige Hoffnung, die Freiheit wieder zu erringen; sein Haus wurde also täglich von ihnen besucht, und sein Sprachzimmer war des Morgens so angefüllt, als

(17) Ibid. 6. 12.

als je; denn die Menschen liefen zusammen, sagte er, einen guten Bürger als eine Seltenheit zu sehen ⁽¹⁸⁾. In einem andern Briefe schildert er seine Lebensart so: Fröh am Morgen begrüßen mich viele brave aber betrubte Männer, und viele dieser lustigen Sieger, die mir wirklich Achtung beweisen. Wenn diese Besuche weg sind, verschließe ich mich in meine Bibliothek, um zu lesen, oder zu schreiben. Auch hierher kommen einige, mich als Gelehrten zu hören, weil ich etwas gelehrter bin als sie; die übrige Zeit widme ich der Pflege meines Körpers; denn ich habe nun mein Vaterland länger und mühevoller gehütet, als eine Mutter ihren Sohn ⁽¹⁹⁾."

Es ist gewis, Niemand in der Republik war so durch seine Grundsätze und seinen Vortheil verbunden, ihre Freiheit zu wünschen, oder hatte soviel bei dem Untergange derselben zu verlieren, als Cicero. Denn so lange sie nach ihren bürgerlichen Grundsätzen regiert wurde, und auf dem Fundamente ihrer Gesetze aufrecht stand, so lange war er unstreitig der erste Bürger; hatte er den meisten Einfluß im Senate, und das größte Ansehen beim Volke. Sein ganzes Glück, alle seine Hoffnungen waren auf den Frieden seines Vaterlandes gegründet; daher waren alle seine Bemühungen und seine Gedanken darauf gerichtet, ihn zu erhalten. Kein Wunsch also, wenn er bei der jetzigen Lage der, durch
Waffen

(¹⁸) *ibid.* 7. 23. (¹⁹) *Ep. fam.* 9. 20.

Waffen und eine despotische Gewalt unterdrückten Stadt, das allgemeine Ungemach so wenig ertragen konnte; und wenn er so bitter das Gefühl seiner eignen Herabwürdigung und der Schmach, jetzt zu gehorchen, wo er sonst regiert hatte, ausdrückte.

Cäsar wußte wohl, daß Ciceros Denkart und Grundsätze mit seiner usurpirten Herrschaft nicht ausgesöhnt werden könnten; dennoch behandelte er ihn aus Freundschaft und Achtung für seinen Charakter mit der größten Humanität, und suchte ihm durch alle Beweise seiner Zuneigung das Leben nicht allein erträglich, sondern auch angenehm zu machen. Aber alles bewirkte bei Ciceron nicht mehr, als daß er zuweilen von des neuen Gebieters Gnade günstig dachte und sprach; und daher einige Hoffnung näherte, daß er einstmalen sich würde bereden lassen, die Freiheit wieder herzustellen; aber abgesondert von dieser Hoffnung nannte er Cäsars Regierung nie anders, als eine wirkliche Tyrannei, und ihn selber den Unterdrücker seines Vaterlandes.

Cicero gab jetzt einen merkwürdigen Beweis, daß er sich nicht nach den Zeitumständen schmiegte, indem er zu Catos Lobe eine Abhandlung schrieb, und sie einige Monate nach dessen Tode bekannt machte. Er scheint der Vormund des Sohnes des Cato gewesen zu sein, so wie er es auch über Catos Neffen, den jungen Lucullus war ⁽²⁰⁾; und dieser

Beweis

(20) Ad Att. 13. 6. De Finib. 3. 2.

Beweis von Catos Freundschaft und guten Meinung von ihm, mochte ihn noch mehr antreiben, seinem Angedenken die Ehre zu geben. Es bedurfte indessen vieler Ueberlegung, wie er die Sache behandeln sollte; seine Freunde rathen ihm, er solle sich nicht zu sehr in das Einzelne einlassen, sondern sich mit einer allgemeinen Lobeserhebung begnügen, das mit er nicht den Cäsar ausbrächte, wenn er die Sache zu weit triebe. „Das ist ein Archimedisches Problem, schrieb er dem Atticus; aber wo fände ich im Catos Leben eine Begebenheit, welche eure Parthei mit Vergnügen oder nur mit Geduld lesen könnte; ja wenn ich auch seine Meinungen, Reden im Senate, seine politische Laufbahn übergehen, und bloß seine Tugend und Standhaftigkeit preisen wollte, so würde ich schon mehr sagen, als sie hören wollen. Ich kann ihn nicht nach Verdienste loben, wenn ich mich nicht auf einzelne Umstände einlasse, wenn ich nicht zeige, wie er uns unser Geschick vorherverkündigte, wie er die Waffen ergriff, es zu verhindern, und wie er lieber den Tod wählte, als daß er es überlebte ⁽²¹⁾.“ Das waren die Gegenstände, die er mit aller Beredsamkeit vortragen wollte; und den Nachrichten zu folge, die uns das Alterthum von diesem Werke giebt, sparte er keine Mühe es auszuschnüffeln, sondern er erhob Catos Tugenden und seinen Charakter zu den Höhen ⁽²²⁾.

Das Werk kam bald in Aller Hände; und Cäsar stellte sich sehr erfreut darüber, anstatt empfinds-

R 2

lich

(²¹) Ad Att. 12. 4. (²²) Tacit. Annal. 4. 34.

lich zu werden, erklärte aber, daß er es beantworten würde. Hirtius schrieb indessen eine kleine Abhandlung in Form eines Briefes an den Cicero, voll Einwendungen gegen Catos Charakter, aber mit großen Lobsprüchen auf Cicero angefüllt. Cicero machte sie bekannt, und nannte sie ein Abbild des Werkes, das Cäsar schreiben würde ⁽¹¹⁾. Auch Brutus schrieb etwas über denselben Gegenstand, so wie auch ein anderer Freund des Cicero, Fabius Gallus ⁽¹²⁾; aber das wurde in Vergleichung mit Ciceros Schrift wenig geachtet. Brutus hatte auch in den politischen Unterhandlungen des Cato, besonders bei der Verschwörung des Catilina einen Fehler begangen; er hatte ihm selbst vor dem Cicero das Verdienst eingeräumt, zuerst auf die Strafe des Catilina angetragen zu haben ⁽¹³⁾.

Cäsars Antwort erschien erst im folgenden Jahre, als er von Spanien zurückkehrte; nach dem der junge Pompejus geschlagen war. Es war eine ausgearbeitete Schmähschrift, die Ciceros Werk von Satz zu Satz beantwortete, und den Cato mit aller Stärke der Rednerkunst, wie in einem Prozesse vor den Richtern anklagte ⁽¹⁴⁾; aber voll Ausdrücken der

⁽¹¹⁾ Ad Att. 12. 40. 41. ⁽¹²⁾ Ep. fam. 7. 24.

⁽¹³⁾ Ad Att. 12. 21. Aus diesen und andern Umständen, denen in demselben Briefe erwähnt wird, läßt sich schließen, daß Gallus seine Erzählung von den Verathschlagungen über Catilinas Mitverschworne auf Brutus Leben des Cato schufte, und lieber den Irrthum nachschrieb, als dem Cicero Gerechtigkeit widerfahren ließ.

⁽¹⁴⁾ Tacit. Annal. 4. 34. Quintil. 3. 7.

der Achtung gegen den Cicero, den er an Tugend und Geschäftlichkeit mit Perikles und Theramenes vom Aelien verglich (**). In einem Briefe an Balbus, der auf sein Geheiß dem Cicero vorgelesen wurde, sagte Caesar, er habe seinen Ausdruck durch die öftere Lesung des Cato vom Cicero bereichert; als er aber den Cato des Brutus gelesen, habe er sich selber für einen Redner gehalten (**).

Diese beiden um den Vorzug buhlenden Schriften wurden in Rom viel gelesen; jede hatte ihre Anbeter, wie Parteigeist oder Vortheil die Leser bestimmte, den Inhalt oder den Verfasser einer von beiden zu begünstigen; und es ist gewiß, daß sie die Hauptursache der Verehrung wurden, womit die Nachwelt das Andenken des Cato beschenkte. Sein Name, jetzt bei der für Rom's Schicksal so wichtigen Periode, ein Gegenstand des Streites zwischen dem Beschützer der Freiheit und dem Unterdrücker derselben, wurde nun in der Zukunft ein politisches Problem; ein Thema, worüber die Freunde der Freiheit, so wie die Schmeichler der Despotie deklamirten. Wenn wir ohne Vorurtheil Cato's Charakter betrachten, so müssen wir gestehen, er war ein großer und würdiger Mann; ein Freund der Wahrheit, der Tugend und der Freiheit; aber er maß fälschlich jede Pflicht nach der verwerflichen Strenge der stoischen Lehre, und verfehlte daher gewöhnlich den Endzweck, den er beabsichtigte, das Glück seines häuslichen und

R 3

bürgers

(**) Plutarch. in Cid. (**) Ad Att. 13. 46.

bürgerlichen Lebens. Im Privat-Umgehang war er streng, mürrisch, unerbittlich; er verbannte alle sanftern Gefühle, als natürliche Feinde der Gerechtigkeit, als die Antriebe falscher Bewegungsgründe unsrer Handlungen, die aus Wohlwollen und Mitleid entspringen; in öffentlichen Angelegenheiten war er derselbe. Er hatte nur eine Regel der Politik, die, der Gerechtigkeit zu folgen; ohne Rücksicht auf Zeit oder Zeitumstände, oder eine Macht, die ihm entgehen sein konnte. Denn anstatt die Gewalt der Großen so zu lenken, daß er das Uebel gemildert, oder etwas Gutes daraus hervorgebracht hätte, zwang er sie immer durch unbeugsamen Trog zu Gewaltthatigkeiten. Er that also bei den besten Absichten oft der Republik den größten Schaden. So war sein Betragen im Ganzen; aber aus einigen oben angeführten Thatsachen erhellt, daß die Stärke seines Charakters nicht unbezwingbar, sondern auch den Schwächen des Stolzes, der Ehrsucht und des Parttheigistes unterworfen war; wurde ihnen bis auf einen gewissen Punkt geschmeichelt, so verleiteten sie ihn bisweilen zu Maasregeln, die den gewöhnlichen Vorschriften des Rechtes und der Wahrheit zuwider waren. Der letzte Schritt seines Lebens war seinem Charakter und seiner Philosophie angemessen; als er nicht länger mehr sein konnte, was er gewesen war, oder als das Ungemach des Lebens das Gute überwog, ein hinreichender Grund zu sterben, nach den Lehren seiner Sekte ⁽²⁹⁾ — da endete er sein

(²⁹) De Fin. 3. 18. Ep. fam. 7. 3.

sein Leben mit einem Muthe und einer Entschlossenheit, die uns glauben macht, daß er froh war, eine Gelegenheit gefunden zu haben, seinem Charakter angemessen zu sterben. Kurz sein Leben verdiente mehr Bewunderung als Liebe; mehr Lob als Nachahmung ⁽¹⁰⁾.

Nachdem Cicero seinen Cato herausgegeben hatte, schrieb er auf Brutus Verlangen den Redner, eine Schilderung der vollkommensten Beredsamkeit nach seiner eignen Ueberzeugung. Er nannte dieses Werk den fünften Theil zu seinem Brutus und den übrigen drei Abhandlungen über diesen Gegenstand. Es wurde mit großem Beifall aufgenommen; und in einem Briefe an den Lepida, der ihm deswegen schmeichelte, erklärte er, daß er seine ganze Kenntniß von der Rednerkunst in diesem Werke aufstelle, und seinen ganzen Ruf dars an wage ⁽¹¹⁾.

Er hielt auch jetzt die berühmte Dankfagungsrede an den Cäsar für die Verzeihung des M. Marcellus, die ihm auf die Vermittlung des Senats gegeben wurde. Cicero war ein Freund der Familie Marcellus, besonders aber dieses Marcus. Er hatte sich nach der Niederlage des Pompejus

R 4

bei

(10) Tusc. Quæst. 1. 30. De Offic. 1. 31. Senec. Consol. ad Marc. 20. (11) De Divin. 2. 1. Ep. Fam. 6. 18.

bei Pharsalus nach Mitylene auf Lesbos begeben, und lebte hier mit so vieler Zufriedenheit in einer philosophischen Ruhe, daß Cicero, wie aus seinen Briefen erhellt, alle Kunst gebrauchen mußte, ihn zu überreden, daß er zurückkehrte, und die Gnade annahm, die der Senat für ihn bewirkt hatte⁽²²⁾. Wie es betrieben war, sehen wir aus Ciceros Nachricht an den Serv. Sulpicius, den Proconsul in Griechenland. — „Deine Lage, sagt er, ist besser, als die unsrige, selbst dadurch, daß Du Deine Klagen niederschreiben darfst; was wir nicht mit Sicherheit wagen können. Es ist nicht die Schuld des Siegers, denn er beobachtet die größte Mäßigung, sondern des Sieges selbst, der in bürgerlichen Kriegen immer gewalthätig ist. Nur in einem Stücke haben wir etwas vor Dir voraus; wir haben die Begnadigung Deines Kollegen Marcellus früher erfahren; ja wir haben auch mit angesehen, wie die Sache betrieben wurde. Sei überzeugt, nach allem Unglücke, seit wir mit Waffen über das Recht des Staates zu streiten anfangen, ist nichts mit so vieler Würde verhandelt, als dieses. Nachdem Cäsar sich über die Bitterkeit des Marcellus, so druckte er sich über ihn aus, beklagt, und Deine Billigkeit und Klugheit auf das ehrenvollste gelobt hatte, erklärte er wider alle Hoffnung, daß er dem Senate seine Bitte für den Marcellus des Mannes wegen nicht abschlagen wolle.

(²²) Ep. fam. 4. 7. 8. 9.

wolle. So antwortete Cäsar, als L. Piso des Marcellus erwähnte, L. Marcellus sich dem Cäsar zu Füßen warf, und der ganze Senat aufstand, und sich ihm bittend näherte. Kurz dieser Tag schien mir so herrlich, daß ich glaubte, einen Schimmer der wiederkehrenden Republik zu erblicken. Als nun alle, die vor mir aufgerufen wurden, dem Cäsar Dank sagten, außer Volcatius — denn er äußerte, er würde es nicht thun, wenn er auch in Marcellus Lage wäre — da änderte ich meinen Entschluß, als die Reihe an mich kam. Ich haßte mir wahrlich nicht aus Unthätigkeit, sondern, weil ich mein ehemaliges Aussehen vermisse, vorgesonnen, immer zu schweigen. Cäsars Eekelnsgröße und des Senats Eifer vernichteten meinen Vorsatz. Ich dankte dem Cäsar in einer langen Rede, und ich fürchte, ich werde auch für künftige Fälle das anständige Schweigen, das mein einziger Trost in meinem Unglück war, verscherzt haben. Da ich nun einmal die Beleidigung vermieden habe, daß Cäsar glauben mußte, ich halte die Republik für verlohren, weil ich nie redete; so werde ich doch nur selten in der Zukunft auftreten; so daß ich theils ihm genug thue, theils meiner Ruhe nicht schade ⁽¹¹⁾.

Obgleich Cäsar sah, daß der Senat einstimmig für den Marcellus bat, so gab er sich doch

R 5

die

(11) Ep. fam. 4. 4.

die Mühe, jeden Senator besonders um seine Meinung zu fragen. So pflegte man nur bei streitigen Sachen, oder wenn die Versammlung verschiedener Meinung war, zu verfahren; aber er verlangte den gewöhnlichen Lohn der Schmeichelei über seine Gnade; vermuthlich wollte er auch Ciceros Gesinnung erprüfen, und sich von ihm einigen Weisrath für die schöne Handlung streuen lassen. Er verhehlte auch seine Absicht nicht; denn Cicero wurde durch Cäsars Großmuth gerührt, und ergoß sein Gefühl über diese Handlung, die seinen Freund beglückte, in einer Rede, die zwar unvorbereitet, aber so schön im Ausdrücke, so von Empfindung befeuert und mit so seinem Lobe angefüllt war, daß sie alle ähnlichen aus dem Alterthum übrig gebliebenen Reden übertrifft. Die schönen Sachen, die Cicero dem Cäsar sagte, haben Gelegenheit gegeben, ihn der Verstellung zu beschuldigen. Aber wir müssen bedenken, daß er nicht für sich allein, sondern im Namen und auf Verlangen des ganzen Senats diese Dankagung sprach, daß also der Gegenstand den Schmuck des Redners heischte, und daß alle seine Lobeserhebungen auf die Voraussetzung sich gründen, daß Cäsar die Absicht habe, die Republik wieder herzustellen. Cicero schmeichelte sich mit dieser Hoffnung, wie wir aus einem Briefe an einen der Vertrautesten des Cäsars sehen. Hierzu foderte er ihn in dieser Rede im Geiste eines

(14) Ep. fam. 13. 68.

nes alten Römers auf, und kein vernünftiger Mann wird es mißbilligen, daß eine so freie Aeußerung gegen einen Eroberer, der die höchste Stufe seiner Macht erlangt hatte, mit einigen seinen Zügen der Schmeichelei gemildert war. Folgende Stelle aus derselbigen Rede mag die Behauptung rechtfertigen.

„Wenn es, mein Cäsar, das Ende Deiner unsterblichen Thaten sein sollte, daß Du, nach dem Siege über Deine Feinde, die Republik in dem Zustande ließest, in welchem sie jetzt ist, o so bedenke, daß Deine götterähnliche Tugend mehr den Lohn der Bewunderung als des herrlichen Ruhmes erreichen wird; denn der wahre Ruhm ist der köstliche, Welten durchheilende Ruf vieler und großer Verdienste um die Unsrigen, um das Vaterland, um das ganze Geschlecht der Menschen. Dies eine ist also Deinen Thaten noch übrig, das ist die letzte Scene, dies das Ziel Deiner Kraft, daß Du die Republik aufrecht stellst; und selber die ersten Früchte der süßen Ruhe in ihr erndest. Wenn Du diese heilige Pflicht dem Vaterlande geleistet, und wenn Du die Fülle des Lebens sattfam erschöpft hast, dann erst magst Du uns sagen, Du habest lange genug gelebt. Doch wie ist dies Leben lang zu nennen, da ihm ein Ziel gesetzt ist, wo jeder vergangner Genuß in Nichts zerfällt, weil seine Früchte nicht jenseits reifen? Nein, nie war Dein Geist zufrieden mit den Schranken des Lebens, die uns die Natur gesetzt hat; Du glühtest stets

für die Unsterblichkeit. Dein Leben ist das nicht, das hier vom Hauche Deines Körpers abhängt; jenes, jenes, mein Cäsar, ist das wahre Leben, das in dem Andenken kommender Jahrhunderte blüht; das von den Nachkommen genähret, dem Fluge der Ewigkeit nachsteht. Ihm diene Du, für dieses bilde Dich; zur Bewunderung gabst Du ihm schon Stoff genug, vollende es noch durch Thaten ächten Nachruhms. Staunen müssen die Nachkommen, wenn sie von Deinen Eroberungen großer Reiche und Provinzen, vom Rhein, vom Ocean, vom Nil, von zahllosen Schlachten, unglaublichen Siegen, von Denkmälern sonder Zahl, von Deinen Triumphen hören und lesen werden. Wenn aber diese Stadt nicht durch Deine Klugheit fest gegründet wird; dann wird zwar Dein Name fern und weit umher irren, aber keine einheimische Ruhesstätte finden. Dann werden unsere Nachkommen, wie wir jetzt, über Dich sehr verschieden urtheilen; einige werden Deine Thaten zu den Gestirnen erheben; einige werden etwas vermissen, vorzüglich, wenn Du nicht die lodernde Flamme der bürgerlichen Zwietracht zum Heil des Vaterlandes dämpfst, daß das eine das Werk des Geschicks, das andre das Verdienst Deiner Klugheit werde. Erbhue also den Urtheilen, die nach Jahrhunderten, vielleicht unpartheilscher, als von uns, gefällt werden; denn die Nachwelt wird ohne Vorliebe und Leidenschaft, und ohne Haß und Reid Dich richten. Ob nun gleich die Stimme der Nachkommen, wie wohl einige fälschlich glauben,

Dich

Dich dann nicht rühren kann, so geht sie doch Dich in sofern an, daß Du Dich als einen Mann beträgst, dem die Vergessenheit den Nachruhm nicht verdunkle. Verschieden waren die Neigungen Deiner Mitbürger, verschieden ihre Urtheile; uns trennten nicht nur Wünsche und Absichten, nein, das Schlachtfeld und die Waffen; der Ausgang des Kampfes war uns dunkel, denn es stritten zwei berühmte Helden; viele bedachten zweifelnd, was das Beste sei; viele, was sich schicke; einige auch, was die Befehle heischten, u. s. w. (35). —

Cäsar that zwar keinen Schritt zur Wieders-herstellung der Republik, aber er beschäftigte sich in diesem Sommer mit einem für die Menschheit sehr wohlthätigen Werke, mit der Verbesserung des Kalenders. Er bestimmte die Zeit des Jahres nach dem rechten Laufe der Sonne; denn man war von dieser Zeitberechnung so weit abgewichen, daß es in allen Geschäften und Zeitbestimmungen große Verwirrung machte.

Die Römer rechneten seit Numa's Zeiten nach Mondenjahren. Sie hatten sie von den Griechen entlehnt, bei denen drei hundert und vier und fünfzig Tage ein Jahr ausmachten; Numa hatte aber noch einen Tag hinzugesetzt, um die Zahl uns gerade zu machen, weil man das für ein glückliches

cheres

(35) Pro M. Marcell. 8. 9. 10.

Herz Anzeichen hielt; und um die Lücke seines Jahres auszufüllen, die gegen das Sonnenjahr gerechnet, übrig blieb, schaltete er gleichfalls nach der Gewohnheit der Griechen einen außerordentlichen Monat von zwei und zwanzig Tagen jedesmal im zweiten Jahre, und einen von drei und zwanzig im vierten Jahre ein, und zwar zwischen den drei und vier und zwanzigsten Februar ⁽¹⁶⁾. Das Einschalten ließ er durch das Kollegium der Priester besorgen; diese versahen mit der Zeit damit nach Gefallen, theils aus Nachlässigkeit, theils aus Aberglauben, am meisten aber aus Mißbrauch der ihnen anvertrauten Gewalt, wie es ihnen oder ihren Freunden zuträglich war, das Jahr länger oder kürzer zu machen ⁽¹⁷⁾ *). So wünschte Cicero, als er durch ununterbrochne Prozesse ermüdet wurde, daß seine Arbeit nicht möchte durch eine Einschaltung verlängert werden; und als er Proconsul in Cilicien war, bat er den Atticus, daß er alles anwenden möchte, um eine Einschaltung in

(¹⁶) Er hieß Intercalaris. Plutarch nennt ihn zwar Mercedonius, ein Name, dessen kein römischer Schriftsteller erwähnt; nur Festus spricht von einigen Tagen Mercedonia genannt, weil der Merces oder Lohn der Handwerker alsdann gewöhnlich bezahlt wurde.

(¹⁷) De leg. 2. 12. Censorin. de die natal. c. 20. Macrobi. Sat. 1. 14.

*) Für ein gutes Honorarium verlängerten sie das Jahr zum Besten der Generalpächter.

ihn dem Jahre zu verhindern, damit seine Stadtsnalterschaft nicht verlängert, und seine Rückkehr nach Rom verzögert werde ⁽³⁸⁾. Und so verließ er den Senat, und ging zum Cäsar über, als er die Priester nicht bereeden konnte, das Jahr seines Tribunats durch eine Einschaltung zu verlängern ⁽³⁹⁾.

Solche Mißbräuche erzeugten Irrungen in der Zeitrechnung; alle Monate waren aus ihrer Ordnung verrückt; die Wintermonate waren in den Herbst, die herbstlichen in den Sommer versetzt. Cäsar hob diese Verwirrung dadurch, daß er die Einschaltungen abschaffte, und anstatt der Mondenjahre das Sonnenjahr einführte, dem vermeinten Laufe der Sonne um die Erde genau angemessen. Weil nun die Astronomen der damaligen Zeit glaubten, daß die Sonne in dreihundert und fünf und sechzig Tagen und sechs Stunden ihre Bahn um die Erde vollende, so theilte er das Jahr in zwölf Monate, und um die noch übrigen sechs Stunden anzubringen, gab er dem vierten Jahre einen Schalttag zu, zwischen den drei und vier und zwanzigsten Februar ⁽⁴⁰⁾.

Um

(38) Ep. fam. 7. 2. Ad Att. 5. 13. 9. (39) Ep. fam. 8. 6. Dio p. 148. (40) Dieser Tag hieß Bisextus, weil er der doppelte Sechste vor den Kalenden des März, das ist der vier und zwanzigste war. Daher ist unser Schaltjahr noch Bisextilis genannt.

Um dieses neue Jahr anfangen zu lassen, mußte er in dem laufenden Jahre zwischen dem Novemb^r und Decemb^r zwei außerordentliche Monate einschalten, den einen von drei und dreißig, den andern von vier und dreißig Tagen, und dazu kam noch der gewöhnliche Schaltmonat von drei und zwanzig Tagen ⁽⁴¹⁾; diese ganze Zeit wurde erfordert, die Zahl der ausgelassenen Tage zu füllen, und die Monate wieder in ihre Ordnung zu bringen. Sosigenes, ein berühmter Astronom aus Alexandrien, den Cäsar dazu mit nach Rom genommen hatte, besorgte diese Veränderung ⁽⁴²⁾. Ein Sekretär Clavius entwarf den neuen Kalender nach der Ordnung der römischen Feste, und nach den Kalendis, Idibus und Nonis gerechnet; und er wurde durch ein Edict des Dictators bald nach seiner Rückkehr aus Afrika publicirt. Dieses Jahr war also das längste von allen; es bestand aus funfzehn Monaten, oder vierhundert und fünf und vierzig Tagen, und ist das letzte Jahr der Verwirrung genannt ⁽⁴³⁾; denn ihm folgte nun mit dem Anfange des nächsten Januars das Julische oder Sonnenjahr, welches bis jetzt in allen christlichen

(41) Suet. Jul. Caes. 40. (42) Plin. II. N. 13. 75.

(43) Macrobi. Sat. I. 14. Dio 227, Macrobius läßt dies Jahr aus 443 Tagen bestehen; er sollte ihm vielmehr 445 Tage geben, denn nach allen Nachrichten wurden zu dem alten Jahre von 354 Tagen noch 90 hinzugesügt.

lichen Staaten, nur mit dem Unterschied, nach dem alten und neuen Styl gebräuchlich ist (*).

Bald nach dem Austritte, den Marcellus versankste, hatte Cicero eine andere Gelegenheit, seine Beredsamkeit und seinen Einfluß auf den Cäsar zu erproben. Ligarius war in die Acht erklärt, weil er im afrikanischen Kriege ein Kommando gegen den Cäsar geführt hatte. Seine Brüder waren indessen immer auf Cäsars Seite gewesen; durch den Pansa empfohlen, und durch Cicero unterstützt, erlangten sie Verzeihung für ihn. Cicero schrieb dem Ligarius folgende Nachricht davon.

Cicero

(**) Der Unterschied des alten und neuen Stils ist durch die Einrichtung des Papstes Gregors im J. 1582 entstanden. Man bemerkte, daß die Berechnung der herbstlichen Tag und Nacht weiche, seit dem Concilium zu Nicäa um zehn Tage später vertheilt war, da sie doch auf den 21sten März eigentlich fiel *); wonach alle Feste der Kirche reauirt waren. Papst Gregor ließ daher auf Vnrathen der Astronomen zehn Tage aus dem laufenden Jahre ganz ausfallen zwischen dem 4ten und 5ten October.

(*) Der julianische Kalender war unrichtig; er nahm das Sonnensjahr in 365 Tagen, 6 Stunden an, da doch die eigentliche Zeit nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 46 Sekunden, und 30 Tertiien beträgt. Es waren also 10 Tage zu viel gerechnet, die se wurden im Gregorianischen Kalender zwischen den 5ten bis 15ten October 1582. aufgelassen.

Dritter Theil.

D

Cicero. Dem Ligarius.

Sei überzeugt, daß ich alle Mühe und Sorge für Dein Wohl anwende. Du bist mir so werth, und die außerordentliche brüderliche Liebe Deiner mir eben so theuren Brüder fodert mich dazu auf, daß ich keine Gelegenheit dazu verabsäume, die Pflicht der Freundschaft, die ich Dir schuldig bin, zu erfüllen. Doch ich wünsche, daß Du lieber aus Ihren Briefen erfahrest, was ich für Dich thue, oder gethan habe. Was ich hoffen kann, und von Deiner Zurückberufung weiß, will ich Dir erzählen. Wenn irgend jemand in großen gefährvollen An gelegenheiten besorgt ist, und immer lieber den schlimmen als den guten Ausgang hofft, so bin ich es; und wenn das ein Fehler ist, so gestehe ich gern, daß ich ihn besitze. Als ich am sieben und zwanzigsten November früh Morgens auf das Bitten Deiner Brüder zum Cäsar gegangen war, und mich herabgewürdigt hatte, in dem Vorzimmer zu warten, bis ich zur Audienz gelangte; und als Deine Brüder und Verwandte ihm zu Füßen fielen, und ich das gesagt hatte, was die Angelegenheit und die Zeitumstände foderten; da überzeugte ich mich nicht allein aus Cäsars Antwort, die sanft und edel war, sondern auch aus seinen Mienen, und aus vielen andern Kennzeichen, die sich leichter bemerken, als beschreiben lassen, daß Du gewiß gerettet bist. Sei also großmüthig und muthig; und wenn Du das Ungemach als ein Weiser ertragen hast, so empfinde nun auch geruhsig

Hlg die Freuden der bessern Aussichten. Ich werde Deine Sache so eifrig unterstützen, als wenn sie recht schlimm stände, und ich werde nicht allein dem Cäsar, sondern auch alle seine Freunde, die mir sehr gewogen sind, für Dich, wie bisher, noch immer dringend erbitten ⁽⁴⁵⁾.

So gute Aussichten zeigten sich dem Ligarius; aber sein alter Feind Q. Tubero suchte jetzt Gelegenheit, seine Verzeihung zu hintertreiben. Weil er wußte, daß Cäsar besonders auf alle diejenigen aufgebracht war, die aus trotzigem Hasse den Krieg in Afrika erneuert hatten, so klagte er den Ligarius auf die gewöhnliche Art an, daß er mit ungewöhnlichem Eifer und strafbarer Heftigkeit den Krieg fortgesetzt habe. Cäsar unterstützte heimlich diese Klage, befahl, daß der Prozeß auf dem Forum sollte untersucht werden, erschien selber, heftig gegen den Beklagten eingenommen, und war entschlossen, irgend einen scheinbaren Vorwand zu ergreifen, um ihn zu verurtheilen. Aber Cicero zeigte die ganze Kraft seiner Beredsamkeit in einer Sache, die ihm so sehr am Herzen lag; er siegte über alle gegen den Beklagten gefaßten Meinungen, und zwang den Cäsar, wider seinen Willen ihm zu verzeihen.

Das Verdienst dieser Rede ist so allgemein anerkannt, daß es hier keiner Anpreisung mehr bedarf. Wer sie gelesen hat, wird keinen Grund darinne

D 2

finden,

(45) Ep. fam. 6. 14.

finden, den Cicero der Schmeichelei zu beschuldigen; aber der freie Geist, der in ihr weht, vor dem Angesichte eines so Mächtigen, dessen Gnade er suchte, muß uns einen großen Begriff von der Kunst des Redners einflößen, da er so kühne Wahrheiten ohne Beleidigung sagen konnte; und von der Grosmuth des Richters, der sie nicht nur mit Geduld, sondern auch mit Beifall anhörte. „Sieh, Cäsar, sagte er, mit welcher Zuversicht ich des Ligarius Sache vertheidige, da ich meine eigne das durch verrathe. O welche bewunderungswürdige Huld, werth von jedem Lobe in Schriften und Denkmälern gepriesen zu werden! M. Cicero vertheidigte einen Angeklagten vor dir, indem er bewies, daß er nicht die Grundsätze gehabt, die er selber befolgte; er fürchtet nicht die geheimen Gedanken deiner Seele, nicht was du selber von ihm denken könntest, während er einen andern vertheidigt. Sieh, wie wenig er vor dir erbebt; sieh, welchen Muth und welche Heiterkeit deine Grosmuth und deine Weisheit mir einflößen. Ich will meine Stimme erheben, daß es das ganze römische Volk höre. Als der Krieg nicht nur begonnen, sondern schon gänzlich beendigt war, und als mich keine Nothwendigkeit zwang, da vereinte ich mich nach freier Wahl und Ueberlegung mit denen, die die Waffen gegen dich ergriffen hatten. Und vor wem sage ich dies? Vor ihm, der das wohl wußte, und mich dennoch der Republik wieder gab, eh' er mich noch gesehen hatte; der mir von Aegypten schrieb, daß ich der Mann bleiben sollte, der ich gewesen war; und

und der, als er der einzige Feldherr in Rom's Gebiete war, mich den andern sein ließ, und mir erlaubte, die mit Lorbeer umwundenen Fasces zu führen, so lange es mir gefalle⁽⁴⁰⁾. — Wie, Tubero, du nennst des Ligarius Betragen ein Verbrechen? Warum? noch nie ward diese Sache so genannt. Einige nennen sie einen Irrthum, andere Furcht; diejenigen, die sich härter ausdrücken, Hoffnung, Herrschbegier, Haß, Starrsinn; der härteste Name dafür ist Tollkühnheit; aber noch keiner als du, nannte sie ein Verbrechen. Wenn ich einen passenden Namen für unser Unglück finden soll, so muß ich es ein Geschick nennen, daß die unbewachten Herzen dahin riß; so daß es niemand befremdend finden kann, daß alle menschliche Klugheit von einer höhern Nothwendigkeit überstimmt wurde. Nenn uns also, wenn du willst, unglücklich; dennoch können wir es unter diesem Sieger nicht sein. Aber ich spreche nicht von uns, die noch leben, sondern von denen, die fielen. Laß sie herrschsüchtig, laß sie erbittert, laß sie widerspenstig gewesen sein; aber lege nicht die Schuld des Verbrechens, der Wuth, des Vaternords auf En. Pompejus, oder auch viele von denen, die mit ihm starben. Wann hörten wir je so etwas von dir, Cäsar? Was hattest du für eine andre Absicht in diesem Kriege, als dich gegen Beleidigungen zu vertheidigen? —

Du betrachtetest das Ganze vom Anfange an nicht als einen Krieg, sondern als eine Trennung

D 3

nicht

(40) Pro Ligar. 3.

nicht als einen feindlichen, sondern als einen bürgerlichen Zwiespalt; wo beide Partheien das Wohl der Republik wünschten; aber aus verschiedenen Grundsätzen und Neigungen vom allgemeinen Wohl abirrten. Die Würde der Häupter war sich gleich, ob gleich nicht derer, die ihnen folgten. Die Sache war sehr zweideutig; jede Parthei hatte etwas für sich, das zu billigen war; jetzt müssen wir das für das Beste halten, was die Götter begünstigten; und seit wir keine Huld erfahren haben, wer kann da den Sieg verwünschen, bei dem Niemand fiel, als wer wirklich unter Waffen stand?" (47)

Die Rede wurde bald publizirt, und von allen begierig gelesen. Atticus gab ihr seinen ganzen Beifall, und empfahl sie sehr. Cicero scherzte daher in einem Briefe an ihn. „Du hast meine Rede für den Ligarius vortreflich verkauft; ich werde dich in Zukunft zum Mäccler aller meiner Schriften machen. — Deine Auctorität hat meine kleine Rede berühmt gemacht; denn Valbus und Appian schreiben mir, daß sie ganz davon bezaubert sind, und dem Cäsar eine Abschrift geschickt haben (48).“ Tullius schämte sich der Rolle, die er in dieser so beliebten Rede spielte; er wendete sich daher an den Cicero, daß er doch etwas noch ihm zu Gefallen hineinssetzen möchte, wenn er etwa seiner Gemahlin und einiger von seiner Familie, die Ciceros nahe Verwandten waren, erwähnte. Cicero lehnte es ab,

(47) Ibid. 6. (48) Ad Att. 13. 12, 19.

ab, weil die Rede schon ins Publikum gekommen sei, und er keine Lust habe, Tiberos Betragen entschuldigen zu wollen⁽⁴⁹⁾.

Ligarius war ein eifriger Verteidiger der Freiheit seines Vaterlandes; darum gab sich Cicero so viel Mühe, ihn zu retten, und darum war Cäsar ihm so abgeneigt. Nach seiner Rückkehr war er der Vertraute des Brutus, der an ihm einen brauchbaren Mitverschwornen gegen den Cäsar fand. Als er kurz vor der Ausführung der Verschwörung von einer Krankheit befallen wurde, beklagte es Brutus, daß er so zur Unzeit auf das Krankenlager geworfen sei; Ligarius richtete sich auf, faßte den Brutus bei der Hand, und sagte: Wenn du Willens bist, etwas deiner würdig zu thun, so bin ich wohl⁽⁵⁰⁾. Er entsprach auch der Erwartung, die Brutus von ihm hatte; denn wir finden ihn auf der Liste der Verschwornen.

Am Ende dieses Jahres mußte Cäsar nach Spanien eilen, um die Unternehmungen der Söhne des Pompejus zu hemmen, die sich, durch ihres Vaters Namen unterstützt, der Provinz bemächtigt hatten. Mit dem Reste der Truppen, den Labienus, Varrus, und die übrigen entflohenen Generale von Afrika her zusammen gebracht hatten, waren sie noch einmal im Stande, sich mit dem Cäsar im Felde zu messen. Die große Gefahr, in die Cäsar durch den letzten Versuch einer schon überwundenen Partei

D 4

thei

(49) Ib. 20. (50) Plutarch. in Brut.

theil versetzt wurde, beweist, wie viel er würde zu befürchten gehabt haben, wenn Pompejus gleich mit der ganzen Macht seiner Veteranen dieses Land zum Kampfsplatz gewählt hätte.



Sieben und drittzigstes Kapitel.

Ciceros häusliche Verhältnisse. — Cullias Tod. — Cullias Trost zusprechender Brief an Cicero.

Cicero lebte indessen zu Hause nicht zufrieden; J. M. 708. Cic. 62. denn seine zweite Vermählung ges.
Coff. C. Julius Cäsar. wahrte ihm nicht die gehofte Ruhe.
für Dictator III.
M. Aemilius Lepidus. Seine Kinder vertrugen sich nicht
Mag. Equit. mit einer so jungen Stiefmutter,
da ihre rechte Mutter noch lebte. Besonders drang
der Sohn darauf, daß ihm der Vater eine Ausstatt-
ung zu seinem Unterhalte geben, und ihm erlaus-
ben sollte, nach Spanien zu gehen, unter Cäsars
den Feldzug mit zu machen, wie auch sein Vetter
Quintus that. Cicero mißbilligte diesen Plan, und
suchte ihn auf alle Art davon abzurathen; er stell-
te ihm vor, daß sie sich gerechte Vorwürfe zuzie-
hen würden, daß sie es nicht für genug hielten,
ihre erste Parthei zu verlassen, daß sie auch gegen
sie

sie fechten wollten; auch würde es ihm nicht an-
nehm sein, seinen Vetter höher geachtet zu sehen,
als seinen Sohn; er versprach ihm daher einen
ansehnlichen Jahrgehalt, wenn er zu Hause blei-
ben wollte ⁽¹⁾. Dadurch wurde der junge Cicero
von seinem Vorhaben nach Spanien zu gehen, nicht
aber von dem Verlangen, sich von seinem Vater
zu trennen, und in seinem eignen Hause seine Haus-
haltung zu führen, abgebracht. Cicero hielt es
aber für besser, ihn nach Athen zu schicken, um
ihn dort einige Jahre die Philosophie und die schö-
nen Wissenschaften studieren zu lassen; und um ihm
den Vorschlag angenehm zu machen, bot er ihm
ein Jahrgehalt an, womit er prächtiger leben konn-
te, als irgend ein römischer Edelmann, der sich
dort aufhielt, als Vibulus, Acidinus, oder Mess-
sala ⁽²⁾. Das Anerbieten nahm er an; der junge
Cicero reiste bald darauf nach Athen mit zwei Frei-
gelassenen seines Vaters, dem L. Tullius Montanus,
und Tullius Marcianus, welche über sein Betras-
gen überhaupt die Aufsicht haben sollten. Die An-
weisung zu seinen Studien wurde den vornehmsten
Philosophen in Athen, vorzüglich dem Eratippus,
dem Haupte der Peripatetischen Sekte, aufgetra-
gen ⁽³⁾.

Bei den vielen Unannehmlichkeiten, die Cice-
ro in seinem häuslichen, so wie in seinem öffentli-
chen Leben erlitt, verwundete ihn noch tief der

D 5

Tod

(¹) Ad Att. 12. 7. (²) Ibid. 32. (³) Ib. 52, 53.
De Off. 1. 1. it. 2. 2.

Tod seiner geliebten Tochter Tullia, der sich kurz nach ihrer Scheidung von dem Dolabella, dessen Sitten und Launen ihr gänzlich zuwider waren, ereignete. Cicero hatte es längst bei sich selber und mit seinen Freunden überlegt, ob nicht Tullia zuerst auf die Scheidung antragen sollte; aber kluge Rücksicht auf Dolabellas Macht und seinen Einfluß bei dem Cäsar, der ihm jetzt sehr nützte, scheint den Gedanken entfernt zu haben ⁽⁴⁾. Das war aber auch der Fall bei Dolabella, er wollte die Tullia gern los sein, aber er mochte nicht mit dem Cicero brechen, weil dessen Freundschaft ihm einen Namen gab, und er ihm durch Dankbarkeit verpflichtet war; denn Cicero hatte ihn zweimal von einem kapital Prozesse gerettet ⁽⁵⁾. Es ist also wahrscheinlich, daß die Ehescheidung auf eine friedliche Art betrieben, und endlich mit beider Einwilligung vollzogen wurde; denn es schien nicht, daß sie Ciceros und Dolabellas Freundschaft unterbrach, vielmehr setzten sie dieselbe mit eben den Beweisen der Liebe und der Achtung fort, als wenn die Verwandtschaft noch gegolten hätte.

Tullia starb im Wochenbette, in ihres Vaters Hause ⁽⁶⁾; ein Beweis, daß sie sich ohne Erbitterung getrennt hatten. Wenigstens ist es gewiß, daß sie in Rom starb; denn Cicero verweilte hier, wie er sagt, um die Geburt abzuwarten, und die

⁽⁴⁾ Ad Att. XI. 23. Ib. 3. Ep. fam. 14. 13. ⁽⁵⁾ Ep. Fam. 3. 10. ⁽⁶⁾ Plutarch. in Cic.

die erste Zahlung ihrer Aussteuer vom Dolabella, der in Spanien war, wieder zu empfangen. Tullia wurde glücklich entbunden, und schien außer Gefahr; aber ein unerwarteter Anfall raubte ihr das Leben, zum unaussprechlichen Kummer ihres Vaters ⁽⁷⁾.

Die Schriftsteller verwechseln diese Entbindung mit der Geburt eines männlichen Erstlings, die sich drei Jahre vorher ereignete. Es sei nun vom ersten oder zweiten Wochenbette, kurz, sie hinterließ einen Sohn vom Dolabella, der sie überlebte, und dessen Cicero mehr als einmal in seinen Briefen an den Atticus unter dem Namen Lentulus, erwähnt ⁽⁸⁾; denn er bittet ihn, den Knaben zu besuchen, für ihn zu sorgen, und ihm eine gehobene Anzahl Diener zu geben ⁽⁹⁾.

Tul-

(7) Ep. fam. 6. 18.

(*) Sein Vater hieß P. Cornelius Lentulus Dolabella; die beiden letzten Namen hatte er wahrscheinlich durch eine Adoption erhalten; sie zeigten vielleicht die Seitenlinie der Cornelischen Familie an.

(9) Ad Att. 12. 28. Ibid 30. und 18. Bayle wundert sich, daß sich Aconius Vind. in Tullias Geschichte so irrt, daß er erzählt, sie sei nach Vissos Tode an P. Lentulus verheirathet gewesen, und in dessen Hause im Kindbette gestorben. Bayle findet in dieser Erzählung zwei bis drei Unwahrheiten. Aber Plutarch bestätigt doch dieselbe Nachricht; Bayle wird also wohl selber irren; denn er scheint nicht bemerkt zu haben, daß Lentulus einer von Dolabellas Namen war; womit man ihn gleichfalls bezeichnete. S. Bayle Diction. Artic. Tullia. not. K.

Lullia war zwei und dreißig Jahr alt geworden. Die wenigen Winke von ihrem Charakter besweisen, daß sie ein vortrefliches bewundernswürdiges Frauenzimmer war. Sie war ihrem Vater mit kindlicher Zärtlichkeit ergeben; ihre weiblichen Reize hatte sie durch Kenntnisse und Belesenheit erhöht, und hatte alle Talente, ihren Vater zu unterhalten, und sein Alter ihm zu versüßen. Sie wurde allgemein als eine der besten und gelehrtesten Damen in Rom geschätzt. Und so mußte wohl der Verlust einer solchen Tochter in der Blüte ihres Lebens, und zur trostlosesten Zeit für ihren Vater, sein Herz mit dem Kummer überwältigen, mit dem das größte Unglück einen Mann zu Boden beugen könnte, der von Natur zur Verzweiflung geneigt war.

Plutarch erzählt, daß die Philosophen von allen Gegenden zusammen kamen, um ihn zu trösten. Schwerlich kann das wahr sein, ausser von denen, die in Rom oder in seiner eignen Familie lebten; denn Cicero floh jede Gesellschaft, und entfernte sich in das Haus des Atticus; hier lebte er meist in der Bibliothek, um sein Herz zu erleichtern, indem er jedes Buch durchlief, das über den Trost im Kummer geschrieben war ⁽¹⁰⁾. Sein Aufenthalt in diesem Hause wurde zu bekannt; es suchten ihn hier mehr Menschen auf, als er wünschte; darum begab er sich nach Astura, einem seiner Landsitze ohnweit

(10) Ad Att. 12. 14.

Isletium; einer kleinen Insel, an der Mündung eines Flusses gleiches Namens. Sie war mit einem Walde bedeckt, durch welchen schattige Gänge gehauen waren; ein Plätzchen ganz für die Melancholie geschaffen, wo er seinen Kummer frei ausathmen konnte. „Hier, sagt er, lebe ich ohne eine menschliche Stimme zu hören; an jedem Morgen verberge ich mich in den Dickicht des Waldes, und kehre nicht wieder bis am Abend. Nächst dir ist mir nichts theuer, als diese Einsamkeit. Ich unterhalte mich allein mit meinen Wünschen; aber Thränen unterbrechen mich oft. Ich unterdrücke sie, so viel ich vermag; mehr kann ich nicht thun ⁽¹⁾.“

Atticus drang in ihn, daß er diese Einsamkeit verlassen, sich mit Geschäften und in der Gesellschaft seiner Freunde zerstreuen sollte. Er erinnerte ihn, daß eine so unmäßige Traurigkeit seinem Charakter nicht anstehe, und dem Volke Gelegenheit geben werde, seine Schwäche zu tadeln. Hierauf antwortete er folgendes:

Du bist besorgt, meine grenzenlose Traurigkeit werde meinen Kredit untergraben. Ich weiß nicht, was die Menschen von mir wollen. Soll ich nicht traurig sein? Das ist unmöglich. Oder soll ich mich nicht vom Kummer niederbeugen lassen? — Wer war das weniger als ich? — Als ich zu deinem Hause Zuflucht nahm, weigerte ich da

(¹) Ibid. 15.

da jemanden den Zutritt zu mir? Oder kam irgend einer, der Ursache gefunden hätte, über mich zu klagen? Von dir reiste ich nach Astura; und hier hätten wohl die lustigen Stutzer, die mich tadeln, nicht mehr lesen können als ich geschrieben habe; wie schön, das ist hier nicht die Frage, aber es ist von der Art, daß es niemand mit einem zerrütteten Herzen schreiben konnte. Ich brachte einen Monat in meinem Garten bei Rom zu; hier empfing ich alle, die zu mir kamen, so freundlich als vorher. Und jetzt, da ich meine Zeit mit Lesen und Schreiben zubringe, sind diese nigen, die um mich sind, mehr mit ihrer Geschäftlosigkeit gequält, als ich mit meiner Mühe. Man fragt, warum ich nicht in Rom bin? es ist die Zeit der Ferien; wars um nicht auf meinen Landgütern, die der Jahreszeit angemessener sind? Weil ich so viel Gesellschaft nicht leiden kann. Ich bin da, wo er, der das beste Haus in Bajä hat, in dieser Jahreszeit lieber ist. Wenn ich nach Rom komme, soll Niemand etwas in meinen Blicken oder Reden vermissen. Die Heiterkeit, mit der wir das Unglück der Zeiten ertrugen, habe ich zwar für immer verloren; aber nie werde ich die Standhaftigkeit meines Geistes und meiner Rede verläugnen ⁽¹²⁾. "

Alle seine Freunde bezeugten ihm ihr Mitleid, und suchten ihn zu trösten; unter andern schrieb ihm auch Cäsar selber, mitten in seinen Unruhen in
 Spas

(12) Ad Att. 12. 40.

Spanien, einen Brief, zu Hispalis vom letzten April datirt ⁽¹³⁾. Auch Brutus schrieb so herzlich, daß Cicero sehr gerührt wurde ⁽¹⁴⁾. Lucceius, ein-
ner der berühmtesten Schriftsteller dieser Zeit, schickte ihm zwei Briefe; im ersten bezeugte er sein Weis-
leid, im andern foderte er ihn auf, sich selber zu
erhalten, und einen unmännlichen hülflosen Kummer
zu fliehen ⁽¹⁵⁾. Folgender Brief des Ser. Sulpis-
cius wird für ein Meisterstück dieser Art gehalten.

Ser. Sulpicius an M. T. Cicero.

Mein Herz wurde tief verwundet, als ich hörte, daß Deine Lullia gestorben sei. Uns beide trifft ja dieser Schlag. Wäre ich um Dich gewesen, so würde ich Dich überzeugt haben, daß ich wahren Antheil an Deinem Kummer nehme. Ach der Trost ist nur noch schmerzender, den Freunde und Verwandte von Kummer selbst gebeugt, mit Thränen in den Augen stammeln, wenn sie des Trostes selbst bedürftig sind. Dennoch will ich Dir die wenigen Gedanken schreiben, die meiner Seele jetzt sich aufdringen; nicht weil ich glaube, Du selber würdest sie nicht auffinden; nein, weil du vielleicht vom Schmerze betäubt, auf sie nicht achten magst. Warum vernichtest Du Dich selbst durch Kummer über diesen traurigen Vorfall? Bedenke, wie uns das Schicksal schon behandelt hat; wie es uns des-

sen

(¹³) Ad Att. 13. 20. (¹⁴) Ibid. 12. 13. (¹⁵) Ep. fam. 5. 13, 14.

fen beraubte, was uns und unsern Kindern theuer war, unseres Vaterlandes, unserer Würde, und unserer Ehre. Nach einem solchen Verluste, wie vermag es da ein neues Unglück unsern Kummer noch zu erhöhen? Wie kann ein Herz, daß solche harte Proben erduldet hat, nicht abgehärtet werden, und jedes andere Ereigniß geringe achten? Oder ist es um Deiner Tochter willen, daß Du dem Harm erliegst? Gewiß die Bemerkung kann Dir nicht eintz gehen, die ich mir öfters sagte, daß alle, die ohne Drangsal das Leben mit dem Tode verwechselten, nicht unglücklich genannt werden können. Was haben denn unsre jetzigen Zeitumstände für Reize, die Deine Tullia zum Leben einladen könnten? Welche Geschäfte? Welche Hofnungen? Welche Aussichten des Trostes gewährten sie ihr? War es etwa, daß sie ihre Tage an der Hand eines jungen Mannes vom ersten Range verlebte? Denn ich glaube, Du hättest vermöge Deiner Würde von allen unsern Jünglingen einen wählen können, dessen Treue Du sie hättest anvertrauen können. Oder war es die Hofnung Kinder zu gebähren, die einst zu ihrer Freude aufblühen sollten, im Genuße ihres väterlichen Gutes; die sich stufenweis zu den Ehrenstellen des Staates erhöhen; und die ihr Recht, zu dem sie geböhren, zum Schutze ihrer Freunde und Klienten brauchten? — Aber, war ihr nicht dies alles schon genommen, ehe es ihr noch gegeben war? — Es ist ein Unglück, Kinder zu verlieren, wirst Du sagen. Es ist so; aber das ist ein noch weit größeres, was wir jetzt ertragen.

Ich

Ich kann Dir einen Gedanken nicht verheelen, der mir viel Trost gewährte, und der also vielleicht auch Deinen Schmerz mildern kann. Als ich auf meiner Rückkehr von Asien, von Megina nach Megara segelte, betrachtete ich die weite Aussicht um mich her; Megina lag hinter mir, Megara vor mir; der Piräus zur Rechten, Corinth zur Linken. Alle jene Städte einst herrlich und blühend, liegen jetzt da, unter ihren Ruinen vergraben. Ach! dacht ich bei mir selbst, hier liegen die Trümmer so vieler edlen Städte, und wir armen Sterblichen, wir härmten uns, wenn einer unsrer Freunde stirbt, oder getödtet wird, da ihm doch nur eine kurze Spanne des Lebens gebühret! Drum Servius mähige Dich, bedenk, daß Du zum Manne gebohret bist! — Warlich, dieser Gedanke tröstete mich nicht wenig. Stell Dir diese selbige Aussicht vor Augen, und versuche, ob jener Gedanke dasselbe auf Dich wirkt. Doch laß uns auf Rom den Blick richten; wenn Du bedenkst, wie viele unserer größten Männer kürzlich zusammen umkamen; welche Verwüstung im Reiche, welche Zerrüttung in den Provinzen erfolgte, wie kann Dich dann der Verlust eines kleinen Weibes so tief beugen? eines Weibes, das dennoch nach wenig Jahren sterben mußte, weil sie gebohren war, um zu sterben. Rufe Deinem Geiste zurück von Betrachtungen dieser Art, um Dich selber zu beobachten; bedenke, was Deinem Charakter, Deiner Bürde ansteht; bedenke, daß Deine Tochter so lange lebte, als das Leben des Genusses werth war, als die Republik stand; daß

Dritter Theil. P sie

sie ihren Vater als Prätor, Consul und Augur sah; daß sie mit dem edelsten unsrer Jünglinge verbunden war; daß sie alles Gute des Lebens genoss; und daß sie die Republik verließ, als sie fiel. Welche Ursache hättest du, oder hatte sie über das Geschick zu klagen?

Kurz, vergiß nicht, daß Du Cicero bist; ein Mann, der immer andern Rath gab; ahme nicht den schlechten Aerzten nach, die anderer Menschen Krankheiten heilen wollen, aber ihre eignen nicht heilen können; nein gieb Dir lieber dieselbe Lehre, die Du in diesem Falle einem andern geben würdest. Kein Kummer ist so groß, den nicht die Länge der Zeit mildern könnte; aber Du müßtest Dich schämen, wenn Du diese Zeit abwarten, und ihn nicht durch Weisheit zuvorkommen wolltest. Und könnten die Todten noch empfinden, so liebte Dich ja Tullia so sehr, daß es sie schmerzen müßte, wenn sie wüßte, wie sehr Du Dich härmtest. Nein, gewähre es der Verstorbenen; gewähre es Deinen Freunden und dem Vaterlande, daß es sich Deines Rathes und Deiner Hülfe erfreuen darf, wenn sich Gelegenheit darbietet. Endlich da uns die Nothwendigkeit zwingt, uns nach unsrer Lage zu fügen; nun so gieb auch nicht irgend einem Gelegenheit zu denken, daß Du nicht so wohl Deine Tochter betrauerst, als die Zeitumstände, und den Sieg gewisser Personen. Ich schäme mich, mehr zu schreiben, denn es möchte scheinen, ich setzte Mißtrauen in Deine Klugheit; doch nur noch ein Wort, ehe ich schliesse. Wir sahen Dich oft das Glück edelmüthig

müthig zu Deinem Ruhme ertragen; laß uns nun sehen, daß Du das Unglück mit derselben Mäßigung erdulden kannst, ohne es für eine größere Bürde zu halten, als Du sollst; damit nicht noch unter der Zahl aller Deiner Tugenden diese eine vermist werde. Wenn ich höre, daß Dein Geist ruhiger und gefasster ist, dann will ich Dir schreiben, wie hier die Sachen stehen, und in welcher Lage die Provinz sich befindet ⁽¹⁰⁾.

Cicero antwortete dem Sulpicius dasselbe, was er seinen übrigen Freunden antwortete; seine Lage sei ganz verschieden von der solcher Väter, die den Verlust ihrer Kinder standhaft ertragen hätten, deren Beispiele er sich zur Nachahmung aufgesucht habe; sie hätten zu einer solchen Zeit gelebt, da ihre Bürde im Staate sie in großem Maße für ihren Verlust entschädigt hätte. „Ich aber, so fuhr er fort, als ich all jenen Schmuck, den Du mir vorrechnest, und den ich mit Mühe erwarb, verloren hatte, ich verlorh nun auch den einzigen Trost, der mir gelassen war. Bei diesem Verfall der Republik wurden meine Gedanken nicht durch Dienste zerstreut, die ich meinen Freunden oder dem Vaterlande erwies; ich hatte keine Neigung zur das Forum; ich konnte den Anblick des Senats nicht ertragen; ich glaubte, wie es auch wahr ist, daß ich die Früchte meines Fleißes und Glückes verloren hätte. Doch wenn ich bedachte, daß Dir und manchem andern dasselbe Loos zu Theil

P 2

wurde

(¹⁰) Ep. fam. 4. 6.

wurde; und wenn ich mich zwingen wollte, das meinige duldsam zu ertragen; so war mir Tullia noch alles, wozu ich meine Zuflucht nahm; in ihrer süßen Unterhaltung vergaß ich meiner Sorgen; aber dieser grausame Streich öffnete die Wunden wieder, die schon geheilt schienen. So wie ich vorher den Schmerz über die Republik durch häusliche Freuden stillte, so giebt mir jetzt die Republik keinen Trost für den Verlust derselben. Ich bin vertrieben von meinem Hause, und vom Forum; mein Haus giebt mir keine Ruhestätte von den Sorgen wegen des Staates, der Staat nicht für, meinen häuslichen Kummer (17)."

Die Vorstellungen seiner Freunde wirkten auf Ciceron wenig; nur allein die Lektüre und eignes Schreiben zerstreuten ihn etwas. Er schrieb, was noch Niemand vor ihm gethan hatte, eine Abhandlung über den Trost, für sich selber; und er gestand, daß er die meiste Beruhigung darinn gefunden habe. „Ob ich es gleich zu einer Zeit schrieb, sagte er, als ich in den Augen der Weltweisen nicht so weise war, als ich sollte, so that ich doch meiner Natur Gewalt an, um die Größe meines Leidens der Größe des Heilmittels weichen zu lassen. Zwar handelte ich gegen Chrysippus Rath; denn er widerräth jedes Heilmittel gegen den ersten Anfall des Kummer (18).“ — In diesem Werke ahmte er

(17) Ep. fam. 4. 6. Ad Att. 12. 28. (18) Ad Att. 12. 14. 28. De Div. 2. 1. Tusc. Q. 4. 29.

er vorzüglich dem Akademiker Erantor nach, der eine berühmte Abhandlung über denselben Gegenstand geschrieben hatte; auch nahm er einige Ideen anderer Schriftsteller, die ihm gefielen, auf (*). Er erklärte seine Vorschriften mit Beispielen von den erhabensten Römern beiderlei Geschlechts, die dasselbe Geschick mit Standhaftigkeit ertragen hatten. Dieses Buch wurde von den Kirchenvätern, besonders vom Lactantius häufig gelesen; ihm verdanken wir auch die wenigen noch übrigen Bruchstücke; denn die Kritiker haben es längst bemerkt, daß die Abhandlung, die unter dem Titel, über den Trost, unter Ciceros Werken steht, unächt ist.

Cicero wollte sich nicht allein durch diese Schrift trösten, sondern auch das Andenken an Tullias Tugenden der Nachwelt aufbewahren. Seine Zärtlichkeit blieb hierbei nicht allein stehen; er wollte ihr einen Tempel bauen, und sie so zur Gottheit einweihen. Es war eine Meinung der Philosophen, die Cicero immer, und besonders unter den jetzigen Umständen sehr gern verfolgte, daß die Seelen der Menschen himmlischen Ursprungs wären, daß das reine Wesen, nach der Trennung vom Körper, zu seiner Urquelle zurückkehre, um ewig im Genuße und in der Theilnahme an der göttlichen Natur zu leben; nur der unreine und verderbte Theil bleibe in der Grube, im Staube und in der

P 3

Fins

(*) Plin. Praef. II. N. Ad Att. 12. 21, 22.

Finsterniß dieser unterirdischen Regionen. Cicero erklärte also, so wie die weisen Alten manche ihrer vortrefflichen Zeitgenossen beiderlei Geschlechts, deren Tempel noch ständen, als die Familie des Cadmus, des Amphitrion, des Tyndarus vergöttert hätten; so wolle er auch der Tullia dieselbe Ehre erweisen; denn wenn es eine Sterbliche je verdient habe, so sei sie es. — „Ich will Dich vergöttern, sagte er, Beste, Geistreichste aller Weiber, die Du jetzt in die Versammlung der Götter aufgenommen bist, zur Verehrung aller Sterblichen⁽²⁰⁾.“ —

Cicero wünschte ungeduldig seinen Plan ausgeführt zu sehen. „Ich will einen Tempel haben, schrieb er dem Atticus, ich lasse mich davon nicht abbringen; und wenn er diesen Sommer nicht fertig wird, so muß ich mir es zur Sünde anrechnen; ich muß meinen Vorlaß gewissenhafter erfüllen, als irgend jemand sein Gelübde⁽²¹⁾.“ Es scheint, daß Cicero ein prächtiges Gebäude wollte auführen; lassen; denn er hatte den Plan mit seinem Baumeister verabredet, und Pfeiler von Etruskem Marmor und einen Bildhauer aus Etrurien bedungen; und sowohl das Material als die Künstlerarbeiten von dorthier waren die schätzbarsten in Griechensland⁽²²⁾. Ein Grund bewog ihn, warum er lieber

(²⁰) Tusc. Q. I. c. 11, 12, 30, 31. (²¹) Ad Att. 12. 36, 41, 43. (²²) Ibid. 18, 19. Plin. II. N. 36, 6.

bei einen Tempel, als ein Grabmal wählte; bei dem letztern war er auf eine bestimmte Summe der Kosten eingeschränkt, die er nicht überschreiten durfte, ohne eben so viel Strafe zu geben; doch dies war nicht die einzige Ursache; er beabsichtigte wirklich eine Apotheose ⁽²¹⁾. Nur war es eine schwierige Frage, wo er einen Platz fände, der dazu schicklich wäre. Erstlich wollte er einen Garten jenseits der Tiber, nah an der Stadt an einem offenen Plage gelegen, kaufen, wo wahrscheinlich sich Pilger bei seinem Tempel einfänden würden.

P 4

Er

(²¹) Att. 12. 35. 36. Dieses Factum scheint die Bemerkung des Verfassers des Buches der Weisheit über den Ursprung des Eidpendienstes zu beweisen, daß die Pärtlichkeit der Eltern, die ihre verstorbenen Kinder ehren wollten, die Urquelle desselben sei. Der Vater, sagt er, gedenkt von einem unerhofften Kummer über den plötzlichen Tod seines Kindes, machte sich ein Gebild desselben, ehrte es als einen Gott, ob es gleich nur einen verstorbenen Sterblichen vorstellte, und brachte gewisse Gebräuche und Mythen an, die seine Diener und Anhänger beobachten mußten. (Weisheit XIV. 15.) *) — Aber es war Ciceros Absicht nicht, seine Tochter zu einer Göttin zu erheben, er war überzeugt, daß es widersinnig sei, Sterblichen irdische Ehre zuollen, wie er sich oft darüber erklärt; und er erzählt uns, wie die Generalpächter diese Sache in Odorien entschieden hätten; denn als die Länder der

*) Nur machte die Erhebung sterblicher Wesen zu den Göttern nahe den Anfang der Idolatrie, wenn sie auch die Summe der Verehrungen unter den alten Nationen vermehrt haben mag. Der Trieb, dem verehrtesten oder geliebtesten Mann unter einem Geschlechte ähnlich zu verehren, ergreift wohl zuerst unter allen barbarischen Nationen den ketischen Trieb, aus dem endlich Phantasie und Aberglauben Systeme schufen.

Er bat den Atticus ihm diesen Garten zu kaufen, was er auch koste, ohne auf seine Vermögensumsstände Rücksicht zu nehmen; denn er wolle lieber verkaufen, oder verpfänden, oder von wenigem leben, als seine Absicht nicht erfüllt sehen. Haine und entfernte Plätze wären für Gottheiten von bestem Rufe und allgemeiner Verehrung, aber für die Vergötterung der Sterblichen wären offene Plätze nöthig, um in die Augen zu fallen, und die Aufmerksamkeit des Volkes an sich zu ziehen. Er fand aber so viele Schwierigkeiten, die den Ankauf hinderten, daß ihm endlich Atticus riet, um die Kosten und die Unruhe zu sparen, das Gebäude auf einem seiner Landgüter aufzuführen zu lassen. Er war

unsterblichen Götter durch ein Gesetz der Censoren von Abgaben befreiet waren, behaupteten sie, Niemand könne für einen unsterblichen Gott gehalten werden, der ein Mensch gewesen wäre; und so nahmen sie von den Aekern des Amphiaras und Prophonius dieselben Abgaben, wie von den übrigen. (De Nat. Deor. 2. 19.) Aber in einer politischen Rücksicht empfahl Cicero die Verehrung solcher Menschen, die durch erhabene Verdienste um das menschliche Geschlecht den Rang der niedern Gottheiten verdient hatten; denn dadurch wurde die Lehre von der Unsterblichkeit am anschaulichsten eingeprägt. (De Leg. 2. XI.) Weil man nun nach altem Brauche den Verstorbenen, die es verdienten, jene Ehre durch einen Tempel zu erwiesen pflegte, (Plin. Hist. 27.) so glaubte Cicero, ein Tempel werde das Lob und das Andenken seines Cullia am besten aufbewahren. Er wollte also den Volksglauben nutzen, und dem Beispiele der Alten folgen, die die Menschheit dadurch verfeinert und gebildet hatten, daß sie solche Muster der Tugend der Verehrung ihrer Mitbürger weihten.

war dazu geneigt, wenns nur noch im Sommer geschehen könnte; aber in welcher Villa, darüber war er unentschlossen.¹⁾ Der Gedanke, daß sie einst in andre Hände käme, welches doch mit der Zeit wahrscheinlich geschehen mußte, schreckte ihn ab; denn alsdann würde die Ehre des Tempels entweiht werden, wenn er zu andern Absichten dienen, oder verfallen müßte.⁽²⁴⁾

Cicero hat diesen Tempel, so eifrig er auch die Sache betrieb, nicht aufgebaut; denn kein alter Schriftsteller erwähnt desselben, welches nicht unterblieben wäre, wenn ein so merkwürdiges Gebäude war' aufgeführt worden.⁽²⁵⁾ Wahrscheinlich überlegte er die Sache vernünftiger, als seine Seele ruhiger wurde, und fühlte es, wie eitel es sei, von einem Werke, das die Folge der Zeit einst

P 5

gers

(24) Ad Att. 12. 19. 22. 26. 37.

(25) Cälius Rhodiainus erzählt, daß zur Zeit Sirtus des Vierten, bei Rom an der Appischen Straße, überhalb des Grabmals des Cicero, der Körper eines Frauenjimmers gefunden sei, dessen Haare in ein goldnes Netz gebunden waren; aus der Inschrift habe man vermuthet, es sei Lullias Körper. Er war so gut einbalsamirt, daß er durch die Zeit nichts gelitten hatte; als er aber in die Stadt gebracht wurde, zerfiel er in drei Tagen. Es ist blos eine übereilte Vermuthung eines Gelehrten, die sich selber widerlegt, weil es ihr an Beweisen fehlt. Man hat nie eine Inschrift vorgezeigt, die einen Beweis gegeben hätte, auch hat kein anderer Schriftsteller, so viel ich weiß, eines Grabmales des Cicero an der Appischen Straße erwähnt. S. Cael. Rhod. Lection. antiq. l. 3. c. 24.

zerstören mußte, bleibenden Nachruhm zu hoffen. Wenigstens ist es gewiß, daß er es in diesem Sommer nicht aufbauen ließ, und da sich Cäsars Tod vor dem nächsten Sommer ereignete, so hielten ihn die Unruhen, in die er verwickelt wurde, von neuem ab; er gab zwar den Plan noch nicht auf, sondern setzte eine Summe dazu aus ⁽²⁶⁾, aber die kurze und geschäftvolle Scene seines Lebens, die ihm noch übrig blieb, hinderte ihn an der Ausführung.

Er liebte die Einsamkeit jetzt so, daß ihm jede Gesellschaft lästig wurde. Als sein Freund Philippus, der Schwiegervater des Octavius, auf seine Villa kam, die nicht in Ciceros Nachbarschaft lag, beunruhigte es ihn, daß ihn Philippus Besuche stören würden; er freute sich daher, als er ihm nur einen kurzen Besuch machte, und darauf bald wieder nach Rom reiste ⁽²⁷⁾. Seine Gemalin Publilia meldete ihm, daß ihre Mutter und ihr Bruder ihn besuchen wollten, und bat ihn in den dringendsten und demüthigsten Ausdrücken, daß er ihr erlauben möchte, mit zu reisen. Er antwortete aber, er sei jetzt weniger als jemals, gestimmt, Gesellschaft anzunehmen, sie möchten also nicht kommen; den Atticus bat er sie zu beobachten, ob sie etwa ohne Erlaubniß abreisten, und es ihm gleich zu melden, damit er ihnen ausweichen könnte.

(²⁶) Ad Att. 15. 15. (²⁷) Ibid. 12. 16. 18

te ⁽²⁸⁾. Eine so harte abschlägliche Antwort bestärkt des Plutarchs Nachricht, daß er seiner Gemalin wegen ihres Betragens gegen seine Tochter, und weil sie sich über ihren Tod zu freuen schien, zürnte; denn das schien seiner gärtlichen Gesinnung ein so häßliches Verbrechen, daß er ihren Anblick nicht mehr ertragen konnte. Ob es ihm gleich jetzt nicht gelegen kam, ihr Vermögen aus den Händen zu geben, so beschloß er doch, ihr einen Scheidungsbrief zu schicken, als ein Opfer, das er Tullias Ehre brachte ⁽²⁹⁾.

Brutus trennte sich jetzt auch von seiner Gattin Claudia, um seines Oheims Catos Tochter Porcia, die Witwe des Bibulus zu heirathen. Man tadelte ihn sehr deswegen, denn Claudia war ein unbescholtenes Weib, edler Abkunft, des Appian Claudius Schwester, und nah mit dem Pompejus verwandt. Seine Mutter Servilia, ob sie gleich Catos Schwester war, eiferte gegen diese Ehescheidung, und nahm sich der Claudia an. Cicero rieth dem Brutus, wenn es sein ernstester Wille wäre, die Sache gleich abzuthun, um dem Gerede der Menschen ein Ende zu machen, indem er zeigte, daß es nicht aus Leichtsinne, oder Gefälligkeit gegen die Zeitumstände, sondern daraus um geschähe, um die Tochter des Cato, dessen Name dem Volke so beliebt wäre, zu besitzen ⁽³⁰⁾. Brutus that es, und heirathete die Porcia.

⁽²⁸⁾ Ibid. 32. ⁽²⁹⁾ Auf diese Ehescheidung spielt Cicero häufig in seinen Briefen, doch nur undeutlich, an. Atticus setzte nachher mit Publius Bruder Publius die Termine und die Art der Auszahlung ihres Vermögens fest. Ad Att. 13. 34, 47; 16, 2. ⁽³⁰⁾ Ad Att. 13. 9, 10.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Rom erschrickt über Marcellus' Mord — Ein Hofarzt spielt den Better des Marius — Cicero schreibt in der Einsamkeit — seinen Hortensius — Das Werk über das höchste Gut — Die Tusculanischen Unterredungen — Cäsar stellt indessen in Spanien die Ruhe her — Antonius fühlt Cäsars Uebermacht — Des Endus Pompejus Tod und des Cerialis Flucht enden den Spanischen Krieg — Cäsar antwortet auf Ciceros Brief — Cicero schreibt ihm endlich einen Brief.

Der unerwartete Tod des Marcellus, dem Cäsar neulich verziehen hatte, bestürzte die Einwohner Roms in diesem Sommer. Er hatte Mithlene verlassen, und schon den Piräeus auf seiner Rückreise nach Rom erreicht; hier verweilte er einen Tag bei seinem alten Freunde und Kollegen, dem Serv. Sulpicius, und wollte am folgenden zu Schiffe weiter reisen; aber in der Nacht, es war der drei und zwanzigste May, als Sulpicius von ihm Abschied genommen hatte, ward er von seinem Freunde und Klienten Magius ermordet, der sich gleich mit demselben Dolche erstach. Sulpicius schrieb dem Cicero davon folgende Nachricht.

Serv. Sulpicius dem M. T. Cicero.

Die Nachricht, die ich Dir schreiben muß, ist nicht angenehm; aber unser Leben hängt ja einmal vom Zufall und vom Willen der Natur ab; und so ist es dann meine Pflicht, Dir das traurige Ereigniß der Wahrheit gemäß zu schildern. Am zwei und zwanzigsten

zwanzigsten May kam ich zur See von Epidaurus nach dem Piræus, um hier meinen Kollegen Marcellus zu sprechen, und brachte diesen Tag in seiner Gesellschaft zu. Als ich am folgenden Tage von ihm Abschied nahm, um von Athen nach Bdorien zu gehen, wo ich meine noch übrigen Amtsgeschäfte verrichten wollte, sagte er mir, er wolle zu gleicher Zeit die Reise nach Italien antreten. Am folgenden Morgen um vier Uhr, als ich eben von Athen abreisen wollte, kam sein Freund P. Postumius zu mir, und brachte die Nachricht, daß Marcellus von seinem Begleiter P. Magius Eulo nach dem Abendessen überfallen sei, und zwei Wunden, eine durch den Unterleib, die andre am Kopfe ohnweit des Ohres erhalten habe; er habe aber noch Hoffnung gerettet zu werden; Magius habe sich gleich selber entleibt. Marcellus schicke ihn jetzt selber an mich, und lasse mich bitten, ihm einige Aerzte zu senden. Ich ließ gleich mehrere rufen, eilte mit ihnen noch vor Tages Anbruch hin; als ich aber schon dem Piræus nah war, kam Acidinus Diener mit einem Zettel von seinem Herrn, der mir meldete, daß Marcellus kurz vor Tages Anbruch gestorben sei. So fiel ein großer Mann durch die Hand eines schlechten Weuchelsmörders; er, den seine Feinde wegen seiner Würdigkeit verschonten, empfing seinen Tod von einem Freunde. Ich ging in sein Zelt; hier fand ich zwei seiner Freigelassenen und einige Sklaven; alle übrigen waren aus Angst über den Mord geflohen. Ich mußte seinen Leichnam in meiner Sänfte von meinen Dienern nach der Stadt tragen lassen; und hier besorgte

sorgte ich ihm ein Leichenbegängniß so prächtig ich es in Athen konnte. Ich vermochte die Athenienser nicht zu bereeden, daß sie mir eine Grabstätte in der Stadt überließen; sie antworteten mir, ihre Religion verbiete es, und es sei noch Niemanden erlaubt worden; aber sie wollten es gern verstatten, daß er in einer ihrer öffentlichen Schulen begraben würde. Das war nun freilich der Ort, den ich zunächst am meisten wünschen konnte; ich wählte also den edelsten Platz auf der Erde, die Schule der Akademie, und ließ seinen Leichnam hier verbrennen. Ich habe Befehl gegeben, daß die Athenienser ein marmornes Denkmal auf der Stelle errichten sollen. So habe ich also treu alle Pflichten gegen ihn, als er noch lebte, und nach seinem Tode erfüllt, die unsre Verbindung als Kollegen und Verwandte von mir forderte ⁽¹⁾.

M. Marcellus war das Haupt einer Familie, die seit mehreren Generationen die erste Rolle in Rom gespielt hatte, und er selber war mit allen Tugenden geschmückt, die ihn fähig machten, die Würde zu behaupten, die ihm seine Ahnen hinterließen. Er hatte sich für die Rednerbühne besonders gebildet, und hier großen Ruhm geerntet; denn von allen Rednern seiner Zeit scheint er in der Vollkommenheit eines Redners nächst dem Cicero am weichen gekommen zu sein. Er sprach elegant, stark und reich im Ausdrücke; die Annuth seiner Stimme, und die
Augen

(¹) Ep. fam. 4. 12.

Angemessenheit seiner Aktion gaben seiner Rede Grazie und Glanz. Er war immer Ciceros Bewunderer und Nachahmer, folgte dessen Grundsätzen in Frieden, und war auf derselben Seite im Kriege. Cicero beklagte daher seine Abwesenheit als den Verlust eines Gesellschafters und Theilnehmers an seinen Studien und seinen Arbeiten. Von allen Magisträten war Marcellus der kühnste Gegner gegen Cäsars Gewalt, und am thätigsten sie einzuschränken; sein hoher Geist, und der alte Ruhm seines Hauses machte ihm den Gedanken, einem Gebieter unterworfen zu sein, unerträglich; und als endlich das Treffen bei Pharsalus einen Herrn der Römer bestätigt zu haben schien, da entfernte er sich nach Mithlene, dem Zufluchtsorte gelehrter Männer, um hier den Rest seiner Tage in philosophischer Einsamkeit zu verleben, fern von Waffen und Kriegesgetöse, und fest entschlossen, die Gnade des Siegers weder zu suchen, noch anzunehmen. Hier besuchte ihn Brutus, und fand ihn, wie er dem Cicero schreibt, vollkommen heiter und glücklich, unter all dem Elende dieser Zeit, im Bewußtsein seiner Unschuld. Er war umgeben mit Gelehrten und Philosophen aus Griechenland, und er strebte nach Erweiterung seiner Kenntnisse. Brutus glaubte daher, als er von ihm schied, und nach Italien reiste, selber vielmehr ins Exil zu gehen, als seinen Freund Marcellus in demselben zurück zu lassen ^(*).

Der

(*) Brut. 367. Pro Marcel. I, 6. Senec. Consolat. ad Helv. p. 79.

Der Mörder Magius stammte aus einer Familie ab, die einige öffentliche Aemter bekleidet hatte; er selber war Quästor gewesen (1). Er hatte an Marcellus Glücke Antheil genommen, war ihm in den Krieg und auch ins Exil gefolgt; jetzt kehrte er mit ihm nach Italien zurück. Sulpicius zeigt die Ursache nicht an, die den Magius bewog, jene schreckliche That zu begehen; und sie mußte unbekannt bleiben, weil er sich selber sogleich entleibte. Cicero vermuthet, Magius wäre von Schulden gedrückt gewesen, und hätte die Zudringlichkeit seiner Gläubiger, wenn er zurückkommen würde, gefürchtet; er habe daher den Marcellus, der für einige Summen gut gesagt hatte, gebeten, daß er ihm Geld vorschiesse, womit er alles bezahlen könnte; durch eine abschlägliche Antwort sei er zu dem Subenstücke verleitet, seinen Patron zu ermorden (2). Andre geben einen andern Bewegungsgrund an, Rache aus Eifersucht, weil ihm Marcellus andre vorgezogen hätte (3).

Die Nachricht von diesem Morde erfüllte Rom mit Schrecken; ein jeder, zum Mißtrauen gestimmt, vermuthete, Cäsar habe Antheil an dem Vorfalle; und jeder glaubte sich selber in Gefahr, da so viele berühmte Bürger unglücklich wurden. Cicero wurde sehr betroffen; er hielt diesen Austritt für ein Vorspiel noch größerer Uebel. Auch Atticus äußerte seine Bedenklichkeit gegen ihn, und riet ihm, selber für

(1) Vid. Pigh Annal. A. U. 691. (4) Ad Att. 13. 10.

(2) Val. Max. 9. 11.

sich auf der Huth zu sein, da er der einzige Senator noch wäre, der dem Reide bloß stände (*). Aber Cäsars Freunde nahmen ihm bald allen Verdacht; und das that auch die Begebenheit selber, als die Umstände bekannt wurden, weil nun die ganze Schuld auf den unsinnigen Magius fiel.

Es trat um diese Zeit ein kühner Betrüger auf, der in Italien großes Aufsehen erregte; ein vorgeblicher Großsohn des L. Marius. Weil er befürchtete, daß Cäsar seinen Forderungen bald ein Ende machen, und ihn, wie er es verdiente, behandeln würde, so schickte er dem Cicero durch einige junge Leute von seinem Anhang einen pathetischen Brief, worinn er seine Ansprüche und seine Abkunft rechtfertigte, und seinen Schutz gegen die Feinde seiner Familie sich erbat; ihn bei ihrer Verwandtschaft, bei dem Gedichte, das er einst zu Marius Lobe geschrieben, bei der Beredsamkeit des L. Crassus, des Vaters seiner Mutter, den er gleichfalls gepriesen habe, beschwor, daß er die Vertheidigung seiner Sache übernehmen sollte. Cicero antwortete ihm sehr ernsthaft, daß ihm ein Patron nicht fehlen könne, da sein Vetter Cäsar, ein so vortreflicher, großmüthiger Mann, jetzt Herr über alles wäre; und daß er dann bereit sein werde, ihm zu dienen (*). Als Cäsar nach seiner Rückkehr entdeckte, daß der vorgebliche Marius ein Hofarzt, Namens Herophilus war, verbannte er ihn aus Italien (**).

Ariarav

(*) Ad Att. 13. 10. (**) Ad Att. 12. 49.

(*) Val. Max. 9. 15.

Araratheß, der Bruder und vermeinte Erbe des Ariobarzanes, Königs von Cappadocien, kam in diesem Jahre nach Rom. Cicero stand mit seiner Familie in freundschaftlicher Verbindung; er hatte als Consul dem Vater des Araratheß den königlichen Titel durch ein Decret des Senats verschafft; und daher hielt er es jetzt für schicklich, ihm einen Diener entgegen zu schicken, und ihm sein Haus anzubieten. Aber er hatte sich schon dem Cestius zugesagt, dessen Amt es jetzt war, fremde Prinzen und Gesandte auf Kosten des Staats zu bewirthen. Cicero war es jetzt bei seinen häuslichen Umständen nicht unangenehm. Wahrscheinlich kommt er, sagte Cicero, um von dem Cäsar ein Königreich zu kaufen, denn bis jetzt hat er noch keinen Fuß breit Land ⁹⁾.

Cicero widmete seine ganze Zeit in der Einsamkeit der Lectüre und dem Schreiben; das war seine Beschäftigung bei Tage und bei Nacht. Es sei uns glaublich, sagte er, wie viel er schrieb und wie wenig er schlief; wenn er nicht auf diese Zeitverkürzung gekommen wäre, so hätte er nicht gewußt, was er mit sich anfangen sollte ¹⁰⁾. Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Philosophie, die er schon von seiner Jugend an geliebt hatte, und jetzt nach einer langen Pause mit großem Eifer wieder vornahm. Er hatte sich vorgenommen, seinen Landeleuten in ihrer eignen Sprache die Entdeckungen der Griechen in der speculativen und praktischen Philosophie vorzutragen,

(⁹⁾ Ad Att. 13. 2. (¹⁰⁾ ibid. 26, 10.

tragen. Da er von öffentlichen Geschäften vertrieben war, so wußte er keinen bessern Weg, Gutes zu wirken, als den Geist der Jünglinge zu belehren und ihre Moralität zu bilden, die jetzt in den zügellosen Zeiten einer großen Verberührung bedurfte. „Das Unglück der Stadt, sagt er, machte mir dieses Unternehmen vorzüglich zur Pflicht; denn unter dem Gesetze bürgerlicher Waffen konnte ich sie nicht auf meine gewöhnliche Art verteidigen; und da ich nicht untätig sein kann, so fand ich keine edlere Beschäftigung. Meine Mitbürger werden mir daher verzeihen, oder vielmehr mir danken, daß ich mich nicht ganz verbarg, oder mich unnötig abhärmte, da die Regierung in die Hände eines Einzigen gefallen ist; daß ich nicht so handelte, daß ich gegen diesen Einzigen oder gegen die Zeitumstände erbittert schien; noch dem Glücke eines andern so schmeichelte, daß ich darüber mein eignes haßte. Plato und die Philosophie lehrten mich, daß solche Umwälzungen der Staaten natürlich sind; daß sie bisweilen in die Hände einiger wenigen, oder mehrerer oder eines einzigen fallen; wie jetzt unsre Republik. Als ich daher meine vorigen Posten verloren hatte, da beschäftigte ich mich mit diesen Studien, um das Gefühl des allgemeinen Unglücks zu täuschen, und zugleich meinem Vaterlande auf die möglichst beste Art zu dienen. Durch meine Bücher werden meine Reden im Senate und die an das Volk ersetzt; und ich ergriff die Philosophie, als Stellvertreterin meiner Staatsverwaltung ⁽¹¹⁾.“

Q 2

Cicero

(11) Divin. 2. 2. De Fin. 1. 3.

Cicero gab jetzt ein Werk in dialogischer Form heraus, Hortensius betitelt, zu Ehren seines Freundes; er vertheidigte in demselben, wie er es oft auf der Rednerbühne gethan hatte, die Philosophie gegen den Hortensius, dem er die Rolle zugetheilt hatte, sie zu tadeln ⁽¹²⁾. Durch diese Schrift, die leider längst verloren ist, wurde der heilige Augustin angefeuert, die christliche Philosophie zu studieren, ein großes Verdienst dieses Werkes, wenn es auch keinen andern Nutzen gestiftet hätte, daß es Veranlassung gab, einen so berühmten Mann zum Vertheidiger der christlichen Lehre umzuwandeln ⁽¹³⁾.

Auch schrieb Cicero jetzt eine Geschichte und Vertheidigung der akademischen Philosophie in vier Büchern; er war dieser Sekte vorzüglich ergeben, weil sie, wie er sagte, vor allen übrigen am meisten auf feste, sich entsprechende Grundsätze gebaut, am wenigsten anmaßend, und am elegantesten war ⁽¹⁴⁾. Er hatte schon vorher ein Werk in zwei Büchern über

(12) De Divin. 2. 1. Tuf. Q. 2. 2.

(13) Es ist wahr, alle lateinische Kirchenväter gebrauchten Ciceros Schriften, besonders Hieronymus, der aber nicht so dankbar, wie Augustin, gegen Cicero handelte. Als sein sinkendes Alter Bedenkllichkeiten darüber in ihm erweckte, suchte er seine Schüler von der Lesung dieser Schriften abzuschrecken, und erklärte, daß er weder Ciceros, noch Maros, noch irgend eines andern heidnischen Autors Schriften eher, als vor funfzehn Jahren in die Hand genommen habe. Sein Gegner Rufinus spottet bitter darüber. Siehe Hieron. Op. Tom. 4. par. 2. p. 414. it. par. 1. p. 288. edit. Benedicti.

(14) De Divin. 2. 1.

über denselben Gegenstand geschrieben; daß eine hats
te er Catulus, das andre Lucullus genannt; da er
aber bedachte, daß die Abhandlungen dem Charak-
ter der Personen nicht angemessen waren, weil beide
sich nicht durch Studien dieser Art ausgezeichnet
hatten, so wollte er die Namen in Cato und Brutus
umwandeln; aber Atticus benachrichtigte ihn, daß
Varro ein Verlangen geäußert hätte, in einer seiner
Schriften aufgeführt zu werden; darum veränderte
er den Plan, vergrößerte das Werk zu vier Bü-
chern; er selber übernahm unter der Rolle des Phi-
lo die Vertheidigung der akademischen Grundsätze;
dem Varro gab er die des Antiochus, und die Wi-
derlegung derselben; den Atticus machte er zum
Schiedsrichter des Streits. Er vollendete alles mit
vieler Sorgfalt, daß es ein des Varro würdiges
Geschenk wurde; und wenn ihn nicht etwa Parthei-
lichkeit und eine in solchen Fällen nur zu gewöhnli-
che Selbstliebe betrogen, so war sein Werk über die-
sen Gegenstand, selbst nicht unter den Griechen, ge-
schrieben, daß mit dem seinigen verglichen werden
konnte ^(*). Alle vier Bücher, einen Theil des ersten
ausgenommen, sind verloren gegangen; aber das
zweite Buch von der ersten Bearbeitung, die er gern
niederschlagen wollte, ist uns unter seinem eigentli-
chen Namen, Lucullus, aufbehalten.

Cicero vollendete auch noch in diesem Jahre ei-
nes seiner edelsten Werke, über den erhabenen Ges-
genstand

§ 3

(*) Ad Att. 13. 12, 13, 16, 19.

gegenstand der Philosophie, die Abhandlung de finibus, oder über das höchste Gut und das höchste Uebel; in aristotelischer Manier geschrieben (*). Er entwickelte in demselben mit vieler Eleganz und Deutlichkeit die verschiedenen Meinungen der alten Sekten über diesen wichtigen Gegenstand. Er untersuchte, was der wahre Endzweck ist, zu dem alle Absichten unseres Lebens streben sollen, um es glücklich zu machen; oder was die Natur als das höchste Gut erzeugt, oder als das höchste Uebel flieht (**). Das Werk besteht aus fünf Büchern; in den beiden ersten ist die epikurische Lehre auseinander gesetzt; Torquatus vertheidigt sie, Cicero widerlegt sie in einem erdichteten Gespräch auf seiner Eumanischen Villa, in Gegenwart des Triarius, eines jungen Edelmanns, der mit Torquatus ihn zu besuchen gekommen war. Die beiden folgenden Bücher entwickeln die Lehre der Stoiker; Cato tritt als Vertheidiger, Cicero als Gegner auf, indem sie sich beide von ohngefähr in Lucullus Bibliothek begegnen. Das fünfte enthält die Meinungen der alten Akademie, oder der Peripatetiker, die Piso in einem dritten Dialoge, der in Athen in Gegenwart des Cicero und seines Bruders Quintus, so wie auch seines Vettters Lucius und des Atticus gehalten wird, auseinandersetzt. Die Kritiker tadeln einige Verstoß in diesem Buche; daß Piso sich auf die beiden andern Dialogen bezieht, an denen er doch keinen Theil hat,

(*) ibid. 19. (**) De Fin. 1. 4.

hat, und die er, wie man annehmen muß, nicht kannte ⁽¹⁸⁾. Wenn Unachtsamkeiten dieser Art wirklich in diesem Buche, oder in einem andern seiner Werke vorkommen, so muß man das mit den vielen Geschäften entschuldigen, die ihm kaum Zeit ließen, solche Werke zu schreiben, viel weniger sie genauer durchzusehen; und bei so langen Dialogen, die er stückweise schrieb, ist es nicht so bestreudend, wenn er manchmal der Kunst vergaß, in eigner Person sprach, und unvermerkt in eine Rolle überging, die er einem andern angewiesen hatte. Er eignete dieses Werk dem Brutus zu, um ein ähnliches Geschenk zu erwiedern, das ihm Brutus kurz vorher mit einer Abhandlung über die Tugend gemacht hatte ⁽¹⁹⁾.

Nicht lange darauf, als er dieses Werk vollendet hatte, publicirte er noch ein eben so wichtiges, seine Tusculanischen Untersuchungen, auch in fünf Büchern über verschiedene Gegenstände der Philosophie, die sich vorzüglich auf das Glück des menschlichen Lebens beziehen. Das erste lehrt uns, wie wir die Schrecken des Todes verachten, und ihn vielmehr für ein Glück, als für ein Uebel halten sollen; das zweite, wie wir Kummer und Leiden mit männlicher Stärke ertragen müssen; das dritte zeigt uns die Mittel, alle Klagen und Unannehmlichkeiten unter den Zufällen des Lebens zu mit-

Ω 4

(¹⁸) V. Praefat. Davis. in Lib. de snib. (¹⁹) De Finib. 1. 3.

milbern; das vierte, die Leidenschaften zu bezähmen; das fünfte beweist, daß die Tugend hinlänglich sei, den Menschen glücklich zu machen. Cicero pflegte einige Freunde mit sich aufs Land zu nehmen, wenn er sich der Muße überließ; hier unterhielten sie sich nicht etwa mit Spielen und Schmausereien, sondern mit Speculationen, die den Verstand aufklärten, und das Herz veredelten. So blieb er jetzt sechs Tage auf seiner Tusculanischen Villa, wo er mit seinen Freunden jene genannten Untersuchungen anstellte. Wenn sie den Morgen zum Declamiren und zu rhetorischen Uebungen angewendet hatten, so begaben sie sich des Nachmittags in eine Gasse, die Akademie genannt, die Cicero zu philosophischen Unterhaltungen hatte bauen lassen. Hier hielt er nach Art der Griechen eine Schule, und forderte die Gesellschaft auf, einen Gegenstand aufzugeben, den sie sich gern möchten aufhellen lassen; und das wurde dann der Inhalt des Gesprächs an dem Tage. Diese fünf Dialoge setzte er hernach schriftlich auf, so wie sie wirklich gesprochen waren, und publicirte sie unter dem Titel der Tusculanischen Untersuchungen, nach dem Namen der Villa so genannt ⁽²⁰⁾.

Er schrieb auch eine Leichenrede zum Lobe der Porcia, der Schwester des Cato, und Gemalin des Domitius Ahenobarbus, eines geschwornen Feindes des Cäsars. Ein neuer Beweis, wie wenig

(**) Tusc. Q. 1. 4, 24 3.

nig sich Cicero nach den Zeitumständen fügen wollte. Barro und Lollius behandelten denselben Gegenstand, und Cicero bat den Atticus, daß er ihm ihre Arbeiten zuschicken möchte. Alle drei sind verloren gegangen, ob sich gleich Cicero die Mühe nahm, die seinige nochmals zu verbessern, und Abschriften an Domitius den Sohn der Porcia und an ihren Enkel Brutus schickte ⁽²¹⁾.

Cäsar verweilte diese ganze Zeit in Spanien, wo er die Söhne des Pompejus verfolgte, und für den künftigen Frieden und die Ordnung der Provinz sorgte. Er schmeichelte dem Cicero dadurch, daß er ihm von hieraus Nachricht von seinen Siegen eigenhändig schrieb. Auch Hirtius meldete ihm die Niederlage und die Flucht der beiden Brüder, eine nicht unangenehme Nachricht für Cicero; denn er war zwar nicht wegen des Ausganges des Krieges besorgt gewesen, hatte auch nichts Gutes von beiden Partheien erwartet; aber die Meinung, die er von der Kühnheit und Hestigkeit der beiden jungen Pompejus, besonders des ältern Cnæus, gefaßt hatte, machten ihn geneigter für den Cäsar. In einem Brief an den Atticus sagt er, Hirtius schrieb mir, daß sich Sextus Pompejus von Corduba nach dem eusemtern Theile von Spanien zurückgezogen hätte; und daß auch Cnæus, ich weiß nicht wohin, geflohen sei; ich bekümmere mich darum nicht ⁽²²⁾. Und so scheinen auch alle Republik

Q 5

kaner

(21) Ad. Att. 13. 48. Ibid. 37. (22) Ad Att. 12. 37.

faner gedacht zu haben, wie Cassius deutlich zeigt, indem er an den Cicero schreibt: „wahrhaftig mir ist bang; ich will lieber den schon bekannten und gnädigen Herren haben, als einen neuen und grausamen kennen lernen. Du weißt, was Enäus für ein abgeschmackter Mensch ist; wie er die Grausamkeit für eine Tugend hält; du weißt, wie er sich immer von uns verspottet glaubte ⁽²³⁾.“

Der junge Quintus Cicero, der den Feldzug unter Cäsar mitmachte, glaubte sich seiner Gesellschaft dadurch gefällig zu machen, daß er sein altes Spiel wieder aufging, seinen Oheim zu belästern. Cicero schrieb deswegen an den Atticus; „das Neueste ist, daß sich Hirtius mit meinem Enkel Quintus um meinet willen überworfen hat. Dieser junge Mensch ergreift alle Gelegenheiten, besonders bei öffentlichen Gastmälern, alles Böse von mir zu sagen; und wenn er mit mir fertig ist, fällt er über seinen Vater her; er sagt nichts so glaubwürdiges, als daß wir beide unversöhnliche Feinde des Cäsars sind; daß Cäsar uns nicht trauen, und besonders mich hüten solle; — das würde üble Folgen fürchten lassen, wenn ich nicht sähe, daß unser König glaubt, ich habe keinen Muth mehr ⁽²⁴⁾.“

Atticus bemühte sich immer, Ciceros Ungebuld unter dieser Regierung zu mäßigen, und ihn zu bereden, den Umständen williger nachzugeben; die Freunde

(²³) Ep. Fam. 15. 19. (²⁴) Ad Att. 13. 37.

Freundschaft des Cäsars, die ihm so oft angeboten ward, nicht zurück zu stoßen; und über die häufigen Klagen über seine Sklaverei und Schmach machte er eine Bemerkung, die Cicero selber für wahr anerkennen mußte; wennes ein Merkmal der Sklaverei wäre, wenn man einem Manne eine ausgezeichnete Ergebenheit bewiese, so müßten die Mächtigen vielmehr scheinen, seine Sklaven zu sein, als er der ihrige⁽²⁵⁾. In dieser Rücksicht bat er ihn, daß er auch eines seiner Werke dem Cäsar widmen sollte; aber Cicero hatte keine Lust dazu; er fühlte, daß er es schwerlich thun konnte, ohne seinen Charakter herab zu würdigen, und zur Schmeichelei herab zu sinken; weil ihn aber auch noch andre Freunde dazu auffoderten, so schrieb er einen Brief, und theilte ihn dem Hirtius und Valbus zur Beurtheilung mit, ob er ihn dem Cäsar schicken sollte. Er scheint ihm in demselben den Rath gegeben zu haben, den Frieden und die Freiheit der Republik wieder herzustellen, und den Krieg gegen die Parther, den er zunächst unternehmen wollte, zu verschieben, bis er das nothwendigere Werk, die Einrichtung der Republik vollendet hätte. Alles, sagt er, war aus dem Herzen eines patriotischen Bürgers gesprochen; aber der Aufsatß war so freimüthig, daß, wenn auch Attikus damit zufrieden schien, doch die beiden andern nicht rathen durften, daß er ihn dem Cäsar schicken sollte, wenn er nicht einige

(25) Ad Att. 13. 49.

nige Stellen änderte. — Cicero wurde darüber so unzufrieden, daß er beschloß, dem Cäsar gar nicht zu schreiben; und als Atticus in ihn drang, nachgebender zu sein, so antwortete er in zwei bis drei Briefen sehr hitzig ⁽²⁶⁾.

„Was den Brief an Cäsar betrifft, sagt er, so wollte ich ohnlängst, daß ihn beide lesen sollten; denn sonst würde ich gegen die Höflichkeit gefehlt haben; und hätte ich ja etwas beleidigendes gesagt, so hätte ich mich selber der Gefahr bloß gestellt. Sie waren aufrichtig gegen mich, daß sie mir ihre Gedanken nicht verbargen; aber am meisten gefiel mir, daß sie mir eine Ausflucht lassen, gar nicht zu schreiben, weil sie so viel geändert wissen wollten. Was konnte ich über den Krieg mit den Parthern anders bemerken, als was ich glaubte, das ihm gefallen könnte; denn was für einen andern Gegenstand hätte ein solcher Brief, als Schmeichelei? oder wenn ich ihm rathen wollte, was ich wirklich für das Beste hielt, konnte ich um Worte verlegen sein? Der Brief ist also ganz unnöthig; denn wo wir nicht viel gewinnen können, und auch eine kleine Aufopferung uns beunruhigt, wozu sollen wir da etwas wagen? Zu dem muß ihm der Gedanke natürlich einfallen, da ich ihm vorher nichts schrieb, so sollte ich ihm jetzt auch nicht geschrieben haben, bis der Krieg ganz geendet wäre. Auch fürchte ich, er könnte sich einbilden, ich schickte ihm dieses
als

(26) Ad Att. 12. 52. Ibid. 13. 31.

als eine Entschädigung für meinen Cato. Kurz, ich schäme mich herzlich dessen, was ich schrieb; und es konnte mir nichts glücklicheres begegnen, als daß es nicht gefiel.“

„Ich schwöre dir, sagt er in einem andern Briefe, ich kann an Cäsar nicht schreiben; es ist nicht Schaam, die mich abschreckt, wie es wohl sein müßte; denn wie niedrig würde ich handeln, wenn ich schmeichelte, da es mir schon kleinlich dünkt, daß ich noch lebe? nein, diese Schaam hält mich nicht ab, ob ich gleich wünsche, sie möcht es; denn ich würde dann sein, was ich sein sollte; ich kann nichts auffinden, worüber ich schreiben sollte. Du weißt um welchen Punkt sich jene Ermahnungen, die von den Gelehrten an den Alexander geschickt wurden, drehen; sie sind an einen Jüngling gerichtet, der für Verlangen nach wahrem Ruhme glühte, und sich rathen lassen wollte, wie er ihn erwerben sollte. Für einen so würdigen Gegenstand können die Worte nicht fehlen; aber was soll ich thun? Dennoch hatte ich aus dem eichnen Trunke etwas hervor gebracht, das einem Gebilde ähnlich sah; aber einlge edlere Züge, als man sie jetzt findet, mifsficlen an demselben; und das ist mir nicht unangenehm. Wenn jener Brief wirklich zum Orte seiner Bestimmung abgegangen wäre, glaube mir, es würde mich gereuen. Weißt du nicht, daß jener Schüler des Aristoteles, der bescheidne geistvolle Jüngling

lung, nachdem er König genannt wurde, stolz, grausam und unmäßig wurde? Glaubst du, daß dieser Mann, der jetzt unter der Zahl der Götter als ein zweiter Romulus prangt, an meinem bescheidenen Schreiben Gefallen finden werde? Es ist besser, er vermisse ganz meine Schrift, als daß er mißbillige, was ich schrieb; denn das Problem, das ich dir einst aufgab, und für so schwer hielt, wie ich ihn lenken sollte, ist gelöst. Wahrhaftig ich wünsche jetzt vielmehr die Wirkung seiner Rache zu fühlen, die ich damals fürchtete ⁽²⁸⁾. — „Ich bitte dich, sagt er an einem andern Orte, rede nicht mehr das von; laß uns wenigstens zeigen, daß wir noch halb frei sind, indem wir schweigen, und uns in die Einsamkeit entfernen ⁽²⁹⁾.“

Diese kleinen Umstände machen es auffallend, wie nachtheilig eine willkürliche Gewalt auf die Studien und Produkte eines Mannes von Kopf wirkt; und wie sie den freien Lauf der Vernunft und Wahrheit hemmt. Kaum ließ sie sich in Rom erblicken, so sahen wir einen der größten Männer und den Geistvollsten in der Republik verlegen über die Wahl eines Gegenstandes, worüber er schreiben sollte; so daß er aus Furcht zu beleidigen, lieber gar nicht schreibt. Diese willkürliche Gewalt war es, die von diesem Augenblicke an, den Geist und die Sprache der Römer verfälschte, und sie von dem Grade der vollkommenen Eleganz, zu der sie

(²⁸) Ibid. 13. 28. (²⁹) Ibid. 31.

ße Cicero erhoben hatte, herabstürzte zu der Noth und Barbarei, welche die Produkte des spätern Reiches charakterisirt *)

So standen Cäsar und Cicero mit einander; Cäsar gab alle Merkmale seiner Gefälligkeit zu erkennen; Cicero blieb kalt und zurückhaltend. Cäsar wollte seine Macht nie wieder abgeben, um so mehr Mühe gab er sich Cicero zu besänftigen; er schien ihn wirklich einigermaßen zu fürchten; nicht weil er etwas gegen sein Leben unternehmen würde, sondern weil er vielleicht durch seine Spötteereien und seine Autorität andre zu Gewaltthätigkeiten anreizen könnte. Aber am meisten wünschte er ihm ein öffentliches Zeugniß seiner Zufriedenheit abzugewinnen, und in Schriften von ihm der Nachwelt gepriesen zu werden.

Da Cicero auf der andern Seite merkte, daß Cäsar zur Wiederherstellung der Republik keinen Schritt that; und er täglich mehr Ursache fand, daran zu verzweifeln, so wurde er immer gleichgültiger. Die Wiederherstellung der Freiheit war die einzige Bedingung, unter welcher er Cäsars Freund werden, oder mit Achtung von ihm denken und sprechen

konnte

*) Und doch beginnt erst das goldne Zeitalter des Ausdrucks! — Man versteht unsern Verfasser nur recht. Die reine Simplicität der Prosa, in der sich nur allein die wahre Würde des denkenden freien Geistes abbildet, ohne erkünstelten Kitterstaat, verschwand; die Armuth der Gedanken verbar sich unter dem Brunk der Ebnen; die Prosa wurde poetisch; und wenn noch ein Tacitus aufblühte, so mußte er sein Gefühl durch Wiß den abgestumpften Seelen fühlbar machen. —

chen konnte; ohne dieses konnten ihn keine Gunstbezeugungen gewinnen; sie von einem Gebieter auszunehmen, war eine Beleidigung seiner ehemaligen Würde, und nur ein glänzendes Zeichen der Eilaserei. Bücher waren also sein einziger Trost; in ihrem Umgange fand er sich erleichtert, und träumte sich frei. — In einem Briefe an Cassius berührt er das Unglück der Zeit; „Was ist es denn mit der Philosophie, wirst du sagen? die Demige ist in der Küche; meine macht mir Unruhe. Ich schäme mich als ein Sklav zu leben; ich täusche mich also mit andern Dingen, um nicht Platos Vorwurf zu hören ⁽³⁰⁾.“

Als Cäsar noch in Spanien verweilte, reiste Antonius dorthin, um ihm dort seine Glückwünsche zu sagen, oder ihm wenigstens auf der Rückreise entgegen zu kommen. Als er aber auf der Hälfte des Weges war, erhielt er Depeschen, die ihn zwangen nach Rom zurück zu eilen. Die Stadt wurde dadurch beunruhigt; besonders die Pompejaner, welche befürchteten, daß sich Cäsar, nachdem er nun alle Gegner überwunden habe, nach dem Beispiele der vorhergehenden Sieger, jetzt mit kaltem Blute an seinen Feinden rächen würde; und daß er den Antonius zur Execution seiner Befehle zurück geschickt habe. Auch Cicero nährte diesen Verdacht, und erschrock über die plötzliche Rückkehr des Antonius, bis ihm Valbus und Oppius die Furcht

(30) Ep. fam. 15. 18.

Furcht benahmen, indem sie ihm die wahre Ursache meldeten ⁽³¹⁾. Keiner ward endlich gegen alle Erwartung beunruhigt, als nur Antonius selber. Antonius hatte das Haus des Pompejus und den benachbarten Platz, nebst allen kostbaren Möbeln gleich nach Cäsars Rückkehr aus Aegypten auf der Auktion gekauft; er verließ sich aber auf seinen Einfluß bei dem Cäsar, und auf seine Verdienste um die Beförderung der Macht desselben, daß er nicht an die Bezahlung dachte. Aber Cäsar wurde unwillig, als er des Antonius Ausschweifungen in Italien erfuhr; er wollte sich also nun als den Alleinherrscher zeigen, und schickte daher den strengsten Befehl an den Prätor L. Plancus, daß er sogleich die Bezahlung von dem Antonius fordern, oder die baare Summe auf die Schulderschreibung des Antonius aufnehmen sollte. Darum eilte Antonius zurück, um diese Unannehmlichkeit abzuwenden, und ein Mittel zu finden, Cäsars Befehlen genug zu thun; aber er wurde dadurch so aufgebracht, daß er in der Hitze einen Plan gegen Cäsars Leben soll gemacht haben, worüber sich Cäsar öffentlich im Senate beklagte ⁽³²⁾.

Nachdem der Krieg in Spanien durch den Tod des Ennius Pompejus und die Flucht des Sertorius geendet war, schrieb Cäsar seine Antwort auf

Eices

(³¹) Ad Att. 12. 18. 19. (³²) Phil. 2. 29, 31.

Ciceros *Oratio* in zwei Büchern, schickte sie gleich nach Rom, und ließ sie publiziren. Cicero bekam hierdurch Stoff zu einem Briefe an den Cäsar, um ihm für die Gefälligkeit zu danken, mit der er ihn in dem Aufsatze behandelt hatte, und ihn gegenseitige Komplimente über die Eleganz des Vortrages zu machen. Er theilte diesen Brief dem Valbus und Oppius mit, die ihre große Zufriedenheit darüber erklärten, und ihn dem Cäsar gleich überreichten. „Ich vergaß, schreibt Cicero dem Atticus, dir eine Abschrift davon zu schicken, nicht weil ich mich schämte, wenn du sähest, wie ich schmeicheln könnte; denn wahrhaftig ich schrieb in keinem andern Tone an ihn, als an einen Mann meines Standes. Ich habe wirklich eine gute Meinung von seinem Buche; ich schrieb ihm daher ohne zu schmeicheln, und dennoch so, daß er es mit vielem Vergnügen lesen wird ⁽¹¹⁾“.

(11) Ad Att. 13. 50, 51.

Neun und dreissigstes Kapitel.

Cäsar kommt nach Rom zurück — Sein Triumph misfällt — Cicero vertheidigt den Clodius — Cäsar besucht den Cicero auf seinem Landgute — Cäsar strebt nach der kónialichen Würde — Verschwörung gegen ihn — Schilderung der Verschwornen — Cäsar wird ermordet.

Cäsar kam am Ende des Septembers nach Rom zurück. Er legte das Consulat nieder, und gab es für die noch übrigen drei Monate dem M. Fabius

J. R. 708. Cic.
62. Off. M. Fab.
dinst Maximus.
C. Trebonius.

Maximus, und dem C. Trebonius ⁽¹⁾. Seine erste Sorge war, die Stadt mit dem prächtigsten Triumph, den sie je gesehen hätte, zu unterhalten. Aber das Volk bewunderte und beklatschte diesen Triumphzug nicht, wie er erwartet hatte, sondern war still und mürrisch; denn es sah in demselben, wie es auch war, einen Triumph über sich selber, erkauft durch den Verlust seiner Freiheit, und den Untergang der besten und edelsten Familien der Republik. Es hatte vorher bei den Circensischen Spielen dieselben Beweise seiner Unzufriedenheit gegeben, als Cäsars Statue mit denen der Götter in der Prozession mit vorgetragen wurde; denn es rief nicht das gewöhnliche Freudengeschrei den beliebten Gottheiten entgegen, damit es Cäsar nicht etwa für sich deutete. Cicero ant-

N 2

wort

(*) Suet. Jul. Caes. 76.

wortete dem Atticus, der ihm die Nachricht geschrieben hatte — Dein Brief ist angenehm, wenn gleich das Spiel so schlecht ausfiel; das Volk handelte brav, daß es auch selbst der Göttin des Sieges wegen der schlechten Nachbarschaft nicht Beifall klatschte ⁽²⁾. — Cäsar machte das Verhasste seines Triumphes bald wieder gut, und brachte das Volk durch eine reellere Unterhaltung als durch Spiele, in eine gute Laune; er gab ihm zwei öffentliche Gastmähler, und ließ es nicht an den kostbarsten und beliebtesten Weinen, an Ehier und Galerner fehlen ⁽³⁾.

Bald nach Cäsars Triumphe erhielt auch einer seiner Generale bei der spanischen Armee einen Triumph wegen des Sieges über einige rebellirnde Landschaften dieser Provinz. Cäsars Pracht machte diesen Triumph verächtlich; die Modelle der eroberten Städte, die immer mit im Schaugepränge aufgeführt wurden, waren nur von Holz, da Cäsar vorher goldne und elfenbeinene hatte vortragen lassen; der wigelnde Chrysippus nannte sie daher nur Kapseln von Cäsars Modellen ⁽⁴⁾.

Cicero zog sich ganz von dem Senate zurück, und wohnte die meiste Zeit auf dem Lande ⁽⁵⁾; als aber Cäsar auf der Rückreise nach Rom war, bat ihn

(2) Ad Att. 13. 44. (3) Plin. Hist. 14. 15. Sueton. 38.

(4) Quintil. 6. 3 Dio 234. (5) Ep. fam. 13. 77.

Ihn Lepidus in mehreren Briefen sehr dringend, daß er wieder zurückkehren, und den Senatsversammlungen beizohnen sollte; er versicherte ihn, daß er sowohl als Cäsar es sehr gut aufnehmen würden. Er konnte nicht errathen, wozu sie seiner Hülfe besonders bedürften, die Weihe eines Tempels ausgenommen, wozu drei Augurn nöthig waren (*). Weil ihn aber auch seine Freunde ohnlängst aufgefodert hatten, zu den öffentlichen Geschäften zurück zu kehren, so verließ er endlich die Einsamkeit, und ging nach Rom. Bald nach Cäsars Ankunft hatte er Gelegenheit seine Autorität und seine Beredsamkeit für eine Sache zu verwenden, wofür er sie immer am liebsten nutzte; für die Vertheidigung eines alten Freundes, des Königs Dejotarus.

Cäsar hatte bereits diesen Fürsten eines Theils seines Reichs beraubt, weil er sich zur Parthei des Pompejus gehalten hatte; jetzt war Dejotarus in der Gefahr, Alles zu verlieren, weil ihn sein Großsohn anlagte, er habe vor vier Jahren den Cäsar umbringen wollen, als er auf der Rückreise von Aegypten bei ihm einkehrte. Die Anklage war ungegründet und lächerlich; aber da der König schon verhaßt war, so konnte ihn jede Beschuldigung stürzen; und da Cäsar dem Kläger Gehör gab, so zeigte er schon, wie sehr er gegen den König eingenommen war, und daß er nur einen Vorwand wünschte,

R 3

(*) Ad Att. 13. 42, 47.

wünschte, ihm Alles nehmen zu können. Auch Brutus nahm sich des Dejotarus eifrig an; als er dem Cäsar auf der Straße nach Spanien entgegen reiste, sprach er zu Nicäa für den Dejotarus mit einem solchen Freiheitsfinne, daß Cäsar erstaunte, und nun erst die Entdeckung machte, wie kühn und heftig Brutus Temperament war ⁽⁷⁾. Der Prozeß wurde in Cäsars Hause geführt; und Cicero bewies die Bosheit des Klägers, und die Unschuld des Beklagten so klar, daß Cäsar, der ihn nicht hatte freisprechen wollen, sich schämte, ihn zu verurtheilen, und den Ausweg nahm, sein Urtheil aufzuschieben, bis er selber in den Orient reisen, und sich dort von der Sache unterrichten würde. Cicero erzählt, daß Dejotarus weder abwesend noch in Cäsars Gegenwart dessen Gunst oder nur Billigkeit erlangen konnte; und so oft ihn Cicero vertheidigte, wozu er immer bereitwillig war, so konnte er doch den Cäsar nicht überreden, daß sein Besuch für den Dejotarus billig sei ⁽⁸⁾. Er übersandte dem Könige eine Abschrift von seiner Vertheidigung.

(7) Ad Att. 14. 1. Die Jesuiten Catrou und Rouillé halten das Nicäa, wo Brutus eine Rede hielt, für die Hauptstadt von Bithynien, des Dejotarus Königsreiche. Es war eine Stadt an der Küste von Licaonien, schlechtweg Nicä genannt, wo Brutus dem Cäsar auf seiner Rückkehr von Spanien begegnete. Als er für Dejotarus nichts ausrichtete, so mußte Cicero die Sache übernehmen, so bald Cäsar nach Rom kam. Hist. Tom. 17. p. 91. note

(8) Philipp. 2. 37.

Heidigung; auch gab er dem Dolabella eine, weil er es verlangte; er entschuldigte sich, daß sie so unvollkommen, und der Abschrift kaum werth sei. „Ich wollte, sagte er, meinem alten Freunde und Wirth ein kleines Geschenk machen, freilich nur von geringem Werthe, wie seine Geschenke, die er mir gab (?).

Bald nach diesem Prozesse gab Cäsar dem Cicero einen Beweis seiner Vertraulichkeit; er meldete sich daher bei ihm an, daß er einen Tag bei ihm auf seinem Landhause zubringen wollte; er wählte dazu den dritten Tag der Saturnalien, eine Zeit, die zur Freude und zu Gastmählern unter Freunden und Verwandten bestimmt war ^(*). Cicero meldete dem Atticus von ihrer Unterhaltung folgendes. „O über den Gast, den ich so sehr fürchtete! Wahrhaftig, ich hatte es nicht Ursache, denn er war sehr zufrieden mit meiner Aufnahme. Als er den Abend vorher am achtzehnten bei meinem Nachbar Philipp ankam, war das Haus so voll von Soldaten, daß kaum ein Platz leer war, wo Cäsar speisen konnte; es waren ihrer an zwei tausend, und das machte mich für den nächsten Tag nicht wenig besorgt. Aber Barba Cassius half mir aus der Verlegenheit; er überließ mir eis

R 4 ne

(*) Ep. fam. 9. 12. (**) Dieses Fest fing nach Cäsars verbesserten Kalender am 17 December an, und währete drei Tage. Macrob. Saturn. 1. 10.

ne Wache, und ließ die übrigen auf dem Felde kampiren; und so blieb mein Haus verschont. Den neunzehnten blieb er bei Philipp bis um ein Uhr Nachmittags; er sprach Niemanden; vermuthlich that er mit Volbus Geschäfte ab; darauf ging er an die Küste, badete sich nach zwei Uhr, ließ sich Mamurras Gedichte vorlesen ¹¹⁾, wobei er keine Mine verzog; klebete sich an; ließ sich salben; setzte sich zur Tafel. Nachdem er vorher ein Brechsmittel genommen hatte, aß und trank er mit Lust, und

(¹¹) Mamurra war ein römischer Ritter und General bei Cäsars Artillerie in Gallien; hier hatte er ein unermessliches Vermögen gemacht, und er soll der erste in Rom gewesen sein, der sein Haus mit Marmor bescheiden, und alle Pfeiler aus von Marmor machen ließ. Plin. Hist. 36. 6. Catullus schickte ihn insammit dem Cäsar, wegen seiner Ausschweifungen, und schändlichen Laster. Die Verse haben sich noch erhalten, und es sind wahrscheinlich dieselben, von denen Cicero hier erzählt, daß sie dem Cäsar in seinem Hause vorgelesen wären. S. Catull. 27. 55.

Nur wird vielleicht die Zeit und die Art, wie Cäsar aus Philipps Hause zu Cicero kam, nach der kurzen Erzählung bestreudend finden. Wir müssen aber bemerken, daß ihre Landhäuser an der Formianischen Küste ohnweit Caieta neben einander lagen; aus Philipps Hause ging Cäsar ans Ufer ohngefähr eine Stunde lang, darauf zu Cicero; hier war das Bad bereitet, und während des Badens hörte er Catulls Verse, die ihm Cicero nicht brachte, denn das würde ein Verstoß gegen die gute Lebensart gewesen sein, sondern einige seiner Freunde, die ihn beleiteten, und mußten, wie gern er sich von allem, was gegen ihn publicirt wurde, unterrichten ließ, und wie leicht er es vergaß oder verzog.

ist kein Gast, dem man beim Abschiede sagen kann, kehre bald wieder bei mir ein; einmal ist genug. Wir sprachen kein Wort über Staatsgeschäfte, aber viel über die Literatur; mit einem Worte, er war mit der Unterhaltung zufrieden, und brachte den Tag angenehm zu. Er sprach davon, daß er einen Tag zu Puteoli, einen andern zu Tarsis zubringen wollte. Nun weißt Du, wie ich ihn bewirthe habe; es machte mir zwar viel Unruhe, aber doch wenig Beschwerlichkeit. Ich werde hier noch eine kurze Zeit verweilen, und dann nach Tusculum gehn. Als Cäsar vor Dolabellas Villa vorbeikam, marschirten seine Truppen dicht neben seinem Pferde zur Rechten, und zur Linken, welches sonst nirgends geschah. Nicias hat mir dies gesagt ⁽¹⁴⁾.

Am letzten December starb der Consul N. Furius plötzlich, während daß sein Collegie abwesend war. So wie sein Tod am Morgen gemeldet wurde, so ernannte Cäsar den C. Caninius Rebilus am Nachmittage; so daß sein Amt nur noch den Rest des Tages dauerte. Diese Verletzung der höchsten Würde des Reiches erweckte eine allgemeine Unzufriedenheit in Rom; man spottete über ein so lächerliches Consulat; und von den vielen witzigen Einfällen ⁽¹⁵⁾, die meist alle von Ciceron herrührten,

(¹⁴) Ad Att. 13. 52. (¹⁵) Macrobian. Saturn. 2. 3. Dio p. 236.

ten, giebt er uns ein Beispiel in der Nachricht von dem Vorfalle.

Cicero an den Curius.

Ich rathe Dir nicht mehr, zu uns zu kommen; ich selber möchte in einen Winkel fliehen, wo ich weder die Namen noch die Handlungen dieser Söhne Pelops hörte. Es ist unglaublich, wie kleinlich ich von mir selber denke, weil ich bei solchen Auftritten zugegen bin. Du hättest gewiß ein Borgefühl von den Dingen, die da kommen würden, als Du diesen Ort verliessest. Freilich ist es auch beunruhigend, nur zu hören von solchen Begebenheiten, aber, sie selber zu sehen, ist noch unerträglicher. Es war ein Glück, daß Du nicht auf dem Marsfelde warst, als um sieben Uhr des Morgens, da die Wahl der Quästoren vorgenommen werden sollte, der Stuhl des N. Maximus, des sogenannten Consuls ⁽¹⁶⁾, aufgestellt, und so, wie die Nachricht kam, daß er gestorben sei, wieder weggesetzt wurde. Cäsar hatte zwar die Auspicien für eine Versammlung der Tribus beobachtet, er

vers

(16) Cicero wollte einem Consul auf drei Monate, der so unregelmäßig gewählt war, gar nicht den Titel eines Consuls zukommen lassen; auch erkannte ihr das Volk nicht an; denn als Rabius ins Theater trat, erzählt Sueton im Leben Cäsars B. 80, und sein Befolge der Gewohnheit gemäß seine Ankunft ausrief und dem Volke hief, dem Consul Platz zu machen, rief das ganze Publikum, er ist kein Consul.

verwandelte sie aber in eine Zusammenkunft der Consurien; und um ein Uhr Nachmittags wählte er einen neuen Consul, der bis am nächsten Morgen regierte. Ich wollte dir also nur melden, daß unter Caninius Consulate niemand zu Mittag speiste; daß kein Verbrechen begangen wurde; denn er war so bewunderungswürdig wachsam, daß er während seiner ganzen Regierung so gut wie gar nicht schlief. Das scheint Dir lächerlich in Deiner Ferne; wärest Du hier, Du würdest Dich der Thränen kaum enthalten. Wenn ich Dir noch alles erzählen sollte! Es giebt noch tausend Ausstritte dieser Art; und wahrhaftig ich könnte sie nicht überleben, wenn ich mich nicht mit unserm Freunde Atticus, dem Gefährten meiner Studien, in die Arme der Philosophie geworfen hätte ⁽¹⁷⁾."

Cäsar war von so vielen Creaturen umgeben, die das Consulat als eine Belohnung ihrer Dienste von ihm zu erlangen hofften, daß es unmöglich war, sie alle auf die regelmäßige Art zu befriedigen; er mußte es also zersplittern, und es auf wenige Monate, oder Wochen, oder selbst Tage ertheilen, wie sich die Umstände fügten. Da nun die Würde selber nur ein Name war, ohne Macht, so lag nichts daran, auf wie lange sie ertheilt wurde; die kürzeste Frist verschaffte dieselben Vorrechte, als die längste; denn wer einmal Consul gewesen war, behielt nachher immer den Rang und Titel eines Consular Senatoren ⁽¹⁸⁾.

Wie

(¹⁷) Ep. fam. 7. 30. (¹⁸) Dio. p. 240.

Mit dem neuen Jahre trat Cäsar sein fünftes Consulat an, zugleich mit dem M. Antonius. Er hatte es dem Dolabella versprochen, aber wider alle Erwartung nahm er es selber; Antonius hatte ihn dazu beredet; denn aus Besorgniß, daß Dolabella sein Nebenbuhler in Cäsars Gewogenheit kommen könnte, hatte er etwas Nachtheiliges von ihm dem Cäsar beigebracht, und gesucht, ein Mißverständniß zwischen beiden zu Stande zu bringen. Das scheint auch der Grund gewesen zu sein, warum Cäsar, wie oben erwähnt ist, so vorsichtig bedekt vor Dolabellas Villa vorbei ritt. Dolabella wurde dadurch empfindlich gekränkt; voll Unwillen gieng er in den Senat, und weil er es nicht wagte, seine Galle gegen Cäsarn zu ergießen, so brach er in eine heftige Rede gegen Antonius aus, die einen heißen Wortwechsel zwischen ihnen erzeugte, bis Cäsar, um dem Streite ein Ende zu machen, versprach, dem Dolabella das Consulat abzutreten, ehe er in den Krieg gegen die Parther ginge; aber Antonius betheuerte, daß er durch seine Autorität als Augur die Wahl vernichten würde ⁽¹⁹⁾; und erklärte ohne Bedenken, daß er dess wegen den Dolabella anseinde, weil er um seine Gemalin, die Tochter seines eignen Oheims, gebuhlt habe. Es schien eine Verläumdung zu sein, womit Antonius seine Ehescheidung von ihr und seine Verbindung mit Fulvia, der Wittve des Clodius, entschuldigen wollte ⁽²⁰⁾.

Cäsar

(¹⁹) Phil. 2. 32. (²⁰) Phil. 2. 33.

Cäsar hatte nun den Gipfel seines Ruhmes erreicht; er war, wie Florus sagt, mit dem ganzen Schmucke angethan, dem Schlachtopfer gleich⁽²¹⁾. Er hatte vom Senate die übertriebensten Ehrenbezeugungen, menschliche und göttliche, welche die Schmeichelei nur erfinden konnte, empfangen; einen Tempel, einen Altar und Priester; sein Gebild war in Prozeßion unter den Gottheiten aufgeführt; seine Statue unter den Königen; ein Monat war nach ihm genannt; und er besaß eine beständige Dictatur⁽²²⁾. Cicero bemühte sich, diese übertriebenen Ehrenbezeugungen in die Schranken der Vernunft zurück zu weisen⁽²³⁾; aber vergebens; denn Cäsar war geneigt, noch mehr anzunehmen, als man ihm anbot; im Schwindel seines Stolzes, und in der Absicht zu erproben, wie weit die Römer ihre Schmeichelei treiben würden, war er nicht damit zufrieden, alles zu besitzen, was ihm eine wirkliche Macht in die Hände gab, sondern er verlangte noch nach einem Titel, der ihm nur Neid und den Haß des Volkes zuziehen mußte, nach dem Titel eines Königs. Plutarch hält es für einen auffallenden Beweis der Thorheit des Volkes, daß es geduldig alle Wirkungen einer königlichen Regierung ertrug, aber einen solchen Abscheu vor dem Namen bezeugte. Aber das Volk war nicht so thöricht als Cäsar; es ist sehr natürlich, daß sich das Volk durch Namen regieren läßt, ohne auf die Wirklichkeit zu sehen; auch

suchten

(21) Phil. 1. 4. 2. 92. (22) Flor. ibid. Suet. J. Caes. 76.

(23) Plutarch. in Caes.

suchten die Partheien dieses Vorurtheil immer zu unterhalten; aber es ist einem so großen Manne, als Cäsar, nicht zu verzeihen, daß er so viel Werth in einen Titel setzte, der ihm nicht allein keine Ehre brachte, sondern sogar seine erhabne Würde herabzusetzen schien (*).

Unter andern Schmeicheleien, die man für ihn erfand, wurde ihm zu Ehren eine neue Bräderschaft, Luperci, errichtet, und nach ihm genennet; ihr Haupt war Antonius. Der junge Quintus Cicero wurde Mitglied dieser Gesellschaft, mit Bewilligung seines Vaters, obgleich wider den Willen seines Oheims, der das Ganze nicht allein als eine niedrige Schmeichelei verachtete, sondern es für einen jungen Menschen von Familie unschicklich fand, daß er sich zu unsittlichen Gebräuchen, naht und wahnsinnig durch die

(*) Haben die Historiker auch Recht, wenn sie nur über Cäsars Eitelkeit deflamiren? Wir denken, wir kennen die Umstände nicht genug. Sollte dieser große Geist nur nach einem leeren Titel geacirt haben? War Cäsar schon am Ziele seiner Vollendung? ich zweifle. Freilich hatte er alle Gewalt, aber wie? als Usurpatör von der Faktion der Demokraten. Sollte Cäsar so wenig für die Zukunft gesorgt haben als Sulla? Wie wenn dieser erhabne Geist es einsah, daß die Republik in der Monarchie oder in der Despotie ersterben mußte? Wie wenn er die wohlthätige Absicht hatte, diesen Tod der Republik durch seine Staatsklugheit zu erleichtern, und dem Volke eine neue bessere monarchische Konstitution abzugewinnen? Gewiß Cäsar wurde zu früh von seiner großen Laufbahn durch die verrätherischen Hände unheimlicher Schwärmer gerissen, als daß wir noch so über seine Absichten urtheilen dürfen. Wäre es nicht für das unermessliche Reich ein Elül gewesen, wenn es Cäsar zur erblichen Monarchie umgeschaffen hätte? —

die Straßen zu laufen, anheischig machte ⁽²⁴⁾. Das Fest wurde in der Mitte des Februars gefeiert; Cäsar saß in einem goldenen Sessel auf der Rednerbühne, in seinem Triumph-Kleide, und sah dem Vergnügen des Herumlaufens zu. Witten unter dieser Kurzweil bot ihm der Consul Antonius, an der Spitze seines nackten Haufens, das königliche Diadem an, und versuchte es, dasselbe ihm aufzusetzen; bei dem Anblicke dieses Vorfalles erhob sich ein allgemeines Murren auf dem Forum; als aber Cäsar das Diadem von sich wies, bezeugte das Volk durch ein lautes Geschrei seine Freude. Indessen befahl doch Antonius in die Akten des Staates zu schreiben, daß er auf Geheiß des Volkes dem Cäsar die königliche Gewalt und den Titel angetragen, Cäsar aber es ausgeschlagen habe ⁽²⁵⁾.

Als dieser Vorfall die Stadt theils ergödete, theils beunruhigte, so suchten vorzüglich die beiden Tribunen Marullus und Cicerius jeden Schritt für diese Sache zu hindern. Sie nahmen das Diadem ab, das gewisse Personen heimlich um Cäsars Statue auf der Rednerbühne gebunden hatten; führten die vermuthlichen Thäter ins Gefängniß, und bestrafte andere, die es wagten, Cäsar mit dem Namen König auf der Straße zu begrüßen; indem sie erklärten, daß Cäsar selber diesen Titel verbitte und verabscheue. Hierdurch wurde Cäsar, seiner gewöhnlichen Mäßigung und Selbstbezwungung uneingedenk,

(²⁴) Ad An. 12. 5, (²⁵) Phil. 2. 34. Vell. P. 2. 56.

gedenk, so aufgebracht, daß er die Tribunen vor dem Senate anklagte, sie hätten die Absicht, eine Empörung gegen ihn zu erregen, indem sie die Stadt überreden wollten, er trachte wirklich nach der königlichen Gewalt. Als der Senat das strengste Urtheil über sie fällen wollte, war er zufrieden, sie von ihrem Amte abzusetzen, und sie aus dem Senate zu stoßen ⁽²⁶⁾; wodurch das Volk nur noch mehr überzeugt wurde, daß er einen Titel wünschte, den er zu verachten vorgab.

Cäsar hatte alle Zurüstungen zu dem Feldzuge gegen die Parther gemacht; er hatte seine Legionen voraus nach Macedonien geschickt; die Nachfolge der Magisträte auf zwei Jahr festgesetzt ⁽²⁷⁾; den Dolabella an seine Stelle zum Consul dieses Jahres bestimmt; den M. Hortensius und C. Pansa zu Consuln des nächsten Jahres ernannt; aber vor seiner Abreise wollte er sich den königlichen Titel vom Senate geben lassen, der seine Gewalt zu sehr fühlte, und zu folgsam gegen seinen Willen war, als daß er ihm etwas abschlagen konnte. Um das Volk vorzubereiten, ließ er eine Sage in der Stadt aussprengen, es finde sich eine Prophezeiung in den Sibyllinischen Büchern, daß die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten; dieser Prophezeiung zu Folge sollte Cotta, einer von den Aufsehern dieser Bücher, im Senate bei der nächsten Versammlung den Vorschlag thun, daß man dem Cäsar den königlichen

(²⁶) Sueton. J. Caes. 79. Dio. p. 245. App. 2. p. 496.
Vell. P. 2. 68. (²⁷) Ad Att. 14. 6.

möglichsten Theil geben solle ⁽²⁸⁾. Als Cicero eins über diese Absicht sprach, sagte er: es war zu vermuthen, daß erdichtete Zeugnisse würden vorgebracht werden; unzu beweisen, daß er, dessen königliche Macht wir längst fühlten, auch den Namen eines Königs führen müßte, wenn wir glücklich sein wollten; laßt uns aber mit den Besizern solcher Drakeln einen Handel schließen, daß sie etwas anders herausbringen, als einen König, den weder Götter noch Menschen in Rom wieder dulden werden ⁽²⁹⁾.

Man könnte wohl erwarten, daß Cäsar nach allen Gefahren, durch die er sich den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte, jetzt den Rest seines sich neigenden Alters im ruhigen Genuße aller der Ehre und der Vergnügen, die eine unumschränkte Gewalt, und die Herrschaft über die Welt gewähren konnten, würde verlebt haben. Aber mitten in seinem Glanze floh ihn die Ruhe ^(*); er sah, daß das Volk ihm abgeneigt war, und seine Regierung ungern ertrug; nur auf kurze Zeit durch die Pracht seiner Schaulustpränge und Triumphe ergötzt, bereute es immer bei kaltem Blute den Preis, den es dafür aufgeopfert hatte; den Verlust der Freiheit und das Leben seiner besten und edelsten Mitbürger. Cäsar scheint den Feldzug gegen die Parther nur als einen Vorwand ergriffen zu haben, um sich dem Murren der unzufriednen Stadt zu entziehen, und seinen Ministern

⁽²⁸⁾ Sueton. c. 79. Dio. p. 247. ⁽²⁹⁾ De Divin. 2. 54.

^(*) Oder sein großer Geist strebte nach einem noch höhern Ziele?

stern die Ausübung einer verhassten Gewalt, und das Geschäft, den Geist des Volkes zu bändigen, zu überlassen, indessen er dadurch, daß er neue Lössbeeren im Orient erwürbe, die Gränzen des Reiches erweiterte, und die Ehre desselben an seinen gefährlichsten Feinden ahndete, nach und nach die Römer mit einer Regierung ausübte, die sanft und milde zu Hause, glücklich und rühmlich auswärts wäre.

Sein ungeduldiges Verlangen nach der königlichen Würde vernichtete alle seine Pläne, und beschleunigte seinen Untergang; es trieb die Edlen an, die sich gegen sein Leben verschworen hatten, ihr Vorhaben zu beschleunigen, damit sie sich die Schande ersparten, bei einer Handlung zu konkurriren, die sie herzlich verachteten ⁽¹⁰⁾; und die beiden Brutus, deren Familie ihren Ruhm auf die Ausrottung der Könige gründete, mußten es als eine persönliche Beleidigung, und eine Beschimpfung ihres Namens ansehen, wenn sie es zugaben, daß diese Würde wieder hergestellt würde.

Ueber sechszig Personen hatten an der Verschwörung Antheil ⁽¹¹⁾; der größte Theil derselben war vom Range der Senatoren; M. Brutus und C. Cassius waren die Hauptpersonen, die Urheber des ganzen Planes.

M. Junius Brutus war ein und vierzig Jahre alt; er stammte aus der berühmtesten Familie der
S 2 Republik

(10) Sueton. I. Caes. 80. Dio. p. 247. (11) Sueton. 18.

Republik ab; denn er leitete seinen Namen und sein Geschlecht von dem ersten Consul L. Brutus ab, der den Tarquin vertrieben, und den Römern die Freiheit geschenkt hatte ⁽¹²⁾. Sehr früh verlor er seinen Vater; sein Oheim Cato unterrichtete ihn daher sorgfältig in allen edlen Wissenschaften, besonders in der Beredsamkeit und Philosophie, und unter einem solchen Lehrer bildete sich sein warmes Gefühl für Freiheit und Tugend. Er hatte vortreffliche Anlagen und anhaltenden Fleiß; sehr früh erwarb er sich einen Namen auf der Rednerbühne, wo er verschiedene sehr wichtige Prozesse führte, so daß er bald für

(12) Einige alte Schriftsteller bezweifeln diese Nachricht von Brutus Abkunft; besonders Dionysius von Halicarnassus, der scharfsinnigste von ihnen, der auch einige Beweise dagegen aufstellt, die sehr scheinbar sind. Als Brutus noch lebte, glaubte man ihm diese Abkunft. Cicero erwähnt derselben in seinen Reden und in andern Schriften, als einer Sache, daran Niemand zweifelte; er spricht oft von dem Stilde des alten Brutus, das Marcus unter seinen Ahnen stehen hatte; und Atticus, der die Geschichte der alten römischen Familien besonders aufmerksam studierte, leitete auch des Brutus Geschlecht in gerader Linie von jenem alten Helden ab. Corn. Nep. vit. Att. 18. Tusc. Q. 4. 1.

Brutus war unter dem Consulate des L. Cornelius Cinna, und unter Ca. Papirius Carbo J. A. 668 geboren. Ein hinlänglicher Beweis gegen die Sage, er sei Cäsars Sohn gewesen, denn er war nur funfzehn Jahr jünger. Cäsars Umgang mit Brutus Mutter Servilia haben; wenigstens erst als Cäsar seine erste Gemalin Cornelia verlobt hatte, die er sehr jung heirathete und innig liebte. Er hielt ihre Leichenrede als Quästor; seltsam war er schon dreißig Jahr alt. Sueton. J. Caes. 1. 6, 30. Brut. p. 343. 447. und Corradi not.

für den beredtesten und gelehrtesten von allen jungen Edelleuten seines Alters gehalten wurde. Er sprach richtig, elegant, scharfsinnig; aber es fehlte ihm die Kraft und der Wortfluß eines vollkommenen Redners. Philosophie war sein Lieblingsstudium; zwar bekannte er sich zu der bescheidenen Sekte der alten Akademie, aber aus einem gewissen Stolge und Ernste seines Charakters affectirte er die Strenge der Stoa, und ahmte seinem Oheime Cato nach, dem er doch ganz unähnlich war. Denn sein Herz war mild und mitleidig; verabscheute jede Grausamkeit; und sein zartes Gefühl zwang ihn oft, die Strenge seiner Grundsätze zu verläugnen. Seine Mutter lebte sehr vertraut mit Cäsar, aber er war der Gegenparthei ergeben, und fest für die Freiheit. Darum folgte er dem Pompejus, den er haßte, und zeichnete sich durch seinen Eifer auf dieser Seite aus. In dem Treffen bei Pharsalus hatte Cäsar den Befehl ergehen lassen, daß Brutus aufgesucht, und in Sicherheit gebracht werden sollte; denn er wünschte ihn von einer Unternehmung abzubringen, die ihn wahrscheinlich ins Verderben stürzen würde. Als nun Cato und die übrigen Generale den Krieg in Afrika erneuerten, so wurde Brutus durch Cäsars Großmuth und die Bitten seiner Mutter bewogen, seine Waffen nieder zu legen, und nach Italien zurück zu kehren. Cäsar versuchte es, ihn durch alle Ehrenbezeugungen, die er ihm nur gewähren konnte, zu gewinnen; aber die Schmach von einem Herren zu empfangen, was er von einem freien Volke hätte erlangen sollen,

empörte ihn zu sehr, als daß ihn alle Ehrenbezeugungen hätten bestechen können; und das Verderben, in welches seine Freunde durch Cäsars usurpirte Herrschaft gestürzt waren, erfüllte ihn mit einem Muth, den keine Günstbezeugung gutmachen konnte. Er blieb daher immer unter Cäsars Regierung in einer zurückhaltenden Ferne; er suchte sein Zutrauen nicht, nahm nicht Theil an seinen Berathschlagungen, und überzeugte Cäsarn durch die Hestigkeit, mit welcher er die Rechte des Königs Desotarus vertheidigte, daß man ihn nicht gewinnen könnte, wo er sich nicht frei fühlte. Er pflog indessen die strengste Freundschaft mit Ciceron, weil er wußte, daß dessen Grundsätze ganz den gegenwärtigen Maasregeln entgegen waren. In seinen freien Gesprächen ergoß er oft seine Klagen über den unglücklichen Zustand der Republik, und die schlechten Hände, in die sie gefallen. Durch solche Unterredungen angefeuert, und durch die allgemeine Unzufriedenheit aller Patrioten bestärkt, faßte er endlich den kühnen Entschluß, sein Vaterland durch Cäsars Tod zu befreien. Er hatte den Milo wegen des Mordes des Clodius durch einen Grundsatz vertheidigt, dessen Wahrheit er verfocht, daß diejenigen, die den Gesezen zum Hohn lebten, und nicht vor Gericht gezogen werden könnten, ohne Proceß aus dem Wege geschafft werden müßten. Dieser Grundsatz war auf Cäsarn noch anwendbarer als auf den Clodius; denn seine Gewalt hatte ihn dem Arme der Geseze entzogen, und kein Mittel ihn zu strafen gelassen, als den Mord. Das
war

war Brutus' Bewegungsgrund; und Antonius ließ ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er der einzige von der Verschwörung gewesen sei, der aus Grundsatz in dieselbe trat; den die übrigen wären aus privat Rache gegen die Person des Cäsars, er allein gegen den Tyrannen aufgetreten. ⁽¹¹⁾

C. Cassius stammte gleichfalls von einer Familie ab, die nicht minder geehrt und alt, und eben so eifrig für die Freiheit war, als die des Brutus. Sein Ahne Sp. Cassius wurde; wie man erzählt, nach einem Triumphe und drei Consulaten von seinem eignen Vater zum Tode verurtheilt, weil er nach der Alleinherrschaft gestrebt hatte. C. Cassius gab schon als Knabe einen auffallenden Beweis seines Muthes und seiner Liebe für die Freiheit; er gab Syllas' Sohne Faustus einen Backenstreich, weil er vor seinen Schulkameraden mit seines Vaters Größe und uneingeschränkter Gewalt geprahlt hatte; und als Pompejus die Knaben vor sich kommen ließ, um sie über ihren Streit zu verhören, erklärte er, wenn Faustus es wagte, die Worte zu wiederholen, so würde er ihm noch einen Streich versetzen. Er begleitete den Crassus als Quästor in den Krieg gegen die Parther, und zeichnete sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Wäre Crassus seinem Rathe gefolget, so hätte er die ganze Armee gerettet. Nach der unglücklichen Niederlage machte er mit dem Reste der Legionen einen

§ 4.

Flus

(11) Brut. 15, 219, 15, 269, 997. App. p. 498.

flugen Rückzug nach Syrien; und als ihn die Parther durch ihr Glück erhist, bis dahin verfolgten, und ihn in Antiochien einschlossen, rettete er die Stadt sammt der Provinz aus ihren Händen, sah die Gelegenheit ab, gewann einen beträchtlichen Sieg über sie, und erschlug ihren General. Während des bürgerlichen Krieges segelte er nach dem Treffen bei Pharsalus mit siebenzig Schiffen nach der Küste von Asien, um dort neue Truppen zu werben, und den Krieg gegen den Cäsar zu erneuern; aber die Geschichtschreiber erzählen uns, er sei von ohngefähr mit dem Cäsar auf einem Packetboot auf dem Hellesponte zusammen gekommen, und anstatt ihn nieder zu stoßen, wie er hätte thun können, sei er durch den Anblick des Siegers so betroffen worden, daß er kleinmüthig um sein Leben gebeten, und dem Cäsar seine Flotte ausgeliefert habe. Cicero aber giebt uns einen Wink von einer ganz andern Geschichte, die weit wahrscheinlicher, und des Cassius würdiger ist. Er hatte erfahren, wo Cäsar landen wollte, und hatte sich daher in eine Bay von Cilicien, am Ausfluß des Cydnus gelegt, um ihn zu überfallen; als aber Cäsar am entgegen gesetzten Ufer landete, ehe er es gewahr wurde, so scheiterte sein ganzer Plan; und da Cäsar in einem Lande, wo sich alles für ihn erklärte, sicher war, so hielt es Cassius auch am besten, für seine Rettung zu sorgen, und mit der Flotte zu ihm über zu gehen. Er heirathete die Schwester des Brutus, Tertia; und ob er gleich mit seines Schwagers Charakter und Philosophie nicht übereinstimmte, so war er doch

doch sein treuer Freund und Anhänger in Staatsan-
gelegenheiten, und nahm an allen seinen Berathschla-
gungen Theil. Er war tapfer, witzig, gelehrt;
aber leidenschaftlich, stolz und grausam; Brutus
war der lebenswürdigste Freund, er der gefäh-
rlichste Feind. In seinen spätern Jahren verließ er
die Stoiker, und wurde ein Epikurer; er hielt
diese Lehre für natürlicher und vernünftiger, und
behauptete, daß das Vergnügen, das Epikur em-
pfehle, nur in der Ausübung der Tugend und der
Gerechtigkeit bestehe. Er bekannte sich zur Sekte
des Epikurs, lebte aber als ein Stoiker; war mäs-
sig in Vergnügungen und im Essen, und trank be-
ständig Wasser. Er hielt sich schon früh zu Cicero,
wie alle jungen Edelleute thaten, die etwas Gro-
ßes und Lobenswürdiges beabsichtigten. Ihre Freunds-
chaft wurde in dem bürgerlichen Kriege und unter
Cäsars Regierung durch die Uebereinstimmung ihrer
Gefinnungen noch fester geknüpft; und sie schrieben
sich in dieser Zeit in einem so freien und freundschaft-
lichen Erne, der nur unter den Vertrauesten statt
hat. Cicero spottet zwar in diesen Briefen über
des Cassius Epikurismus und den Wechsel seiner
Grundsätze, aber gesteht ihm zu, daß er immer
mit der größten Ehre und Rechtschaffenheit gehan-
delt habe; er müsse glauben, sagt er scherzend,
daß die epikurische Sekte mehr Kraft gewonnen ha-
be, seit Cassius zu ihr übergegangen. Die alten
Schriftsteller geben mehrere nichtswürdige Ursachen
des Hasses an, die ihn bewogen hätten, sich gegen
den Cäsar zu verschwören, weil Cäsar ihm eine Aus-

zahl Löwen, die er zu einem öffentlichen Spiele beistimmt hatte, wegnahm; oder weil er ihm das Consulat nicht geben wollte; oder weil er dem Brutus eine ehrenvollere Prätur verlieh. Wir brauchen nicht weiter nach den Ursachen zu fragen, wenn wir seinen Charakter und seine Grundsätze kennen; denn sein Temperament war heftig und stürmisch; er vertrug keinen Widerspruch, am wenigsten Unterwerfung; er war leidenschaftlich für Ruhm, Tugend und Freiheit. Von diesen Eigenschaften hatte Cäsar seine Gefahr zu befürchten; und als man ihn warnte, er solle sich vor dem Dolabella und Antonius hüten, antwortete er: er habe nicht Ursache die lustigen, schöngelosten und jovialischen Menschen zu fürchten, sondern die gedankenvollen, mageren und blassen; er meinte den Brutus und Cassius (34).

Zunächst auf dem Brutus und Cassius folgten ihrem Ansehen gemäß Decimus Brutus und C. Trebonius, ob gleich im Charakter sehr von ihnen unterschieden. Sie hatten beide dem Cäsar beständig gedient; er hatte sie besonders befördert, und ihnen in allen seinen Kriegen sein Zutrauen bewiesen. Als er zum erstenmal nach Spanien marschirte, ließ er sie die Belagerung von Marseille betreiben

(34) Phil. 2. 11. Liv. 2. 41. Val. Max. 3. 1. Plutar. in Brut. Vell. Pat. 2. 46. Phil. II. 14. App. 2. 483. Dio 42. 138. Sueton. I. Caes. 63. Phil. 2. 11. Vell. P. 2. 72. Ep. fam. 15. 19. Senec. 547. Ep. fam. 15. 16. Vell. P. 2. 56. Plutarch. in Brut. App. 403.

ben, den Brutus zur See, den Trebonius von der Landseite, wobei sie großen Muth und Geschicklichkeit zeigten, und diese Festung endlich zur Uebergabe zwangen. Decimus stammte mit seinem Namensverwandten Marcus von einer Familie ab; und Cäsar suchte sie beide vorzüglich zu gewinnen, als scheute er einen Namen, der den Königen Abscheu einflößte. Es schien ihm mit Decimus gelungen zu sein; willig nahm er seine Freundschaft und seine Gunstbezeugungen an; Cäsar ernannte ihn zum Befehlshaber des cisalpinischen Galliens und zum Consul des folgenden Jahres; und bestimmte ihn zum zweiten Erben seines Vermögens, wenn der erstere nicht mehr da sein sollte. Decimus scheint keinen bestimmten tugendhaften patriotischen Charakter, noch irgend einige Verbindung mit Cicero vor dem Morde des Cäsars gehabt zu haben. Das Volk erstaunte also über den Schritt, den es nicht von ihm erwartet hatte. Er war tapfer, großmüthig, liebte die Pracht, lebte glänzend im Genuße eines unermesslichen Vermögens; er hielt eine zahlreiche Bande Gladiatoren auf seine eignen Kosten zum Vergnügen der Stadt; und nach Cäsars Tode gab er an viermal hundert tausend Pfund von seinem Vermögen her, zum Unterhalt einer Armee gegen den Antonius ⁽³⁵⁾.

Tres

(³⁵) Vell. P. 2. 56. Suet. I. Caes. 83. Caes. Comment. de Bell. Civ. 2. Plut. in Brut. App. p. 497, 518. Dio 44. 247. Vell. P. 2. 6;.

Trebonius konnte sich keiner alten Familie rühmen; er war ein neuer Staatsmann, ganz Cäsars Creatur, der ihn durch alle Ehrenstellen bis zu dem neuen Consulate von drei Monaten befördert hatte. Antonius nennt ihn den Sohn eines Gaullers, Cicero aber zeigt, daß sein Vater ein reicher Ritter war. Trebonius war ein Mann von Talenten, besaß Klugheit, Rechtschaffenheit, Menschlichkeit; er war mit den edlern Wissenschaften bekannt, hatte viel Laune und Witz. Nach Cäsars Tode publicirte er eine Sammlung von Ciceros Einfällen, worüber ihm Cicero das Lob ertheilt, daß er sie sehr gut vorgetragen, und ihnen durch seine launigen Manier neue Stärke und Schönheit gegeben habe. Die Historiker erwähnen keines Bewegungsgrundes, warum Trebonius oder Decius sich gegen einen Mann verschworen, dem sie unendlich viel schuldig wären; und so können wir nicht ohne Wahrscheinlichkeit mit Cicero diese That der Größe ihres Geistes und der stärkern Liebe für ihr Vaterland zuschreiben *), durch die sie sich ge-

druus

(*) Es giebt noch einen dritten Namen für ihre That, der passender scheint; politische Schwärmerci aber, wie man es auch nennen mag, nichts vermag das Strafbare des Mordmordes und der Verschönerung zu rechtfertigen. Nur der Erfolg konnte zeigen, ob es eine große That, oder ein Vebensstück war. Wofür kümmert Rom's Schicksal? Warum flohen die feigen Mörder aufs Capitol hinter die Dolche ihrer gedungenen Helfer? Glaubten sie die alte Republik sei hergestellt, als der Mann fiel, der eine Welt zu beherrschen verdiente, aber eine Schaar seiner Anhänger zurück blieb, die seinen

nen

drungen sahen, die Freiheit Roms, der Freundschaft gegen einen Einzigen vorzuziehen, und lieber die Mörder, als die Theilnehmer eines Tyrannen zu werden ⁽³⁶⁾.

Die übrigen Mitverschwornen waren theils junge Leute, edler Abkunft, voll Begierde den Untergang ihrer Familien und ihres Vermögens zu rächen; theils dunkle unbekannte Menschen, deren Treue und Muth Brutus und Cassius erprobt hatten ⁽³⁷⁾. Sie kamen überein, ihre That im Senatsgebäude auszuführen, der auf die Idus, oder auf den fünfzehnten März berufen war. Sie hielten sich überzeugt, daß der Senat ihnen, wenn es geschehen, Beifall geben, ja wenn es nöthig wäre, zu der That behülflich sein würde ⁽³⁸⁾. Ein Umstand munterte sie vorzüglich auf, und schien ihnen vorbedeutend, daß die Curie des Pompejus der Ort war, wo sie ihr Vorhaben ausführen sollten; wo also Cäsar zu den Füßen der Bildsäule des Pompejus sinken würde, als ein Schlachtopfer der Mächte dieses großen Mannes ⁽³⁹⁾. Sie hielten es ferner für gewiß, daß die ganze Stadt auf ihrer Seite sein würde, aber zur größern Sicherheit ließ D. Brutus seine Tochter am dem Morgen bes

waffn

nen Herrschersinn, aber nicht seinen Edelmuth und seinen großen Geist besaß? Warum verließen sie den schwachen Senat, den das Wort Cäsarmord in die verborgenen Winkel trieb?

(³⁶) Phil. 13. 10. 11. 4. Ep. fam. 15. 21. 12. 16. Phil. 2. 11. (³⁷) Phil. 2. 11. (³⁸) App. 499. (³⁹) Suet. 101. 20.

waffnen, als wenn sie zu einem Spiele gebraucht werden sollten, damit sie auf dem ersten Wink bereit wären, die Wege zum Senat zu besetzen, und sie vor einem plötzlichen Anfall zu sichern. Das Theater des Pompejus, das neben der Curie stand, war ein sehr schicklicher Ort, wo sie sich ohne weisern Verdacht, als auf einem Uebungsplatze, versammeln konnten. Nur über einen Punkt waren die Meinungen der Verschwornen sehr getrennt, ob sie auch den Antonius und Lepidus ermorden sollten; besonders den Antonius, den herrschsüchtigen von allen, von dem sich neue Unternehmungen gegen den Staat befürchten ließen. Cassius erhielt die Mehrheit der Stimmen dafür, daß sie getödtet werden sollten; aber die beiden Brutus sprachen dagegen, und behielten die Oberhand. Sie äusserten, wenn sie mehr Blut vergössen als nöthig wäre, so würden sie sich verhasst machen, und sich den Vorwurf der Grausamkeit zuziehen; man würde sagen, daß sie nicht als Patrioten, sondern als Partheigänger des Pompejus handelten, nicht sowohl um die Stadt zu befreien, als sich an ihren Feinden zu rächen, und sich die Herrschaft zu verschaffen. Am meisten aber bewog sie der thörichte Wahn, daß Antonius leicht würde gewonnen werden, wenn die That geschehen wäre. Aber diese Nachgiebigkeit wurde ihr Unglück, und sie verscherzten alles, weil sie ihr Werk unvollendet ließen. Cicero warf ihnen dies oft in seinen Briefen vor ⁽⁴⁰⁾.

Di

(40) Plutarch. in Caes. App. 2. 499, 502. Dio 24, 242. Ep. fam. 10. 28. 12. 4. ad Brut. 2. 7.

Die Historiker sprechen von verschiedenen Anzeichen, wodurch Cäsar wäre gewarnt worden ⁽⁴¹⁾. Sie waren von einigen erfunden, wurden von andern leichtgläubig angenommen, und wie gewöhnlich von allen benutzt, um die Einbildungskraft der Leser zu reizen, und Aufmerksamkeit auf eine Begebenheit zu erwecken, an der die Götter Antheil nahmen. Cicero erzählt eines der merkwürdigsten; als Cäsar kurz vor seinem Tode mit großer Pracht in seinem Triumphkleide auf einem goldenen Stuhle sitzend ein Opfer brachte, fand man in dem feinsten Opferstiere kein Herz; da Cäsar darüber betroffen schien, warnte ihn der Haruspex Spurinna, sich zu hüten, daß er nicht durch falsche Maasregeln verleitet, sein Leben verlohre, denn das Herz sei der Sitz und die Quelle von beiden. Am folgenden Tage opferte er wieder, in der Hoffnung, die Eingeweide besser zu finden; aber er fand einen Mangel an der Leber, eines der unglücklichsten Anzeichen ⁽⁴²⁾. Cicero macht diese Erzählung lächerlich;

(41) Sueton. 87. Plut. in vit.

(42) De Divin. 1. 12. 2. 16. Solche Opfertiere ohne Herz oder Leber machten, daß diejenigen, die wirklich an die Divination glaubten, wie die Stoiker, die Kräfte aufwarfen, wie ein so verderbliches Phänomen zu erklären sei. Die gewöhnliche Ausbuna war, die Götter veranlaßten in dem Augenblicke des Opfern's dieses Wunder, indem sie die Eingeweide veränderten, dem Zustande des opfernden und der beabsichtigten War-nuna anacemessen. De Div. Die Naturalisten lachten darüber; sie hielten es für eine Absurdität, daß die Götter vernichten oder schaffen; ein Ding in Nichts

lich; aber man glaubte sie doch zu seiner Zeit; und sie scheinen ein allgemeines Gerücht in der Stadt ausgebreitet zu haben, daß Cäsars Leben in Gefahr sei. Seine Freunde wurden dadurch erschreckt, und suchten auch dem Cäsar Verdacht beizubringen; auch hatten sie es wirklich so weit gebracht, daß er schon unentschließig war, an dem bestimmten Tage in den Senat zu gehen, an welchem er wirklich auf sein Geheiß in der Curie des Pompejus versammelt war, bis er wider seinen Willen von dem D. Brutus seinem Gesichte entgegen geführt wurde, in dem dieser eine solche Besorgniß des Cäsars unwürdig erklärte, und ihm vorstellte, daß die Versammlung durch seine Abwesenheit würde beleidigt werden (43).

An dem Morgen des unglücklichen Tages erschienen M. Brutus und C. Cassius der Gewohnheit gemäß auf dem Forum, und setzten sich auf ihre prätorischen Richterstühle, um Klagen zu verhandeln; zwar hatten sie Dolche unter ihren Mänteln, aber dennoch saßen sie so ruhig, als wenn ihr Gewissen ganz schuldlos wäre; bis sie durch die Nacht

Nichts verwandeln, aus Nichts Etwas machen konnten. Das wahrscheinlichste ist wohl dies; wenn sich die Sache wirklich zutrug, so war es eine Erfindung von Cäsars Freunden, die das Herz heimlich weagern wollten, um einen bessern Vorwand zu haben, ihre Ermahnung einzuschärfen, und Cäsar auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die sie wirklich aus ganz andern Gründen, als auf die vorgelieblichen Anzeichen der Götter, fürchteten.

(43) Plutar. I. Caes.

Nachricht, daß Cäsar zum Senate komme, zu der schrecklichen Scene abgerufen wurden. Sie vollzogen die That mit solcher Entschlossenheit, daß sie aus Begierde, den Cäsar zu durchbohren, sich selber verwundeten ⁽⁴⁴⁾.

So fiel Cäsar an jenen berühmigten Idus des März, nachdem er sich zu einer Höhe empor geschwungen hatte, die vor ihm noch kein Eroberer erreicht hatte; aber er hatte das Ziel seiner Wünsche durch eine größere Verwüstung erreicht, als irgend einer vielleicht vor ihm in der Welt. Er pflegte zu sagen, daß seine Eroberungen in Gallien über eine Million und zweimal hundert tausend Menschen gekostet hätten ⁽⁴⁵⁾; rechnen wir dazu noch die bürgerlichen Kriege, so kosteten sie der Republik nicht weniger der besten ihrer Bürger. Als er sich nun durch einen beständigen Wechsel von Faktionen, Rauben, Gewaltthätigkeiten und Morden den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte, genoß er derselben nicht länger als fünf Monate ⁽⁴⁶⁾.

Cäsar besaß jede große und erhabene Eigenschaft, die den Menschen veredlen, und ihm in der bürgerlichen Gesellschaft Vorzüge verschaffen konnte; er glänzte hervor in der Toga wie im Kries gesegewande; er war vorsichtig im Rathe, furchtlos in der Schlacht; er vollendete, was er begonns

III

⁽⁴⁴⁾ Ib. in Burt. App. 2. 505. ⁽⁴⁵⁾ Plin. Hist. 7. 25.

⁽⁴⁶⁾ Vell. Pat. 2. 56.

nen mit bewundernswerther Schnelligkeit; er war großmüthig sonder Maas gegen seine Freunde, versöhnlich gegen Feinde; an Talenten, Gelehrsamkeit und Beredsamkeit übertrafen ihn wenige. An seinen Reden bewunderte man zwei Eigenschaften, die selten beisammen gefunden werden, Stärke und Eleganz; Cicero setzt ihn unter die größten Redner, die je in Rom lebten, und Quintilian sagt, daß er mit derselben Kraft sprach, als er socht; wenn er sich der Rednerbühne gewidmet hätte, würde er der einzige gewesen sein, der sich mit dem Cicero hätte messen können. Er war ein Kenner der schönsten Wissenschaften, und eben so vertraut mit dem dunkeln und kritischen Theile der Gelehrsamkeit; unter andern Werken, die er publicirte, eignete er auch dem Cicero zwei Bücher zu, über die Analogie der Sprache, oder die Kunst, recht zu sprechen, und zu schreiben⁽⁴⁷⁾. Wiß und Gelehrsamkeit fanden an ihm einen Gönner, wo er sie auch antraf; und aus Liebe zu diesen Talenten verzieh er denen leicht, die sie gegen ihn selber gebraucht hatten; denn er urtheilte mit Recht so, daß er Lob aus eben der Quelle, die seinen Ruf verfälschen wollte, schöpfen würde, wenn er sich solche Männer zu Freunden machte. Seine größten Leidenschaften waren

(47) In der Dedication dieser Schrift an Cicero machte ihm Cäsar das Compliment, wie Plinius sagt, daß er einen Lorbeer erworben habe, der herrlicher sei, als alle Triumphe, weil es rühmlicher sei, die Grenzen des römischen Reiches, als die des Reiches zu erweitern. Hist. N. 7. 30.

waren Herrschbegierde, und Hang zu Vergnügungen, denen er abwechselnd bis zur größten Ausschweifung ergeben war; doch erstere war immer obliegend; ihr opferte er leicht alle Reize der andern Neigung auf, und genoß selbst von Anstrengung und Gefahren Vergnügen, wenn sie seinem Ruhme dienten. Er hielt die Tyrannei, wie Cicero sagt, für die größte Gotttheit, und führte öfters einen Vers des Euripides im Munde, der ganz das Bild seiner Seele abdruckte; wenn Recht und Gerechtigkeit verletzt werden müßten, so wäre es für den Thron. Das war der ganze Endzweck seines Lebens, der Plan, den er von früher Jugend an entworfen hatte; so daß er, wie Cato von ihm sagt, in voller Nüchternheit und Ueberlegung die Republik stürzte. Er pflegte zu sagen, es wären zwei Dinge nöthig, um Gewalt zu erwerben und zu erhalten; Soldaten und Geld; beides hinge von einander ab; mit Gelde schaffe er Soldaten; mit Soldaten erpresse er Geld. Er plünderte auch raubfüchtig Freunde und Feinde; schonte weder Fürsten noch Staaten, weder Tempel noch Privatpersonen, die Reichthum besaßen. Seine großen Fähigkeiten wurden ihn unstreitig zum ersten Bürger von Rom gemacht haben; aber er verachtete die Lage eines Unterthanen, und ruhte nicht, bis er sich zum Monarchen gemacht hatte. In seiner letzten Lebensscene schien ihn seine Klugheit zu verlassen, als wenn die Höhe, zu der er gestiegen war, ihn schwindeln gemacht hätte; denn er vernichtete seine Macht durch eine eitle Prahlerei mit derselben;

und so wie Menschen ihr Leben verkürzen, wenn sie zu schnell leben, so machte er seiner Regierung gewaltsam ein Ende, durch zu wenig Mäßigung in derselben ⁽⁴⁸⁾.

Nach Cäsars Tode wurde allgemein die Frage aufgeworfen, und auch Livius stellte es als ein Problem auf, ob es der Republik nützlich gewesen, daß Cäsar je geboren ⁽⁴⁹⁾. Die Frage betraf nicht allein den Werth seiner Handlungen, denn darüber konnte nicht gestritten werden, sondern ihre zufälligen Wirkungen, die neue Regierungsform unter Augustus und ihre Wohlthätigkeit, die eine Folge seiner Tyrannei war. Suetonius, der über den Charakter des Cäsars mit der Freiheit urtheilt, die ihm unter der glücklichen Regierung, unter der er lebte, verstattet war, erwägt die Summe seiner Tugenden und Laster, und zieht daraus das Resultat, daß er mit Recht ermordet worden ⁽⁵⁰⁾; und das scheint auch die Meinung aller Patrioten, und aller klugen und unbestochenen Männer in Rom damals gewesen zu sein, als die That begangen war *).

Die

(48) Brut. 370. Quintil. 10. 1. A. Gell. 19. 8. Sueton. 56. Ep. fam. 6. 6. Ad Att. 7. 11. Sueton. c. 54. Dio. p. 293. (49) Senec. Natur. Q. 5. 12. p. 766. (50) Sueton. c. 76.

(*) „Als außerordentlichem Geiste gebührte ihm eine Krone, und als Usurpatoren der Lärpelsche Felsen“ — so urtheilt ein großer Geschichtsforscher unsrer Zeit. — Der ehrenwürdige Senat war längst nicht mehr, der die Gesetze der alten Republik aufrecht erhalten konnte; die Tugend der Bürger war erloschen, und mit ihr die Regu-

Die einzige Frage, die bestritten werden konnte, war, ob eben diese Verschwornen die That hätten begehen sollen⁽⁵¹⁾; denn einige von ihnen verdankten Cäsar das Leben; andre waren von ihm mit Ehrenstellen so überhäuft, daß das Volk darüber neidisch wurde; besonders D. Brutus, Cäsars Liebling, der nach seinem Testamente sein zweiter Erbe werden sollte⁽⁵²⁾. Von den beiden Brutus war nicht Marcus, wie man gewöhnlich glaubt, sondern Decimus der begünstigte; darum staunte das Volk so sehr, als es ihn unter den Mitverschwornen fand⁽⁵³⁾. Allein diese Verhältnisse gaben nur den verschiedenen Partheien Veranlassung, ihr Verbrechen oder ihr Verdienst zu vergrößern.

L 3.

Cäsars

Republik. Der schwache Staat hatte sich längst schlechtern Usurpatoren dahin gegeben; wie hätten sonst ein Marius und Cinna, ein Sulla und Pompeius dem Tarpeischen Felsen entgehen können? Wäre es also nicht besser gewesen, wenn Cäsar den letzten Kampf für die Alleinherrschaft bestanden hätte? Hätten sich die hartnäckigen, nur an ihrer Eitelkeit gekrankten Patrioten mit Cäsar vereint, und eine durch den Senat eingeschränkte monarchische Regierungsform eingeführt, wie glücklich würde Rom geworden sein? Millionen Bürgern wäre das Leben gerettet, und die Krone der Welt würde nicht so bald für ein Trinkgeld feil gehalten worden sein. Die sogenannten Klugen und Unbeschoenen hätten also nicht Cäsars Tod wünschen sollen; ob sie ein Recht hatten, ihn zum Tode zu verdammen, da die alten Gesetze längst nicht mehr galten, wollen wir nicht entscheiden; aber wenn er sterben sollte, so mußte ihm die Nation den Proceß machen, nicht verschworne Mordelmdrder.

(51) Senec. de Benef. 2. 20. (52) Appian. 2. 518.

(53) Philip. 10. 7.

Cäsars Freunde warfen ihnen den schwärzesten Undank vor, weil sie ihren Wohlethäter ermordet, und die ihnen verliehene Gewalt zum Untergange des Gebers selber gemißbraucht hätten. Die Gegenpartei gab der Sache eine andre Wendung; sie erhob um so mehr die Tugend dieser Männer, weil sie sich nicht durch Privatverhältnisse hätten hindern lassen, etwas Gutes für den Staat zu thun. So sah Cicero die Sache an; die Republik, sagte er, sei ihnen um so mehr verpflichtet, weil sie das allgemeine Beste der Freundschaft eines Mannes vorgezogen hätten; die Wohlthat, daß sie ihm ihr Leben verdankten, sei nur die Güte eines Räubers, der ihnen zuerst mehr Unrecht gethan, als er die Gewalt usurpirte, es ihnen zu nehmen. Wenn irgend ein Flecken der Undankbarkeit an der Handlung sei, so würden sie nicht dadurch so viel Ruhm erlangt haben; er wundre sich zwar vielmehr über einige derselben, daß sie es gethan hätten, als daß er es sich gar nicht hätte einfallen lassen, daß sie so etwas thun würden; aber er bewundre sie um desto mehr, weil sie auf keine Gunstbezeugungen Rücksicht genommen hätten, um ihre Achtung für ihr Vaterland desto mehr zu zeigen (*).

Einige Freunde des Cäsars, besonders Pansa und Hirtius hatten ihm immer gerathen, daß er sich

(*) Phil. 2. 3, 11.

sich eine stehende Leibwache Prätorianer zu seiner Bedeckung halten sollte; sie stellten ihm vor, daß eine Gewalt, die durch die Waffen errungen worden, auch mit den Waffen behauptet werden müsse. Aber er antwortete gewöhnlich, daß er lieber von verrätherischen Händen den Tod empfangen, als beständig in Furcht leben wolle⁽⁵⁵⁾. Er lachte über den Sylla, daß er die Dictatur wieder niedergesetzt habe, und sagte von ihm verächtlich, er habe seine Lektion nicht verstanden⁽⁵⁶⁾. Ein scharfsinniger Schriftsteller bemerkt dagegen, daß Sylla seine Grammatik besser verstanden habe als Cäsar; denn sie habe ihn gelehrt, seine Wachen und seine Regierung zugleich abzugeben; Cäsar aber habe das eine entlassen, das andre behalten, und dadurch einen Fehler in der Politik begangen⁽⁵⁷⁾; denn er habe den Haß des Volkes, und daher seine Gefahr vermehrt, seine Vertheidigung aber verabsäumt (*).

E 4

Cäsar

(⁵⁵) Vell. P. 2. 57. Sueton. c. 86. (⁵⁶) Sueton. 77.

(⁵⁷) E. Sir H. Savile's Dissert. de militia Rom. am Ende seiner Uebersetzung des Tacitus.

(*) Cäsars Verachtung der Gefahr ist ein großer Zug eines Charakters; er verdient keine so schlechte Vergeltung mit dem häßlichen Sylla. Dieser Tyrann wollte die Thoren glauben machen, er sterbe als ein edler Bürger; der große Cäsar wollte ein angefangenes Werk ohne Furcht, und ohne fernere Gewaltthätigkeit vollenden. O über die Unbrüthen Römer! Kaum waren die Throne verflucht, die Mütter und Gattinnen um ihre erschlagenen und proscribirten Söhne und Geliebten weinten, so umkränzten sie des Mörders Grabmal mit Blumen; und die weisen Patrioten setzten ihm Bildsäulen. Dem Cäsar fluchte der Pöbel, bis ihn Antonius durch einen Theater Coup in Ruth brachte; und die weisen Patrioten lästerten ihn, bis ihnen Octavian die Zungen abschneiden ließ.

Cäsar gab während seiner Regierung verschiedene gute Gesetze, die alle dahin abzwirkten, eine strengere Sittlichkeit einzuführen, und die ehemaligen Strafgesetze zu schärfen. Das wichtigste und nützlichste von allen war, daß ein Prätor eine Provinz nicht länger, als ein Jahr, ein Consul nicht länger als zwei Jahr behalten sollte⁽¹⁸⁾. Diese Einrichtung war oft, wie Cicero sagt, in den glücklichsten Zeiten gewünscht, und einer der klügsten Dictatoren der alten Republik hatte schon bemerkt, daß ihre größte Sicherheit darin bestünde, daß sie nicht leide, daß große willkührliche Befehle herzustellen von langer Dauer wären, und daß man sie wenigstens auf kurze Zeit einschränken mußte, wenn es nicht gut wäre, die Macht derselben zu vermindern⁽¹⁹⁾. Cäsar wußte aus Erfahrung, daß die Verlängerung außerordentlicher Befehle herzustellen, und die Uebung, Königreiche zu regieren, der kürzeste Weg war, einem Manne Verschachtung gegen die Gesetze einzuflößen, und ihm Gewalt zu geben, sie ganz umzustürzen; er hoffte das her durch dieses Gesetz jedem andern es unmöglich zu machen, das zu thun, was er selber gethan hatte, und sein Eigenthum vor jedem Angriffe zu sichern.

(18) Phil. 1. 3. Sueton. I. Caes. 42, 43. (19) Phil. I. 3. Liv. 4. 24.

Vierzigstes Kapitel.

Cicero ist bei Cäsars Tode in Rom — Hat an der Verschwörung keinen unmittelbaren Antheil — Die Verschwornen haben keinen Plan entworfen — Der schlaue Antonius hintergeht den Censur, so wie die Patrioten — Cäsars Leidenbegängniß — Die Verschwornen müssen Rom verlassen — Antonius spielt den Patrioten.

Cicero war in Rom, als Cäsar im Senate ermordet wurde, und hatte das Vergnügen, wie er selber sagt, den Tyrannen sterben zu sehen, wie er es verdient hatte ⁽¹⁾. Jetzt war er von einem höheren Gebieter, von der Sorge und dem unwürdigen Geschäft, eine Nacht am Leitspfaden zu führen, die ihn jeden Augenblick vernichten konnte, befreit; ohne Nebenbuhler war er jetzt Roms erster Bürger; der Erste durch ein Gewicht beim Senate und Volke, das glänzende Verdienste dem Bürger eines freien Staates geben. So richteten auch auf ihn zuerst die Verschwornen ihr Augenmerk, und rechneten auf seine Freundschaft. Als sie ihr Werk vollendet hatten, hob Brutus den blutigen Dolch empor, rief Cicero beim Namen auf, und wünschte ihm Glück über den Sieg der Freiheit ⁽²⁾. Als die ganze Bande sich auf das Forum stürzte, mit den

L 5 Dolchen

(¹) Ad Att. 14. 14. (²) Philipp. 2. 12.

Dolchen in der Hand, und den Bürgern die Freiheit verkündete, da riefen sie alle den Namen Cicero, in der Hoffnung, die Gerechtigkeit ihrer That durch die Gutheißung eines solchen Mannes anzupreisen ⁽³⁾.

Antonius nahm daher einen Grund, den Cicero in der Folge zu beschuldigen, er habe an der Verschwörung Antheil gehabt, und sei der vorzüglichste Rathgeber gewesen ⁽⁴⁾. Aber es ist ausgemacht, daß er nicht im geringsten davon unterrichtet war; ob er gleich mit den Häuptern der Verschwörung durch die engsten Bande der Freundschaft vereint war, und sie auf ihn ein unbegrenztes Zutrauen setzten, so machten ihn doch sein Alter, sein Charakter und seine Würde unfähig, Antheil an einem solchen Vorhaben zu nehmen, und sich in eine so verzweifelte Sache mit einer Menge Verbündeten zu verwickeln, die, ihre Häupter ausgenommen, alle zu jung waren, als daß er ihnen trauen konnte, oder alle zu unbedeutend, als daß er sie gekannt hätte ⁽⁵⁾. Er konnte ihnen bei der Ausführung der That wenig oder gar keine Dienste leisten; aber desto größere, wenn er sie nach der Vollendung vor der Stadt rechtfertigte, weil dann seine Worte mehr Gewicht haben mußten, wenn er selber keinen Antheil daran gehabt hatte. Wahrscheinlich

(³) Dio p. 249. (⁴) Ep. fam. 12. 13. und 2. (⁵) Phil. 2. 11.

scheinlich waren dies die Gründe, warum Brutus und Cassius dem Cicero ihr Vorhaben verschwiegen; hätten sie andre Ursachen gehabt, wie wohl einige Schriftsteller vermuthen, oder hätte sich irgend eine ehrenrührige Auslegung daraus machen lassen, so würden ihm gewiß Antonius und seine übrigen Feinde in dieser Zeit, die so eifrig jede Verläumdung seines guten Namens aufsuchten, Vorwürfe darüber gemacht haben. Aber wir können Ciceron dennoch nicht ganz frei sprechen, daß er nicht einigen Antheil an Cäsars Tode gehabt hätte. Verschiedne seiner Briefe beweisen es deutlich, daß er eine solche That erwartete, wer sie auch vollziehen möchte; ja er erwartete sie nicht allein, er wünschte sie auch; er verkündigte ziemlich früh vorher, daß Cäsars Regierung nicht länger als sechs Monate dauern könnte; daß sie nothwendig durch gewaltthätige Hände, oder durch sich selbst würde gestürzt werden; er hoffte diesen Fall noch zu erleben ⁽⁶⁾. Cicero kannte die Unzufriedenheit der größten und besten Bürger des Staates, die sie mit großer Freiheit in ihren Briefen, und noch unverholner, wie wir wohl denken können, in ihren Gesprächen untereinander äußerten. Er kannte den kühnen und heftigen Geist des Brutus und Cassius, und ihren Haß gegen einen Gebieter; er unterhielt jetzt mit ihnen beiden einen freundschaftlichen Briefwechsel, als wollte er sie zu einem stärke-

(6) Ad Att. 10. 8.

ken Entschlusse aufmuntern. Als ihm Atticus meldete, daß Cäsars Bild im Tempel des Quirinus neben der Gottheit Salus aufgestellt worden, antwortete er: Ich wollte lieber, er wäre des Romulus als der Göttin der Wohlfahrt Kamerad ⁽⁷⁾; er spielte nehmlich hiermit auf Romulus' Schicksal an, der im Senate ermordet war. Aus einem andern Briefe scheint zu erhellen, daß er und Atticus mit einander überlegt hatten, wie man den Brutus zu einer so kühnen That antreiben könnte, wenn man ihm den Ruhm seiner Vorfahren vor Augen stellte. — „Also verkündet Brutus den Patrioten Cäsarn als eine gute Mähr? Wo wird er sie denn finden? Er müßte sich aufhängen — wie thöricht wäre das? — Was hilft Dir Deine feine Erfindung, das Bild des alten Brutus, und des Alhala im Parthenon? — Was soll er nun machen ⁽⁸⁾?“ — Es drängt sich auch die Bemerkung

(⁷) Ad Att. 12. 15. (⁸) Ad Att. 12. 40. Das Parthenon war wahrscheinlich eine Gallerie in Brutus' oder vielmehr in Atticus' Hause, wo die Bildnisse der großen Römer aufgestellt waren. Cornelius Nepos erzählt uns (in vit. Att. c. 18.) Atticus habe unter jedem in vier bis fünf Versen die vorzüglichsten Handlungen und Ehrenstellen der Männer angezeigt. Der Anblick der Bildnisse des alten Brutus und Alhala in einem Gemälde mit einer Unterschrift gaben vielleicht dem Cicero und Atticus Veranlassung zu dem Gespräche, wie Brutus durch das Beispiel seiner Vorfahren angetrieben werden könnte, die Lorannei Cäsars zu vernichten. Es ist auch wahrscheinlich, daß dieses Gemälde von Atticus' Erfindung, wie Cicero es nennt, die Idee zu der silbernen Münze oder den Denarien hergab,

fung auf, wie künstlich Cicero in den Schriften, die er jetzt an Brutus richtete, in Klagen über die Zeitumstände ausbricht, besonders in Klagen über Brutus eignes Unglück, weil er durch dieselben aller Hoffnungen und Früchte seiner großen Talente beraubt worden; und wie er ihn zugleich an die Abkunft von Vorfahren erinnert, die sich unsterblichen Ruhm dadurch erworben hatten, daß sie Rom aus der Sklaverei befreiten. So schließt er seine Abhandlung über berühmte Redner also:

„Wenn ich auf Dich, mein Brutus, einen Blick werfe, so schmerzt es mich, daß ich sehen muß, wie Du in der Blüte Deiner Jugend, mitten auf der Bahn des Ruhms, durch das traurige Geschick Deines Vaterlandes gehemmt bist. Dieser Kummer liegt schwer auf mir, und auf unserm gemeinschaftlichen Freunde Atticus, dem Theilnehmer meiner Empfindung und meiner guten Meinung für dich. Herzlich wünschen wir Dir alles Heil; herzlich wünschen wir, daß Du die Früchte Deiner Tugend ärnten, und daß Du in einer Republik leben möchtest, wo Du Gelegenheit hättest, das Andenken an die beiden edlen Familien, von denen Du abstammst, zu beleben, und ihren Ruhm

zu

heraab, die wir noch besitzen, worauf die Krone und Namen beider Patrioten geprägt sind; Brutus auf der einen, Sulla auf der andern Seite. S. Thesaur. Morell. in Fam. Iulia Tab. 1. 1.

zu mehren. — Das Forum war Dein; Dir stand die Bahn des Ruhmes offen; Du brachtest von allen jungen Streichern allein nicht nur eine Sprache auf den Kampfplatz mit, die durch Redeübung gebildet war, sondern Du hattest auch Deine Rederkunst mit dem Schmucke ernsterer Wissenschaften angethan; und mit Hülfe dieser Wissenschaften hast Du die Vollkommenheit der Beredsamkeit noch durch den Glanz jeder Tugend erhöht. Wir bedauern es, daß Du die Republik vermißtest, und die Republik Dich. Doch, obgleich dieser verhasste Unfall des Staates die Brauchbarkeit Deiner Tausende vergräbt, so fahre doch noch fort, Deine Studien zu verfolgen, u. s. w.“ —

Aus diesen angeführten Stellen läßt sich wahrscheintlich vermuthen, daß Cicero im Ganzen etwas von dem Vorhaben der Verschwornen wußte, und einigen Antheil daran nahm, sie aufzumuntern, wenn er auch ihre geheimen Pläne nicht speziell kannte. In seiner Antwort auf Antonius Beschuldigung läugnet er nicht, daß er eine solche That erwartet habe; er bekennt sogar seine Freude darüber, und dankt ihm, daß er ihm eine Ehre erzeuge, die er nicht verdiene, indem er ihn zum Theilnehmer der Verschwörung machen wolle. Er nennt diese Handlung die edelste, die je nicht allein in Rom, sondern in jeder andern Stadt geschehen, in welcher die Menschen geneigter waren, auf einen Antheil, Anspruch zu machen, den sie nicht hatten, als den zu verläugnen, den sie hatten. Brutus habe

habe, indem er sich auf ihn berufen, nur anzeigen wollen, daß er durch eine Handlung, jener nicht ungleich, die Cicero einst verrichtete, jetzt um Ciceros Ruhm buhle. Wenn es ein Verbrechen gewesen, Cäsars Tod zu wünschen, so sei es auch dasselbe, sich darüber zu freuen; denn es sei kein Unterschied zwischen einem, der etwas gutheisse, und einem, der etwas rathe. Antonius und einige wenige ausgenommen, die gern einen König haben möchten, sei Niemand in Rom, der nicht gewünscht habe, daß die That geschehen möchte; alle edlen Bürger hätten Antheil an derselben, so viel sie könnten; einigen habe nur die Klugheit, andern der Muth, noch andern die Gelegenheit gefehlt, keinem aber der Wille, dasselbe zu thun (*). —

Die Nachricht von dieser überraschenden That setzte die ganze Stadt in Bestürzung; die erste Sorge der Verschwornen war also, das Volk zu beruhigen, indem sie Frieden und Freiheit ankündigten, und erklärten, daß Niemand Gewaltthatigkeiten zu fürchten hätte. Sie zogen in einem Korps von der Kurie ab; ließen auf einem Speer einen Huth, als Zeichen der Freiheit, vorantragen (10); gingen ruhig und in Ordnung über das
Fos

(*) Phil. 2, 12. (10) Den freigelassenen Sklaven wurde immer ein Huth gegeben; daher das Sinnbild der Freiheit; dieses auf einen Speer gesetzt, war eine öffentlichte Einladung des Volkes, die Freiheit zu ergreifen,

Forum, wo sich in dem ersten Aufwallen der Freundschaft über den Tod des Tyrannen einige junge Edelleute, die keinen Antheil an der Verschwörung gehabt hatten, zu ihnen gesellten, mit Schwertern in der Hand, um nur der Ehre zu gedenken, für Mitverschworne gehalten zu werden. Aber sie bezahlten bald theuer diese Eitelkeit; ohne an dem Ruhme Theil genommen zu haben, wurden sie mit in das Unglück gestürzt, das er den übrigen brachte. Brutus hatte die Absicht, von der Rednerbühne zu dem Volke zu reden; als er es aber in zu großer Bewegung sahe, als daß es auf eine Rede achten würde, ferner da er ungewiß war, wohin sich die Laune desselben neigen würde, und da er wohl wußte, daß eine Menge von Cäsars Veteranen in der Stadt war, die von allen Gegenden her beordert waren, ihm in den Krieg gegen die Parther zu folgen; so hielt er es für gut, sich mit den Verschwornen, unter Bedeckung der Glas

diator

arbeiten, die ihn durch den Mord des Tyrannen angeboten. Es ward auch bei dieser Gelegenheit eine Münze mit diesem Gepräge geschlagen, die wir noch besitzen. Der Gedanke war nicht neu; als sich Saturninus des Capitols bemächtigt hatte, stellte er auch einen See mit einem Hute auf, als ein Zeichen der Freiheit für alle Sklaven, die sich mit ihm verbinden wollten. Ob ihn gleich Marius unter seinem sechsten Consulate durch ein Dekret des Senats verurtheilte, so bediente er sich doch hernach desselben Mittels, die Sklaven gegen Sullan zu bewaffnen, als er auf Rom losrückte. Val. Max. 8. 6. 11. App. 2. p. 503. Dio p. 230. Plut. in Cæs. 45 Brut.

diatoren des Decius, auf das Capitol zu begeben ⁽¹¹⁾. Als er hier vor jeder unmittelbaren Gewaltthatigkeit sicher war, berief er das Volk am Nachmittage dahin; hier rechtfertigte er in einer vorher entworfenen Rede seine Handlung, erklärte die Bewegungsgründe derselben, foderte seine Mitsbürger im feierlichen Tone auf, das Vaterland zu vertheidigen, und die angebotne Freiheit gegen alle Anhänger der gestürzten Tyrannie in Schutz zu nehmen. Cicero folgte ihnen sogleich aufs Capitol mit dem bessern und größern Theile des Senats, um über die Maaßregeln Rath zu fassen, wie dieser glückliche Anfang genutzt, und die Freiheit auf einen sichern und dauernden Grund aufgerichtet werden könnte.

Antonius war durch die kühne That erschüttert; aus Furcht für sein Leben warf er sogleich die Consullkleidung ab, und floh verkleidet nach Hause. Er besetzte seine Wohnung, und hielt sich den ganzen Tag verborgen ⁽¹²⁾; als er aber das friedliche Verfahren der Verschwornen sah ^(*), da lehrte sein Muth wieder, und er erschien am andern Morgen im Publikum.

Bei

(11) Plut. in Caes. et Brut. (12) Phil. 2. 35. Dio. p. 279. App. 302. 503.

(*) Diese seine Unthätigkeit der Verschwornen brachte das Uebel über sie und Rom; und es erhellt daraus, daß sie als politische Schwärmer zu wenig Kopf, Trübsal theil.

11 ————— als

Bei dieser Lage der Sachen trat L. Cornelius Cinna, einer von den Prätores, der mit Cäsar nah verwandt war, auf, und rief die Verschwornen vor dem Volke. Er erhob ihre That als sehr verdienstlich, und ermahnte die Versammlung, sie möchte die Verschwornen vom Capitol herunter besetzen, und sie mit der Ehre belohnen, die den Befreibern des Vaterlandes gebühre. Er warf hiernach sein Prätor Kleid ab, und erklärte, er wolle es nicht länger tragen, weil er es von einem Tyrannen, nicht nach dem Gesetze erhalten habe. Als er am folgenden Tage zum Senate ging, griff ihn ein Haufe von Cäsars Veteranen an, der eine Menge Wüthel auf seine Seite gebracht hatte, und trieb ihn mit Steinen wieder in sein Haus; steckte das Gebäude in Brand, und würde ihn haben in den Flammen umkommen lassen, wenn ihn nicht Lepidus mit einem Trupp regulärer Soldaten gerettet hätte (*).

Lepidus stand eben in den Vorstädten von Rom an der Spitze einer Armee, im Begriffe mit ihr nach Spanien zu marschiren, das ihm Cäsar nebst einem Theile von Gallien zur Provinz angewiesen hatte (*). In der Nacht nach Cäsars Tod

de

als Verbrecher zu wenig Muth hatten. Brutus war kein Cromwell; die Ehre können wir ihm immer gönnen, daß ihn ein Jakobiner mit Ankerstrich in gleichen Rang setzt.

(*) Plut. in Brut. App. p. 504.

(*) Ein neuer Beweis, wie unüberlegt und ungerecht die Verschwornen den Mordmord ausführten.

de besetzte er das Forum mit seinen Truppen; und da ihm Niemand an Macht gewachsen war, dachte er sich der Stadt zu bemächtigen, und die Mörder sogleich zu bestrafen. Aber er war ein schwacher eitler Mensch; Antonius brachte ihn bald vom Vorhaben ab, und lenkte ihn nach seinen eigenen Absichten. Er stellte ihm die Schwierigkeit und die Gefahr einer solchen Unternehmung vor, weil der Senat, die Stadt und ganz Italien gegen sie wären; der einzige Weg, das Ziel ihrer Wünsche zu erlangen, sei Verstellung ihrer Absicht; friedlichen Rath zu geben, und die Gegner einzuschläfern, bis man ihnen mit Nachdruck die Spitze bieten könnte. Sobald die Sache reif sei, wolle er sich herzlich mit ihm vereinigen, um Cäsars Tod zu rächen.“ — Mit diesen Vorstellungen befriedigte er ihn; um die Vereinigung noch fester zu knüpfen, und des Lepidus Eitelkeit zugleich zu schmeicheln, gab er dem Sohne desselben seine Tochter zur Geminin, und verhalf ihm selber zu der Oberpriesterstelle, die durch Cäsars Tod erledigt war, ohne auf eine gesetzmäßige Wahl Rücksicht zu nehmen ^(*). Als er so den Lepidus gewonnen hatte, brauchte er dessen Ansehen und Truppen, die Gegenpartei zu schrecken, bis er die Verschwornen aus der Stadt getrieben hatte; und als er ihn in Rom genügt hatte, schickte er ihn in seine Provinz, um die auswärtigen Provinzen und Stadthalter in

U. 2 Respekt

(*) Dio p. 249. 250. 257. 269.

Respekt zu halten, und um ihn im nächsten Theile von Gallien mit der Armee bereit zu halten, wenn er seiner Hülfe in Italien bedürfte.

Die Verschwornen hatten indessen außer Cäsars Tode an keinen Plan gedacht; sie schienen über ihre eigne That so betroffen zu sein, als die ganze Stadt; sie verließen sich blos auf die Schuldlosigkeit ihrer Sache; bildeten sich ein, daß sie von selber alle Wirkungen, die sie erwarteten, hervorbringen, und alle Bürger zur Vertheidigung ihrer Freiheit vereinigen würde; und hielten es für ausgemacht, daß Cäsars Schicksal, das ihn vom Gipfel seiner Größe stürzte, jeden seiner Anhänger abschrecken würde, nach einer ähnlichen Macht zu streben. Sie hatten auf Ciceros Autorität großes Vertrauen gesetzt; sie sahen ihn für den ihrigen an, und irren auch nicht; denn von diesem Augenblicke an, beschloß er trotz allen Unfällen diese Männer und ihre That zu vertheidigen, als das einzige Mittel, die Republik wieder herzustellen. Er wußte, daß das ganze Volk auf ihrer Seite war, und daß sie, so lange keine Gewalt ihnen entgegen gestellt würde, Herrn der Stadt wären; er rieth daher, den gegenwärtigen Vortheil zu nutzen; Brutus und Cassius sollten als Prätores bei der Bestürzung der Parthei des Cäsars, und bei dem Eifer und der Einigkeit ihrer eignen, den Senat aufs Capitol berufen, und zu einigen muthigen Dekreten zur Sicherheit der öffentlichen Ruhe schreiben.

ten ⁽¹⁵⁾. Aber Brutus war dafür, ruhig zu Werke zu gehen, mit aller Achtung gegen die Autorität der Consuln; und weil er sich von Antonius einige Hoffnung machte, so schlug er vor, eine Gesandtschaft an ihn abzuschicken, die ihn zu friedlichen Maßregeln ermahnen sollte. Cicero machte Gegenvorstellungen, und konnte nicht bewogen werden, darein zu willigen; er sagte gerade zu, mit Antonius könne man sich nicht in Unterhandlungen einlassen; so lange er in Furcht wäre, würde er alles versprechen; so bald er aber sicher wäre, würde er die Maske ablegen, und nichts halten. „Während also die übrigen Senatoren hin- und hergingen, um die Vermittlung zu Stande zu bringen, blieb er fest bei seinem Entschlusse mit den übrigen im Kapitele, und sprach den Antonius in den beiden ersten Tagen nicht ⁽¹⁶⁾.“

Der Erfolg bestätigte Ciceros Warnung; Antonius dachte weder an den Frieden, noch an das Wohl der Republik; sein ganzes Augenmerk ging dahin, sich selber die Regierung zu verschaffen, so bald er im Stande wäre, den Plan auszuführen; und dann unter dem Vorwande, daß er Cäsars Tod räche, alle seine Gegner zu vernichten. Weil er sich nun bemühte, Zeit dadurch zu gewinnen, daß er der republikanischen Parthei durch Verstellung eine gute Meinung von sich beibrächte, so was

u 3

ren

(¹⁵) Ad Att. 14. 20. (¹⁶) Phil. 2. 35.

ren alle seine Antworten sanft und gemäßigt; und so bekannte er eine aufrichtige Neigung zum Frieden und keinen andern Wunsch, als die Republik wieder auf ihrem alten Grunde aufgebaut zu sehen. Zwei Tage verflossen unter gegenseitigen Versicherungen der Bereitwilligkeit zum Frieden und zur Freundschaft; und Antonius berief den Senat am dritten, daß er die Bedingungen der Versöhnung entwerfen, und sie durch ein feierliches Dekret bestätigen sollte. Cicero schlug der Versammlung als den besten Grund einer dauernden Ruhe vor, nach dem Beispiele der Athener, eine allgemeine Amnestie oder Akte der Vergessenheit aller Vergangenen bekannt zu machen; und alle waren einstimmig seiner Meinung. Antonius schien die Güte selber zu sein; er sprach von nichts, als heilenden Mitteln, und als einen Beweis seiner Aufrichtigkeit schlug er vor, daß man die Verschwornen einladen sollte, an der Berathschlagung Theil zu nehmen. Er schickte ihnen seinen Sohn als Geißel, und so kamen sie alle vom Capitol herab; Brutus speiste bei Lepidus, Cassius bei Antonius; und der Tag endete zur allgemeinen Freude der Bürger, die sich nun träumten, ihre Freiheit sei mit sichrem Frieden gekrönt (17).

Antonius hatte indessen einige sehr listige Vorschläge unter dem Vorwande der öffentlichen Ruhe

(17) Phil. 1. 1. 13. Plutar. in Brut.

Ruhe durchgesetzt, wovon er nachher schädlichen Gebrauch machte; besonders ein Dekret, das alle Gesetze des Cäsars bestätigte. Vielen schien dieser Vorschlag verdächtig; sie verweilten dabei, und forberten von Antonius, er solle sich darüber deutlicher erklären, und angeben, wie weit sich die Gültigkeit erstrecken solle. Er versicherte sie hierauf, er meine keine andern Gesetze, als die Jedermann schon kannte, und unter Cäsars Namen in die Reichsakten eingetragen wären. — Sie fragten ihn, ob einige Personen aus dem Exil wieder zurückgerufen werden sollten; er antwortete, nur einer — Ob gewissen Städten oder Ländern Privilegien gegeben würden; keinem, erwiederte er, und willigte darein, daß seinem Vorschlage die Einschränkung hinzugefügt würde, die Ser. Sulpicius entworfen hatte, daß nach den Idus des März keine Akte von irgend einem Dekrete, oder einer Wohlthat des Cäsars zum Vorschein gebracht werden könne⁽¹⁵⁾. — Man hielt dies allgemein für so vernünftig, und Antonius anscheinende Aufrichtigkeit hatte einen solchen Eindruck gemacht, daß diejenigen, die den Betrug einsahen, es nicht wagen durften, zu widersprechen; besonders da Syllas Beispiel zur Rechtfertigung aufgestellt war; und da man vermuthete, es würde besonders auf die Veteranen Rücksicht genommen, die man unmöglich bei guter Laune erhalten oder verpflichten konnte.

(15) Phil. 1, 1.

konnte, wenn ihnen nicht die Privilegien und Güter, die ihnen Cäsar gewährt hatte, gegeben würden. Brutus und seine Freunde hatten besondere Ursachen, vom Antonius eine bessere Meinung zu hegen, als sein äußeres Benehmen rechtfertigte; Cäsar hatte ihn bei verschiedenen Gelegenheiten hart behandelt ⁽¹⁹⁾; sie wußten, daß er dadurch aufgebracht gewesen, ja, bei Cäsars Rückkehr von Spanien, mit Trebonius einen Plan, ihn zu ermorden, entworfen hatte. Ob er es gleich nicht ausgeführt hatte, so glaubten sie doch, weil er seine Gesinnung nicht offenbart habe, so müsse er sie noch nicht umgewandelt haben. Darum schonten sie auch seiner, als Cäsar ermordet wurde, und darum nahm ihn Trebonius auf die Seite, unter dem Vorwande eines Geschäfts, damit nicht sein Benehmen bei dem Austritte sie reizen möchte, ihn zu tödten ⁽²⁰⁾.

Die Patrioten hatten aber ihre Sache, wie Cicero oft klagt, längst verdorben, weil sie dem Antonius Zeit ließen, sich zu sammeln, und Truppen zusammen zu ziehen, wodurch er ihnen noch andre Dekrete gegen ihren Willen abzwang ⁽²¹⁾; eines zum Besten der Veteranen, die er deswegen bewaffnet vor den Senat gestellt hatte; ein anderes noch schlimmeres, welches ihm verstattete, Cäsars Leichenbegängniß öffentlich zu feiern. Attis

cus

⁽¹⁹⁾ Phil. 2. 29. ⁽²⁰⁾ Ib. 14. ⁽²¹⁾ Ad Au. 14. 4.

aus hatte dem Cicero und dem Brutus die schädlichen Folgen davon vorhergesagt; aber es war zu spät, es zu hintertreiben; Antonius bestand darauf, und hatte alle Anstalten getroffen, dadurch die Soldaten und das Volk zu entflammen, und eine Revolution zum Nachtheil der Republik daraus anzuspinnen. Es gelang ihm so gut, daß Brutus und Cassius kaum ihr Leben und ihre Häuser vor der Wuth des Pöbels retteten ⁽²²⁾). Bei dem Aufstand wurde der Tribun Helvius Cinna, ein Freund des Cäsars, niedergehauen, weil man ihn irrig für den Prätor gleiches Namens hielt, der, wie oben gesagt, den Mord des Cäsars von der Rednerbühne herab gepriesen hatte. Alle die ähnlichen Namen mit den Verschwornen hatten, gerieten dadurch so in Schrecken, daß es der Senator Cassca für gut fand, öffentlich bekannt zu machen, daß er in Person und in Grundsätzen von Publius Cassca, der dem Cäsar den ersten Stich beibrachte, verschieden sei ⁽²³⁾.

II 5

Wie

(22) Ad Att. 14. 10, 14. Plutar. in Brut.

*) Durch eine Trauermusik öffnete er die Herzen zum Mitleid; darauf trat er auf der Rednerbühne auf; durch Schilderung von Cäsars Verdiensten erweckte er Ehnfucht und Mitleid zugleich, das er zur Wuth gegen die Mörder entzündete, indem er plötzlich den Vorhang des Paradebettes zurückzog, und schweigend die blutige Toga des Ermordeten empor hielt. Der schlaue Redner wußte wohl, wie nah Mitleid, Liebe und Wuth an einander gränzen.

(23) Val. Max. 9. 12. Dio p. 267. 268. Plut. in Caes. et Brut.,

Wir müssen uns nicht vorstellen, daß diese Gewaltthätigkeiten, wie man gewöhnlich glaubt, in dem allgemeinen Hasse der Bürger gegen die Mörder des Cäsars ihren Grund hatten; sie wurden entweder durch den Anblick des Leichnams, oder durch Antonius Beredsamkeit, mit welcher er die Leichenrede hielt, erzeugt. Es ist gewiß, Cäsar konnte nie dem Volke einen Beweis seiner Zuneigung abgewinnen, vielmehr war er immer durch Merkmale der Abneigung und des Hasses gekränkt worden. So ging es auch nach seinem Tode; das Angedenken an seine Tyrannei war verhaßt, und Brutus und Cassius waren die Lieblinge der Stadt. Das zeigte sich bei allen Gelegenheiten, wo sich der Gemeingeist frei äußern durfte, wie in den Theatern und bei Schaugeprängen ⁽²⁴⁾; und Cicero berief sich oft darauf, und munterte damit alle Patrioten auf, muthig die Freiheit zu vertheidigen. Der Auftritt beim Leichenzuge war eine Folge der List und der Partheilichkeit; das Werk eines gedungenen Pöbels, wovon der größte Theil aus Sklaven und Fremdlingen bestand, die auf Gewaltthätigkeiten vorbereitet waren, gegen eine unbewaffnete Parthei, die friedlich dachte, und alle Sicherheit in ihrer gerechten Sache fand. Cicero nennt es eine Verschwörung von Cäsars Freigelassenen ⁽²⁵⁾, welche die Hauptansführer des Aufstandes waren. Die Juden scheinen viel Antheil daran genommen zu

zu

(²⁴) Phil. 1. 9. 15. Ad Att. 14. 2. (²⁵) Ad Att. 14. 5.

zu haben; aus Haß gegen Pompejus, weil er ihre Stadt und ihren Tempel so beschimpft hatte, waren sie eifrig für den Cäsar eingenommen, und vor allen Fremden in Rom zeichneten sie sich besonders durch Kummer über seinen Tod aus; denn sie verweilten ganze Nächte bei seinem Grabmal in heiliger Ehrfurcht für sein Andenken ⁽²⁶⁾.

Dieses Vorspiel von Antonius Treulosigkeit warnte die Verschwornen, wie wenig sie sich auf ihn verlassen, oder Sicherheit in der Stadt erwarten konnten, wo er das höchste Kommando hatte, wenn sie nicht durch eine Wache bedeckt wären. Vergeblich foderte Brutus eine Bedeckung; und Antonius schreckte sie dadurch nur noch mehr, daß er sie wissen ließ, daß die Soldaten und der Pöbel so in Wuth wären, daß sie unmöglich sicher sein könnten ⁽²⁷⁾. Sie verließen also alle Rom; Trebonius reiste heimlich nach Asien, um von der Provinz Besitz zu nehmen, die ihm schon vorher angewiesen war; denn er fürchtete, Antonius könnte ihm durch Kabale zuvorkommen. D. Brutus nahm aus eben der Ursache vom cisalpinischen oder italienischen Gallien Besitz; Cäsar hatte es ihm versprochen; dort wollte er sich gegen alle Zufälle waffnen, und durch seinen Aufenthalt ohnweit Rom die Freunde der Freiheit aufmuntern und beschützen. M. Brutus begab sich mit Cassius auf ein Landgut ohnweit Lanuvium, um hier über ihr künftiges Benehmen sich zu berathschlagen, und solche Maasregeln

(²⁶) Sueton I. Caes. 34. (²⁷) Ep. fam. II. I.

regeln zu fassen, welche die Zeitumstände und die Bewegungen der Feinde nöthig machen würden.

Sobald die Verschwornen fort waren, legte Antonius die Maske wieder an; als wären die begangnen Gewaltthätigkeiten nur zufällig erfolgt, als ein plötzlicher Ausbruch des schlechten Pöbels, nahm er nun dieselbe Mäßigung wieder an, wie vordem; sprach mit der größten Achtung von Brutus und Cassius, und schien durch einige den Zeitumständen angemessne Vorschläge im Senate zu beweisen, daß ihm nichts so sehr am Herzen liege, als die öffentliche Ruhe. Unter andern trug er auch darauf an, daß man den Namen und das Amt eines Dictators auf immer abschaffen solle. Das schien ein sicheres Pfand seiner guten Gesinnung zu sein, und war dem Senate sehr angenehm; er nahm den Vorschlag mit Jauchzen an, ohne daß darüber votirt wurde. Man beschloß dem Antonius eine Dankadresse dafür, der, wie Cicero ihm nachmals sagte, dadurch dem Cäsar eine unauslöschbare Schande angethan hatte, indem er der Welt zu erkennen gab, daß ein solches Dekret, wegen Cäsars verhassten Regierung nöthig und populär geworden war ⁽²⁹⁾.

(²⁹) Phil. I. I, 13.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Cicero verläßt Rom. — Ist mit der planlosen Unthätigkeit der Verschwornen unzufrieden. — Antonius verstellt sich meisterhaft. — Dolabella zerstört Cäsars Altar. — Ciceros Brief an ihn. — Cicero verläßt den Brutus und Cassius nicht. — Auch die Freunde Cäsars suchen auf alle Fälle an Cicero einen Freund zu behalten.

Cicero verließ Rom bald nach Brutus und Cassius Abreise ⁽¹⁾, nicht wenig gekränkt, daß die Sache der Republik durch die Unthätigkeit ihrer Freunde eine so schlimme Wendung nahm. Er pflegte oft zu sagen, daß die Idus des März keine Wirkung gethan hätten, die ihm gefielen, außer die That an dem Tage selber, die mit männlicher Stärke ausgeführt, aber mit kindischen Rathschlägen begleitet sei ⁽²⁾. Auf seiner Reise durch das Land hörte er nichts als Frohlocken in allen großen Städten über Cäsars Tod. „Es ist unbeschreiblich, schrieb er, wie sehr man sich allenthalben über Cäsars Tod freut; wie alle Menschen um mich strömen; wie begierig sie sind, eine Nachricht von mir zu hören. Aber was folgen wir für sonderbaren Grundsätzen? In welche Absurdität verfallen wir? Wir zittern vor denen, die wir gestürzt haben; wir verteidigen dessen Gesetze, über dessen Tod wir uns freuen; wir lassen die Tyrannei leben, da der Tyrann schon ermors

(¹) Ad Brut. 12. (²) Ad Att. 14. 6. 21. Ib. 15. 4.

ermordet ist; lassen die Republik verloren gehen, da unsre Freiheit wieder erkämpft ist ⁽¹⁾."

Atticus schrieb ihm, wie viel Beifall der berühmte Schauspieler Publius erhalten für die Reden, die er zum Besten der Freiheit auf der Bühne gesprochen, und wie L. Cassius, der Bruder des Verschwornen, ein Volks Tribun, mit Jubelgeschrei im Theater empfangen ⁽²⁾. Cicero überzeugte sich dadurch noch mehr, daß seine Freunde fehlten, indem sie ruhig saßen, und sich auf ihre gute Sache verließen, während ihre Feinde alle List gebrauchten, sie zu vernichten. Diese Reizung des Volkes, die sich so laut für die Freiheit erklärte, zwang Antonius vorsichtig zu handeln, und die Stadt so viel als möglich zu überreden, daß er auf ihrer Seite sei. In dieser Absicht spielte er jetzt einen klugen und populären Streich; er ließ den Betrüger Marius tödten, der nach Rom gekommen war, um seinen Vetter Cäsar, wie er sich ausdrückte, zu rächen. Er hatte sich an der Spitze des Pöbels ausgezeichnet, er war der erste Nordbrenner am Tage des Leichenbegängnisses und der darauf folgenden Unordnungen, der dem Senate den Tod drohte. Als ihn Antonius zu der Absicht gebraucht hatte, den Brutus und die Verschwornen aus der Stadt zu treiben, ließ er ihn aufhängen, und seinen Körper durch die Straßen schleifen ⁽³⁾; da-

durch

⁽¹⁾ Ad Att. 14. 6. 9. ⁽²⁾ Ad Att. 14. 2. Ep. fam. 12. 2.
⁽³⁾ Phil. 1. 2.

durch erwarb er sich neuen Kredit bei den Republikanern; so daß Brutus, Cassius und andre Freunde mit ihm um diese Zeit eine persönliche Zusammenkunft hatten, die zur gegenseitigen Genugthuung ausfiel ⁽⁶⁾.

Durch diese Kunstgriffe hoffte Antonius die Verschwornen zu vergnügen, und sie zu bewegen, alle muthige Entschlüsse aufzugeben, und vorzüglich zu verhindern, was er am meisten fürchtete, daß sie nicht Italien verließen, und auswärtige mit Truppen und Geld versehene Provinzen an sich rissen, wodurch sie in den Stand gesetzt würden, angreifend zu handeln. In dieser Absicht schrieb er auch einen listigen Brief an Cicero, worin er ihn um seine Einwilligung bat zu der Verurteilung des C. Clodius, der als ein Werkzeug des P. Clodius wegen begangener Gewaltthatigkeiten in Rom, besonders gegen Cicero selber, in die Acht erklärt war. Antonius wurde durch die Vermählung mit Fulvia, der Wittve des P. Clodius, der Beschützer dieser Familie, und der Vormund des jungen Publius ihres Sohnes; und dies gab ihm einen anständigen Vorwand, sich in diese Angelegenheit zu mischen. Er versicherte Cicero, „er hätte dem C. Clodius Cäsars Verzeihung verschafft; er wolle aber davon nicht eher Gebrauch machen, bis er seine Einwilligung habe; und ob er sich gleich jetzt verbunden halte, Cäsars Befehle alle zu vollziehen, so wolle

(*) Ad Att. 14. 6.

wolle er doch nicht in diesem Falle ohne Ciceros Erlaubniß handeln. — Der junge Publius, ein Jüngling von großen Anlagen, würde sich verpflichtet fühlen, wenn er sähe, daß Cicero seine Rache nicht auf seines Vaters Freunde ausbreitete. Erlaube mir, sagt er, daß ich dem Jünglinge diese Gesinnungen einflöße, und sein zartes Herz überrede, daß Streitigkeiten in Familien nicht fortgesetzt werden müssen. Obgleich deine Lage über alle Furcht erhaben ist, so wirst du doch lieber ein ruhiges und ehrenvolles, als ein unruhiges Alter verleben wollen. — Endlich habe ich eine Art von Recht, diese Gunst von dir zu fordern, weil ich dir nichts abschlug; wenn ich dich aber nicht überreden kann, so werde ich dem Clodius den beabsichtigten Dienst nicht erweisen, damit du siehst, wie viel du bei mir vermagst. Sei daher nachgebender in dieser Rücksicht (?).

Cicero trug kein Bedenken, das zu bewilligen, was Antonius auch ohne seine Erlaubniß würde gethan haben. Die Sache selber war schändlich; die vorgebliche Verzeihung Cäsars eine Erfindung; nie würde es Cäsar gethan, oder zugegeben haben; und so wurden täglich mehr Erdichtungen unter Cäsars Namen zum Vorschein gebracht, daß Cicero in Versuchung kam, Cäsarn selber wieder ins Leben zu wünschen^(*). Er antwortete dem Antonius sehr höflich, in einem so gefälligen Tone, der nicht mit seiner

(*) Ad Att. 14. 13. (2) Ad Att. 14. 13.

seiner wahren Gesinnung übereinstimmte; aber Antonius öffentliches Betragen hatte einige Complimente verdient; und bei seiner jetzigen Macht und der unsichern Lage der Patrioten wollte Cicero die Formalität einer alten Bekanntschaft mit Antonius beibehalten, bis er ihn nach einer offenbaren Handlung gegen das Beste des Staats für einen Feind ansehen müßte.⁽⁹⁾

Antonius erwiderte Ciceros Gefälligkeit nur kalt, weil er vielleicht etwas von seinem Betragen gehört hatte, das ihm mißfiel. Er antwortete ihm nur, daß ihm seine Nachgiebigkeit annehmlich sei, und ihm vielleicht in der Zukunft viel Vergnügen machen würde.⁽¹⁰⁾

Die Königin Cleopatra von Aegypten hielt sich in Rom auf, als Cäsar ermordet wurde; erschrocken über die That und die darauf folgenden Unruhen, eilte sie schnell davon. Die Gewalt, die sie über Cäsar besaß, in dessen Hause sie auch wohnte, machte ihre Insolenz den Römern unerträglich; sie scheint die Bürger von Rom so behandelt zu haben, als ihre Aegyptier, als die Unterthanen einer unumschränkten Gewalt, und die Sklaven eines Herrn, über den sie gebot. Cicero sprach sie einst in Cäsars Garten, und wurde durch ihren Stolz nicht wenig beleidigt. Sie kannte seinen Geschmack und seinen Charakter, sie versprach daher ihm ein ihm an-

genehm-

(*) Ep fam. 16. 23. 1b. 11. 4. (**) Ad Att. 14. 16.
Dritter Theil.

genehmes Geschenk; hielt aber nicht Wort. Er sagt nicht, was es war; aber aus einigen Winken läßt sich schließen, daß es Statuen und Seltenheiten aus Aegypten waren, ein Schmuck für seine Bibliothek, den er sehr liebte. Da nun durch Cäsars Tod ihr Stolz gekränkt war, sah sie sich genöthigt, durch ihre Minister Ciceros Beistand in einer Sache zu suchen, die sie dem Senate vorzutragen hatte; aber er verweigerte ihr seine Fürsprache. Wahrscheinlich betraf es ihren jungen Sohn, den sie für Cäsars Sohn ausgab, und ihn auch nach ihm benannte. Sie gab sich Mühe, daß er in Rom als solcher anerkannt, und zum Erben ihres Königreiches erklärt würde; wie er es im folgenden Jahre durch Antonius und Octavius wurde, obgleich Cäsars Freunde daran Anstoß nahmen, und Oppius es der Mühe werth hielt, ein ganzes Buch zu schreiben, um zu beweisen, daß der Knabe nicht Cäsars Sohn sein könnte⁽¹¹⁾. Cleopatra hatte Cäsar nach dem Orient begleiten wollen, um ihren mächtigen Einfluß auf ihn zu behaupten. Nach seinem Tode gestand der Tribun Helvius Cinna, daß ihm Cäsar ein Gesetz ganz ausgefertigt in die Hände gegeben hätte, mit dem Befehl, es gleich nach seiner Abreise zu publiciren, welches ihm das Recht hätte geben sollen, so viel Weiber, und von was für Stande er nur wolle, zu nehmen, um sein Geschlecht fortzupflanzen⁽¹²⁾. Wahrscheinlich eine Erfindung um Cleopatras Ehre zu retten, und seine Kinder

(¹¹) Sueton. I. Caes. 52. Dio. p. 227. 345. (¹²) Sueton. Ibid. Dio. 243.

Kinder von ihr zu legitimiren; denn Polygamie und die Ehe mit einer Ausländerin waren durch die römischen Gesetze verboten.

Cicero berührt diese Umstände nur dunkel und abgebrochen, wie gewöhnlich der Ton seiner Briefe an Atticus ist. „Die Flucht der Königin, sagt er, macht mir wenig Kummer. Ich bin neugierig, etwas von ihr und ihrem jungen Cäsar zu hören. Ich hasse die Königin; ihr Agent Ammonius, der Zeuge ihrer Versprechen, weiß, daß ich Ursach habe. Es betraf Dinge, die nur für einen Gelehrten, und meinem Charakter angemessen waren; so daß ich sie ohne Bedenken von der Rednerbühne herab nennen könnte. Ihr anderer Agent Sara ist ein Schurke, der sich unhöflich gegen mich benahm. Ich sah ihn nur einmal in meinem Hause; als ich ihn höflich fragte, was ihm beliebe, antwortete er, er komme nur, um sich nach Atticus umzusehen. Der Stolz der Königin, als ich sie im Garten sprach, hat mich empört. Ich will nichts mit ihnen zu thun haben; sie müssen glauben, daß ich weder Muth noch Gefühl behalten hätte⁽¹⁾.“

Als Antonius seine Sache aufs beste eingeleitet, und auf den ersten Jun eine Versammlung des Senats angesetzt hatte, um über die Lage der Republik Rath zu fassen, so nutzte er die Zwischenzeit zu einer Reise durch Italien, um die Veteranen zu besuchen, und sie durch Bestechungen und Versprechen für sich zu gewinnen. Er überließ dem Dolabella die Regierung der Stadt; Cäsar hatte ihn vor seinem be-

X 2

absicht

(¹) Ad Att. 14. 8, 20. Ib. 15. 15.

absichteten Feldzuge gegen die Parther zum Consul ernannt; und ob sich gleich Antonius dagegen widersetzt hatte, und diese Wahl vernichten wollte, so erkannte er ihn doch nach Cäsars Tode in der ersten Sitzung des Senats ruhig als Consul an, nachdem Dolabella bei der allgemeinen Verwirrung die Insignien dieses Amtes an sich genommen, und das Consul's Gewand angelegt hatte ⁽¹⁴⁾.

Cicero hatte immer mit seinem Schwiegersohne ein gutes Vernehmen beibehalten, ob er gleich wusste, daß er alle Tugenden und guten Grundsätze verläugnete; aber er hatte jetzt mehr als jemals Ursache, sich so viel wie möglich seines Vertrauens zu versichern, um ihn, wo möglich, für die Republik zu gewinnen, und ihn als eine Wehr gegen seines Kollegen Antonius Absichten zu brauchen. Er machte sich um so mehr Hoffnung, weil beide erflärte Feinde waren. Dolabella bestätigte diese Hoffnung; denn so bald Antonius Rom verlassen hatte, bewog er durch seine Strenge gegen alle Stürzer der Ruhe alle gute Bürger, ihn für den Iherlgen anzusehen. Der Pöbel hatte unter Anführung des falschen Marius und der Freigelassenen des Cäsars auf dem Forum einen Altar auf der Stelle errichtet, wo Cäsar verbrannt war; und daneben eine Säule von numidischen Marmor, zwanzig Fuß hoch, mit der Inschrift: Vater des Vaterlandes. Hier brachte diese Rotte täglich Opfer und göttliche Verehrung; und die Lust bei diesem neuen Altar zu opfern,

(¹⁴) Phil. 1. 13.

opfern, verbreitete sich so sehr unter dem Pöbel und den Sklaven, daß die Ruhe der Stadt dadurch gestört ward. Das jubelnde Volk feierte dieses Opfer mit enthusiastischer Wuth, lief toll durch die Straßen, und beging allen Frevel an denen, die es für Freunde der Freiheit hielt. Dolabella machte dem Uebel auf einmal ein Ende; er ließ die Säule und den Altar niederreißen, und die Urheber dieser Unordnungen greifen; die Freien wurden vom Tarpejischen Felsen gestürzt, die Sklaven gekreuzigt. Das erfreute die ganze Stadt; das gesammte Volk begleitete den Consul nach Hause, und gab ihm im Theater den gewöhnlichen Beweis des Dankes, durch lautes Freudengeschrei ⁽¹⁵⁾.

Cicero freute sich außerordentlich über diese Handlung, und er genoß einen Theil des allgemeinen Lobes, weil man sie für eine Folge seines Rathes ansah. Er schrieb an Atticus: „O mein vortrefflicher Dolabella! ich nenne ihn jetzt den weisen; denn, glaub mir, vorher war er mir verdächtig. Diese That giebt zu großen Betrachtungen Anlaß; die Empörer theils von dem Felsen zu stürzen; theils zu kreuzigen; die Säule und den Altar umzustürzen; — das ist heldenmüthig. Er hat jeden Schein des Schmerzes über Cäsars Tod vertilgt, der täglich so laut wurde, daß ich für die Tyrannen Mörder zu fürchten anfing; aber jetzt stimme ich mit dir ein, und fasse bessere Hoffnungen ⁽¹⁶⁾.“ — In einem andern Briefe sagt er:

E 3

„Welche

(¹⁵) Suet. I. Caes. 85. Ep. fam. 12. 1. Phil. 1. 2, 12.

(¹⁶) Ad Att. 14. 15.

„Welche Aussicht eröffnet uns Dolabellas brave Handlung? Ich höre nicht auf, ihn zu loben und zu ermuntern. Unser Brutus könnte jetzt sicher über das Forum gehn, eine goldne Krone auf seinem Haupte; denn wer wagt es, ihn anzuseinden, da der Felsen oder das Kreuz seine Strafe wäre? und da selbst die Niedrigsten vom Volke solche Beweise ihres Beifalls geben ⁽¹⁷⁾?“ — Er schrieb zugleich von Bajas aus folgenden Brief an Dolabella.

Cicero dem Consul Dolabella.

Dein Ruhm, mein Dolabella, gewährte mir die ganze Fülle des Vergnügens; aber ich läugne es nicht, daß meine Freude unendlich vermehrt wurde, als mir die Meinung des Volkes einigen Antheil an demselben gab. Täglich besuchen mich eine Menge Patrioten, die sich hier ihrer Gesundheit wegen aufhalten, und viele meiner Freunde aus den Municipien; und diese alle erheben Dich zu den Gestirnen, und bezeugen mir ihren Dank zugleich mit. Sie halten sich überzeugt, Du folgest meinen Rathschlägen, als Du wie ein echter Bürger und vorzüglicher Consul handeltest. Ob ich gleich der Wahrheit gemäß antworten könnte, daß Du ganz nach eigenem Antriebe und Urtheile, ohne fremden Rathes zu bedürfen, wirktest; so gebe ich ihnen zwar nicht ganz Recht, damit ich Deinen Ruhm nicht schmälere, wenn er ganz das Werk meiner Rathschläge zu sein sagtene, aber ich läugne es auch nicht ganz. Ich zeige nur zu sehr nach Ruhm.

Doch

(17) Ibid. 16.

Doch das schadet Deiner Würde nicht; denn selbst Agamemnon, der König der Könige, schämte sich ja nicht, einen Rathgeber Nestor zur Seite zu haben; mir bringt es Ehre, daß Du ein so junger Consul als ein Jüngling, in meiner Schule gepriesen werdest. Als ich in Neapel den kranken L. Cäsar besuchte, rief er mir schon mitten unter seinen Schmerzen entgegen, ehe er mich noch recht begrüßt hatte; o mein Eicerio ich wünsche Dir Glück, daß Du so viel über Doslabella vermagst; hätte ich so viel Gewalt über meiner Schwester Sohn Antonius, dann wären wir alle glücklich. Deinem Dolabella wünsche ich Glück, und danke ich vom Herzen; er ist der einzige ächte Consul nächst Dir. — Er sprach viel von Deiner That, und der Art der Ausführung; es sei die vorzüglichste, die heilsamste, die je geschehen. Und das ist die Meinung aller. Ich bitte Dich also, laß mich an diesem Ruhme immer, wenn auch mit Unrecht, Antheil nehmen, und laß mich wenigstens Dein Lob einigermaßen mit Dir theilen. Doch Schmerz bei Seite; lieber wollte ich Dir, mein Doslabella, meinen ganzen Ruhm, wenn ich je einigen besitze, überlassen, als Dir von dem Deinigen etwas entwenden. Ich liebte Dich stets, das mußt Du erfahren haben; aber Deine jetzige That hat mich zum heißesten Eifer für Dich entflammt. O glaube mir, nichts ist schöner, nichts lebenswürdiger, als die Tugend. Du weißt, ich schätzte unsern M. Brutus immer wegen seines großen Verstandes, seinen gefälligen Sitten und seiner bewährten Rechtschaffenheit; aber dennoch wuchs meine Achtung für ihn, seit den

Jenes des März so sehr, daß ich selbst erstaunte, wie eine Empfindung, die ich glaubte ganz erschöpft zu haben, noch erhöht werden könnte. Und wie konnte ich glauben, daß meine Empfindung für Dich noch würde verstärkt werden können? Ja sie wuchs so sehr, daß ich sie nun erst in ihrer ganzen Fülle zu fühlen glaube. Warum sollte ich Dich noch ermuntern, daß Du Deiner Würde und dem Ruhme dienen sollst? Soll ich Dir berühmte Männer zum Vorbilde stellen, wie man zu thun pflegt, wenn man aufmuntern will? Da hätte ich keinen berühmten, als Dich selber. Dich selber mußt Du nachahmen; mit Dir selber streiten; nach solchen Thaten mußt Du nur Dir stets ähnlich bleiben. Und so bedarfst Du meiner Aufmunterung nicht; aber Glück kann ich Dir wünschen. Dir begegnete, was noch keinem gelang; Deine strengste Ahndung ward nicht allein nicht verhaßt, sondern dem Volke sogar angenehm, und das nicht nur allen edlen Patrioten, sondern auch dem Niedrigsten. Wäre es ein Glückswurf, so würde ich Deinem Glücke eine Verbeugung machen; aber es ist das Werk einer großen Seele, des Verstandes und der Ueberlegung. Ich habe Deine Rede gelesen; sie ist ein Meisterstück der Klugheit; sie geht so Schritt vor Schritt, sie nähert und entfernt sich wieder von der Hauptsache so geschickt, daß das Resultat einstimmig mit aller Einwilligung Ahndung fordert. Du hast also die Stadt von der Gefahr, den Staat von der Furcht befreit; und Du hast nicht nur unserm Zeitalter den größten Dienst erwiesen, sondern auch der Nachwelt ein

ein nützlich Beispiel hinterlassen. Du mußt nur glauben, die Republik ruhe auf Deinen Schultern, und Du müßest jene Männer, die uns zuerst die Freiheit wieder gaben, nicht nur schützen, sondern auch belohnen. Aber hiervon nächstens mündlich mehr, wie ich hoffe. Indem Du die Republik und uns beschütze, so Sorge auch ja für Dich selber, mein theurer Dolabella⁽¹⁹⁾.

Cicero war nicht abgeneigt, jetzt eine Reise nach Griechenland zu machen, um seinen Sohn in Athen zu besuchen, dessen Aufführung ihm nicht gefiel, und seine Anwesenheit zu erfordern schien⁽¹⁹⁾. Aber die Nachricht von Dolabellas Betragen, und die Hoffnung, die sie ihm einflößte, daß die Patrioten das eine, was ihnen fehlte, einen Anführer ihrer Sache mit der Autorität des Staats gewaffnet, erhalten würden, bewogen ihn wenigstens bis nach dem ersten Jun zu bleiben, damit nicht seine Entfernung den Verdacht erwecke, er wolle die Parthei verlassen. Er wollte von Italien nicht eher abreisen, bis er ohne Tadel und mit Gutheißung des Brutus, den er nie verlassen wollte, es thun könnte⁽²⁰⁾.

Cicero kam um diese Zeit mit seinen alten Freunden von der Gegenparthei häufig zusammen; mit den letztern Dienern der Herrschaft Cäsars, mit Pansa, Hirtius, Balbus, Ratinus u. s. w. Cäsars Tod, worüber sie ganz anders dachten, als er, hatte ihre vormalige Vertraulichkeit sehr vermindert; die Stimme des Volks für die That machte sie

(¹⁹) Ep. fam. 9. 14. (²⁰) Ibid. 16. (²¹) Ibid. 20. Ib. 15—16, 17.

sie schüchtern, ihre Gesinnung frei zu sagen; aber Cicero sah leicht, daß sie ganz unzufrieden darüber waren, und nur einer Gelegenheit bedurften, Rache zu nehmen. Pansa und Hirtius waren, wie schon gesagt ist, von Cäsar zum Consulate für das nächste Jahr bestimmt; und weil der Senat Cäsars Befehle bestätigt hatte, so sollten sie dann auch ihr Amt antreten. Darum drangen Brutus und Cassius ernstlich darauf, Cicero sollte sie, wo möglich, für die Republik gewinnen, besonders den Hirtius, der ihnen am verdächtigsten war. Cicero scheint sich aber wenig von ihnen versprochen zu haben; er meldete nehmlich dem Atticus: „Es wäre keiner unter ihnen, der nicht den Frieden mehr fürchtete, als den Krieg; beständig beklagten sie den traurigen Tod eines so großen Mannes, und erklärten, die Republik sei dadurch ins Elend gestürzt; alle seine Einrichtungen würden vernichtet werden, sobald das Volk sich nicht mehr fürchte; seine Sanftmuth sei sein Unglück geworden; denn sonst hätte er nicht auf eine solche Art umkommen können.“ — Von Hirtius sagte er besonders: „Er liebt den nur zu sehr, den Brutus ermordete; ich thue mein möglichstes, ihn auf bessere Gesinnungen zu leiten, wie man von mir verlangt; er spricht sehr ehrbar, aber hält sich zu Valbus, der auch sehr gut spricht; wie viel ihnen zu trauen ist, magst Du überlegen ⁽¹¹⁾.“

Von

⁽¹¹⁾) Ad Att. 14. 22. Ib. 20. 21.

Von allen diesen Männern verwarf Marius ohne alle Verstellung die That der Verschwornen, so daß sich Cicero mit ihm erzürnte, weil er mit der Republik nicht auszuföhnen war. Cicero sprach ihn auf seiner Reise von Rom auf das Land, und fand ihn ganz verzweifelt, nichts als Krieg und Verwüstung verkündend, als eine sichere Folge des Mords. Marius sagte ihm auch das Urtheil, was Cäsar kurz vor seinem Tode von ihm und Brutus gefällt hatte: Es sei von der größten Wichtigkeit, wohin sich Brutus neigen würde, weil er seine Pläne mit ungestümer Hitze verfolge; davon habe er den deutlichsten Beweis in der Vertheidigung des Dejotarus zu Nicäa gegeben, wo er mit übers raschender Hitze und Freiheit gesprochen. — Ueber Cicero hätte er bei der Gelegenheit, als er ihm wegen Cestius Angelegenheit die Aufwartung machte, folgendes geäußert, als er ihn in dem Vorzimmer warten sah, bis er vorgelassen wurde: „Kann ich noch zweifeln, daß ich verhaßt sein muß, da Cicero dort sitzt, und nicht vor mich gelassen wird. Doch wenn irgend jemand so gefällig ist, es zu verzeihen, so ist er es; ob ich gleich überzeugt bin, daß er mich wirklich haßt ⁽²²⁾.“

Cäsars Freunde hatten indessen noch verschiedene Gründe, warum sie Cicero jetzt mehr als sonst den Hof machten. Wenn sich die Republik etwa wieder aufrichtete, so konnte er sie von dieser Seite am meisten schützen; wo nicht, so war er am meisten im Stande, ihnen gegen Antonius beizustehen

(22) Ad Att. 14, 1.

siehen, dessen Glück sie weit mehr fürchteten. Denn wenn sie einen neuen Herrn haben sollten, so waren sie doch um Cäsars willen geneigter, seinen Erben und Enkel Octavius vorzuziehen. Hirtius und Panfa waren Cicero sehr ergeben; sie brachten einen großen Theil des Sommers bei ihm auf seinen Landgütern zu, gaben ihm die größten Versicherungen ihrer guten Absichten und ihrer Neigung zum Frieden; er sollte der Schiedsrichter ihres künftigen Consulates sein; und ob er gleich noch einiges Mißtrauen gegen Hirtius hegte, so überredete ihn doch Panfa ganz, daß er aufrichtig sei ⁽²³⁾.

Brutus und Cassius blieben in der Nähe von Lanuvium, ohnweit Ciceros Villa zu Astura, deren sie sich auf Ciceros Einladung öfters bedienten ⁽²⁴⁾. Weil sie unschlüssig waren, was sie für Maaßregeln fassen sollten, so blieben sie ruhig in der Entfernung, und warteten es ab, was Zeit und Umstände hervorsbringen, und besonders wie sich die beiden Consuln bei der nächsten Versammlung des Senats gegen sie und die Republik betragen würden. Weil sie aus der Stadt vertrieben waren, ehe sie ihre Prätur nieder gelegt hatten, so brachten sie sich dem Welle von Zeit zu Zeit durch Edikte ins Angedenken, worin sie ihre friedliche Gesinnung feierlich erklärten. Ihr Betragen sollte keinen Anlaß zu einem bürgerlichen Kriege geben; sie wollten sich auf immer in die Acht erklären, wenn es etwas das zu betragen könnte, die Ruhe des Staates zu befördern, und wollten mit dem Bewußtsein ihrer guten That

(²³) Ad Att. 14. 20. 15. 1. (²⁴) Ad Att. 14. 11. 15. 3.

That zufrieden sein, als mit der größten Ehre, die ihnen wiederfahren könnte ²⁵⁾. — Ihre Absicht war, am ersten Jun nach Rom zu gehn, und im Senate Platz zu nehmen, wenn man es rathsam hielt; oder sich wenigstens auf der Rednerbühne zu zeigen, und die Reizung des Volkes zu erproben, in welcher Absicht auch Brutus eine Rede aufsetzte. Sie ließen Ciceron deswegen um seine Meinung fragen, schickten ihm auch eine Abschrift der Rede, die Brutus vom Capitol herab gehalten hatte, als Cäsar ermordet war, und baten ihn, sie durchzusehen, weil sie bekannt gemacht werden sollte. Cicero urtheilt darüber in einem Briefe an Atticus folgendermaßen: "Die Rede ist voll schöner Gedanken, in einem blühenden Style vorgetragen; aber wenn ich den Gegenstand behandeln sollte, ich würde ihn mit mehr Feuer ausführen. Du kennst den Charakter des Redners; darum konnte ich sie nicht verbessern. In dem Style, in welchem unser Freund sich auszeichnen will, und nach dem Begriffe, den er von der besten Art zu sprechen hat, ist es ihm so gelungen, daß es Niemand besser machen kann; ich mag aber Recht oder Unrecht haben, ich habe einen ganz andern Geschmack. Ich wünsche übrigens, daß Du die Rede lesest, wenn es noch nicht geschehen ist, und mir deine Meinung darüber wissen läßt. Freilich fürchte ich, daß Dich Dein Name verleitet, zu Attisch zu urtheilen; doch wenn Du Dich des Demosthenes Donners erinnerst, so wirst Du begreifen, daß die größte Kraft mit der feinsten Attischen Eleganz bestehen kann ⁽²⁶⁾.

Attis

(²⁵) Vell. l. 2. 62. Ad Att. 14. 20. 15. 1. (²⁶) Ad Att. 15. 1.

Atticus gab der Rede seinen Beifall nicht; er hielt sie für zu kalt, zu matt für eine so große Gelegenheit; und bat Cicero eine andre aufzusetzen, die in Brutus Namen publizirt würde. Cicero wollte nicht einwilligen; er hielt es für unschicklich, und mußte auch, daß es Brutus übel nehmen würde (27). In einem seiner Briefe über diesen Gegenstand sagt er: Ob du gleich glaubst, ich irre mich, wenn ich behaupte, die Republik hänge von Brutus ab, so ist es doch wirklich so; entweder wird sie stürzen, oder durch ihn und seine Mitschuldigen gerettet werden. Du verlangst von mir, ich soll eine Rede schreiben; es ist meine feste Regel, mein Atticus, die ich aus langer Erfahrung bewährt gefunden habe, daß es nie einen Dichter oder Redner gab, der irgend jemanden über sich glaubte. Das ist der Fall selbst bei schlechten; was sollen wir denn von Brutus denken, der Wig und Bescheidenheit besitzt? besonders nach der letzten Erfahrung bei dem Edikte. — Ich setzte ihm auf dein Verlangen eines auf; ich mochte das meinige leiden; er das seinige. Uebrigens, als ich auf sein ernstliches Verlangen, ihm meine Abhandlung über die beste Art zu reden, zueignete, da schrieb er ja nicht allein mir, sondern auch dir, daß die Beredsamkeit, die ich anprieße, ihm nicht gefalle. Laß also jeden für sich schreiben. — Ich wünsche nur, daß es ihm frei stehen möge, eine Rede zu halten; denn wenn er je wieder sicher in Rom auftreten darf, so haben wir den Sieg gewonnen (28).

(27) Ibid. 3. 4. (28) Ad Att. 14. 20.

Middletons
Römische Geschichte

Ciceros Zeitalter umfassend
verbunden
mit dessen Lebensgeschichte

Aus dem Englischen
von
G. R. F. Seidel.

Vierter Band.

Danzig, 1793.
bei Ferdinand Troschel.

1900-1901

1900-1901

1900-1901

1900-1901

1900-1901

1900-1901

Marcus Tullius Ciceros
Lebensgeschichte.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Octavius tritt in Rom auf. — Ciceros Urtheil über ihn. — Octavius gewinnt das Volk für sich. — Marius Brief an Cicero. — Antonius strebt nach der Alleinherrschaft. — Schreiben der Prätores Brutus und Cassius an Antonius. — Cicero schreibt in der ländlichen Einsamkeit philosophische Abhandlungen. — Wird von der Absicht nach Rom zur Senatsversammlung zu gehn, abgerathen. — Entschließt sich, nach Griechenland zu reisen. — Die Prätores Brutus und Cassius werden durch ein Gesetz von der Pflicht in Rom zu sein, losgesprochen. — Durch einen Auftrag, Getraide aufzukaufen, beleidigt. — Cicero spricht sie zu Antium.

Als Rom noch zwischen Furcht und Hoffnung über den Sieg der Freiheit schwebte, betrat ein Jüngling, der bisher wenig bemerkt war, den grossen Schauplatz, und spielte bald die erste Rolle auf demselben. Es war der junge Octavius, den sein Oheim Cäsar zum Erben seines Namens und seiner Güter eingesetzt hatte. Er war vor einigen Mos-

Storck Band. 2 natem

naten nach Apollonia in Macedonien, wo eine berühmte hohe Schule blühte, geschickt, um hier seinen Oheim zu erwarten, der ihn mit sich in den Krieg gegen die Parther nehmen wollte. Auf die Nachricht von Cäsars Tode eilte er nach Italien zurück, um hier zu versuchen, was ihm sein neuer Name und seines Oheims Freunde für Vortheile verschaffen könnten. Er kam am achtzehnten April J. R. 709. in Neapel an, wo ihn Balbus am folgenden Morgen bewillkommte. Balbus kehrte noch an demselben Tage zum Cicero ohnweit Cumä zurück, nachdem er den Octavius nach der benachbarten Villa seines Schwiegervaters Philipp geführt hatte. Hirtius und Pansa, die sich eben beim Cicero aufhielten, stellten ihm den jungen Octavius vor; und er bezeugte, daß er sich ganz von ihm wollte leiten lassen ^(*).

Seine Forderungen giengen gegenwärtig nicht weiter, als auf die Erbschaft der Güter seines Oheims. Die Besitznehmung derselben war ein zu kühnes und gefährvolles Unternehmen für einen Jüngling, der kaum achtzehn Jahr alt war. Die Republikaner hatten Ursache, mißtrauisch gegen ihn zu sein, damit er nicht im Besitze der Güter seines Oheims auch nach dessen Gewalt haschte. Antonius, der sich dieses Erbtheil zueignen wollte, und bereits von Cäsars Effecten Besitz genommen hatte, mußte noch eifersüchtiger auf Octavius werden, und befürchte

(*) Ad Att. 14. 10, 11.

befürchten, daß er ihm mit den Vortheilen eines so grossen Reichthums die Spitze bieten könnte. Octavius Mutter, und ihr Gemahl Philipp drangen daher, aus Besorgniß für seine Sicherheit in ihn, er sollte seine Ansprüche einige Zeit ruhen lassen, und einen verhassten Namen nicht eher annehmen, bis er sähe, welche Wendung die Staatsangelegenheiten nähmen. Octavius war von einem zu hohen Muth belect, als daß er der Vorsicht Gehör gegeben hätte; er erklärte es für niedrig und schimpflich, sich eines Namens unwürdig zu halten, dessen ihn Cäsar würdig geglaubt hatte^(*). Es umgaben ihn auch viele, die ihn beständig antrieben, er solle sich der Liebe der Stadt und der Armee bemessen, ehe seine Feinde zu stark wurden. Er brannte also vor Verlangen nach Rom zu gehn, und sich in Thätigkeit zu setzen; fest entschlossen, alles auf den Kredit seines Namens, und die Freunde und Truppen seines Oheims zu wagen.

Noch ehe er das Land verließ, schrieb Cicero über ihn folgendes an den Atticus: „Octavius ist noch bei uns; er begegnet mir mit der größten Hochachtung und Freundschaft. Seine Diener nennen ihn Cäsar, Philipp thut es nicht, und es thut auch nicht. Meiner Meinung nach wird er nun endlich ein guter Bürger; es sind so viele um ihn, die unsern Freunden den Tod drohen; sie erklären, daß ihre That nie vergehen werden könne. Was

(*) Vell. Pat. 2. 62.

wird es werden, denkst du, wenn der Knabe nach Rom kommt, wo unsre Befreier ihr Haupt nicht aufheben dürfen? Dennoch werden sie immer berühmt bleiben, ja selbst glücklich durch das Bewußtsein ihrer That. Was uns betrifft, wir sind gewiss verlohren, wenn ich mich nicht irre. Ich wünsche also, daran zu reizen, wo ich nichts mehr hören mog von diesen Pelopiden ⁽¹⁾."

So bald Octavius nach Rom kam, wurde er dem Volke durch einen von den Tribunen vorgestellt; er hielt eine Rede von der Rednerbühne herab, die jetzt gewöhnlich von den Feinden des Brutus besetzt war, die jede Gelegenheit nutzten, das Volk gegen ihn zu entflammen. „Gedenke was ich sage, schrieb Cicero; diese empörenden Reden werden jetzt so beliebt, daß unsre Helden, oder vielmehr Götter, gewiß einen unsterblichen Ruhm erlangen werden, aber nicht ohne Reid oder Gefahr. Ihr großer Trost bleibt ihnen indessen, das Bewußtsein einer glorreichen That; aber was bleibt uns für ein Trost? unser König ist ermordet, und wir sind doch nicht frei. Das Glück muß darüber walten; die Vernunft hat ihren Scepter verlohren ⁽²⁾." —

Octavius unterstützte seine Rede durch ein Mittel, das auf den niedrigeren Theil der Bürger am meisten wirkte; durch Schaugepränge und Spiele zu Ehren der Siege seines Oheims. Cäsar

(1) Ad Att. 11. 12. (2) Ad Att. 11. 12.

far hatte sie schon versprochen; aber diejenigen, denen er die Besorgung aufgetragen hatte, durften es nicht wagen, sie nach seinem Tode aufzuführen, bis Octavius als sein Erbe und Stellvertreter, die Sache selbst übernahm ^(*). Bei diesen Spielen ließ Octavius den goldnen Thron aufstellen, der unter den andern Ehrenbezeugungen auch dem Cäsar war zugestanden worden, und bei allen feierlichen Gelegenheiten in den Theatern und im Circus für ihn hingesezt wurde, wie für eine Gottheit ^(*). Die Tribunen befohlen aber, daß der Thron wieder weggenommen werde, worüber die Ritter ihren Beifall durch Händeklatschen bezeugten. Atticus schrieb diese Nachricht dem Cicero, der sich sehr darüber freute ^(*); aber er war durchaus nicht mit Octavius Betragen zufrieden, weil er durch dasselbe zu erkennen gab, daß er die Absicht habe, Cäsars Andenken wieder zu beleben, und seinen Tod zu rächen; und es war ihm um so unangenehmer, als er hörte, daß Matius die Besorgung der Spiele übernommen hatte ^(*); denn es bestätigte den Verdacht, den er auf Matius geworfen hatte, und ließ ihn vermuthen, daß er ein böser Rathgeber des jungen Octavius sein werde, wie er es schon dem jungen Brutus scheint gewesen zu sein. Matius erfuhr diesen Verdacht, und beklagte sich daher gegen ihren gemeinschaftlichen Freund Trebatius über Ciceros böse Meinung von ihm, und seine unfreund-

li 3

liche

(*) Suet. Aug. x. Dio. p. 272. (**) Dio. 44. 243.

(*) Ad Att. 15. 3. (**) Ad Att. 15. 2.

liche Behandlung. Dieses gab zur folgenden Vertheidigung des Cicero, und zur Antwort des Matius Anlaß, die verdienstermassen nicht allein wegen der Schönheit der Gedanken und des Vortrages, sondern auch deswegen geschätzt wird, weil sie uns den Mangel der Geschichte ersetzt, indem sie den Charakter eines hochgeschätzten und liebenswürdigen Mannes schildert, der Cäsars erster Vertrauter war, und an Talenten, Gelehrsamkeit und Tugenden keinem seines Zeitalters nachstand.

Cicero giebt sich Mühe, den Matius zu überreden, daß er nichts von ihm gesagt habe, was nicht mit der engsten Freundschaft bestehe. Um so eher Glauben zu gewinnen, schildert er vor seiner Apologie alle die Gefälligkeiten, die ihm Matius selbst auf dem Gipfel seiner Macht und der Vertraulichkeit mit Cäsar erwiesen habe; wenn er aber auf den Punkt der Klage kommt, da berührt er die Sache nur sehr behutsam, und bemerkt bloß im allgemeinen, „weil Matius Würde alle seine Handlungen den Augen des Publikums auffallen machte, so lege die Bosheit einige oft schlimmer aus, als sie es verdienten; er für seine Person pflege ihnen immer die günstigste Wendung zu geben. — Aber Du, fährt er fort, ein Mann von so grossen Kenntnissen, wirst wohl wissen, wenn Cäsar wirklich ein König war, wofür ich ihn hielt, daß alsdann deine Pflicht auf eine doppelte Art erwogen werden kann; entweder muß man, wie ich es nehme, deine Treue und Humanität loben, weil du
noch

noch so viel Liebe für einen verstorbenen Freund bewiesest; oder, wie es einige nehmen, man muß behaupten, daß du die Freiheit des Vaterlandes jedem Freunde hättest vorziehen sollen. Ich wünschte, du hättest es gehört, wie eifrig ich dich in Gesellschaften vertheidigte. Zwei Stücke machten den Hauptinhalt deines Lobes aus, von denen Niemand öfter und freier sprechen kann, als ich; daß du von Cäsars Freunden am meisten die Mühe gabst, den bürgerlichen Krieg abzurathen, und den Sieg zu mäßigen; und ich habe noch Niemanden getroffen, der mir widerspräche ^(*)." —

Matius Dem Cicero.

Dein Brief machte mir eine große Freude, weil er mich überzeugte, daß Du so von mir denkst, als ich es wünsche. Zwar zweifelte ich keinesweges daran; aber Deine gute Meinung von mir ist mir zu viel werth, als daß ich mich nicht bestreben sollte, sie vor jeder Verfälschung zu bewahren. Ich war mir bewußt, nichts gethan zu haben, was einem Patrioten anstößig sein könnte; und um so weniger konnte ich glauben, daß ein Mann von so viel umfassenden Kenntnissen als Du, sich ohne Grund gegen einen andern würde einnehmen lassen, der ihm stets so eifrig ergeben war. Ich sehe, die Sache verhält sich so, wie ich es wünsche; aber dennoch will ich auf die Beschuldigungen antworten,

21 4

gegen

(*) Ep. fam. 11. 27.

gegen die Du mich Deiner vorzüglichen Gewogenheit und unserer Freundschaft gemäß, so oft vertheidigtest. Ich weiß wohl, wie man mich nach Cäsars Tode verläumdete hat. Man legt mir es übel aus, daß ich den Tod eines Freundes bedaure, daß ich das Schicksal eines Mannes beklage, der mir so lieb war. Das Vaterland, sagt man, geht der Freundschaft vor; als wäre es schon bewiesen, daß sein Tod der Republik vortheilhaft sei. Ich will nicht sophistisch argumentiren; ich gestehe, daß ich es in der Weisheit so weit nicht gebracht habe. Ich war nicht Cäsars Partheigänger bei seinen bürgerlichen Streitigkeiten, ich verließ nur den Freund nicht, dessen Unternehmung ich nicht gut hieß. Nie billigte ich einen bürgerlichen Krieg, oder die Ursache der Zwietracht; vielmehr gab ich mir Mühe, ihrem Wachstume Einhalt zu thun. Als mein Freund gesiegt hatte, verführten mich nicht die Reize der Ehre und des Goldes, indeß andere, die weniger als ich über ihn vermochten, jene Belohnungen mißbrauchten. Ja sogar mein Vermögen wurde durch Cäsars Gesetz geschmälert, da hingegen andere, die sich jetzt über seinen Tod freuen, durch die Begünstigung desselben in ihrem Vaterlande blieben. Ich sorgte für die Schonung der überwundenen Bürger, wie ich es für meine eigne Wohlfahrt that. Ich wünschte alle zu retten, und den Tod dessen, von dem ich dies erlangte, sollte ich nicht bedauern dürfen? Du schließt, werden sie sagen, weil Du es wagst, unsere That zu mißbilligen. O des unerbitterten Stolzes! Ihr dürft euch
eines

eines Verbrechens rühmen, andre sollen nicht einmal ungestraft trauern. Warlich, selbst Sklaven hatten immer die Freiheit, nach ihrem, und nicht nach eines andern Willen Furcht, Freude oder Traurigkeit zu nähren, und die Männer, die sich jetzt die Schöpfer unsrer Freiheit nennen, wagen es, und jenes Recht durch Drohungen abzutrogen. Aber ihre Mähe ist umsonst. Nie sollen mich die Schrecken irgend einer Gefahr bewegen, meine Pflicht oder das Gefühl der Menschheit abzulängnen. Es war immer mein Grundsatz, einen ehrenvollen Tod nie zu fliehen, sondern ihn vielmehr zu wünschen. Warum zürnen sie mir, wenn ich wünsche, daß sie ihre That gereuen möge? Ich wünsche ja nur, daß jeden Cäsars Tod schmerzen solle. — Ich soll als Bürger das Wehl der Republik wünschen. — Wenn es nicht der ganze Lauf meines Lebens und meine noch übrigen Hoffnungen schweigend beweisen, daß ich dieß wünsche, so verlange ich nicht den Beweis durch Worte zu führen. Ich bitte Dich inständigst, sieh nicht auf die Worte, sondern auf die That; und wenn Du es fühlst, daß man mir Gerechtigkeit müsse wiederfahren lassen, so glaub auch, daß ich nie mit Verräthern Gemeinschaft haben konnte. So sollte ich also jetzt in meinem hohen Alter Grundsätze verläugnen, denen ich schon als Jüngling folgte, als zu irren noch verzeihlicher war? Nein das werde ich nicht; auch werde ich keine Handlung begehen, die Mißbilligung verdiene, aber das Schicksal eines mir so theuren Mannes werde ich immer bedauern. Dächte ich anders,

so würde ich doch nicht verschweigen, was ich that; damit ich nicht bei einer Verirrung auch als ein Ungerechter, oder bei der Verstellung als ein feiger Thor erschiene. Ich habe zwar die Spiele besorgt, die der junge Cäsar zum Andenken der Siege seines Oheims feierte; aber das ist eine Privatfache, die auf den Staat keinen Bezug hat. Diesen Dienst war ich dem Andenken und der Ehre meines besten Freundes schuldig; und ich konnte ihn dem hoffnungsvollen Jünglinge, der seines Oheims würdig ist, nicht abschlagen. Ich ging auch öfters zum Consul Antonius, um ihm eine Höflichkeit zu erweisen; eben so gut wirst Du die Männer, die mich für einen schlechten Patrioten halten, dorthin kommen sehen, um etwas nachzusuchen, oder zu empfangen. Welch eine stolze Annahme ist es nicht? Cäsar wehrte mir nie, uns zugehn mit wem ich wollte, wenn er auch nicht mein Freund war; und sie, die mir meinen Freund entrißen, wollen mich durch ihre Verläumdungen zwingen, daß ich nicht diejenigen hochschätzen soll, die mir gefallen? Aber es ist mir nicht bang, daß nicht endlich meine bescheidene Lebensweise über die bösen Gerüchte obsiege, oder daß nicht diejenigen, die mir jetzt wegen meiner Treue für Cäsarn nicht wohlwollen, einst wünschen möchten, Freunde zu haben, die mehr mir, als ihnen ähnlich sind. Wenn meine Wünsche erfüllt werden, so verleihe ich den Rest meiner Tage auf Rhodus; hindert mich das Geschick daran, so werde ich immer mit dem Wunsche in Rom leben, daß das Recht obsiegen

gen möge. Unserm Trebatius danke ich, daß er mir Deine wohlmeinende Gesinnung gegen mich aufgeklärt, und dadurch bewirkt hat, daß ich einen Mann, den ich immer schätze, um so mehr verehren muß. Leb wohl, und bleibe mein Freund ⁽¹⁰⁾. —

Antonius saß indessen nicht müßig, sondern beförderte seine Plane mit vieler Thätigkeit und Klugheit. Auf seiner Reise durch Italien suchte er Cäsars alte Soldaten in ihren Kolonien auf, zog sie durch Bestechungen und noch größere Verheißungen auf seine Seite, und führte starke Corps von ihnen nach Rom zu, damit sie ihm zu jeder Absicht näher wären. Auch in der Stadt versäumte er kein Mittel, das ihm sein Consulat dardot, so uns gerecht oder gewaltthätig es auch war, um seine Macht zu befestigen. Er ließ nun die Welt wissen, warum er das Dekret, wodurch Cäsars Befehle und Vermächtnisse bestätigt wurden, und welches der Senat

(¹⁰) Ep. fam. 11. 28. Dieser En. Matius wurde nachher des Augustus vertrautester Freund. Er scheint aber alle öffentlichen Ehrenstellen und Geschäfte abgelehnt, und in einer prächtvollen und süßlichen Ruhe sein Leben beschloßen zu haben. Theils beschäftigte er sich mit der Gärtnerei, theils mit Erfindungen in der Verfeinerung des Luxus, welches der allgemeine Geschmak seines Zeitalters war. Er versuchte es zuerst, seltne ausländische Früchte zu inkultiviren oder anzupflanzen. Er brachte auch die Mode auf, Alcen und Lauben nach der Schnur zu beschneiden, und schrieb darüber einige Abhandlungen, deren die späteren Schriftsteller gedenken. S. Columella de re rust. l. 12. c. 44. Plin. H. N. l. 12. 2; 35. 14.

Senat um des Friedens willen bewilligte, betrieb
 den hatte. Er hatte nicht allein Cäsars Papiere,
 sondern auch dessen Sekretär Faberius, der alles
 geschrieben hatte, in seiner Gewalt ⁽¹¹⁾; und konn-
 te also alles, was ihm gefiel, unterschreiben. Und das
 that er auch ohne Scheu oder Maas; er verkaufte
 für baar Geld alle Privilegien, um die sich Länder,
 Städte, Fürsten oder Privatpersonen bewarben,
 und das alles unter dem Vorwande, daß sie Cäsar
 ertheilt, und in seine Bücher eingetragen habe.
 Alle ehrlichen Männer wurden darüber empört;
 sie sahen das Unheil, wußten aber kein Mittel, ihm
 abzuhelpen; Antonius hatte die Gewalt in den Hän-
 den; ihr eignes Dekret hatte sie ihm gegeben. Ci-
 cero klagte in vielen seiner Briefe darüber, und
 erklärte es für tausendmal besser zu sterben, als so
 etwas zu leiden ⁽¹²⁾. „Ist es denn wirklich so?“
 sagt er. Ist es mit dem, was Brutus that, so
 weit gekommen, daß er zuletzt zu Lanuvium leben
 soll? daß sich Trebonius auf Seitenwegen nach sei-
 ner Provinz hin stehlen muß? daß Cäsars Befehle,
 Schriften, Worte, Versprechungen oder Gedanken,
 jetzt noch ein größeres Gewicht haben, als da er
 noch lebte?“ Alles dieses Unheil schrieb er dem
 Versetzen am ersten Tage zu, daß die Patrioten
 den Senat nicht auf das Capitol beriefen, wo sie
 hätten ausrichten können, was sie wollten, weil ihre
 Parthei die Oberhand hatte, und jene Räuber,
 wie er sie nennt, zerstreut waren ⁽¹³⁾.

Unter

(11) App. l. 3. 57. (12) Ep. fam. 12. 1. Ad Att.
 14. 2. (13) Ad Att. 14. 10.

Unter andern Gesetzen, die Antonius unter Cäsars Namen vollzog, verlieh er auch der ganzen Insel Sicilien das römische Bürgerrecht, und gab dem Könige Desotarus alle seine vorigen Besitzungen wieder. Cicero spricht darüber voll Unwillen: „O mein Atticus, sagt er, die Idus des März haben uns nichts gewährt, als das Vergnügen, uns an ihm zu rächen, den zu hassen wir Ursache hatten. Es war eine brave That, aber sie ist unvollendet geblieben. Du weißt, wie ich den Sicilianern gewogen bin; daß ich es mir für eine Ehre halte, ihr Patron zu sein; Cäsar gab ihnen manche Privilegien, die ich nicht mißbilligte; daß er ihnen das Recht der Bürger von Latium ertheilte, war mir unerträglich; aber das ist noch nichts gegen das, was Antonius that. Für eine grosse Summe Geldes hat er ein Gesetz bekannt gemacht, das der Dictator in der Volksversammlung soll entwerfen haben, wovon wir aber nie eine Silbe während seiner Lebensfrist hörten; und dieses Gesetz verleiht allen Sicilianern das Bürgerrecht. Ist nicht des Desotarus Sache eben so beschaffen? Er verdient wirklich ein Königreich: aber nicht aus den Händen der Fulvia. Und so giebt es noch tausend Ausstritte dieser Art ⁽¹⁴⁾.“ Als das letztere Gesetz des Gewohnheit gemäß im Capitol unter den übrigen Akten des Senats aufgehangen wurde, war doch der Betrug so auffallend, daß das Volk bei aller

Des

(¹⁴) Ad Att. 14. 12.

Betrübniß darüber lachen mußte; denn es wußte, daß Cäsar Niemanden so sehr gehaßt hatte, als den Dejotarus. Die Agenten des Königs hatten in Fulvias Zimmer für achtzig tausend Pfund Sterling den Handel geschlossen, ohne den Cicero oder einen andern von ihres Herrn Freunden zu Rathe zu ziehen; aber es scheint, der alte König war ihnen zuvor gekommen, und hatte seine Staaten wieder mit Gewalt erobert, sobald er Cäsars Tod erfuhr. — „Er wußte, sagt Cicero, daß es ein alls gemeines Recht ist, daß sich Eigenthümer alles, was ihnen ein Tyrann genommen hat, wieder nehmen können, so bald sie es vermögen. Er handelte als ein Mann, wir aber verächtlich; wir haßten den Mann, und behalten doch seine Gesetze ⁽¹⁵⁾.“ Durch solche Mittel brachte Antonius unermessliche Geldsummen zusammen; denn als Cäsar starb, war er, wie Cicero erzählt, über dreimal hundert tausend Pfund schuldig; und vierzehn Tage nachher hatte er alles bezahlt ⁽¹⁶⁾.

Die Stadt wurde noch durch einen andern Beweis seiner Gewaltthätigkeit empört; er bemächtigte sich des öffentlichen Schatzes, den Cäsar im Tempel der Ops für die Staatsbedürfnisse niedergelegt hatte; und der sich auf fünf und eine halbe Millionen Pfund belief. Dazu kam noch die Summe, die ihm Cäsars Gemahlin Calpurnia aus ihres Gemahls Privatkasse ausgeliefert hatte, die auch auf eine

(¹⁵) Phil. 2. 37. (¹⁶) Phil. 2. 37.

eine Million geschätzt wird. Das war keine außerordentliche Summe, wenn wir die reichen Quellen erwägen, aus der sie geflossen war; nemlich das ganze römische Reich; und wenn wir Cäsars Raubbegier bedenken. Cicero nennt die Summe einen blutigen Schatz, der von der Beute und den Ruinen der Unterthanen gesammelt war, und der, wenn er den Eigenthümern nicht wieder gegeben würde, wie es doch billig wäre, wenigstens die Lasten des Staats sehr hätte vermindern können⁽¹⁷⁾.

Antonius, der Cäsars Grundsätze befolgte, sicherte sich selber jenen Schatz; er brauchte ihn, um Soldaten zu kaufen; und war nun im Stande, jeden Nebenbuhler zu überbieten. Zuerst erkaufte er sich seinen Kollegen Dolabella, der lange schon von seinen Schulden gedrückt wurde; er zog ihn durch einen Theil seines Geldes und das Versprechen des fernern Antheils an der Beute des Reiches, ganz vom Cicero und der Parthei der Republikaner ab, und gewann ihn für sich. Das war ein Gewinn, der jedes Preises werth war. Die ganze Stadt und das Land zeigten deutlich ihre Abneigung gegen Antonius; die Stadt Puteoli, eine der angesehensten in Italien, wählte sich die beiden Brutus und den Cassius zu ihren Patronen⁽¹⁸⁾; es fehlte nichts als ein Anführer, um das ganze Reich zu bewaffnen. Dolabella schien der Mann

(¹⁷) Phil. 2. 37. It. 1. 7. Plutarch. in Anton.

(¹⁸) Phil. 2. 41.

Mann zu sein, bis er durch Gewalt und Geld bes-
 flochen, nicht allein die Republik verließ, sondern
 sie auch umstürzte ⁽¹⁷⁾.

Diese Auftritte, die sich vor der auf den ers-
 ten Jun. angesetzten Versammlung des Senats zu-
 trugen, öffneten dem Brutus die Augen, und übers-
 zeugten ihn, daß er sich mit seinen friedlichen Maas-
 regeln und seiner günstigen Meinung vom Antonius
 betrogen habe. Er sah nun, daß sich weder von
 ihm, noch von dem unter seinem Einflusse stehens-
 den Senate etwas Gutes erwarten liesse, und glaubte
 also, es sei Zeit, daß er und Cassius eine deutliche
 Erklärung über seine Absichten foderten. Er schrieb
 ihm daher folgenden höflichen Brief.

Die Prätores Brutus und Cassius dem Consul M. Antonius.

Wir würden Dir nicht schreiben, wenn wir
 nicht von Deiner Aufrichtigkeit und Deinem Wohl-
 wollen gegen uns überzeugt wären. Du wirst das
 her diese Zeilen Deiner freundschaftlichen Gesinnung
 gegen uns gemäß, gütig aufnehmen. Man hat
 uns berichtet, daß eine grosse Menge Veteranen
 bereits in Rom angekommen sei, und noch weit
 mehr auf den ersten Jun. erwartet würden. Wenn
 wir gegen Dich einigen Verdacht hegten, oder etwas
 von Dir befürchteten, so müßten wir uns sehr un-
 ähnlich

(17) Ad Att. 16. 15.

ähnlich sein; aber da wir uns einmal in Deine Gewalt ganz dahin gegeben, und auf Deinen Rath die Freunde, die sich aus den grossen Städten um uns versammelt hatten, nicht allein durch ein öffentliches Edikt, sondern auch durch Privatschreiben entlassen haben, so verdienen wir doch, von Deinen Plänen unterrichtet zu werden; besonders in den Sachen, die uns selber angehn. Wir bitten Dich also, laß uns wissen, was Du für Absichten in Rücksicht auf uns hast. Glaubst Du, daß wir unter einer Schaar solcher Veteranen sicher sein können, die, wie wir hören, gesonnen sind, den Altar wieder aufzubauen? Das kann Niemand wünschen oder gut heissen, der unsrer Sicherheit und Ehre wohl will. Der Ausgang beweist es, daß wir vom Anfange an keine andre Absicht hatten als Frieden, noch etwas anderes suchten, als die öffentliche Freiheit. Niemand kann uns hintergehen als Du; und das würde Deiner Tugend und Rechtschaffenheit nicht entsprechen; aber Niemand sonst hat es in der Gewalt, uns zu betrügen. Wir trauten Dir allein, und werden es noch thun. Un're Freunde sind sehr für uns besorgt; ob sie gleich in Deine Rechtschaffenheit kein Mißtrauen setzen, so bedenken sie doch, daß eine Schaar Veteranen leichter durch andere zu Gewalthandlungen angetrieben, als durch Dich im Zügel gehalten werden kann. Wir verlangen eine befriedigende Antwort auf alle Umstände; denn es ist eine wichtige Sache, die Veteranen wären berufen, weil Du im Jun dem Senate zu ihrem Besten Vorschläge

Vierter Band. B schläge

schläge thun wolltest. Wer sollte das verhindern, da es gewiß ist, daß wir es nicht thun werden? Niemand wird uns vorwerfen können, daß wir zu ängstlich für unser Leben sorgten; denn wir können keine Gefahr befürchten, wenn nicht eine allgemeine Zerrüttung erfolgt ⁽²⁰⁾.

Als sich Cicero auf dem Lande aufhielt, wo ihn seine Freunde beständig umgaben, und seine Gedanken ganz auf die Republik gerichtet schienen, fand er doch noch Musse, einige von den philosophischen Abhandlungen zu schreiben, die noch zum Vergnügen und zur Belehrung der Nachwelt übrig geblieben sind. Er schrieb jetzt die Abhandlung über die Natur der Götter, in drei Büchern, und eignete sie dem Brutus zu. Sie enthält die Meinungen aller Philosophen, die über den Gegenstand geschrieben hatten; und er fodert die Leser auf, diese wichtige Materie mit aller Aufmerksamkeit zu beherzigen; denn sie unterrichte sie, was sie von der Religion, von der Frömmigkeit und Heiligkeit, von Ceremonien, von Treue und Glauben, vom Eide, von Tempeln u. s. w. halten sollten, weil alle diese Gegenstände in der Untersuchung über die Götter mit inbegriffen wären ⁽²¹⁾. Er setzte auch sein Gespräch über die Divination oder die Vorhersagung und Verkündigung künftiger Dinge auf, und über die verschiedenen Arten, wie der Mensch jene Kraft erlange und sie mittheile. Er trägt in
zwei

(²⁰) Ep. fam. 11. 2. (²¹) De Nat. Deor. 1. 6.

zwei Büchern alles vor, was sich für oder gegen das wirkliche Dasein der Sache selber sagen läßt. Beide Schriften sind in dialogischer Form vorge- tragen, und er bemerkt selber folgendes über sie: „Nachdem Carneades, sagt er, sehr scharfsinnig und weisläufig gegen die Divination den Stoikern geantwortet hat; so will ich nun untersuchen, was wir über beide Meinungen urtheilen sollen. Und um nicht zu übereilen etwas zu behaupten, das ent- weder an sich falsch ist, oder unrecht verstanden wird; so halte ich für das Beste, dasselbe zu thun, was ich in meinen drei Büchern über die Natur der Götter gethan habe, nemlich alle Beweise gegen einander genau zu erwägen und zu vergleichen. So wie Uebereilung und Irrthum in allen Dingen schimpflich sind, so sind sie es vorzüglich in Urthei- len über Auspicien und Gegenstände der Religion; denn wir laufen dabei eine doppelte Gefahr, ents- weder durch die Verachtung derselben eine Sünde zu begehen, oder durch den Glauben an dieselben dem Aberglauben zu frohnen ⁽²²⁾. — Cicero schrieb ferner noch eine Abhandlung über das Alter, von dem vornehmsten Sprecher im Dialoge, Cato ge- nannt. Er eignete sie dem Atticus zu, als eine Lektüre, die sie beide auf der düsternen Scene des Lebens, die sie jetzt beträten, trösten könnte. Er habe, indem er sie geschrieben, so viel Vergnügen darüber empfunden, daß es ihn nicht allein von allen Klagen über

(22) De Divin. 1. 4.

über das Alter befreite, sondern ihm selber das Alter angenehm machte ⁽²³⁾. Bald darauf machte er dem Atticus noch ein Geschenk mit einer Abhandlung über die Freundschaft; ein Gegenstand, sagt er, der es verdiene, von allen gekannt zu werden, und der besonders seiner und des Atticus Vertraulichkeit angemessen sei. „Wie ich bereits über das Alter geschrieben habe, ich selber ein alter Mann auf einem Alten; so schreib ich jetzt in der Person eines aufrichtigen Freundes über die Freundschaft an meinen Freund.“ — Auch diese Abhandlung ist in dialogischer Form geschrieben; der vornehmste Sprecher ist Lælius, der, in einem Gespräche mit seinen beiden Schwiegersöhnen Fannius und Scävola, über den Tod des P. Scipio und die merkwürdige Freundschaft, die zwischen ihnen statt fand, Gelegenheit nahm, ihnen auf ihr Verlangen die Natur und die Vortheile einer wahren Freundschaft zu erklären. Scävola, der sehr alt wurde, und seinen Schülern gern seine alten Geschichten erzählte, theilte ihnen auch oft mit Vergnügen den Inhalt dieses Dialogs mit; Cicero hatte ihn ins Gedächtniß gefaßt, und kleidete ihn hernach nach seiner Manier ein ⁽²⁴⁾. Dieses angenehme Werk, das auch bloß als eine Erdichtung betrachtet, eines der unterhaltendsten aus dem Alterthume ist, muß uns um so mehr interessiren, da es eine Geschichte oder ein Gemälde enthält, das nach dem Leben entworfen ist,

(²³) Cato. I. (²⁴) De Amicit. I.

ist, und die wahren Charaktere und Gesinnungen der besten und größten Männer Roms schildert. Er schrieb endlich auch das Gespräch über das Schicksal; eine Unterredung mit Hirtius auf seiner Villa ohnweit Puteoli, wo sie im Mai einige Tage zubrachten. Vermuthlich hat er auch um diese Zeit eine Uebersetzung des berühmten Gespräches des Plato, Timäus, oder über die Natur und den Ursprung des Universums, vollendet.

Cicero beschäftigte sich auch mit einem Werke ganz anderer Art, das er schon lang unter den Händen gehabt hatte; mit einer Geschichte seiner Zeit, oder vielmehr seiner eignen Handlungen; voll freier und bitterer Bemerkungen über die, die ihre Gewalt zur Unterdrückung der Republik gemißbraucht hatten; besonders über Cäsar und Crassus. Er nannte es seine Anekdoten; und es sollte nicht publicirt, sondern nur wenigen Freunden mitgetheilt werden, wie es Theopompus gemacht hatte, ein Historiker, der wegen seines bitteren Styles bekannt war⁽²⁵⁾. Atticus foderte ihn auf, er möchte die letzte Hand daran legen, und es durch Cäsars Vergeltung fortsetzen; aber er versparte diesen letzten Theil zu einer besondern Geschichte, wodurch er das Recht, einen Tyrannen zu tödten, beweisen wollte. Einige Winke in seinen Briefen beweisen diese Absicht; in einem an den Atticus sagt er: „Ich habe meine Anekdoten noch nicht so gefeilt,
B 3 wie

(25) Ad Att. 2. 6. Dionys. Halic. Prooem. 1.

wie ich es wünsche; was ich auf dein Verlangen noch hinzu fügen soll, wird wohl einen eignen Band erfordern; aber glaub mir, ich konnte freier und mit weniger Gefahr gegen seine verhasste Parthei sprechen, als der Tyrann noch lebte, als jetzt. Er begünstigte mich wunderbar, ich weiß nicht wie; jetzt aber, wohin wir uns nur wenden, werden wir nicht allein auf Cäsars Befehle, sondern sogar auf seine Gedanken zurück gewiesen." — In einem andern Orte sagt er: „Ich verstehe nicht, was du willst, daß ich schreiben soll. Ist es etwa, daß der Tyrann nach dem strengen Befehle der Gerechtigkeit getödtet wurde? Hierüber werde ich meine Gedanken an einem andern Orte mittheilen ⁽²⁶⁾. Auch seine übrigen Freunde scheinen dieses Werk gekannt zu haben; denn Trebonius erinnert ihn in einem Briefe von Athen an das Versprechen, daß er ihn einen Platz in seinen Schriften geben wollte, und fügt hinzu, ich zweifle nicht, wenn du etwas über Cäsars Tod schreibest, daß du mir nicht den schlechtesten Antheil an dieser That, so wie an Deiner Liebe geben wirst ⁽²⁷⁾. Dio Cassius erzählt, daß Cicero dieses Werk versiegelt seinem Sohne übergab, mit dem strengsten Befehle, es nicht eher als nach seinem Tode zu lesen oder zu publiciren. Aber seit dieser Zeit sah er nie seinen Sohn wieder; und er ließ das Werk wahrscheinlich unvollendet. Dennoch kamen nachher einige Abschriften zum Vorschein

(²⁶) Ib. 15. 3. (²⁷) Ep. fam. 12.¹ 16.

schein, von denen und sein Ausleger Asconius einige Umstände mittheilt ⁽²⁸⁾.

Am Ende des May begab sich Cicero auf den Weg nach Rom, um im Senate am ersten Jun zu erscheinen. Er meldete dem Atticus, daß er am sechs und zwanzigsten zu Tusculum eintreffen wollte. Er wechselte jetzt häufige Briefe mit Brutus, der ihn selber in Lanuvium zu sprechen wünschte. Cicero entschloß sich, dieses Verlangen zu erfüllen, ob er es gleich nicht jetzt für rathsam hielt, weil ihre Unterredung keinen Vortheil bringen, vielmehr das Mißtrauen des Antonius vermehren konnte. Je näher er der Stadt Rom kam, desto mehr schreckte ihn der Gedanke, daß er sich in ihre Mauern wagen wollte; er wußte, daß sie mit Soldaten angefüllt war; daß Antonius mit einem starken Corps ankam; daß seine Absicht auf einen Krieg gerichtet war, und daß er dem D. Brutus die Provinz Gallien durch ein Dekret des Volkes entreißen, und sie sich zueignen wollte ⁽²⁹⁾. Hirtius rief ihm zurück zu bleiben, und er selber gieng auch nicht nach Rom. Varro schrieb ihm, daß die Veteranen allen denen drohten, die ihnen nicht wohl wollten. Auch Gracchus warnte ihn im Namen des C. Cassius, auf seiner Huth zu sein; es wären einige bewaffnete Männer willens, Tusculum zu überfallen. Alle diese Nachrichten bewogen ihn endlich, nicht in den Senat zu gehn, sondern

B 4

bern

(28) Dio. p. 96. Ascon. in Tog. cand. (29) Ad Att. 15. 4.

bern sich von der Stadt zu entfernen, wo er einst nicht nur mit den größten Männern geblüht, sondern selbst noch als Sklave mit einiger Würde gelebt hatte ⁽³⁰⁾. Der größere Theil des Senats folgte seinem Beispiel, floh vor Furcht wegen Gewaltthätigkeiten aus der Stadt, und ließ die Consuln mit einigen ihrer Geschöpfe zurück, damit sie Dekrete nach ihrem Gefallen entwerfen könnten ⁽³¹⁾.

Diese Lage der Sachen bestimmte endlich den Cicero seine längst beabsichtigte Reise nach Griechenland auszuführen, und einige Monate bei seinem Sohne in Athen zuzubringen. Er erwartete nichts Gutes von den Consuln, und wollte nicht eher nach Rom zurückkehren, bis ihre Nachfolger ihr Amt angetreten hätten. Auf ihre Regierung setzte er seine ganze Hoffnung. Er schrieb daher an den Dolabella, daß er ihm den Charakter eines Legaten verschaffen sollte; und damit sich Antonius, ein empfindlicher Mann, wie er ihn nennt, nicht beleidigt fände, schrieb er ihm auch deswegen. Dolabella ernannte ihn sogleich zu einem seiner eignen Legaten, welches seiner Absicht um so mehr entsprach; denn ohne ihn an einen Dienst oder an eine bestimmte Zeit zu fesseln, ließ ihm dieser Charakter alle Freiheit zu gehen wohin er wollte. Er nahm ihn also sehr gern an, und machte gleich zur Reise Anstalt ⁽³²⁾. Er erfuhr indessen durch Balsus,

(³⁰) Ib. 5. 15. 8. Ibid. 5. (³¹) Philip. 2. 42. (³²) Ad Att. 15. 8. Ibid. 11.

bus, daß der Senat wieder am fünften versammelt, und dem Brutus und Cassius der Auftrag gegeben werden sollte, für die Republik in Asien und Sicilien Korn zu kaufen; auch sollte zugleich beschlossen werden, daß sie mit den übrigen Prätores nach Verlauf des Jahres Provinzen erhalten sollten ⁽³³⁾.

Ihre jetzige Lage war sehr merkwürdig. Es war etwas unerhörtes, daß die Prätores aus der Stadt vertrieben waren, wo ihre Gegenwart durchaus nöthig war, so daß sie nicht über zehn Tage im Jahre abwesend sein sollten. Antonius besorgte ein Dekret, das sie von dem Gesetze frei sprach ⁽³⁴⁾, denn er freute sich, sie in einer so verächtlichen Lage zu sehn; ihrer Gewalt beraubt, in einer Art von Verbannung, und ganz von seinem Schutze abhängig. Ihre Freunde in Rom hatten daher bei dem Senate um ein Geschäft für sie nachgesucht, um den Anschein einer Flucht, und die Schande der Verbannung mitten in dem ehrenvollsten Amte der Republik zu bedecken ⁽³⁵⁾. Das war die Ursache des Auftrages wegen des Getraides, der aber doch ihrer Würde nicht angemessen, vielmehr eine Erfindung des Spottes des Antonius zu sein schien, der noch immer mit Achtung von ihnen zu sprechen affectirte ⁽³⁶⁾. Aber ihre Freunde hielten jedes Geschäft für sie besser, als das Stillstehn in

W 5

Itas

(³³) Ib. 9. (³⁴) Phil. 2. 13. (³⁵) Appian. bell. civ. l. 4. 622. Ibid. l. 13. 530. (³⁶) Phil. 1. 2.

Italien, wo sie den Veteranen preis gegeben waren, die sich jetzt in Bewegung setzten; und sie hofften, daß es ihnen für die Gegenwart Sicherheit, und für die Zukunft Gelegenheit geben würde, für ihre Rettung zu sorgen, indem sie den längst entworfenen Plan, sich einiger auswärtigen Provinzen zu bemächtigen, und sich zur Vertheidigung der Republik zu bewaffnen, ausführen könnten. Davor fürchteten sich ihre Feinde am meisten, und sie warfen ihnen die Absicht öffentlich vor, um sie Verhaft zu machen. Cicero hatte sie indessen auf ihr Verlangen dem Hirtius empfohlen, und erhielt darsauf folgende Antwort.

„Ich wünschte, daß Du den Brutus und Cassius so leicht bewegen könntest, alle listigen Pläne aufzugeben, als sie durch Dich von mir alles erlangen können, was sie wünschen. Sie verließen Italien, sagst du, als sie dir schrieben? Wohin gingen sie? Und warum? Laß sie nicht fort, mein theurer Cicero, ich bitte Dich! laß die Republik nicht ganz zu Grunde gehn; sie ist schon von Räubern, Mordbrennern und Mördern bestürmt. Wenn sie sich vor etwas fürchten, so laß sie auf ihrer Hut sein, aber nicht angreifend handeln. Ich bin überzeugt, sie werden durch die kraftvollsten Unternehmungen nicht mehr gewinnen, als durch friedliche Maasregeln, wenn sie nur Vorsicht gebrauchen. Die jetzige Gährung kann nicht lange dauern; bricht sie in einen Krieg aus, so wird sie sich bald zum Verderben bewaffnen. Laß mich wissen, was sich von ihnen erwarten läßt.“ —

Cicero

Cicero antwortete ihm, er stehe dafür, daß sie zu keinem verzweifeltsten Mittel schreiten würden; und Balbus meldete ihm zu gleicher Zeit, daß Brutus Mutter Servilia es übernommen habe, sie von ihrer Abreise zurück zu halten ⁽³⁷⁾.

Servilia, obschon eine Schwester des Cato, war eine von Cäsars Geliebten gewesen, und hatte nächst der Cleopatra sein Herz am meisten gefesselt. Während des bürgerlichen Krieges gab er ihr einige schöne Landgüter von den konfiszierten des Pompejus; auch soll er ihr einen Edelstein fünfzig tausend Pfund am Werth, geschenkt haben ⁽³⁸⁾. Sie war eine Frau von vielem Geiste, voll Intriquen, und hatte sich das Zutrauen der Parthei des Cäsars erworben. Jetzt besaß sie die Güter und die Villa des Pontius Aquila, eines der Verschwornen, die Cäsar konfiszierte und ihr geschenkt hatte. Cicero rechnet es unter die Abentheuer dieser Zeit, daß die Mutter des Tyrannenmörders die Güter eines Mitverschwornen von dem Bunde ihres Sohnes besaß ⁽³⁹⁾. Sie hatte aber einen grossen Antheil an allen Berathschlagungen des Brutus, so daß Cicero um so weniger sich in dieselben einlassen, oder sich mit einem Manne abgeben wollte, dem er nicht trauen konnte. Wenn seine Mutter so vielen Einfluß auf ihn hat, durch ihre Rathschläge, oder wenigstens durch ihre Bitten, warum soll ich da ins ins Mittel treten ⁽⁴⁰⁾.

Auf

(³⁷) Ad Att. 15. 6. (³⁸) Sueton. I. Caes. 50. (³⁹) Ad Att. 14. 21. (⁴⁰) Ad Att. 15. 10.

Auf ihr Verlangen gieng er doch zu ihnen nach Antium, um in einer Versammlung auserlesener Freunde anwesend zu sein, die zusammen berufen waren, um zu überlegen, was sie in Rücksicht des neuen Antrages thun sollten. Unter andern waren auch Favonius, Servilia, Portia, Brutus Gemahlin, und seine Schwester Tertulla, die Gattin des Cassius, zugegen. Brutus freute sich sehr über Ciceros Ankunft; und bat ihn, nach der ersten Bewillkommung, daß er der Gesellschaft seine Meinung über den Gegenstand ihrer Berathschlagung eröffnen sollte. Hierauf rieth er das, was er unterwegs überlegt hatte; Brutus sollte nach Asien gehn, und das Getraide besorgen; alles was sich jetzt thun ließe, sei, für ihre Sicherheit zu sorgen; diese sei eine wahre Wohlthat für die Republik. — Hier unterbrach ihn Cassius, und betheuerte mit wildem Feuer in den Augen, daß er nicht nach Sicilien gehn, noch das als eine Gunstbezeugung annehmen würde, wodurch man ihn verhöhnen wollte; er würde nach Achaja gehn. — Brutus sagte, er wolle nach Rom gehn, wenn es Cicero für gut fände. — Cicero zeigte, daß er unmöglich dort sicher wäre. — Aber gesetzt, sagte er, ich könnte sicher sein; nun, antwortete Cicero, so würde ich dazu vor allen Dingen rathen, eher als zu irgend einer Provinz. — Nach einem langen Gespräche und Klagen über den Verlust der verschorzten Vortheile, wovon Cassius allein dem D. Brutus die Schuld beilegte; sagte Cicero, ob das gleich wahr sei, so wäre es doch vergeblich, von dem

dem Vergangnen zu reden; und wie die Sache stehe, so sehe er nichts übrig, als daß sie seinem Rathe folgten. — Hierin schienen sie endlich alle einzuswilligen, besonders als es Servilia über sich nahm, durch ihre Vermittlung es dahin zu bringen, daß der Ankauf des Getraides aus ihrem Auftrage weg gelassen werden sollte. Brutus gab es zu, daß die Spiele, mit denen er als Prätor die Stadt nächstens unterhalten sollte, in seiner Abwesenheit durch einen Bevollmächtigten gegeben werden sollten. — Cicero nahm Abschied, mit nichts von der Unterhandlung zufrieden, als mit dem Bewußtsein, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Als es gab er verlohren; „denn er fand das Schiff nicht nur beschädigt, sondern in Stücke zersplittert; und weder Vernunft noch Plan in dem, was sie thaten. Wenn er ja vorher noch gewankt hatte, so war er jetzt fest entschlossen, so bald als möglich abzureisen“⁽⁴¹⁾. —

(41) Ad Att. 15. 11. 12.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Antonius behandelt den Octavius verächtlich. — Ciceros Misstrauen gegen Octavius. — Cicero schreibt die Untersuchung über die Pflichten — macht sich zu Tuscum reisefertig, und nimmt vom Atticus Abschied. — Brutus läßt als Prätor in Rom Spiele feiern. — Der junge Pompeius versöhnt sich mit dem Senate. — Der junge Quintus Cicero verläßt des Antonius Parthei. — Cicero geht zu Schiff. — Schreibt unterwegs die *Torrit*, und eine Abhandlung über den Ruhm. — Cicero wird durch widrigen Wind nach der Küste von Italien wieder zurück getrieben. — Fröhliche Nachrichten bestimmen ihn nach Rom zurückzukehren. — Antonius will dem Brutus und Cassius ihre Provinzen entreißen.

Octavius wurde bei seiner Ankunft in Rom vom Antonius sehr unfreundlich empfangen. Aus Verachtung gegen sein Alter und seine Unerfahrenheit behandelte er ihn nicht allein gar nicht als einen Erben des Cäsar, sondern hielt sein Erbtheil zurück, drohte ihm sogar, und war in allen seinen Forderungen zuwider. Er wollte auch nicht zugestehen, daß Octavius zum Tribunen gewählt würde; denn er bewarb sich mit Begünstigung des Volkes, wie es schien, um die Stelle des Cinna, der bei Cäsars Begräbniß erschlagen wurde ⁽¹⁾. Dadurch zog Octavius die Aufmerksamkeit der republikanischen Parthei auf sich, und Cicero achtete um so mehr auf ihn, als Antonius furchtbarer wurde.

Er

(1) Sueton. August. 10. Dio. 272. App. 506.

Er fällt um diese Zeit folgendes Urtheil von ihm: „Octavius hat, wie ich bemerke, Talente und Muth; und er scheint so gegen unsere Helden gesinnt zu sein, als wir es wünschen können; aber es bedarf einer grossen Ueberlegung, in wiefern wir seinem Alter, seinem Namen, und seiner Erziehung trauen dürfen; sein Schwiegervater, der mich in Astura sprach, glaubt, auf keine Weise. Wir müssen ihn indessen doch fesseln, wenn auch in keiner andern Absicht, als ihn in gehöriger Entfernung vom Antonius zu halten. Marcellus handelt edel, wenn er ihn für unsere Freunde stimmt; es scheint, daß er viel Einfluß auf ihn habe, daß er aber dem Pansa und Hirtius nicht traue. Seine natürliche Anlage ist gut, wenn es nur Bestand hat.“

Mitten unter diesen Begebenheiten, die seinen Geist so sehr zerrütteten, setzte er dennoch seine Studien mit seinem gewöhnlichen Eifer fort; und um die Gesellschaft zu vermeiden, die ihn auf seinem Landhause unweit Bajä störte, entfernte er sich nach seiner pompejanischen Villa, auf der Südseite von Neapel. Hier fing er das Werk über die Pflichten an, das er zum Nutzen und zur Belehrung seines Sohnes bestimmte; auch schrieb er eine Rede, die der Lage des Staates angemessen war, und überschickte sie dem Atticus, um sie entweder zu publiciren, oder sie zurück zu behalten;

und

(?) Ad Att. 15. 12.

und er versprach ihm in kurzem die geheime Geschichte seiner Anekdoten in Heraklides Manier zu übersenden, die er fest in seinem Schranke verschließen sollte ⁽³⁾.

Ehe er Italien verlassen konnte, mußte er nach Tusculum zurück kehren, um seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen, und sich reisefertig zu machen. Er schrieb daher an den Dolabella, daß er ihm die Maulthiere, und die übrigen Bedürfnisse, die der Staat gewöhnlich denen mit gab, die unter einem öffentlichen Charakter reiseten, schicken möchte ⁽⁴⁾. Atticus und Cicero nahmen hier unter den aufrichtigsten Versicherungen ihrer Freundschaft Abschied. Die schlimme Lage des Staates, und die Ungewisheit, wenn, oder wie sie sich wieder sehen würden, stimmte sie zu traurigen Bemerkungen, die dem Atticus noch nach der Trennung Thränen kosteten. Er schrieb darüber dem Cicero in seinem nächsten Briefe, und versprach ihm, auch nach Griechenland ihm nachzureisen. Cicero antwortete ihm mit eben so viel Zärtlichkeit. „Es rührte mich, als ich hörte, daß du nach unserer Trennung Thränen vergoffest; hättest du es in meiner Gegenwart gethan, gewiß ich hätte meine Reise aufgegeben. Aber das freut mich, daß du dich mit der Hoffnung tröstest, mir bald zu folgen. Diese Erwartung heitert mich wieder auf; ich will dir unablässig schreiben; und von allem, was den Brutus angeht, Nach:

(³) Ad Att. 15. 13, 14. (⁴) lb. 18.

Nachricht' geben; ich werde dir bald die Abhandlung über den Ruhm schicken; so wie das heraklidische Werk, das du in deinem Archive einschließen sollst (1)."

Diese wenigen Züge aus den vertrauten Briefen jener Männer beleuchten ihren Charakter besser, als irgend eine ihrer glänzenden und öffentlichen Handlungen. Gewöhnlich hält man es für die Eis-

den

(1) lb. 27. Diese Abhandlung über den Ruhm, die Cicero dem Atticus nachmals überschickte, und in zwei Büchern publicirte, war noch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst vorhanden; aber unglücklicher Weise gieng sie verloren, weil sie nicht durch diese bewunderungswürdige Kunst auf Licht gestellt wurde. — Kaiser Augustus Euphrantius schenkte sie dem Petrarch, und dieser lieb sie, wie er in einem seiner Briefe erzählt, seinem alten Lehrer. Aus Armuth versetzte dieser die Handschrift um Lebensmittel dafür zu kaufen; und Petrarch konnte sie nach des alten Mannes Tode nicht wieder bekommen. Zwei Jahrhunderte nachher scheint sie in den Händen des Bernardus Justinianus gewesen zu sein, denn sie wird in dem Verzeichnisse seiner Bücher genannt. Er vermachte seine Bibliothek einem Nonnenkloster; als man aber jene Handschrift nicht finden konnte, so glaubte man allgemeyn, daß Petrus Aegypcius, der Arzt des Klosters, dem die Bibliothek offen stand, sie gestohlen, und nachdem er so viel als möglich aus dem Werke in seine Schriften aufgenommen, das Original, aus Furcht entdeckt zu werden, vernichtet habe. Die Kritiker haben nemlich bemerkt, daß in seinem Werke de exilio citius hervorstechende Stellen sind, die mit dem hebraeischen nicht gut zusammen hängen, und den Gehalt und Geist des Verfassers weit übertreffen. C. Petrarch. Epist. l. 15. l. Rer. Senilium. Pauli. Manut. Not. Ad Att. 15. 27. Bayle Dict. in Alcibiades. Menagiana. Vol. IV. p. 86.

genschaft eines Staatsmannes, daß er alle natürlichen Gefühle unterdrücken, und sich von solchen Leidenschaften frei machen müsse, die seinem Vortheile, oder seinem Ehrgeize nicht fröhnen. Hier sehen wir einen ganz andern Charakter; einer der größten Staatsmänner nährt das sanfte und gesellige Gefühl der Liebe und der Freundschaft; er empfindet es, daß sie beide von der Natur dazu bestimmt sind, uns in unserm öffentlichen und Privatleben zu trösten.

Auch Atticus, dessen Philosophie sich eben so wenig als der Ehrgeiz mit solchen Empfindungen vertrug, die nicht in ihm allein verschlossen waren, wurde öfters durch sein gutes Temperament dahingerrissen, die Fehler seiner Grundsätze gut zu machen. Er hatte dem Cicero oft über seine übertriebene Liebe gegen seine Tochter Tullia Vorwürfe gemacht, aber als er selbst Vater einer kleinen Attica wurde, empfand er gleich dasselbe Gefühl. Cicero neckte ihn darüber mit vieler Artigkeit. „Es freut mich, sagte er, daß du so viel Freude über dein kleines Mädchen empfindest. Ich selber liebe sie schon, und glaube, daß sie liebenswürdig ist, ob ich sie gleich nie sah. Patro und die epikureischen Schulen, lebt nun wohl!“ — In einem andern Briefe schreibt er: „Die Zärtlichkeit, die du gegen deine kleine Tochter empfindest, mache mir viel Vergnügen; nun sehe ich doch, daß du es fühlst, daß die Liebe für unsere Kinder nicht in der Gewohnheit oder Mode, sondern in der Natur ihren Grund hat. Denn wäre das nicht, so könnte

könnte keine natürliche Verbindung zwischen einem und dem andern Menschen statt finden, ohne daß die ganze bürgerliche Gesellschaft aufgelöst werden würde⁽⁶⁾."

Die ganze Stadt war jetzt voller Erwartung auf die Spiele, die Brutus als Prätor, der jährlichen Sitte gemäß, zu Ehren des Apollo am dritten Jul. geben sollte; alle waren neugierig, wie sie würden aufgenommen werden. Brutus schrieb dem Cicero, er möchte sie mit seiner Gegenwart beehren; das war eine unüberlegte Bitte, die seiner bekannten Klugheit nicht entsprach. Cicero antwortete ihm: „er sei schon zu weit weggeriſt, als daß er noch umkehren könnte; auch würde es jetzt sehr zur Unzeit sein, wenn er nach Rom reisen wollte, um den Spielen beizunohnen, da er vorher nicht sowohl aus Rücksicht für seine Gefahr, als für seine Würde nicht dahin gegangen sei, weil die Stadt mit Soldaten angefüllt war. Bei solchen Zeitumständen sei es zwar nicht unanständig, Spiele zu geben, wenn man es aus Schuldigkeit thun müßte; aber einen Zuschauer dabei abzugeben, wenn es die Noth nicht erfordere, das sei unschicklich⁽⁷⁾."--- Cicero wünschte indessen, daß sie recht gut möchten aufgenommen werden, und bat den Atticus, ihm genau zu schreiben, was sich an jedem Tage seit ihrem Anfange ereignen würde,

E 2

Sie

(⁶) Ad Att. 5. 19. — It. 7. 20. (⁷) Ad Att. 15. 26.

Sie wurden, wie man gehofft hatte, mit uns beschreiblichen Beifall aller Stände aufgenommen, obgleich Antonius Bruder Caius, als der nächste Prätor im Amte, bei ihnen den Vorsitz hatte. Es wurde unter andern auch Terentius, ein Trauerspiel des Accius, aufgeführt, und wegen der Stellen, die auf den Charakter und die Handlungen der Tyrannen anwendbar waren, sehr beifalls. Atticus schickte dem Cicero eine genaue Erzählung von allem dem, was täglich vorgieng; und Cicero theilte sie wieder dem Brutus mit, der sich jetzt in seiner Nachbarschaft auf der kleinen Insel Nisus an der campanischen Küste, dem Sitze des jungen Lucullus, befand. Cicero antwortete dem Atticus; deine Briefe waren dem Brutus sehr angenehm; ich brachte einige Stunden bei ihm zu, bald darauf als ich sie erhalten hatte. Die Nachricht von Terentius machte ihm viel Vergnügen; er hielt sich dem Dichter Accius mehr verpflichtet, daß er das Stück geschrieben, als dem Prätor Antonius, daß er präsidirt hatte. Je mehr frohliche Nachrichten dieser Art du uns überschickst, desto mehr Unwillen muß ich empfinden, daß das römische Volk seine Hände zum Klatschen gebraucht, nur nicht zur Verteidigung der Republik. Das kann vielleicht unsere Feinde auffodern, sich zu entdecken, ehe sie es wollten. Wenn sie nur gekränkt werden, es geschehe durch was für Mittel es wolle (*). — In
einer

(*) Ad Att. 16. 2.

einer Rede, die er späterhin an den Senat hielt, berief er sich auf dies laute Urtheil der Stadt, als eine Lehre für Antonius, wie er den rechten Weg des Ruhmes suchen müßte. O glücklicher Brutus, sagt er, der du, wenn gleich mit Gewalt aus Rom vertrieben, noch in den Herzen der Bürger wohnst, die sich für die Abwesenheit ihres Befreiers durch lautes Beifallsrufen entschädigten (*).

Ein Umstand, der durch die Nachlässigkeit der Geschäftsträger des Brutus, oder durch die List des Prätors Antonius veranlaßt war, beunruhigte den Brutus. In dem Edikte, welches die Spiele ankündigte, war der Monat anstatt Quintilis, Julius genannt; sein neuer Name, der ihm zu Ehren des Cäsar gegeben war. Man fand es sehr sonderbar, daß Brutus durch ein Edikt eine Handlung gut heiße, die doch zur Verewigung des Andenkens der Tyrannei erfunden war. Dieses kleine Versehen beunruhigte ihn sehr; denn er glaubte, daß man es als eine große Erniedrigung ansehen würde; und weil es bei den Schauspielen nicht mehr gut gemacht werden konnte, so wollte er es bei den übrigen Schaugeprängen verbessern; er gab also Befehl, daß die Thierhege auf den dreizehnten Quintilis angekündigt werden sollte (10).

So lange sich Cicero in dieser Gegend aufhielt, brachte er seine meiste Zeit im Umgange mit Brutus zu. Als sie eines Tages beisammen wa-

(*) Phil. 1. 13. (**) Ad Att. 16. 4

ren, kam L. Libo zu ihnen, mit Briefen, die er eben vom jungen G. Pompejus, seinem Schwiegersohne, erhalten hatte. Er verlangte ihre Meinung über die Vorschläge zu einem Vergleiche, die er den Consuln machen wollte. Cicero meinte, daß sie mit vieler Würde und in einem schillichen Tone abgefaßt wären, einige nachlässige Stellen ausgenommen; er rieth nur die Aufschrift zu verändern, und anstatt der Consuln, an die sie allein gerichtet waren, auch die übrigen Magisträte, sammt dem Senate und Volke zu nennen, damit nicht die Consuln die Sache als ihnen allein gehend unterdrückten. Dieser Brief berichtete: „daß Pompejus jetzt sieben Legionen kommandirte; daß er eben die Stadt Borea bestürmte, als er die Nachricht von Cäsars Tode erhielt, die eine große Freude in Spanien verbreitete, die Lage der Sachen sehr veränderte, und bewirkte, daß das Volk von allen Seiten ihm zuströmte. Die Summe seiner Forderungen war, daß alle, die eine Armee kommandirten, ihre Truppen entlassen sollten; dem Libo aber meldete er, daß er sich zu nichts verpflichten würde, wenn ihm nicht seines Vaters Vermögen und sein Haus zu Rom, das Antonius besaß, wieder gegeben würde⁽¹¹⁾.“

Pompejus war durch den Lepidus zu diesem Anerbieten bewogen⁽¹²⁾. Ihm war die Provinz Spanien angewiesen; weil aber Pompejus zu mächtig

(11) Ibid. (12) Phil. 6. 13. 14. etc. it. Phil. 13. 4. 5. etc.

tig war, so wollte Lepidus nicht gern so weit von Rom in einen Krieg verwickelt, und dadurch abgehalten werden, den Hauptgesichtspunkt, den Ausgang der Angelegenheiten in Italien beobachten zu können. In dieser Absicht erbot er sich, unter dem Vorwande der öffentlichen Ruhe, zu einem Vergleiche mit Pompejus auf ehrenvolle Bedingungen; „wenn er die Waffen niederlegen, und die Provinz verlassen wolle, so sollte er sein ganzes Vermögen und seine Ehrenstellen wieder bekommen, und so wie ehemals sein Vater, das Kommando der ganzen römischen Flotte erhalten. Dieser Vorschlag wurde dem Senate vom Antonius selber empfohlen⁽¹³⁾. Um die gehörige Achtung gegen Cäsars Gesetz, wodurch Pompejus Güter konfisziert waren, zu beobachten, wurde beschlossen, daß ihm die Kaussumme gegeben werden sollte, damit er sie wieder ersetzen könnte. Sie belief sich auf fünf und eine halbe Million Pfund Sterling, die Juwelen, das Silberzeug und die Möbeln ungerechnet, die er fahren lassen wollte, weil sie während des Krieges zerstreut oder vernichtet worden waren⁽¹⁴⁾. Als der Senat die Bedingungen bewilligt hatte, verließ Pompejus Spanien, und gieng nach Marsseilles. Lepidus und Antonius hatten den Plan schlaun angelegt; sie bewiesen damit ihre Mäßigung und Neigung zum Frieden, und entwafneten einen verzweifelten Feind, der sich ihren Absichten sehr

(¹³) App. p. 528. Dio. L. 45. 275. (¹⁴) Phil. 3. 5.

Widersehte; und ihren Waffen eine Diversität machen konnte, zu einer Zeit, wenn ihr Vortheil ihre Gegenwart und ganze Aufmerksamkeit in Rom ersforderte, um ihre Macht im Innern des Reiches fest zu gründen.

Eine Familienangelegenheit machte dem Cicero und Atticus grosse Freude; die unerwartete Besserung ihres Neffen Quintus. Er hatte seinen Oheim verlassen, und sich an Cäsar angeschlossen, der ihn freiwillig mit Gelde unterstützte. Nach Cäsars Tode blieb er dessen Anhängern noch getreu; war Antonius Vertrauter; seine rechte Hand, wie Atticus sagt ⁽¹⁷⁾; beförderte alle seine Absichten in Rom; aber als sie sich einst entzweiten, so erbot sich Quintus zu Brutus Parthei über zu gehn, und gab vor, daß er einen Abscheu vor Antonius bekommen habe. Er meldete seinem Vater, Antonius habe von ihm verlangt, er solle sich eines festen Postens in der Stadt bemächtigen, und ihn dann zum Dictator ausrufen; durch eine abschlägige Antwort habe er sich ihn zum Feinde gemacht ⁽¹⁸⁾. Der Vater vor Freude außer sich, über diese Veränderung, brachte seinen Sohn zum Cicero, um ihn von seiner Aufmerksamkeit zu überzeugen, und ihn um ein Fürwort bei Atticus zu bitten; aber Cicero traute dem Jünglinge nicht, weil er seinen Leichtsinns und seine Treulosigkeit kannte; er sah das ganz für eine List an, wodurch er nur Geld

erlans

(17) Ad Att. 14. 20. (18) Ad Att. 15. 21.

erlangen wollte. Um indessen ihre Bitte zu erfüllen, schrieb er dem Atticus, was sie verlangten, schickte ihm aber zugleich einen andern Brief, den seine wahren Gesinnungen über die Sache offenbarte.

„Unser Nefse Quintus, sagt er, verspricht ein wahrer Cato zu werden. Da nun sein Vater und er mich gebeten haben, daß ich für ihn ein Wort bei dir sprechen möchte, doch unter der Bedingung, daß du ihm nicht eher glauben solltest, bis du selber Beweise gesehen hättest, so will ich ihm also einen solchen Brief an dich geben, wie er verlangt; aber laß dich dadurch nicht rühren; denn ich schreibe dir darum diese Zellen, daß du nicht glauben sollst, ich selber sei für den jungen Menschen eingenommen. Gäben es doch die Götter, daß er hielte, was er versprochen hat; es würde uns viel Freude machen. Ich sage jetzt nichts weiter darüber (17).“

Der junge Quintus besiegte endlich doch Ciceros Mißtrauen; und nachdem er einige Tage bei ihm zugebracht hatte, überzeugte er ihn durch seine Reden und sein ganzes Benehmen, daß es sein Ernst sei. Cicero empfahl ihn daher nicht allein sehr dringend dem Atticus, sondern stellte ihn auch dem Brutus vor, daß er ihm persönlich seine Dienste anbieten konnte. „Wenn er mich nicht ganz überzeugt hätte, sagte Cicero, daß das wahr ist,

C 5

was

was ich von ihm sage, so würde ich das nicht gethan haben, was ich dir erzählen will. Ich nahm den Jüngling mit mir zum Brutus, der so zufrieden mit ihm war, daß er ihm sein Zutrauen schenkte, ohne daß er mich für ihn gut sagen ließ. Indem er ihn lobte, erwähnte er deiner auf das freundschaftlichste. Beim Abschiede umarmte er ihn. Ob ich dir gleich vielmehr Glück zu wünschen, als dich für ihn zu bitten Ursache habe, so ersuche ich dich doch, alles was er bisher aus jugendlichem übertriebenem Leichsinn gethan hat, als ungeschehen zu vergessen ⁽¹⁸⁾."

Quintus hielt Wort; um einen Beweis seines Eifers und seiner Aufrichtigkeit zu geben, war er so kühn, den Antonius vor dem Verlaufe des Jahres beim Volke anzuklagen, daß er den Tempel der Ops geplündert hätte ⁽¹⁹⁾. Aber dieser Uebergang des jungen Quintus zu den Patrioten, der der Familie so viel Freude machte, ob er gleich mehr die Folge eines aufwallenden Temperaments, als guter Grundsätze war, stürzte bald darauf ihn und seinen Vater ins Unglück; denn es war wahrscheinlich die Hauptursache, warum sie im folgenden Jahre proskribirt, und auf Antonius Befehl mit Cicero zugleich ermordet wurden.

Cicero war jetzt zur Abreise fertig; er hatte drei kleine Galleren in Bereitschaft für sich und sein Gefolge; weil er aber die Nachricht bekam, daß

täglich

(¹⁸) Ad Att. 16. 3. (¹⁹) Ibid. 14.

täglich auswärtige Legionen ankämen, und Seeräuber im Meere kreuzten, glaubte er, es würde sicherer sein, wenn er mit Brutus und Cassius zusammen abreisete, weil sie eine starke Flotte an der Küste vor Anker liegen hatten⁽²⁰⁾. Er gab dem Brutus darüber einige Winke, die kälter aufgenommen wurden, als er erwartete; Brutus schien wegen der Zeit seiner Abreise ungewiß zu sein. Cicero beschloß also, ohne weiteren Verzug abzusegeln; aber dennoch stießen ihm zuletzt Bedenkllichkeiten über den Nutzen seiner Reise auf, und er fürchtete den Tadel, daß er sein Vaterland verlasse. Atticus machte ihm aber Muth, indem er ihn in allen Briefen versicherte, daß es allgemein in Rom unter der Voraussetzung gebilligt würde, daß er Wort hielte, und im Anfange des neuen Jahres wieder zurückkehrte⁽²¹⁾.

Er segelte langsam der Küste entlang nach Rhegium, und landete alle Abend, um bei einem Freunde oder Klienten einzusprechen. Einen Tag hielt er sich zu Velia, dem Geburtsorte des Trebatius auf; hier schrieb er ihm am neunzehnten Jul. einen freundschaftlichen Brief, und rieth ihm, ja nicht dieses Familiengut zu verkaufen, wie er willens war, weil es eine so gesunde und angenehme Lage hätte, und ihm bei den unruhigen Zeiten einen stillen Ruheplatz, mitten unter Leuten, die ihn liebten, gewährte⁽²²⁾. Hier sing er seine

Abi

(²⁰) Ibid. 16, 4. (²¹) Ibid. 5. it. 2. Ep. fam. 11. 29. Ibid. 6. Philip. 1. 2. (²²) Ep. fam. 7. 20.

Abhandlung über die Topik oder die Kunst zu finden an; es war ein Kommentar über Aristoteles Ies Abhandlung über denselben Gegenstand, die Trebatius einst in Ciceros Bibliothek gefunden, und worüber er eine Erläuterung sich erbeten hatte. Cicero fand dazu keine Zeit, bis auf dieser Reise, als ihn der Anblick von Velia daran erinnerte. Er hatte weder des Aristoteles Schriften noch andre Hülfsmittel zur Hand, sondern schrieb die Abhandlung aus dem Gedächtnisse, und vollendete sie unterwegs, ehe er nach Rhegium kam; von hieraus schickte er sie dem Trebatius mit einem Briefe vom sieben und zwanzigsten. Er entschuldigt die Dunkelheit der Abhandlung mit der Natur des Gegenstandes, der grosse Aufmerksamkeit erfordere, wenn man ihn verstehen, und grosse Uebung, wenn man ihn anwenden wolle. Er verspricht ihm, dazu beschüssig zu sein, wenn er glücklich zurück käme, und die Republik wieder sähe ⁽²¹⁾.

Als er auf dieser Reise seine Abhandlung über die akademische Philosophie von ohngefähr in die Hand nahm, bemerkte er, daß die Vorrede zum dritten Buche mit der zu dem Buche über den Ruhm, das er neulich dem Atticus gesandt hatte, übereinstimme. Es scheint, daß er in müßigen Stunden verschiedne Vorreden zu machen pflegte, die überhaupt dem allgemeinen Gesichtspunkte seiner Studien angemessen waren, und seinen Werken, die er

(²¹) Ep. fam. 7. 19.

er künftig publiciren wollte, vorgelegt werden konnten; er hatte also dieselbe Vorrede aus Versehen zweimal gebraucht. Er schrieb auf dem Schiffe eine neue zur Abhandlung über den Ruhm, und überschickte sie dem Atticus, mit dem Auftrage, sie an die Stelle der vorigen Vorrede anzuhängen ⁽²⁴⁾. So groß war sein Fleiß und seine Liebe zu den Wissenschaften, daß weder die unangenehme Bewegung des Schiffes, die er nie vertragen konnte, noch die regen Gedanken, die sich ihm jetzt bei der Abreise

von

(24) Ad Att. 16. 6.

Es wird bestreudend scheinen, daß Cicero eine Sammlung Vorreden im Voraus schrieb, die sich zu irgend einer Abhandlung brauchen ließen. Wenn sie gleich keinen nothwendigen Bezug auf den Inhalt irgend eines speciellen Werkes hatten, so waren sie doch dem allgemeinen Gesichtspunkte seiner Schriften angemessen, und entsprachen alle den Absichten, die er sich bei der Bekanntmachung derselben vorgesetzt hatte. In einigen erhebt er das Lob seiner besten Freunde, denen die Werke gewidmet waren; in andern vertheidigt er überhaupt die Philosophie, und beantwortet dadurch die Vorwürfe, die ihm einige machten, daß er so viel Zeit auf sie verwendete, in einigen schildert er die traurigen Zeitumstände, und den Untergang der Republik, um die Bürger zur Vertheidigung ihrer alten Freiheit anzufeuern; in andern beschreibt er eines seiner Landhäuser, oder einen Garten, mit angenehmen Farben, wo die Scene des Dialogs war. Alle diese Gegenstände wird der Leser in den Vorreden zu den philosophischen Schriften sehr unterhaltend ausgeführt finden; und dennoch sind sie so künstlich mit den darauf folgenden Abhandlungen verknüpft, und führen so natürlich zu dem Inhalte über, als wenn sie ursprünglich in Einleitungen in denselben abgefaßt worden wären. S. Tusc. Qu. iiii. De Div. 2. 1. De Fin. 1. 1. De Leg. 2. 1.

von Italien zu einer so bedenklichen Zeit, aufdrängen mußten, ihn von der Ordnung in seinen Geistesübungen abhielten.

Von Rhegium, oder vielmehr von Leucopetra, einem Vorgebürge in dessen Nähe, segelte er am ersten August nach Syrakus über. Hier blieb er nur eine Nacht, obgleich die Stadt ihm so sehr ergeben war, und unter seinem besondern Schutze stand. Er wollte aber allen Verdacht vermeiden, als habe er Absichten bei seiner Reise, die den Staat angienge⁽²⁵⁾. Er segelte also am nächsten Morgen wieder ab, auf Griechenland zu; ein widriger Wind warf ihn aber wieder nach Leucopetra zurück; und nach einem zweiten vergeblichen Versuche, mußte er seine Zuflucht zur Villa seines Freundes Valerius nehmen, und auf bessern Wind warten⁽²⁶⁾.

Die vornehmern Bewohner dieser Gegend eilten nun herbei, ihm ihre Achtung zu bezeugen; einige kamen eben von Rom, und brachten wichtige Nachrichten mit, von einer unerwarteten Wendung der Angelegenheiten zum Frieden; „Antonius scheine geneigt, der Vernunft Gehör zu geben, und von seinen Ansprüchen auf Gallien abzustehen; sich dem Senate zu unterwerfen, und sich mit Brutus und Cassius auszusöhnen; sie hätten allen Senatoren von Gewicht geschrieben, und gebeten, daß sie auf dem ersten September im Senate erscheinen möchte

(²⁵) Phil. 1. 3. (²⁶) Ibid. Ad Att. 16. 7.

würdten; besonders bedaure man Ciceros Abwesenheit; ja man tadte ihn deswegen ⁽²⁷⁾.“ Diese fröhliche Nachricht bestimmte ihn, gleich alle Gedanken an eine Reise aufzugeben; ein Brief vom Atticus, der ganz gegen seinen ersten Rath ihn jetzt dringend bat, nach Rom zurückzukehren, bestätigte seinen Entschluß.

Cicero kehrte also auf demselben Wege zurück, und kam am siebenzehnten August nach Velia. Brutus lag drei Meilen von hier vor Anker, und sobald er Ciceros Ankunft erfuhr, eilte er ihm zu Fusse entgegen. „Er bezeugte grosse Freude über Ciceros Rückkehr, gestand, daß er die Reise nie gebilligt, wenn er gleich nicht widersprochen habe; er habe es für unschicklich gehalten, einem solchen Manne einen Rath zu geben; jetzt sagte er ihm unverholen, daß er zwei Beschuldigungen seines Charakters ausgewichen wäre; der einen, daß er zu voreilig an der Sache der Republik verzweifelt; der andern, daß er aus Eitelkeit den Olympischen Spielen beizuwohnen wolle. Dies letztere, sagt Cicero, würde bei jeder andern Lage der Republik schimpflich, jetzt ganz unverzeihlich gewesen sein; er dankte daher den Göttern, daß sie ihn von einer solchen Schande gerettet, und ihn guten Bürgern gleich, zu dem Dienste des Vaterlandes zurückgetrieben hätten ⁽²⁸⁾.“

Brutus

(27) Ad Att. Ibid. (28) Ad Att. 16. 7. Ep. fam. 12. 25. Ad Brut. 15.

Brutus erzählte ihm auch, was am ersten August im Senate vorgegangen war; wie sich Piso durch eine brave patriotische Rede, und einige muthige Vorschläge zum Besten der Freiheit ausgezeichnet, wie aber keiner das Herz gehabt hätte, ihm beizustehen. Er zeigte ihm auch das Edikt des Antonius und ihre Antwort darauf, die dem Cicero sehr gefiel. Ob er gleich im ganzen mit seinem Entschlusse zurückzukehren, zufrieden war, so fand er doch die Gründe nicht bewährt, die ihm die erste Ueberlegung vorgespiegelt hatte, so wie keine Hoffnung, viel in Rom auszurichten; wo kein Senator mehr war, der Muth genug hatte, den Piso zu unterstützen, und wo Piso selber es nicht wagte, am folgenden Tage in den Senat zu gehn ⁽²⁹⁾.

Das war die letzte Unterredung, die er je mit Brutus pflog; denn bald darauf verließ er mit dem Cassius Italien. Sie sollten beide, wie alle Präctoren nach dem Verlaufe ihres Amtes, die Regierung einer Provinz antreten, die ihnen entweder durch das Loos, oder durch ein besonderes Decret des Senats bestimmt wurde. Cäsar hatte dem einen Macedonien, dem andern Syrien angewiesen; weil das aber zwei der wichtigsten Posten im ganzen Reiche waren, die ihnen zu viel Gewalt in die Hände geben konnten, zu einer Zeit, da ihre Feinde auf ihren Untergang bedacht waren; so hatte Antonius Mittel gefunden, daß ihnen zwei gerins
gere

(²⁹) Ad Ant. Ibid. Phil.; 2. 4. 5. Ep. fam. 12. 2.

gere Provinzen bekräftigt wurden; dem Brutus Creta, Cyrene dem Atticus. Durch ein Gesetz des Volkes hatte er sich selber und seinem Kollegen Dolabella Macedonien und Syrien verschafft.

Dem zufolge schickte Antonius eiligst seinen Bruder Caius ab, die erstere Provinz für ihn in Besitz zu nehmen, und dem Dolabella die zweite zu sichern, ehe ihre Nebenbuhler sich derselben mit Gewalt bemächtigen könnten, wovon sie sich am meisten fürchteten; denn sie hielten es für ausgemacht, daß Brutus und Cassius diesen Plan entworfen hätten. Cassius hatte sich im Oriente durch seine Tapferkeit im Kriege gegen die Parther großen Ruf erworben; Brutus wurde in Griechen- land wegen seiner erhabnen Tugenden und seiner Liebe zur Philosophie sehr geschätzt; sie beschloffen also die kleinen Provinzen aufzugeben, und ihr Glück in den mächtigeren Landschaften, die ihnen Cäsar versprochen hatte, zu versuchen. In dieser Absicht hatten sie die oben erwähnte Flotte ausgerüstet, um nach jenen Ländern zu segeln, die sie zum Schauplatz ihrer Unternehmungen ersehen hatten; Brutus nach Macedonien, Cassius nach Syrien, wo wir sie bald in Thätigkeit finden werden⁽¹⁰⁾.

(10) Plutarch. in Brut. App. 527. 533. Phil. 2. 13. 38.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Cicero kommt in Rom an — Erscheint im Senate — Seine erste philippische Rede. — des Antonius bestrafe Rede gegen Cicero — Cicero entfernt sich nach einem Landgute. — Schreibe seine zweite philippische Rede — Brief des Brutus und Cassius an den Antonius. — Octavius dingt einen Reuchhelmüberder gegen den Antonius. — Gewinnt die Veteranen seines Oheim. — Verwirbt sich um Ciceros Freundschaft. — Cicero traut ihm nicht. — Vollendet indessen das Werk über die Pflichten. — Antonius verläßt Rom. — Drei Legionen versetzen zu Brundisium sein Anerbieten. — Antonius kehrt wüthend nach Rom zurück. — Octavius lagert sich bei Alba. Antonius muß eiligst Rom verlassen. — Cicero tritt von neuem im Senate auf. — Octavius zieht zu Felde, ohne den Befehl des Senats abzuwarten.

Cicero kam indessen am letzten August in Rom an. Als er sich der Stadt näherte, strömte ihm eine solche Menge entgegen, daß er den ganzen Tag damit zubrachte, die Glückwünsche seiner Freunde auf dem Wege nach seinem Hause anzunehmen ^(*). Der Senat versammelte sich am folgenden Morgen; Antonius ließ ihn besonders dazu einladen; aber er entschuldigte sich, weil er noch von der Reise zu ermüdet wäre. Antonius sah dieß als eine Beleidigung an, und drohte öffentlich im Senate, er wolle sein Haus niederreißen lassen, wenn er nicht gleich erschiene; nur die Vermittlung der Versammlung hielt ihn von dieser Gewaltthätigkeit zurück ^(*).

In

(*) Plutarch. in Cic. (*) Phil. 1. 5.

In dieser Versammlung wurden dem Andenken des Cäsars neue und außerordentliche Ehrenbezeugungen beschlossen; eine Supplikation, wie einer Gottheit. Cicero wollte bei der Sache nicht konkurriren; denn er wußte, daß ein Widerspruch nicht nur vergeblich, sondern auch gefährlich sein würde; darum blieb er weg. Antonius hingegen wünschte, daß er zugegen wäre, weil er hoffte, ihn zur Einwilligung durch Drohungen zu zwingen, und ihn dadurch seiner Parthei verhaßt zu machen, oder ihm wenigstens die Soldaten zu Feinden zu machen, wenn er sich widersetzte. Weil er nicht erschiem, so wurde das Dekret ohne Widerspruch abgefaßt.

Der Senat versammelte sich wieder am folgenden Tage, Antonius fand es für gut, sich zu entfernen, und dem Cicero den Schauplatz zu überlassen (1). Cicero erschien, und hielt die erste der Reden, die nachher nach Demosthenes Vorbilde, die philippischen genannt wurden. Er eröffnete sie mit einer Erzählung der Gründe, die ihn zur Abreise bewogen hatten, und so plöglieh zurückzukehren; darauf schilderte er seine Unterredung mit Brutus, und den Kummer, den er beim Abschiede von ihm empfand. — „Zu Velia sah ich den Brutus, sagt er; wie mir das Herz blutete, als ich ihn erblickte, vermag ich euch nicht zu beschreiben. Es kränkte mich, daß ich zu einer Stadt zurückkehren sollte,

D 2

von

(1) Phil. 5. 7.

von der er sich hatte entfernen müssen, und daß ich an dem Orte mich sicher finden könnte, wo er es nicht ist. Brutus war gleichgültiger als ich; von dem Bewußtsein seiner edlen Handlung gestärkt, zeigte er nicht den geringsten Kummer für seine Sache, aber den lebhaftesten für die eurige." — Cicero erklärte hierauf: „er komme, um dem Piso beizustehen; und auf jede Gefahr, die ihm zu drohen schiene, die Rede dieses Tages als einen Beweis seiner unwandelbaren Treue gegen sein Vaterland aufzustellen ^(*)." — Ehe er sich auf die Angelegenheiten des Staates einließ, beklagte er sich über des Antonius gewaltthätige Drohung am gestrigen Tage. Wenn er auch im Senate erschienen wäre, so würde doch Antonius nicht besser mit ihm zufrieden gewesen sein; denn er würde nie zugegeben haben, daß die Republik durch eine ruchlose Ceremonie entweißt, und die Verehrung der Götter mit der Verehrung verstorbnner Menschen vermischt würde. Er bittet darauf die Götter, daß sie es dem Senate und Volke verzeihen möchten, daß sie sich zur Einwilligung hätten zwingen lassen. Er würde nie für eine solche Ehrenbezeugung gestimmt haben, wäre es auch selbst für den alten Brutus, der zuerst Rom von der königlichen Tyrannei befreite, und der Stammvater eines Geschlechts wurde, das nach fünf Jahrhunderten seinem Vaterlande dieselben Dienste erwies ^(*).

¶

(*) Phil. 1. 4. (*) Ibid: 5. 6.

Er dankte dem Piso für das, was er vor einem Monate im Senate gesprochen; wünschte, daß er zugegen gewesen wäre, um ihn unterstützen zu können, und machte den andern Consularen Vorwürfe, daß sie ihre Würde verläugnet hätten; indem sie den Piso verließen. — Was die Senatsangelegenheiten betrifft, so verweilte er besonders dabei, daß Antonius das Dekret, wodurch Cäsars Gesetze bestätigt worden, mißbrauche; er erklärt sich zwar für die Bestätigung derselben, nicht weil er sie gut heiße, sondern um des Friedens willen; aber nur für die ächten, so wie sie Cäsar selber entworfen hatte; nicht für die unvollendeten Notizen und Anmerkungen in seinem Taschenbuche; nicht für jeden Zettel, den er geschrieben; noch weniger für das, was er nicht einmal geschrieben, sondern nur gesprochen hätte, und zwar ohne einen Gewährsmann. — Er beschuldigte den Antonius eines Widerspruches; er bezeuge so viel Eifer für Cäsars nachgelassene Schriften; und verletze dennoch die wichtigsten und ächtesten derselben, seine Gesetze. Dies beweist er mit Beispielen; und findet es unerträglich, daß Antonius die Römer zwingen wollte, alle Versprechungen des Cäsars zu erfüllen, daß er aber so frei dasjenige vernichte, was am heiligsten und unverletzbarsten gehalten werden mußte. — Er wendete sich hierauf mit einer feierlichen Anrede an beide Consuln, obgleich Dolabella nur allein zugegen war, und sagte ihnen: „sie hätten keine Ursache es übel aufzunehmen, daß er so frei über die Republik spreche; seine Bemerkun-

gen hätten keinen persönlichen Bezug, er greife weder ihren Charakter, noch ihre Lebensweise oder Sitten an; wenn er sich so verginge, so verlangte er keine Verzeihung ⁽⁶⁾; wenn er aber, seiner Gewohnheit gemäß, mit aller Freiheit seine Gedanken über öffentliche Angelegenheiten mittheile, so bitte er zu förderst, daß sie nicht zornig werden, oder wenn sie es würden, daß sie ihren Zorn so wie es Bürgern gezieme, nicht auf soldatische Art äussern möchten. Man habe ihn wirklich ermahnt, nicht zu erwarten, daß ihm, dem Feinde Cäsars, dieselbe Freiheit würde gegeben werden, wie dem Piso, seinem Schwiegervater; Antonius würde alles bestrafen, was gegen seinen Willen, wenn auch ohne persönliche Beleidigung, gesagt würde. Wenn sich das so verhalte, so müßte er es ertragen, so gut er könnte. — Hierauf gedachte er der Plünderung des Tempels der Ops, und der Summe, die dem Senate sehr zuträglich gewesen wäre; „was auch das Volk denken mag, fügte er hinzu; Geld ist nicht das Ziel, nach dem sie streben ⁽⁷⁾; aber sie verfehlen die Bahn des Ruhmes, wenn sie glauben, er bestehe darin; daß ein Mann mehr Gewalt habe, als ein ganzes Volk — Von den Bürgern hochgeschätzt, dem Vaterlande nützlich, gepriesen, geachtet und beliebt zu sein, das ist der wahre Ruhm; aber gefürchtet und gehaßt, mit Reid und Fluch beladen zu werden, das verräth Schwäche und

Wan-

(⁶) Ib. 7. 11. (⁷) Ib. 12.

Bankelmuth. — Möchte sie doch Cäsars Schiffsat belehren, daß es besser ist, geliebt als gehaßt zu werden; daß Niemand glücklich sein kann, der auf eine solche Art lebt, daß man ihm nicht allein ungestraft, sondern auch mit Ruhm das Leben nehmen kann^(*). — Er erinnerte sie an die vielen Beweise der Abneigung des Volkes gegen sie, und an den Beifall, den es denjenigen gab, die sich ihnen widersetzen. Hierauf bittet er sie, sorgfältiger darauf zu achten, damit sie die Mittel lernten, wirklich groß und berühmt zu werden, — und schließt endlich mit der Bemerkung, daß er die Früchte seiner Rückkehr reichlich genossen habe, indem er öffentlich einen Beweis seiner treuen Anhänglichkeit an das Wohl seines Vaterlandes abgelegt. Er wollte sich dieser Freiheit öfters bedienen, wenn er es mit Sicherheit thun könnte; wo nicht, so wolle er sich so gut als möglich für bessere Zeiten, nicht um seiner selbst, sondern um der Republik willen erhalten.

Als er späterhin von den Berathschlagungen dieses Tages redete, sagte er: „er allein habe als ein freier Mann gesprochen, während die übrigen Senatoren sich als Sklaven betrug; und ob er sich gleich nicht so frei, als er sonst gewohnt sei, geäußert habe, so habe er doch eine größere Freimüthigkeit gezeigt, als die ihm drohenden Gefahren zu verstaten schienen^(*).“ Antonius ergrimmte über diese Rede, berief eine andre Versammlung

D 4

des

(*) Ibid. 14. (°) Plut. 5. 7. Ep. fam. 12. 25.

des Senats auf den neunzehnten; und verlangte auch, daß Cicero erscheinen sollte; denn er wolle ihm persönlich antworten, und sein Betragen rechts fertigen. Er bereitete sich indessen auf eine Rede vor, und übte sich auf seiner Villa ohnweit Tibur im Deklamiren gegen den Cicero. Der Senat versammelte sich am bestimmten Tage im Tempel der Eintracht; Antonius erschien mit einer starken Wasche, voller Erwartung, dem Cicero die Stirn zu bieten, den er durch List dahin zu locken versucht hatte. Cicero war geneigt zu erscheinen, aber seine Freunde bewogen ihn, zu Hause zu bleiben, weil sie für sein Leben fürchteten ⁽¹⁰⁾.

Antonius Rede bestätigte ihre Ahndung. Dieser ergoß seine Galle so wüthend gegen ihn, daß er, wie Cicero sagt, mehr seiner Gewohnheit gemäß, zu spucken als zu sprechen schien ⁽¹¹⁾. Er legte den Brief des Cicero über die Begnadigung des S. Clodius vor, worin ihn Cicero nicht allein für seinen Freund, sondern auch für einen guten Bürger anerkennt. Er bediente sich desselben zur Widerlegung der Rede des Cicero, und wollte das mit beweisen, daß Cicero andere Ursache habe, ihn anzuseinden, als das vorgebliche Wohl des Vaterlandes ⁽¹²⁾. Die Hauptbeschuldigung, die er gegen ihn anbrachte, war, daß er nicht allein um die Beschwörung gegen Cäsars Leben gewußt, sondern

(*) Phil. 5. 7. Ep. fam. 12. 25. (**) Ibid. 2. (***) Phil. 2. 4.

bern daß er der Urheber derselben, so wie aller der Schritte, welche die Verschwornen bisher gethan hatten, gewesen sei. Hierdurch hoffte er die Soldaten, die er zu dieser Absicht an den Eingang des Tempels so gestellt hatte, daß sie seine Rede hören konnten, zu Gewaltthätigkeiten zu entflammen. — Als Cicero dem Cassius diesen Auftritt berichtete, sagte er, er würde kein Bedenken tragen, sich zu einem Antheile an der That zu bekennen, wenn er den Ruhm mit Recht haben könnte; aber nie hätten sie das Werk unvollendet lassen sollen, wenn er wirklich daran Antheil genommen hätte ⁽¹²⁾.

Cicero hatte sich bisher in Rom, oder in der Nähe desselben aufgehalten; als er aber nun mit Antonius offenbar brach, hielt er es seiner Sicherheit wegen für nöthig, sich weiter zu entfernen, nach einem Landgute, ehnweit Neapel. Hier schrieb er seine zweite philippische Rede; eine Antwort auf Antonius Rede: Sie wurde nicht im Senate gehalten, wie es der Ton, in dem sie geschrieben, anzuzeigen scheint; sondern sie ist auf dem Lande ausgearbeitet, und sollte nicht eher publizirt werden, bis alles aufs Reufferste gekommen, und die Sache der Republik es ersoderte, Antonius Charakter und Absichten dem Volke so verhaßt als möglich zu machen. Sie ist ein bitterer Ausfall auf sein ganzes Leben; es wird mit allen Farben des

D 5

Wiges

(¹²) Ep. fam. 12. 2, 3. 4.

Wißes und der Beredsamkeit als eine Scene der Fiederlichkeit, des Partheigeistes, der Gewaltthätigkeit und der Raubsucht geschildert. Die Alten bewunderten diese Rede, und sie beweist, daß Eicesro auch in seinem Alter das Feuer und den Geist nicht verlohren hatte, der seine frühern Werke besetzte. Aber er bearbeitet auch einen Gegenstand, der seine ganze Theilnahme und die Anstrengung seiner Kräfte erforderte. Er wußte, daß im Falle eines Bruches, worauf die Rede eingerichtet war, entweder Antonius oder die Republik erliegen mußte, und war entschlossen, in dem Kampfe sein eignes Leben zu wagen, und die Schmach nicht zu ertragen, zum zweitenmal die Freiheit des Vaterlandes zu überleben.

Er schickte dem Brutus und Cassius eine Abschrift der Rede. Sie hatte ihren ganzen Beifall; denn nun sahen sie ein, daß Antonius nichts als Krieg beabsichtigte, und daß ihre Lage täglich gefährlicher werde; als sie daher fest entschlossen waren, Italien zu verlassen, schrieben sie kurz vor ihrer Abreise gemeinschaftlich folgenden Brief an Antonius.

Die Prätores Brutus und Cassius dem Consul Antonius.

Es wird uns angenehm sein, wenn Du Dich wohl befindest. Dein Brief ist so beleidigend, so drohend wie ein Edict; wir haben ihn nicht verdient. Antonius? wir haben Dich nicht durch Be-

leidis

leibigungen gereicht; wir glaubten nicht, daß es
 Dich befremden würde; wenn Prätores, Männer
 die eine solche Würde bekleiden, in einem Edikte
 von einem Consul etwas verlangten. Wenn Du
 es übel aufnimmst, daß wir es wagten; so erlaube
 uns wenigstens zu trauern, daß Du auch nicht so
 viel dem Brutus und Cassius verstaten willst.
 Wir wollen Dir glauben, daß Du mit Aufrichtig-
 keit leugnest, Dich über unsre Verbungen, Gelds-
 forderungen, Aufwieglung der Truppen, und Ges-
 sandschaften jenseits der See, beklagt zu haben;
 fürwahr wir sind uns dergleichen nicht bewußt;
 aber wir müssen uns doch wundern, wenn Du
 solcher Beschuldigungen nicht erwähnest, daß Du
 doch Deinen Zorn nicht einhalten konntest, sondern
 uns Cäsars Tod vorwarfest. Bedenke, ob sich eine
 solche Drohung ertragen läßt: Prätores dürften
 nicht der Eintracht und Freiheit wegen durch ein
 Edikt sich von ihrer Gerechtsame entfernen, oder
 der Consul müsse mit den Waffen drohen. Glaube
 nicht, daß Du uns mit Drohungen schrecken kannst;
 es ziemt sich für uns, nicht vor Gefahren zu zittern.
 Antonius muß sich nicht anmassen, über die zu
 gebieten, durch die er frei ist. Hätten wir Ursache
 einen bürgerlichen Krieg anzufachen, Dein Brief
 würde uns nicht abhalten. Freie Männer lassen
 sich nicht durch Drohungen zwingen. Aber Du
 weißt wohl, daß wir nicht leicht zu beugen sind;
 Du drohst also wohl nur darum, daß unser Ent-
 schluß als eine Folge der Furcht erscheinen soll.
 Wiße also unsere Gesinnung; wir wünschen, daß
 Du

Du in einer freien Republik ein grosser und angesehener Mann werdest; wir fordern Dich nicht zur Feindschaft auf; aber wir schätzen unsre Freiheit höher, als Deine Freundschaft. Ueberlege, was Du unternimmst, und was Du ausführen kannst; bedenke, nicht wie lange Cäsar lebte, sondern wie lange er regierte. Wir bitten die Götter, daß Deine Rathschläge der Republik und Dir heilsam seien; wo nicht, so wünschen wir, daß sie Dir, ohne Nachtheil der Republik, so wenig als möglich schaden ⁽¹⁴⁾."

Octavius sah jetzt ein, daß er in Rom gegen einen mit der höchsten bürgerlichen und militairischen Gewalt bewafneten Consul nichts ausrichten könnte. Er war durch den üblen Empfang so aufgebracht, daß er zur List seine Zuflucht nahm, und gegen Antonius Leben einen Plan machte. Er hatte zwei Sklaven gedungen, die ihn ermorden sollten; aber sie wurden in Antonius Hause entdeckt, als sie mit Dolchen bewafnet auf eine Gelegenheit lauerten, ihn zu ermorden. Einige vermutheten, Antonius habe die ganze Geschichte erfunden, um sein Verfahren gegen Octavius und die Borenthaltung seines Erbtheils zu rechtfertigen; aber alle klugen Leute, sagt Cicero, glaubten und billigten es. Auch der grössere Theil der alten Schriftsteller hält es für wahr ⁽¹⁵⁾.

Co.

(14) Ep. fam. 11. 3. (15) Ep. fam. 12. 23. Sen. de Clem. 1. 1. 9. Sueton. Aug. x. Plutarch. in Anton.

Sowohl Octavius als Antonius waren dem Senate verdächtig; letzterer war aber wegen der Macht, die er in Händen hatte, und des Ansehens bei den Truppen, mit denen er im letzten Kriege gedient, und die er bei verschiedenen Gelegenheiten kommandirt hatte, der gefährlichere. Auf ihnen beruhte hauptsächlich seine Macht; um sich desto mehr bei ihnen einzuschmeicheln, erklärte er sich täglich immer lauter gegen die Verschwornen; drohte ihnen in Edikten; und offenbarte seinen Entschluß, Cäsars Tod zu rächen. Er errichtete ihm eine Bildsäule auf der Rednerbühne, mit der Inschrift: dem würdigsten Vater des Vaterlandes. Cicero schrieb darüber dem Cassius; dein Freund Antonius wird täglich wüthender, wie du aus der Inusschrift siehst, wodurch er euch nicht allein zu Mörder, sondern gar zu Vatermördern macht. Aber warum sage ich euch, und nicht vielmehr uns? denn der Unsinnige behauptet, ich sei der Urheber eurer edlen That. Ich wollte, ich wäre es; dann würde uns Antonius gewiß jetzt nicht so viel Unruhe machen ⁽¹⁶⁾."

Octavius war nicht minder geschäftig, seines Oheims Soldaten anzuwerben; er sparte weder Geld noch Mühe, um sie zu gewinnen, und indem er den Antonius immer überbot, gelang es ihm besser, als man geglaubt hatte, so daß er in kurzer Zeit eine starke Armee Veteranen zusammen brachte,

(16) Ep. lat. 12. 7.

te, die mit allen zum Dienste erforderlichen Bedürfnissen versehen war. Weil er aber keinen öffentlichen Charakter hatte, der dieses Verfahren rechtfertigte, welches zur Zeit der Ordnung ein Hochverrath gewesen wäre, so machte er den Häuptern der Republikaner den Hof, um seine Unternehmungen vom Senate billigen zu lassen, und sich durch seine Truppen das Kommando im Kriege zu verschaffen. Er drang daher unablässig durch Briefe und durch Vorstellungen seiner Freunde in Ciceron, daß er nach Rom kommen, und ihn mit seinem Rathe gegen ihren gemeinschaftlichen Feind Antonius unterstützen sollte; und versprach in allen Schritten seinen Vorschriften zu folgen.

Cicero ließ sich noch nicht bereden, sich des Octavius anzunehmen. Er setzte in seine Jugend und Unerfahrenheit Mißtrauen, und glaubte, er sei dem Antonius nicht gewachsen; vor allem aber, er sei gegen die Verschwornen nicht gut gesinnt. Er hielt es für unmöglich, je ihr Freund zu werden; vielmehr war er überzeugt, wenn Octavius die Oberhand gewönne, so würde er noch strenger als Antonius seines Oheims Testament vollziehen, und seinen Tod grausamer rächen⁽¹⁷⁾. Diese Betrachtungen hielten ihn von einer Vereinigung ab, bis es die Bedürfnisse des Staates nothwendig machten; aber er willigte doch nicht anders ein, als unter der Bedingung, daß

(17) Ad Att. 16. 14.

daß Octavius alle seine Kräfte zur Vertheidigung der Freiheit, und besonders des Brutus und seiner Mitverschwornen anwenden sollte. Cicero richtete sein Hauptaugenmerk darauf, den Octavius nur mit einer Macht zu bewaffnen, die hinreichte, den Antonius zu unterdrücken, aber ihn so einzuschränken, daß er nicht im Stande wäre, die Republik zu unterjochen.

Dies erhellt aus einigen seiner Briefe an Atticus. „Ich erhielt am ersten November einen Brief vom Octavius. Er hat grosse Pläne. Er hat alle Veteranen von Castrum und Salatia auf seine Seite gezogen; kein Wunder! er giebt jedem sechs zehn Pfund. Auch will er die übrigen Kolonien bereisen, und trachtet offenbar nach dem Kommando im Kriege gegen Antonius. Ich sehe, wir werden in wenig Tagen unter Waffen stehn. Wem sollen wir folgen? Bedenke seinen Namen, sein Alter. Er verlangt von mir eine geheime Unterredung zu Capua, oder nicht weit davon. Es ist kindisch, wenn er glaubt, es könne geheim bleiben. Ich hab ihm geschrieben, es sei nicht nöthig, könne auch nicht angehen. Er schickte einen gewissen Cäcina aus Volaterra, seinen Freund, zu mir, der folgende Nachricht brachte: Antonius rüfte mit der Legion Alauda ⁽¹⁸⁾ auf Rom; fordre Kontribution von

(18) N. Cäsar hatte zuerst diese Legion der Alauda errichtet. Sie bestand aus eingebornen Galliern, die auf idmische Art bewafnet und exercirt waren, und

von den Municipien; und ziehe mit fliegenden Fahnen. Er fragte um Rath, ob er ihm mit dreitausend Veteranen in Rom zuvorkommen, oder Caspua besetzen, und hier dem Antonius zurük halten; oder ob er zu den drei macedonischen Legionen gehen sollte, die an der Küste des hadriatischen Meeres aufmarschirten, und, wie er hoffte, ihm ergeben wären. Sie hätten vom Antonius kein Handgeld genommen; sondern ihm sogar Vorwürfe gemacht, und ihn stehen gelassen, als er sie angeredet. — Kurz, er bietet sich an, unser Feldherr zu werden, und glaubt, wir müßten ihn unterstützen. Ich rieth ihm, nach Rom zu gehn. Es scheint mir, daß er den Pöbel, und, wenn er sich das Zutrauen erwirbt, auch die patriotischen Bürger für sich haben werde. O Brutus, wo bist du? Welch eine schöne Gelegenheit verscherzest du? Das hab' ich nicht vorher gesehn, wohl aber etwas ähnliches geahndet. Gib mir Rath; soll ich nach Rom? soll ich hier bleiben? oder nach Arpinum, dem sicher-

sten

das römische Bürgerrecht erhalten hatten. Er nannte sie mit dem gallischen Namen Alauda, welches eine Feldlerche mit einer kleinen Krone auf dem Kopfe bedeutet; denn die Legion trug einen Federbusch auf dem Helm. Das Wort Alauda wurde seitdem in der lateinischen Sprache aufgenommen. Um diesen Truppen zu schmeicheln, und sich ihrer Treue zu versichern, hatte Antonius kürzlich durch ein Gesetz eine dritte Klasse Richter ernannt, die mit Offizieren dieser Legion besetzt, und den beiden andern Klassen der Senatoren und Ritter beigesügt werden sollte. Cicero warf ihm dieses Gesetz oft vor, als die größte Beschimpfung der Republik. Phil. 1. 8.

sten Orte, fliehen? Rom wäre das Beste, damit ich nicht vermißt werde; wenn etwas auszuführen wäre. Entscheide; nie war ich in grösserer Verlegenheit ⁽¹⁹⁾."

In einem andern Briefe sagt er; „Ich erhielt zwei Briefe an einem Tage von Octavius; er fordert mich auf, sogleich nach Rom zu kommen; er ist entschlossen, sagt er, nichts ohne den Senate zu thun. — Ich sagte ihm, daß bis auf den ersten Januar der Senat nichts vermöge; wovon ich überzeugt bin. Er fügte hinzu: nichts ohne deinen Rath. Kurz, er dringt in mich; ich zaudere; ich traue seiner Jugend nicht; seine Gesinnungen sind mir unbekannt; ich will nichts ohne deinen Pansa thun. Ich fürchte, Antonius ist zu stark; er wird nicht die See verlassen wollen; und doch besorge ich, daß in meiner Abwesenheit eine Großthat ausgeführt werde. Dem Varro mißfällt des Jünglings Plan, mir nicht. Er hat starke Truppen; kann sich mit D. Brutus vereinigen; er führt seine Sache offenbar. Er hält Musterung zu Capua; bezahlt die Lehnung; ich sehe einen Krieg bevorstehen ⁽²⁰⁾." —

„Ich bekomme täglich vom Octavius Briefe, daß ich mich den Staatshandeln unterziehen, nach
Capua

(*) Ad Att. 16. 9. (**) Ib. 9.

Capua kommen, und die Republik zum zweitenmal retten soll. Ich gehe nach Rom.

Αἰδοῦναι μὲν ἀνὴρας οὐκ ἔστιν ἡ ὑποδύ-
σας*). Er hat Muth gezeigt, und zeigt ihn noch.
Er wird mit einem starken Korps nach Rom gehn.
Er ist doch aber ein Kind; er denkt, der Senat
werde gleich gehalten werden. Wer würde wohl
kommen? und wenn einige kämen, würden sie bei
einer so mißlichen Lage den Antonius beleidigen?
Auf den ersten Januar wird er uns vielleicht bes-
chützen können; oder es kommt vielleicht schon zur
Entscheidung des Kampfes. Die Municipalsstädte
begünstigen den Jüngling, — von allen Seiten
her fodern sie ihn auf, muthig fortzuschreiten.
Konntest du das je vermuthen? ⁽²¹⁾ Es giebt
noch mehrere Stellen dieser Art, die Ciceros Miß-
trauen gegen Octavius, und seine Neigung ruhig
zu bleiben, und ihn seine Sache ausfechten zu las-
sen, beweisen. Das Erfoderniß der Zeitumstände
machte endlich ihre Vereinigung nothwendig.

Mitten unter diesen verwirrten Staatshän-
deln, bearbeitete Cicero dennoch mit seinem gewöhn-
lichen Eifer die Wissenschaften; außer der zweiten
schon erwähnten philippischen Rede, vollendete

EE

*) Als Hector den tapfersten Griechen zum Zweikampf
auffoderte, sagt Homer, Iliade 8, 93, da schwiegen
alle; sie schämten sich, den Kampf abzu-
lehnen, und fürchteten sich ihn zu bestehen.

(21) Ad Att. 11.

er auch sein Werk über die Pflichten, zum Gebrauche für seinen Sohn ⁽²²⁾. Ein Werk, das die Nachwelt bewundert, als das vollkommenste System der heidnischen Moral, und das edelste Denkmahl, wie viel die bloße Vernunft vermag, den Menschen den Weg der Unschuld und des Glückes durch das Leben zu zeigen. Er schrieb jetzt auch, wie man gewöhnlich glaubt, seine stoischen Paradoxa; oder eine Erklärung der eigenthümlichen Lehren dieser Sekte, nach den Beispielen und Charakteren ihrer eigenen Bekenner. Er widmete das Werk dem Brutus.

Antonius verließ Rom am Ende des Septembers, um vier Legionen aus Macedonien in Sold zu nehmen, die Cäsar auf dem Feldzuge nach Parthien dorthin gesendet hatte, und die jetzt auf Antonius Befehl nach Italien zurückkehrten. Er glaubte ihrer gewiß zu sein, und durch sie Herr von Rom zu werden; als er aber am achten Oktober zu Brundisium ankam, erstaunte er nicht wenig, als drei Legionen sein Anerbieten ausschlugen, und ihm nicht folgen wollten. Er wurde darüber so wüthend, daß er alle Hauptmänner, die er für Urheber des Abfalls hielt, in seine eigne Wohnung berief, und sie alle, drei hundert an der Zahl, niederhauen ließ, während er und sein Weib Fulvia ruhig zusahen, um ihre Rache an dem Blute dieser braven Männer zu sättigen. Hierauf gieng

E 2

er

(**) Ibid.

er auf der Appischen Straße nur mit einer Legion nach Rom zurück; die übrigen drei nahmen ihren Weg nach der Küste des Hadriatischen Meeres entlang, ohne sich für eine Parthei zu erklären ⁽²³⁾.

Antonius kam voll Wuth gegen den Octavius und die Republikaner zurück, und beschloß den Rest seines Consulats so gut als möglich zu nugen, die Provinzen und Feldherrnstellen den Händen seiner Feinde zu entreißen, und sie unter seine Freunde zu vertheilen. Er publicirte zugleich einige heftige und drohende Edikte, worin er den Octavius einen Spartacus nannte, ihm die Niedrigkeit seiner Geburt vorwarf; dem Cicero Schuld gab, daß er der Erfinder aller Plane des Octavius wäre; den jungen Quintus einen niederträchtigen Verräther schilderte, der sowohl seinen Vater als seinen Oheim hätte ermorden wollen; und drei Tribunen, dem A. Cassius, dem Bruder des Mitverschwornen, dem Carfulenus und Carnutius bei Lebensstrafe verbot, im Senate zu erscheinen ⁽²⁴⁾. In dieser Laune besah er den Senat auf den vier und zwanzigsten Oktober, und drohte denen fürchterlich, die sich nicht einfänden würden; aber er kam selber nicht, und verschob die Versammlung durch ein Edikt auf den acht und zwanzigsten. Als nun das Volk außerordentliche Edikte von ihm erwartete, besonders das

(²³) Ep. fam. 12. 23. Phil. 3. 2. Phil. 5. 8. (²⁴) Phil. 3. 6, 8. 7, 9.

dasjenige, wodurch er den jungen Octavius für einen Feind des Vaterlandes erklären wollte ⁽²⁵⁾, erhielt er die Nachricht, daß zwei Legionen von denen zu Brundisium; die vierte, und die sogenannte Martialishe, sich wirklich für den Octavius erklärt, und sich bei Alba, ohnweit Rom gelagert hätten ⁽²⁶⁾. Antonius wurde hierüber so betroffen, daß er, anstatt seine Pläne auszuführen, nur das Dekret einer Supplikation für den Lepidus, dem sich Niemand widersetzte, eiligst bestätigte, und noch am selbigen Abend das Gewand des Consuls, mit dem des Generals vertauschte, nachdem er die verschiednen Provinzen des Reiches durch ein vorgebliches Loos unter seine Freunde vertheilt hatte, die sie nach einem so zweideutigen Rechte nicht in Besitz nehmen konnten. Antonius verließ eiligst die Stadt, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, und sich mit Gewalt des cisalpinischen Galliens zu bemächtigen, das ihm gegen den Willen des Senats durch ein vorgebliches Gesetz des Volkes angewiesen war ⁽²⁷⁾.

Als Cicero des Antonius Abreise erfuhr, verließ er sogleich seine Bücher und das Land, und eilte nach Rom. Die Republik schien ihn aufzufordern, das Steuerruder noch einmal zu nehmen. Das Feld stand ihm jetzt offen, es war kein Consul, kaum ein Prätor, und kein Soldat in Rom, von dem er etwas zu fürchten gehabt hätte. Er kam

E 3

am

(25) Phil. 5. 9. App. 556. (26) Phil. 5. 8. Ibid. 3. 3.

(27) Phil. 3. 9. 10.

am neunten December an, und sprach gleich mit Pansa, denn Hirtius war sehr krank, über die Maafregeln, die sie bei dem nahen Antritte ihres Consulats nehmen sollten.

Ehe er das Land verließ, war Appius bei ihm gewesen, und hatte ihn nochmals aufgefodert, die Sache des Octavius und seine Truppen in Schutz zu nehmen. Aber er antwortete: „er könnte es nicht eher thun, bis er erst gewiß wäre, daß Octavius nicht Brutus Feind, sondern sogar sein Freund sei, er könne dem Octavius vor dem ersten Januar nichts helfen; er würde indessen Gelegenheit haben, seine Gesinnung zu prüfen; Casca sei vom Cäsar zum Tribunen erwählt, und sollte sein Amt am zehnten December antreten; wenn Octavius ihm nicht hinderlich wäre, so würde er es als einen Beweis seiner guten Gesinnung ansehen ⁽²⁸⁾.“ Appius sagte für alles gut, und Octavius hielt es; er ließ den Casca, der Cäsarn den ersten Dolchstich gab, ungehindert sein Amt antreten.

Die neuen Tribunen beriefen indessen in der Abwesenheit der höhern Magisträte, eine Versammlung des Senats auf den neunzehnten. Cicero hatte sich vorgenommen, nicht eher im Senate zu erscheinen, bis er von den neuen Consuln könnte unterstützt werden; als er aber am Tage zuvor das Edikt des D. Brutus erhielt, wodurch er dem Antonius den Eingang in seine Provinz versagte, und erklärte,

(²⁸) Ad Att. 16. 15.

erklärte, daß er sie mit den Waffen gegen ihn vertheidigen, und sie im Gehorsam gegen den Senat erhalten wollte; da glaubte Cicero, es gereiche zum allgemeinen Besten, und zur Aufmunterung des Brutus, wenn er sobald als möglich eine öffentliche Erklärung für ihn bewirkte. Er ging also sehr früh in den Senat; und als dies die Senatoren erfuhren, eilten sie zahlreich zusammen, um seine Meinung bei einer so gefährlichen Lage des Staates zu hören ⁽¹⁹⁾.

Cicero sah den Krieg schon in den Eingeweiden Italiens wüthen, von dem das Schicksal Roms abhing; daß Gallien gewiß würde verloren sein, und mit ihm die Republik, wenn Brutus nicht gegen die Uebermacht des Antonius unterstützt würde; daß es kein wirksameres Mittel gäbe, als wenn man den Octavius und seine Truppen dazu gebrauchte; und wenn ihm gleich ein solcher Auftrag eine gefährliche Macht in die Hände gäbe, so würde sie doch durch die gleiche Macht und das grössere Ansehen der beiden Consuln, die mit ihm ein gleiches Kommando hätten, in Schranken gehalten werden.

Als der Senat versammelt war, berichteten die Tribunen, daß diese Versammlung zur Absicht habe, eine Wache zur Sicherheit der neuen Consuln, und zum Schutze des Senates, damit er frei beschliessen könnte, zu beschliessen; sie gaben aber

E 4

über:

überhaupt die Erlaubniß, die ganze Lage des Staates in Erwägung zu ziehen. Hierauf eröffnete Cicero die Berathschlagung. — Er zeigte die Gefahr ihrer gegenwärtigen Lage, und die Nothwendigkeit eines raschen und muthigen Entschlusses gegen einen Feind, der keine Zeit verabsäume, sie zu vernichten. Sie wären schon verloren, wenn sie nicht der Muth des jungen Cäsars gerettet hätte, der gegen alle Erwartung, und selbst ohne dazu aufgefodert zu seyn, eine starke Armee Veteranen auf seine Kosten zusammen gebracht, und des Antonius Absichten vereitelt habe. Wenn es dem Antonius gelungen wäre, die Legionen zu Brundisium zu gewinnen, würde er die Stadt mit Mord und Blut vergießen befeckt haben. Sie müßten nun des jungen Cäsars Unternehmungen autorisiren, und ihn in den Stand setzen, noch mehr zu thun, in dem sie seine Truppen zum fernern Dienste des Vaterlandes gebrauchten, und die beiden Legionen, die sich für ihn und gegen den Antonius erklärt hätten, belohnten, und für ihren Unterhalt sorgten ⁽¹⁰⁾. — Decius Brutus, der in einem Edikte verspreche, Gallien im Gehorsam gegen den Senat zu erhalten, sei ein Bürger, der zum Glücke der Republik gehöre; ein Nachseiferer seiner Vorfahren, ja er übertriffe ihre Verdienste; der erste Brutus habe einen stolzen König vertrieben, er einen noch stolzeren und nichtswürdigern Mitbürger; Tarquin has

be

(10) Phil. 3. 1. 2. 3.

be bei seiner Vertreibung für das römische Volk Krieg geführt; Antonius hingegen habe wirklich einen Krieg gegen dasselbe angefangen. Es sei also nöthig, das öffentlich zu bestätigen, was Brutus auf eignen Antrieb gethan, indem er die Provinz Gallien, die Blüte Italiens, und die Schutzwehr des Reiches gerettet ⁽¹¹⁾. — Nachdem er einen heftigen Ausfall auf Antonius Charakter gethan; und alle seine Grausamkeiten aufgezählt hätte, ermahnte er den Senat im feierlichsten Tone, muthig die Republik zu vertheidigen, oder rühmlich für sie zu sterben. Jetzt sei die Zeit da, die Freiheit wieder zu erkämpfen, oder auf immer in die Sklaverei zu versinken. Wenn denn der Tag des Unglücks gekommen, und Roms Untergang bestimmt sei, so wäre es eine Schande für die Senatoren, wenn sie, die Beherrscher der Welt, nicht mit so viel Muth siegen, als selbst Gladiatoren zu beweisen pflegten; und wenn sie nicht lieber mit Würde sterben, als mit Schande bedeckt leben wollten. Er erinnerte sie an die vielen guten Aussichten, die ihren Muth beleben müßten; das Volk voll Eifer für ihre Sache; der junge Cäsar auf der Huth für die Stadt; Brutus für Gallien; zwei Consula von der größten Klugheit und Tugend einig in ihrer Mitte, die seit vielen Monaten auf nichts anderes dächten, als auf die Ruhe der Republik. — Zu diesem allen versprach er noch seine eigene Wachsam-

E 5

keit

(11) Ibid. 4. 5.

seit Tag und Nacht für ihre Sicherheit⁽¹⁾. Ueber das ganze gab er folgende Meinung; die neuen Consuln C. Pansa und A. Hirtius, sollten dafür sorgen, daß sich der Senat am ersten Januar mit Sicherheit versammeln könnte; der Feldherr und erwählte Consul D. Brutus hätte sich hoch um die Republik verdient gemacht, indem er die Autorität und Freiheit des Senats und des römischen Volkes verteidigte, daß man seiner Armee, den Städten und Kolonien seiner Provinz, öffentlich für ihre Treue gegen ihn danken müsse; daß man es für eine Sache der größten Wichtigkeit halten sollte, daß D. Brutus und L. Plancus, der das übrige Gallien regierte, als Feldherr und erwählter Consul, so wie alle übrigen, die ein Kommando hätten, ihre Provinzen im Gehorsam gegen den Senat erhalten sollten, bis er ihre Nachfolger bestimmt hätte. Weil nun die Republik durch die Sorge und den Muth des jungen Cäsars, und den Beistand der Veteranen, die ihm folgten, von der größten Gefahr befreit worden, und noch dagegen geschützt werde; und weil sich die martialische und vierte Legion, unter dem Kommando des vortrefflichen Bürgers und Quästors Egnatulejus freiwillig für den Senat und die Freiheit des Volkes erklärt habe; so müsse der Senat darauf denken, daß ihnen allen für ihre grossen Dienste die schuldige Ehre und der gebührende Dank erwiesen werde. Die

neuen

(¹) Ibid. 14. etc.

neuen Consuln sollten beim Antritte ihrer Regierung ihr Hauptgeschäft daraus machen, alle diese Vorschläge auszuführen. — Die ganze Versammlung war einstimmig für diese Meinung, und befahl, daß sie in ein Dekret abgefaßt würde.

Cicero gieng vom Senate auf das Forum, und gab dem Volke in einer Rede Nachricht von dem, was beschlossen worden. Er hob die Rede damit an, daß er seine Freude bezeugte, eine so große Versammlung vor sich zu sehen, größer als er sich je erinnerte; ein sicheres Merkmal ihrer guten Absicht, und eine Aufmunterung für ihn in seinen Unternehmungen und Hoffnungen für die Wiederherstellung der Republik. Er wiederholte hiers auf, nur in einer andern Einkleidung, was er im Senate zum Lobe des Cäsar und Brutus, und über die schlechten Absichten des Antonius gesagt hatte. Das Geschlecht der Brutus sei von den Göttern zur Aufrechthaltung und Befreiung der Republik gesendet⁽¹¹⁾. Durch das Dekret des Senats sei Antonius wirklich, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, für einen Feind des Vaterlandes erklärt; das Volk müsse ihn als einen solchen und nicht mehr als einen Consul ansehen; es habe mit einem Feinde zu thun, mit dem sich keine Bedingungen des Friedens verhandeln ließen, der nicht so sehr nach der Freiheit der Bürger, als nach ihrem Blute dürste; dem keine Beute so lieb sei, als die Hinrichtung seiner

(11) Ibid. 4. 3.

seiner Mitbürger. Aber die Götter schienen durch Anzeichen seinen Fall zu verkünden, denn eine solche Einigkeit aller Stände gegen ihn, könne nur durch göttlichen Einfluß bewirkt sein ⁽¹⁴⁾.

Diese Reden, die dritte und vierte unter den philippischen, wurden vom Volke und Senate sehr wohl aufgenommen. Als er nachher von der letztern vor dem Volke redete, sagte er: wenn dieser Tag mein Leben geendet hätte, so hätte ich hinlänglich die Früchte desselben genossen, als ihr alle einstimmig ausriefet, daß ich zweimal die Republik gerettet hätte ⁽¹⁵⁾. Als er nun ganz mit Antonius gebrochen hatte, so daß keine Versöhnung mehr möglich war, da publicirte er wahrscheinlich seine zweite philippische Rede, die er bisher nur einigen Freunden, deren Beifall sie erhielt, mitgetheilt hatte.

Der Rest dieses unruhigen Jahres wurde das zu angewendet, Waffen und Truppen zu einer Masse für die neuen Consuln, und zur Vertheidigung des Staates anzuschaffen. Die Werbung wurde mit doppeltem Eifer betrieben, als die Nachricht in Rom ankam, daß Antonius Modena belagerte, wohin sich Brutus mit allen seinen Truppen begeben hatte, weil er dem Antonius im Felde keine hinlängliche Macht entgegen stellen konnte, und Modena der festeste Ort in der Provinz war, der eine

(14) Ibid. 4. etc. (15) Phil. 6. 1.

eine Belagerung am besten aushalten konnte. Der junge Cäsar marschirte indessen mit seinen Truppen aus Rom, ohne den Befehl des Senats abzuwarten, bloß auf Ciceros Rath, und folgte dem Antonius in die Provinz, um seine Bewegungen zu beobachten, jede Gelegenheit, ihm zu schaden, zu nutzen, und dem Brutus Rath zu machen, sich zu wehren, bis die Consuln die große Armee schickten, die sie zu seiner Befreiung eben formirten.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Bestimmung der neuen Consuln. — Berathschlagung über Antonius. — Cicero dringt darauf, er solle für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden. — Die Consuln wollen des Antonius schonen. — Calenus schlägt eine Gesandtschaft an ihn vor. — Cicero zeigt die nachtheiligen Folgen. — Er empfiehlt den jungen Cäsar. — Die Gesandtschaft an Antonius bewirkt die Folgen, die Cicero vorher gesagt. — Antonius gewinnt Zeit, und setzt die Belagerung von Modena hüzig fort.

Im Anfange des neuen Jahres war die Stadt voll Erwartung, was für Maasregeln die neuen Consuln nehmen würden. Sie waren den ganzen Sommer hindurch Ciceros Schüler gewesen; mit ihm hatten sie den Plan ihrer Regierung entworfen; von ihm hatten sie Vorschriften angenommen, und schienen ganz

D. H. 710. Cic. 64.
Coff. C. Vibius Pansa.
sa. H. Pinnus.

ganz für seine Absicht gestimmt, die Ruhe und Freiheit der Republik auf eine allgemeine Amnestie zu gründen. Aber die grosse Verpflichtung, die sie dem Cäsar schuldig waren, und ihre alte Verbindung mit der Parthei desselben, der sie ihr ganzes Glück verdankten, erweckte noch einige Bedenklichkeiten bei ihnen, die ihren Eifer hemmten, und sie geneigt machten, mit mehr Rässigung gegen alte Freunde zu handeln, als die Zeitumstände es erlaubten, und die gelindern Mittel friedlicher Unterhandlungen dem Versuche der Waffen vorzuziehen. Sobald sie ihr Amt angetreten hatten, eröffneten sie, mit diesen Gesinnungen, die Berathschlagung des Senats über die Lage der Republik, um dasjenige auszuführen, was in der letzten Sitzung beschlossen war, und ferner Mittel für die öffentliche Ruhe auszufinden. Sie sprachen beide mit Muth und Festigkeit, erboten sich selber die Anführer in der Bertheidigung der Freiheit ihres Vaterlandes zu sein, und ermahnten die Versammlung muthig und entschlossen, eine so gute Sache in Schutz zu nehmen^(*). Darauf riefen sie den M. Julius Caelenus zuerst auf, seine Meinung zuerst zu sagen. Er war vor vier Jahren von dem Cäsar zum Consul ernannt, auch war er Panfas Schwiegervater; ein hinlänglicher Grund, ihm diese Höflichkeit zu erweisen. Ciceros Meinung war schon bekannt; er stimmte für den kürzesten Weg zum

(*) Phil. 5. 1.

Ziele zu kommen; den Antonius für einen Feind des Vaterlandes zu erklären, und ohne Zeitverlust Truppen gegen ihn marschiren zu lassen; aber die Consuln mißbilligten diesen Plan, darum riefen sie zuerst den Calenus auf. Weil er des Antonius treuer Freund war, und gewiß für die gemäßigte Parthei sein würde, so hofften sie, er sollte dem Senate seine Gesinnungen einflößen, ehe Cicero einen entgegengesetzten Eindruck auf ihn gemacht hätte. Calenus Meinung war folgende: ehe man zu Feindseligkeiten schritte, sollte man Gesandte an den Antonius schicken, und ihn ermahnen lassen, von seinem Vorhaben auf Gallien abzustehn, und sich den Befehlen des Senats zu unterwerfen. Piso und einige andere waren derselben Meinung, und bemerkten, es sei ungerecht und grausam, einen Mann zu verurtheilen, ehe man gehört hätte, was er zu seiner Vertheidigung sagen könnte.

Cicero widersetzte sich diesem Vorschlage mit vieler Wärme; er schilderte ihn nicht allein als thöricht, sondern auch als gefährlich und verderblich; er erklärte es für schimpflich, mit einem Manne unterhandeln zu wollen, der gegen sein Vaterland die Waffen ergriffen, wenn er sie nicht niedersetzte, und um Frieden nachsuchte; in einem solchen Falle könnte Niemand gemäßiger sein, als er selbst. Der Senat habe den Antonius bereits für einen Feind des Vaterlandes erklärt, — es sei nichts übrig, als es durch ein Dekret zu bestätigen, — als er eine der größten Städte Italiens, eine römische Kolonie, und in ihr einen erwählten Consul

den

den General Brutus belagerte. Er zeigte aus was für Bewegungsgründen diese friedlichen Vorschläge entsprängen; aus besonderer Freundschaft, Verwandtschaft, und aus Privatverpflichtungen. Aber Rücksicht auf das Vaterland müsse allen andern Verbindungen vorgezogen werden. Hier kommt es darauf an, ob man zugeben wolle, daß Antonius die Republik unterdrücke; daß er seine Mitbürger nach Gefallen vernichte, die Stadt plündere, und ihr Sklavenfesseln anlege ⁽²⁾. — Er zeigte aus einer Menge seiner Handlungen, und aus drücklichen Erklärungen, daß dies des Antonius einzige Absicht sei. — Im Tempel des Castors habe er geäußert, wenn es zum Ausbruche käme, sollte keiner von den Besiegten leben bleiben, — und wieder in einer andern Rede: wenn er sein Consulat niedergelegt hätte, wollte er doch eine Armee in der Nähe der Stadt halten, und in dieselbe einziehen, wenn er es für gut fände. In einem Briefe an einen seiner Freunde, den Cicero selber gelesen hatte, habe er den Freund ersucht, sich die Ländereien zu wählen, die er zu haben wünschte, und er sollte sie gewiß bekommen, was es auch für welche wären ⁽³⁾. Wenn man also den Vorschlag thäte, Abgesandte an einen solchen Mann zu schicken, so konnte man weder die Verfassung der Republik, noch die Würde des römischen Volkes, und die Disciplin der Vorfahren ⁽⁴⁾. Was auch die Absicht

(2) Phil. 2. 1. 2. 3. (1) Ibid. 8. 12. (4) Ibid. 9.

Absicht ihrer Gesandtschaft sei, so würde sie nichts bedeuten; wollte man ihn bitten ruhig zu sein, so würde er es verachten; wollte man ihm befehlen, so würde er nicht gehorchen. — Es würde also ohne möglichen Gewinn ein gewisser Nachtheil sein; gewiß die Kriegsoperationen verzögern, den Eifer der Armee erkalten machen, und den Muth des Volkes unterdrücken, der jetzt so hoch gestiegen sei. — Die kleinsten Umstände bewirkten oft die größten Revolutionen, besonders in bürgerlichen Kriegen, die gewöhnlich durch das Gerüde des Volkes ihre Richtung bekamen; wie streng auch die Befehle sein möchten, die sie den Abgesandten ertheilten, sie würden doch wenig geachtet werden. Schon der Name der Abgesandten zeige Schwäche und Furcht an, wodurch der Eifer ihrer Freunde erkalten könnte⁽¹⁾. Sie möchten ihm befehlen, sich von Modena zu entfernen; die Provinz Gallien zu verlassen; das ließe sich aber nicht durch Worte erlangen, sondern müsse durch Waffen erzwungen werden. — Während die Gesandten abgingen und ankämen, würde das Volk, ungewiß über den Erfolg ihrer Verhandlungen, in der Erwartung eines drohenden Krieges schweben; und wie würden dann die Werbungen von statten gehen? — Seine Meinung sei also, man müsse keiner Gesandtschaft mehr erwähnen, sondern sogleich zu handeln anfangen; alle

(¹) Ibid. 10.
Vierter Band.

alle bürgerlichen Gewerbe mußten geschlossen, ein öffentlicher Aufruhr ausgerufen, und alle Läden verschlossen werden; anstatt des gewöhnlichen Gewandes sollten die Bürger den Kriegsstroß anlegen; und in Rom und durch ganz Italien sollten Werbungen angestellt werden, ohne auf Privilegien oder Dienstbefreiungen Rücksicht zu nehmen. — Schon der Ruf dieser muthigen Maasregeln würde des Antonius Tollkühnheit hemmen, und der Welt zeigen, daß es nicht ein Streit einzelner Partheien sei, wie er vorgäbe, sondern ein wirklicher Krieg gegen die Gemeinheit. — Die ganze Republik sollte den Consuln anvertraut werden, daß sie Sorge trügen, damit ihr kein Leid widerfahre. — Denjenigen von Antonius Armee, die vor dem ersten Januar zu ihrer Pflicht zurückkehrten, solle Verzeihung versprochen werden. — Wenn sie auf diese Auffoderung nicht erschienen, so würden sie gezwungen werden, es nachmals zu thun, wenn es vielleicht zu spät sein, oder weniger helfen würde⁽⁶⁾.

Das war der Inhalt der Verhaltensregeln gegen Antonius, die Cicero anrieth. Darauf schritt er zu dem andern Gegenstande der Berathschlagung, den Ehrenbezeugungen, die in der letzten Sitzung waren beschloffen worden. Er fing mit D. Brutus, als dem erwählten Consul an; nachdem er ihm viele Lobeserhebungen ertheilt, schlug er zu seinem Besien folgendes Dekret vor: — „Weil der
Feld-

(6) Ibid. 10. 12.

Feldherr und erwählte Consul D. Brutus setzt die Provinz Gallien dem Senate und Volke unterthänig erhält, und mit löblicher Hülfe der Städte und Colonien seiner Provinz in kurzer Zeit eine grosse Armee zusammen gebracht hat; so hat er solches alles mit Fug und Recht im Dienste des Staates verrichtet. Der Senat und das Volk empfinden es daher, daß die Republik aus einer gefährlichen Lage durch die Mühe, die Klugheit und den Muth des D. Brutus, und dem unbeschreiblichen Eifer und Beistand der Provinz Gallien gerettet worden.“ Auch schlug er vor, daß man dem M. Lepidus eine ausserordentliche Ehre bezeigen sollte; freilich hatte er keine Ansprüche darauf, wegen seiner Verdienste; weil er aber jetzt an der Spitze der besten Armee im Reiche stand, so konnte er dem Staate die größten Dienste oder den größten Schaden thun. Das war die Ursache dieser Höflichkeit. Weil seine Treue verdächtig war, und man befürchtete, er möchte sich mit dem Antonius vereinigen, so hoffte Cicero durch diesen Beweis des Zutrauens ihn im Dienste des Senates fest zu halten; er scheint aber schwer dazu bewogen zu sein, sein Dekret auf ein vorgebliches Verdienst zu gründen. Er führt nehmlich an, Lepidus habe immer seine Gewalt mässig gebraucht, und sei ein Freund der Freiheit gewesen; er habe einen ausgezeichneten Beweis davon gegeben, als Antonius dem Cäsar das Diadem antrug, indem er sein Gesicht weggewendet, habe er öffentlich seine Abneigung gegen die Sklaverei bewiesen, und gezeigt, daß er nur aus Nothwendig-

§ 2

keit,

keit, nicht aus freier Wahl den Zeitumständen nachgebe. — Seit Cäsars Tode habe er dieselbe Mäßigung gezeigt, und als ein blutiger Krieg in Spanien begann, machte er ihm lieber durch Klugheit und Menschlichkeit ein Ende, als durch Gewalt der Waffen, und willigte in die Vergnadigung des S. Pompejus ⁽⁷⁾. — Er beschloß daher folgendes Dekret: — „Weil der Oberpriester M. Lepidus die Republik oft glücklich verwaltet hat, und er dem römischen Volke als ein Feind der königlichen Regierung bekannt ist; weil durch sein Bemühen, seine Tugend, Weisheit, und seine besondre Milde ein fürchterlicher bürgerlicher Krieg unterdrückt ist; und S. Pompejus Magnus, der Sohn des Enäus, seine Waffen aus Achtung für den Senat nieder gelegt hat, und dem Staate wieder geschenkt ist; so gründet jetzt der Senat und das Volk in Rücksicht der vielen und ausgezeichneten Verdienste des Feldherrn und Oberpriesters M. Lepidus die größte Hoffnung des Friedens, der Eintracht und Freiheit, auf dessen Tugend, Ansehen und Glück. Im dankbaren Gefühl für seine Verdienste beschließen sie, daß ihm eine vergoldete Ritterstatue auf der Rednerbühne, oder auf irgend einem andern Plage des Forums, den er sich wählen möge, errichtet werden solle ⁽⁸⁾.“ — Hierauf lenkte Cicero die Rede auf den jungen Cäsar; nachdem er sich weitläufig über sein Lob ausgelassen, schlug er vor; der
Senat

(7) Ibid. 14. (8) Ibid. 15.

Senat solle ihm das Kommando über seine Truppen durch einen besondern Auftrag bestätigen; ohne diese Bestätigung könnte er dem Senate nichts helfen; ferner daß er den Rang und alle Rechte eines Proprätors haben sollte; nicht blos um ihn dadurch zu ehren, sondern wegen der Verwaltung der Angelegenheiten des Senats und der Führung des Krieges." — Er legte auch die Form des Dekrets vor; — Weil C. Cäsar, der Sohn des Priesters und Proprätors Cäjus, in der äussersten Noth der Republik veterane Truppen zur Vertheidigung des römischen Volkes angeworben hat; weil die martialische und vierte Legion unter der Anführung des C. Cäsar die Republik und die Freiheit des römischen Volkes vertheidigt hat, und noch vertheidigt; weil C. Cäsar an der Spitze seiner Armee ausgerückt ist, Gallien zu beschützen; weil er ein Korps Reuter, Bogenschützen und Elephanten unter seinen und des Volkes Befehle gebracht, und in dem gefährlichsten Zeitpunkte der Republik die Sicherheit und die Würde des römischen Volkes erhalten hat, — so beschließt also der Senat, daß C. Cäsar, der Sohn des Priesters und Proprätors Cäjus, sofort ein Senator sei, und in dem Range eines Prätors eine Stimme habe; und daß, wenn er sich künftig um ein Amt bewerben will, er solle angesehen werden, als würde er dasselbe nach dem Gesetze erlangt haben, wenn er im vorigen Jahre Quästor gewesen ^(*). — Denenjenigen, die diese

§ 3

Ehre

(*) Ibid. 17.

Ehre für einen so jungen Mann zu groß hielten, und von dem Mißbrauche derselben Gefahr befürchteten, erwiederte er: „ihre Besorgniß sei mehr die Folge des Neides, als wirklicher Furcht; es sei der Natur angemessen, daß ein Mensch, der einmal den wahren Ruhm gekostet, und dem Senate und Volke theuer geworden, nie einen andern Erwerb diesem Schatze gleich achten würde. Er wünschte, daß J. Cäsar in seiner Jugend dieselbe Bahn betreten hätte, sich dem Senate und den patriotischen Bürgern beliebt zu machen; aber er habe es versäumt, und die Kraft seines grossen Geistes nur dazu verschwendet, um die Gunst des Pöbels zu kühlen; und sich, ohne Rücksicht auf den Senat und die bessern Bürger zu nehmen, den Weg zu einer Macht zu bahnen, die ein freies Volk nicht leiden konnte. — So etwas sei nicht von dem Sohne zu befürchten; nach den Beweisen einer bewunderungswürdigen Klugheit des Jünglings habe man keine Ursache zu glauben, daß er im reifern Alter minder klug sein würde. — Könnte es eine grössere Thorheit geben, als eine unnütze Macht, eine beneidete Größe, die so schlüpfrige Lust zu herrschen, dem wahren gewichtvollen und gegründeten Ruhme vorzuziehen? — Wenn sie den Verdacht hegten, Octavius sei ein Feind der besten und schätzbarsten Bürger, so möchten sie ihn ablegen; er habe alle seine Rache der Republik aufgeopfert; sie sei die Gebieterin aller seiner Handlungen. — Er kenne die geheimsten Gesinnungen des Jünglings; er gebe seinen eignen Kredit dem Senate und Volke für

für ihn zum Unterpfande; er verspreche es, und nehme es auf sich, daß Octavius immer derselbe bleiben würde, als jetzt; immer so, als sie ihn wünschen möchten ⁽¹⁰⁾. — Darauf gab er auch dem L. Egnatulejus einen öffentlichen Beweis des Lobes und Dankes für seine Treue gegen die Republik, daß er die vierte Legion vom Antonius ab, und dem Cäsar zugeführt habe; und er schlug vor, daß man ihm für dieses Verdienst erlauben sollte, sich drei Jahre vor der gesetzmäßigen Zeit um ein Amt zu bewerben, und es zu bekleiden ⁽¹¹⁾. — Endlich rieth er auch, daß den veteranen Truppen, die dem Cäsar und dem Senate gefolgt wären, besonders der martialischen und vierten Legion, Befreiung von dem Dienste, sowohl ihnen als ihren Kindern versprochen werden sollte, ausgenommen in einem gallischen oder bürgerlichen Kriege; und daß die Consuln C. Pansa und M. Hirtius, oder einer von ihnen, Ländereien in Campanien, oder anderswo ausfindig machen sollten, um sie unter diese Truppen zu vertheilen; und daß sie, sobald der gegenwärtige Krieg vollendet, entlassen werden, und das baare Geld empfangen sollten, das ihnen C. Cäsar versprochen habe, als sie sich für ihn erklärten."

Das war der Inhalt seiner Rede; dem letztern Theile derselben, dem Vorschlage der Ehrenbezeugungen stimmte der Senat willig bei; und obs

F 4

gleich

(10) Ib. 18. (11) Ib. 19.

gleich diejenigen, die dem Octavius zugestanden wurden, dem Cicero selber so außerordentlich schienen, daß er sie zu entschuldigen suchte; so dünkten sie doch andern Senatoren vom ersten Range noch nicht groß genug; Philippus fügte noch die Ehre einer Statue hinzu; Servius Sulpicius, und Servilius das Vorrecht, noch früher, als Cicero gewollt hatte, um irgend ein Amt nachzusuchen ⁽¹²⁾. Aber die Versammlung war über die Gesandtschaft an den Antonius sehr verschiedner Meinung; einige der ersten Senatoren waren eifrig dafür; und die Consuln selber begünstigten diese Meinung, und vermieden es sehr klug, darüber die Stimmen einzusammeln ⁽¹³⁾; denn Cicero würde sonst mit der Mehrheit der Stimmen seinen Vorschlag durchgesetzt haben. Die Berathschlagung dauerte bis in die Nacht, fing den nächsten Morgen wieder an, und wurde so drei Tage lang mit derselben Hitze fortgesetzt. Der Senat beharrte auf Ciceros Meinung, und wurde sie durch ein Dekret bestätigt haben, wenn nicht der Tribun Salvius mit einem Veto dazwischen getreten wäre ⁽¹⁴⁾. Antonius Freunde erlangten endlich die Gesandtschaft; es wurden sogleich drei Consular Senatoren, S. Sulpicius, L. Piso, und L. Philippus dazu ernannt; aber ihr Auftrag wurde sehr genau bestimmt, und von dem Cicero selber aufgesetzt. Es wurde ihnen nicht erlaubt, mit Antonius zu unterhandeln; sie sollten

(12) Ad Brut. 15. (13) Phil. 14. 7. (14) Phil. 6. l. App. p. 559.

sollten ihm nur den ausdrücklichen Befehl des Senats überbringen, die Belagerung von Modena aufzugeben, und von allen Feindseligkeiten in Gallien abzulassen; sie hatten gleichfalls den Auftrag, nachdem sie mit dem Antonius gesprochen, zum D. Brutus nach Modena zu gehn, und ihm und seiner Armee das dankbare Gefühl des Senates und Volkes zu bezeugen für die Dienste, die ihnen einst zur grossen Ehre gereichen würden⁽¹⁵⁾.

Die ungewöhnliche Dauer dieser Berathschlagung erregte die Neugierde der Stadt, und zog das gesammte Volk auf das Forum, um den Ausgang abzuwarten. Hier rief es einstimmig, wie es schon einmal gethan hatte, den Cicero auf, hervorzutreten, und ihm Nachricht zu bringen⁽¹⁶⁾. Er zing also vom Senate nach der Rednerbühne, von dem Volkstribun Appulejus vorgeführt, und machte dem Volke das Resultat der Unterhandlungen bekannt. — „Drei Tage lang habe der Senat, einige wenige ausgenommen, für seine Meinung gestritten, endlich aber nachgegeben; freilich nicht ganz seiner Würde angemessen, aber doch nicht auf eine niedrige oder schimpfliche Art; denn er habe nicht sowohl eine Gesandtschaft, als eine Kriegserklärung gegen Antonius beschlossen, wenn er nicht gehorchen wollte. Das habe allerdings das Ansehen der Strenge, und er wünschte nur, daß es nicht Verzögerungen veranlasste. — Er sei über-

§ 5

zeugt,

(¹⁵) Phil. 6. 2, 3. (¹⁶) Phil. 7. 8.

zeugt, Antonius würde nicht gehorchen, noch sich der Gewalt des Senats unterwerfen, da er nie in feiner eignen gewesen. — Er betheuere also hier auf dieser Stelle, wie im Senate, Antonius würde nichts von dem thun, was die Abgesandten verlangen sollten. — Er würde fortfahren, das Land zu verwüsten, Modena zu belagern, selbst die Abgesandten nicht in die Stadt lassen, und die Unterredung mit Brutus nicht zugeben. Glaubt mir, sagt er, ich kenne die Hestigkeit, die Unverschämtheit und die Kühnheit dieses Mannes. — Laßt unsre Gesandten eilen, wie sie hoffentlich thunwollen; aber haltet euer Kriegsgewand bereit; denn es steht in unserm Dekrete, daß wir alle es anlegen müssen, wenn Antonius nicht nachgiebt; und gewiß wird es geschehen, er wird nie gehorchen; wir werden den Verlust so vieler Tage beklagen, die wir zum Handeln hätten anwenden können⁽¹⁷⁾. — Ich fürchte nicht, daß Antonius, wenn er hört, was ich von ihm vorher gesagt habe, seine Gesinnung ändern, und sich unterwerfen werde, um mich zu widerlegen; das wird er nie thun; er wird mir diesen Ruhm nicht mißgönnen; er wird lieber wollen; daß ihr mich für weise haltet, als ihn für bescheiden.“ — Cicero bemerkte ferner, wenn es auch besser gewesen wäre, gar keine Gesandtschaft zu schicken, so würde doch die Republik einen Vortheil davon haben. Wenn die Abgesandten, sagt er,

(17) Phil. 6. 1, 2, 3.

er, die Nachricht bringen, wie es gewiß geschieht, daß Antonius dem Volke und Senate nicht gehorchen will, wer kann dann noch so verkehrt sein, ihn länger für einen Bürger zu halten? Wartet also geduldig, ihr Bürger, auf die Rückkehr der Gesandten; ertragt das Unangenehme einiger Tage; wenn sie euch Frieden mitbringen, dann nennt mich vorwitzig; bringen sie Krieg, so heißt mich vorsichtig⁽¹²⁾. — Er versicherte sie hierauf seiner beständigen Wachsamkeit für ihre Sicherheit; er lobte ihre bewunderungswürdige Theilnahme an der Sache, und erklärte, daß er nie eine so zahlreiche Versammlung, als die gegenwärtige gesehen, und er schließt also. „Die Zeit der Freiheit ist nun erschienen, meine Mitbürger, später als es sich ziemt für das Volk der Römer; aber sie reißt der Volsendung entgegen. Unsre Leiden waren das Werk des Geschicks, wir ertrugen sie so gut als möglich; sollte aber je ein solcher Zustand wiederkehren, so hätten wir ihn selber verschuldet. Es ist unmöglich, daß das Volk der Römer, das die Götter zu Herrschern der Nationen bestimmten, zum Sklaven werde. Die Sache steht jetzt am äußersten Ziele; der Kampf gilt für Freiheit; es steht bei euch zu siegen, und das wird gewiß die Frucht eures Patriotismus und eurer Eintracht sein, oder jedes Geschick eher zu ertragen, als die Knechtschaft. Andere Nationen mögen Sklavensesseln dulden, Roms Ziel ist die Freiheit.“

Die

(12) Ibid. 4. 6.

Die Gesandten reisten früh am andern Morgen zum Antonius ab, obgleich Ser. Sulpicius sehr schwächlich war. Die Betrachtungen über den Erfolg dieser Gesandtschaft waren sehr verschieden; aber Antonius gewann einen sichern Vortheil dadurch; mehr Zeit entweder die Belagerung von Modena fortzusetzen, oder die Maassregeln zu ergreifen, die neue Zufälle darboten würden; auch schöpften seine Freunde Hoffnung, daher einen Vorwand zu nehmen, Traktaten mit ihm zu eröffnen, so daß die Häupter der Parthei des Cäsars Gelegenheit bekämen, sich gegen den Senat und die republikanische Parthei zu vereinigen, in welcher Cicero den Entschluß erweckt zu haben schien, alle Reste der vorigen Tyrannei zu vertilgen. In dieser Absicht suchten die Anhänger jener Parthei den Beleidigungen vorzubeugen, die eine Weigerung des Antonius erzeugen würde. Sie erfanden scheinbare Antworten für ihn, und stellten sie als einen wahrscheinlichen Grund der Ausöhnung auf, in der Hoffnung, die Hitze der Bürger für einen Krieg abzukühlen. Calpurnius war das Haupt dieser Faction, die einen beständigen Briefwechsel mit Antonius unterhielt, und diejenigen seiner Briefe sorgfältig publicirte, die dazu eingerichtet waren, die Hoffnungen und den Muth seiner Sieger zu unterdrücken, und den Muth seiner Freunde aufrecht zu halten ⁽¹⁹⁾.

Als

(*) Phil. 7. 2.

Als der Senat wieder wegen gewöhnlicher Geschäfte zusammen berufen war, suchte Cicero den Eifer der Versammlung zu entflammen, indem er sie vor jeden falschen Nachrichten warnte. Er bemerkte, „die zur Berathschlagung vorgetragenen Gegenstände, über die Appische Landstrasse, über die Münzen und die Luperci, wären zwar nothwendig, aber von geringer Wichtigkeit; seine Aufmerksamkeit werde von ihnen hinweg zu wichtigern Angelegenheiten des Staates abgerufen. — Er habe sich immer gegen eine Gesandtschaft erklärt; — jetzt sehe man, wie das Volk in der Erwartung erschlasse; und wie sie denen, die dem Senate seine vorige Gewalt mißgönnten, Gelegenheit zu Rabalen gäbe. Das Volk vereine sich mit ihnen; ganz Italien trete auf ihre Seite; die Armeen rüsteten sich; ihre Generale wären bereit ins Feld zu rücken; — sie erdichteten Antworten in Antonius Namen, billigten sie, als wenn die Abgesandten geschickt wären, nicht um Bedingungen vorzulegen, sondern sie anzunehmen. — Er zeigte hierauf die Gefahr und das Unrecht solcher Hänle, spottete des Urhebers derselben, des Calenus, und fügte hinzu: Er, der sein ganzes Leben hindurch der Beförderer der bürgerlichen Eintracht gewesen, der ihr alles, was er sei, und was er habe, verdanke, seine Ehre, und sein Ansehn, ja selbst das Talent das er besitze; er der beständige Rathgeber des Friedens verwerfe den Frieden mit Antonius. — Als man ihn mit größter Aufmerksamkeit anhörte, zeigte er ausführlich, daß ein solcher Friede entse-

rend,

rend, gefährlich und ohne Dauer sein würde. Er ermahnte daher den Senat, zum voraus wachsam, gerüstet und bewafnet zu sein; sich nicht durch eine glatte unterthänige Antwort, und den falschen Schein der Willigkeit fangen zu lassen. Antonius müsse erst alles thun, was ihm vorgeschrieben würde, ehe er Anspruch darauf machen könnte, um etwas zu bitten; thue er es nicht, so kündigte nicht der Senat den Krieg gegen ihn an, sondern er dem römischen Volk. „Ich warne euch, ihr Väter, sagt er, die Frage betrifft die Freiheit des römischen Volkes, die eurer Sorge anvertraut ist; sie betrifft das Leben und das Glück jedes guten Bürgers; sie betrifft eure eigne Macht, die ihr auf ewig verlieren werdet, wenn ihr sie jetzt nicht behauptet. — Ich warne dich besonders, Pansa, wenn gleich deine Klugheit des Rathes nicht bedarf; dennoch gab ja wohl ein Reisender dem besten Steuermanne im Sturme einen guten Rath; leide es nicht, daß die schöne Rüstung der Waffen und Truppen, die du besorgtest, vergeblich sei; du hast eine Gelegenheit vor dir, die noch keiner hatte; bei dieser Festigkeit des Senats, dieser Thätigkeit des Ritterordens, und diesem Eifer des Volkes, hast du es in deiner Gewalt, die Republik auf immer von Furcht und Gefahr zu befreien ⁽²⁰⁾.“ —

Die Consuln beschloffen indessen, daß die Erwartung des Erfolges der Gesandtschaft ihre Zurückstun-

stungen zum Kriege nicht überflüssig machen sollte. Sie kamen darin überein, daß einer von ihnen mit den schon gerüsteten Truppen nach Gallien marschiren, der andre zurückbleiben sollte, um die neuen Werbungen zu besorgen, die mit gutem Erfolge in der Stadt und auf dem Lande betrieben wurden. Alle grössern Städte Italiens wetteiferten mit einander in freiwilligen Beisteuern an Geld und Truppen, und in Dekreten, wodurch diejenigen für ehelos erklärt wurden, die sich nicht wollten anwerben lassen⁽²¹⁾. Das erste Geschäft fiel durch das Loos dem Hirtius zu⁽²²⁾; zwar war er erst kürzlich von einer gefährlichen Krankheit genesen, er rüfte aber dennoch ohne Zeitverlust mit einer braven Armee aus; darunter war auch die martialische und die vierte Legion, die für den Kern der ganzen Armee gehalten wurden, und sich jetzt unter das Kommando des Consuls begaben. Mit diesen Truppen hostete er gemeinschaftlich mit Octavius so lange alle Absichten des Antonius zu vereiteln, und ihn zu verhindern, einen Vortheil über Brutus zu gewinnen, bis sich Pansa mit ihnen vereinigen, und sie so verstärken konnte, daß sie ihm mit Wahrscheinlichkeit des Sieges ein Treffen liefern könnten. Er war indessen damit zufrieden, den Antonius von einigen Posten zu vertreiben, und ihm Schaden zuzufügen, indem er ihm die Zufuhr abschneitt. Es gelang ihm oft, wie er seinem Rols

legen

(21) Phil. 7. 8. 9. (22) Phil. 14. 2.

legen Pansa oft in einem Briefe meldete, der dem Senate mitgetheilt wurde. Ich habe Claterna weggenommen, schreibt er, und des Antonius Garnison daraus vertrieben. — Sein Pferd ward ihm im Gefechte erschossen, auch blieben einige von seinen Leuten ⁽²³⁾. Er versicherte den Cicero in allen Briefen, daß er nichts ohne die größte Vorsicht unternehmen wollte. Wahrscheinlich beantwortete er damit den Rath des Cicero, daß er nicht zu viel wagen sollte, ehe Pansa sich mit ihm vereinigt hätte ⁽²⁴⁾.

Die Abgesandten kamen im Anfange des Februars zurück, nachdem sie durch den Tod des Serv. Sulpicius länger als sie wollten, aufgehalten waren. Sulpicius starb, als sie eben das Lager des Antonius erreicht hatten, und die Gesandtschaft, sagt Cicero, ward durch den Verlust des besten und geschicktesten Mannes von allen dreien verstümmelt ⁽²⁵⁾. Die Nachricht, die sie dem Senate brachten, entsprach ganz der Vörrherverkündigung des Cicero; Antonius wollte keine der Forderungen erfüllen, ihnen auch keine Unterredung mit Brutus verstatten; er fuhr sogar fort, in ihrer Gegenwart die Stadt mit großer Wuth zu bestürmen. Indessen schlug er selber einige Bedingungen von seiner Seite vor, welche die Abgesandten gegen ihre Anweisung anzunehmen, schwach genug waren, um sie dem Senate vorzutragen. Der Senat sollte
allen

(²³) Phil. 8. 2. (²⁴) Ep. fam. 12. 5. (²⁵) Phil. 9. 1.

allen Truppen des Antonius Ländereien und Belohnungen ertheilen, und alle übrigen Schenkungen, die er und Dolabella während ihres Consulats gemacht hätten, bestätigen; alle seine Dekrete aus Cäsars nachgelassenen Schriften sollten Gültigkeit behalten; von dem Gelde, das aus dem Tempel der Ops genommen, sollte keine Rechenschaft gefordert, noch das Betragen der sieben Kommissarien, die er zur Vertheilung der Acker unter seine Veteranen aufsetzen würde, untersucht, und sein richterliches Gesetz nicht widerrufen werden. Unter diesen Bedingungen wollte er das cisalpinische Gallien aufgeben, vorausgesetzt, daß er das grössere Gallien dafür auf fünf Jahre, mit einer Armee von sechs Legionen, die aus den Truppen des D. Brutus rekrutirt werden sollten, erhielt⁽¹⁶⁾.

Pansa berief den Senat, um über die Nachricht der Abgesandten Rath zu halten. Sie erweckte allgemeinen Unwillen in der Stadt, und gab dem Cicero alle Vortheile in die Hände, die Versammlung für seine Meinung zu gewinnen; aber gegen alle Erwartung fand er doch des Calenus Anhang noch stark genug, ihm viel Unruhe zu machen, und selbst einige Punkte gegen ihn auszuführen; denn alles strebte dahin, die Strenge seiner Vorschläge zu mildern, und ihnen eine dem Antonius günstige Wendung zu geben. Cicero rieth dem Senate

(**) Phil. 8. 7. 8. 9.
Dritter Band.

nate, ein Dekret ergehen zu lassen, ein Krieg oder eine Rebellion sei wirklich ausgebrochen; Calenus Anhang änderte den härtern Ausdruck in den gelinderen eines Tumults; Cicero drang darauf, den Antonius für einen Feind zu erklären; sie wandelten die Benennung um in einen Gegner⁽²⁷⁾; er schlug vor, es sollte jedem verboten sein, zum Antonius zu gehn; sie nahmen davon aus den Varius Corpla, einen seiner Legaten, der damals im Senate war, und alles, was vorging, beobachtete. Bei dieser Berathschlagung waren Pansa selber und alle Consular Senatoren gegen Ciceros Meinung; selbst L. Cäsar, der zwar ein treuer Freund der Freiheit, aber des Antonius Oheim war, glaubte der Schlichtheit wegen für die mildere Meinung stimmen zu müssen⁽²⁸⁾.

Cicero verhinderte leicht eine zweite Gesandtschaft, die von der Gegenparthei hitzig verlangt wurde; auch setzte er den Hauptpunct durch, daß die Bürger ihr Friedenskleid mit dem Sagum vertauschen sollten; hierdurch beschloß man die Sache, indem man den Namen verwarf. Bei allen Dekreten dieser Art waren die Consular Senatoren durch ihre Würde von der Veränderung des Kleides ausgeschlossen; Cicero wollte aber dadurch die unglückliche Lage der Republik desto anschaulicher machen, daß er sein Vorrecht verleugnete, und wie die übrigen Bürger das Kriegskleid anlegte⁽²⁹⁾.

Er

(²⁷) Phil. 12. 7. (²⁸) Phil. 2. 1. 10. (²⁹) Phil. 2. 11.

Er schildert die Zeitumstände in einem Briefe an Cassius also: „Wir haben vortrefliche Consuln, aber schändliche Consularen; brave Senatoren; aber je niedriger in der Würde, desto tapftrer sind sie. Das Volk ist muthig und willig; so ganz Italien. Aber die Legaten Philippus und Piso sind Verräther; sie wurden abgeschickt dem Antonius nach einem Dekrete des Senats gewisse Befehle zu überbringen; da er aber keinem gehorchte, haben sie sogar seine unerträglichen Forderungen uns zu berichten übernommen. Alles strömt mir zu; ich habe das Volk in einer guten Sache für mich gewonnen ⁽³⁰⁾.“

(30) Ep. fam. 12. 4.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Versammlung des Senats. — Cicero wirft den Senatoren ihre Jaghaftigkeit vor, und tadelte die Gelindigkeit des Dekrets gegen Antonius. — Berathschlagung über ein Denkmal, das dem Sulpicius zu Ehren aufgestellt werden sollte. — Schilderung des Sulpicius. — Es laufen Briefe von Brutus ein. — Calenus spricht gegen den Brutus, Cicero für ihn. — Der junge Cicero zeichnet sich bei Brutus Armee aus. — Dolabellas Siege und Grausamkeiten in Asien. — Trauriger Tod des Trebonius. — Dolabella wird für einen Feind des Vaterlandes erklärt. — Bedenklicher Streit, wer gegen ihn den Krieg führen soll. — Cicero spricht für den Cassius. — Sein Brief an den Cassius.

Der Senat kam wieder am folgenden Tage zusammen, um die Schlüsse der vorigen Versammlung anzuordnen. Cicero nahm daher Gelegenheit den Senatoren ihre unweise Gelindigkeit zu verweisen. „Er zeigte, wie thöricht es sei, Bedenklichkeiten zu tragen, den Ausbruch eines bürgerlichen Kriegs anzukündigen; das Wort Tumult, das sie vorgezogen hätten, bedeute entweder nichts anderes, oder noch eine grössere Verwirrung des Staates⁽¹⁾. Er bewies aus jedem Schritte, den Antonius gethan und noch that; aus allem was der Senat, das Volk und die Städte Italiens gegen ihn unternommen und decretirt hatten, daß wirklich ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen sei; der fünfte, der sich in ihrem Zeitalter ereignete, und der

(1)-Phil. 2. 1.

der gefährlichste von allen; weil er der erste sei, der nicht über einen Streit gewisser Partheien um die Uebermacht in der Republik, sondern gegen die Verbindung aller Partheien sich erhebe, um die Republik in Sklavensesseln zu legen^(*). Hierauf machte er dem Calenus über seine Anhänglichkeit an den Antonius Vorwürfe, und zeigte die Schwäche seines angeblichen Vornandes, Liebe zum Frieden, und Besorgniß für das Leben der Bürger bewege ihn dazu. — Er stellte ihm vor, es gebe keinen gerechten Grund die Waffen zu ergreifen, als den, die Sklaverei zu vertreiben; manche andre Ursachen wären gerecht, diese nothdringend. Vielleicht aber mache er sich selber Hoffnung, die Herrschaft mit Antonius zu theilen; dann sei er sehr irre geleitet, daß er eine privat Absicht dem allgemeinen Besten vorziehe, und ein Glük in einer Tyrannei sicher, oder der Freude werth halte. — Sorge für die Sicherheit der Bürger sei ein löblicher Grundsatz, wenn er die guten, die nützlichen, die Freunde des Vaterlandes meine; wenn er aber diejenigen retten wollte, die ihrer Bestimmung nach Bürger, ihrer Wahl zufolge Feinde wären, was sei denn zwischen ihm und solchen Bürgern für ein Unterschied? — Ihre Vorfahren hätten ganz einen andern Begriff von der Vorsorge für die Bürger gehabt; als Scipio Nasica den Liberius Grachus erschlug, Marius den Saturninus, da trat der

G 3

größte

(*) Ibid. 3.

größte und beste Theil des Senates und Volkes auf ihre Seite. — Der Unterschied zwischen seiner und des Calenus Meinung sei nicht gering, oder betreffe eine geringe Sache; etwa nur eine Begünstigung dieses oder jenes Mannes. Er sei dem Brutus gewogen, Calenus dem Antonius; er wünsche eine römische Kolonie gerettet zu sehen, Calenus wolle sie mit Sturm einnehmen lassen; Calenus könnte es nicht leugnen, weil er auf alle Art Verzögerungen erfinde, um den Brutus zu vernichten, den Antonius aber zu verstärken ⁽¹⁾. — Er wendete sich darauf an die übrigen Consularen, warf ihnen ihr schimpfliches Betragen am vorigen Tage vor, daß sie für eine zweite Gesandtschaft gestimmt hätten. Er fügte hinzu, als die Gesandten wider seinen Rath abgeschickt worden, habe er sich mit dem Gesandten getrübt, wenn sie vom Antonius verachtet und verstoßen zurückkehren, und dem Senate melden würden, daß er sich weder von Gallien entfernen, noch die Belagerung von Modena aufgeben, noch ihnen eine Unterredung mit Brutus gestatten wollte, — daß dann alle Senatoren sich aus Unwillen zur Hülfe des Brutus bewaffnen würden; aber sie wären im Gegentheile noch muthloser geworden, als sie des Antonius Verwegenheit gehört; und die Gesandten hätten anstatt des Muthes nur Furcht zurück gebracht ⁽²⁾. — Gute Götter, sagte er, wo ist die Tugend unsrer Vorfahren? — Als

Popi-

(¹) Ibid. 4 — 6. (²) Ibid. 7.

Popilius zum Antiochus geschickt war, um ihn im Namen des Senats zu befehlen, die Belagerung von Alexandria aufzuheben, und der König zu antworten zögerte, und Aufschub suchte, da zog Popilius mit seinem Stabe einen Kreis um ihn, und verlangte eine Erklärung, ehe er von der Stelle Schritte, oder drohte, ohne Antwort zum Senate zurückzufahren. — Cicero machte darauf die Forderungen des Antonius lächerlich; er zeigte, wie verwegene, wie einfältig sie wären; er tadelte ^(*) den Piso und Philippus; Männer von solcher Würde, daß sie sich erniedrigt hätten, Bedingungen zurück zu bringen, da sie abgeschickt gewesen, Befehle zu ertheilen. Er beklagte sich, daß der Senat dem Abgesandten des Antonius, dem Cotta mehr Ehre erwiesen habe, als Antonius den übrigen; anstatt die Thore der Stadt vor ihm zu verschließen, wie es sich gebührte, hätten sie ihn in den Tempel eingelassen, wo der Senat seine Versammlung hielt; wo er am gestrigen Tage anhörte, was ein jeder sagte, und ihm einige der ersten Senatoren, die ihrer Würde zu wenig, und ihrer Gefahr zu sehr achteten, schmeichelten, und ihn zu sich einladeten. — Aber was ist die Gefahr, die mit Freiheit oder Tod enden muß? Freiheit ist das wünschenswerthe Gut; der Tod ein unvermeidliches Loos; ihn feig zu fliehen, ist schlimmer als er selber. — Sonst war es immer

(*) Ibid. 8. 2.

der Charakter der Consular Senatoren, thätig und wachsam zu sein, immer für das allgemeine Wohl zu denken, zu handeln und zu rathen. Ich sehe noch vor meinen Augen den alten Scävola im marssischen Kriege, wie er in seinem hohen Alter, von Jahren und Schwäche gebeugt, jedem freien Zutritt gewährte; nie fand man ihn im Bette; er war immer der erste im Senate; möchte ich doch alle seine Thätigkeit nachahmen, oder wenigstens die nicht verhöhnen, die es thun⁽⁶⁾. Nachdem ihr nun sechs Jahre die Sklaverei ertragen, eine längere Frist, als ehrliche und fleißige Sklaven zu dienen pflegen, solltet ihr euch nicht jeder Sorge, jeder Mühe willig unterziehen, um dem römischen Volke die Freiheit wieder zu geben? — Er schloß seine Rede damit, daß er noch zu dem Dekrete die Klausel hinzufügte, daß alle, die den Antonius verlassen, und vor dem funfzehnten März zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten, Verzeihung erhalten sollten. Wenn aber irgend jemand, der bei ihm bliebe, dem Senate einen Dienst, der Belohnung werth, thun würde, daß dann einer, oder beide Consuln die erste Gelegenheit nutzen sollten, für ihn im Senate zu sorgen. Wenn aber jemand, den Cotta ausgenommen, von da an zum Antonius überginge, sollte ihn der Senat für einen Feind des Vaterlandes halten.

Nachdem die Sitzung ihre Arbeiten vollendet hatte, betrat Pansa den Senat wieder auf den folgenden

(6) Ibid. 12.

genden Tag, um über eine Ehrenbezeugung für den während der Gesandtschaft gestorbenen Sulpicius einen Entschluß zu fassen. Er hielt ihm eine Lobrede, und rieth, ihm alle Ehre zu erweisen, die sonst denen bewilligt ward, die im Dienste des Vaterlandes ihr Leben verloren; einen öffentlichen Leichenzug, ein Grabmal und eine Bildsäule. Cerebrius trat zunächst auf; er stimmte für den Leichenzug und das Grabmal, sprach aber gegen die Bildsäule, weil sie nur denen gebühre, die auf eine gewaltsame Art bei der Austrichtung ihrer Gesandtschaft ums Leben gekommen. Cicero war damit nicht zufrieden; theils aus Freundschaft für den Verstorbenen, theils aus Achtung für das Verdienst, stimmte er dafür, daß ihm alle Ehre erwiesen würde, die der Vorfall rechtfertigen könnte. Er zeigte darauf mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit; daß Sulpicius mit denen, die wegen ihrer Gesandtschaft ermordet worden, in einerlei Verhältnisse stehe; die Gesandtschaft sei sein Mörder; er sei so krank abgereiset, daß er zwar Hoffnung hatte zum Antonius hin, aber nie wieder zurück zu kommen; und als er eben angelangt, sei er bei der Erfüllung seines Auftrages gestorben (*). Nicht die Art, sondern die Ursache des Todes hätten die Vorfahren in Erwägung gezogen; wäre er durch eine Gesandtschaft veranlaßt, so hätten sie ein öffentliches Denkmal bewilligt, um die Bürger aufzumuntern,

B 5

in

(*) Ibid. 9. 1.

in gefährlichen Kriegen ein ähnliches Geschäft willig zu übernehmen. Es wären verschiedne Bildsäulen in dieser Absicht errichtet; und keiner habe es mehr verdient als Sulpicius — Es sei kein Zweifel, die Gesandtschaft habe ihn getödtet; er habe den Tod schon im Busen getragen; vielleicht würde er ihm noch bei der Pflege seiner Gattin und Kinder entgangen sein^(*). — Als er aber sah, daß er, wenn er dem Senate nicht gehorchte, seiner nicht würdig handeln, wenn er aber gehorchte, sein Leben gewiß verlieren würde; da wählte er bei der so bedenklichen Lage der Republik lieber den Tod, als daß er einen Dienst ablehnte, den er der Möglichkeit nach verrichten konnte. Er hätte oft Gelegenheit gehabt, in den Städten, durch die er reiste, sich etwas zu erholen, wie ihm auch seine Kollegen rathen; aber trotz seiner Krankheit blieb er bis an seinen Tod entschlossen, die Reise zu beschleunigen, und den Beiehl des Senats auszurichten. — Wenn sie sich erinnerten, wie er sich entschuldigen wollte, als ihm der Auftrag im Senate gegeben wurde, so mußten sie auch erwegen, daß ihm diese Ehre nach seinem Tode als eine Entschädigung für das Unrecht, das ihm im Leben geschehen, gebühre. Er müsse es sagen, so hart es auch sei, daß sie ihn getödtet hätten, weil sie seine Entschuldigung, die doch, wie sie wohl sahen, nicht auf eine ersichtete, sondern wirkliche Krankheit gegründet war,
nicht

(*) Ibid. 3.

nicht wollten gelten lassen. — „Als noch der Consul Pansa zu euren Vorstellungen seine Ermahnung, mit einer Kraft der Rede, der Sulpicius nicht widerstehen konnte, hinzusetzte; da nahm er mich und seinen Sohn auf die Erte, und gestand, er könne nicht umhin, eure Befehle seinem eignen Leben vorzuziehen. Voll Bewundrung über seine Tugend durften wir es nicht wagen, uns seinem Willen zu widersetzen. Sein Sohn war innigst gerührt; nicht geringer war seine Theilnahme; aber wir mußten beide der Seelengröße dieses Mannes und der Kraft seiner Gründe nachgeben, als er zu eurer aller Freude versprach, daß er, was ihr verlangt, thun, und das Gefahrvolle eines Vorschlages, den er selber gethan, nicht ablehnen wolle. — Gebt ihm also das Leben wieder, dem ihr es nahmet; denn das Leben eines Todten besteht in dem Angedenken der Lebenden; sorgt dafür, daß er, den ihr gezwungen in den Tod sendetet, von euch die Unsterblichkeit erlange. Denn wenn ihr ihn eine Bildsäule auf der Rednerbühne aufstellt, so wird sich das Andenken seiner Gesandtschaft auf die Nachwelt fortpflanzen (*).“ — Er schilderte noch die großen Tugenden, Talente und den vortreflichen Charakter des Sulpicius, und bemerkte, alle seine Eigenschaften wären durch ihr eignes Verdienst und ihre Wirkungen verewigt, und die Bildsäule wäre vielmehr ein Denkmal der Dankbarkeit des Senats,

als

(*) Ibid. 4. 5.

als des Ruhmes des Mannes; ihre Bedeutung beziehe sich mehr auf den Staat, als auf den Privatmann; sie würde ein ewiges Denkmal der Verröthenheit des Antonius, seines kühnen ungerechten Krieges gegen das Vaterland, und seines Ungehorsams gegen eine Gesandtschaft des Senats sein ⁽¹⁰⁾. — Er schlug daher folgendes Dekret vor; es sollte dem Sulpicius eine metallene Statue auf Befehl des Senats auf der Rednerbühne errichtet, und die Ursache durch eine Inschrift am Fußgestelle angezeigt werden; weil er im Dienste der Republik sein Leben aufgeopfert; seine Kinder und Nachkommen sollten einen Raum von fünf Fuß rund um die Statue bei Schaugeprängen und Fekterspielen zu ihrem Gebrauche frei behalten. — Sulpicius Leichenbegängniß sollte auf Kosten des Staates prächtig gefeiert werden, und der Consul Pansa ihm ein Grabmal auf dem Esquillinischen Felde, dreissig Fuß ins Geviert errichten lassen, das ihm, seinen Kindern und Nachkommen als Eigenthum vom Staate geschenkt werde. — Der Senat bewilligte den Vorschlag, und die Statue stand noch im dritten Jahrhunderte auf der Rednerbühne des August, wie uns ein Schriftsteller dieses Zeitalters erzählt ⁽¹¹⁾.

Sulpicius stammte von einer edlen patricischen Familie ab. Er war mit dem Cicero in gleichem Alter; beide waren sich in ihren Studien und Grunds

(10) Ib. 5. 6. (11) Pomponius de origine iuris.

Grundsätzen sehr ähnlich, und pflogen eine ununtersbrochne Freundschaft. Sie machten gemeinschaftlich in ihrer Jugend sowohl in Rom, als in Rhodus unter dem berühmten Molo ihren Kursus in der Rednerkunst. Sulpicius wurde ein vortreflicher Sachverwalter, schwang sich zu allen hohen Aemtern des Staates empor, und verwaltete sie mit dem ausgezeichneten Rufe der Weisheit, Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit. Er bewunderte stets die Bescheidenheit der Alten, und tadelte die Zügellosigkeit seines Zeitalters. Da er den Ruf eines Redners vom ersten Range nicht erlangen konnte, entschloß er sich, nach dem Charakter eines Rechtsgelehrten zu streben, und wollte lieber der erste in der untergeordneten, als der zweite in der erhabnern Kunst sein. Er überließ also seinem Freunde Cicero das Feld der Beredsamkeit, und begnügte sich nur mit einem solchen Antheile an derselben, als hinreichte, die Kunst des Rechtsgelehrten zu unterstützen und zu zieren. Es gelang ihm nach Wunsch; er übertraf alle Rechtsgelehrte Roms; er war der erste, der die Rechtskunde zu einer Wissenschaft erhob, und sie systematisch ordnete; der Licht und Methode in dieselbe brachte, und die Dunkelheit und Verwirrung seiner Vorgänger vertrieb. Seine Kenntniß schränkte sich nicht bloß auf die äussere Formen, oder die Wirkungen der Municipal-Gesetze ein; sondern sein scharfer Blick umfaßte auch das allgemeine Billigkeitsrecht, das er zum Schiedsrichter seiner Gesetze, und zur Regel seiner Aussprüche gemacht hatte. Er war immer geneigter, den Streit

freunde

freundschaftlich beizulegen, als ihn durch einen Prozeß nach den Rechten zu schlichten. In Staats-
händeln war er immer ein Freund des Friedens
und der Freiheit; mäßigte die Hitze entgegengesetz-
ter Partheien, und hinderte jeden Schritt zu bür-
gerlichen Unruhen; und im letzten Kriege war er so
emfig, Pläne zu einer friedlichen Beilegung zu er-
finden, daß er den Namen des Friedensstifters
erhielt. Ob er gleich des Pompejus Sache für die beß-
re hielt, so wagte er es doch nicht, für sie zu sech-
zen, weil seine natürliche Furchtsamkeit durch eine
von den Waffen so entfernte Lebensart nur noch
vergrößert war. Weil er sah, daß Cäsar der stär-
kere war, ließ er seinen Sohn ihm ins Feld folgen;
er selber blieb aber ruhig und neutral. Cäsar schätz-
te ihn bezwogen, aber konnte ihn nie bewegen,
seine Regierung gut zu heißen. Nach Cäsars Tod
be fuhr er fort, alle Mittel zu rathen und zu be-
sördern, die den Frieden gründen könnten, und
starb endlich, so wie er gelebt hatte, in dem Bes-
tzen eines Friedensstifters ⁽¹²⁾.

Der

(12) Brut. 262. Phil. 9. 5. Ad Att. 15. 7. Ep. fam.

4. 1.
Die alten Rechtsgelehrten erzählen eine merkwürdige
Geschichte, wie Sulpicius zu dem Rufe und zu der
Kenntniß in der Rechtslehre gekommen. Er war
einst zum Mucius Scaevola gegangen, um ihn über
einen Rechtsfall zu Rathe zu gehen, und konnte des
Mucius Antwort gar nicht fassen. Mucius konnte
endlich nicht umhin, nachdem er ihm die Sache erzäh-
let

Der Senat hatte nichts vom Brutus und Cäsar seit ihrer Abreise von Italien erfahren. Endlich schickte Brutus einen Brief an die beiden Consuln, und berichtete ihnen seine glüklichen Unternehmungen gegen Cäsar, den Bruder des Antonius. Er hatte Macedonien, Syrien und Griechenland mit allen dort stehenden Truppen für den Dienst der Republik gewonnen. C. Antonius hatte sich mit sieben Kohorten nach Apollonien gezogen; und er hoffte bald gute Nachrichten auch von dieser Seite geben zu können. Die Legion unter dem Kommando des Piso hatte sich dem jungen Cicero, dem Befehlshaber der Reiterei des Brutus ergeben. Das labellas Reiterei, die in zwei getrennten Kolonnen nach Syrien zu marschirte, hatten ihren Anführer verlassen; das eine Korps hatte sich in Thessalonien, das andere in Macedonien mit Brutus vereinigt.

bis dreimal voraus gesagt hatte, zu bemerken, es sei eine Schande für einen Edelmann, einen Patricier und einen Sachwalter, das Meiste nicht zu kennen, das er zu verstehen sich bekenne. Er wurde durch den Vorwurf sehr betroffen, und legte sich darauf mit solchem Eifer auf seine Wissenschaft, das er der geschickteste Rechtsgelehrte in Rom wurde, und an hundert und achtzig Abhandlungen hinterließ, die er über schwierige Aufgaben in der Rechtslehre geschrieben hatte. Digest. 1. Tit. 2. Parag. 43. — Die Jesuiten Latron und Rouille haben diesen Cuiuspius unter die Zahl der Mörder des Cäsar gerechnet; nur einige Bekanntschaft mit dem Charakter dieses Mannes, oder mit Ciceros Christen würde ihnen ihren Irrthum geteilt, und sie belehrt haben, daß Niemand vom Range der Consuln, als Trebonius, mit verschworen war. Hist. Rom. Vol. 17. p. 343. Not. 2.

einigt. Vatinius hatte ihm die Thore von Dyrrhas hinm geöffnet, und hatte ihm die Stadt mit den Truppen überliefert. Bei allen diesen Vorfällen hatte der Proconsul von Macedonien, Q. Hortensius große Dienste geleistet; denn er hatte die Provinzen und ihre Truppen beredet, sich für die Freiheit zu erklären⁽¹³⁾.

Sobald Pansa den Brief erhalten hatte, besah er den Senat, und machte ihn mit dem Inhalte desselben bekannt, der eine allgemeine Freude durch die Stadt verbreitete⁽¹⁴⁾. Als der Brief vorgelesen war, erhob Pansa das Lob des Brutus; er pries sein Betragen und seine Dienste, und schlug vor, daß ihm öffentliche Ehrenbezeugungen und Danktagungen beschlossen würden; er rief dann, nach seiner Gewohnheit seinen Schwiegervater Caelenus auf, seine Meinung zuerst zu sagen. Caelenus las eine vorher studirte Antwort vom Blatte ab; er gestand, daß Brutus Brief gut abgefaßt wäre; weil er aber ohne öffentliche Autorität gehandelt habe, so müsse man ihm befehlen, seine Truppen dem Senate, oder den eigentlichen Stadthaltern jener Provinzen auszuliefern⁽¹⁵⁾. Cicero trat nach ihm auf, er begann damit, dem Pansa im Namen der Versammlung zu danken, daß er sie berufen habe, da sie es nicht erwartete; und daß er nicht einen Augenblick zögerte, sie an der Freude, die des Brutus Brief erwekte, Theil nehmen zu lassen.

(¹³) Phil. 10. 4. 5. 6. (¹⁴) Ad Brut. 2. 7. (¹⁵) Phil. 10. 1. 2. 3.

lassen. Er bemerkte, Pansa beweiße dadurch, daß er so viel zu Brutus Lobe sagte, die Wahrheit einer Bemerkung, die er immer gemacht habe, daß ein Mann nie eines andern Tugend beneidete, der sich seiner eignen bewußt war; er sei ihm zuvor gekommen, indem es ihm wegen seiner Freundschaft für Brutus besonders obgelegen hätte, über seine Unternehmung weitläufig zu sprechen. Er wendete sich darauf an den Calenus. Er fragte ihn, was die ewige Fehde, die er dem Brutus ankündige, beabsichte? Warum er immer allein sich ihm widersetze, wenn ihn alle andere bewunderten? — Er lobe nicht den Brutus, sondern seinen Sekretär, wenn er sage, der Brief sei gut abgefaßt. — Wann hätte er je von einem Dekrete gehört, daß ein Brief gut abgefaßt sei? aber der Ausdruck sei ihm nicht von obhengefähr entfallen, sondern sei absichtlich ausstudirt und zu Papier gebracht⁽¹⁶⁾. — Er ermahnte ihn, häufiger mit seinem Schwiegersohne Pansa, als mit sich selber zu Rathe zu gehn, wenn er seinen Charakter behaupten wollte. Es thue ihm leid zu hören, das Volk erzähle sich, daß Calenus, der die erste Stimme ablegte, nicht einmal die zweite habe; und das könnte auch heute der Fall werden. — „Du willst dem Brutus die Legionen nehmen,“ sagte er, eben diejenigen, die er den verrätherischen Absichten des C. Antonius entriß, und für den

(16) Ibid. 2.

den Dienst der Republik gewann; du willst ihn noch einmal naht und verloren verbannen; o ihr Väter, wenn ihr je den Brutus verlaßt und verachtet, welchen Bürger wollt ihr dann ehren? wen wollt ihr begünstigen? Ihr müßtet denn glauben, daß diejenigen, die Königsdiademe anbieten, gerettet, und die, welche den Namen der Könige verstilgen, vernichtet werden müssen." — Er schilderte mit aller Kraft der Rede die Verdienste und das Lob des Brutus; seine Bescheidenheit, Milde und Geduld im Unrechte; wie sorgfältig habe er nicht jeden Schritt vermieden, der bürgerliche Unruhen veranlassen konnte; er habe die Stadt verlassen; sich auf das Land entfernt; sich die Besuche seiner Freunde verboten; selbst Italien verlassen, damit nicht über ihn ein Krieg ausbreche. — So lange er den Senat geneigt gefunden, alles zu ertragen, habe er mit geduldet; als er ihn aber vom Geiste der Freiheit beseelt sah, da bot er seine Kräfte auf, ihm zu helfen ⁽¹⁷⁾. Hätte er nicht die verzweifeltsten Versuche des C. Antonius vernichtet, so wäre Macedonien, Illyricum und Griechenland verloren; und das letztere würde dem Antonius einen Zufluchtsort gewähren, wenn er aus Italien vertrieben werde, oder die beste Gelegenheit, daselbe anzugreifen. Jetzt aber, durch Brutus Klugheit mit Truppen versehen, öfne es seine Arme, und biete Italien selber Hülfe an ⁽¹⁸⁾. — Cajus
 sei

(17) Ibid. 3. 4. (18) Ibid. 5.

sei durch die Provinzen gezogen, um die Bundesgenossen zu plündern, alles zu verwüsten, wohin er komme, und die Armee des römischen Volkes gegen das Volk selber zu gebrauchen. Brutus machte es sich aber zum Geseze, wohin er kam, Licht, Hoffnung und Sicherheit um sich zu verbreiten. Kurz, der eine sammelte Truppen, um die Republik zu retten; der andre, um sie zu stürzen. Die Truppen könnten darüber so urtheilen als der Senat; das hätten sie bewiesen, als sie den C. Antonius verließen, der vielleicht jezt Brutus Gefangner sein, oder es jezt bald werden würde⁽¹²⁾. — Von Brutus Macht lasse sich keine Gefahr befürchten; seine Legionen, seine Miethlinge, seine Reuter, und vor allem er selber, seien ganz dem Senate ergeben; er sei ganz zum Dienste der Republik bestimmt, theils durch seine eignen vortreflichen Tugenden, theils durch eine Bestimmung seiner Familie von seinen väterlichen und mütterlichen Vorsahen her. — Man könne ihm nichts vorwerfen, als eine zu grosse Abneigung gegen den Krieg; und daß er nicht den Eifer Italiens im Durste nach Freiheit zu seiner Zeit nutzte. — Es sei eine nichtige Furcht, die einige zu hegen vorgäben, daß die Veteranen sich beleidigt fühlen würden, wenn sie den Brutus an der Spitze einer Armee sähen; ob denn zwischen seiner Armee, und den Truppen des Hirtius, Pansa, D. Brutus und Octavius ein Unterschied sei?

H 2

Diese

(**) Ibid. 6.

Diese alle hätten wegen der Vertheidigung des römischen Volkes öffentliche Ehrenbezeugungen erhalten; M. Brutus könnte den Veteranen nicht verdächtiger sein als Decius; beide Brutus hätten Antheil an einer That, beide verdienten dasselbe Lob; ihre Gegner aber zürnten dem Decimus am meisten, weil sie glaubten, daß er am wenigsten jene That hätte unternehmen sollen. Und was thaten jetzt alle ihre Armeen anders, als sie befreiten den Decimus von der Belagerung ⁽²⁰⁾? — Wenn wirklich etwas vom Brutus zu befürchten wäre, so würde es Pansas Scharfsinn leicht auffinden; aber sie hätten es ja eben aus seinem Munde gehört, er halte des Brutus Armee nicht allein nicht für gefährlich, sondern selbst für die sicherste Stütze der Republik ⁽²¹⁾. — Die Mißvergnügten hätten immer die List gebraucht, den Namen der Veteranen allen guten Absichten entgegen zu stellen. Er sei bereit ihren Muth aufzumuntern, aber er würde nie ihre Anmassungen leiden. Sollen wir, sagt er, die wir die Ketten unsrer Knechtschaft zerbrochen, muthlos werden, wenn uns jemand sagt, die Veteranen wollten es nicht zugeben? — So mag denn diese Aeußerung, die so wahr als dem Charakter meiner Rede angemessen ist, bekannt werden, daß es Zeit ist, den Tod zu wünschen, den römische Bürger jederzeit der Sklaverei vorzogen, wenn die Entschlüsse dieser Versammlung nach dem Willen

(²⁰) Ibid. 7. (²¹) Ibid. 8.

Willen der Veteranen gelenkt, und alle unsre Worte und Handlungen nach ihrer Laune bestimmt werden sollen⁽²²⁾. — Da uns bei Tag und Nacht so viele Arten des Todes drohen, so wäre es nicht der Würde eines Mannes, am wenigsten eines Römers, angemessen, noch Bedenken zu tragen, dem Aethem für das Vaterland auszuhauchen, den er doch der Natur zurück geben muß⁽²³⁾. — Antonius sei der einzige und gemeinschaftliche Feind aller; er habe seinen Bruder Lucius bei sich, der dazu geboren sei, daß Marcus nicht der Schändlichste aller Sterblichen bleibe; es umgebe ihn ein Haufen versweifelter Bösewichte, die nach der Beute der Republika dursteten, — gegen diese sei die Armee des Brutus gerichtet; denn sein einziger Gedanke und Vorsatz sei, den Senat und die Freiheit des Volkes zu beschützen. — Nachdem er vergeblich versucht, was Geduld ausrichten würde, habe er es endlich für nöthig gefunden, Gewalt der Gewalt entgegen zu stellen⁽²⁴⁾. — Man müsse also dem Brutus dasselbe Privilegium geben, was Decimus und Octavius erhalten hätten; und dasjenige, was er nach eigenem Gutdünken gethan, öffentlich bestätigen. — Er schlug in dieser Absicht folgendes Dekret vor: „weil durch die Bemühung, durch die Klugheit, durch den Fleiß und die Tugend des Proconsuls M. Caspio Brutus⁽²⁵⁾, in der größten Gefahr der Republika

H 3

(22) Ibid. 9. (23) Ibid. 10. (24) Ibid. 11. (25) M. Brutus war, wie aus diesem Dekrete erhellt, von seiner

hilt die Provinzen Macedonien, Illyricum und Griechenland, mit allen ihren Legionen Infanterie und Kavallerie in der Gewalt der Consuln, des Senates und des römischen Volkes erhalten sind; so bekennen wir hiermit öffentlich, daß der Proconsul N. Cäpio Brutus dasselbe wohl und zum Besten der Republik ausgeführt hat; ganz seinem Charakter, der Würde seiner Vorfahren, und seiner bekannten Dienstfertigkeit gegen das allgemeine Beste angemessen; und daß sein Betragen dem Senate und römischen Volke angenehm ist, und es immer bleiben wird. Wir befehlen dem Proconsul N. Cäpio Brutus, die Provinzen Macedonien, Illyricum und ganz Griechenland zu beschützen, zu beobachten und zu vertheidigen, und die Armee zu kommandiren, die er selber errichtet hat. Wir erlauben ihm das Geld, das er zur Erhaltung der Armee bedarf, von einem Zweige der Staatseinkünfte, wo es am besten gehoben werden kann, zu nehmen; oder es anzuleihen, wenn er es für gut findet; ferner Kontribution an Getraide und Futter zu heben; und verlangen, daß er seine Truppen Italien so nahe als möglich bringe. Weil es aus dem Briefe des Proconsuls N. Cäpio Brutus erhellt, daß der Vortheil der Republik durch die Bemühungen und die Tugend des Proconsuls N. Hortensius sehr befördert worden; und er zum größten Nutzen des allgemeinen

gemein

ner Mutter Bruder N. Servilius Cäpio adoptirt, und er hatte nun, der Sitte gemäß, mit der Erbschaft auch seines Oheims Namen angenommen.

gemeinen Besten alle Maassregeln mit dem Proconsul N. Cäpio Brutus gemeinschaftlich ergriff; so machen wir hiermit kund, daß der Proconsul N. Hortensius dasselbe rechtmässig und zum allgemeinen Besten gethan habe, und es ist der Wille des Senats, daß der Proconsul N. Hortensius, mit seinen Quästoren, Proquästoren und Legaten die Provinz Macedonien behalte, bis der Senat seinen Nachfolger ernennen wird."

Cicero überschifte diese Rede dem Brutus, nebst der, die er am ersten Januar hielt. Brutus antwortete ihm: „Ich habe deine beiden Reden gelesen, die eine vom ersten Januar, die andere über den Inhalt meines Briefes gegen Calenus. Du erwartest nun ohne Zweifel, daß ich sie loben soll; ich weiß nicht, was ich mehr preisen soll, deinen Muth oder deine Geschicklichkeit. Du kannst sie im Ernste philippische Reden nennen, wie du mir scherzhaft im vorigen Briefe schriebest⁽²⁶⁾." — Der Name der philippischen Reden, den er also anfänglich nur im Scherze hingeworfen hatte, wurde von seinen Freunden auch gegriffen und bekannt gemacht, und blieb daher dauernd; denn wir finden diese Rede einige Jahrhunderte lang theils unter dem Namen der philippischen, oder der Antonischen⁽²⁷⁾. Brutus zeigte eine so große Zufriedenheit über die beiden, die er gesehen hatte, daß Cicero versprach, ihm auch die übrigen zu schicken⁽²⁸⁾.

(²⁶) Ad Brut. 2. 5. (²⁷) A. Gell. 13. 1. (²⁸) Ad Brut. 2. 4.

Als Brutus Italien verlassen hatte, seegelte er nach Athen, und verweilte hier einige Zeit, um die Maasregeln zu überlegen, wie er sein großes Vorhaben, sich zum Herrn von Griechenland und Macedonien zu machen, ausführen wollte. Er versammelte hier alle junge Römer von Stande, die der Erziehung wegen nach diesem berühmten Sitze der Gelehrsamkeit geschickt waren; auf den jungen Cicero wurde er am meisten aufmerksam, und gewann ihn nach einer kurzen Bekanntschaft sehr lieb. Er bewunderte seine Talente und Tugenden, und wurde überrascht, so viel Edelmuth und Seelengröße und eine solche Abneigung gegen die Tyrannie in einem so jungen Menschen zu finden⁽²⁹⁾. Er machte ihn daher zu einem seiner Legaten, ob er gleich erst zwanzig Jahr alt war; übergab ihm das Kommando seiner Reiterei; und brauchte ihn zu mehreren Geschäften von Wichtigkeit. Der junge Mensch zeichnete sich dabei durch Muth und ein gutes Benehmen aus, und erwarb sich selber Kredit und die Zufriedenheit seines Generals, und that dem Senate Dienste; wie ihm Brutus in seinen privat- und öffentlichen Briefen, die er nach Rom schickte, die Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er schrieb dem Vater: „dein Sohn empfiehlt sich mir durch seinen Fleiß, seine Beharrlichkeit, Thätigkeit und Seelengröße, und kurz durch die Erfüllung jeder seiner Pflichten, und er scheint nie zu vergeßsen,

(29) Plutar. in Brut.

sen, wessen Sohn er ist. Ich kann deine Liebe gegen ihn ohnmöglich noch inbrünstiger machen, als sie schon ist; aber traue meinem Urtheil so viel zu, daß ich dich überteden kann, daß er es nicht nöthig haben wird, auf deinen Ruhm sich zu stützen, um seines Vaters Ehrenstellen zu erlangen ⁽³⁰⁾." — Diese Nachricht von einem Manne, der kein Schmeichler war, schildert uns den wahren Charakter des Jünglings, und Lentulus Urtheil über ihn bestärkt die Wahrheit. „Ich konnte deinen Sohn nicht sprechen, schreibt er, als ich neulich zum Brutus kam; denn er war mit der Kavallerie in die Winterquartiere gegangen. Wahrhaftig es macht mir um deiner und seiner willen, und besonders auch für mich viel Freude, daß er in einem so guten Rufe steht. Weil er dein Sohn ist, und zwar deiner würdig, so kann ich ihn nicht anders, als meinen Bruder betrachten ⁽³¹⁾."

Cicero war mit den wichtigern Angelegenheiten, worüber er jetzt mit dem Brutus Briefe wechselte, so beschäftigt, daß er kaum Zeit hatte, auf die Nachrichten von seinem Sohne zu achten; er berührt ihrer nur in einem Briefe; „wenn meines Sohnes Verdienste so groß sind, als du sie schildest, so freue ich mich darüber, wie es sich gebührt; solltest du sie aber aus Liebe zu ihm vergrößern, so macht es mir doch ein unbeschreibliches Vergnügen, daß er von dir geliebt wird ⁽³²⁾." — „Ich bitte
 H 5 dich,

(³⁰) Ad Brut. 2. 3. (³¹) Ep. fam. 12. 14. (³²) Ad Brut. 2. 6.

dich, mein theurer Brutus, meinen Sohn so viel als möglich bei dir zu behalten; er wird nirgends bessere Lehren der Tugend finden, als in der Anschauung der Deinigen ⁽³³⁾."

Brutus meldete zwar in seinen öffentlichen Berichten nur glückliche und aufmunternde Nachrichten; aber in seinen Briefen an den Cicero klagte er über Mangel an Geld und Rekruten, und bat um Unterstützung von Italien aus mit beiden Bedürfnissen, besonders mit dem letztern; es sei nun durch ein Dekret des Senats, wenn es durchzusetzen wäre, oder durch eine geheime Vermittlung, ohne daß Pansa etwas erführe. Cicero antwortete darauf: „Du schreibst mir, es fehlten dir zwei nothwendige Dinge, Rekruten und Geld; es ist dir schwer zu helfen. Ich weiß kein anderes Mittel für dich, Geld zu heben, als was der Senat beschlossen hat, es von den Städten zu leihen. Wegen der Rekruten kann ich dir keinen Rath geben; Pansa wird dir von seiner Armee oder seinen Rekruten keine Hülfe schicken, denn er sieht es schon nicht gern, daß so viele Freiwillige zu dir übergehn. Ich glaube, er hat keinen andern Bewegungsgrund, als er glaubt, keine Macht sei zu stark für unsre Sache in Italien; denn ich kann nicht vermuthen, daß er, wie einige argwohnen, fürchte, dich zu mächtig zu machen ⁽³⁴⁾." — Pansa scheint recht gethan zu haben, daß er Italien nicht
von

(33) Ib. 7. (34) Ib. 6.

von Truppen entblößen wollte, weil sich die ganze Kraft des Krieges über dasselbe stürzte, und das Schicksal der ganzen Republik von dem Erfolge desselben abhing.

Zur selbigen Zeit kam die Nachricht von Dolabella's glüklichen Unternehmungen in Asien, nach Rom. Er verließ die Stadt, wie wir oben erzählten, vor dem Verlaufe seines Consulats, um Syrien in Besiz zu nehmen, das ihm durch des Antonius Vermittlung angewiesen war. Nachdem er seinen Weg durch Griechenland und Macedonien genommen hatte, um in diesen Ländern Truppen und Geld, so viel als möglich aufzubringen, ging er nach Asien, um diese Provinz zu bewegen, den Trebonius zu verlassen, und sich für ihn zu erklären. Er hatte seine Emissarien vorausgeschickt, die ihm eine gute Aufnahme bewirken sollten, und er kam vor Smyrna an, wo sich Trebonius aufhielt. Ohne Feindseligkeiten oder eine Macht zu zeigen, die hinlänglich gewesen wäre, Schrecken zu verbreiten, gab er vor, er verlange nichts mehr, als einen freien Durchzug durch das Land nach seiner eignen Provinz. Trebonius ließ ihn nicht in die Stadt, schickte ihm aber frische Lebensmittel vor die Thore. Sie sagten sich einander viele Höflichkeiten; Dolabella betheuerte dem Trebonius seine Freundschaft, und Trebonius versprach dagegen, wenn Dolabella von Smyrna ruhig abziehen wollte, so sollte er in Ephesus aufgenommen werden, um von da nach Syrien weiter reisen zu können. Dolabella versprach es, und weil er die Schwierigkeit einsah,

Smyrna

Emyrna mit Gewalt zu erobern, beschloß er es durch List zu bekommen. Er nahm also des Trebonius Anerbieten an, und setzte seine Reise nach Ephesus fort; als er aber einige Meilen zurück gesetzt, und das Observationskorps des Trebonius sich wieder zurück gezogen hatte, kehrte er in der Nacht noch um, langte vor Tages Anbruch vor Emyrna wieder an, und fand es, wie er erwartet hatte, nachlässig bewacht, und gar nicht auf einen Angriff gefaßt. Die Soldaten erstiegen sogleich auf Leitern die Mauern, bemächtigten sich derselben ohne Widerstand, und überfielen den Trebonius in seinem Schlafzimmer, ehe er die ihm drohende Gefahr erfuhr ⁽³⁵⁾.

Dolabella behandelte ihn auf das grausamste; er ließ ihn zwei Tage lang foltern, um ihm die Entdeckung seiner Rasse abzugewingen; dann ließ er ihm den Kopf abhauen, denselben auf einen Speer umher tragen, seinen Körper durch die Straßen schleusen, und ihn ins Meer werfen ⁽³⁶⁾. Das war das erste Blut, das für Cäsars Tod vergossen wurde; einer der vornehmsten Verschwornen, der einzige vom Consular-Ränge büßte ihn jetzt zuerst. Antonius hatte ohne Zweifel den Plan erdacht, die Rache des Todes des Cäsar zur Ursache des Krieges zu machen, um die Veteranen auf seine und seiner Anhänger Seite zu ziehen, oder sie wenigstens abgeneigt zu machen, gegen ihn die Waffen

(35) Appian. 3. p. 542. (36) Phil. II. 2. §.

zu ergreifen. Das war dem Brutus und seinen Mitverschwornen eine Warnung, was sie zu erwarten hätten, wenn ihre Feinde siegen; und als den Patrioten eine traurige Vorherverkündigung der grausamen Wirkungen und der unbarmherzigen Wuth des drohenden Krieges.

Sobald des Trebonius Tod bekannt wurde, berief der Consul den Senat; Dolabella wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und seine Güter wurden konfisziert. Calenus stimmte selber zuerst dafür, und versicherte, wenn eine härtere Strafe gefunden werden könnte, so würde er auch die bewilligen. Calenus mußte sich wohl nach der allgemeinen Erbitterung der Bürger fügen; vielleicht hoffte er auch den Cicero in Verlegenheit zu setzen, weil er, wegen seiner Verwandtschaft mit Dolabella, für eine gelindere Strafe stimmen konnte. Er irrte sich zwar in diesem Punkte; aber er warf eine andere Frage auf, wodurch Cicero in eine Schlinge gelockt werden konnte; wer zum General erwählt werden sollte, um den Krieg gegen Dolabella zu führen. Zwei Meinungen wurden vorgeschlagen; die eine war, P. Servilius sollte einen außerordentlichen Auftrag dazu erhalten; nach der andern sollten die beiden Consuln gemeinschaftlich mit den ihnen durch das Loos bestimmten Provinzen Syrien und Asien den Krieg unternehmen. Dieser Vorschlag war dem Pansa sehr angenehm, und er wurde nicht allein von seinen Freunden, sondern auch von des Antonius Parthei unterstützt, weil sie sich Hoffnung machte, daß dadurch die

Aufs

Aufmerksamkeit der Consuln von dem Kriege in Italien würde abgelenkt werden; daß Dolabella Zeit erhielte, sich in Asien zu verstärken; daß sich Cicero mit den Consuln veruneinigen könnte, wenn er es wagte, dagegen zu sprechen; und vor allem, daß es den Cassius öffentlich beleidigte, weil er wegen seines Aufenthaltes in jener Gegend den gegründeten Anspruch auf einen solchen Auftrag hätte. Der Streit darüber wurde am ersten Tage noch nicht entschieden, sondern sollte am nächsten fortgesetzt werden. Indessen bemühten sich des Cassius Schwiegermutter Servilia, und andre Freunde den Cicero zu bewegen, daß er nicht widersprechen sollte, um den Pansa nicht zu erzürnen; aber vergeblich; denn er war entschlossen, auf jede Gefahr des Cassius Ehre zu vertheidigen. Als die Berathschlagung am andern Morgen wieder anhub, bot er seinen ganzen Einfluß und seine Beredsamkeit auf, ein Dekret für ihn durchzusetzen.

Er hob seine Rede mit der Bemerkung an, daß die Republik doch aus dem Kummer über das klägliche Schicksal des Trebonius eine gute Lehre ziehen könnte. Sie sehe nun die barbarische Grausamkeit derer, die gegen das Vaterland die Waffen ergriffen hätten. Von den beiden Hauptern des gegenwärtigen Krieges hätte der eine durch die Ausführung seines Wunsches gezeigt, wo nach der andre strebe ⁽³⁷⁾. Beide beabsichtigten nichts anders,

(37) Phil. II. I.

ders, als den Tod und das Verderben aller patriotischen Bürger; und sie würden nicht, wie es schien, mit dem bloßen Tode zufrieden sein, denn das sei ja die Strafe der Natur, sondern sie brauchten die Folter zu ihrer Rache. — Was Dolabella gethan, sei das Bild von Antonius Absichten, sie wären ein ächtes Paar, ganz für einander gemacht, und gingen gleichen Schrittes dem Ziele ihrer schlechten Vorsätze entgegen. — Er beweist diese Behauptung mit Belegen von ihrer Aufführung; und nachdem er die Grausamkeit des Dolabella, und das unglückliche Schicksal des Trebonius so geschildert hatte, daß er Zorn gegen den einen, und Mitleid gegen den andern erwekte, zeigte er, daß Dolabella doch der unglücklichere von beiden sei, und daß ihn die Schuld seines Gewissens mehr peinigen würde, als Trebonius von der Folter gelitten hätte. — „Wer kann noch ungewiß sein, sagt er, welcher von beiden der Elendeste sei?“ Der, dessen Tod der Senat und das Volk zu rächen glüht; oder der, welcher vom Senate einstimmig für einen Verräther erklärt ist? In jeder andern Rücksicht wäre es eine Beleidigung gegen Trebonius, sein Leben mit dem des Dolabella zu vergleichen. Jedermann kennt die Weisheit, den Witz, die Menschenfreundlichkeit, die Unschuld und die SelbstergröÙe des einen, womit er für die Freiheit seines Vaterlandes stritt; aber ein jeder weiß auch, daß der andre schon als ein Knabe an Grausamkeiten Gefallen fand; daß er sich den verworfensten Ausschweifungen ergab, und daß er sich rühmte, Dinge

Dinge zu thun, die ihm nicht einmal seine Feinde vorwerfen könnten, ohne die Schamhaftigkeit zu beleidigen. Und dieser Mann, gerechte Götter! gehörte einst zu den Meinigen! Ich war nie neugierig, seine Laster zu erforschen; auch würde ich sein Feind nicht geworden sein, wäre er nicht als ein Feind gegen euch, gegen sein Vaterland, gegen die Hausgötter und Altäre unserer aller, ja selbst gegen die Natur und Menschlichkeit aufgetreten ⁽³⁸⁾." — Er ermahnte sie ferner, nachdem was ihnen Dolabella gezeigt habe, mit desto größerer Thätigkeit gegen den Antonius zu handeln; denn wenn der Mann, der nur eine kleine Schaar Mordbrenner, und Räufelsführer des Raubes und der Rebellion bei sich hatte, eine so schändliche Handlung begreifen konnte, was für Grausamkeiten hätten sie nicht von Antonius zu erwarten, der das ganze Korps jener Menschen in seinem Lager habe. Er zeigte darauf den Namen und Charakter der vornehmsten von ihnen an, und fügte hinzu; er sei zwar öfters ungern anderer Meinung gewesen als Calenus, jetzt habe er das Vergnügen, mit ihm überein zu stimmen, und ihm zu zeigen, daß er keinen Haß gegen ihn, sondern gegen die Sache hege; in diesem Falle stimme er nicht nur mit ihm überein, sondern er danke ihm auch, daß er ein so strenges, und der Republik so würdiges Dekret vorgeschlagen habe, wodurch Dolabella für einen Feind des Vaterlandes erklärt,

(38) Ibid. 4.

erklärt, und sein Vermögen konfiskirt würde⁽³⁹⁾. — Ueber den zweiten weit bedenklicheren Punkt, über die Ernennung eines Generals gegen den Dolabella, legte er seine Gründe vor, warum er beide vorgeschlagene Meinungen verwerfe. Gegen die außerordentliche Bevollmächtigung des Servilius wendete er ein, dergleichen Aufträge wären immer verhasst, wenn sie nicht äußerst nothwendig wären; wo sie noch zugestanden wären, da wären die Umstände von den jetzigen sehr verschieden gewesen. Wenn dem Servilius ein solcher Auftrag gegeben würde, so würden dadurch alle von seinem Range und seiner Würde beleidigt werden, daß sie nicht der Ehre würdig gehalten würden. Er habe freilich selber den Vorschlag gethan, daß man dem jungen Cäsar einen außerordentlichen Auftrag geben sollte, aber Cäsar hätte vorher den Senat auf eine außerordentliche Art beschützt und befreit; man hätte ihm also entweder seine Armee nehmen, oder ihm ein Kommando darüber geben müssen, ein Kommando, von dem man doch nicht so eigentlich sagen könnte, daß es ihm gegeben als genommen werden konnte. Aber ein solcher Auftrag sei nie einem gegeben, der ganz geschäftlos gewesen⁽⁴⁰⁾. — Die andre Meinung, den Consuln die Provinz zu geben, zeigte er, sei theils gegen die Würde der Consuln selber, theils gegen das Beste des Staates. Jetzt, da
ein

(39) Ibid. 5. 6. (40) Ibid. 7. 8.
Vierter Band.

ein erwählter Consul D. Brutus, von dessen Erhaltung ihrer aller Sicherheit abhängt, wirklich belagert sei; jetzt, da ein furchtbarer Krieg drohe, dessen Führung den beiden Consuln anvertraut worden, würde die bloße Erwähnung der Provinzen Asien und Syrien Gelegenheit zum Reide und zur Eifersucht geben; und wenn gleich das Dekret nicht eher statt finden könnte, bis D. Brutus befreit worden, so würde ein neuer Auftrag einen Theil ihrer Aufmerksamkeit dem alten entziehen. Er wendete sich an den Pansa, und sagte, wenn gleich alle seine Gedanken, wie er überzeugt sei, auf die Befreiung des Brutus gerichtet wären, so würde ihn doch die Natur der Angelegenheiten zwingen, auf den Dolabella einigermaßen Rücksicht zu nehmen. Und wenn er auch mehr als eine Seele hätte, so müßten sie alle auf Modena gerichtet sein⁽⁴¹⁾. Er selber habe während seines Consulats auf eine reiche Provinz Verzicht gethan, damit ihn nichts störte, die Flamme der Unruhe zu dämpfen, die das mal im Vaterlande loderte. Er wünschte, Pansa möchte ihm nachahmen, da er ihn sonst wohl zum Muster zu empfehlen pflegte. Wenn aber die Consuln dennoch Provinzen verlangten, wie andre große Männer gewöhnlich gethan hätten, so möchten sie erst den D. Brutus in Sicherheit nach Hause führen. Er müßte so sorgfältig bewacht werden, als das Bild, das vom Himmel gefallen, und im
Tenu

(41) Ibid. 9.

Tempel der Vesta bewahrt werde, von dessen Sicherheit aller Sicherheit abhängt. Jenes Dekret würde den Krieg gegen Dolabella sehr verzögern; es sei für denselben ein General nöthig, der schon gerüstet, und bereits mit einem Kommando versehen wäre, der Ansehen, Ruf, eine Armee, und Entschlossenheit besitze, die schon im Dienste des Vaterlandes erprobt⁽⁴²⁾. — Brutus oder Cassius müßte es also werden, oder beide zugleich. — Brutus dürfte Macedonien nicht verlassen, wo er die letzten Versuche der Faktion, und den C. Antonius unterdrückte, der mit dem Reste einer verstämmelten Armee noch einige wichtige Plätze besetzt habe. Wenn er dieses Werk vollendet haben würde, und er sände es dem allgemeinen Wohle zuträglich, den Dolabella zu verfolgen, so würde er es von selbst thun, wie er schon bisher gehandelt, ohne den Befehl des Senats abzuwarten; denn er und Cassius wären sich selber bei vielen Gelegenheiten schon ein Senat gewesen. Zur Zeit einer solchen Verwirrung müßten mehr die Zeitumstände, als Vorschriften, die Unternehmungen der Feldherrn bestimmen. Brutus und Cassius hätten die Sicherheit und Freiheit ihres Vaterlandes immer für die heiligste Regel ihrer Handlungen gehalten⁽⁴³⁾. Nach welchem Gesetze, nach welchem Rechte, sagt er, haben sie bisher, der eine in Griechenland, der andre in Syrien gehandelt, als nach dem, wels

J 2

des

(42) Ibid. 10. (43) Ibid. 11.

Wes Jupiter selber angeordnet hat, daß alles, was der Gemeinheit wohlthätig ist, für gesetzmässig und gerecht gehalten werde? Das Gesetz ist nichts anders, als die geleiterte Vernunft, die wir von den Göttern empfangen haben, und die uns Tugend gebietet, und das Gegentheil verbietet. Diesem Gesetze gehorchte Cassius, als er nach Syrien ging; in die Provinz eines andern, wenn wir nach dem geschriebnen Gesetze urtheilen wollen; in seine eigene, nach dem natürlichen Gesetze, wenn das Geschriebne ungünstig gemacht ist. — Damit Cassius Unternehmungen durch den Senat bestätigt würden, schlug er folgendes Dekret vor; weil der Senat den P. Dolabella für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und ihn mit Krieg zu verfolgen beschlossen hat, damit er die Strafe leide, die ihn von Göttern und Menschen gebührt; so ist es der Wille des Senats, daß der Proconsul C. Cassius die Provinz Syrien in Besitz nehme, als wenn sie ihm durch das Gesetz angewiesen worden; daß er die Truppen der Proconsuln N. Marcius Crispus und L. Statius Mureus, und des Legaten M. Allienus an sich ziehe; die hier mit aufgefodert werden, ihm dieselben auszuliefern; daß er mit diesen und allen Truppen, die er sonst noch aufbringen kann, den Dolabella zur See und zu Lande verfolge; daß er zum Behuf dieses Krieges die Gewalt habe, Schiffe, Matrosen, Geld, und alle Bedürfnisse in Syrien, Asien, Bithynien und Pontus, wo er es für gut findet, zu fodern; daß er in allen Provinzen, wohin er den Krieg spielt, über den eigentli-

chen

chen Statthalter derselben gebieten könne; daß es dem Senate und Volke angenehm sein wird, wenn König Dejotarus, der Vater oder der Sohn, dem Proconsul C. Cassius mit seinen Truppen beistehen will, wie beide schon oft das römische Volk in andern Kriegen unterstützt haben; daß der Senat und das Volk jeden Dienst dankbar anerkennen wollen, den ihm irgend ein anderer König, Tetrarch oder Potentat leisten wird; daß die Consuln C. Pansa und A. Hirtius, oder einer von beiden, sobald die öffentlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, den Senat über die Vertheilung der Consular und Prätorian Provinzen sollen stimmen lassen; und daß diese Provinzen indessen in den Händen derer bleiben sollen, die sie jetzt besitzen, bis ihre Nachfolger vom Senate bestimmt sind ⁽⁴⁴⁾.

Cicero ging vom Senate auf das Forum, bes richtete dem Volke die Berathschlagung, und empfahl ihm die Sache des Cassius. Pansa folgte ihm; um den Eindruck, den Cicero gemacht hatte, zu schwächen, stellte er den Bürgern vor, daß Ciceros Vorschlag gegen den Willen und Rath der nächsten Verwandten und Freunde des Cassius streite. Cicero schrieb darüber dem Cassius folgenden Brief.

M. T. Cicero dem C. Cassius.

Laß Dir lieber von Deinen Freunden, als von mir erzählen, mit welchem Eifer ich Deine Würde

I 3

im

(44) Ibid. 12.

im Senate, und vor dem Volke vertheidige. Ich würde meinen Vorschlag im Senate durchgesetzt haben, wenn sich nicht Pansa so heftig widersezt hätte. Als ich meine Stimme abgelegt hatte, führte mich der Volkstribun M. Servilius vor die Volksversammlung. Ich sprach von Dir, was ich konnte, mit einer solchen Anstrengung der Stimme, daß sie das ganze Forum ausfüllte; und es erfolgte ein beispielloses Zurufen des Beifalles. Du wirst mir nur verzeihen, daß ich wider den Willen Deiner Schwiegermutter handelte. Die furchtsame Frau zitterte vor dem Zorn des Pansa. Vor der Versammlung sagte zwar Pansa: auch Deine Mutter und Dein Bruder mißbilligten meinen Vorschlag. Aber das rührte mich nicht; ich hatte ein andres Augenmerk; das Wohl der Republik, der ich immer ergeben war, Deine Ehre und Deinen Ruhm.

Auch ich wünsche, daß Du das wahr machst, worüber ich im Senate und vor dem Volke meine Meinung äusserte. Ich habe nicht allein die Hoffnung gemacht, sondern beinah für gewiß behauptet, Du habest unser Dekret nicht abgewartet, und werdest es nicht abwarten; sondern Du werdest auf eigenen Antrieb, nach Deiner bekannten Weise die Republik vertheidigen. Ob ich gleich noch nicht gehört hatte, wo Du warest, und wie viel Truppen Du hättest, so nahm ich doch für gewiß an, daß Dir schon alle Mächte jener Gegenden zu Gebote stünden, und ich überzeugte mich, daß Du schon die Provinz Asien der Republik gerettet habest. Eile, Dich selber zu über-
treffen,

treffen, indem Du Deinen Ruhm noch vermehrest⁽⁴⁵⁾.

Einige Schriftsteller erzählen uns, daß der Streit im Senate nach Ciceros Wunsche geendet worden; aber es erhellt aus dem eben angeführten Briefe, und noch deutlicher aus einigen andern, daß Pansa durchdrang, und den Austrag den Consuln verschafte⁽⁴⁶⁾. Cassius bekümmerte sich indessen, wie ihm Cicero gerathen hatte, wenig um die Dekrete des Senats; er übernahm das Geschäft für sich selber, und endete bald Dolabels las Triumphe, wie wir an seinem Orte erzählen werden.

(45) Ep. fam. 12. 7. (46) Ep. fam. 12. 14.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Cicero wird verleitet / für eine zweite Gesandtschaft an den Antonius zu stimmen. -- Er widerruft seinen Irrthum. -- Antonius versucht indessen den Hirrius und Octavius zu gewinnen -- Sein Brief an dieselben. -- Lepidus rath zur friedlichen Beilegung. -- Wird von Cicero kalt abgewiesen. -- Ciceros Brief an den Lepidus -- an den Plancus.

Die Bildsäule der Minerva, die Cicero unter dem Namen der Beschützerin der Stadt auf dem Capitole zum Weihgeschenke aufstellte, als er in die Acht gehen wollte, war am Ende des vorigen Jahres von einem Ungewitter umgestürzt, und vom Blitze zerschmettert. Die spätern Schriftsteller hielten diesen Zufall für ein Anzeichen des Falles des Cicero, obgleich weder Cicero noch irgend einer seiner Zeitgenossen eine solche Bemerkung gemacht hatten. Der Senat faßte indessen aus Achtung für den Cicero am achtzehnten März in einer zahlreichen Versammlung ein Dekret ab, daß die Bildsäule ausgebessert, und wieder aufgestellt werden sollte ⁽¹⁾. Sie war nun also als ein Denkmal für die Nachwelt, wozu er sie eigentlich bestimmt hatte, öffentlich autorisirt, und deutete an, daß die Sicherheit der Republik beständig der Gegenstand seiner Rathschläge gewesen war.

D. Brutus ward jetzt in Modena so in die Enge getrieben, daß seine Freunde sehr besorgt waren;

(¹) Ep. fam. 12. 25. Dio 45. p. 278.

ren; denn sie hielten es für ausgemacht, es würde ihm nicht besser gehen, als dem Trebonius, wenn er in des Antonius Hände fiel. Als daher der Vorschlag einer Versöhnung im Senate erneuert, und von Pansa selber empfohlen wurde, weil Antonius Freunde geäußert hätten, daß er geneigt sei, der Vernunft Gehör zu geben, so willigte Cicero aus Besorgniß für des Brutus Sicherheit in ein Dekret für eine zweite Gesandtschaft, die er selber und Servilius mit noch drei andern Consular Senatoren übernehmen sollten. Nach einer reiflichen Ueberlegung fand aber Cicero, daß sich keine Merkmale einer Veränderung an Antonius zeigten, und daß seine Freunde keine Beweise derselben aufstellen konnten; er überzeugte sich daher, daß er einen Fehltritt gethan, und daß man nichts weiter beabsichte, als Zeit zu gewinnen, die dem Antonius sehr nützlich werden konnte; denn der Versuch, Modena zu entsetzen, würde verzögert werden, und Ventidius, der mit drei Legionen anmarschirte, würde indeß Gelegenheit haben, sich mit Antonius zu vereinigen. Cicero nahm daher in der nächsten Versammlung des Senats sein Wort zurück, erklärte das letzte Dekret für gefährlich und hinterlistig, und drang in einer feuervollen Rede darauf, daß es der Senat wieder zurück nehmen sollte. Er gestand, es sei unschicklich, daß ein Mann, dessen Rath der Senat so oft bei den wichtigsten Angelegenheiten befolgt hätte, erklären müsse, er habe sich geirrt, und sei betrogen; aber er tröstete sich damit, daß er sich gemeinschaftlich mit

ihnen allen, und mit einem so klugen Consul geirrt habe. „Wenn Piso und Calenus, die in Antonius Geheimnisse eingeweiht sind, von denen der eine des Antonius Gattin und Kinder in seinem Hause bewirtheet, der andre einen beständigen Briefwechsel mit ihm führt, wenn diese Männer dem Vorschlag zu Friedensunterhandlungen, der so lange geruht hatte, wieder erneuerten; wenn der Consul es für gut fand, dazu zu rathen, ein Mann, dessen Klugheit nicht leicht bethört werden kann; dessen Tugend nicht anders den Frieden gut heist, als wenn sich Antonius unterwirft; und dessen hoher Geist den Tod der Sklaverei vorzieht; da war es wohl natürlich zu glauben, daß ein einleuchtender Grund da sein mußte; eine geheime Wunde in des Antonius Angelegenheiten, die das Publikum nicht kannte; besonders da das Gerücht erscholl, daß des Antonius Familie ungewöhnlich betrübt sei, und seine Freunde im Senate den Blick sinken ließen. — Wenn gar keine Veranlassung da war, wie konnten dann Piso und Calenus vor allen andern; wie zu der Zeit; wie so unerwartet, so plötzlich den Frieden vorschlagen? aber nun, als sie den Senat zu einer friedlichen Gesandtschaft verleitet, leugneten sie beide, daß sie dazu durch irgend einen neuen Zufall bewogen ⁽²⁾. — Es sind also keine neuen Maßregeln nöthig, wenn sich nichts Neues zuges

(2) Phil. 22. 1.

zugefragt hat. — Sie sind von Antonius Freunden hintergangen, und dazu verleitet, die ihren eignen Nutzen mehr, als den Vortheil des Staates vor Augen haben. — Ich habe es vom Anfange an, wenn gleich nur dunkel eingesehen; aber meine Besorgniß für Brutus verblendete mich. Ich würde mich gern an seiner Statt einsperren lassen, wenn ich dadurch seine Freiheit erkaufen könnte. — Wenn sich Antonius unterwerfen, und irgend etwas nachsuchen wollte, dann würde ich ihm viel leicht Gehör geben; so lange er aber unter den Waffen steht, und der angreifende Theil ist, so lange müssen wir Waffen den seinigen entgegen setzen. — Ihr werdet mir antworten, es stehe nicht mehr in eurer Gewalt, weil schon eine Gesandtschaft wirklich beschlossen ist; aber steht dem Weisen nicht alles frei, das noch zu hintertreiben möglich ist? Jedermann kann irren, aber nur ein Thor beharrt im Irrthum. — Wenn wir durch falsche und betrüglische Hofnungen irre geleitet sind, so laßt uns wieder in den rechten Weg einlenken; denn die sicherste Zuflucht eines Reuigen, ist die Aenderung seines Betragens (*). — Er zeigte dann, wie die Gesandtschaft nicht allein der Republik schaden würde, sondern ihr schon geschadet habe; sie hemme den Eifer der Städte und Kolonien in Italien, und den Muth der Legionen, die sich für den Senat erklärt hätten, und die nicht
zum

(*) Ibid. 2.

zum Kampfe aufgelegt sein könnten, so lange der Senat auf den Rückzug denke ^(*). — Nichts sei unbilliger, als über den Frieden entscheiden zu wollen, ohne Einwilligung derer, die den Krieg führten; und zwar nicht allein ohne ihre Einwilligung, sondern sogar gegen dieselbe. Hirtius und Cäsar dächten nicht an den Frieden; er habe Briefe von ihnen, die Hoffnungen auf einen Sieg enthielten; und ihr Verlangen ginge dahin, den Frieden nicht durch Unterhandlungen, sondern durch Siege zu erlangen ^(*). — Mit einem Manne, dem nichts zugestanden werden könne, könne unmöglich ein dauernder Friede geschlossen werden. „Ihr habt gegen ihn öffentlich gestimmt, daß er falsche Dekrete des Senats versfertigt habe; wollt ihr sie wieder für ächt erklären? Ihr habt seine Gesetze vernichtet, weil sie gewaltsam eingeführt; wollt ihr jetzt ihre Gültigkeit wieder anerkennen? Ihr habt ihn in einem Dekrete beschuldigt, daß er fünf Millionen Pfund untergeschlagen habe; wie kann er von der Beschuldigung eines Betruges befreit werden. Er hat Privilegien, Priesterstellen, Königreiche verkauft; kann diese Mäkelei, die durch eure Dekrete verworfen ist, bestatigt werden? ^(*) Wenn ihr ihm das entferntere Gallien und eine Armee geben wollt, was ist das anders, als den Krieg aufschieben, und nicht Frieden machen? nein, ihr verzögert nicht allein den Krieg, ihr reicht ihm den

(*) Ibid. 3. (*) Ibid. 4. (*) Ibid. 5.

den Sieg in die Hände⁽⁷⁾. — Warum haben wir das Kriegesgewand angelegt, die Waffen ergriffen, und alle Jünglinge aus Italien zusammen gezogen? daß wir in dem Besitze einer rüstigen zahlreichen Armee zuletzt eine Friedensgesandtschaft abschiffen sollen? Und ich soll Antheil nehmen an dieser Gesandtschaft, oder in dem Rathe mit sitzen, wo das römische Volk es nicht hören kann, wenn ich nicht eurer Meinung bin? Alle Vortheile, die dann dem Antonius eingeräumt würden, alles Unglück, was er hernach anrichten könnte, würde auf meine Rechnung geschrieben werden." — Er zeigte zunächst, wenn eine Gesandtschaft nothwendig abgeschickt werden müßte, sei er am wenigsten dazu fähig, er habe immer gegen eine Gesandtschaft gestimmt; er habe den Vorschlag gethan, das Kriegesgewand anzulegen; er habe immer die strengsten Mittel gegen Antonius und seine Genossen gerathen. — Die ganze Parthei glaube; er sei einmal gegen sie eingenommen; und Antonius würde durch seinen Anblick beleidigt werden⁽⁸⁾. — Wenn sie sich nicht darum bekümmern wollten, wie es Antonius aufnehmen werde, so möchten sie ihm wenigstens den Kummer ersparen, den Antonius zu sehen. Er würde den Anblick des Mannes nicht ertragen können, der neulich in einer Rede an seine meuchelmörderischen Gesellen, als er den Kühnsten ihre Belohnung vor-
spiegelte, dem Petissus die Güter des Cicero versprach;

(7) Ibid. 6. (8) Ibid. 7.

sprach; dessen Grausamkeit er nur hinter seinen eignen Mauern und Thoren, und durch den Eifer seiner Geburtsstadt gedeckt, entfliehen konnte. Wenn er sich auch fassen, und seine Unruhe in Gegenwart der Schaar des Antonius verbergen könnte, so möchte man doch auf sein Leben einige Rücksicht nehmen; nicht weil er einigen Werth auf sich setze, aber der Senat und das Volk müsse es sich nicht für eine Schande halten; denn, wenn er sich nicht irre, so sei er es, durch dessen Wachsamkeit, Sorge und Rath die Sache so geleitet worden, daß alle Versuche ihrer Feinde bisher ohne nachtheilige Folgen geblieben ⁹⁾. — Sein Leben sei oft schon in Rom in Gefaß gewesen, wo ihm doch die Treue seiner Freunde und die Augen der ganzen Stadt beschirmten; was habe er nicht von einer so weiten Reise zu befürchten? Alle drei Wege von Rom nach Modena wären von seinen ärgsten Feinden, von des Antonius Bundesgenossen besetzt; die Flaminische Strasse am Oberrhein vom Ventidius, die Ausrelische von Untermain, die Etsch vom Cassius, die Cassische mitten im Lande, vom Lentus ¹⁰⁾. — Er wolle daher in der Stadt bleiben, wenn es der Senat erlauben würde; hier in seinem eignen Hause, auf seinem Posten; andre möchten sich des Lagers, der Königreiche, und einer militärischen Gewalt erfreuen; er wolle für die Stadt und die einheimischen Angelegenheiten in Gemein-

(*) Ibid. 8. (**) Ibid. 9.

Gemeinschaft mit dem Senate sorgen; er schlage den Auftrag nicht aus, aber das Volk thue es für ihn; denn Niemand sei weniger furchtsam, aber auch keiner so vorsichtig als er. — Ein Staatsmann müsse einen Ruf seines Ruhmes nach seinem Tode hinterlassen, nicht den Vorwurf des Irrthums und der Thorheit. — Wer beklagt nicht den Tod des Trebonius? und dennoch sagen einige, er sei weniger zu bedauern, weil er sich nicht besser gegen einen niedrigen Vdschwicht in Acht nahm; denn die Weisen sagen uns, wer für das Leben anderer sorgen will, muß vor allem für das seinige sorgen ⁽¹¹⁾. — Wenn er auch unterweges allen Schlingen entginge, so sei doch des Antonius Wuth so groß, daß er ihn nicht würde lebendig von dem Kongress zurückkehren lassen. — „Als ein junger Freiwilliger im Italienischen Kriege war ich bei einer Unterredung des Consuls Ln. Pompejus, und des Generals der Marser P. Vettius zugegen; sie wurde zwischen beiden Lagern gehalten; da war keine Furcht, kein Argwohn, kein grausamer Haß auf beiden Seiten. — So sprachen sich auch Sylla und Scipio in ihrem bürgerlichen Kriege, wo zwar die Treue nicht streng beobachtet, aber doch keine Gewaltthätigkeit gewagt wurde ⁽¹²⁾. — Aber eine Unterhandlung mit Antonius ist ganz etwas anderes; und ich kann am wenigsten bei derselben sicher sein, wenn es auch andre könnten. Antonius wird nicht in unser Lager

(¹¹) Ibid. 10. (¹²) Ibid. 11.

ger kommen, wir nicht in das seinige. Wollen wir die Unterhandlung schriftlich führen, so wird meine Meinung immer dieselbe sein, daß all. dem Willen des Senats unterworfen werden müsse. Und dies wird den Veteranen als grausam und schädlich vorgespiegelt werden; es könnte daher Gewaltthätigkeiten veranlassen. — Laßt also mein Leben dem Dienste des Vaterlandes noch aufbehalten bleiben, so lange es entweder meine Würde oder die Natur erlaubt; laßt mich den Tod von dem unvermeidlichen Geschehniß erwarten; oder wenn ich ihn früher finden soll, so sei es auf eine ruhmvolle Art. — Ob nun gleich die Republik, um mich recht mäßig auszudrücken, diese Gesandtschaft nicht nöthig hat; so will ich sie dennoch übernehmen, wenn es meine Sicherheit erlaubt; ich will mich, ihr Väter, bei der ganzen Sache nicht durch einige Rücksicht auf meine eigne Gefahr, sondern bloß durch den Vortheil des Staates bestimmen lassen; und nach der reifsten Ueberlegung will ich mich entschließen, das zu thun, was ich dem Staate am zuträglichsten halten werde." —

Obgleich Cicero den Auftrag nicht durchaus abschlug, so widerrieth er doch die Gesandtschaft so nachdrücklich, daß sie ganz unterblieb. Pansa rückte also am Ende des Monats an der Spitze seiner neuangeworbenen Armee auf Gallien los, um sich mit dem Hirtius und Octavius zu vereinigen, und ohne Verzug ein entscheidendes Treffen mit Antonius zu wagen, um den Brutus zu befreien.

Indem Antonius den Senat durch die Intriguen seiner Freunde versühren ließ, hatte er durch seine Briefe versucht, den Entschluß des Hirtius und Octavius wanken zu machen, und sie von der Parthei, der sie jetzt ergeben waren, abzulenken. Ihre Antworten scheinen kurz und bestimmt gewesen zu sein; denn sie verwiesen ihn immer an den Senat; als aber jetzt die Sache zum Ausbruche kommen sollte, machte er noch einen Versuch auf sie. In folgendem Briefe warf er ihnen mit großer Freimüthigkeit vor, daß sie ihren wahren Vortheil versäßen, und sich durch den Cicero verblenden und verleiten ließen, sich der Sache des Pompejus anzunehmen, und eine Macht zu erheben, durch die sie endlich selber würden vernichtet werden.

Antonius dem Hirtius und dem Cäsar.

Die Nachricht von des Trebonius Tode hat mir Freude und Kummer zugleich verursacht. Ich mußte mich freuen, einen Niederträchtigen die Strafe leiden zu sehen, die er der Asche des berühmtesten Mannes schuldig war; und daß sich die Vorsicht der Götter noch in demselben Jahre offenbart, indem sie den Mordmord theils schon gerächt hat, theils noch zu rächen drohet. Aber es verursacht mir auch gerechten Kummer, daß Dolabella für einen Feind erklärt werden soll, weil er einen Mörder getödtet hat; und daß der Sohn eines Narren dem römischen Volke theurer ist, als Cäsar der Vater seines Vaterlandes. Aber am meisten schmerzt

Weiter Band. 18

es mich, daß Du Hirtius, den Cäsar mit Wohlthaten überschüttete, den er in einer Lage zurück ließ, über die Du selber erstauntest; und auch Du jünger Mann, der Du seinem Namen alles verdankst; daß ihr beide alles dazu beiträgt, daß Dolabella für rechtmässig verurtheilt gehalten; daß dieser Bandit von der Belagerung befreit werde; und daß Cassius und Brutus alle Gewalt erlange. Ihr betrachtet die gegenwärtige Lage der Dinge so, wie das Volk die vergangne; ihr nennt das Lager des Pompejus den Senat; ihr habt den besiegten Cirtro zu eurem Anführer gewählt; ihr verstärkt Macedonien mit Armeen; ihr habt Afrika dem Varus gegeben, der zweimal gefangen war; ihr habt den Cassius nach Syrien geschickt; ihr habt den Cæsar das Tribunat führen lassen; ihr habt der Julischen Bruderschaft der Luperci ihre Keulen gestrichen^{*)}; ihr

^{*)} Vectigalia Juliana Lupercis ademissis; vielleicht Julianis Lupercis. Zu den überirdischen Ehrenbezeugungen, die dem Cäsar zugefanden waren, gehörte auch, wie Sueton (in Cæs. 76) erzählt, eine ihm gewidmete Bruderschaft Luperci. Die Luperci waren uralte Priester des Jan, und bereits in zwei Bruderschaften getheilt, die Favier und Quiritiler genannt. Sie feierten jährlich am Februar das sonderbare Fest der Lupercalien; vielleicht eine sämmtliche Darstellung des ehemaligen rohen Standes der Menschen; denn die Priester tanzten nackt, nur ihren Unterleib mit einem frischen Ziegenfelle bedekt, in wilder Begeisterung durch die Stadt. Wenn wir von dem Feste auf den Gott schließen, und seine Bildung bedenken, oben eine Menschengestalt mit spitzigen Ohren und Hörnern, den Sinnbildern der Kraft, unten sich endend mit behaarten Stier

ihr habt die Kolonien der Veteranen abgeschafft, die durch das Gesetz und durch ein Dekret des Senats bestimmt waren; ihr habt den Marseillern versprochen, ihnen wieder zu erstatten, was ihnen nach dem Kriege genommen war; ihr habt vergessen, daß kein Pompejaner nach dem Befehle des Hirtius eine Würde bekleiden darf; ihr habt den Brutus mit dem Gelde des Appulejus unterstützt; ihr billigtet es, daß Poetus und Penedemus, Cäsars Freunde, die er mit dem Bürgerrechte beschenkte, erschlagen wurden; ihr bekümmertet euch nicht um Theopompus, als er vom Trebonius verbannt und geplündert nach Alexandrien floh; ihr seht den Ser. Galba in eurem Lager mit demselben Dolche bewafnet, mit dem er den Cäsar durchschlug; ihr habt meine Soldaten und andre Veteranen unter dem Vorwande angeworben, die Mörder des Cäsar zu vernichten; und dann braucht ihr sie, ehe sie wissen was sie thun, gegen ihren Quästor, oder ihren General, oder gegen ihre Kameraden. — Was habt ihr nicht gethan, das nicht Pompejus selber, wenn er noch lebte, oder sein Sohn, wenn er könnte, thun würde? Kurz, ihr läugnet, daß Friede gemacht werden könne, ehe ich den Brutus in Freiheit setze, oder ihn mit Lebensmitteln versehe;

R 2

kann

Ziegenfüßen: so scheint einzuleuchten, daß das ganze Wesen eine Phantasie eines rohen Hirtenvolkes war, das sich unter demselben eine ihr wohlthätige Kraft der schaffenden Natur dachte. — An diesem wilden Gesie versuchte es der Luccial Antonius, dem Cäsar die Adnigs-Krone anzubieten.

kann das euren Veteranen gefallen, die sich noch nicht selber darüber erklärt haben? Denn was euch bes trifft, ihr habt euch den Schmeicheleien und vergifteten Ehrenbezeugungen des Senats verkauft. Ihr kommt, sagt ihr, die belagerten Truppen zu retten. Ich habe nichts dagegen, daß sie sich retten, oder hingehen, wohin sie wollen, wenn sie nur den ausliefern wollen, der den Tod verdient hat. Ihr schreibt mir, daß der Vorschlag zum Frieden im Senate erneuert, und fünf Consularen zu Absandten erwählt worden; es ist schwer zu glauben, daß diejenigen, die mich so aufs äusserste gebracht haben, da ich doch die besten Vorschläge that, und nachzugeben willig war, mäßig oder menschen freundlich handeln würden. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß eben diese Männer, die den Dolas bella wegen einer löblichen Handlung für einen Feind erklärten, mir je vergeben können, da ich eben so denke. Es ist nun eure Sache zu überlegen, welches von beiden am wünschenswerthesten, oder uns allen am nützlichsten ist; den Tod des Trebonius, oder den Tod des Cäsar zu rächen; und was am billigsten ist; daß wir gegen einander handeln; daß sich die Parthei des Pompejus, die so oft schon gebeugt ist, wieder erhebe; oder daß wir unsre Macht vereinigen, damit wir nicht der Spott unsrer Feinde werden, die gewiß immer gewinnen, wenn irgend einer von uns fällt. Das Glück hat bisher dieses Schauspiel verhindert; es mochte nicht zwei Armeen, gleich Gliedern eines Leibes, gegen einander sechten, und den Cicero indessen als einen Herrn einer

einer Fester Bande die Partheien wählen, und zum Kampfe anstellen sehen. Dem Cicero ist es in so fern gelungen, daß er auch mit derselben Lockspeise gefangen hat, mit der er den Cäsar gefangen zu haben sich rühmt. Aber ich bin entschlossen, keine Beleidigung weder an mir, noch an meinen Freunden zu leiden, noch die Parthei zu verlassen, die den Pompejus haßt; weder die Veteranen von ihren Besitzungen vertreiben, und einen nach dem andern auf die Folter schleppen zu lassen; noch mein dem Dolabella gegebenes Wort zu brechen; weder meine Verbindung mit Lepidus, dem gewissenhaftesten Manne, zu beleidigen; noch den Plancus, den Theilnehmer meiner Pläne zu verrathen. Wenn mich die unsterblichen Götter, wie ich hoffe, bei einer so guten Sache unterstützen, so werde ich mit Freuden leben; wenn mir aber ein andres Schicksal bevorsteht, so genieße ich doch schon vorher ein Vergnügen, indem ich eure Strafe sicher vorher sehe; denn wenn die Pompejaner als Besiegte so verwegen sind, so werdet ihr schon empfinden, wie sehr sie es sind, wenn sie siegen. Kurz, das ist die Summe meines Entschlusses; ich kann meinen Freunden Beleidigungen vergeben, wenn sie dieselben zu vergessen geneigt, oder gefast sind, in Verbindung mit mir Cäsars Tod zu rächen. Ich kann nicht glauben, daß sich Abgesandte einstellen werden; wenn sie kommen, so weiß ich, was sie zu fordern haben ⁽¹²⁾.

R 3

Ans

(12) Phil. 13. 10. etc.

Anstatt diesen Brief zu beantworten, schickten ihn Hirtius und Cäsar an den Cicero nach Rom, und überließen es ihm, Gebrauch davon im Senate, oder vor dem Volke zu machen.

Inzwischen schrieb Lepidus einen öffentlichen Brief an den Senat, worin er ihn auffoderte, friedliche Maaßregeln zu ergreifen, und das Blut der Bürger dadurch zu schonen, daß er ein Mittel ausfindig machte, den Antonius und seine Freunde mit dem Vaterlande wieder auszuföhnen. Er dankte nicht mit einem Worte für die Ehrenbezeugungen, die ihm der Senat neulich decretirt hatte. Das war dem Senate nicht angenehm, und es bestätigte den schon glimmenden Verdacht, daß Lepidus der Republik nicht wohl wolle, und mit dem Antonius einverstanden sei. Des Servilius Vorschlag wurde angenommen; er rieth, dem Lepidus für seine Liebe zum Frieden, und seine Sorge für die Bürger zu danken, aber ihn zu bitten, sich ferner mit der Sache nicht zu befassen, sondern sie dem Senate zu überlassen, der überzeugt sei, daß kein Friede gemacht werden könnte, wenn Antonius die Waffen nicht niederlegte, und ihn selber suchte. Des Lepidus Brief gab aber den Anhängern des Antonius von neuem Gelegenheit, auf Friedensunterhandlungen zu dringen, um, wie sie vorgaben, den Lepidus zu verpflichten, seine Macht zur Vermittlung des Friedens zu gebrauchen. Cicero sah sich also noch einmal genöthigt, alle ihre Gründe zu prüfen und zu widerlegen. Er stellte ihnen vor, daß er immer vor ihrem Vorschlage zittere, und befürchte,

te, daß ein hinterlistiges Anerbieten des Friedens dem allgemeinen Eifer für die Wiederherstellung der Freiheit unterdrücke. Jedes Verlangen nach Zwietracht und nach dem Blute der Bürger müsse aus der bürgerlichen Gesellschaft verbannt sein; aber man müsse bedenken, ob es nicht unvermeidliche Kriege gäbe, wo kein Friede gemacht werden könnte, und wo eine Unterhandlung des Friedens, nur die Bedingung der Sklaverei wäre ⁽¹⁴⁾. Der bevorstehende Krieg sei von dieser Art; er werde gegen eine Menschen-Klasse unternommen, die natürliche Feinde der bürgerlichen Gesellschaft wären, die ihr Vergnügen in der Unterdrückung in Plündern und Morden ihrer Mitgeschöpfe suchten. Solche Menschen in die Stadt zurück zu führen, hieße die Stadt selber vernichten ⁽¹⁵⁾. — Der Senat müsse bedenken, was er bereits für Dekrete gegen sie gemacht habe; solche, wie sie immer gegen auswärtige Feinde, oder Menschen, mit denen kein Friede statt haben könnte, entworfen worden. — Weil sowohl Weisheit, als Muth von Männern ihres Ranges erwartet, und diese beiden Eigenschaften schwerlich getrennt werden könnten, so wolle er sie doch jede für sich betrachten, und dem folgen, was die vorsichtigste und wachsamste Weisheit von beiden vorschriebe. — „Wenn mir, sagte er, die Weisheit geböte, nichts so theuer, als das Leben zu halten; nichts auf die Gefahr meines Hauptes zu beschließen;

R 4

sen;

(¹⁴) Phil. 13, 1. (¹⁵) Ibid. 2.

sen; jede Gefahr zu vermeiden, wenn auch Elsas
 verei die Folge wäre; dann wollte ich diese Weiss-
 helt; wäre sie auch noch so gelehrt, verwerfen.
 Wenn sie uns aber lehrt, unser Leben, unser Ver-
 mögen, unsre Familien zu retten, doch unter der
 Bedingung, daß wir dies alles geringer achten,
 als die Freiheit; daß wir den Genuß dieser Güter
 nicht anders, als in der freien Republik verlan-
 gen; daß wir unsre Freiheit nicht für sie dahin-
 geben, sondern daß wir sie alle für die Freiheit ver-
 achten, weil wir uns ohne dieselbe grösserm Uebel
 preis geben würden; dann würde ich der Weisheit
 Stimme hören, und ihr, gleich einer Gottheit, ge-
 horchen⁽¹⁶⁾. — Niemand habe wohl mehr Achtung
 für den Lepidus, als er selber; wenn gleich schon
 ehemals ein Band der Freundschaft sie verbunden
 hätte, so schätze er ihn doch nicht sowohl darum;
 als wegen seiner Verdienste für den Staat, weil
 er den jungen Pompejus bewogen, die Waffen nie-
 der zu legen, und sein Vaterland von dem Elende
 eines grausamen Krieges zu befreien. Die Republik
 habe manche Pfänder der Treue des Lepidus, seine
 edle Abkunft, seine hohen Ehrenstellen, die Würde
 des Oberpriesters, öffentliche Denkmäler zur Ver-
 schönerung der Stadt von ihm und seinen Vorfah-
 ren; seine Gattin, seine Kinder, sein grosses Ver-
 mögen, unbeslekt von Bürgerblute; kein Bürger
 durch ihn unglücklich gemacht, viele durch ihn geret-
 tet,

(16) Ibid. 3.

tet, — ein solcher Mann könne sich wohl irren, aber nie vorsehllich ein Feind des Vaterlandes werden. — Sein Verlangen nach dem Frieden sei losbenswerth, wenn er jetzt eben so einen Frieden machen könnte, als da er den Pompejus mit dem Senate ausföhnte. — Dafür hätten sie ihm größere Ehrenbezeugungen gewährt, als irgend Jemand vorher empfangen; eine Bildsäule mit einer rühmlichen Inschrift, und einen Triumph, selbst in seiner Abwesenheit ⁽¹⁷⁾. — Glücklicherweise sei die Sache so eingerichtet worden, daß des Pompejus Rückkehr mit der Gültigkeit der Gesetze des Cäsar bestehen konnte, die der Senat des Friedens willen bestätigt hätte; denn er habe dem Pompejus fünf und eine halbe Million Pfund wieder erstattet, die aus dem Verkauf seiner Güter aufgebracht worden, damit er sie selber wieder kaufen könnte. Er verlangte, daß man ihm in Rücksicht seiner ehemaligen Freundschaft mit dem Vater des Pompejus das Geschäft auftragen sollte, ihn wieder in den Besitz der Rechte seiner Vorfahren einzuführen; es sollte seine erste Sorge sein, ihn zum Augur zu ernennen, und dem Sohne die Gefälligkeit zu erwidern, die ihm der Vater erwiesen habe ⁽¹⁸⁾. Diejenigen, die ihn neulich in Marseilles gesehen hätten, brächten die Nachricht, er sei bereit, mit seinen Truppen zur Entsetzung von Modena zu eilen, er fürchte nur, die Veteranen zu beleidigen. Er beweiße sich hier-

R 5

durch

(¹⁷) Ibid. 4. (¹⁸) Ibid. 5.

durch als den ächten Sohn seines Vaters, der mit eben so viel Klugheit als Muth handelte. — Lepidus müsse sich vorsehen, daß man nicht zu gläubigen Ursache habe, er handele mit mehr Annäherung, als ihm gebühre; wenn er glaubte, mit seiner Armee Furcht einzuslössen, so müsse er bedenken, daß es die Armee des Senats und römischen Volkes sei, nicht seine eigne ⁽¹⁹⁾. — Wenn er ohne Gebrauch der Waffen den Vermittler machen wollte, so sei das wirklich lobenswürdiger, aber unnöthig — Denn wenn gleich sein Ansehen so viel gelte, als das des edelsten Bürgers, so sei doch der Senat seiner eignen Würde nicht uneingedenk; und nie habe es einen standhaften und ehrwürdigen Senat gegeben, als den jetzigen. — Die Senatoren wären so gegen die Gelinde der Freiheit aufgebracht, daß Niemandes Ansehen ihren Eifer unterdrücken, oder ihren Händen die Waffen entwenden könnte. — Sie hofften das Beste, wollten aber lieber das Schlimmste erdulden, denn als Sklaven zu leben ⁽²⁰⁾. — Vom Lepidus habe man nichts zu befürchten, denn er könne des Glanzes seines eignen Glückes nicht genießen, wenn nicht alle guten Bürger sicher wären. — Die Natur mache zuerst den Menschen zu einem guten Bürger, seine Glücksumstände bekräftigten ihn in der Tugend; denn wenn es gleich eines jeden Vortheil sei, die Sicherheit des Staates zu befördern, so müsse doch denen am meisten daran

(19) Ibid. 6. (20) Ibid. 7.

gelegen sein, die im Genuße ihres Vermögens glücklich wären. — Das Letztere sei keiner mehr als Lepidus, keiner sei also geneigter zu dem erstern, als er; und das Volk habe davon deutliche Beweise an der Unruhe, die er äusserte, als Antonius dem Cäsar das Diadem anbot, und lieber sein Eclave, als sein Kollege sein wollte; eine Handlung, die allein die strengste Strafe verdiene, wenn er auch keine andre Schuld auf sich geladen hätte⁽²¹⁾. Ciceró brach noch, wie gewöhnlich, in einem Strom der Rede gegen den Antonius aus, und zeigte, daß alle Gedanken an einen Frieden mit ihm vergeblich wären. Als einen neuen Beweis las er des Antonius Brief an den Hirtius und Octavius der Versammlung vor; nicht, weil er es der Mühe werth halte, ihn zu lesen, sondern um dem Senate die verrätherischen Absichten des Mannes mit seinen eignen Worten zu zeigen. Er fügte zu jedem Punkte seine eignen Anmerkungen hinzu, und machte mit bitterem Witz die Wuth, die Uebertreibung, die Unbeständigkeit, Thorheit und Nachlässigkeit jedes Gedankens lächerlich. Endlich schloß er so; wenn Lepidus den Brief gesehen hätte, so würde er weder zum Frieden mit Antonius gerathen, noch ihn möglich gehalten haben. Ehe würde sich Feuer und Wasser vereinigen lassen, als Antonius mit der Republik. — Das Erste und Beste sei daher, jede Gefahr der Freiheit der Republik zu besiegen,
das

(21) Ibid. 2.

das zweite, keiner auszuweichen; es gäbe keinen dritten Fall, außer den letzten und schlimmsten von allen, sich aus Verlangen zum Leben der äussersten Niederträchtigkeit zu unterwerfen. — Aus diesen Gründen zeigte er, warum er in des Cerrillius Meinung einstimme; und er schlug noch ein Dekret vor, das entweder zu dem andern zugesügt, oder besonders publizirt werden sollte. „Pompejus Magnus, der Sohn des Cnaeus, habe dem Muth und Eifer seines Vaters und seiner Vorfahren, so wie auch seiner eignen Tugend, seiner Thätigkeit und seiner guten Gesinnung gegen die Republik angemessen gehandelt, indem er seine Dienste und seine Truppen dem Senate und römischen Volke angeboten; es sei dem Senate und Volke angenehm und willkommen, und es werde ihm selber dereinst zur Ehre gereichen.“

Nach der Sitzung, die sich nach Ciceros Wunsche endete, schickte er an den Lepidus folgenden kurzen Brief, dessen kalter und nachlässiger Ton den Lepidus wahrscheinlich zeigen sollte, daß man in Rom vollkommen sicher und ruhig sei, welche Maassregeln er auch ergreifen möchte.

Cicero dem Lepidus.

Meine Freundschaft für Dich machte es mir immer zur Pflicht, für Deine Würde zu sorgen; es schmerzte mich daher sehr, daß Du dem Senate nicht gedankt hast, da er Dir doch die größten Ehrenbezeugungen erwies. Es freut mich, daß Du

den Frieden unter Deinen Mitbürgern befördern willst. Wenn Du einen Frieden ohne Sklaverei meinst, so denkst Du, wie es der Republik und Deiner Würde gebührt; soll aber jener Friede einen verworfenen Menschen in den Besitz einer unumschränkten Gewalt setzen, so wisse, daß alle noch so gesunden Sinnes sind, daß sie den Tod der Sklaverei vorziehen. Du würdest nach meinem Bedünken am klügsten handeln, wenn Du Dich nicht in eine solche Friedensunterhandlung einmischtest, die weder von dem Senate, noch dem Volke, noch von irgend einem guten Bürger gebilligt wird. Doch Du wirst das schon von Andern hören, oder aus Briefen erfahren. Wähle nach Deiner Klugheit, was das Beste ist ⁽²²⁾.

Auch Plancus, der in Gallien das Kommando hatte, und jetzt ohnweit Lyons an der Spitze einer braven Armee stand, unterstützte den Rath des Lepidus, durch einen Brief an den Senat. Cicero antwortete darauf folgendes:

Cicero dem Plancus.

Was unser Freund Furnius von Deiner Gesinnung gegen die Republik berichtete, war dem Senate sehr angenehm, und wurde von dem römischen Volke sehr gebilligt; aber Dein Brief an den Senat, scheint den Versicherungen des Furnius zu widersprechen.

(22) Ep. fam. 10. 27.

widersprechen. Du räthst zum Frieden, da doch Dein berühmter Kollege von schlechten Straßenräubern belagert ist; die entweder die Waffen niederlegen müssen, wenn sie um Frieden bitten wollen; oder, wenn sie ihn mit dem Schwert in der Hand verlangen, ihn durch einen Sieg, nicht durch Unterhandlungen erkämpfen müssen. Wie sowohl Deine, als des Lepidus Vorschläge zum Frieden aufgenommen sind, wirst Du von Deinem braven Bruder, und von C. Furius hören u. s. w. (23).

Acht und vierzigstes Kapitel.

Drusus nimmt den C. Antonius gefangen. — Cicero sucht die Stadthalter der Provinzen für die Republik zu gewinnen. — Seine Briefe an den Plancus. — Dessen Antwort. — P. Servilius Ciceros Nebenbuhler. — Des Cassius glückliche Unternehmungen. — Sein Brief an den Cicero. — Cicero wird in Rom verläumdert. — Die Belagerung von Modena. — Antonius wird bei Forum Gallorum geschlagen. — Vassas Bericht. — Floh Octavius von dem Schlachtfelde? — Dankfest in Rom. — Gänzliche Niederlage des Antonius vor Modena.

C. Antonius, von dem wir oben erzählten, daß er sich mit sieben Kohorten nach Apollonia zurückgezogen, hatte es nicht gewagt, den Heranrückenden

(23) Ibid. 6.

den Brutus zu erwarten, sondern war nach Vuthrotum marschirt, um sein Glück an einem entferntern und sichern Orte zu versuchen. Als er aber unterwegs von einem Theile der Armee des Brutus überfallen wurde, verlor er drei seiner Kohorten in dem Gefechte; in einem zweiten Treffen mit einem andern Korps, das der junge Cicero kommandirte, ward er gänzlich geschlagen, und zum Gefangnen gemacht. So bemächtigte sich Brutus ohne fernern Widerstand des ganzen Landes ⁽¹⁾. Ueber diesen glüklichen Vorfall schrieb er dem Senate einen zweiten Brief, dessen Cicero folgender Maassen gedenkt. „Dein Brief, sagt er, der im Senate vorgelesen wurde, war ein Beweis der Klugheit des Generals, der Tapferkeit der Truppen, der Thätigkeit deiner Offiziere, und besonders meines Cicero. Wenn deine Freunde geneigt gewesen wären, dem Senate den Vorschlag zu thun, und wenn dein Brief nicht in den unruhigsten Zeiten nach der Abreise des Pansa angekommen wäre, so würde gewiß deswegen den Göttern ein Dankfest beschlossen worden sein ⁽²⁾.“ —

Brutus war verlegen, wie er den gefangnen C. Antonius behandeln sollte; wenn er ihn frei ließ, wie er geneigt war, so hatte er für sich und die Republik neue Unruhen von ihm zu befürchten; behielt er ihn als Gefangnen im Lager, so mußte er fürchten, daß Antonius durch seine Intriguen selbst

(1) Plutar. in Brut. (2) Ad Brut. 2. 7.

selbst unter der Armee eine Verschwörung zu Stande brachte. Er fragte darüber den Cicero um Rath. — „C. Antonius, schrieb er, ist noch bei mir; aber ich muß gestehen, sein Bitten rührt mich; und ich fürchte, daß ihm einige Schwärmer Gelegenheit verschaffen, mir zu schaden. Ich weiß nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Es würde mich beruhigen, wenn ich deine Meinung wüßte; denn ich würde das für das Beste halten, was du mir riehst⁽¹⁾.“ — Cicero rief, den Antonius in strengster Gewahrsam zu behalten, bis das Schicksal des D. Brutus in Modena entschieden wäre⁽²⁾. Brutus behandelte ihn dennoch sehr gelinde; und schien sehr geneigt, ihm die Freiheit zu geben; er schrieb deswegen nicht nur selber an den Senat, sondern erlaubte selbst dem Antonius auch seine Vorstellung zu überschicken, und ließ ihn sogar den Titel eines Proconsuls gebrauchen. Brutus' Freunde in Rom, und besonders Cicero erstaunte darüber nicht wenig; Cicero schrieb ihm daher folgendes.

„Dein Bote Pilus brachte uns am dreizehnten April zwei Briefe, den einen von Dir, den andern von Antonius; er gab sie dem Tribun Servilius; dieser dem Prätor Cornutus. Sie wurden im Senate vorgelesen. Der Name Antonius Proconsul erweckte ein solches Erstaunen, als hätten wir lesen hören, Dolabella Imperator; von dem zwar auch Depeschen da waren, aber kein

her

(¹) Ad Brut. 2. 5. (²) Ibid. 4.

ner war so kühn, wie Dein Pilus, sie vorzubringen, oder sie einem Magistrate einzuhändigen. Dein Brief wurde gelesen; wirklich sehr kurz, aber sehr milde für Antonius; der Senat erstaunte darüber. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Sollte ich behaupten, er wäre unächt? — Wie wenn du ihn anerkannt hättest? — Sollte ich zugeben, er sei ächt? Das hätte dir nicht zur Ehre gereicht. Ich schwieg also lieber ganz an dem Tage. Am folgenden, als die Sache laut geworden war, und Pilus den Bürgern ein Uergerniß gegeben hatte, da begann ich zu reden. Ich sprach viel über den Proconsul Antonius; Sertius trat ebenfalls auf; er sagte mir nachher, daß sein Sohn und der meinige einer grossen Gefahr ausgesetzt wären, wenn sie die Waffen gegen einen Proconsul ergriffen hätten. Du kennst den Mann; er ließ die Sache nicht ungerügt. Es traten auch andre auf; aber unser Freund Labes bemerkte endlich, daß dein Siegel nicht auf dem Briefe sei; daß kein Datum darunter stehe; und daß du deinen Freunden nichts davon über geschrieben habest, welches du sonst zu thun pflegtest. Aus allem zog er den Schluß, der Brief sei erdichtet; und kurz, er überzeugte das ganze Haus davon. Es ist nun deine Sache, Brutus, die ganze Lage des Krieges zu überlegen; du findest, wie ich sehe, an der Gelindigkeit Gefallen; du hältst das für die beste Art zu handeln; das ist im Ganzen recht; aber man muß die Gelindigkeit nach Zeit und Umständen erwegen. Bedenke Brutus, was steht jetzt auf dem Spiele? es droht jetzt den Roms

pein unsrer Götter die Hofnung dürstiger und verworfner Menschen, und der Kampf muß entscheiden, ob wir leben sollen, oder nicht. Wessen sollen wir schonen? oder was sollen wir thun? Sollen wir diejenigen retten, die als Sieger uns zu Boden treten werden? Was ist zwischen dem Dolabella und einem der drei Antonius für ein Unterschied? Schonen wir eines von diesen, so sind wir gegen Dolabella zu streng gewesen. Es ist besonders eine Wirkung meines Rathes, wenn es gleich die Nothwendigkeit so heischte, daß der Senat und das römische Volk so denken. Wenn du die Grundsätze nicht billigt, so werde ich deine Meinung vertheidigen, aber nie die meinige aufgeben. Die Welt erwartet von dir weder übertriebne Gelindigkeit noch Grausamkeiten; das rechte Mittel läßt sich leicht finden. Sei streng gegen die Generale, gesinde gegen die Soldaten^(*)."

Cicero hatte nun für die Erhaltung der Republik alles gethan, was menschliche Klugheit vermochte. Der Muth, mit dem sie diese letzten Versuche für ihre Erhaltung unternahm, war ganz das Werk seiner Rathschläge und seines Ansehens. Weil Antonius der unmittelbare und verzweifelte Feind der Republik war, so hatte Cicero Italiens ganze Macht ihm entgegen gestellt, die hinreichte, ihn zu unterdrücken. Die Freunde der Freiheit hatten den jungen Octavius nächst dem Antonius am meisten

(*) Ad Brut. 2. 7.

zu fürchten; aber Cicero nutzte den Streit ihrer privat Absichten und ihre Eifersucht dazu, daß er den einen zum Verderben des andern gebrauchte, doch so, daß er zugleich eine plötzliche Gefahr von Seiten des Octavius abwendete, indem er den Consuln eine überwiegende Macht verschaffte, und sie in das Interesse der Republik zog, da sie doch die letzten Diener der Tyrannei des Cäsar gewesen waren *). Aber außer den Schwierigkeiten, mit denen

§ 2

nen

*) Da Rom bei diesen guten Anstalten nicht im Stande war, seine alte Konstitution aufrecht zu erhalten, und seine Freiheit zu verteidigen; so scheint eben aus seinem Schicksale zu erhellen, daß es die Freiheit nicht mehr verdiente. Der gute Cicero ist zu beklagen; die Werke seiner lieblichen Pläne meinten es zum Theil nicht ehrlich, zum Theil waren sie zu unentschlossen. Ihm selber fehlte Jugendkraft, und der Muth eines Cäsars zur Ausführung seiner guten Wünsche. Hier unterscheidet sich der Staatsmann, der geschickte Kabinettsminister von dem Helden. Aber darum verdient er nicht den Namen eines Maulpatrioten. Cicero dachte noch zu altermüthig, als er sich Hoffnung machte, den jungen Octavius durch den Ehrtrieb zu fesseln; seine Vorkehrungen gegen die Gefahren, die von dem Jünglinge zu befürchten waren, beweisen wohl hinlänglich, daß er nicht aus bloßer Nachgiebigkeit und Einfalt den Octavius gegen den Antonius brauchte. (S. Schilders Weltgeschichte, zweiter Theil S. 313. b. 315.) — Wir würden vielleicht den Römern Unrecht thun, wenn wir glauben wollten, daß sie alle so verworfne, entartete Menschen waren, daß gar kein Patriotismus für die gute Sache der Republik mehr fand. Ciceros Charakter widerlegt diese Meinung, und gewiß gab es noch mehr würdige Bürger. Aber die Verhältnisse hatten sich verändert; das Sittenverderbniß und die Zügellosigkeit einzelner Bürger hatte zu sehr überhand genommen; die Republik mußte in einer

nen Cicero in Rom zu kämpfen hatte, ehe er die Sache auf den Punkt brachte, beunruhigten ihn auch die auswärtigen Statthalter der Provinzen. Sie waren alle durch den Cäsar befördert, alle Geschöpfe seiner Macht, und Beförderer seiner Tyrannei^(*); jetzt glühte in ihnen die Hoffnung, entweder sich selber zur Alleinherrschaft empor zu schwingen, oder wenigstens einen Antheil an derselben zu erlangen, indem sie die Parthei eines mächtigen Prätendenten ergriffen. Männer von solcher Gesinnung, an der Spitze zahlreicher Veteranen, konnten nicht leicht bewogen werden, sich einem Senate zu unterwerfen, den sie zu verachten gelernt hatten, oder ihre militärische Gewalt, die längst alles beherrscht hatte, der bürgerlichen zu unterwerfen. Dennoch gab sich Cicero alle Mühe, sie schriftlich aufzufodern, und sie durch Ehrenbezeugungen einzuladen, den Ruhm, ihr Vaterland zu erhalten, allen andern Absichten vorzuziehen. Am
ver-

einer Monarchie erliegen; das wollten die alten Aristokraten nicht einsehen, und die längeren Schwärmer rissen den Mann acmalsam von seiner Laufbahn, der Rom vielleicht als Caesar glücklich gemacht hätte. Wenn nun aber einmal die Fäden der Ordnung aufgelöst sind, und wilde Leidenschaften mit den Gesetzen spielen, dann unterliegt gewöhnlich die Parthei der besser Gesinnten, weil sie zu behutsam, zu schonend zu Werke geht, und weil die Parthei der verzweifeltsten Freuler alles auf das Spiel setzt. Das letztere befürchtete Cicero gar sehr; daher seine feurigen Reden, seine Aufforderungen an den schwachmüthigen Brutus.

(*) Ad Att. 14. 5.

verdächtigsten waren ihm Lepidus, Pollio und Plancus, darum drang er auch am meisten in sie. Weil sie Gallien und Spanien besaßen, konnten sie am meisten der Republik schaden oder helfen. Er machte sich von den beiden erstern wenig Hoffnung; aber er führte sie so gut, indem er ihnen die Stärke der patriotischen Parthei, die Einigkeit des Senates, der Consuln und des ganzen Italien so schilderte, daß er sie wenigstens zwang, ihre Abneigung zu verbergen, einen grossen Dienstleister zu versichern, und vor allem neutral zu bleiben, bis Italiens Schicksal, von welchem das Geschik der Republik vorzüglich abhängen schien, entschieden wäre. Ja er scheint den Plancus ganz zu seiner Parthei gezogen zu haben, wie es aus einer Nachricht, die er dem Brutus ertheilte, zu erhellen scheint^(*). Das stimmt auch des Plancus eigener Brief überein, worin er seine Treue heilig betheuert, und sich anbietet, seine Truppen zum Entsatz von Modena anzuführen. Er war auch wirklich dahin unterwegs, als er die Nachricht von des Antonius Niederlage erfuhr. Kurz vorher hatte ihm Cicero folgenden Brief geschrieben.

Cicero dem Plancus.

Unser Furnius hatte mir schon Deine Gesinnung gegen die Republik geschildert; Dein Brief
 L 3 übers

(*) Ad Brut. 2. 2.

überzeugte mich noch mehr von Deiner ganzen Denkart. Das Schicksal der Republik steht auf dem Spiele einer einzigen Schlacht; vielleicht ist es schon, wenn Du dieses liest, entschieden; dennoch aber hat der Ruf Deines guten Willens Dir Ehre gemacht. Hätten wir einen Consul in Rom, so würde gewiß der Senat zu Deinem größten Ruhme Dir öffentlich erklärt haben, wie angenehm ihm Dein Vorhaben und Deine Zurüstung sei. Doch, es ist noch nichts versäumt, vielmehr ist der Zeitpunkt, nach meinem Bedünken, noch nicht erschienen. Das ist, wie ich glaube die wahre Ehre, die nicht wegen der Hoffnung auf künftige Verdienste, sondern die für die bereits geleisteten Dienste berühmten Männern erwiesen wird. Wenn wir also noch eine Republik behalten, in welcher das Verdienst belohnt werden kann; so sei überzeugt, daß Dich die glänzenden Ehrenbezeugungen erwarten. Die wahre Ehre aber ist nicht eine Lospfeife für eine kurze Zeit, sondern der Lohn anhaltender Verdienste. So strebe dann, theurer Plancus! aus allen Kräften nach dem Ruhme; unterstütze Dein Vaterland; eile Deinem Kollegen zur Hülfe; belebe die Eintracht und die unglaubliche Verbrüderung aller Stände. Du solst an mir den Beförderer Deiner Pläne, den Beschützer Deiner Würde, und den treuesten Freund in allen Rücksichten finden. Zu den Gründen, die uns vereinigen; zu unserer Zuneigung gegen einander, zu unsern Freundschaftspflichten und unser alten Bekanntschaft, kommt eht noch die Vaterlandsliebe. Sie bewegt mich,
Dein

Dein Leben theurer zu achten, als das Meinige. Am
29. März; ⁽⁸⁾.

Plancus schickte indessen einen zweiten Brief
an den Senat; versicherte ihn seines Eifers und
seiner Treue, und benachrichtigte ihn von den Schrit-
ten, die er bereits für ihn gethan. Der Senat be-
schloß ihm einige außerordentliche Ehrenbezeugun-
gen, auf Ciceros Vorschlag, der ihm davon folgende
Nachricht schrieb.

Cicero dem Plancus.

Freilich sollte ich mich am meisten aus Rücksicht für die Republik freuen, daß sie fast am Abs-
grunde des Verderbens an Dir einen solchen Bes-
chützer fand; aber wenn unsere Republik gerettet
ist, und ich Dich als Sieger umarme, dann wird
mir Dein Ruhm, den ich in einer glänzenden Zu-
kunft erblicke, die innigste Bonne gewähren. Noch
nie ward ein so wichtiger Brief im Senate vorges-
lesen, als der Deinige; denn ihn zeichneten nicht als
lein Deine erhabnen Verdienste um die Republik,
als auch die Würde Deiner Worte und Gedanken
vor so vielen aus. Mir war es nicht so unerwar-
tet, weil ich Dich kannte, weil ich das, was Du
mir schriftlich versprochen, nicht vergessen hatte,
und weil mich Furcius von Deinen geheimsten Ab-
sichten unterrichtet hatte. Aber der Senat fand

L 4

mehr,

(*) Ep. fam. 10. 10.

mehr, als er erwartet hatte; nicht darum, weil er je an Deinem guten Willen gezweifelt hatte, sondern weil er nicht genau wußte, wie viel Du thun könntest, noch wie weit Du gehen wolltest. Als mir also M. Varisidius früh Morgens am siebenten April Deinen Brief überbrachte, und ich ihn gelesen hatte, empfand ich die lebhafteste Freude; und ich theilte sie sogleich allen den patriotischen Bürgern mit, die mich in grosser Anzahl von meinem Hause abholten. Indessen kam auch unser Munatius, wie gewöhnlich; ich reichte ihm Deinen Brief; er wußte wohl nichts davon; denn Varisidius war zuerst zu mir geeilt, und er sagte, Du habest es ihm so befohlen. Bald darauf theilte mir Munatius den Brief mit, den Du an ihn, und einen andern, den Du an den Senat geschrieben hattest. Wir beschloßen, ihn sogleich an den Stadt-Prätor Cornutus zu senden, der in der Abwesenheit des Consuls ihr Amt, nach alter Sitte, verwaltete. Der Senat ward sogleich zusammen berufen, und in der Erwartung, die Dein Brief erregt hatte, ward die Versammlung sehr zahlreich. Als der Brief vorgelesen war, klagten die Aufseher der heiligen Hünen den Cornutus an, er habe die Auspicien nicht genau beobachtet; unser Kollegium fand es gegründet; und so wurde die Sache auf den nächsten Tag verschoben. An diesem Tage erhob sich zwischen mir und dem Servilius ein heftiger Streit über Deine Würde; er hatte es durch seinen Einfluß dahin gebracht, daß er seine Meinung zuerst vortrug; ein grosser Theil des Senats verließ ihn,

ihn, und ging zu andern Partheien über; als aber eine große Anzahl für meinen Vorschlag, den ich zunächst vortrug, stimmte, so trat der Tribun Titius auf Bitten des Servilius dagegen auf. Die Sache wurde wieder auf den folgenden Tag verschoben. Servilius erschien als ein rüstiger Kämpfer, dem Jupiter selber verhaßt, in dessen Tempel die Versammlung gehalten wurde. Wie ich ihn überwältigte, mit welcher Anstrengung ich den Titius zurück gewiesen, magst Du Dir von andern erzählen lassen. Wisse nur so viel von mir; der Senat konnte nicht standhafter, nicht freundschaftlicher für Deine Ehre sorgen, als er that. Und das Volk war Dir eben so gewogen, als der Senat. Bewunderungswürdig stimmt das ganze Volk, alle Stände, und alle Geschlechter überein, für die Befreiung der Republik. Fahre also auf Deiner angefangnen Laufbahn fort, und empfehle Deinen Namen der Unsterblichkeit; verachte den Schimmer des falschen Ruhmes, den Abglanz eines eiteln Schmuckes; halte ihn für kurz, und flüchtig entschwindend. Den wahren Ruhm gewährt nur die Tugend, die sich am meisten durch große Verdienste um die Republik verherrlicht. Und diese Tugend besitzest Du ganz; verlängne sie nie, und eile, daß die Republik Dir nicht weniger schuldig sei, als Du ihr. Du wirst in mir den Beschützer und Beförderer Deiner Ehre finden; und das bin ich der Republik, die ich höher schätze als mein Leben, und unsrer Freundschaft schuldig. Bei den Schritten, die ich bisher für Dich that, bemerkte ich mit Bers

gnügen, daß mir L. Munatius die Klugheit und Treue, die ich schon längst an ihm bemerkt hatte, durch seinen wohlmeinenden Eifer für Dich noch mehr bewies. Am eilften April (9) —

Plancus antwortete dem Cicero bald darauf folgendes.

Plancus dem Cicero.

Es freut mich, daß ich Dir nichts unwahres versprochen, und daß Du nicht vergeblich gegen ans Dre für mich gut gesagt hast. Du hast hier den größten Beweis meiner Achtung, daß ich Dir früh her als irgend jemanden meine Plane mittheile. Ich hoffe, Du wirst schon vorher überzeugt sein, daß ich mich täglich dem Staate verdienter machen werde, und ich gebe Dir mein Wort, daß Du es sehen sollst. Ich schätze eure Ehrenbezeugungen, mein theurer Cicero, der Unsterblichkeit gleich; aber könnte nur die Republik durch mich von der ihr drohenden Gefahr gerettet werden, ich würde auch ohne sie nichts von meinem Eifer und meiner Herrlichkeit nachlassen. Wenn ich mich nicht unter der Menge patriotischer Bürger vorzüglich durch Muth und Thaten auszeichne, so verlange ich nicht durch eure Beifallstimme einen Zuwachs meiner Würde zu erlangen. Ich verlange nichts für mich, nein ich bin selbst dagegen; aber über Zeit und Umstände

(*) Ibid. 10. 12.

stände magst Du entscheiden. Ein Bürger kann nichts zu spät, nichts zu gering finden, das ihm der Staat giebe. Nach einem starken Marsche setzte ich meine Truppen am sechs und zwanzigsten April über die Rhone. Von Wienné schickte ich tausend Reuter auf einem kürzern Wege voraus. Ich selbst werde so schnell als möglich marschiren, wenn mich Lepidus nicht aufhält; stellt er sich mir in den Weg, so werde ich nach den Umständen meine Pläne machen. Ich führe ein Heer herbei, auf dessen Anzahl, Edelmuth und Treue ich mich verlassen kann. Wenn Du von meiner Freundschaft überzeugt bist, so bitte ich um die Fortsetzung der Deinen⁽¹⁰⁾.

Pollio hatte nebst drei Legionen das Kommando im entfernten Spanien. Ob er gleich des Antonius Freund war, so versicherte er doch den Cicero, er sei entschlossen, die Republik gegen ihre Feinde zu vertheidigen. In einem seiner Briefe entschuldigt er sich, daß er nicht öfter und früher geschrieben hätte, und fügte hinzu; „mein Charakter und meine Studien bewegen mich, den Frieden zu wünschen. Ich beklagte daher immer den Ausbruch des letztern Krieges; da es mir aber unmöglich war, neutral zu bleiben, weil ich auf beiden Seiten große Feinde hatte, verließ ich das Feld, wo ich vor den Verräthereien eines Feindes nicht sicher war; und weil ich dahin getrieben wurde,

wohin

(**) Ibid. 10. 9.

wohin ich am wenigsten wollte, so stellte ich mich freiwillig den Gefahren bloß, damit ich nicht unter den Männern meines Ranges eine lächerliche Figur spielte. Cäsar selber liebte ich innigst, weil er mich als einen seiner ältesten Freunde behandelte, ob ich ihm gleich erst im Glanze seines Glückes bekannt wurde. Wenn ich frei nach meiner Ueberzeugung handeln könnte, so handelte ich so, daß mir die besten Bürger ihren Beifall nicht versagen konnten; was mir aber zu thun befohlen wurde, das that ich so, daß man sehen konnte, es geschehe auf Befehl, nicht aus Reizung. Der ungerechte Haß, den ich mir dadurch zuzog, hat mich hinlänglich überzeugt, wie süß die Freiheit, und wie elend ein Leben unter der Herrschaft eines andern ist. Wenn also der Kampf darum gilt, um uns unter die Gewalt eines einzigen zu bringen, so bekenne ich mich für seinen Feind, wer er auch sei; und fliehe keine Gefahr für die Freiheit. Aber die Consuln haben mir weder durch Briefe noch durch Dekrete Befehl gegeben, was ich thun soll; Pansa hat mir seit den Idus des März nur einmal geschrieben. Er forderte mich auf, dem Senate zu beweisen, daß ich mit meiner Armee stets zu seinem Befehle sein würde; das würde aber ein sehr thörichter Schritt für mich gewesen sein, nachdem sich Lepidus gegen den Senat erklärt, und einem jeden geschrieben hatte, er denke so wie Antonius. Denn wie hätte ich wider seinen Willen auf dem Marsche durch seine Provinz Lebensmittel für meine Armee bekommen können? Oder wenn ich auch alle übrigen Schwierigkeiten
übers

überstiegen hätte, konnte ich über die Alpen fliegen, die von seinen Posten besetzt waren? — Niemand wird es leugnen, daß ich meinen Soldaten zu Cors duba erklärte, ich würde die Provinz keinem übers liefern, wenn er nicht vom Senate den Auftrag hätte. — Du mußt mich also als einen Mann betrachten, der vor allem den Frieden und die Sicherheit aller Bürger wünscht, der aber auch bereit ist, seine und seines Vaterlandes Freiheit zu verteidigen. Es macht mir unbeschreiblich viel Vergnügen, daß du meinen Freund Gallus so werth hältst. Ich beneide ihn, daß er in deiner Gesellschaft sein, und mit dir scherzen kann. Du wirst vielleicht fragen, wie viel mir an diesem Privilegium gelegen wäre; das sollst du selber erfahren, wenn wir je wieder im Frieden leben können; dann werde ich dich keinen Schritt verlassen. Es wundert mich, daß du mir nicht in deinen Briefen einen Wink gabst, wie ich der Republik am meisten dienen könnte, wenn ich in der Provinz bliebe, oder wenn ich eine Armee nach Italien führte. Freilich würde ich mehr für meine Sicherheit und Ruhe sorgen, wenn ich in der Provinz stehen bliebe; aber ich sehe wohl ein, daß unter den jetzigen Umständen mehr an Legionen, als an Provinzen gelegen ist, weil letztere bald wieder erobert werden können; und so bin ich entschlossen, mit meiner Armee aufzubrechen. Cors duba, am funfzehnten März ⁽¹¹⁾.

Wir

(**) Ibid. 10. 37.

Wir besitzen noch einige Briefe, die Cicero an den Stadthalter von Afrika, an Cornificius schrieb, in welchen er ihn ebenfalls zur standhaften Vertheidigung der Republik auffodert, und ihn ermahnt, seine Provinz gegen alle Feinde, die sie ihm entreißen wollten, zu behaupten. Dieser Mann war unter allen Stadthaltern der einzige, der Wort hielt, und dem Vaterlande seine Schuldigkeit erwies. Er verlor endlich sein Leben, indem er die Provinz der Republik treu erhielt ⁽¹²⁾.

P. Servilius, der bei den Verathschlagungen des Senats so oft auftritt, war ein Mann von hohem Range, und von edler Abkunft; er war im Anfange der bürgerlichen Kriege mit J. Cäsar Consul gewesen, und rühmte sich eines Vaters, der wegen seines Sieges am Gebirge Taurus den Znamen Isauricus erhalten hatte. Er affectirte den Charakter eines Patrioten, weil er aber des Antonins vertrauter Freund gewesen war, so schmeichelte ihm dessen Parthei; sie nuzte seine Eitelkeit, und brauchte ihn als einen Nebenbuhler des Cicero in Staatsachen; daher widersetzte er sich oft dem Cicero, und suchte eine Ehre darin, dessen Plane zu vernichten. Cicero hatte es lange aus Achtung für seine Verdienste um den Staat ertragen, bis er durch seinen Widerstand in der Sache des Plans aus gereizt, nicht mehr umhin konnte, ihn mit unges

(12) Ep. fam. 12. 24. Appian. 4. 623. Dio. 48. 307.

ungewöhnlicher Härte zu behandeln. Er schrieb darüber dem Brutus folgende Nachricht.

Cicero dem Brutus.

Aus des Plancus Briefe, wovon Du, wie ich glaube, eine Abschrift erhalten hast, wirst Du seine gute Gesinnung gegen die Republik, so wie die Beschaffenheit seiner Legionen und Hülfstruppen und seiner ganzen Macht ersehen haben. Deine eignen Leute werden Dich, wie ich vermuthete, von dem Leichtsinne, der Unbeständigkeit, und uns freundschaftlichen Gesinnung des Lepidus unterrichtet haben. Nächst seinem Bruder hast er Dich, seinen nahen Verwandten am meisten. Wir sind voll banger Erwartung, die jetzt einer Entscheidung entgegen sieht. Alle unsre Hoffnungen sind auf die Befreiung des D. Brutus gerichtet, für den wir alle zitterten. Ich habe in Rom mit dem unsinnigen Servilius genug zu thun. Ich hatte länger mit ihm Geduld, als es sich für mich schickte; ich that es für die Republik, damit ich den Mißvergnügten nicht einen Anführer verschaffe, der selber nicht gut gesinnt, aber berühmt genug ist, sie unter seine Fahne zu locken, wohin sie sich dem ehrsüchtigen begeben. Aber ich wollte ihn nicht ganz von der Republik abwendig machen. Jetzt hat meine Geduld aufgehört; denn er wurde so unverschämmt, daß er Niemanden mehr als einen freien Mann ansah. Bei dem Streite über Plancus wurde er besonders gekränkt; nach einem zweitägigen Kampfe

Kämpfe behandelte ich ihn so hart, daß ich sagen darf, er wird in der Zukunft bescheidner sein. Während unsres Streites erhielt ich am neunten April im Senate Briefe von unserm Freunde Lentulus aus Asien. Er gab mir vom Cassius, von den Legionen und von Syrien Nachricht; als ich sie sogleich im Senate vorlas, fiel dem Servilius und vielen andern der Muth. Es giebt etnige vom ersten Range, die sehr schlecht denken. Servilius wurde empfindlich gekränkt, als der Senat meinen Vorschlag für den Plancus bewilligte. Er spielt eine abscheuliche Rolle ⁽¹⁾.

Die Nachrichten von den glüklichen Unternehmungen des Cassius, die Lentulus in diesem Briefe meldete, wurden bald durch einen Brief von Brutus und Cassius an den Cicero bestätigt. Cassius hatte sich der Provinz Syrien bemächtigt, ehe Dolabella dahin kam; die Generale L. Marcus und D. Trispus hatten ihm ihre Armeen ausgeliefert; eine Legion unter dem Kommando des Cäcilius Bassus hatte sich ihm wider Willen ihres Anführers ergeben; vier andre Legionen, welche Cleopatra aus Aegypten dem Dolabella zu Hülfe schickte, unter dem Kommando seines Legaten Mlienus, hatten sich alle für ihn erklärt. Wenn etwa der erste Brief verlohren gegangen wäre, wie es oft bei einer solchen Entfernung, und auf dem Wege durch das feindliche Gebiet der Fall war, so schickte ihm Cassius

(1) Ad Brut. 2. 2.

fluß einen zweiten, der einen ausführlicheren und genauern Bericht aller Umstände enthielt.

Der Proconsul Cassius seinem Freunde
Cicero.

Ich habe Deinen Brief erhalten, der mir ein so theurer Beweis Deiner Freundschaft ist. Er zeigte mir, daß Du mir nicht nur gewogen bist, welches Du immer um meiner selbst und der Republik willen mir warest; sondern daß Du auch mit ganzer Seele für mich besorgt bist. Ich war überzeugt, Du würdest nicht glauben, daß ich ruhig säße, da der Republik Gefahr droht; aber Du würdest auch für mich und den guten Erfolg besorgt sein, wenn Du mich in Thätigkeit dächtest; ich schrieb Dir daher sogleich, und schickte mehrere Briefe nach Rom, sobald ich die Legionen in Empfang genommen hatte, die M. Alienus aus Aegypten herbeiführte. Ich sendete auch an den Senat Briefe, die nicht eher sollten vorgelesen werden, bis sie Dir mitgetheilt wären; wenn mir anders meine Freunde folgen wollten. Wenn diese Briefe nicht angekommen sind, so zweifle ich nicht, daß sie Dolabella aufgefangen hat, der nach der schändlichen Hinrichtung des Trebonius Asien in Besitz genommen hat. Ich habe alle Truppen, die in Syrien lagen, an mich gezogen. Ich mußte eine Zeitlang verweilen, bis ich, den Soldaten meine Versprechungen erfüllt hatte; jetzt bin ich marschfertig. Ich empfehle Dir die Beförderung meiner Würde, wenn

Du siehst, daß ich weder Gefahren noch Mühe für das Vaterland fliehe; wenn ich auf Deinen Rath die Waffen gegen ungerechte Räuber ergreife; und wenn ich nicht allein zur Vertheidigung der Republik und der Freiheit Armeen ausbringe; sondern sie auch den grausamsten Tyrannen entreisse. Hätte sie Dolabella in seine Gewalt bekommen, so würde er nicht nur durch seine Annäherung, ja selbst schon durch die Hofnung auf seine Armee den Ruch des Antoinus unterstützt haben. Beschütze also meine Soldaten, wenn Du erfährst, daß sie sich um die Republik verdient machen; bewirke es, daß es keinen gereuet, lieber die Parthei der Republik, als die Hofnung auf Beute und Raub ergriffen zu haben. Sorge doch auch für die Feldherrn Mucius und Crispus, so viel Du kannst. Vessus wollte mir seine Legion nicht ausliefern. Wenn nicht die Soldaten wider seinen Willen Abgeordnete an mich geschickt hätten, so würde er Apamea behauptet haben, bis er mit Gewalt heraus getrieben wäre. Ich ersuche Dich hierum, nicht nur im Namen der Republik, die Dir immer so werth war, sondern auch im Namen unsrer Freundschaft, auf deren Wirkung ich mich verlasse. Glaube mir, meine Armee gehört ganz dem Senate und jedem patriotischen Bürger, am meisten Dir. Sie kennt Deine Gesinnung, und schätzt Dich daher über alles. Wenn sie hören wird, daß Du für ihr Bestes sorgst; so wird sie auch fühlen, daß sie Dir alles schuldig sei. Eben erfahre ich, daß Dolabella mit seinen Truppen in Syrien eingerückt ist. Ich eile nach Cilicien.

Ich

Ich werde Dir schon so schnell als möglich, Nach-
richt schicken, was ich ausrichte. Wäre ich so
glücklich, als ich der Republik wohl will ⁽¹⁴⁾!

Brutus hatte diese guten Nachrichten dem
Cicero, so wie seiner Mutter und seiner Schwester
Tertie übersendet, und letzterer aufgetragen, sie
nicht eher bekannt zu machen, bis sie den Cicero
gefragt hätten, ob er es gut heisse ⁽¹⁵⁾. Er bes-
fürchtete des Cassius grosses Glück möchte die cäsar-
ische Parthei empören, und die Generale, die ge-
gen den Antonius standen, mit Eifersucht erfüllen,
daß ihnen die republikanische Parthei zu mächtig
werde. Cicero antwortete ihm aber, daß die Nach-
richt schon in Rom bekannt gewesen, ehe sein Brief
angekommen; und wenn gleich seine Besorgniß einis-
germassen gegründet sei, so hätten sie es doch für
rathsamer gehalten, die Nachricht vielmehr bekann-
ter zu machen, als sie zu unterdrücken ⁽¹⁶⁾.

So foderte also Cicero, wie er dem Senate
erklärte, durch Kurrire Briefe und Ermahnungen
alle diejenigen zur Vertheidigung der Freiheit auf,
die in irgend einem Theile des Reiches ein Kommando
führten ⁽¹⁷⁾. Für diese Bemühung mußte er in Rom
mit der Wuth und Bosheit der Faktionen kämpfen.
Sie beunruhigten ihn jetzt besonders, indem sie
täglich falsche Nachrichten von Modena, von dem
R 2 glück-

(14) Ep. fam. 12. 12. et 11. (15) Ad Brut. 2. 3. (16) Ib. 6.

(17) Phil. 14. 7.

glücklichen Unternehmungen des Antonius, oder, was noch mehr zu fürchten war, von seiner Vereinigung mit den Consuln gegen den D. Brutus, ausbreiteten. Das Gerücht verbreitete ein solches Schrecken in Rom, daß alle guten Bürger Anstalten machten, zum Brutus und Cassius zu fliehen⁽¹⁸⁾. Cicero verlorh darüber den Muth noch nicht, sondern zeigte sich mitten unter der allgemeinen Bestürzung heiter und fröhlich; er setzte auf die Consuln ein vollkommenes Zutrauen, während der grössere Theil seiner Freunde, wie er dem Brutus schrieb, ihnen mißtraute; und die Menge und Stärke ihrer Truppen ließ ihn nicht zweifeln, daß sie siegen würden, wenn sie dem Antonius eine Schlacht lieferten⁽¹⁹⁾. Aber am empfindlichsten kränkte ihn ein Gerücht, das einige Tage lang unterhalten wurde, Cicero selber habe einen Plan gemacht, sich der Stadt zu bemächtigen, und sich zum Dictator zu erklären; er würde in einigen Tagen öffentlich mit den Fasces erscheinen. So grundlos diese Erdichtung war, so sehr beunruhigte sie ihn dennoch; als aber der Tribun Apulejus, einer seiner besten Freunde, sich Mühe gab, dieselbe zu widerlegen, und ihn in einer Rede an das Volk zu rechtfertigen, riefen alle einstimmig aus, Cicero habe nie etwas gethan oder beabsichtigt, das nicht der Republik wohlthätig gewesen⁽²⁰⁾. Das gab ihm einigen Trost; aber

(¹⁸) Ad Brut. 3. Ep. fam. 12. 3. (¹⁹) Ad Brut. 2. 1.

(²⁰) Phil. 14. 6.

aber noch erfreulicher war ihm die gewisse Nachricht eines Sieges über den Antonius vor Modena, die einige Stunden nach der Rede des Apulejus ankam⁽²¹⁾.

Die Belagerung von Modena, die vier Monate lang dauerte, war eine der merkwürdigsten im ganzen Alterthum, wegen des heftigen Angriffes und der tapfern Gegenwehr. Antonius hatte die Festung so eingeschlossen, und sich so vortheilhaft gelagert, daß es unmöglich war, ihr Hülfe zu schicken. Obgleich Brutus auf das Aeußerste gebracht war, so vertheidigte er sich doch mit der größten Entschlossenheit. Die alten Schriftsteller erzählen einige Beispiele der Kriegskunst, die bei dieser Gelegenheit angewendet worden. Hirtius habe durch geschickte Taucher Briefe aus Blei geschrieben, unter dem Flusse, der durch die Stadt lief, überbringen lassen; bis Antonius den Weg durch Netze und Fallen unter dem Wasser versperrt habe. Daraus habe man sich durch Tauben Nachrichten herüber und hinsüber geschickt⁽²²⁾.

Pansa war im Begriffe, sich mit vier neuen vorbuen Legionen, die er von Rom brachte, mit dem Hirtius zu vereinigen. Als er nur noch einige Meilen vom Lager des Hirtius entfernt war, zog Antonius mit einem Korps seiner besten Truppen auf einem verborgnen Wege ihm entgegen, um

R 3

ihn

(21) Ibid. (22) Frontin. de Stratagem. 3. 13. Plin. II. N. 10. 37. Div. p. 315.

ihn zu überfallen, und ihn, wo möglich, zu einem Gefecht zu zwingen. Wir haben eine vollständige Beschreibung der Schlacht in einem Briefe des Serv. Galba, eines der Verschwornen gegen den Cäsar, der an dem Gefechte als kommandirender General Antheil genommen hatte.

Galba dem Cicero.

Am funfzehnten April, an dem Tage, als Plansa im Lager des Hirtius ankommen sollte, (ich selber war ihm hundert tausend Schritt entgegen gegangen, um seinen Marsch zu beschleunigen) war Antonius mit zwei Legionen ausgerückt, mit der zweiten und der fünf und dreissigsten, und mit zwei prätorianischen Kohorten, davon die eine ihm selber, die andre dem Silanus zugehörte, und mit einem Theile der Evocati^(*). In der Nacht hatte uns Hirtius noch die martialische Legion, die ich zu kommandiren pflegte, und zwei prätorianische Kohorten geschickt, die unsern Einzug ins Lager decken sollten. Sobald sich des Antonius Heuter sehen ließen, konnten wir unsre martialische Legion und unsre

(*) Die Evocati waren ein ausgesuchtes Korps solcher Veteranen, die nach der Entlassung aus dem Dienste noch stark genug waren, einen Feldzug mit zu machen: und dazu von dem Consul oder Generale, als eine Art Freiwilliger eingeladen, und durch besondere Privilegien von den übrigen ausgezeichnet worden.

unser Kohorten nicht zurück halten; wir mußten ihnen gezwungen folgen. Antonius hatte sein Korps bei Forum Gallorum⁽²⁴⁾ postirt; er wollte die Legionen verdecken; darum ließ er eine Menge Kavallerie und leichte Infanterie voraus desfiliren. Als Pansa sah, daß seine Legion wider seinen Willen aufmarschirte, ließ er ihr die beiden neugeworbenen Legionen folgen. Nachdem wir den Hohlweg zwischen dem Moraste und dem Walde passirt waren, stellten wir zwölf Kohorten in Schlachtsordnung. Die beiden Legionen waren noch nicht auf dem Platze. Antonius stürzte sogleich mit seinem Korps aus dem Flecken hervor, und griff ohne Verzug an. Es wurde von beiden Seiten mit der größten Hitze gefochten; obgleich unser rechter Flügel, auf dem ich mit acht Kohorten der martialischen Legion stand, gleich im ersten Angriffe die fünf und dreißigste Legion des Antonius fünf hundert Schritt weit vom Platze getrieben hatte. Als die feindliche Kavallerie unsern Flügel überflügeln wollte, zog ich mich langsam zurück, und stellte den mauritanischen Reutern meine leichten Truppen entgegen, daß sie uns nicht in den Rücken fallen konnten. Indessen sah ich mich mitten unter dem Feinde, und den Antonius dicht hinter mir. Ich warf sogleich mein Schild auf die Schulter, und sprengte

R 4 auf

(24) Jetzt Castell. Franco; sonst ein Flecken an der aemilischen Landstraße zwischen Mutina und Bononia. Cluver. Ital. Ant. I. 28.

auf die Legion Rekruten zu, die aus dem Lager ankam. Die Feinde setzten mir nach; meine eignen Leute wollten eben aus Irrthum ihre Wurfspeile auf mich richten; aber sie erkannten mich noch bei Zeiten, und so rettete mich ein günstiges Geschick. Auf der Nemicischen Landstrasse, wo sich die prätorianische Kohorte des Cäsar festgesetzt hatte, wurde lange gefochten. Der linke Flügel, der am schwächsten war, und nur aus zwei Kohorten der martialischen Legion und einer prätorianischen Kohorte bestand, fing an zu weichen, weil er von der Reiterei, worin des Antonius hauptsächlich Macht besteht, umflügelt wurde. Als sich alle unsere Kolonnen zurückgezogen hatten, retirirte ich endlich auch auf unser Lager zu. Antonius glaubte, als Sieger auf dem Felde, das Lager leicht zu erobern. Aber er verlor viel Mannschaft, und richtete nichts aus. Indessen hatte Hirtius Nachricht bekommen; er eilte daher mit zwanzig Kohorten Veteranen dem zum Lager zurückkehrenden Antonius entgegen; und auf demselben Wahlplatze bei Forum Gallorum warf er theils die Feinde zu Boden, theils zerstreute er sie. Antonius floh mit den Reutern in der vierten Stunde der Nacht nach seinem Lager bei Mutina. Hirtius kehrte zu dem Lager zurück, das Pansa am Morgen verlassen hatte, und wo er die beiden Legionen ließ, die Antonius angriff. Antonius hatte den größten Theil seiner Veteranen verloren; wir hatten aber diesen Sieg nicht ohne Verlust von unsern prätorianischen Kohorten und der martialischen Legion erfochten. Wir haben zwei Adler und sechs

zig Standarten erbeutet; und große Vortheile gewonnen ⁽²⁵⁾.

Außer diesem Briefe vom Galba kamen noch andre von beiden Consuln und vom Octavius. Sie bestätigten Galbas Bericht, und fügten noch genauere Nachrichten hinzu; Pansa habe tapfer an der Spitze seiner Truppen gefochten, und zwei gefährliche Wunden empfangen, er sei nach Bologna gebracht; Hirtius habe kaum einen Mann verloren; um die Truppen anzufeuern, habe er selber den Adler der vierten Legion ergriffen, und sie selber angeführt; Cäsar sei zur Bedeckung des Lagers zurück gelassen; er sei dort von einem feindlichen Corps angegriffen worden, und habe es mit großem Verlust in die Flucht geschlagen ⁽²⁶⁾. Antonius warf ihm vor, er sei aus diesem Gefechte so barge vom Schlachtfelde gelaufen, daß er erst nach zwei Tagen, ohne Pferd oder Generalskleid zum Vorschein gekommen. Aber den obigen Bericht hat Cicero aus Briefen mitgetheilt, die im Senate vorgelesen worden; in welchen Hirtius bezeugte, daß Octavius sich mathvoll bewiesen ⁽²⁷⁾.

Die Nachricht kam am zwanzigsten April in Rom an, und erweckte eine unbeschreibliche Freude; sie war um so größer, da man erst kürzlich mit ganz entgegengesetzten Nachrichten geschreckt war. Das Volk versammelte sich gleich vor Ciceros Hause, und

M 5

führte

(²⁵) Ep. fam. 10. 30. (²⁶) Phil. 14. 9. 10. App. 3. 571.

(²⁷) Suet. Aug. 19.

führte ihn, wie im Triumphe, auf das Capitol; von da begleitete es ihn auf die Rednerbühne, wo er von dem Siege Nachricht gab; und zuletzt brachte es ihn unter unaufhörlichem Freudengeschrei wieder nach Hause. Er schrieb dem Brutus, er habe an diesem Tage die Früchte seiner Arbeiten genossen, wenn je der wahre und gegründete Ruhm Früchte gewähren könnte^(*).

Am folgenden Tage berief der Prätor Cornutus wegen der Briefe der Consuln und des Octavius den Senat. Servilius war der Meinung, die Bürger sollten nun das Kriegsgleid ablegen, und das gewöhnliche Gewand wieder anlegen; und zu Ehren der Consuln und des Octavius sollte ein öffentliches Dankfest angestellt werden. Cicero trat nach ihm auf, und sprach heftig gegen die Ablegung des Kriegsgleides, bis D. Brutus von der Belagerung befreit wäre; es würde lächerlich sein, es abzulegen, ehe der Mann in Sicherheit sei, für den sie es anlegt hätten. Der Vorschlag, es abzulegen, entspringe aus Haß gegen den D. Brutus, um ihn des Nachruhmes zu berauben, daß das römische Volk für einen privat Mann das Kriegsgleid angelegt, und nach seiner Befreiung die Toga wieder angezogen habe. — Er riet, daß man noch immer bei der alten Gesinnung bleiben möchte, daß die ganze Gefahr des Krieges vom D. Brutus abhängt. — Wenn man gleich Ursache habe zu hoffen, daß

(*) Phil. 14. 5. Ad Brut. 3.

daß er bereits frei sei, oder es bald sein werde, so sollte man doch lieber die Früchte der Hoffnung nach der Erfüllung reifen lassen, daß man nicht zu vorzeitig nach der Gunst der Götter zu haschen, oder die Macht des Geschickes zu thöricht zu verachten schiene ⁽²⁹⁾. — An dem Dekrete des Servilius wegen eines Dankfestes tadelte Cicero, daß zwei Dinge ausgelassen wären; daß Antonius nicht ein Feind, und die beiden Generale nicht Imperatoren genannt würden. — „Das Schwerdt unsrer Soldaten, sagte er, ist mehr als jemals mit Blut gefärbt, oder vielmehr befeuchtet; wäre es das Blut der Feinde, so wäre es eine heilige That; ist es aber das Blut unsrer Mitbürger, so ist sie verabscheuungswürdig. Wie lange soll also der Mann, der alle Feinde an Bosheit übertroffen hat, noch mit dem Namen eines Feindes verschont werden? Er unternimmt jetzt einen gefährlichen Krieg mit vier Consuln, mit dem Senate und dem römischen Volke; er verkündigt uns allen Verwüstung, Qualen und die grausamste Folter; er gesteht, daß Dolabellas schreckliche That auf sein Geheiß geschehen sei; ein Geständniß, dessen sich Barbaren schämen würden; durch das Unglück des Volkes von Parma, jener braven Männer, die dem Senate und Volke so treu waren, zeigt er, was Rom von ihm zu erwarten habe; er ließ sie durch L. Antonius, diesen Unhold, dieses Schandfleck der Menschheit, durch alle Mars-
tern

(29) Phil. 14. 1, 2.

tern hinrichten⁽³⁰⁾. — Hannibal behandelte nie eine Stadt so grausam, als Antonius Parma." — Cicero beschwor den Senat, zu bedenken, wie sehr sie alle vor zwei Tagen durch die Nachricht geschockt, die in der Stadt ausgebreitet worden; wie sie einen elenden Tod erwartet, oder auf eine klägliche Flucht gedacht hätten; könnten sie noch Bedenken tragen, solche Menschen Feinde zu nennen, von denen sie solche schreckliche Scenen erwarteten? — Er schlug vor, die Tage des Dankfestes zu vermehren; weil es nicht einem, sondern drei Generalen zugleich beschlossen würde, denen er zuerst den Namen Imperatoren geben würde; denn seit zwanzig Jahren sei kein Dankfest ohne denselben beschlossen; Servilius hätte also entweder gar keines vorschlagen, oder denen die gewöhnliche Ehre geben sollen, denen man noch neue und ungewöhnliche schuldig sei⁽³¹⁾. Wenn, der Sitte gemäß, der Titel Imperator, einem Generale darum bisher gegeben worden, daß er habe tausend oder zwei tausend Spanier, Gallier oder Thracier erschlagen lassen; wie könnte man ihn jetzt verweigern, da so viele Legionen vernichtet, und eine solche Menge erlegt worden? — „Mit welchen Ehrenbezeugungen, sagte er, mit welchen Glückwünschen würden unsre Befreier selber aufgenommen worden sein, da mich gestern das römische Volk auf die Nachricht, von dem was sie gethan, wie im Triumphe auf das Kapitolium führte;

(³⁰) Ibid. 3. (³¹) Ibid. 4.

te; denn das ist ein wahrer Triumph, wenn die vereinte Stimme der Bürger denen ein öffentliches Zeugniß giebt, die sich um das Wohl der Gemeinheit verdient gemacht haben. Wenn sie also bei der allgemeinen Freude mir besonders Wohl wünschten, so ist dies eine laute Erklärung ihrer Gesinnung; wenn sie mir dankten, so wurde dieser Beweis noch stärker; thaten sie beides, so konnte mir nichts rühmlicheres widerfahren. — „Ich muß wider meinen Willen so viel von mir selber sprechen; die neulichen Beleidigungen zwingen mich dazu. — Die unverschämten Aufwiegler suchten, wie ihr alle wißt, den Verdacht gegen mich zu erwecken; ich trachte nach der Tyrannei; und dennoch war mein ganzes Leben dazu geweiht, die Republik dagegen zu beschützen. Ich, der den Catilina dieses Verbrechens wegen vernichtete, sollte plötzlich selber ein Catilina geworden sein? ⁽¹²⁾ Wenn ihre Verläumdung Glauben gefunden hätte, so würden sie auf mein Leben, wie auf einen Tyrannen einen Anfall gethan haben. — Die Sache erklärt sich selber, und sie wird zu rechter Zeit ganz ins Licht gestellt werden.“ — Er versicherte, er habe dies nicht deswegen gesagt, um sich vor denen zu entschuldigen, bei denen es ihm leid wäre, eine Schutzrede zu bedürfen; sondern um gewisse Personen von eingeschränkten Grundsätzen zu ermahnen, die Tugend guter Bürger als einen Gegenstand der Nachahmung, nicht des Neides

(12) Ibid. 5.

des zu betrachten; denn die Republik sei ein weites Feld, wo die Bahn zum Ruhme vielen offen stünde⁽³³⁾. Wenn Jemand mit ihm um den ersten Platz im Senate wetteifern wollte, so handelte er sehr thöricht, wenn er der Tugend das Laster entgegen stellen wollte. So wie das Wettrennen durch die größere Schnelligkeit im Laufen gewonnen werde, so könne auch nur die Tugend durch eine größere Tugend übertroffen werden. — Durch schlechte Vorschläge könne man nie über ihn siegen; durch gute sei es möglich, und er selber wolle sich darüber freuen. — Das römische Volk untersuche genau, wie Männer vom Senatorischen Range vorzitrten und handelten, und bilde darnach sein Urtheil über sie. — Sie würden sich noch alle erinnern, wie er im letzten December den ersten Schritt zur Wiederherstellung der Freiheit gethan; wie er seit dem ersten Januar über das allgemeine Wohl gewacht; wie stets bei Tag und Nacht seine Thür denen offen gestanden, die ihm Rath und Nachrichten brachten; wie er immer gegen eine Gesandtschaft an den Antonius gestimmt; wie er ihn immer für ihren Feind, und die gegenwärtigen Austritte für einen Krieg erklärt habe. So oft er aber des Ausdrucks Feind und Krieg sich bediente, so oft hätten die Consuln seinen Vorschlag von der Zahl der vorzutragenden ausgelassen⁽³⁴⁾. Das könne jetzt nicht mehr geschehen, denn eben der, welcher ein Dank

fest

(³³) Ibid. 6. (³⁴) Ibid. 7.

fest in Vorschlag gebracht, habe schon unvermerkt den Antonius für einen Feind erklärt; denn ein Dankfest sei nie anders beschlossen, als gegen einen Feind, und es sei nie anders als in einem wirklichen Bürgerkriege angestellt worden. Nun hätte es also entweder nicht dekretiren, oder zugleich die für Feinde erklären sollen, wegen deren Niederlage es gewährt sei. — Nachdem er die Verdienste der drei Generale Pansa, Hirtius, und Octavius, gepriesen, und gezeigt hatte, wie sehr jeder von ihnen den Namen Imperator verdiene, gab er seine Stimme für ein Dankfest von fünfzig Tagen im Namen dieser drei Generale⁽³¹⁾. Endlich sprach er auch über die Belohnungen, die den Soldaten gebührten, und besonders über die Ehrenbezeugungen für diejenigen, die ihr Leben für das Vaterland verlohren. — Er schlug vor, daß ihnen allen auf öffentliche Kosten ein schönes Denkmal errichtet würde, mit der Aufschrift ihrer Namen und ihrer Verdienste. Er brach selber in eine Lobrede der Verstorbenen aus. „O ein glücklicher Tod, sprach er, ist der Tod für das Vaterland, den wir der Natur doch zollen mußten! Ihr waret für euer Vaterland geböhren, dessen Name selbst vom Mars entlehnt ist; auch gab der Gott, der diese Stadt, zum Heil der Völker, entstehen hieß, das Leben zum Heile dieser Stadt. Der Tod auf der Flucht ist schimpflich; ehrenvoll ist er im Siege. Während jene ruchlos

sen

(³¹) Ibid. §. 9, 10, 11.

fen Elenden, die ihr erschlugt, die Strafe ihres Bruders mordes unter den Schatten der Unterwelt büßen, werdet ihr, die ihr euren Athem siegend verhauchtet, die Fluren der Seeligen durchwandeln. Das Leben, das uns die Natur gab, ist kurz; aber das Andenken eines edel verwendeten Lebens ist ewig dauernd. Wenn das nicht länger dauerte, als dieses Leben, wer wollte dann so thöricht sein, mit den größten Schmerzen und Gefahren den Preis des Ruhmes zu erringen? Euer Loos ist glücklich, ihr weiland tapfern, jetzt seligsten Soldaten; denn der Ruhm eurer Tugend kann nie vernichtet werden, weder durch die Vergessenheit derer, die noch leben, noch durch das Schweigen derer, die erst kommen; denn der Senat und das römische Volk haben euch mit eigener Hand ein ewiges Denkmal errichtet. Es gab grosse und berühmte Armeen in den punischen, galischen und italienischen Kriegen; aber nie wieder fuhr ihnen solche Ehre als euch. Ich wünschte, wir könnten euch noch grössere erweisen; denn ihr erwieset uns den größten Dienst. Ihr triebt den wüthenden Antonius zurück von dieser Stadt; ihr schlugt ihn, als er es wagte, umzukehren; darum soll euch ein herrliches Denkmal errichtet, und eure Geschichte darauf geschrieben werden, zum ewigen Zeugniß eurer götter-ähnlichen Tugend. Alle, die euer Denkmal sehen, werden von euch sprechen; und so habt ihr für dieses gebrechliche und sterbliche Leben die Unsterblichkeit errungen ⁽¹⁰⁾. — Er ers
neuerte

(10) Ibid. 12.

erneuerte darauf den alten Legionen die schon gegebenen Versicherungen einer genauen Erfüllung aller ihnen gemachten Versprechungen, sobald der Krieg zu Ende sei; und schlug vor, daß die Belohnungen, die den Erschlagenen würden ertheilt worden sein, wenn sie am Leben geblieben, ihren Eltern, Kindern, Frauen oder Brüdern gegeben werden sollten. Er brachte dies alles in die Form eines Dekrets; und es ward vom Senate bestätigt.

Antonius war durch seine Niederlage tief gebeugt; er hielt sich ruhig in seinem Lager, und beschloß nichts mehr zu wagen, sondern nur vertheidigungswelse zu handeln, und nur dem Feinde mit seiner Keuterei, womit er ihm überlegen war, zu schaden. Er hoffte noch Mutina zu erobern, denn er war auf das Aeusserste gebracht; und durch seine starken Verschanzungen alle Hülfe abzuhalten. Hirtius und Octavius hingegen, durch den Sieg muthig, waren entschlossen, alles zu wagen, um es zu befreien. Nachdem sie ein paar Tage dazu angewendet hatten, den besten Ort zu einem Durchbruch auszufinden, griffen sie mit solcher Wuth an, daß Antonius, um nicht die Stadt aufzugeben, seine Legionen aufmarschiren ließ, und sich in Schlachtsordnung stellte. Es begann ein blutiges und hartnäckiges Gefecht; des Antonius Truppen mußten weichen, aber sie machten jeden Schritt mit vielem Muth streitig; bis D. Brutus die Gelegenheit nutzte, einen Ausfall that, und den Sieg entchieden half. Hirtius nutzte den Vortheil sehr muthig;

er drang in des Antonius Lager, als er aber bis in die Mitte gekommen war, wurde er ohnweit des Generalzeltes erschossen. Pontius Aquila, einer von den Verschwornen, wurde auf derselben Stelle getödtet. Aber Octavius folgte mit einem Korps ihnen nach, nahm von dem Lager Besitz, und ließ die besten Truppen des Antonius fast alle niederhauen. Antonius floh mit seinen Reutern in größter Eile nach den Alpen zu. Einige Schriftsteller geben einen andern Bericht von dieser Schlacht, aber aus den Thatfachen, die Cicero angiebt, scheint zu erhellen, daß dieser der richtigere sei. Der Consul Pansa starb den Tag darauf an seinen Wunden zu Bononia ⁽¹⁷⁾.

(17) Ad Brut. 4. Ep. fam. 10. 33. 11. 13. Appian. 3. p. 372.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Unglückliche Folgen des Todes der Consuln Hirtius und Pansa — Schilderung dieser Männer — Cicero bemerkte bald die neue Wendung der Dinge — Rom Freude trinken — Die Stadthalter der Provinzen betheuren von neuem ihre Treue — Warum verfolgte D. Brutus den Antonius nicht gleich? — Des E. Antonius Rebellion in des M. Brutus Lager — Porcius Tod — Frühliche Nachricht von Dolabellas Niederlage und Tode — D. Brutus verfolgt den Antonius — Plancus glaubt den Lepidus für die Republik zu gewinnen — Wird hintergaan — Lepidus nimmt den Antonius auf — D. Brutus und Plancus sind zu schwach gegen sie — Octavius wird zweideutig — Lepidus wird für einen Feind erklärt — Briefe des Cicero und Brutus über Lepidus Kinder — Gefährliche Absichten des Octavius — Cicero arbeitet ihnen entgegen.

J. R. 710.
Cic. 64. **N**ach der gänzlichen Niederlage der Armee des Antonius glaubte das Volk, der Krieg sei zu Ende, und Roms Freiheit wieder hergestellt. Das wäre vielleicht erfolgt, wenn entweder Antonius im Treffen geblieben wäre, oder die Consuln es überlebt hätten; aber der Tod beider Consuln, den man im ersten Taumel der Freude über den Sieg nicht so lebhaft empfand, versetzte den Plänen des Cicero einen tödtlichen Streich, und wurde die unmittelbare Ursache des Untergangs der Republik (*). Hirtius war ein Mann von gelehrten Kenntnissen und einer feinen Ausbildung; er war mit Cäsars Planen vertraut, und Cäsar hatte

R 2

sein

(*) Ep. fam. 12. 25. ibid. 11. 9. 10.

sein Testament durch ihn aufsetzen lassen. Weil er aber ganz Cäsars Creatur, und vom Partheigeiste besetzt war, so war sein Augenmerk nur darauf gerichtet, die Macht, die ihn gehoben hatte, zu unterstützen, und seinem Gönner, nicht der Gemeinheit zu dienen. Als er im Anfange des bürgerlichen Krieges Tribun war, beförderte er ein Gesetz, das alle, die mit dem Pompejus in Waffen waren, von jedem öffentlichen Geschäfte oder Amte im Staate ausschloß ⁽²⁾. Seitdem hielten ihn die Pompejaner für ihren erbittertesten Feind. Pansa, dessen Vater vom Sylla proscribirt war ⁽³⁾, war dem Cäsar eben so eifrig ergeben; er verehrte in ihm das Haupt und den Wiederhersteller der Faktion des Marius, und diente ihm in allen Kriegen mit großer Zuneigung und Treue. Er war ein gesetzter, hiedrer und würdiger Mann; von Natur gemäßigter und wohlwollender als Hortensius; ihn rührte der Untergang seines Vaterlandes, und das Elend der unterdrückten Pompejaner; er rettete manche durch seine Menschenfreundlichkeit, und schenkte ihnen durch seine Vermittelung ihr Vaterland und ihre Güter wieder ⁽⁴⁾. Er gewann dadurch die Liebe des Volkes und die Achtung der Patrioten. Als Cassius seine epikureischen Grundsätze gegen Ciceros Vorwürfe vertheidigte, stellte den Pansa zum Muster eines ächten Epikureers auf, der sein Vergnügen, oder sein höchstes Gut

(2) Phil. 13. 16. (3) Dio 43. 271. (4) Ep. fam. 6. 12. ibid. 15. 17.

in tugendhaften Handlungen fände ⁽⁵⁾. Ehe sie noch das Consulat antraten, schilderte sie Quintus Cicero mit sehr schwarzer Farbe; als lächerliche Verschwender, denen man nicht die Regierung einer unbedeutenden Stadt, vielweniger eines Reiches anvertrauen könnte. Wenn sie nicht vom Staatsruder entfernt würden, so wäre die Republik verloren; Antonius würde sie leicht zur Theilnahme an seinem Verbrechen bewegen. Als er mit ihnen in Gallien gedient, habe er unglaubliche Beweise ihrer Weichlichkeit und Verschwendung, selbst vor dem Angesichte der Feinde, gesehen ⁽⁶⁾. — Einen großen Theil dieser Beschreibung müssen wir wohl auf die Rechnung der Gallische und des Reises des D. Cicero schreiben; denn was sie auch vorher für Leute mögen gewesen sein, so waren sie doch gute Consuln; und aus Liebe für den Cicero, und aus Achtung für sein Ansehen ließen sie sich bei allen wichtigen Angelegenheiten nach seinen Grundsätzen bestimmen. Sie waren überzeugt, daß die Absicht, den Tod des Cäsars zu rächen, die Republik in neue Verwirrung bringen würde; und daß sie aus keinem andern Bewegungsgrunde entspränge, als aus dem herrschsüchtigen Verlangem, Cäsars Platz zu besetzen; sie waren daher entschlossen, alle Versuche gegen den Frieden der Republik mit Gewalt zu hemmen. Sie befohlen freilich wegen ihrer langen Anhänglichkeit am Cäsar einige Vorurtheile für seine Parthei; und sie zö-

N 3

gerten

(⁵) *ibid.* 19. (⁶) *Ep. fam.* 16. 27.

gerthen so lange, zu den äussersten Mitteln zu schreiten, bis die friedlichen nichts mehr fruchteten. Cicero tadelte sie deswegen, aber nie setzte er Mißtrauen in sie; er beklagte sich über ihre Kälte und ihre Bedenklichkeit, die dem gemeinen Besten schasde; aber ohngeachtet sie andern verdächtig waren, so hielt er sie dennoch für ehrlich, wenn sie gleich nicht in allen Fällen nach seinen Wünschen handelten. Der Erfolg bestätigte sein Urtheil über sie; denn sie wagten nicht allein muthig ihr Leben für die Republik, sondern sie verlohren es auch; und bewiesen, daß sie die Männer waren, wofür sie Cicero immer gehalten hatte. Wenn er gleich dem Hirtius einige Vorwürfe macht, so sagt er doch vom Pansa, daß es ihm vom Anfange an nicht an Muth, und zuletzt nicht an Treue fehlte (*).

Wenn die Consuln die Früchte ihres Sieges erlebt hätten, so würde ihre Macht und ihr Ansehen hinlänglich gewesen sein, den Octavius in den Schranken seiner Pflicht zu halten; und die wankende Republik zu unterstützen, bis Brutus und Cassius

(*) Ad Brut. 3. ibid. 10. Der Senat ließ auf diesen Sieg verschiedene Schaumünzen schlagen; besonders eine dem Pansa zu Ehren. Auf der einen Seite war das Brustbild der Götin der Freiheit mit einem Lorbeerkranze, darunter die Worte Libertatis; auf der andern Seite, Roma sitzend auf der Beute der Feinde, einen Speer in der rechten Hand, einen Dolch in der linken, den Fuß auf eine Weltkugel setzend; die Götin des Sieges schwebte über ihr, und trug sie mit einem Lorbeerkranz; darunter die Inschrift: C. Pansa. C. F. C. N. Sieh Morel. Fam. Rom.

Cassius zu ihrer Hülfe herbeikommen, und Plancus und D. Brutus sich vereinigen, und ihr unter ihrem Consulate im folgenden Jahre eine feste Einrichtung geben konnten. Ihre Armeen zusammen mit den afrikanischen Legionen übertrafen jede Macht, die gegen sie aufgebracht werden konnte. Aber der Tod beider Consuln machte den Octavius übermächtig; denn er machte ihn zum Herrn beider Armeen, und besonders der Veteranen, die den D. Brutus nicht liebten, und nicht beredet werden konnten, ihm zu folgen. Alles war den Absichten des Octavius so angemessen, daß man allgemein auf die Vermuthung kam, er habe selber den Consuln von seinen Leuten die tödtlichen Wunden beibringen lassen. Man hatte bemerkt, daß er der erste war, der den Leichnam des Hirtius auf dem Schlachtfelde aufhob; einige schlossen daher, Hirtius sei von seinen eignen Soldaten getödtet worden; und Pansas Arzt Glyco wurde sogleich von seinem Quästor Torquatus in Verhaft genommen, weil er verdächtig war, er habe die Wunden des Consuls vergiftet ^(*). Der Hauptgrund dieser Vermuthung scheint von der glücklichen Uebereinstimmung des Vorfalles mit dem Vortheile des Octavius hergenommen zu sein; den M. Brutus hielt es für unmöglich, und bat den Cicero dringend, Glycos Befreiung zu befördern, und ihn vor jeder Beleidigung zu schützen; er sei ein würdiger bescheidener

R 4

ner

(*) Sueton. Aug. 11. Dio 46. 317. App. p. 572.

ner Mann, einer solchen Niederträchtigkeit unfähig; er habe durch Pansas Tod am meisten verloren.⁽⁹⁾

Cicero bemerkte bald die unglückliche Wendung, welche die Sache der Republik nehmen konnte; ein oder zwei Tage darauf, als er die Nachricht erhalten hatte, theilte er dem Brutus seine Besorgniß mit. Der junge Cäsar, schrieb er, hat eine vorzügliche Anlage zur Tugend; ich wünsche, daß ich ihn auf dem Gipfel seiner Ehre und seiner Macht eben so leicht regieren kann, als bisher. Es ist jetzt schwerer; dennoch verzweifle ich noch nicht; denn der Jüngling ist überzeugt, besonders durch mich, daß wir ihm unsre Erhaltung jetzt verdanken; und die Wahrheit zu gestehn, wenn er nicht zuerst den Antonius von der Stadt zurückgetrieben hätte, so wären wir alle verloren gewesen.⁽¹⁰⁾ Als aber Cicero bemerkte, daß Octavius täglich schwerer zu lenken würde, so ermahnte und beschwor er den Brutus in jedem Briefe, seine Armee nach Italien zu führen, das einzige Rettungsmittel unter den jetzigen Umständen. Um seinem Rathe Nachdruck zu geben, bewirkte er auch ein Dekret des Senats, das ihn und seine Legionen zur Vertheidigung der Republik zurückberief.⁽¹¹⁾

In Rom wurde die Aufmerksamkeit auf den Tod der Consuln durch die allgemeine Freude verdrängt. Des Antonius Freunde waren einige Zeit

(*) Ad Brut. 6. (**) Ad Brut. 3. (***) Ad Brut. 12.

so niedergeschlagen, daß sie sich dem Cicero im Senate gar nicht widersetzten. Er erwies hier den Verstorbenen, dem Hirtius, Pansa und Aquila alle erdenkliche Ehre; er bestimmte dem Cäsar eine Ovation, und fügte noch mehr Tage zu dem Dankfeste, zur Ehre des D. Brutus; und da seine Befreiung von ohngefähr an seinem Geburtstage sich ereignet hatte, so beschloß er, daß sein Name bei diesem Tage in den Festis, dem öffentlichen Staatskalender, aufgezeichnet werden sollte, zum ewigen Andenken an den Sieg. Die Anhänger des Antonius wurden für Feinde erklärt; Servilius selbst setzte den Ventidius unter die Zahl derselben, und schlug vor, man sollte dem Cassius das Kommando gegen den Dolabella geben; und Cicero fügte noch den Brutus hinzu, wenn er es der Republik zugänglich hielte ⁽¹²⁾.

Brutus und seine Freunde tadelten das Dekret einer Ovation für den Octavius ⁽¹³⁾; es scheint aber aus weisen und schlaun Absichten entworfen zu sein; denn es trug den Schimmer der Ehre, und beraubte ihn wirklich seiner Macht, wenn er Gebrauch davon machen wollte; denn sobald er nach Rom kam, so war sein Auftrag geendet, und er mußte seine Armeelassen. Aber in jenen unruhigen Zeiten galten weder Gesetze noch Gebräuche

R 5 bei

(¹²) Ad Brut. 5. it. 15. (¹³) Ad Brut. 15.

bei denen, die die Macht hatten, sie zu überschreiten.

Auch die Stadthalter der Provinzen wurden über des Antonius Niederlage so betroffen, daß sie dem Cicero ihre Standhaftigkeit und ihren Eifer für das gemeine Beste von neuem betheuertem. Besonders suchte sich Lepidus in sehr demüthigen Worten darüber zu entschuldigen, daß er es zugeben, daß seine beiden Legaten Silanus und Culeo dem Antonius nach Modena Hülfstruppen zu geführt hatten; und er bemühte sich, den Cicero zu überreden, sie hätten es wider seinen Befehl gethan. Wegen ihrer ehemaligen Verbindung mit ihm habe er sie zwar nicht mit der äußersten Strenge bestrafen wollen, aber er habe sie darauf nicht weiter in seinem Dienste gebraucht, ja sie selber nicht einmal in seinem Lager aufgenommen. Er meldete ihm, Antonius sei mit einer Legion und einer großen Menge unbewaffneter Menschen, aber mit seiner ganzen Reiterei, die sehr stark sei, in seiner Provinz angekommen; Ventidius habe sich mit drei Legionen zu ihm begeben; er marschire jetzt mit allen seinen Truppen gegen ihn; täglich kämen Kavalleristen und Infantristen vom Antonius zu ihm übergelaufen. — Er würde nie ermangeln, seine Pflicht gegen den Senat und die Republik zu erfüllen — Er dankte dem Cicero, daß er nicht den falschen Gerüchten, die sich von ihm verbreitet hätten, Gehör gegeben; vor allem aber dankte er für die Ehrenbezeugungen, die er ihm neulich des

retirt

festirt habe — Er bat ihn, alles von ihm zu erwarten, was man von einem ehrlichen Manne erwarten könnte; und ihn besonders unter seinem Schutze zu nehmen ⁽¹⁴⁾.

Pollio schrieb noch bestimmter: es sei jetzt keine Zeit zu verlieren; man müsse nicht erst die Befehle des Senats abwarten; alle die das Reich und den Namen des römischen Volkes zu retten wünschten, müßten jetzt zur Hülfe eilen. Nichts sei gefährlicher, als dem Antonius Zeit zu lassen, sich zu erholen. Er wolle weder die Republik verlassen, noch sie überleben — Er bedaure nur, daß er so weit entfernt sei, daß er nicht so schnell, als er wünsche, zu Hülfe kommen könnte ⁽¹⁵⁾.

Plancus meldete, er mache alle mögliche Anstalten, dem Iulienus Einhalt zu thun, wenn er in seine Gegend köme — Wenn Antonius ohne ein großes Heer anmarschirte, so würde er im Stande sein, gute Nachrichten von sich hören zu lassen, wenn ihn auch Lepidus aufnähme; läme er aber mit einer beträchtlichen Macht, so wolle er schon dafür sorgen, daß er in der Gegend keinen Schaden thun könne, bis er hinlängliche Hülfskräfte erhalten, um den Antonius ganz zu vernichten. Er stehe jetzt durch Vermittelung des Lutatius und Furnius in Unterhandlung mit dem Lepidus, ob er sich mit ihm zu einem Zwecke vereinigen

(14) Ep. Rom. 10. 34. (15) *ibid.* 33.

nigen wollte; seine Privatstreitigkeit mit dem Manne sollte ihn nicht abhalten, sich mit seinem größten Feinde für das Beste der Gemeinschaft zu verbinden ⁽¹⁶⁾. In einem andern Briefe spricht er mit großer Verachtung von den zerstreuten Truppen des Antonius; wenn sie gleich mit denen des Ventidius des Eseltreibers, wie er ihn nennt, vereinigt wären; und er hält sich überzeugt, wenn er gegen sie anrücken könnte, sie würden nicht eine Stunde Stand halten ⁽¹⁷⁾.

Die Sieger bei Modena wurden deswegen sehr getadelt, daß sie den Antonius hatten entkommen lassen. Aber Octavius hatte vom Anfang an keine Lust, ihn zu verfolgen. Er hatte seine Absicht erreicht; er hatte den Antonius so tief geführt, und sich so hoch erhoben, daß er die Bedingungen bei der Vertheilung des Reiches vorschreiben konnte. Von diesem Augenblicke an scheint er dazu den Plan entworfen zu haben; wenn Antonius ganz zugleich mit den Consuln wäre vernichtet worden, so würde wahrscheinlich die republikanische Parthei dem Octavius und Lepidus zu stark geworden sein. Lepidus besaß zwar eine gute Armee, aber er war ein feiger General ⁽¹⁸⁾; als man ihn antrieb, den Antonius zu verfolgen, ersand er Mittel zu verzögern, bis es zu spät war; und er hielt es für nützlicher, die Truppen der Consuln für sich zu gewinnen.

Cicero

(16) Ibid. 11. (17) Ibid. 13. (18) Vell. Pat. 2. 63.

Cicero war vorzüglich darüber unzufrieden, daß Antonius entkommen war. Er machte dem D. Brutus oft Vorwürfe deswegen; er sagte ihm, alle seine großen Verdienste um die Republik wären vergebens, wenn Antonius je wieder zu Kräften käme — Man erzählt in Rom, sagte er, und alle Welt glaubte es, Antonius sei mit wenigen unbewaffneten und muthlosen Menschen entflohen; er selber sei verzweiflungsvoll; aber wenn es so mit ihm steht, wie ich höre, daß ihr nicht wieder ohne Gefahr mit ihm euch schlagen könnt, so scheint er nicht von Modena geflohen zu sein, sondern nur das Theater des Krieges verändert zu haben. Das Publikum ist jetzt ganz anders gestimmt; einige klagen sogar laut darüber, daß Du ihn nicht verfolgest, und daß er hätte können ganz vernichtet werden, wenn man Ernst gebraucht hätte. So ist die Laune des Volkes und besonders des unfrigen; es mißbraucht seine Freiheit selbst gegen die, durch die es sie erhalten hat. Es ist übrigens Deine Sache, dafür zu sorgen, daß nicht gegründete Klagen statt finden. Wer den Antonius unterdrückt, der endet den Krieg. Was das zu sagen hat, kannst Du besser überlegen, als ich Dir deutlich schreiben ⁽¹⁹⁾.

D. Brutus zeigte in seiner Antwort die Gründe, warum er den Antonius nicht so schnell, als er wünschte, verfolgen konnte. „Ich hatte, schreibt er,

(¹⁹) Ep. fam. 11. 12.

er, weder Pferde noch Wagen; ich wußte nicht, daß Hirtius gefallen war; ich traute dem Cäsar nicht, bis ich mit ihm gesprochen hatte; so verfloß der erste Tag. Am nächsten Morgen berief mich Pansa nach Bononia; aber unterwegs erfuhr ich schon seinen Tod; ich eilte zu meiner kleinen Armee zurück, denn so kann ich sie mit Wahrheit nennen; sie ist sehr zusammengeschmolzen, und aus Mangel an allen Bedürfnissen in schlechten Umständen. Antonius gewann also zwei Tage voraus, und machte auf der Flucht weit stärkere Märsche, als ich im Verfolgen es konnte; denn seine Truppen eilten zerstreut, meine in Ordnung. Wo er durchgieng, öffnete er die Gefängnisse, führte die Männer mit sich fort, und hielt nirgends an, bis er nach Bada kam. Ich wünschte, Du hättest den Ort gesehen. Er liegt zwischen den Apenninen und Alpen, ist schwer zu passiren. Als ich noch dreißigtausend Schritte davon entfernt war, und Ventidius sich schon mit ihm vereinigt hatte, erfuhr ich seine Anrede an die Soldaten, worin er sie auffodert, daß sie ihm über die Alpen folgen sollten; er sei mit dem M. Lepidus einverstanden. Die Soldaten schrien ihm aber entgegen, besonders die des Ventidius, denn er selber hatte nur wenige, er müsse in Italien siegen oder sterben; sie baten ihn, er sollte nach Pollentia marschiren. Als er nichts über sie vermochte, verschob er seine Reise auf den folgenden Tag. Sobald ich das erfahren hatte, schickte ich gleich fünf Kohorten nach Pollentia voraus, und folgte selber nach. Mein
[Wort]

Bottraß kam eine Stunde früher nach Pollentia, ehe Trebellius mit seinen Reutern erschien. Ich freute mich sehr darüber; denn ich halte es so gut, wie einen Sieg ⁽¹⁰⁾.“

In einem andern Briefe sagt er, wenn er den Cäsar hätte bereben können, über die Apenninen zu gehen, so hätte er den Antonius so aufs Aeufferste bringen können, daß er eher noch durch Hunger als durch das Schwert umgekommen wäre. Aber Cäsar hätte sich nicht befehlen lassen, und hätte selber seinen Truppen nicht befehlen können. Beide Umstände wären sehr nachtheilig gewesen ⁽²¹⁾. Dieser authentische Bericht des D. Brutus widerlegt zwei Nachrichten, die von einem alten Schriftsteller mitgetheilt, und gewöhnlich von den neuern angenommen werden; erstens, daß Octavius nach dem Siege den Brutus nicht habe sprechen wollen, und daß ihm Brutus deswegen verboten habe, seine Provinz zu betreten, oder den Antonius zu verfolgen; zweitens, daß Pansa in seinen letzten Augenblicken zum Octavius geschickt, und ihm gerathen habe, sich mit dem Antonius gegen den Senat zu verbinden ⁽²²⁾. Es ist offenbar, daß noch am Tage des Sieges die beiden erstern sich wirklich sprachen, und zwar so freundschaftlich, daß Brutus sein Mißtrauen gegen Octavius

(21) Ibid. 13. (22) Ibid. 10. (23) Appian. 3. p. 573. Hist. Rom. par Catrou et Rouille T. 17. l. 4. p. 433. etc.

tavius ablegte; und Pansa starb so früh am nächsten Morgen, daß er nicht erst Zeit hatte, an die Aufforderung an Octavius zu denken; vielmehr steht man im Gegentheil, daß Pansa nicht zum Octavius, sondern zum D. Brutus schifte, als er den Tod sich nähern fühlte; und man muß vermuthen, er habe etwas zum Besten der Sache rathen wollen, für die er sein Leben verlor. Beide Geschichten sind umseitig später erdichtet, um des Octavius Ehre zu retten, und der plötzlichen Veränderung seiner Maßregeln, die er von diesem Augenblicke an befolgte, einen bessern Schein zu geben (33).

C. Antonius war noch als Gefangener beim M. Brutus. Dessen Nachgiebigkeit gab ihm die Mittel in die Hände, die Soldaten zu einem Aufbruch im Lager zu verleiten, der dem Brutus nicht wenig Unruhe machte. Die Soldaten bereuten aber bald ihre Verirrung, und ermordeten die Urheber;

(33) Wir besitzen noch eine Originalmünze, die diese Meinung bestätigt. Sie war in Rom wahrscheinlich geschlagen, vielleicht ließ sie Pansa selber bei seinem Ausmarsch nach Modena, oder vielleicht auch der Senat gleich nach Pansas Tode, zum Beweise der Einigkeit des Pansa und D. Brutus Albinus schlagen. Auf der einen Seite steht man einen Kopf eines Caelus, oder vielmehr des Pan, der auf Pansas Münzen häufig ist, und seinen Namen, C. Pansa; auf der andern Seite, Albinus Bruti. F. und zwei verschlungene Hände, die einen Caduceus halten, das Sinnbild der vertrauten Freundschaft und Eintracht. C. Famil. Fibia, in Baillant oder Morel.

heber; sie würden auch den Antonius getödtet haben, wenn ihn Brutus ausgeliefert hätte; dazu konnte er sich nicht entschließen, ob sich gleich Antonius zum zweitenmal so vergangen hatte. Aber unter der Drohung, daß er ihn würde in die See werfen lassen, schifte er ihn auf ein Schiff, um ihn zu verwahren, daß er weder Böses thun, noch etwas leiden könnte ⁽²⁴⁾. Brutus meldete es dem Cicero, und erhielt darauf folgende Antwort:

„Was ich über die Rebellion, die C. Antonius in der vierten Legion anstiftete, sage, wirst Du zum Besten aufnehmen. Ich bin mit der Strenge der Soldaten mehr zufrieden, als mit der Deinigen. Es freut mich, daß Du eine Probe von der Zuneigung Deiner Legionen und Deiner Recterei gesehen hast — Du lobst mich, daß ich den Antonius nach Gefallen verfolge; ich hoffe, Du denkst wirklich so; aber ich billige den Unterschied nicht, wenn Du sagst, daß wir unsern Haß mehr dadurch zeigen müssen, daß wir bürgerliche Kriege verhindern, als daß wir uns an den Besiegten rächen. Unsere Meinungen sind weit auseinander, ob ich gleich nicht minder zum Verzeihen geneigt bin, als Du; aber eine heilsame Strenge ist immer einem Gaukelspiele der Gnade vorzuziehen. Wenn wir zu leicht verzeihen wollen, so werden die bürgerlichen Kriege nie aufhören. Du magst das

(24) Dio 47. p. 340.

das überlegen. Ich kann von mir eben das sagen, was der alte Vater im Trinummus des Plautus: Meine Jahre sind bald dahin; es geht Dich am meisten an. Du wirst erliegen, Brutus, glaub' es mir, wenn Du nicht vorsichtig bist. Du wirst nicht immer eben dasselbe Volk, nicht eben den Senat und eben den Rathgeber des Senats vor Dir haben. Glaube, daß Dir dies das Orakel des Pythischen Apolls sagen läßt. Es kann nichts wahrer seyn ⁽²⁵⁾.

Des Brutus Gattin Porcia, von der die ältesten Schriftsteller eine tragische Geschichte erdichteten, wie sie sich auf die Nachricht von dem Unglücke ihres Gemals ermordet habe ⁽²⁶⁾, starb wahrscheinlich um diese Zeit in Rom, an einer auszehrenden Krankheit. Sie scheint schon sehr schwächlich gewesen zu sein, als Brutus Italien verließ; und siechied von ihm in der traurigsten Stimmung, als fühlte sie, es sei das letzte Lebenswohl. Plutarch erzählt, es sei noch zu seiner Zeit ein Brief des Brutus, wenn er anders ächt war, vorhanden gewesen, worin er ihren Tod beklagte, und sich über seine Freunde beschwerte, daß sie sich wenig um seine kranke Porcia bekümmert hätten. So viel ist gewiß, in einem Briefe an den Atticus spricht er von Porcias Krankheit, und dankt dem Atticus für seine Sorgfalt für sie ⁽²⁷⁾; und der
folgens

(²⁵) Ad Brut. 2. (²⁶) App. II. 699. Dio 47. 356.
Val. Max. 4. 6. (²⁷) Ad Brut. 17.

folgende Trauerbrief des Cicero an ihn kann schwerlich von einem andern Falle verstanden werden, als von ihrem Tode.

Cicero dem Brutus.

Ich würde den Dienst erwidern, den Du einst meinem von Kummer gebeugten Herzen erwiesest; ich würde Dich durch diesen Brief zu trösten suchen, wenn ich nicht wüßte, daß Du in Deiner Traurigkeit der Mittel nicht bedürfest, durch die Du meinen Schmerz mildertest. Ich wünsche nur, daß Du Dich selber so heilen mögest, als Du mich zu heilen vermochtest. Es ist ungedenkbar, daß ein solcher Mann als Du, das nicht selber erfüllen könnte, was er andern rath. Mich schreckten die Gründe, die Du aufstelltest, und der Eindruck Deines Rathes aus der übertriebenen Traurigkeit auf. Du schriebst mir in einem härteren Tone, als gewöhnlich, weil ich Dir meinen Verlust nicht so standhaft zu ertragen schien, als es einem Manne gebührte, besonders einem, der andre zu trösten pflegte. Aus Achtung und Furcht vor Deinem Urtheile sammelte ich mich; und was ich erfahren, gelesen und gelernt hatte, machte nun durch Deinen Rath belebt, mehr Eindruck auf mich. Ich mußte damals nur der Pflicht und der Natur Gehör geben; Du, mein Brutus, mußt jetzt dem Volke und der Bühne, wie man zu sagen pflegt, dienen. Auf dich sind nicht allein die Augen Deiner Armee, sondern auch die Augen aller Bürger

D 2 und

und fast aller Völker gerichtet; Dir, für den wir übrigen alle tapfer sind, ziemt es nicht, gebeugten Sinnes zu sein. Der Verlust des Unschätzbaren auf dieser Erde hat Dir eine Wunde geschlagen, sie muß schmerzen; denn es wäre ja schrecklicher, ohne Gefühl des Schmerzes zu sein, als ihn zu empfinden; aber wie Mäßigung allen Menschen nützlich ist, so ist sie Dir nothwendig. Doch wozu noch mehr Worte, es sind ja diese schon zu viel für Dich. Wir erwarten Dich und Deine Armee; ohne sie werden wir schwerlich unsere Freiheit behaupten, wenn auch alles übrige nach Wunsche sich ereignete ⁽¹¹⁾.

Als sich jetzt die Zeit der Wahl der Magisträte näherte, und besonders die Kollegien der Priester, wo viele Stellen offen waren, von neuem besetzt werden sollten; so entließ Brutus viele junge Leute von Stande von seiner Armee, damit sie sich als Kandidaten melden konnten; die beiden Vibulus, den Demitius, Cato und Lentulus, die er der Fürsorge des Cicero empfahl. Cicero wünschte, daß auch sein Sohn zurückkäme, und sich zum Priester wählen ließe; er schrieb an den Brutus, um seine Meinung darüber zu hören; wenn er es für gut fände, sollte er ihn gleich abschicken; wenn er gleich in seiner Abwesenheit könnte gewählt werden, so würde er doch sicherer seine Absicht erreichen, wenn er gegenwärtig wäre ⁽¹²⁾. Er berührte dies

(¹¹) Ibid. 9. (¹²) Ad Brut. 5.

sen kleinen Umstand in mehrern seiner Briefe; als er aber sah, daß die Zerrüttung der Ordnung täglich grösser wurde, so brachte er es dahin, daß die Priesterwahl aufs nächste Jahr verschoben wurde. Brutus hatte ihm indessen geschrieben, sein Sohn sei schon abgereist; er schickte ihm daher einen Posten entgegen, mit dem Befehle, ihn wieder zurück zu weisen, wenn er ihn auch schon an der Küste von Italien fände; denn nichts sei ihm angenehmer, und seinem Sohne ehrenvoller, als wenn er beim Brutus bliebe⁽³⁰⁾.

Bald nach dem Treffen bei Modena machte die Nachricht von Dolabellas Niederlage und Tode dem Cicero und seinem Freunde in Rom eine neue Freude. Dolabella hatte, nachdem ihm seine List gegen Trebonius gelungen, die Provinz alles Geldes und aller zum Kriege dienlichen Munition beraut, und war auf Syrien losgegangen, um seinen großen Plan auszuführen, zu dem er alle diese Zurüstungen gemacht hatte. Aber Cassius war ihm zuvor gekommen, hatte von dem Lande, und allen Truppen in demselben Besitz genommen, und war seinem Gegner weit überlegen. Dennoch drang Dolabella glücklich durch Cilicien, und kam vor Antiochien in Syrien an, wurde aber nicht eingelassen. Nach einem vergeblichen Versuche es einzunehmen, wurde er mit Verlust zurück geschlagen; darauf ging er nach Laodicea, das ihn eingeladen hatte, und

D 3

ihm

(30) Ad Brut. 14. It. 5, 6, 7.

ihm die Thore öffnete. Hier stieß Cassius auf ihn, und belagerte sogleich den Ort. Nachdem er Dolabellas Flotte in zwei bis drei Treffen geschlagen und zerstreut hatte, schloß er ihn sowohl zur See, als zu Lande fest ein. Als Dolabella kein Mittel zu entkommen sah, und sich die Stadt nicht länger halten konnte, tödtete er sich selber, um nicht lebendig in des Cassius Hände zu fallen, und das zu leiden, was er dem Trebonius gethan hatte. Cassius ließ großmüthig seinen Leichnam, so wie auch den Körper seines Legaten Octavius, der sich auch entleibt hatte, begraben⁽³¹⁾.

D. Brutus verfolgte indessen den Antonius, oder beobachtete vielmehr seine Bewegungen auf der Flucht. Ausser seinen eignen Truppen hatte er noch die neuen Legionen der Consuln bei sich, denn alle Veteranen hatten sich unter das Kommando des Octavius begeben. Wenn sich gleich Antonius mit dem Ventidius und seinen drei Legionen vereinigt hatte, so war Brutus doch noch stark genug, entweder mit ihm zu fechten, oder, was er lieber wollte, ihn zu verhindern, über die Alpen zum Lepidus zu gehen. Brutus verlangte daher vom Cicero, er solle dem Lepidus schreiben, daß er den Antonius nicht aufnehme; ob er gleich, wie er sich äußerte, überzeugt sei, daß Lepidus nie etwas Gutes thun würde. Er wünsche auch, daß Cicero den Plancus in seinem Vorsatze bestärkte; denn

et

(31) Ep. fam. 12, 13, 15. App. 4. 625. Dio. 47. 344.

er hätte aus Briefen des Antonius, die ihm in die Hände fielen, gesehen, daß Antonius noch nicht alle Hoffnung aufgab, ihn zu gewinnen, und daß er den Lepidus und Pollio sicher zu haben glaubte. Er gab dem Plancus sogleich Nachricht davon, und meldete ihm, daß er herbei eile, um sich mit ihm zu verbinden ⁽³²⁾. Aber er beklagte sich in allen Briefen über Mangel an Gelde, und über den schlechten Zustand seiner Armee; sie war der Zahl nach nicht zu verachten, wohl aber ihres innern Gehaltes wegen; denn sie bestand größtentheils aus Rekruten, denen alle nöthigen Bedürfnissen fehlten ⁽³³⁾. „Ich kann, schreibt er, meine Soldaten nicht länger erhalten. Als ich es zuerst unternahm, die Republik zu befreien, hatte ich dreimal hundert tausend Pfund eignes Vermögen; jetzt habe ich nicht allein nichts, sondern meine Freunde sind auch für mich verschuldet. Ich soll sieben Legionen unterhalten; bedenke wie schwer das wird; hätte ich auch Varros Schätze, so könnte ich es doch nicht bestreiten ⁽³⁴⁾. Er verlangte schnelle Unterstützung mit Gelde, und einige Legionen Veteranen, besonders die vierte und die martialische, die noch beim Octavius geblieben waren. Der Senat bewilligte ihm alles auf den Vorschlag des Drusus und Paulus, des Bruders des Lepidus ⁽³⁵⁾. Cicero schrieb ihm aber, alle, die diese Legionen am besten kannten, behaupteten, daß sie nicht würden berebet werden

(32) Ep. fam. 11. 9. Ibid. 11. (33) Ibid. 19. (34) Ib. 10. (35) Ep. fam. 11. 19.

können, unter ihm zu dienen; Geld sollte indeffen für ihn angeschafft werden. — Er machte die Bemerkung, wenn Lepidus den Antonius aufnehme, so würden wieder neue Gefahren drohen; aber Brutus müsse dafür sorgen, daß der Erfolg nicht furchtbar werde; er könne nicht mehr thun, als er schon gethan habe; er wünsche nur den D. Brutus als den größten und berühmtesten Mann zu sehen ⁽¹⁶⁾.

Plancus pflog mit dem Lepidus, wie wir hörten, eine Unterhandlung, um sich mit ihm gegen den Antonius zu vereinigen. Von Plancus Seite war Furnius der Vermittler; im Namen des Lepidus war es Laterensis, einer seiner Legaten, ein treuer Freund der Republik, voll Verlangen seinen General für sie zu gewinnen. Lepidus verstellte sich so gut, daß er sie glauben machte, es sei sein Ernst; Plancus brach daher eiligst auf, sich mit ihm zu verbinden. Er schrieb darüber dem Cicero folgendes.

Plancus dem Cicero.

Ich halte es der Republik zuträglich, Dir zu melden, was sich nachher zugetragen, als ich meine Briefe geschlossen. Meine Thätigkeit hat mir und der Republik, wie ich hoffe, Nutzen geschafft. Ich stand mit dem Lepidus vermittelst ununterbrochener Ge-

(16) Ibid. 14.

Gesandtschaften in Unterhandlung, er sollte den Pri-
vathatz vergessen, wir wollten uns aussöhnen, und
gemeinschaftlich der Republik zu Hülfe eilen. Er
möchte doch seine Kinder, er möchte Rom werther
halten, als einen verworfnen elenden Räuber; ich
wollte ihm zu jedem Dienste zu Gebote stehen. Es
gelang mir durch die Vermittlung des Laterensis.
Er gab mir sein Wort, er wolle den Antonius mit
den Waffen verfolgen, wenn er ihn nicht von sei-
ner Provinz zurück weisen könnte; er bat mich, zu
kommen, und meine Truppen mit den seinigen zu
verbinden; und das um so mehr, weil Antonius
eine starke Kavallerie, er selber nur eine kleine
Schwadrone besitze. Auch von seinen wenigen
Reutern waren noch einige Tage vorher zehn der
bessern zu mir übergegangen. Sobald ich sein Wort
hatte, säumte ich nicht länger; ich glaubte den Le-
pidus in seinen guten Entschliessungen unterstützen
zu müssen. Ich sah wohl, was meine Gegenwart
fruchten konnte; entweder konnte ich mit meiner
Reuterei die feindliche verfolgen und niederwerfen;
oder der Theil der Armee des Lepidus, der bestoa-
chen, und von der Republik abgelenkt ist, konnte
durch die Gegenwart meiner Armee in Schranken
gehalten werden. Ich ließ daher in einem Tage eine
Brücke über die Nere, den größten Fluß im Ge-
biete der Mobroger, schlagen, und führte meine
Armee am zwölften May hinüber. Als ich aber
hörte, daß L. Antonius voraus geschickt, und mit
der Reuterei und den Kohorten bei Forum Julii
angelaugt sei, so schickte ich ihm meinen Bruder mit

vier tausend Reutern entgegen; ich selber werde mit vier Legionen ohne schweres Gepäc und mit den übrigen Reutern in starken Märschen nachfolgen. Wenn ich nur für die Republik einiges Blut habe, so hoffe ich der Kühnheit der Verzweifelten und unserer Besorgniß ein Ende zu machen. Wenn der Räuber meinen Anmarsch zu früh erfährt, und sich wieder nach Italien zurück zieht, so ist es Brutus Sache, ihm ein Treffen anzubieten; und ich bin überzeugt, daß es ihm nicht an Klugheit und Muth fehlt. Wenn sich das ereignen sollte, so werde ich doch meinen Bruder mit der Reuterei dem Antonius nachschicken, damit er Italien vor Verwüstungen decke ⁽³⁷⁾.

Lepidus spielte die Rolle eines Verräthers, denn er war entschlossen, auf jede Gefahr dem Antonius beizustehen. — Wenn er ihn gleich eine zeitlang in einiger Entfernung hielt, und endlich nur von seinen eignen Soldaten gezwungen schien, ihn aufzunehmen; so war das blos eine Maske, um sicher Zeit zu gewinnen, bis sie sich mit Vortheil und Sicherheit verbinden könnten. Er ließ sich wahrscheinlich deswegen in Unterhandlungen mit Plancus ein, um ihn so nah herbei zu locken, daß er und Antonius ihn zwingen könnten, daß er sich mit ihnen verbände, ohne ihm einen Ausweg zu lassen. Als Plancus im Begriffe war, zum Antonius zu stoßen, der nur vierzig römische Meilen von

(37) Ep. fam. 10. 15.

von ihm stand, erhielt er die Nachricht von ihm, er möchte Halt machen, bis er selber zu ihm käme. Plancus ahndete nichts; und hielt es doch für besser, vorzurücken, bis ihm Laterensis, der die Lage der Sache entdeckt hatte, eiligst meldete, daß er weder dem Lepidus, noch seiner Armee trauen dürfte; er selber sei ohne Unterstützung; und er rath dem Plancus, sich zu hüten, daß er nicht in eine Schlinge gelockt würde, um der Republik seine Pflicht zu zollen; er habe sein gegebenes Wort erfüllt, indem er ihn gewarnt⁽¹⁰⁾.

Plancus meldete dem Cicero dies alles; er benachrichtigte ihn, daß Lepidus und Antonius am acht und zwanzigsten May zusammengestoßen, und noch an dem Tage gegen ihn aufgebrochen wären. Von dem allen habe er nichts erfahren, bis sie nur zwanzig Meilen von ihm entfernt gewesen. Er habe sich sogleich zurück gezogen, sei wieder über die Isere gegangen, und habe die Brücke niederreißen lassen, um Zeit zu gewinnen, alle seine Truppen zusammen zu ziehen, und sich mit seinem Kollegen D. Brutus zu vereinigen, den er in drei Tagen erwarte. — Laterensis, dessen Treue er ewig mit Dank anerkennen würde, habe an sich selber Hand gelegt, als er gesehen, daß er vom Lepidus hingerungen sei; er sei aber auf der That betroffen worden, und man habe noch Hoffnung, daß er wieder genesse. — Er verlangte, daß Octavius mit seiner

(¹⁰) Ibid. 21.

seiner Macht zu ihm geschickt werde; oder wenn er nicht selber kommen könnte, daß doch seine Armee ihm zugeführt würde, da doch sein eigener Vortheil so sehr davon abhinge. — Weil das ganze Korps der Rebellen nun ein Lager bezogen habe, so müsse auch die ganze Macht der Republik agiren ⁽³⁹⁾.

Lepidus schrieb den Tag nach seiner Vereinigung mit Antonius einen kurzen Brief an den Senat. Er ruft darin Götter und Menschen zu Zeus an, daß er nichts so sehr am Herzen habe, als das Wohl und die Freiheit der Republik; er würde davon im kurzen Beweise abgelegt haben, wenn ihm das Schicksal nicht zuvor gekommen sei. Seine Soldaten hätten ihn durch eine Reuterei gezwungen, eine so große Menge Bürger in seinen Schutz zu nehmen. Er bittet die Senatoren, allen privat Groll zu vergessen, und nur das Wohl der Republik zu bedenken, und seine und seiner Armee Mitschuldigkeit nicht als ein Verbrechen oder eine Verrätherci in dieser Zeit der bürgerlichen Zwietracht anzusehen ⁽⁴⁰⁾.

D. Brutus vereinigte sich indessen mit Plancus, der eine Zeitlang einmüthig mit ihm handelte; und sie hatten die Zuneigung der ganzen Provinz für sich. Diese Nachricht, die sie gemeinschaftlich nach Rom meldeten, flößte den Patrioten noch Muth

(39) Ep. fam. 10. 23. (40) Ibid. 35.

Muth und Hoffnung ein. Plancus schrieb dem Cicero; „Du kennst vermuthlich die Stärke unsrer Truppen; ich habe drei Legionen Veteranen, und eine neugeworbne, aber die beste von allen übrigen dieser Art; Brutus besitzt eine Legion Veteranen, eine andre die zwei Jahr gedient hat, und acht neugeworbne. Unsre ganze Armee ist also groß an Zahl, schwach an innerer Stärke; denn wir haben es oft theuer genug erfahren, wie wenig man sich auf Rekruten verlassen kann. Wenn sich die africanischen Truppen, alle Veteranen, oder Cäsars Legionen mit uns verbinden wollten, so würden wir gern eine Schlacht wagen. Weil nur Cäsars Truppen die nächsten sind, so habe ich nicht nachgelassen ihn zu bitten, mich zu versichern, daß er kommen würde; dennoch sehe ich wohl, er denkt nicht daran, und hat ganz andre Absichten. Ich habe unsern Freund Furnius noch einmal mit Briefen und Aufträgen an ihn geschickt, ob er vielleicht etwas über ihn vermag. Du weißt; mein theurer Cicero, ich liebe den jungen Cäsar so wie du; denn wegen meiner ehemaligen Vertraulichkeit mit seinem Oheim, war es meine Pflicht, ihm meine Gunst zu schenken; und so viel ich ihn zu beobachten Gelegenheit hatte, verdiente er es auch wegen seiner bescheidenen und sanftmuthigen Denkart. Nach einer so merkwürdigen Freundschaft mit C. Cäsar müßte ich mich schämen, wenn ich seinen adoptirten Sohn nicht als mein eignes Kind lieben wollte. Was ich aber jetzt schreibe, ist mehr eine Ergießung meines Kammers als einer bösen Absicht; das Antonius

tonius noch lebt, daß Lepidus sich mit ihm vereinigt hat, daß sie keine verächtliche Armee besitzen, daß sie noch Hoffnungen haben, und sie zu verfolgen wagen, das ist alles Cäsars Schuld. Ich will nicht des längst vergangnen erwähnen; aber wenn er zu der Zeit gekommen wäre, als er es versprach, so würde der Krieg entweder jetzt geendet, oder zum größten Nachtheil unsrer Feinde nach Spanien, eine ihnen ganz abgeneigte Provinz, gespielt sein. Ich kann es nicht begreifen, was für Gründe, oder wessen Rathschläge ihn von einer so rühmlichen, ja ihm so nöthigen und heilsamen Parthei ablenkten, und ihn auf den unglücklichen Gedanken brachten, ein zweimonatliches Consulat zum Schrecken des ganzen Volkes zu verlangen. Ich glaube, seine Freunde werden ihm und der Republik jetzt einen großen Dienst erweisen können; und vor allen du, dem er mehr verpflichtet ist, als irgend jemand, mich ausgenommen; denn ich werde es nie vergessen, daß ich dir am meisten schuldig bin. Ich habe dem Furnius aufgetragen, deswegen mit ihm zu unterhandeln; und wenn ich so viel über ihn vermöchte, als ich sollte, so würde ich ihm selber einen grossen Dienst thun. Wir haben indessen in dem Kriege einen schweren Stand; denn wir halten es weder für gut, eine Schlacht zu wagen, noch uns zurück zu ziehen, um nicht dem Feinde Gelegenheit zu geben, der Republik noch mehr zu schaden. Wenn aber Cäsar seine Ehre retten, oder die afrikanischen Legionen herbei eilen wollten, so würden wir euch von dieser Seite bald ohne Sorgen sehen. Ich bitte

bitte um deine fernere Freundschaft, und versichre dich, daß ich ganz der deinige bin ⁽⁴¹⁾."

Nachdem der Senat eine kurze Zeit über die Folgen der Vereinigung des Lepidus mit dem Antonius sich berathschlagen hatte, die Eintracht aber des D. Brutus und des Plancus ihm neuen Muth gab, und er sich auf ihre vereinte Macht verließ; so erklärte er am dreizehnten Jun den Lepidus für einen Feind. Er ließ die vergoldete Bildsäule, die er ihm neulich hatte errichten lassen, niederwerfen; ließ aber doch ihm und seinen Anhängern die Freiheit, vor dem ersten September zu ihrer Pflicht zurück zu kehren ⁽⁴²⁾. Die Gemahlin des Lepidus war eine Schwester des D. Brutus; er hatte mit ihr Söhne gezeugt, die durch das Dekret des Senats ihres Vermögens verlustig wurden, weil es die Güter des Vaters konfiszirte. Servilia, ihre Großmutter, und des Cassius Gemahlin, ihre Muhme, baten daher den Cicero auf das dringendste, er möchte entweder das Dekret verhindern, oder dafür sorgen, daß die Kinder davon ausgenommen würden; aber Cicero konnte ihnen nicht dienen; denn das erstere war nothwendig, das andre eine Folge des erstern. Er schrieb dem Brutus darüber folgenden Brief.

Cicero dem Brutus.

Ob ich gleich eben im Begriffe war, dem Messala Corvinus einen Brief an Dich mit zu geben,
so

(41) Ibid. 10. 24. (42) Ep. fam. 12. 10.

so wollte ich doch auch unsern Betus nicht ohne ein paar Worte an Dich abreißen lassen. Die Republik schwebt in großer Gefahr, lieber Brutus; des Lepidus Verbrechen und Wahnsinn zwingt uns noch einmal um den Sieg zu kämpfen, den wir schon in Händen hatten. Meine Sorge für die Republik macht mir Kummer genug; aber am meisten schmerzt es mich, daß ich die Bitte Deiner Mutter und Deiner Schwester nicht erfüllen konnte. Dir aber genug zu thun, woran mir alles liegt, das schien mir eher möglich. Des Lepidus Verbrechen war nicht geringer, als das des Antonius, ja noch größer nach dem allgemeinen Urtheile. Er, den der Senat mit den größten Ehrenbezeugungen überschäumte, der noch vor wenig Tagen die glatten Worte dem Senate sprach; er nahm nicht nur die Reste der Feinde auf, sondern begann auch den fürchterlichsten Krieg zu Wasser und zu Lande, vor dessen Ausgange wir noch zittern. Als wir ersucht wurden, der Kinder zu schonen, da gab uns keiner ein Pfand, daß wir nicht selber die schrecklichsten Strafen dulden würden, wenn der Vater dieser Kinder, was Jupiter verhüten möge! siegte. Ich weiß wohl wie hart es ist, die Verbrechen der Aeltern an den Kindern zu ahnden. Aber es ist eine weise Absicht der Gesetze, daß die Liebe für die Kinder, die Aeltern desto fester an die Republik fesseln soll. Lepidus ist daher selber grausam gegen seine Kinder, nicht der, welcher ihn für einen Feind erklärt. Wenn er auch seine Waffen niederlegte, und ihm dann der Prozeß wegen des gebrochenen

Lands

Landsfriedens gemacht würde, wo ihn gewiß keiner vertheidigen möchte; so würden doch seine Kinder dasselbe Schicksal haben, und seine Güter dem Fiskus zufallen. Aber Lepidus, Antonius und die übrigen Feinde drohen uns weit schrecklichere Dinge, als Deine Mutter und Deine Schwester von den Kindern abwenden möchten. Unsere größte Hoffnung ist jetzt auf Dich und Deine Armee gerichtet. Das Wohl der Republik und Deine eigne Ehre hängt davon ab, daß Du, wie ich Dir schon geschrieben habe, sobald als möglich, nach Italien eilest. Die Republik bedarf Deiner Hülfe und Deines Rathes gar sehr. Den Vetus habe ich wegen seines Diensteifers für Dich, wie Du es verlangtest, mit Vergnügen aufgenommen; und ich fand in ihm ganz den Mann, der für Dich und die Republik lebt. Meinen Sohn hoffe ich bald zu sehen; denn ich verlasse mich darauf, daß er mit Dir bald nach Italien kommt ⁽⁴¹⁾.

Brutus hatte schon, ehe er diesen Brief erhielt, von andern Freunden erfahren, was der Senat in Rom über Lepidus beschlossen habe. Er schrieb daher zu gleicher Zeit und über denselben Gegenstand an den Cicero.

Brut.

(41) Ad Brut. 12.

Brutus dem Cicero.

Die Furcht meiner Freunde zwingt mich auch für Lepidus besorgt zu sein. Wenn er sich von uns los gerissen hat (möchte es doch eine falsche und ungerechte Vermuthung sein) so bitte ich Dich inständigst, lieber Cicero, und beschwöre Dich bei unsrer Freundschaft und Deinem Wohlwollen gegen mich, vergiß, daß die Kinder meiner Schwester des Lepidus Kinder sind, und denke, ich sei an Vaters Stelle getreten. Wenn meine Bitte etwas vermag, so zweifle ich nicht, Du wirst alles für sie thun. Andere Verwandte mögen sich anders gegen die Andern betragen; ich kann meiner Liebe und Pflicht für die Kinder meiner Schwester nie genug thun. Was können mir aber biedere Männer noch zu Gesallen thun, wenn ich es anders verdiene; oder was vermag ich für meine Mutter, meine Schwester und die Kinder auszurichten, wenn der Oheim Brutus bei Dir und dem Senate nichts gegen den Vater Lepidus vermag? Aus Kummer und Unwillen kann ich und mag ich nicht mehr schreiben. Denn wenn ich bei einer so wichtigen und dringenden Sache Dich durch Worte bewegen sollte; so bliebe mir keine Hoffnung, daß Du das thun würdest, was ich wünsche, und was Du mußt. Fort also mit langen Bitten. Sieh auf mich selbst, wie ich es als privat Mann von meinem vertrauesten Freunde Cicero, und wie ich es ohne Rücksicht auf unsre Verbindung von dem ehrwürdigen Consularen zu erlangen hoffe. Ich bitte Dich, antworte

worte mir bald, was Du thun willst. Am ersten Jul. im Lager ⁽⁴⁴⁾.

Als Cicero aus diesem Briefe er sah, was er nicht geahndet hatte, daß Brutus sich so für seine Enkel verwendete, so bewog er den Senat, die Vollziehung des Dekrets, in sofern es dieselben anging, noch bis auf ruhigere Zeiten zu verschieben ⁽⁴⁵⁾.

Sobald sich Lepidus und Antonius vereinigt hatten, traten sie mit dem Octavius in Unterhandlungen, der seit dem Tode der Consuln des Cicero und des Senats wenig mehr achtete, und nur eine Gelegenheit mit ihnen zu brechen, zu wünschen schien. Er wartete aber noch eine Zeitlang, um zu sehn, was aus dem Antonius würde; und als er sah, daß er selber vom Lepidus aufgenommen und unterstützt wurde, so hielt er es für den besten Plan, sich mit ihnen zu vereinigen, und die Rache des Todes seines Oheims zu seiner eignen Sache zu machen. Anstatt den Krieg fortzusetzen, beredeten ihn seine Freunde, das Consulat zu verlangen, ob er gleich noch nicht über zwanzig Jahr alt war. Dieser Schritt erschreckte die Stadt; nicht weil ihm das Consulat eine neue Gewalt geben konnte, die er nicht schon durch seine Armee gehabt hätte; sondern weil er dadurch einen gefährlichen und unzeitigen Ehrgeiz verrieth, der auf die Verachtung der Gesetze und des Senats gegründet war. Vor allem aber erweckte er die gegründete Furcht,

P 2

... das

(44) Ibid. 13. (45) Ibid. 15. it. 12.

daß er etwas gegen die Freiheit unternehmen könnte; denn anstatt seine Armee gegen die Feinde zu führen, wo sie nöthig war, und verlangt wurde, marschirte er auf Rom los, als wolle er die Republik selber unterjochen.

Es wurde indeffen ein Gerücht im Reiche verbreitet, Cicero sei zum Consul gewählt. Brutus erwähnt desselben in einem Briefe, und sagt; wenn ich je den Tag erlebte, dann würde ich mir das Bild der wahren Republik vorstellen, die durch ihre eigene Kraft besteht⁽⁴⁶⁾. Es ist gewiß, Cicero würde einstimmig vom Volke zum Consul ernannt worden sein, wenn er es verlangt hätte; aber in so unruhigen Zeiten, würde ihn nur der Titel des höchsten Magistrats ohne wirkliche Macht unmittelbaren Gefahren und Beleidigungen von den Truppen noch mehr ausgesetzt haben; denn ihre Verwegenheit und ihre Forderungen waren, wie er selber klagt, unerträglich geworden⁽⁴⁷⁾. Einige alte Schriftsteller erzählen, und die Mäner sprechen es nach, Cicero sei vom Octavius durch die Hoffnung, daß er ihn zu seinem Kollegen machen, und sich ganz von ihm wolle leiten lassen, verblendet worden, seine Ansprüche auf das Consulat zu unterstützen⁽⁴⁸⁾. Seine eignen Briefe bewiesen das Gegentheil; sie zeigen, daß er den Absichten des Octavius am meisten entgegen war, und daß er am meisten ihn davon abzurathen suchte. „Den Cäsar, schreibt er an Brutus, der sich bisher durch meinen Rath lens

(46) Ad Brut. 4. (47) Ibid. 10. (48) Plutar. in Cio.

ten ließ, und der wirklich vortrefliche Anlagen, und eine bewunderungswürdige Festigkeit hat, haben einige Menschen durch schlechte Briefe, Bottschaften und falsche Nachrichten verleitet, daß er sich sichere Hoffnung auf das Consulat macht. Sobald ich es erfuhr, ließ ich nicht nach, ihn in seiner Entfernung zu ermahnen, und seinen gegenwärtigen Freunden Vorwürfe zu machen, die seinen Ehrgeiz anzufachen scheinen. Ich trug kein Bedenken, dem Senate die Quelle solcher verrätherischen Rathschläge zu zeigen; und der Senat, so wie die Magisträte, nahmen sich nie besser, als bei dieser Gelegenheit; denn es hat sich noch nie zugetragen, daß weder ein Tribun, noch ein andrer Magistrat, so wenig wie ein privat Senator den Vorschlag für eine außerordentliche Ehrenbezeugung thun wollte, die einem mächtigen, oder vielmehr dem mächtigsten Manne (denn die Macht wird ja jetzt nach der Stärke der Waffen gemessen) beschloffen werden sollte. Aber bei aller dieser Standhaftigkeit ist doch die Stadt sehr besorgt; denn, lieber Brutus, wir werden von den zügellosen Soldaten, und von den vermegnen Generalen gemißhandelt. Jeder wünscht so viel Gewalt im Staate zu haben, als er Kraft hat, sich zu erzwingen; weder Vernunft, noch Mäßigung, weder Gesetze, noch Sitten oder Pflichten werden geachtet; nicht die Meinung der Mitbürger, nicht die Schande vor der Nachwelt⁽⁴⁷⁾."

(47) Ad Brut. 10.

Fünfzigstes Kapitel.

Octavius erwinat sich das Consulat — Sucht Handel mit dem Cicerone und dem Cicero — Plancus wird ein Verräther — Decius Brutus flieht und wird ermordet — Octavius fodert die Mörder des Cäsar vor Gericht — Cicero fodert den Brutus und Cassius auf, nach Italien zu eilen — Sein Brief an den Brutus — Warum ißgerte Brutus? — Die Staatskasse ist erschöpft, die Virracer scheuen neue Auflagen — die in Luxus versunkenen Römer wagen nichts für ihre Freiheit — Brutus wälzt die Schuld des Unheils auf den Cicero — Gefinnung und Handlungsweise beider Männer aus ihren eignen Briefen dargestellt.

Es ist sehr merkwürdig was Cicero in seinen Briefe an den Brutus sagt, daß weder ein Magistrat, noch ein Senator den so mächtigen jungen Cäsar zum Consulate vorschlagen wollte. Der

J. R. 710. Cic.
64. Conf. C.
Cäsar Octavio-
nus. A. De-
cius.

Unttrag wurde daher von einer Abgesandtschaft seiner Offiziere gemacht; und als ihn der Senat kälter aufnahm, als sie erwartet hatten, warf der Hauptmann Cornelius seinen Mantel zurück, zeigte auf sein Schwert, und erklärte kühn, wenn sie den Octavius nicht zum Consul machen wollten, so sollten sie gezwungen werden. Octavius machte aber den Bedenlichkeiten bald ein Ende; er rückte mit seinen Legionen feindlich auf die Stadt los ⁽¹⁾. Nun wurde er mit seinem Vetter, dem N. Peditus, der auch an seines Oheims Nachlaß Theil

(*) Sueton. Aug. 26.

Theil nahm, im Monate Sextilis zum Consul gewählt. Dieser Monat wurde nachher zum Andenken an den glüklichen Anfang seiner Ehrenstellen nach seinem Zunamen Augustus genannt ⁽²⁾.

Sein erstes Geschäft nach dem Antritte seines Amtes war, daß er die Staatskasse, die er in Rom fand, in Beschlag nahm, und unter seine Truppen vertheilte. Er beklagte sich laut über den Senat, daß er, anstatt seiner Armee, die ihnen dekretirten Belohnungen zu geben, nur neue Gesfahren für sie auffuche, und sie in einen neuen Krieg gegen Lepidus und Antonius verwickeln wollte; und daß er ihm nicht einen Platz unter den Senatoren gegeben, die nach dem Kriege den Legionen Ländereien anweisen sollten ⁽³⁾. Er hatte aber keine gegründete Ursache zu diesen Klagen; denn diese Belohnungen waren nicht eher bestimmt ausgetheilt zu werden, bis der Krieg ganz zu Ende wäre, und Cäsar wurde nicht aus vorseßlicher Vernachlässigung von dem Auftrage ausgeschlossen, sondern alle, die eine Armee kommandirten, wurden nicht dazu genommen, weil man es für bedenklich hielt; wenn gleich Cicero anderer Meinung war, und ihnen das Geschäft verschaffen wollte. D. Brutus und Plancus waren eben so gut ausgeschlossen, als Octavius, und beide scheinen auch darüber unzufrieden gewesen zu sein. Cicero, der einer der Deputirten war, suchte daher einen uns

P 4

vors

(2) Sueton. Aug. 31. (3) Appian. 3. 581.

vorsichtigen Schritt, der so viel Anstoß gab, gut zu machen, indem er seine Kollegen zurüthlelt, etwas Wichtiges vorzunehmen, bis Cäsar und die übrigen angekommen wären (*).

Weil aber Cäsar gesonnen war, eine ganz andre Seite zu zeigen, so ergriff er gern jede Gelegenheit, sich mit dem Senate zu überwerfen. Er warf den Senatoren vor, sie hätten ihn einen Quasben genannt, und als einen solchen behandelt (*); er fand selbst einen Vorwand mit dem Cicero zu brechen, den er nach allen den Diensten, die er von ihm empfangen hatte, jetzt seinen Absichten zufolge verlassen mußte. Einige Angeber hatten ihm hinterbracht, Cicero habe von ihm in zweideutigen Ausdrücken gesprochen, die man sowohl von seiner Beförderung als auch von seiner Vernichtung verstehen könnte. Octavius ergriff diese Nachricht sehr gern, gleichviel woher, und legte sie zum schlimmsten aus. D. Brutus gab dem Cicero zuerst in folgendem Briefe davon Nachricht.

Der Imperator und erwählte Consul D. Brutus dem M. T. Cicero.

Was ich für mich nicht empfinde, macht mich jetzt meine Liebe und Dankbarkeit für Dich fühlen, das ist die Furcht. Was ich schon oft gehört, und

(*) Ep. fam. 11. 21. it. 10. 23. (*) Dio 46. 318
Suet. Aug. 12.

und nicht gleichgültig aufgenommen hatte, daß sagte mir auch so eben Labo Segulius, ein Mensch, der seinen Charakter nie verleugnet, daß er beim Cäsar gewesen, und daß von Dir viel gesprochen worden; Cäsar habe sich sonst nicht über Dich beklagt, außer daß Du von ihm zweideutig gesprochen hättest, der Jüngling müsse gelobt, geehrt und erhöht werden ⁽⁶⁾; er wolle aber schon auf seiner Hut sein. Ich bin überzeugt, Labo hat es ihm selber gesagt, oder selber erlogen; aus des Jünglings Kopfe kommt es nicht. Labo wollte mich überreden, die Veteranen sprächen sehr schlecht von Dir, und es drohe die Gefahr von ihrer Seite; sie wären am meisten darüber aufgebracht, daß weder Cäsar noch ich unter die Zahl der zehn Deputirten aufgenommen wären, und daß ihr alles nach Willkür einrichtet. Ich war schon auf dem Marsche, als ich dies hörte; aber nun hielt ich es für gut, nicht eher über die Alpen zu gehn, bis ich erst hörte, wie die Sachen mit euch stehen, u. s. w. ⁽⁷⁾.

¶ 5

Hiers

(*) Laudandum adolescentem, ornandum, tollendum. Das letztere kann freilich im guten und schlimmen Sinne genommen werden; denn es heißt so viel, als emporheben zu Ehrenstellen, und von der Erde wegraffen. Dieser so kräftige demokratische Ausdruck, der so viel Wahres enthalten kann, verliert in jeder Uebersetzung; ich wünsche gern, daß der deutsche Ausdruck erhöhen, eine zu niedrige Anspielung auf einen Paternersfaß oder einen Galgen enthält.

(7) Ep. fam. II. 20.

Hierauf antwortete Cicero:

„Die Strafe der Götter komme über diesen Segulius, den größten Schurken, der je gewesen ist, oder kommen wird. Glaubst Du, daß er diese Erfindung bloß Dir und dem Cäsar erzählte? Nein, allen Menschen, die er sprechen konnte. Ich danke Dir übrigens, lieber Brutus; denn es ist ein Beweis Deiner Freundschaft, daß Du mir die Sache schreibst, so unbedeutend sie auch sein mag. Segulius sagt also, die Veteranen beklagten sich, daß weder Cäsar noch Du zu der Kommission gewählt wären; ich wollte, ich wäre es auch nicht; denn es macht mir wahrhaftig viel Unruhe. Als ich vorschlug, daß die Generale der Armeen mit gewählt werden sollten, da widersetzten sich die Männer, die mir immer zu widersprechen pflegten. Du würdest also ganz wider meinen Willen aus geschlossen (*).“

Die Erfindung des Wortspiels behandelte er, wie wir sehen, zu verächtlich, als daß sie eine Widerlegung verdiente, und es ist auch wirklich unglaublich, daß ein Mann von seiner Klugheit je so etwas sollte gesagt haben. Hätte er je so einen Gedanken gehabt, oder hätte er je einen solchen Wink bei einer Gelegenheit hingeworfen, so würden wir ihn mit Recht in seinen Briefen an Brutus suchen können; aber er redet vielmehr immer vom

Octas

(*) Ibid. 21.

Octavius in sehr vortheilhaften Ausdrücken, selbst da, wo er dadurch Anstoß geben konnte. Es war aber etwas sehr gewöhnliches, daß ihm Gedanken zugeschrieben wurden, die er nie gesagt hatte; ein solcher war auch dieser, der erfunden war, um dem Octavius Mißtrauen einzusößen, oder ihm Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Cicero zu brechen, welches er in seiner jetzigen Lage wünschte. Weil die Erzählung unter das Publikum kam, und man vermuthete, daß sie bei Octavius Glauben gefunden habe, so müssen wir uns nicht wundern, sie bei spätern Schriftstellern, beim Vellejus und Suetonius zu finden; aber dennoch bemerkt der letztere, daß ihre Richtigkeit zweifelhaft sei (*).

Indem die Stadt über Cäsars Annäherung mit den Legionen in der äußersten Bestürzung war, landeten zwei Legionen Veteranen aus Afrika in der Mündung der Tiber, und wurden als eine vom Himmel gesendete Hülfe aufgenommen. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn sie wurden gleich nach der Landung von den andern Soldaten bestochen, verließen den Senat, und giengen zum Cäsar über. Zur selbigen Zeit kam auch Pollio mit zwei seiner besten Legionen aus Spanien dem Antonius und Lepidus zu Hülfe. Alle Veteranen des westlichen Theiles des Reiches bildeten nun ein Corps, um den Tod ihres ehemaligen Generals zu rächen.

Die

(*) Vell. Pat. 2. 62. Suet. Aug. 12.

Die Eintracht aller dieser Heere, und die uners wartete Wendung, die des Antonius Lage nahm, machte auch des Plancus Treue wanken, und bewog ihn endlich, seinen Kollegen D. Brutus zu verlassen, mit dem er bisher, wie es schien, so einmüthig gehandelt hatte. Pollio kapitulierte sehr vortheilhaft für sich mit Antonius und Lepidus, und begab sich bald mit allen seinen Truppen in ihr Lager.

Da nun D. Brutus ganz verlassen war, und nur eine dürftige und meuterische Armee besaß, die jeden Augenblick gefaßt war, ihn zu verrathen, oder ihn den Feinden auszuliefern; so hatte er keinen Weg, sich zu retten, mehr übrig, als zu seinem Namensgenossen nach Macedonien zu fliehen. Aber die Entfernung war so groß, und der Weg so beschwerlich, daß er oft seinen Weg verändern mußte, um nicht gefangen zu werden. Endlich entließ er seine ganze Begleitung, wanderte eine Zeitlang allein und verkleidet in kläglichen Umständen, bis er sich einem alten Gastfreunde anvertraute, dem er ehemals Gefälligkeiten erwiesen hatte. Hier wurde er entweder durch Verrätherey oder von ohngesaher von den Soldaten des Antonius entdeckt. Sie tödteten ihn, und schickten seinen Kopf ihrem Generale ⁽¹⁰⁾.

Einige

(10) Vell. Pat. 2. 64. App. 3. 581. Max. 9. 13.

Einige alte Schriftsteller haben des D. Brutus Andenken mit dem Vorwurfe entehrt, daß er den Tod mit einer schimpflichen Feigheit empfangen habe, unwürdig eines Mannes, der den Cäsar ermordet und Armeen kommandirt hatte. Aber ihre Nachrichten sind so verschieden, und dem Charakter seines ganzen Lebens so widersprechend, daß wir mit Grund vermuthen dürfen, sie sind von denen erfunden, die gern den Mördern des Cäsars alle Schmach anthun wollten ⁽¹¹⁾.

Die Parthei der Republikaner erschrak am meisten über ein Gesetz, das Cäsar erfannt, und durch seinen Kollegen Pedius publiciren ließ, dem zufolge alle diejenigen, die an Cäsars Morde durch Rath oder That Theil genommen, vor Gericht gefodert wurden. Die Verschwornen wurden sogleich von verschiedenen Klägern belangt, und da es keiner wagte, auf die Vorladung zu erscheinen, so wurden sie alle verurtheilt; ein zweites Gesetz verbot ihnen Feuer und Wasser. Auch Pompejus, der an der That keinen Antheil hatte, wurde als ein unversöhnlicher Feind der Parthei des Cäsars mit verurtheilt. Hierauf vertheilte Cäsar die Vermächnisse seines Oheims unter das Volk, um es die Willkür seines Gesetzes vergessen zu machen ⁽¹²⁾.

Cicero hatte es vorher gesehen, daß die Sachen diese Wendung nehmen, und auch Plancus ein Verräther

(11) Senec. Ep. 82. 543. Dio 46. 325. (12) App. 2. 536. Dio 46. 322.

Verräther werden könnte; deswegen drang er uns ablässig in den Brutus und Cassius, sie sollten nach Italien eilen; das sei das wirksamste Mittel, dem Uebel zuvorzukommen. Jeder Schritt, den Cäsar that, bestätigte seine Ahnungen, und machte, daß seine Vorstellungen desto heftiger wurden, besonders seit sich Antonius und Lepidus vereinigt hatten. — „Eile zu uns, schrieb er dem Brutus, ich bitte Dich, und fordre den Cassius auf, dasselbe zu thun. Wir haben keine Hoffnung der Freiheit mehr, als in Deinen Truppen ⁽¹⁾. Wenn Du einige Achtung für die Republik hast, für die Du geboren warest, so mußt Du augenblicklich aufbrechen. Der Krieg ist durch des Lepidus Unbeständigkeit erneuert; Cäsars Armee, die die beste war, hilft uns nicht mehr, sondern zwingt uns sogar, die Deinige zu fodern. Da ist kein Mann, dem wir einen Bürger nennen können, der nicht in Dein Lager eilen wird, so bald Du Italien betrittst. D. Brutus ist glücklicher Weise mit Plancus vereinigt; aber Du weißt wohl, wie veränderlich die Menschen sind, wie angesteckt vom Partheigeist, und wie ungewiß der Erfolg des Krieges. Ja sollten wir siegen, wie ich hoffe, so werden wir Deines Rathes und Deines Ansehens bedürfen, um die Ordnung herzustellen. Hilf uns also um der Götter willen; und so bald als möglich; sey versichert, daß Du dem Vaterlande an den Jous des März als

(1) Ad Brut. 10.

als Du es von der Sklaverei befreitest, keinen größern Dienst thatest, als Du ihm thun wirst, wenn Du jetzt eiligst kommst. (14)."

Nach vielen Vorstellungen dieser Art schrieb er endlich folgenden Brief.

Cicero Dem Brutus.

Nachdem ich Dich so oft in meinen Briefen aufgefodert hatte, Du möchtest der Republik zu Hülfe eilen, und Dein Heer nach Italien führen, und ich nicht dachte, daß Deine Angehörigen irgend ein Bedenken dagegen haben würden; ließ mich Deine Mutter, diese so kluge und thätige Frau, die ihre ganze Sorgfalt auf Dich richtet, an vier und zwanzigsten Jul. zu sich rufen. Ich gieng ohne Verzug, wie es meine Pflicht war, zu ihr. Ich fand dort den Cassa, Labro und Scaptius. Sie fragte mich um meine Meinung; ob wir Dich herüber rufen sollten; ob Dir das nützlich sein könnte; oder ob es für Dich besser sein könnte, zu verzögern. Ich antwortete, was ich Deiner Würde und Achtung am angemessensten glaubte, daß Du so bald als möglich, der sinkenden Republik zu Hülfe eilen müßtest. Welches Unglück müssen wir nicht von einem Kriege erwarten, in welchem die siegenden Heere den fliehenden Feind nicht verfolgen wollen? in welchem ein unverlegter Feldherr, der die größten Ehrenbezeugungen, das größte Vermögen, eine Gattin und Kinder, die mit Dir verwandt sind,

sind,

(14) Ibid. 14.

Und, besigt, der Republik den Krieg ankündigt? Ja, was soll ich sagen, wo bei einer solchen Eintracht des Senates und Volkes doch so viel Unheil innerhalb der Mauern statt findet? Und der bitterste Schmerz, der mich durchdringt, indem ich dies schreibe, ist der, daß ich mich der Republik für einen Jüngling, ja für einen Knaben, möcht' ich sagen, verbürgte, und daß ich nicht sehe, wie ich mein Wort erfüllen werde. Das Pfand des Herzens und des Verstandes für einen andern, besonders in einer wichtigen Angelegenheit, sagt mehr, als eine Verschreibung für baar's Geld. Dies kann bezahlt werden, und ist nur ein Verlust in der Haushaltung, der sich verschmerzen läßt; aber wie kann man das abtragen, wofür man der Republik gut gesagt, wenn der es nicht zugeben will, für den man gut sagte? Noch scheint sein Herz guter Eindrücke fähig zu sein; aber der Jüngling ist wandelbar; ihn zu verführen lauren viele, die mit dem Phantom der falschen Ehre seinen Scharfsinn zu täuschen hoffen. So kommt denn zu allen meinen Sorgen auch diese noch hinzu, daß ich alle Künste gebrauchen muß, den Jüngling zu zügeln, daß mich nicht der Vorwurf, mich übereilt zu haben, treffe. Und was wäre denn diese Ueber-eilung? ich habe ihn selber, für den ich gut sagte, mehr zum Pfande gesetzt, als mich. Es kann auch die Republik noch nicht gereuen, daß ich für den Jüngling gut sagte, der sowohl aus eigenem Antriebe, als meinem gegebenen Worte getren, für uns handelte.

Über

Aber wenn ich mich nicht irre, der schwierigste Knoten in unsrer Republik ist, der Mangel an Gelde. Die besten Bürger schandern jetzt täglich vor dem Namen Auflagen; alles was, so drückend für die Reichen, durch die Steuer der zwölf Procente aufgebracht war, ist allein zur Belohnung zweier Legionen verwendet worden. Und dennoch stehen uns noch große Ausgaben bevor, sowohl für die Armeen, mit denen wir uns jetzt vertheidigen, als für die Deinige. Unser Cassius scheint ohne unsre Unterstützung kommen zu können. Aber über dies und viele andre Dinge wünsche ich sobald als möglich, selber mit Dir sprechen zu können. In der Sache der Kinder Deiner Schwester habe ich Dein Schreiben nicht erst abgewartet. Die Zeitumstände selber, denn der Krieg wird sich in die Länge ziehen, machen, daß die Sache auf Dich wartet. Aber gleich vom Anfange, als ich die Dauer des Krieges nicht vorhersehen konnte, habe ich doch die Angelegenheit der Kinder im Senate so geführt, wie Du wohl aus Deiner Mutter Briefen wirst ersehen haben. Nichts, was Dich angeht, kann sich ereignen, wofür ich nicht selbst mit Gefahr meines Lebens das sagen oder thun würde, was ich glaube, es sei nach Deinem Wunsche, oder zu Deinem Vortheile ⁽¹⁵⁾.

Am

(15) Ad Brut. 18.

Viertes Band.

An den Cassius schrieb er: „Wir wünschen Dich, sobald als möglich, in Italien zu sehen; wir werden glauben, die Republik wieder gewonnen zu haben, wenn Du bei uns bist. Wir hätten herrlich gesiegt, wenn nicht Lepidus den geschnagnen, entwaffneten und fliehenden Antonius aufgenommen hätte. Lepidus wird daher jetzt mehr gehaßt, als Antonius; denn dieser fieng einen Krieg zur Zeit der allgemeinen Zerrüttung an, jener, als er den Frieden und den Sieg in den Händen hatte. Wir müssen ihm unsre erwählten Consuln entgegen stellen, auf die wir große Hoffnung setzen, aber nicht ohne ängstliche Sorge über den ungewissen Erfolg eines Treffens. Sei also versichert, daß wir uns ganz auf Dich und Brutus verlassen; daß ihr beide erwartet werdet, und zwar Brutus unmittelbar ⁽¹⁶⁾.

Aber nach allen diesen wiederholten Vorstellungen des Cicero scheint doch weder Brutus noch Cassius daran gedacht zu haben, mit ihren Armeen nach Italien zu gehn. Cassius konnte wegen der größern Entfernung nicht sobald kommen, und wurde auch nicht so erwartet als Brutus, der vor der Schlacht bei Modena alle seine Legionen an die Küste nach Apollonia und Pyrrhachium geführt hatte, und den Erfolg des Treffens abwartete, bereit nach Italien zu segeln, wenn seine Gegenwart nöthig wäre; wofür ihm Cicero großes Lob theilte.

(16) Ep. fam. 12. 10.

theilte (17). Nachdem er des Antonius Niederlage erfahren, glaubte er, alle Gefahr sei gehoben, und marschirte nach den entferntern Gegenden von Griechenland und Macedonien, um sich den Operationen des Dolabella zu widersetzen. Seit der Zeit schien er taub gegen die Aufforderungen des Senats und gegen Ciceros Briefe, die ihn so dringend zur Hülfe riefen. Es ist schwer, die Gründe seines Betragens zu erforschen; er hatte vom Lepidus eine bessere Meinung als die übrigen seiner Parthei; und da er von Natur sehr fest in seinen Grundsätzen war, so mochte er die Furcht vor einer Verrätherei des Lepidus, den Hauptgrund, warum man so dringend um seinen Beistand bat, zu gering achten. Er hatte aber auch noch andere Gründe, die für bewährt gehalten wurden; denn einige seiner Freunde in Rom dachten, wie wir aus Ciceros Briefe sahen, ganz anders über seine Rückkehr als Cicero. Sie mochten in die Treue seiner Truppen Mißtrauen setzen; sie mochten fürchten, daß sie nicht fest genug ihm ergeben wären, daß er sie gegen die Veteranen in Italien ins Feld stellen könnte; das Beispiel und die Einladungen derselben, wenn sie sich einander gegenüber ständen, möchte auch sie, so wie die übrigen Armeen, verführen, ihren General zu verlassen und zu verrathen. Wie aber auch ihre Bewegungsgründe beschaffen sein mochten, so war doch D. Brutus, der am

2 2

bes

(17) Ad Brut. 2.

besten über die Lage der Republik in Italien urtheilen konnte, ganz Ciceros Meinung. Er sah sich von Veteranen umgeben, die der Sache der Freiheit nicht gewogen waren; er kannte des Lepidus Treulosigkeit; den Ehrgeiz des jungen Cäsars; die Unentschlossenheit seines Kollegen Plancus; er foderte daher den Cicero in allen seinen Briefen auf, den M. Brutus zur baldigen Ueberkunft zu bewegen ⁽¹²⁾. Im Ganzen ist es nicht unwahrscheinlich, daß der unmittelbare Untergang der Republik noch würde verhütet worden sein, wenn Brutus und Cassius damals mit ihren Armeen nach Italien gegangen wären, als sie Cicero dazu aufzufoderte, ehe noch Plancus den Bund verlassen hatte, und Decimus ermordet war.

Die Klagen über den Mangel an Gelde, das größte Ungemach, womit der Senat zu kämpfen hatte, wiederholt Cicero in einem Briefe an Cornificius, den Proconsul von Afrika, der Unterstützung für seine Legionen gefordert hatte:

„Was die Ausgaben betrifft, die Du zu Deutschen Zurüstungen gemacht hast und noch machest, so steht es nicht in meiner Gewalt, Dir zu helfen; denn der Senat ist jetzt nach dem Tode der Consuln ohne Haupt, und die Schatzkammer ist unglaublich erschöpft; wir sammeln jetzt aus allen Winkeln das Geld, um den Truppen, die sich um
uns

(12) Ep. fam. 11. 25. 26.

und verdient gemacht haben, unsre Versprechungen zu erfüllen; und doch kann es meiner Meinung nach nicht ohne neue Auflagen geschehen ⁽¹⁹⁾."

Dieser Tribut war eine Art Kopfsteuer, nach eines jeden Vermögen geschätzt; er war seit der Eroberung von Macedonien durch Paulus Aemilius ganz abgekommen; denn die neue Provinz brachte hinlänglich Geld und andre Produkte ein, so daß die Bürger von Rom von jener Auflage befreiet werden konnten, bis sie jetzt in den dringenden Umständen wieder erneuert werden mußte ⁽²⁰⁾. Die allgemeine Abneigung gegen die Erneuerung jener Abgabe, die wir aus Ciceros Briefen kennen lernen, ist ein Beweis der traurigen Folgen der Gleichgültigkeit gegen den Staat und des Luxus, der auch die bessern Bürger Roms angestekt hatte *). Selbst
 2 3 in

(**) Ep. fam. 12. 30. (**) Val. Max. 4. 3. Plin. Hist. N. 33. 3.

*) Hier liegt der Hauptgrund des Unterganges des stolzen Roms. Seine durch glänzende Thaten verachteten Welträuber sahen nun, nachdem sie manches brave Volk verschlungen hatten, den Erdball für ihr Eigenthum an. Seine Schätze flossen nach Rom; hier war nur Genuß; die Welt war für Rom. Ein zu hoher Glanz für Sterbliche. Bald wurden die Nachkommen jener Männer, die ein Volk morden konnten, dessen Weiber ihre Locken abschnitten, um Schiffsseile zu drehen, und ihren Schmutz zu Waffen vermischen, so feige Wollüstlinge, daß sie nicht einmal ihre vollen Geldkassen zur Vertheidigung ihres eignen Glückes erbsinnen wollten. Ein Glanz für die Nachwelt, daß

in dieser äuffersten Gefahr der Republik wurden sie durch den Namen einer außerordentlichen Auflage erschreckt; sie wollten sich nicht von einem kleinen Theile ihres Vermögens trennen, um ihre Freiheit zu vertheidigen; und die nothwendige Folge davon, die sich in jedem ähnlichen Falle ereignen muß, war, daß sie durch Hochverrath an ihrer eignen Sache, nicht allein ihr Vermögen, sondern auch ihr Leben, der Gnade des Feindes preis geben mußten. Elcero hat in einer seiner Reden eine Bemerkung gemacht, die sich auf den gegenwärtigen Fall anwenden läßt, und durch das Beispiel dieser Zeit bestätigt wird. „Die Republik, sagt er, wird immer hitziger angefeindet, als vertheidigt. Denn die Verwagnen und Verworfenen, von einem natürlichen Hasse gegen sie angetrieben, werden durch einen Wink ihrer Anführer leicht in Thätigkeit gesetzt; indessen die besseren gewöhnlich, ich weiß nicht, warum, langsamer und unwilliger sich aufraffen, den ersten Anfang fast immer vernachlässigen, und nicht eher, als bis es auf das äußerste gekommen ist, ihre Kraft brauchen. Sie verlieren daher durch Unentschlossenheit und Zögern, wenn sie endlich, selbst noch auf Kosten ihrer Ehre, ihre

daß es noch arme aber brave Deutsche gab, die der Natur den Dienst einst erwiesen, ihren schlechten Auswuchs niederzuhauen. Möchte nie wieder ein zweites Rom auf der Erde entstehen. Dichter und Redner loben seine Größe preisen; ich bin überzeugt, der Menschenfreund muß sie hassen.

ihre Ruhe wieder erkaufen wollen, nicht selten beides ⁽²¹⁾.“

Diese Bemerkung kann das Betragen des Cassius gegen die Beschuldigung rechtfertigen, daß er den Städten in Asien Geld und andre Bedürfnisse gewaltsam und grausam abgezwungen habe. Er war in einen unversöhnlichen Krieg verwickelt, wo er entweder siegen, oder mit der Republik selber umkommen mußte, und wo seine Legionen nicht allein Unterhalt, sondern auch Belohnungen verlangten. Die Einkünfte des Staates waren erschöpft, die Steuern kamen sparsam ein, und alle auswärtigen Staaten wollten neutral bleiben, des Erfolges ungewiß, und voll Furcht, eine von beiden Partheien zu beleidigen. In dieser Verlegenheit, da das Geld nöthig war, wurde die Erpressung desselben gesetzmäßig, weil es kein anderes Mittel gab, es zu erlangen, als Gewalt. Die Nothwendigkeit des Endzweckes rechtfertigte die Mittel; und da die Erhaltung des Reiches und die Freiheit Roms auf dem Spiele stand, da war es nicht Zeit, Bedenklichkeiten Raum zu lassen. So dachte Cassius, und danach handelte er. Er richtete seine ganze Aufmerksamkeit darauf, die Sache aufrecht zu halten, die er übernommen hatte; seine Blicke nur auf den Krieg gerichtet, sagt Appian, wie ein Fechter auf seinen Gegner ⁽²²⁾.

D 4

Brutus

(²¹) Pro Sextio. 47. (²²) App. 4. 667.

Brutus hingegen, der sanftmüthiger und bescheidlicher war, hielt sich immer nur an die regelmäßigen Mittel, Geld zu heben. Seine Liebe zur Philosophie und zu den eleganten Wissenschaften flößte ihm auch eine Vorliebe für die griechische Städte ein; anstatt Steuern zu heben, ergötzte er sich allenthalben, wohin er kam, an dem Anblicke ihrer Spiele und Uebungen, und nahm den Vorsitz bei ihren philosophischen Streitreden; als reiste er vielmehr aus Neugierde, als in der Absicht, sich zu einem blutigen Kriege zuzurüsten ⁽²³⁾. Als er hierauf zum Cassius stieß, da erkannte man die Wirkung ihres so verschiedenen Betragens an der Verschiedenheit ihres Zustandes. Cassius war reich und wohl versehen mit allen Bedürfnissen des Krieges, ohne einen Ath von Rom erhalten zu haben; Brutus, der große Summen von Rom empfangen hatte, kam leer und arm; und da er sich nicht ohne des Cassius Hülfe halten konnte, so mußte er ihm den dritten Theil des Schatzes abgeben, den er für das allgemeine Beste gesammelt, und wos durch er sich so viel Haß zugezogen hatte ⁽²⁴⁾.

Indessen sich Cicero alle Mühe gab, und einen so rühmlichen Kampf für die sinkende Freiheit bestand, war Brutus in seiner von Natur mürrischen und gallstüchtigen Laune nicht abgeneigt, die Schuld

(23) Ibid. (24) Plutarch. in Brut.

Schuld auf ihn zu werfen, daß die Angelegenheiten in Italien eine so kränkende, unglückliche Wendung nahmen, und er fieng an, nach dem Erfolge die Rathschläge zu messen. Er warf ihm besonders vor, daß er in dem jungen Cäsar durch die Verschwendung der Ehrenbezeugungen einen Ehrgeiz angefacht habe, der sich mit der Sicherheit der Republik nicht verträge; und daß er ihn mit einer Macht gewafnet, die er jetzt brauche, um die Republik zu unterdrücken. Cicero hatte aber nicht die Absicht gehabt, dem Cäsar durch diese Ehrenstellen eine neue Gewalt zu geben, sondern diejenige, die er sich durch seine eigne Kraft erworben hatte, zum Dienste für den Staat, und zum Verderben des Antonius zu lenken. Es war ihm auch über alle Erwartung gelungen; und er würde gewiß seinen Endzweck erreicht haben, wenn ihm nicht Umstände, die sich nicht vorhersehen ließen, in den Weg getreten wären. Es erhellet deutlich aus den oben angeführten Thatfachen, daß er immer mißtrauisch gegen den Cäsar war, und daß er vielmehr sein Ansehen einzuschränken, als es zu vermehren suchte; aber nach dem Tode der Consuln gleitete Cäsar aus seinen Händen, und ward ihm zu mächtig, als daß er ihn ferner lenken konnte. Brutus war in seiner Entfernung nicht genau von den Ursachen, warum Octavius erhoben wurde, unterrichtet; aber D. Brutus, der in Italien selber war, sah den Nutzen und die Nothwendigkeit ein, und er scheint in einigen seiner Briefe gar Winke zu geben, es hätten dem Octa-

vius noch größere Ehrenbezeugungen erwiesen werden können ⁽²⁴⁾.

Was aber auch Brutus oder irgend ein anderer mag gesagt haben, wenn wir Ciceros Betragen von Cäsars Tode bis an sein eignes Ende betrachten, so finden wir es in jeder Rücksicht übereinstimmend, groß und rühmlich; nie sich fernend von dem großen Ziele, das vor seinen Augen lag, von der Freiheit seines Vaterlandes. Wenn wir aber einen Blick auf Brutus werfen, so können wir nicht umhin, einige Wandelbarkeit und Unbeständigkeit mit sich selber an ihm zu entdecken. In seinem Aeußern affectirte er die Strenge eines Stoiikers und eines alten Römers; aber eine natürliche Weichheit und Mitleiden verführte ihn oft zu schwachen Handlungen. Um seinem Vaterlande die Freiheit wiederzuschicken, ermordete er seinen Freund und Wohltäter; er schwor, er würde für diesen Preis selbst seinen Vater getödtet haben ⁽²⁵⁾; und dennoch wollte er dem Antonius das Leben nicht nehmen, ob es gleich die Freiheit zu ihrem Opfer verlangte. Als Dolabella so schändlich den Trebonius hingerichtet hatte, und Antonius die That öffentlich gut hieß, konnte er nicht bezwogen werden, am C. Antonius Wiedervergeltung zu üben; er schenkte ihm zu seiner eignen Gefahr aus prahlender Gnade das Leben. Als sein Schwas
ger

(²⁴) Ep. fam. II. 14. it. 20. (²⁵) Ad Brut. 16. ^pibid. 17.

ger Lepidus für einen Feind erklärt ward, zeigte er eine thörichte Empfindlichkeit aus Rücksicht für seine Enkel; als wenn es nicht in seiner Gewalt gewesen wäre, ihnen ihre Güter wieder zu erstatten, wenn erst die Republik wiederhergestellt; oder, wenn dies nie geschehen sollte, konnte es dann nicht ihr Vater? Wie unähnlich sind diese Züge dem Geiste jenes alten Brutus, von dem er sein Geschlecht ableitete, und dem er in seinen Handlungen nachahmen wollte? Er tadelte den Cicero, daß er Ehrenbezeugungen verschwende, und verlangte für sich selber eine zahllose Menge. Als er sich eigenmächtig eines außerordentlichen Kommandos, als keines vor ihm geführt, angemast, und es ihm der Senat auf Ciceros Vorschlag bestätigt hatte; erklärte er sich nachher für einen Feind aller außerordentlicher Befehlshaberstellen, in wessen Hände sie auch gegeben würden ⁽²⁷⁾. Diese Unbeständigkeit in Brutus Charakter muß uns beynahe glauben machen, daß er in vielen Fällen mehr durch Stolz und durch ein aufbraussendes Temperament, als durch feste Grundsätze der Philosophie bestimmt wurde, wenn man gleich gewöhnlich glaubte, daß er den letztern treu nachfolgte.

Ungeachtet Brutus sich so unfreundlich betrug, so nutzte doch Cicero jede Gelegenheit, ihm zu dienen, bis auf den letzten Augenblick. Sobald er Cäsars

(*) Ad Brut. 17.

sars Absicht, den Tod seines Oheims zu rächen; erfahren hatte, gab er sich alle ersinnliche Mühe, ihn davon abzurathen, und hörte nicht auf, mit Briefen in ihn zu dringen, er sollte sich mit dem Brutus versöhnen, die allgemeine Verzeihung, die der Senat dekretirt hatte, als die Grundpfeiler des öffentlichen Friedens nicht verletzen. Das war auch der letzte Dienst, den Cicero dem Brutus oder der Republik erweisen konnte. Atticus glaubte, Brutus würde sehr damit zufrieden sein; er schickte ihm daher eine Abschrift von dem, was Cicero über die Sache geschrieben; aber anstatt seinen Beifall zu erlangen, erbitterte es ihn nur noch mehr. Er hielt es für niedrig und entehrend, von einem Knaben etwas zu bitten, oder zu glauben, daß des Brutus Sicherheit von einem andern, als von ihm selber abhänge. Er eröfnete seine Bemerkung sowohl dem Atticus als dem Cicero in einem solchen Style, der Ciceros Bemerkung gar sehr bewies, daß seine Briefe gewöhnlich unhöflich und anmaßend wären, daß er nicht darauf achte, was er, oder an wen er schreibe ⁽²⁸⁾. Ihre eignen Briefe an einander werden uns von der Wahrheit dieser Bemerkungen am besten überzeugen, und uns in den Stand setzen, über die verschiedne Denkart und Handlungsweise beider Männer zu urtheilen. Nachdem Brutus so oft seine Unzufriedenheit über Ciceros Staatsverwaltung geäußert hatte, nahm

Eis

(*) Ad Att. 6. 1. 3.

Cicero Gelegenheit in folgendem Briefe sein Verfahren von Cäsars Tode an zu schildern, und die Besorgsamkeit und die Nothwendigkeit eines jeden Schrittes zu zeigen.

Cicero dem Brutus.

Du hast den Messala zu Deiner Seite. Werde ich Dir in einem noch so genauen Briefe die Lage unsrer Republik und alles was in ihr geschieht, scharfsinniger entwickeln können, als er, der von allen am besten unterrichtet ist, und es Dir mit seiner bekannten Wohlredenheit vortragen kann? Sei überzeugt, lieber Brutus, daß ihn Niemand an Rechtschaffenheit, an Tugend, Sorgfalt und Eifer für die Republik übertreffen kann. — Doch warum schreibe ich Dir etwas, das Dir so bekannt ist? Verzeih! so lobenswerthe Eigenschaften konnte ich nicht mit Stillschweigen übergehen. — Ja er ist ein so biederer Mann, daß selbst die Beredsamkeit, durch die er sich so auszeichnet, kaum zur Beseelung seines Lobes genannt zu werden braucht. Und dennoch ist sie selber noch ein neuer Beweis seiner Weisheit; denn er übte sich nur, durch Scharfsinn und Geschäftlichkeit geleitet, in der ächtesten Gattung der Rednerkunst. Er betrieb sein Studium mit so viel Eifer, daß er selbst seinem großen Talente das wenigste zu verdanken schien. Aber meine Liebe zu ihm reißt mich dahin. Meine Absicht ist nicht dem Messala eine Lobrede zu schreiben, und besonders in einem Briefe an den Brutus, der die

die, Tugend dieses Mannes nicht minder als ich, und die Kunst, die ich preise, noch besser als ich, kennt. Als mich sein Abschied von mir schmerzte, tröstete mich allein der Gedanke, daß er, indem er zu Dir, meinem andern Ich, abreisete, sowohl seine Pflicht that, als auch dem herrlichsten Ruhme entgegen ging. Doch so viel davon ⁽²⁹⁾. Ich komme
me

(29) Publius Valerius Messala Corvinus, den Cicero hier so vorthailhaft schildert, war einer der edelsten und gebildetsten Männer seiner Zeit. Er lebte noch lange nach Ciceros Tode von allen Partheien geliebt, und an Augustus Hofe hoch geschätzt. Weil er mit Brutus die Waffen ergriffen hatte, wurde er von den Triumvirn proscribirt, bald aber auf special Befehl begnadigt; aber er schlug diese Gnade aus, und blieb der Freiheit treu, bis er sie mit seinen Freunden dahin scheiden sah. Nach dem Treffen bei Philippi boten ihm die übrig gebliebenen Truppen freiwillig das Kommando an; aber er wählte lieber den Frieden, zu dem ihn die Sieger einluderten, und ergab sich dem Antonius, mit dem er genauer bekannt war. Als Cäsar nicht lange nachher von S. Pompeius an der Küste von Sicilien geschlagen wurde, und in der größten Gefahr war, warf er sich, nur von einem Diener begleitet, in die Armee des Messala; der ihn großmüthig rettete, anstatt sich an ihm zu rächen, da ihn doch Cäsar erst neulich proscribirt, und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte. Er blieb indessen ein treuer Freund des Antonius, bis er durch dessen schändliche Lebensart und sklavische Abhängigkeit von der Cleopatra empört, ganz zur Parthei des Octavius überging. Octavius ernannte ihn zum Consul an des Antonius Stelle, verließ sich auf ihn im Treffen bei Actium, und beehrte ihn endlich mit einem Triumphe, nachdem er die Rebellen in Gallien zum Gehorsam gezwungen hatte. Alle Schriftsteller loben ihn als einen der ersten Redner in Rom; einige behaupteten sogar, daß er sein Lehrer, den Cicero, noch durch die Anmuth und
Reiz

me jetzt nach einer langen Unterbrechung auf einen Brief, in welchem Du viele meiner Handlungen billigst, aber die eine tadlest, daß ich zu verschwenderisch mit den Ehrenbezeugungen umginge. Das sagst Du; ein anderer klagt mich vielleicht an, daß ich zu hart sei im Bestrafen; vielleicht meinst Du auch beides. Wenn das ist, so will ich Dir über beide Sachen meine Meinungen mittheilen, und ich will nicht den Ausspruch des Solon zu meiner Verteidigung allein mißbrauchen, des Weisesten von der Zahl der sieben, und des einzigen Gesetzgebers unter ihnen. Er behauptete, das Wohl des Staates beruhe auf zwei Dingen, auf Belohnungen und Strafen. Beide haben ihr Ziel und Maas, wie jede andre Sache; über eine so wichtige Sache will ich hier nicht Untersuchungen anstellen. Aber es wird zweckmässig sein, wenn ich hier die Gründe zeige, die mich während dieses Krieges zu den

Reinheit seines Stiles übertroffen, und in jeder Art der Rede Würde und Edelmutz gezeigt habe. Mit der Vollkommenheit in der Rednerkunst vereinigte er noch alle edlern Wissenschaften; er verehrte den Sokrates und das ernste Studium der Philosophie; und war doch ein Gönner aller guten Köpfe und Dichter seiner Zeit. Tibull begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, wie er selber in seinen Elegien sagt; Horatius sparte seinen besten Wein, um einen so hohen Gast zu bewirthen. Dieser so gebildete und beliebte Messala verlor endlich, wie es heisst, durch Krankheit und Alter geschwächt, seine Besinnungskraft, so daß er seinen Namen vergaß. App. p. 611. 736. Tacit. Dial. 18. Quintil. 10. 1. Tibul. eleg. 1. 7. Ilor. Carm. 3. 21. Plin. Hist. N. 7. 24.

den gegebenen Rathschlägen bestimmten. Da wirst Dich erinnern, lieber Brutus, was ich nach Cäsars Tode, nach euren merkwürdigen Idus des März euch sagte, was ihr verabsäumt hättet, und welcher Sturm der Republik drohe. Ihr hattet ein großes Uebel von dem römischen Volke abgewälzt; einen großen Schandfleck verwischt; ihr hattet euch göttlichen Ruhm erworben; aber das Werkzeug der Tyrannei war noch in den Händen des Lepidus und Antonius; der eine unbeständig, der andre lasterhaft; beide fürchteten den Frieden und hielten die Ruhe. Gegen diese Männer, die für Begierde brannten, die Republik in Verwirrung zu stürzen, hatten wir keine Schutzwehr. Die Bürger traten auf, einmüthig zur Freiheit zu vertheidigen. Da war ich euch zu eng; ihr zogt euch vielleicht weiser aus der Stadt zurück, die ihr besetzt hattet, und verweigertet die Hülfe, die euch Italien anbot. Als ich nun sah, daß Mordhändler die Stadt besetzten, daß Du nicht, daß Cassius nicht, in ihr sicher sein konnte, und daß sie von Antonius Waffen unterdrückt sei; da glaubte ich mich selber entfernen zu müssen. Es ist ein trauriges Schauspiel, eine von Feindern unterdrückte Stadt, abgeschnitten von aller Hülfe. Aber mein Herz, das immer für mein Vaterland schlug, konnte die Entfernung von seiner Gefahr nicht ertragen. So sah ich Dich zu Beldä, auf meiner Reise nach Griechenland, als mich zur Zeit der Etesischen Winde ein Südwind wieder an die Küste von Italien trieb, und mir mein Vorhaben abzurathen schien; es schmerzte mich Dein Aus-

bsst.

blif. Du zogst Dich zurück, Brutus, Du zogst Dich zurück; denn unsre Stoiker sagen, der Weise dürfe nicht fliehen. Sobald ich nach Rom kam, widersersetzte ich mich der Bosheit und dem Wahnsinne des Antonius; ich reizte seinen Zorn; und nun befolgte ich ganz die Plane der Brutus, die so ganz eurem Geschlechte eigen sind, die Republik zu befreien. Ich übergehe die Folge der Begebenheiten, denn sie betreffen mich selber; nur so viel sage ich, der Jüngling Cäsar, dem wir es, wenn wir die Wahrheit gestehen wollen, verdanken, daß wir noch sind, war ein Werkzeug meiner Plane. Es ist ihm keine Ehre erwiesen worden, die ihm nicht gebührte; keine die nicht nothwendig war. Als wir die Freiheit zurück zu rufen begannen, und als Decimus Brutus seine götterähnliche Tugend noch nicht so enthüllt hatte, daß wir ihn wie jetzt kennen konnten; und als daher unser ganzer Schutz jener Jüngling war, der den Antonius von unserm Rassen vertrieb; welche Ehre gebührte ihm da nicht? Dennoch gab ich ihm nur ein Lob, das in Worten bestand, und nur gemäßigt. Ich verschaffte ihm auch ein Kommando; wenn es gleich für einen so jungen Mann sehr ehrenvoll war, so war es doch nöthig, weil er eine Armee hatte. Denn was hilft eine Armee ohne ein bestätigtes Kommando? Philippus dekretirte ihm eine Bildsäule, Servilius das Recht vor der Zeit um Ehrenstellen nachzusuchen, Servilius kürzte die Zeit noch mehr ab. Das alles schien damals nicht zu viel. So sind die Menschen immer geneigt, aus Furcht wohlthätig zu

Vierter Band. R sein

sein, und nach dem Siege des Dankes zu vergessen. Als der Tag der Befreiung des Decius Brutus die ganze Stadt mit Freude erfüllte, und eben dieser Tag von ohngefähr des Decius Geburtstag war; da decretirte ich, daß sein Name in den Fastis bei diesem Tage ausgezeichnet werden sollte. Ich folgte dem Beispiele unsrer Vorfahren, die eben diese Ehre der *Alca Larentia* *) erwiesen, der ihr Priester auf ihrem Altare in der velabrensischen Strasse noch jetzt Opfer bringt. Indem ich dem Brutus diese Ehre erwies, war es meine Absicht, das Andenken des erwünschtesten Sieges zu verewigen. An dem Tage erfuhr ich, daß es im Senate mehr übelgesinnte, als dankbare Mitglieder gab. In eben diesen Tagen verschwendete ich, wenn Du so willst, eben solche Ehrenbezeugungen an den Verstorbenen, am Hirtius, Pansa und Aquila. Wer kann es tadeln, der, nachdem seine Furcht vorüber, der vergangenen Gefahr nicht vergiftet? Zu der dankbaren Erinnerung an das Verdienst kam hier noch ein andrer Grund, der auch den Nachkommen heilsam ist. Ich wünschte, daß ein ewiges Denkmal des allgemeinen Hasses gegen die grausamen Feinde dauerhaft bliebe. Ich vermuthe auch, daß Du das selbe

*) Die Frau des Hirten Faustulus, die den Romulus und Remus groß gezogen hatte, wie die Sage ging. Ihr zu Ehren wurde im April ein eignes Fest, *Larentalia*, gefeiert. Eine Priester Klasse, die Brüder von der Aue, *Frates Aruales*, leitete ihren Ursprung ab von den zwölf Edhnen der *Alca*, unter die sich Romulus mischte.

selbe mißbilligt, was Deine sonst so braven, nur der Republik unkundigen Verwandten tadelten, daß ich dekretirte, Cäsar sollte die Erlaubniß haben, in einem kleinen Triumph in Rom einzuziehen. Ich glaube, daß ich während des ganzen Krieges keinen klügeren Einfall gehabt habe; doch ich irre mich vielleicht; ich bin nicht der Mann, der seine eignen Einfälle bewundert. Warum ich aber den Vorschlag that, das kann ich Dir nicht erklären, damit ich nicht mehr vorsichtig als dankbar erscheine. Doch hierdon genug; laß uns auf andre Gegenstände kommen. Ich dekretirte dem D. Brutus Ehrenbezeugungen, ich dekretirte sie dem L. Plancus. Das sind große Seelen, die durch den Ruhm gewonnen werden können; und der Senat handelt klug, wenn er sich aller, wenn nur erlaubten Mittel bedient, um die Republik zu unterstützen. Aber wegen des Lepidus tadelst man mich; ich hatte ihm eine Statue auf der Rednerbühne errichten lassen, und ließ sie niederreißen. Ich suchte ihn durch Belohnungen der Ehre vor der Thorheit zu bewahren; der Wahnsinn des leichtsinnigsten Menschen siegte über meine Klugheit. Und dennoch war es nicht so etwas Böses, dem Lepidus eine Statue zu errichten, als es etwas Gutes war, sie wieder nieder zu reißen. Nun genug von den Belohnungen; noch ein paar Worte von den Strafen. Ich habe sehr oft aus Deinen Briefen gesehen, daß Du ein Lob in der Gnade gegen die Gefangnen suchtest. Ich bin überzeugt, daß Du nur nach weisen Grundsätzen handelst. Aber die Strafe des Verbrechens

unterlassen — denn das heißt doch vergeßen — das halte ich in diesem Kriege für schädlich, wenn es auch sonst zugelassen werden kann. Von allen bürgerlichen Kriegen, die ich in unsrer Republik erlebte, gab es noch keinen, der nicht noch irgend ein Bild der Republik übrig gelassen hätte, welche Parthei auch siegen mochte. Was wir für eine Republik behalten werden, wenn wir in diesem Kriege siegen, kann ich nicht sagen; so viel weiß ich, sie wird verloren sein, wenn wir besiegt werden. Ich habe daher über den Antonius und Lepidus ein hartes Urtheil gesprochen; nicht um mich zu rächen, sondern um jetzt die schlechten Bürger durch Furcht abzuschrecken, ihr Vaterland nicht anzufinden; und um die Nachwelt zu warnen, einem solchen Wahnsinne nicht nachzuahmen. Und das war nicht allein meine Meinung, sondern vielmehr aller. Freilich scheint es grausam zu sein, daß die unschuldigen Kinder die Strafe mitleiden sollen. Aber das ist eine alte Einrichtung, die man in allen Staaten findet; denn auch des Themistocles Kinder geriethen in Armuth. Und wenn Bürger, die von dem Gerichte verurtheilt sind, dieselbe Strafe leiden müssen, warum sollen wir gegen Feinde gesunder sein? Wie kann aber ein Mann über mich klagen, der gestehen muß, daß er, wenn er gesiegt hätte, weit strenger mit mir verfahren würde? Da hast Du die Gründe meiner Dekrete über diese Satzungen von Belohnungen und Strafen. Ich glaube, Du wirst es schon gehört haben, was ich über die übrigen Angelegenheiten denke und urtheile. Aber das

das ist nicht so nothwendig. Weit nothwendiger ist es, lieber Brutus, daß Du sobald als möglich mit der Armee nach Italien kommst. Man erwartet Dich sehnsuchtsvoll. Sobald Du Italien betrifft, wird Dir alles zuströmen. Denn sollten wir siegen — wie wir schon würden gesiegt haben, wenn nicht Lepidus gewünscht hätte, alles umzustürzen, und sich selbst und die seinigen zu vernichten — so werden wir Deines Rathes bedürfen, um die Republik einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen; oder es steht uns noch ein Kampf bevor, und dann beruht unsre größte Hoffnung auf Deiner Klugheit und auf der Stärke Deiner Armee. Aber eile, bei den Göttern! Du weißt, wie viel auf Zeit und Schnelligkeit ankommt. Wie sehr ich für die Rins der Deiner Schwester Sorge, magst Du aus den Briefen Deiner Mutter und Deiner Schwester erkennen. Ich nehme in ihrer Sache mehr Rücksicht auf Deine Wünsche, die ich so gern erfüllen will, als selbst auf meine Grundsätze, wie mir einige vorschwerfen. Aber ich mag in keinem Grundsatz fester sein, als in dem, Dich stets freundschaftlich zu lieben ⁽³⁰⁾.

Brutus dem Cicero.

Ich habe einen Theil Deines Briefes an den Octavius, den mir Atticus schickte, gelesen. Deine Bemü-

N 3

(30) Ad Brut. 15.

Bemühungen und Fürsorge für meine Sicherheit hat mir keine neue Freude gemacht. Denn es ist ja nichts ungewöhnliches, vielmehr etwas alltägliches, von Dir etwas zu hören, das Du für meine Ehre treu und rühmlich gesagt oder gethan habest. Aber eben dieser Theil Deines Briefs, den Du über mich an den Atticus schriebsst, hat mir bitteren Schmerz verursacht. Du dankst ihm für die Erhaltung der Republik, so demüthig, so unterthänig, ja — soll ich es niederschreiben? ich schäme mich der Demüthigung; und dennoch muß ich es schreiben — Du empfiehlst ihm meine Sicherheit. Welche Todesquaal würde mir nicht lieber sein, als eine solche Gnade von ihm? So bekennst Du dann, daß die Tyrannei nicht gestürzt, daß der Gebieter nur vertauscht ist. Liest Deine Worte noch einmal, und leugne dann, es sei nicht die Sprache des Unterthanen gegen seinen König. Eines, sagst Du, verlange und erwarte man von ihm; daß er den Bürgern, die in den Augen der Patrioten und des römischen Volkes hoch geachtet wurden, wohl wolle. Wie! wenn er es nicht will, werden wir deswegen minder sicher sein? Besser ist es, wir sind es nicht, als durch ihn. Ich für meinen Theil glaube wahrhaftig nicht, daß die Götter dem römischen Volke so zürnen, daß man den Octavius um die Erhaltung irgend eines Bürgers, viel weniger für die Sicherheit des Befreiers des Weltkreises bitten mußte. Mir gefällt diese stolze Sprache; und sie ziemt mir auch gegen diejenigen, die nicht wissen, was sie für jemand zu fürchten und von einem andern

zu bitten haben. Cicero, Du gestehst, Octavius habe diese Gewalt, und doch bist Du sein Freund? Du hast mich lieb, und willst mich in Rom sehen, da ich erst jenem Knaben empfohlen werden muß, um dort erscheinen zu können? Wie kannst Du einem Menschen Dank sagen, den Du glaubst bitten zu müssen, daß er uns leben läßt? Ist das eine Wohlthat, daß er lieber sich selber, als den Antonius in den Stand setzt, daß man so etwas von ihm bittet? Wer bittet wohl den Zerstörer der Tyrannie, und nicht vielmehr den Nachfolger in derselben, daß er den Bürgern, die sich am meisten um die Republik verdient gemacht haben, Sicherheit geben solle? Diese Schwäche und Verzweiflung, der Du Dich nicht allein schuldig gemacht hast, sondern auch alle andre, hat nicht nur den Cäsar in seiner Herrschbegierde kühner gemacht, sondern auch nach seinem Falle dem Antonius Muth gegeben, daß er es wagte, den Platz des Ermordeten einzunehmen; und nun hat sie jenen Knaben so verwegen gemacht, daß Du glaubst, durch Bitten grossen Männern Sicherheit verschaffen zu müssen; und daß wir nur durch das Mitleid eines einzigen, der noch nicht einmal Mann ist, und durch nichts anders gerettet werden könnten. Hätten wir bedacht, daß wir Römer sind, so würden diese Elenden nicht so kühn zu herrschen gewünscht, als wir es ihnen verhindert haben; und Antonius würde nicht so durch Cäsars Regierung gelockt, als durch sein Schicksal abgeschreckt sein. Wie kannst Du, ein consular Senator, der Rächer so vieler Verdres-

den, — durch deren Unterdrückung Du nur, wie ich fürchte, unsern Untergang auf kurze Zeit verzögert hast — wie kannst Du auf Deine Thaten zurük blicken, und doch diese Schritte gut heißen, oder doch so leichtsinnig den Schein des Gutheißens annehmen? Woher entsprang Dein privat Haß gegen Antonius? Weil er sich dies allein anmaßte; weil er die Gnade ertheilen wollte; weil er uns, durch die er selber frei geworden war, eine erbettelte Sicherheit schenken; weil er über die Republik entscheiden wollte. Du hielst es für nöthig, ihm die Herrschaft mit den Waffen abzugewingen; etwa darum, daß wir einen andern an seine Stelle suchen, oder daß die Republik mündig und frei sei? Unser Streit galt also nicht gegen die Sklaverei, sondern nur gegen die Art derselben. Wir hätten nicht allein am Antonius einen guten Herrn haben, sondern auch die größten Belohnungen und Ehrenstellen erlangen können, wenn wir mit ihm gemeinschaftliche Sache hätten machen wollen. Denn was würde er denen abgeschlagen haben, deren Macht die größte Stütze seiner Herrschaft gewesen wäre? Aber nichts war uns so theuer, daß wir dafür unsre Treue und unsre Freiheit verkauft hätten. Wie weit würde dieser Knabe, den der Name Cäsar schon gegen die Mörder des Cäsar zu empören scheint, wie viel würde er, wenn wir handeln wollten, darum geben, wenn er für den Preis unsres Lebens, für baar Geld und für den Consulat Titel, von uns seine Macht bestätigt bekommen könnte? dann wäre Cäsar vergebens gefallen; was würde

würde uns sein Tod helfen, wenn wir doch nicht minder Sklaven sein sollten? — Ich brauche keine Fürsorge eines andern; denn eher sollen mir die Götter und Göttinnen alles nehmen, als den Entschluß, der mich antreibt, dem Erben dessen, den ich ermordete, nicht zu erlauben, was ich selbst meinem Vater, wenn er unter die Lebenden wieder zurück kehrte, nicht verstaten würde, daß er mit meiner Bewilligung mehr als die Gesetze und der Senat ausrichten könnte. Glaubst Du denn, daß die Bürger unter einem Manne frei sind, ohne dessen Erlaubniß wir nicht in Rom erscheinen dürfen? Und wie kann Dir Deine Bitte gewährt werden? Du verlangst, er solle uns Sicherheit geben. Glaubst Du, daß wir glücklich gemacht sind, wenn wir das Leben erhalten? Wie können wir das annehmen, wenn wir erst unsre Würde und unsre Freiheit opfern sollen? Glaubst Du, daß das ein Glück sei, in Rom zu wohnen? Das kann mir nur die That, nicht der Ort gewähren. Ich war nicht glücklich, so lange Cäsar lebte, bis die große That vor meiner Seele stand; und ich kann nirgends in Verbannung leben, weil ich nur eines als das größte Uebel hasse, Sklav zu sein und Beleidigungen zu erdulden. Heißt das nicht in dieselbe Finsterniß zurückfallen, wenn man den, der den Namen des Tyrannen angenommen hat — in Griechenland strafte man selbst die Kinder gestürzter Tyrannen wie ihre Väter — bittet, daß er die Unterdrückten der Tyrannei in Schutz nehmen soll? Diese Stadt sollte ich wieder zu sehen wünschen, oder ich sollte sie noch für eine

Stadt halten, die nicht einmal die ihr überlieferte, ja aufgezwungne Freiheit, behaupten kann? Die mehr an einem Knaben den Namen des gestürzten Königs fürchtet, als sich selber zutraut, da sie doch sah, daß der Mächtigste durch die Entschlossenheit einis ger weniger fiel? Empfiehl mich Deinem Cäsar in Zukunft nicht mehr; und Dich selber auch nicht; wenn Du mir folgen willst. Du mußt einen sehr hohen Preis auf die wenigen Jahre setzen, die Dir noch übrig sind, wenn Du deswegen jenem Knaben zu Füßen fallen wolltest. Hüte Dich, daß nicht alles, was Du so löblich gegen den Antonius thatest, auf die Rechnung Deiner Furcht geschrieben werde, anstatt als die Wirkung einer großen Seele gelobt zu werden. Denn wenn Dir Octavius als ein solcher gefällt, von dem Du unser Glück erbitten müßtest, so wird es scheinen, daß Du nicht einen Gebieter verabscheuet, sondern nur einen Dir gefälligern gesucht habest. Daß Du ihn wegen seiner bisherigen Thaten lobest, billige ich allerdings; sie sind auch lobenswerth, wenn er sie nur gegen die Macht eines andern, und nicht für seine eigne gerhan hat. Wenn Du aber glaubst, er habe nicht nur die Gewalt, sondern Du müßtest ihn auch so viel zugestehen, daß Du ihn um unsre Sicherheit bittest, so zahlst Du ihm einen zu großen Lohn. Du schenkst ihm dasselbe, was die Republik durch ihn zu haben schien. Du bedenkst nicht, wenn Octavius deswegen irgend eine Belohnung verdient, daß er mit dem Antonius Krieg führt, daß das römische Volk denjenigen, die die Wurzel des Übels ausrotten

rotteten, dessen Ueberreste jetzt noch da sind, nie ihr Verdienst genug belohnen kann, wenn es auch alle Belohnungen zusammen häufen wollte. Aber sieh, wie die Furcht bei den Menschen stärker wirkt, als ihre Rückerinnerung, weil Antonius noch lebt und unter Waffen steht. Was dem Cäsar wiederfahren konnte und mußte, ist geschehen; es kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Ist Octavius der Mensch, von dem das römische Volk ein Urtheil über uns erwarten sollte? Sind wir die Männer, um deren Erhaltung ein Mensch muß ersucht werden? Ich bin der Mann, der nie um Erlaubniß bitten wird, nach Rom zurückkehren zu dürfen, und der diejenigen im Zügel halten wird, die verlangen, daß man ihnen zu Füßen fallen soll. Oder ich werde mich von den Sklaven weit entfernen, werde da mein Rom finden, wo ich frei leben kann; ich werde euch bemitleiden, wenn euer Alter, eure Ehre, und das Beispiel der Tugend andrer, die Liebe zum Leben in euch nicht vermindern kann. Ich werde so glücklich leben, wenn ich diesem Vorsatz stets getreu bleibe, daß ich wähnen werde, meine Vaterlandsliebe sei mir reichlich vergolten. Was kann es für ein bessres Glück geben, als im Bewußtsein seiner edlen Thaten und im Genuße der Freiheit zufrieden die Welt zu verachten? Aber wahrhaftig ich werde nicht mit den Fallenden fallen; ich werde nicht von denen überwunden werden, die sich wollen überwinden lassen; ich werde alles versuchen; ich werde nicht nachlassen, unsern Staat von dem Joch zurück zu ziehen. Wenn mir das
Glück,

Glück, wie es sollte, günstig ist, denn wollen wir uns alle freuen; wo nicht, so werde ich doch gutes Muthes sein. Denn wie könnte ich dies Leben besser anwenden, als zu Thaten und Gedanken für die Freiheit meiner Mitbürger? Ich bitte Dich, Cicero, und fodre Dich auf, ermüde nicht, und werde nicht muthlos. Denke stets, wenn Du gegenwärtige Uebel verhinderst, auch an die künftigen, daß sie nicht einschleichen, ehe Du sie gewahrest. Glaube, daß der starke und unbefangne Muth, mit dem Du als Consul und jetzt als Consular die Republik gerettet hast, nicht ohne Gleichmuth und Festigkeit bestehen kann. Ich gestehe es, eine geprüfte Jugend hat einen schlimmern Stand als eine ungeprüfte. Von ihr verlangen wir Wohlthaten als Schuldigkeiten; ereignet sich etwas nicht nach unserm Wunsche, so tadeln wir es bitter, als Betäuschter. Ob es gleich sehr rühmlich ist, daß Cicero sich dem Antonius widersetzt; so wundert sich doch Niemand darüber, weil der Consul Antonius zeigt, was wir für einen Consular in ihm zu erwarten haben. Wenn aber eben dieser Cicero gegen andre von dem Grundsätze abgehen will, nachdem er mit so viel Standhaftigkeit und Größe den Antonius vertrieben hat; so wird er sich nicht allein seines noch bevorstehenden Ruhmes berauben, sondern auch den schon erlangten verdunkeln. Nichts ist in sich selber ers haben, als was aus festen Grundsätzen entspringt. Und es gehört keinem mehr als Dir, die Republik zu lieben, und ihre Freiheit zu vertheigen; denn Dich fodern dazu auf dein Geist und Deine Thaten, der

der Eifer und das Verlangen aller. Octavius muß also nicht gebeten werden, daß er mir Eichers heit schenke. Erhebe Dich selber vielmehr, und halte die Stadt, in der Du die größten Thaten ausführtest, für frei und brav, so lange das Volk noch Heerführer hat, die den Anschlägen der Schlechten widerstehen können ⁽³¹⁾.

Wenn wir diese beiden Briefe gegen einander halten, so bemerken wir in Ciceros Briefen einen weiten Ueberblick und ein richtiges Urtheil über die Sachen, mit der größten Artigkeit und Liebe gegen seinen Freund vorgetragen; und selbst da, wo er tadeln mußte, ein Bestreben nicht zu beleidigen. Brutus hingegen schreibt in einem beleidigenden, stolzen Tone; er verlangt unbegranzte Ehre für sich

(32) Ad Brut. 16.

In Brutus Briefe an den Atticus finden wir eine Ursache angezeigt, warum er sich so sehr über den Cicero beschwert, die ihn allerdings dazu berechtiget, wenn das Faktum, worüber er klagte, wahr gewesen wäre. Cicero habe dem Caesa den Tod des Cäsar voranworsen, und habe ihn einen Mörder genannt. Ich weiß nicht, sagt Brutus, was ich Dir anders schreiben könnte, als daß der Egoismus und die Unselbstlosigkeit des Knaben durch Cicero nicht befördert als eingeschränkt wird. Er treibt seine Nachsicht gegen ihn so weit, daß er sogar dem Caesa Vorwürfe macht, und zwar solche, die auf ihn selber zurück fallen müssen; denn er hat mehr Mörder, als irgend jemand, zum Tode verdammt, und er mußte sich selber erst einen Mörder nennen, ehe er dem Caesa solche Vorwürfe machen durfte. Ep. ad Brut. 17. — Manurius kann nicht begreifen, wie Cicero den Caesa einen Mörder hätte nennen können; und dennoch läßt sich aus Brutus Worten nicht anders folgen. Aber es ist unmöglich; es widerspricht jeder

sich, läßt sie aber sonst keinem; er sankt unverschämmt, und schreibt einem Manne, der ihm so sehr an Weisheit als an Jahren übersteigt, gebieterisch vor; das ganze dreht sich um den romanhafsten Grundsatz der Stoiker, auf den er ohne Rücksicht auf Zeiten und Umstände fußt, daß ein weiser Mann alles in sich selber finde. Es sind wirklich manche edle Gedanken, eines alten Römers würdig, mit darunter, die Cicero zur rechten Zeit selber würde so warm, als er, angepriesen haben; aber das waren keine Grundsätze, nach denen man in einer so bedenklichen Lage handeln konnte; und es läßt sich um so weniger entschuldigen, daß Brutus so streng auf sie verwies, weil er nicht immer selber darnach handelte, sondern zu leicht des Stoikers und des Römers vergaß.

jedem Worte, das Cicero sagte, und jeder Handlung, die er that, seit Cäsars Tode. Und was noch den Cäsar besonders betrifft, so haben wir oben gesehen, daß er sich unter keiner andern Bedingung mit dem Octavius auf irgend etwas einlassen wollte, als wenn er erst den Cäsar von dem Tribunale wollte Besitz nehmen lassen. Es ist also gewis, daß Brutus entweder falsch berichtet war; oder daß er aus irgend einer Aeußerung des Cicero einen falschen Sinn holte. Vielleicht hatte Cicero dem Cäsar gerathen, dem Octavius auf dem Gipfel seiner Macht mit mehr Mäßigung zu begegnen, daß er nicht gereizt werde, ihn als einen Verbrecher anzusehen, und ihn so zu behandeln. Einen solchen Wink konnte der stolze Brutus leicht als eine direkte Verurtheilung der That auslegen, die Cicero immer so sehr gebilligt hatte.

Das

Das ein und funfzigste Kapitel.

Das Triumvirat — Ciceros Tod.

Sobald Octavius die Angelegenheiten in Rom geordnet, und den Senat seinem Willen unterworfen hatte, begab er sich wieder auf den Weg nach Gallien, um dem Antonius und Lepidus zu begegnen. Sie waren bereits über die Alpen gegangen, und hatten ihre Armeen nach Italien geführt, um sich mit dem Octavius zu unterreden. Diese Zusammenkunft war schon heimlich verabredet; sie wollten nemlich die Bedingungen ihres Bündnisses fest setzen, und die Herrschaft, so wie die Provinzen des Reiches, unter sich theilen. Alle drei waren gegeneinander von Natur feindlich gesinnt; sie bewarben sich alle um die Herrschaft; ein jeder trachtete das zu besigen, was er nicht eher erlangen konnte, bis er die übrigen gestürzt hatte. Ihre Zusammenkunft zwelte also nicht dahin ab, wahre Freundschaft, oder dauernde Einigkeit zu stiften, denn das war unmöglich; sondern um ihren eignen Streit vor der Hand beizulegen, damit sie dann mit vereinter Kraft auf ihre gemeinschaftliche Feinde, auf die Freunde der Freiheit und der Republik losgehen könnten; denn wenn diese nicht unterdrückt wurden, so waren alle ihre Hoffnungen und ehrgeizigen Absichten vereitelt.

In

Zu dem Orte der Zusammenkunft wurde eine kleine Insel im Flusse Rhenus ohnweit Bononia gewählt ^(*). Hier versammelten sie sich auf eine Art, die Männern von ihrem Charakter angemessen war; denn jeder war misstrauisch, und fürchtete sich vor dem andern; ein jeder hatte daher fünf Legionen, die ausgesuchtesten Truppen, bei sich, die alle in verschiedene Lager vor der Insel vertheilt waren. Lepidus betrat zuerst die Insel, als ein unpartheilicher Freund der beiden andern, und untersuchte, ob der Platz gegen Verrätherei sicher sei; nachdem er das verabredete Zeichen gegeben hatte, näherten sich Antonius und Octavius von den entgegengesetzten Ufern, und giengen über Brücken, die ein jeder von dreihundert Mann bewachen ließ, auf die Insel. Anstatt sich zu umarmen, war es ihr erstes Geschäft, zu untersuchen, ob keiner einen Dolch unter dem Kleide verborgen habe; und als dieser Austritt vorüber war, nahm Octavius seinen Sitz zwischen beiden; den ehrenvollsten Platz, weil er Consul war.

Auf diese Art pflogen sie drei Tage lang eine geheime Unterredung, um den Plan ihres Vergleiches zu entwerfen. Der Hauptinhalt desselben war, daß sie sich alle drei auf fünf Jahre die höchste Gewalt nehmen wollten, unter dem Titel, *Triumviri* zur Einrichtung der Republik; sie wollten in allen
Fällen

(*) Cluver. Ital. antiq. l. c. 28. p. 187.

Fällen nach einem gemeinschaftlichen Plane handeln; die Magistrate und Stadthalter in Rom und in den Provinzen ernennen; alle Staatsangelegenheiten nach ihrer Willkühr entscheiden; Octavius sollte zu seiner eignen Provinz Afrika, Sicilien, Sardinien und die andern Inseln des Mitteländischen Meeres bekommen; Lepidus sollte Spanien und das Narbonensische Gallien; Antonius die übrigen beiden Gallien dies und jenseits der Alpen erhalten. Damit sie alle drei dem Titel und der Würde nach gleich wären, sollte Octavius das Consulat dem Ventidius für den Rest des Jahres abtreten. Antonius und Octavius sollten den Krieg gegen Brutus und Cassius, jeder mit zwanzig Legionen, führen; Lepidus sollte mit drei Legionen die Stadt Rom besetzen; und am Ende des Krieges sollten achtzehn Städte oder Kolonien, die besten und reichsten in Italien mit ihrem Gebiete und ihren Ländereien den Besitzern genommen, und den Soldaten zur Belohnung für ihre treuen Dienste zum ewigen Eigenthum gegeben werden. Diese Bedingungen wurden den drei Armeen bekannt gemacht, und von ihnen mit Freudengeschrei, und gegenseitigen Glückwünschen über die Versöhnung ihrer Generale aufgenommen. Auf Verlangen der Soldaten wurde sie auch noch durch ein Ehebündniß befestigt, das zwischen Octavius und Claudia, der Tochter der Gemalin des Antonius, der Fulvia von ihrem ersten Manne, dem P. Clodius, geschlossen wurde.

Zuletzt fügten sie noch ein Verzeichniß ihrer Feinde hinzu, die sie proscribiren wollten. Dieses hatte

Dritter Band.

S

viel

viel Schwierigkeiten, und veranlaßte, wie uns die Schriftsteller erzählen, einen hitzigen Streit unter ihnen; bis endlich jeder einwilligte, einige seiner besten Freunde der Rache seiner Kollegen aufzuopfern. Die ganze Liste soll dreihundert Senatoren und zweitausend Ritter enthalten haben; alle zum Tode verurtheilt wegen eines Verbrechens, das Tyrannen nicht verzeihen können, wegen ihrer Hartnäckigkeit in der Sache der Freiheit. Sie hielten dieses Verzeichniß bis zu ihrer Ankunft in Rom geheim; nur diejenigen, die ihnen am strafbarsten schienen, erfuhren ihr Urtheil früher; das waren die Häupter der republikanischen Partei, ohngefähr siebenzehn in allem, und der erste von ihnen war Cicero. Ihr Schicksal sollte gleich entschieden werden; die Triumviren schickten daher unverzüglich ihre Abgeordneten, die sie überfallen und sie tödten sollten, ehe sie Nachricht von der ihnen drohenden Gefahr erhalten könnten. Vier von diesen wurden sogleich ergriffen, und in Gegenwart ihrer Freunde getödtet; die übrigen wurden von den Soldaten in Privathäusern und Tempeln aufgesucht; die Stadt wurde so mit Schrecken erfüllt, als wäre sie von einem Feinde eingenommen. Der Consul Perdius sah sich genöthigt, die ganze Nacht hindurch durch die Straßen zu ziehen, um das Volk zu beruhigen, und ihm seine Furcht zu nehmen. Sobald der Tag anbrach, machte er die Namen der Siebenzehn bekannt, die gesucht wurden, und versicherte, daß alle übrigen sicher wären. Die Schrecken dieser Nacht wirkten aber

aber so sehr auf ihn, daß er am folgenden Tage starb ⁽¹⁾.

Wir besitzen vom Cicero selber keinen Brief mehr von diesen Tagen, der uns belehren könnte, was er über die Zusammenkunft der drei Feldherren gedacht, und was er deswegen für einen Entschluß gefaßt hat. Er mußte vorhersehen, daß sein Untergang würde beschossen werden, wenn sie nach des Antonius und Lepidus Wünschen ausfiel; er hatte ja mehrmals erklärt, daß er von ihnen die ärgste Sache erwarte, wenn sie je siegten. Was er aber auch zu befürchten Ursache hatte, so war es doch in seiner Gewalt, es zu vermeiden, wenn er nur zum Brutus nach Macedonien gehen wollte. Aber er scheint dies Rettungsmittel für schlimmer gehalten zu haben, als das Uebel selber. Er war so abgeneigt, in seinem hohen Alter noch einmal in einen bürgerlichen Krieg zu gehen, und achtete der ihm noch übrigen paar Jahre so wenig, daß er es für tausendmal besser hielt, zu sterben, als seine Sicherheit in einem Lager zu suchen ⁽²⁾. Er war um so gleichgültiger gegen sein Schicksal, weil sein Sohn fern von aller Gefahr in Brutus Schutze war.

Die alten Schriftsteller bemühen sich, uns zu überreden, daß Cäsar den Cicero nicht anders, als

S 2

nach

(¹) App. 4. init. Dio. p. 326. Plut. in Anton. et Cicero. Veil. Pat. 2. 65. (²) Ad Brut. 10. Ad Att. 14. 22. ibid. 16. 7.

nach einem heftigen Streite, und einem zweitägigen Bemühen ihn zu retten, der Rache seiner Kollagen preis gegeben habe ⁽⁴⁾; aber es war eine erschrockenste Zärtlichkeit, eine studierte Rolle, um die Verrätherei zu beschönigen. Denn Ciceros Tod war eine natürliche Folge ihres Bundes, und ein Opfer, das dem Vortheile aller drei verbündeten gebracht werden mußte. Die Mörder der Freiheit mußten auch entschlossen sein, ihn zu morden; denn er besaß zu viel Ansehen, als ein Feind ihrer Partei, und die Erfahrung hatte bewiesen, daß ihn nichts zum Freunde der Unterdrücker seines Vaterlandes machen konnte.

Cäsar wünschte daher Ciceros Tod so sehr, als die übrigen; und nachdem einmal seine vorgebliche Abneigung überwunden war, war er grausamer und blutdürstiger, als die beiden übrigen ⁽⁵⁾. Nichts, sagt Vellejus, war so schändlich bei dieser Sache, als daß Cäsar gezwungen werden sollte, irgend jemanden zu proscribiren, und besonders den Cicero ⁽⁶⁾. Aber hier war nicht die Rede vom Zwingen; denn wenn gleich Lepidus seinen Bruder Paulus, und Antonius seinen Oheim L. Cäsar aufopferten, und sie wirklich zuließen, daß beide in der Liste der Proscribirten aufgezeichnet wurden, um Cäsars Ehre zu retten, und ihm den Cicero abzu-
zwingen;

(⁴) Plutarch. in Cicer. Vell. Pat. 2. 66. (⁵) Sueton. Aug. 27. (⁶) Vell. Pat. 2. 66.

zwingen; so wurde doch keiner von jenen beiden Männern umgebracht, sondern die Unverwandten nahmen sie in Schutz ⁽⁷⁾.

Wenn wir einen Blick auf das Betragen dieser Triumvirn werfen, so sehen wir auf einmal den Antonius durch Cäsars Tod aus seinen Vergnügungen und Ausschweifungen, und aus der niedrigen Untermüthigkeit unter Cäsars Macht aufgeschreckt; so gleich entwirft er den Plan zur Beförderung seiner eignen Macht; er verfolgt ihn mit überraschender Hitze und Geschicklichkeit, bis er nach vielen und fast unübersteiglichen Schwierigkeiten die Oberherrschaft erlangt, nach der er strebte. Lepidus war das Werkzeug, dessen er sich vorzüglich bediente, den er sehr glücklich in Rom zu seinen Geschäften brauchte, bis er sich selber stark genug fühlte, seine Ansprüche allein durchzusetzen; dann schickte er ihn über die Alpen, damit er auf dem Fall eines unglücklichen Ereignisses in Italien, an Lepidus' Armee einen sichern Rückhalt hätte. Diese Einrichtung war so schlau, daß er sich wahrscheinlich allein zum Herrn von Rom würde aufgeworfen haben, wenn er bei Modena gesiegt hätte. Seine Niederlage machte nur den Unterschied, daß er nun zwei Theilnehmer der Herrschaft über das Reich zulassen mußte, von denen er doch einen ganz zu regieren hoffen konnte.

§ 3

Octas

(*) Appian . 4. 610. Dio. 47. 320.

Octavius verfuhr mit nicht minderer Politik und Thätigkeit. Er hatte große Anlagen, einen bewundernswürdigen Verstand, und Berstellungskunst genug, andre zu überreden, er habe gute Absichten. Weil er noch zu jung war und zu wenig Ansehen hatte, als daß er seinem Oheim unmittelbar in der Regierung hätte folgen können; so war es sein erstes Geschäft, den Plag offen zu erhalten, bis er selber reif dazu wäre, und indessen jeden andern davon auszuschließen. In dieser Hinsicht spielte er den Republikaner mit einer sehr ernsthaften Miene, er unterwarf sich der Lenkung des Cicero, ließ sich ganz durch dessen Rath führen, in sofern es sich mit seinen Privatabsichten vertrug, das heißt, den Antonius zu unterdrücken, und ihn aus Italien zu vertreiben, weil er sein unmittelbarer und sein gefährlichster Gegner war. Hier hielt er eine Zeitlang ein, und überlegte, was diese neue Wendung der Angelegenheiten für neue Maasregeln heische. Aber der unerwartete Tod beider Consuln machte ihn zum Herrn der innern Geschäfte in Rom; und als Antonius nur desto stärker wieder durch Lepidus Hülfe von seinem Falle aufstand, so sah er bald ein, daß der beste Tausch für die Allmählerschaft wenigstens ein Antheil an derselben sey, bis er im Stande sein würde, die übrigen Theile auch an sich zu reißen. Und so listig, wie er sich an die Republik angeschlossen hatte, um den Antonius zu stürzen, so schlau verband er sich jetzt mit dem Antonius, um die Republik zu unterdrücken. Das war das sicherste Mittel, seine eigene Macht zu befestigen und zu befördern.

Lepidus

Lepidus war der Spott seiner beiden Kollegen; ein eitle, schwacher, unbeständiger Mann; unfähig zu regieren, und dennoch von der Begierde zu herrschen geblendet. Er hatte die rühmlichste Gelegenheit, seinem Vaterlande zu dienen, gemißbraucht, zu seinem eignen und seines Vaterlands Verderben. Seine Frau war die Schwester des M. Brutus, dessen Parthei er zu seinem eignen Vortheile hätte treu bleiben sollen; denn wenn er sich auf Ciceronis Rath mit dem Plancus und D. Brutus gegen den Antonius vereinigt, und der Republik die Freiheit wieder gegeben hätte, so würde ihn dieses Verdienst, verbunden mit dem Adel seiner Familie und mit seinem großen Vermögen, zum ersten Bürger in einem freien Staate erhoben haben. Aber seine Schwäche beraubte ihn alles dieses Ruhmes; er schmeichelte sich, daß ihm die größte Macht, die er gegenwärtig zu besitzen schien, auch den größten Theil der Herrschaft verschaffen würde; er bedachte nicht, daß eine militärische Gewalt von dem Rufe und den Fähigkeiten dessen, der sie besitzt, abhängt. Und weil ihn hierin seine Kollegen weit übertrafen, so stand es auch immer in ihrer Gewalt, ihn zu verdunkeln, und ihn, wenn sie es für gut fanden, zu vernichten. Daß erfuhr er endlich, als ihn Cäsar zwang, knechend um sein Leben zu bitten, wenn er gleich an der Spitze von zwanzig Legionen stand; und als er ihm die Würde nahm, die er nicht zu behaupten fähig war ⁽¹⁾.

(1) Voll. Pat. 2. 8.

Cicero befand sich mit seinem Bruder und seinem Enkel auf seiner Villa zu Tusculum, als er die Nachricht von der Proscription, die auch ihn und seinen Bruder treffe, erhielt. Die Triumvirn wollten es, wo möglich, bis auf den Augenblick der Exekution geheim halten; um diejenigen, die sie zum Tode verurtheilt hatten, zu überfallen, ehe sie entfliehen könnten. Aber einige von Ciceros Freunden fanden Mittel, ihm früher Winke davon zu geben. Er reiste daher sogleich mit seinem Bruder und seinem Enkel nach seiner Villa Astura, die der Küste am nächsten lag; ihre Absicht war, sich sogleich vor ihren Feinden an einen sichern Ort zu entfernen. Quintus war eben zu einer so plötzlichen Reise gar nicht vorbereitet; er beschloß also, mit seinem Sohne nach Rom zurückzukehren, in der Hoffnung, dort verborgen zu bleiben, bis er Geld und andre Bedürfnisse zu ihrem Unterhalte anschaffen könnte. Cicero fand indessen ein Fahrzeug zu Astura bereit, und gieng sogleich an Bord; aber ein heftiger Wind war ihm entgegen, und er mußte, nachdem er zwei Meilen an der Küste fortsegelt war, zu Circeum landen. In der Nähe dieses Orts brachte er eine ganze Nacht ängstlich und unentschlossen zu. Die Frage war, wohin er seinen Weg nehmen, ob er zum Brutus, oder zum Cassius, oder zum S. Pompejus fliehen sollte; aber nach aller Ueberlegung gefiel ihm kein Ausweg so, als der Tod ^(*). Der Gedanke stieg in ihm auf,

(*) Senec. Suasor. 6.

auf, wie Plutarch sagt, nach Rom zu gehen, und sich in Cäsars Hause selber zu tödten, um die Blutschuld auf Cäsars Undank und Treulosigkeit zu wälzen; aber das ungestüme Bitten seiner Diener bewog ihn endlich, weiter nach Tajeta zu segeln. Hier stieg er wieder ans Land, um auf seiner Formianischen Villa, eine Meile vom Ufer, auszuruhn; der Seefahrt und des Lebens überdrüssig; und erklärte, daß er in dem Lande sterben wollte, das er so oft gerettet habe ⁽¹⁰⁾. Er schlief hier ganz ruhig einige Stunden, wenn gleich, wie einige Schriftsteller erzählen, eine Menge Krähen um seine Fenster krächzten, als wenn sie ihn wekken, und ihn vor der nahen Gefahr warnen wollten, ja eine selber in das Zimmer flog, und sein Kopfkissen rüttelte, bis seine Sklaven, durch das Auszeichen aufgeschreckt, und beschämt, unvernünftige Thiere besorgter für ihren Herrn zu sehen, als sie es selber waren, ihn zwangen, sich in eine Sänfte zu setzen, und ihn auf geheimen Wegen durch seinen Wald nach dem Schiffe zutragen; denn sie hatten erfahren, daß schon Soldaten in der Gegend nicht weit von der Villa wären, die nach ihm gesfragt hätten. Eben hatten sie die Villa verlassen, als schon die Soldaten bei dem Hause ankamen. Als sie hörten, Cicero sei geflohen, eilten sie ihm nach auf die Küste zu, und hohnten ihn noch im

S 5

Wald

(**) Liv. Fragm. apud Senec. Suasor. 1. it. Plutarch, Cic.

Walde ein. Der Anführer dieser Schaar war ein gewisser Popilius Länus, ein Tribun oder ein Oberster von der Armee, den Cicero einstmalen vertheidigt, und von einem Kapitalprozeß gerettet hatte. Als Ciceros Diener die Soldaten erblickten, machten sie sich zur Gegenwehr gefaßt, und wollten für das Leben ihres Herrn ihr eignes wagen; aber Cicero befahl, sie sollten ihn niederlegen, und sich nicht wehren ⁽¹¹⁾. Er blickte seine Henker mit einer solchen Fassung an, die sie zurückschreckte; reichte darauf seinen Raffen, so weit er konnte, aus der Sänfte hervor, und befahl ihnen ihr Werk zu vollenden, und das zu nehmen, was sie suchten. Sie hieben ihm den Kopf und beide Hände ab, und eilten voll Freude nach Rom, um dem Antonius das angenehmste Geschenk zu bringen, das sie ihm nur geben konnten. Popilius übernahm selber das Geschäft; er schämte sich nicht der Niederträchtigkeit, das Haupt des Mannes zu überbringen, der ihn einst das seinige gerettet hatte ⁽¹²⁾. Er fand den Antonius auf dem Forum, umringt mit einer Wache und einem Haufen Pöbel; als er aber schon von fern die Beute zeigte, die er brachte, wurde er auf der Stelle mit einer Krone und mit acht tausend Pfund Sterling beschenkt. Antonius ließ den Kopf auf der Rednerbühne zwischen den beiden Händen aufnageln; ein trauriger Anblick für die Stadt, der jedem Auge Thränen abloste, das hier

(11) Liv. Fragm. ibid. (12) Val. Max. 5. 3.

hier die verstümmelten Glieder erblickte; die sonst so rühmlich auf dieser Stelle für das Leben, das Glück und die Freiheit des römischen Volkes arbeiteten, jetzt ein Spott niedriger Heuchler und Verräther. Ueber den Tod der übrigen, sagt ein Geschichtsschreiber dieser Zeit ⁽¹³⁾; klagte man nur in einzelnen Häusern; Ciceros Tod verursachte eine allgemeine Trauer; er war ein Sieg über die Republik selber; und er schien Roms Sklaverei auf immer zu befestigen. So betrachtete ihn Antonius, und mit Ciceros Blute gesättigt, erklärte er, die Proscription sei vollzogen.

Cicero wurde am siebenden December ermordet, zehn Tage nach der Entstehung des Triumvirats. Er war alt drei und sechzig Jahr, elf Monate und fünf Tage ⁽¹⁴⁾.

(¹³) L. Flor. 4. 6. (¹⁴) Plutar. in Cic. Vell. Pat. 2. 64. Liv. Fragm. apud Senec. Appian. l. 4. 601. Dio l. 47. p. 330. Pighii Annal. ad A. V. 710.

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Cicero als Privatmann.

Ciceros Tod blieb den Römern noch viele Zeitalter lang in frischem Andenken, und wurde der Nachwelt als eine der rührendsten und merkwürdigsten Begebenheiten in ihrer Geschichte, mit allen Umständen erzählt. Der Ort, wo er getödtet war, wurde von Reisenden mit heiliger Ehrfurcht besucht (*). Die Schuld fiel ganz auf Antonius, aber auch Augustus konnte den Schandfleck der Treulosigkeit und des Undankes nicht verwischen; daher das Stillschweigen der Schriftsteller seiner Zeit über Ciceros Schicksal, und daher nennt weder Horaz noch Virgil seinen Namen. Wenn gleich sein Charakter ein edler Gegenstand erhabner Empfindungen gewesen wäre, so war das doch kein Stoff für Hofpoeten; denn nur eine Anspielung auf ihn wäre eine Satire auf den Fürsten gewesen, besonders so lange noch Antonius lebte. Denn unter den Schmeichlern seines Hofes war es Mosde, Ciceros Andenken durch jede Verläumdung zu beschimpfen, die ein boshafter Witz nur erfinden konnte. Virgil gieng so weit, daß er bei einer Gelegenheit, die ihn an den Cicero erinnern mußte, lieber den Römern selber Unrecht that, als ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ, indem er den Griechen

(*) Seneca de ira 2. 2.

hen den Preis der Beredsamkeit zusprach, den sie doch selber dem Cicero zuerkannt hatten ⁽²⁾.

Libius, den Augustus wegen seiner Freimüthigkeit einen Pompejaner nennt ⁽³⁾, scheint zwar den Mord des Cicero aus Rachsicht gegen sein Zeitalter nicht für ein so großes Verbrechen gehalten zu haben, aber er machte doch seinen Tugenden eine große Lobrede, und erklärte, daß er Ciceros Beredsamkeit selber besitzen müßte, um ihn zu preisen, wie er es versdiente ⁽⁴⁾. Augustus, so erzählt uns Plutarch, fand einst seinen Enkel in einem von Ciceros Werken lesen; der Knabe verbarg das Buch unter sein Kleid, aus Furcht, der Kaiser möchte es ihm übel nehmen; aber Augustus nahm das Buch, durchblätterte es, und sagte; der Verfasser war ein gelehrter Mann, mein Kind, er liebte auch sein Vaterland ⁽⁵⁾.

Unter den folgenden Generationen, als der Haß gegen den Cicero mit denen ausgestorben war, die ihn durch Privatabsichten und Streitigkeiten bewogen, anfeindeten, so lange er lebte, und versäumdeten als er todt war, da glänzte sein Name und sein Andenken wieder herrlich hervor. Selbst
unter

(²) Aen. 6. 849. (³) Tacit. Ann. 4. 34. (⁴) Liv. Fragm. apud Senec. Suasor. 6. (⁵) Plutar. vit. Cic. Macrob. erzählt noch eine andre Geschichte ähnlicher Art; die des Augustus Mäßigung gegen den Cato beweiset. Als Augustus, sagt er, einst in dem Hause sich befand, das dem Cato gehört hatte, wollte

unter der Regierung des Tiberius, unter der ein erhabener Senator und Geschichtschreiber Cremutius Cordus deswegen zum Tode verurtheilt wurde, weil er den Brutus gelobt hatte, wagte es dennoch Paternus mit folgenden heftigen Worten dem Antonius über den Tod des Cicero Vorwürfe zu machen. — „Antonius! Du hast nichts gethan; nichts hast Du gethan, als Du einen Preis auf jenes berühmte und göttliche Haupt setztest, als Du durch eine elende Belohnung den Mörder eines so großen Consuls und Erretters der Republik ers kauftest. Du hast den Cicero von einem unruhigen Dasein befreit, von einem sinkenden Alter; von einem Leben, das unter Deiner Herrschaft unglücklicher gewesen wäre, als der Tod selber; aber weit davon entfernt, den Ruhm seiner Handlungen und Reden zu vermindern, hast Du ihn vielmehr erhöht. Er lebt, und wird fortleben in dem Andenken aller Zeitalter; und so lange dieses System der Natur, das entweder vom Zufall, oder von einer Vorsehung geschaffen, oder auf irgend eine andre

ihn der Eigenthümer desselben ein Kompliment machen, indem er des Cato Eigenthum tadelte. Aber Augustus brachte ihn bald zum Schweigen, und bemerkte, daß der Mann, der keine Veränderung in der Konstitution seines Vaterlandes herbeiführen wollte, ein untreuer Bürger und ein ehrlicher Mann gewesen sei. Indem er so Catos Charakter lobte, sagte er seinem eignen eine tiefe Wunde; denn er veränderte nicht nur die Regierung seines Vaterlandes, sondern riß sie auch an sich. Macrob. Saturn. 2. 4.

andere Art hervorgebracht wurde, und das sein Geist von allen Römern am besten ergründete und durch seine Beredsamkeit verherrlichte; so lange dieses System unwandelbar bleibt, wird es durch den Strom der Zeit das Lob des Cicero mit sich dahin reißen; die Nachwelt wird seine Reden gegen Dich bewundern, und Deine Handlung an ihm verfluchen" ⁽⁶⁾. —

Seit dieser Periode wetteifern alle römischen Schriftsteller, Dichter oder Historiker mit einander, das Lob des Cicero zu verbreiten; sie nennen ihn den berühmtesten Patrioten, und den Vater der römischen Beredsamkeit und Geisteskultur; der seinem Vaterlande durch seine Schriften mehr Ehre machte, als alle Sieger durch ihre Eroberungen, und der die Gränzen seiner Gelehrsamkeit über die Gränzen des Reichs erweiterte ⁽⁷⁾. Selbst die Kaiser verehrten ihn drei Jahrhunderte nach seinem Tode unter der Klasse der niedern Gottheiten ⁽⁸⁾; und diesen Rang würde er bis auf den heutigen Tag behauptet haben, wenn er in dem päpstlichen Rom gelebt hätte, wo er gewiß, wie Erasmus sagt ⁽⁹⁾, wegen seines schuldlosen Lebens die Ehre und den Titel eines Heiligen würde erhalten haben.

Cicero

⁽⁶⁾ Vell. Pat. 2. 66, ⁽⁷⁾ Plin. II. N. 7. 36. Vell. P. 2. 34. ⁽⁸⁾ Lamprid. vii. Alex. Sever. c. 31.
⁽⁹⁾ Erasmi. Ciceroniana. verk. liem.

Cicero war von einer langen und schlanken Gestalt; sein Hals war vorzüglich lang; seine Züge regelmässig und männlich; aus seiner Miene strahlte Anmuth und Würde, und eine gewisse Heiterkeit mit Ernst vermisch, die Liebe und Hochachtung einflößte ⁽¹⁰⁾. Seine Natur war schwächlich, aber durch seine Lebensweise so gestählt, daß sie die Anstrengung eines Geschäftsmannes und eines Gelehrten mit steter Heiterkeit und Gesundheit aushielt. Am meisten beförderte er seine Gesundheit durch Baden, Grottiren, welches er jeden Tag einmal in seinem Garten zur Erholung für seine Brust von der Anstrengung auf der Rednerbühne vornahm ⁽¹¹⁾. Im Sommer zerstreute er sich gewöhnlich durch eine Reise nach seinen Ländgütern in den verschiedenen Gegenden von Italien. Durch Diät und Mäßigkeit erhielt er seine Gesundheit am meisten; dadurch verwahrte er sich gegen alle heftigen Krankheiten; und wenn er von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen wurde, so pflegte er sich bald durch strenges Fasten wieder zu heilen ⁽¹²⁾.

In seinem Anzuge, den kluge Männer immer für ein Kennzeichen der Denkart hielten, beobachtete er, den Vorschriften gemäß, die er darüber in seinem Buche über die Pflichten giebt, Mäßigkeit und Schlichtheit, seinem Range und Charak-
ter

(10) Asin. Poll. apud Senec. Suasor. 6. (11) Ad Att. 2. 23. Plutar. in vit. (12) Ep. fam. 7. 26. V. Plutar.

ter anpassend; Reinlichkeit ohne pedantischen Zwang; ohne affectirte Sonderbarkeit; gleich weit entfernt von bäurischer Nachlässigkeit, als von gellenartiger Niedlichkeit ⁽¹³⁾. Beide widersprechen der wahren Würde; das eine verräth Unwissenheit oder einen unedle Verachtung des Anstandes; das andre einen dicken Stolz, oder einen prahlenden Anspruch auf denselben.

Im häuslichen und geselligen Leben war sein Betragen liebenswürdig; er war ein nachsichtiger Vater, ein treuer eifriger Freund, und ein gefälliger und großmüthiger Herr gegen seine Diener. Seine Briefe enthalten die zärtlichsten Ausdrücke der Liebe für seine Kinder; in ihrer theuren Unterhaltung vergaß er aller Sorgen, und erholte sich von seinen Geschäften im Senate und auf dem Forum ⁽¹⁴⁾. Eine ähnliche Zuneigung, obgleich in geringerem Grade, bewies er auch gegen seine Sklaven, die sich ihm durch treue Dienste empfohlen hatten. Wir haben schon einen auffallenden Beweis davon am Tiro gesehen, der von den übrigen durch nichts unterschieden war, als daß er sich durch größere Verdienste auszeichnete. In einem Briefe an den Atticus schreibt Cicero, ich habe dir nichts mehr zu sagen; wirklich ist auch mein Herz in einer traurigen Stimmung. Cossitheus, mein
Wort

(¹³) De Officiis l. 36. (¹⁴) Ad Att. l. 18.

Vorleser, ein hoffnungsvoller Jüngling, ist gestorben; sein Tod schmerzt mich mehr, als man es von dem Tode eines Sklaven glauben sollte⁽¹⁵⁾.

Cicero hatte von der Freundschaft und von ihrem wohlthätigen Einflusse auf das menschliche Leben, sehr hohe Begriffe, wie er in seiner unterhaltenden Abhandlung über diesen Gegenstand gezeigt hat. Er schrieb in derselben keine andern Regeln nieder, als solche, die er durch sein eignes Beispiel erläutert hatte. In allen den verschiednen Freundschaftsbündnissen, in die ihn sein hoher Rang verslocht, ließ er sich nie zu Schulden kommen, einen Mann, den er einmal seinen Freund genannt, oder als einen ehrlichen Mann geschätzt hatte, hintergangen, verlassen, oder selber nur vernachlässigt zu haben. Es machte ihm Vergnügen, ihr Glück zu befördern, und ihr Ungemach zu vermindern; der Wechsel des Glückes änderte seine Freundschaft nicht; gegen Unglückliche bewies er sie um so eifriger, weil seine Hülfe da am nöthigsten und ohne alle Nebenabsicht war. Das hielt er nicht für Freundschaft, sondern für einen schmutzigen Handel mit Wohlthaten, wenn Jemand seine Dienste nach Gewinn oder Verlust erwog⁽¹⁶⁾. Er nannte die Dankbarkeit die Mutter der Tugend, er hielt sie für die wichtigste Pflicht; und er gebrauchte die

Wdr.

(¹⁵) Ad Att. l. 12. (¹⁶) De leg. l. 13. De Nat. Deor. l. 45.

Wörter, dankbar und tugendhaft, als gleich bedeutend, und unzertrennlich in demselben Charakter. Seine Schriften sind angefüllt mit Gedanken dieser Art, und sein Leben gab reichlich die Beispiele dazu ⁽¹⁷⁾. Einer seiner Freunde, der sich wegen seiner zudringlichen Bitten entschuldigte, bemerkte sehr richtig, daß Ciceros ganzes Leben eine hinlängliche Entschuldigung dafür darbiere; denn er habe es so zur Gewohnheit gemacht, alles für seine Freunde zu thun, daß sie nicht länger mehr bäten, sondern sich ein Recht anmaßten, ihm zu befehlen ⁽¹⁸⁾.

So großmüthig er gegen seine Freunde war, so versöhnlich war er auch gegen seine Feinde; er vergab leicht die größten Beleidigungen auf die geringste Unterwerfung; und wenn er gleich die beste Gelegenheit hatte, sich zu rächen, so verzieh er doch lieber, anstatt zu schaden. Nie schlug er es seinem ärgsten Feinde ab, sich mit ihm zu versöhnen; seine Geschichte liefert davon Beispiele genug. Er glaubte, nichts sei lobenswerther und eines grossen Mannes würdiger, als Versöhnlichkeit; er machte es zu einer natürlichen Pflicht des Menschen, die Rache zu mässigen, und Strafen nicht zu übertreiben; er hielt die Rache für einen hinlänglichen Grund, sie ganz zu erlassen; und erklärte einst vor einer öffentlichen Versammlung, seine Feindschaft sei sterblich, seine Freundschaft unsterblich ⁽¹⁹⁾.

T 2

Seine

(17) Pro Planc. 33. De Fin. 2. 22. (18) Ep. fam. 6. 7.

(19) De Offic. 1. 11. Ibid. 25. Fragm. Cic. ex Marcellino. Pro C. Rabir. Post. 12.

Seine Lebensart war der Würde seines Charakters angemessen; glänzend und edel; sein Haus stand allen fremden Gelehrten und allen Philosophen Griechenlands und Asiens offen; einige unter hielt er lebenslang als Mitglieder seiner Familie ⁽²⁰⁾. An jedem Morgen war sein Zimmer mit Menschen von jedem Range angefüllt; selbst Pompejus hielt es nicht unter seiner Würde, ihm seinen Morgensbesuch zu machen. Die mehresten kamen nicht allein deswegen, um ihm ihr Kompliment zu machen, sondern auch ihn zu den Geschäften des Tages auf das Forum oder in den Senat zu begleiten; hier warteten sie, bis seine Geschäfte zu Ende waren, und führten ihn dann wieder nach Hause. Wenn an gewöhnlichen Tagen diese Morgenbesuche vorbei waren, welches immer vor zehn Uhr geschah, dann entfernte er sich in seine Bibliothek, und suchte keine andre Zerstreuung, als die ihm seine Kinder in den Augenblicken, die er der Erholung widmete, verschafften ⁽²¹⁾. Seine Hauptmahlzeit genoß er am Abend; die gewöhnliche Zeit, in der die Vornehmen sich mit ihren Freunden an der Tafel oft bis spät in die Nacht unterhielten. Dennoch war er jeden Morgen vor Tages Anbruch wieder aus dem Bette; er schlief nie des Nachmittags, wie die übrigen gewöhnlich thaten, und wie es noch jetzt in Rom Sitte ist ⁽²²⁾.

So

(²⁰) De Nat. Deor. 1. 3. Brut. 433. (²¹) Ad Att. 1. 18. Ep. fam. 9. 20. It. 7. 18. Ad Att. 2. 14. (²²) De Div. 2. 58.

So mäßig und arbeitsam er war, so vergaß er doch des Invaliden in Gesellschaft anderer zu Hause, oder wenn er ausgebeten war, und war fröhlich und munter, die wahre Seele der Gesellschaft. Wenn Freunde zusammen waren, die Anmuth des geselligen Lebens zu erhöhen, so hielt er es für uns gefällig, nicht seinen Theil zur allgemeinen Freude beizutragen, oder sie durch mürrische Verschlossenheit zu stören. Er liebte die heitere Unterhaltung; denn er war von Natur witzig, und zum Spott sehr aufgelegt⁽²³⁾; ein Talent, das ihm auf der Rebsnerbühne große Dienste that, um den Ruchwillen eines Gegners zu züchtigen; einer langweiligen Sache eine angenehmere Abwechslung zu geben; die Richter aufzuheitern, und die Strenge des Urtheils zu mildern, indem er sowohl die Richter als die Zuhörer auf Kosten des Klägers zur Fröhlichkeit stimmte⁽²⁴⁾.

Diese Benutzung seines Wises wurde immer gelobt, und bei öffentlichen Prozessen sehr beklatscht; aber man beschuldigte ihn bisweilen, daß er in Gesellschaften seinen Spott zu weit triebe; und daß er oft seinen Witz, durch das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit verleitet, mißbrauchte, und nicht bedächte, was er für grausame Wunden schlug⁽²⁵⁾. Aber unter allen seinen launigten Scherzen, die uns aufbehalten sind, bemerken wir keinen einzigen,

(23) Ep. fam. 9. 15. Ibid. 24. et 26. (24) De Or. 2. 54. Quintil. 6. 3. (25) Ibid. vid. Plutar.

gen, der anders als gegen lächerliche oder schlechte Charaktere gerichtet wäre; die er wegen ihrer Thorheiten verachtete, oder wegen ihrer Laster hasste. Wenn er gleich die Gallsucht oder die Bosheit seiner Feinde gegen sich mehr reizte, als er es in Rücksicht seiner eignen Ruhe hätte thun sollen; so schädete er doch nie einem Freunde, oder irgend einem, den er schätzte, durch einen leichtsinnigen Scherz.

Es ist gewiß, daß sein Witz so berühmte war, als seine Beredsamkeit; und daß verschiedene unächte Sammlungen seiner Einfälle schon während seines Lebens in Rom umhergingen ⁽²⁶⁾; bis es sein Freund Trebonius, nach der Niederlegung seines Consulats, der Mühe werth hielt, eine authentische Sammlung derselben in einem Bande heraus zu geben, und sie dem Cicero selber zu dediziren ⁽²⁷⁾. Als Cäsar selber auf dem Gipfel seiner Macht dem Einfall bekam, die Denksprüche großer Männer zu sammeln, trug er allen seinen Freunden auf, die mit Cicero Umgang hatten, jeden Einfall, den er in Gesellschaften äusserte, ihm zu überbringen ⁽²⁸⁾. Aber Ciceros Freigelassener Tiro, der ihm bei allen seinen Studien und literarischen Arbeiten zur Hand ging, machte nach seinem Tode die vollkommenste Sammlung seiner lannigten Einfälle in drei Büchern bekannt. Quintilian wünscht, daß er lieber weniger an Zahl, und mehr mit Beurtheilung gewählt hätte ⁽²⁹⁾.

Von

(²⁶) Ep. fam. 7. 32. It. 9. 16. (²⁷) Ep. fam. 13. 22.

(²⁸) Ep. fam. 9. 16. (²⁹) Quintil. 6. 3.

Von diesen Büchern ist keines mehr übrig, und keine Probe von jenen Scherzen, als die, welche von ohngefähr in seinen und anderer Schriften eingewebt sind; und diese können uns nicht gefallen, wenn sie gleich von einigen vertheidigt werden, weil sie dem Geschmak unsers Zeitalters nicht angemessen sind, und weil sie durch das Gebehrdenspiel, das sie vorzüglich belebte, nicht unterstützt werden. Und sie müssen uns um so mehr frostig und ungesund vorkommen, weil wir die verschiedenen Charaktere und Geschichten, worauf sie sich beziehen, so wie auch die besondern Moden und Launen jenes Zeitalters nicht kennen. Aber auch an diesen wichtigen Einfällen konnte man, wie Quintilian sagt, eben so wie an seinen übrigen Werken eher etwas finden, das man wegnehmen, als etwas, das man noch hinzufügen möchte ⁽³⁰⁾.

Er hatte eine Menge schöner Landhäuser in verschiedenen Gegenden von Italien; einige Schriftsteller zählen achtzehn; er scheint sie alle, den Familiensitz zu Arpinum abgerechnet, selber gekauft oder erbaut zu haben. Sie lagen fast alle nach der See, in mäßiger Entfernung an der Küste des niedern Meeres zwischen Rom und Pompeji, welches noch vier französische Meilen jenseits Neapel entfernt war. Er nannte sie, wegen ihrer schönen Bauart und vortreflichen Lage die Augen oder die

4

Schön-

(*) Ibid. et Macro. Sat. 2. 1.

Schönheiten von Italien ⁽³¹⁾. Am meisten gefielen ihm sein Tusculum, Antium, Ostia, Arpinum, seine Formianische, Eumanische, Puteolanische und Pompejanische Villa; auf ihnen brachte er gewöhnlich einen Theil des Jahres zu; alle waren groß genug, nicht allein seine eigne Familie, sondern auch seine Freunde und zahlreiche Gäste aufzunehmen. Viele Römer vom ersten Range pflegten auf ihren Landreisen von Rom aus einige Tage bei ihm einzufahren. Ausser diesen eigentlichen Landgütern mit großen Ländereien und Gärten, hatte er noch verschiedne kleine Vorwerke an der Landstrasse, wo er einzufahren pflegte, wenn er von einem Landgute zum andern reiste ⁽³²⁾.

Sein Tusculum hatte dem Dictator Sylla geschenkt; in einem seiner Zimmer war ein Gemälde von seinem merkwürdigen Siege bei Nola im marssischen Kriege, in welchem Cicero unter ihm als Freiwilliger gedient hatte ⁽³³⁾. Es lag vier französische Meilen von Rom, auf einer angenehmen Anhöhe, die mit den Landhäusern der Vornehmen bedeckt war; es hatte eine reizende Aussicht auf die Stadt, und die umher liegende Gegend, ein breiter Fluß oder Kanal durchschnitt seine Flur, wofür er der Municipalsität zu Tusculum Grundzinsen bezahlte ⁽³⁴⁾. Weil das Landhaus nahe bei Rom lag, so konnte

er

(³¹) Ad Att. 16. 3. Ibid. 6. (³²) Ad Att. 14. 8.

(³³) Plin. II. N. 22. 6. (³⁴) Con. Rull. 3. 2.

er sich zu jeder Stunde hierher begeben, um von den Arbeiten der Rednerbühne oder des Senats auszuruhen, frische Luft zu athmen, und sich mit seinen Freunden oder seiner Familie zu ergötzen. Daher genoß er hier seine meisten Freuden und den größten Theil seiner Rufe; und in dieser Rücksicht verschönernte er dies Landhaus vor allen übrigen ⁽³⁵⁾.

Wenn ihn der Ueberdruß der Stad oder längere Ferien des Forums geneigt machten, einen ruhigern Ort zu suchen, so pflegte er sich nach Antium oder Astura zu entfernen. Zu Antium hatte er seine beste Büchersammlung, und weil es nur dreißig Meilen von Rom lag, so konnte er täglich Nachricht erhalten, was sich zutrug. Astura war eine kleine Insel, an der Mündung eines Flusses gleiches Namens, zwei französische Meilen weiter nach Süden zu, zwischen den Vorgebirgen Antium

I 5

tium

(³⁵) Ad Att. 1. 4. 5. 7.

Die Lage dieses Landhauses, das Colla vielleicht erbauen ließ, bestätigt die Bemerkung des Seneca über die Landhäuser der übrigen großen Feldherrn der Römer, des Marius, Pompejus und Cäsar, daß sie alle auf Hügeln oder auf dem höchsten Boden, den sie finden konnten, gebaut waren; weil es ihrem kriegerischen Geiste angenehmer war, die Aussicht über die Landschaft unter ihnen zu haben, und ihre Häuser auf einer Anhöhe einem Lager ähnlicher sahen als einer Villa. Senec. Ep. 51. — Auf diesem angenehmen Orte ist jetzt ein Mönchskloster gebaut, Grotta Ferrata genannt; man zeigt hier noch die Reste von Ciceros schönen Gebäuden und Säulen, und den Kanal, der durch seinen Garten ging.

tum und Circejum; und hatte die Aussicht auf beide. Ein Ort ganz für die Einsamkeit geschaffen; mit einem dichten Gehölz bewachsen, in welchem schattige Gänge ausgehauen waren. Hier verlebte er die düstern und bittern Stunden seines Lebens.

In der Mitte des Sommers gab das Wohnhaus zu Arpinum und die kleine Insel dabei, wegen der Luchwälder und Wasserfälle, den besten Schutz gegen die Hitze. In dem heißesten Sommer, dessen er sich je erinnerte, fand er hier, wie er seinem Bruder schreibt, die angenehmste Erfrischung in dem kühlen Flusse Fibronus ⁽¹⁶⁾.

Seine andern Landhäuser lagen in den schönsten Gegenden von Italien, wo die besten Gesellschaften in Rom ihre Villen hatten. Er hatte zwei zu Formid, eine obere und eine untere Villa; die eine noch am Hafen von Cajeta, die andre auf den nahegelegnen Bergen. Eine dritte lag an der Küste von Baiä, zwischen dem See Avernus und zwischen Puteoli, die er die Puteolanische nannte; eine vierte an den Bergen des alten Cumä, die Lucmanische genannt; eine fünfte bei Pompeji, vier französische Meilen unterhalb Neapel, in einer Gegend, die wegen der reinen Luft, des fruchtbaren Bodens und der schmackhaften Früchte berühmt war. Sein Puteolanisches Landhaus war nach dem Plane der

(16) Ad Quint. 3. 1.

der Akademie zu Athen gebaut, und auch so genannt; es war mit einem Partiko und einem Bädgen versehen, zu philosophischen Unterhaltungen. Einige Zeit nach seinem Tode erhielt es ein gewisser Antistius Vetus, der es ausbesserte und noch verschönerete. Eine heiße Quelle, die von ohngefähr in einem Theile des Gartens hervorbrach, veranlaßte folgendes Epigram, das Laurea Tullius, einer von Ciceros Freigelassenen machte.

Quo tuo romanae vindex clarissimae linguae
 Sylva loco melius surgere iussa viret,
 Atque Academiae celebratam nomine villam
 Nunc reparat cultu sub potiore Vetus,
 Hic etiam apparent lymphae non ante re-
 pertae,
 Languida quae infuso lumina rore levant.
 Nimirum locus ipse sui Ciceronis honori
 Hoc dedit, hac fontes cum patefecit ope;
 Ut quoniam totum legitur sine fine per
 orbem
 Sint plures, oculis quae mediantur
 aquae⁽³⁷⁾.

”Bo

(37) Plin. II. N. 31. 2.

Aus dieser Villa wurde nachher ein kaiserlicher Palast; der Kaiser Hadrian nahm sie in Besitz, starb hier, und wurde auch hier begraben. Hier saate er wahrscheinlich seiner feigen flatterhaften Seele das verächtlichste Lebenswohl;

Ani.

"Wo jüngst dein Hain, berühmter
 "Schöpfer der römischen Beredsamkeit, schö-
 "ner wieder grünete; wo Betus jüngst die
 "Villa, die der Name der Akademie adelt,
 "herrlicher wieder verzierete, da entquoll ein
 "noch nie gesehner Bach, dessen heilender
 "Tropfen die kranken Augen zu stärken ver-
 "mag. So brachte die Stätte selbst der
 "Ehre ihres Cicero dies Opfer, als sie den
 "Quell der seltenen Kraft eröffnete, daß sie
 "die Zahl der Augen heilender Wasser ver-
 "mehrte, weil seine Schriften sonder Ende
 "auf dem ganzen Erdball gelesen werden.

Seine Häuser waren seinem feinen Geschmacke
 und der Pracht der Gebäude angemessen möblirt;
 seine Säle waren mit Statuen und Gemälden von
 den besten griechischen Meistern geschmückt; und
 seine

*Animula vagula, blandula,
 Hospes, Conusque corporis,
 Quas nunc abibis in loca,
 Pallidula, rigida, nudula,
 Nec, ut soles, dabis jocos.*

Aelii Spartian. Vit. Hadr. 25.

Gemis würde sie ihn mit weniger Kummer verlas-
 sen haben, wenn sie von Ciceros irdischen Wohnung
 zu den Göttern den Weg gewußt hätte, wo er wahr-
 scheinlich noch im Genuße endloser Glückseligkeit lebt.
 — Vbi nunc agat anima Ciceronis, fortasse non est
 humani iudicii pronunciare; me certe non ad modum
 ad versum habituri sint in ferendis calculis, qui spo-
 rant illum apud superos quietam vitam agere. — *Erasm.*
Prooem. in Tusc. Quaest. ad Joh. Vlacium.

seine Möbeln und Gefäße von der besten Arbeit und den ausgesuchtesten Materialien. Plinius sah noch einen Tisch von Zederholz, die schönste Arbeit, die man in Rom nur finden konnte, den Cicero für achtzig Pfund soll gekauft haben⁽¹⁹⁾. Er hielt es schicklich für einen erhabnen Bürger, durchs aus eine gewisse Gleichheit des Charakters zu beobachten, und seine Würde auch in der Pracht seiner Lebensart zu zeigen. Daher die große Mannichfaltigkeit seiner Häuser, und ihrer Lage in den schönsten Gegenden Italiens, der Appischen Straße entlang; wo sie dem Reisenden in die Augen fielen, und so bequem lagen für die Aufnahme seiner Freunde.

Wenn die Leser erwägen, wie mittelmäßig nur sein väterliches Erbgut war, so werden sie vielleicht fragen, woher er so viel Einkünfte hatte, daß er so prächtige Gebäude in so großer Anzahl anschaffen konnte. Das wird sich bald ergeben, wenn wir bedenken, welche reiche Quellen sich ihm darbieten, sein Vermögen zu vergrößern. Männer, die das Steuerruder des Staates in Rom führten, hatten vorzüglich zwei Mittel, sich zu bereichern; erstlich die öffentlichen Aemter und provincial Stadthalterschaften; zweitens die Geschenke auswärtiger Könige, Fürsten und Staaten, die sie sich durch ihre Dienste und ihren Schutz verpflichtet hatten. Und wenn gleich Niemand diese Vortheile so mäßig

nutzte

(19) Plin. II. N. 13, 15, 16.

nachte als Cicero, so waren sie doch bei seiner Klugheit, seiner Oekonomie und Abneigung gegen schlechte Vergnügungen zu diesem Aufwande hinlänglich⁽³⁹⁾. Obgleich er in seiner Provinz Cilicien den größten Beweis seiner Großmuth gab, und der Staatskasse eine ganze Million Pfund Sterling zuwendete, eine Summe, die andre Statthalter für sich würde behalten haben, so ließ er doch an zwanzig tausend Pfund in den Händen der Generalpächter in Asien, die er von den rechtmäßigen Einkünften seiner Statthalterschaft erspart hatte, und die ihm nachher nach Rom geschickt wurden⁽⁴⁰⁾. Aber es gab noch ein Mittel, das edelste von allen, die ihm Geld einbrachten, das waren die Vermächtnisse verstorbner Freunde. Es war eine allgemeine Sitte in Rom, daß Klienten ihren Patronen einen Theil ihres Vermögens, als den thätigsten Beweis ihrer Achtung und Dankbarkeit, vermachten; je mehr ein Mann auf diese Art erwarb, desto mehr Ehre machte es ihm. So rechnet es Cicero dem Lucullus zur Ehre, daß ihm als Proconsul in Asien große Güter durch Testamente geschenkt wurden⁽⁴¹⁾; und Nepos zählt es mit unter die Beweise des Ruhmes des Atticus, daß er eine Menge solcher Erbschaften erhielt, die ihm wegen seines freundschaftlichen und liebenswürdigen Charakters zufielen⁽⁴²⁾. Cicero bekam eine Menge solcher Geschenke, wie er häufig

(39) Ad Quint. 2. 15. (40) Ad Att. 11. 1. (41) Pro Flacc. 34. (42) Vit. Attic. 21.

häufig in seinen Briefen anzeigt⁽⁴³⁾; und als ihm Antonius fälschlich vorwarf, daß er sich solcher Beweise der Zuneigung nicht rühmen könnte, antwortete er ihm, daß er allein über zweimal hundert tausend Pfund durch die freiwilligen Vermächtnisse seiner Freunde erhalten habe; nicht erzwungen von unbekannten Personen, wie sich wohl Antonius hätte zu Schulden kommen lassen⁽⁴⁴⁾.

Sein moralischer Charakter wurde nie durch Gewohnheitslaster befeckt; er war ein glänzendes Muster der Tugend in einem Zeitalter, das so sittenlos, so verworfen war⁽⁴⁵⁾. Sein Geist war weit über die schlechten Leidenschaften erhaben, die kleine Seelen beherrschen; Eiz, Neid, Bosheit, Wollust waren fern von ihm. Wenn wir seine vertraulichen Briefe sichten, so finden wir nicht den geringsten Wink von einer niedrigen, unsittlichen, rachsüchtigen oder treulosen Handlung; sondern durchaus Grundsätze des Wohlwollens, der Gerechtigkeit, der Liebe gegen Freunde und sein Vaterland, die alle seine Gedanken und Handlungen beleben. Ob gleich Niemand mehr als er die Wirkung des Neides anderer fühlte, so war doch Niemand mehr als er von diesem Laster frei; alle alten Schriftsteller geben ihm dies Lob, und seine eignen Werke beweisen es; denn wir sehen, daß

er

(⁴³) Ad Att. 2. 20. 11. 2. pro Mil. 18. (⁴⁴) Phil. 2. 16.

(⁴⁵) Erasmi Epist. ad Joh. Vlattem.

er alles Lobenswerthe selbst an einem Nebenbuhler oder Feinde preiset; daß er das Verdienst lobt, wo er es findet; so wohl an den Vorfahren, als an seinen Zeitgenossen; an den Griechen so wie an den Römern; und daß er eine Maxime, die er in einer Rede vor dem Senate äusserte, wahr machte, daß Niemand eines andern Tugend beneiden könnte, der sich seiner eignen bewußt sei ⁽⁴⁰⁾.

Sein muntre Wig mußte ihn den Damen empfehlen; er war auch häufig in ihrer Gesellschaft, als er noch jung war; und auch in seinen männlichen Jahren hatte er mit mehreren Frauen vom ersten Range wegen ihrer abwesenden Gatten, Brüder oder Verwandten, Geschäfte zu besorgen; aber nie finden wir ihn in strafbare Intriguen verwickelt. Noch kurz vor seinem Ende scherzt er in einem Briefe an Pätus darüber, daß er bei dessen Freunde Volturnius in Gesellschaft der berühmten Buhlerin Cytheris gespeist hatte. Volturnius war ein wigiger Epikureer von der ersten Klasse; und Cytheris war erst seine Sklavin, dann seine Mätresse. Cicero bemerkte nach einigen scherzhaften Aeußerungen darüber, er hätte nicht vermuthet, daß er zu einer solchen Gesellschaft kommen würde; heitere Unterhaltungen habe er immer geliebt, aber nie an Gesellschaften solcher Art, selbst nicht in seiner Jugend, viel weniger in seinem Alter Vergnügen gefunden.

(40) Phil. 10. 1. Vid. Plutar.

funden ⁽⁴⁷⁾. Mit einer gewissen Cärellina stand er in einer engeren Verbindung und in einem Briefe wechsel; Dio nimmt an diesem Umgange ein kleines Aergerniß, wenn er gleich gestehen muß, daß die Dame schon siebenzig Jahr alt war. Cicero erwähnt ihrer oft in seinen Briefen, als einer Liebhaberin der Literatur und Philosophie; darum fände sie an seiner Gesellschaft und an seinen Schriften so viel Vergnügen. Er bewies ihr aus Rücksicht für ihr Geschlecht und ihre ungewöhnlichen Talente alle Achtung; aber aus einigen Bemerkungen über sie in den Briefen an Atticus erhellt, daß sie auf sein Herz keinen Eindruck gemacht hatte ⁽⁴⁸⁾.

Er hatte so wenig Fehler, als irgend ein großer Mann. Sie entsprangen aus seinem Temperamente, nicht aus seinem Willen; es sind mehr Fehler der menschlichen Schwäche, als Fehler seiner Person allein. Man glaubte, er lasse sich zu leicht vom Glücke berauschen, und vom Unglücke zu muthslos beugen; und er sei zu geneigt von beiden zu glauben, es werde nie enden ⁽⁴⁹⁾. So urtheilte Pollio über ihn, und er scheint im ganzen Recht gehabt zu haben. Brutus erwähnte des erstern in einem Briefe an ihn; als die Sache gegen Antonius

nus

(47) Ep. fam. 9. 26. (48) Ad Att. 13. 21. Ibid. 15. 1. it. 12. 51. 14. 19. Fam. 13. 72. Quintil. 6. 4. Dio. 303. (49) Alin. Poll. apud Sen. Suasor. 6.

niß gut ging, erinnerte er ihn auf eine feine Art, daß er schiene seinen Hoffnungen zu viel zu trauen⁽¹⁰⁾. Er selber gesteht das zweite ein, daß er bei großen und gefährlichen Begebenheiten zu furchtsam sei, immer das schlimmste befürchte, als das Beste hoffe; und wenn das ein Fehler wäre, so bekenne er, daß er nicht frei davon sei⁽¹¹⁾. Er erklärte seine Furchtsamkeit selber so, daß sie sich mehr dann äusserte, wenn er Gefahren vorher sähe, als wenn er ihnen entgegen ginge; eine Auslegung, die durch die letzte Zeit seines Lebens bestätigt wird, besonders durch seinen Tod, den er mit dem festesten Muth und Entschlusse entgegen sah⁽¹²⁾.

Die sichtbarste und auffallendste Leidenschaft seiner Seele waren Liebe für den Nachruhm und Durst nach Lobe; eine Leidenschaft, die er nicht nur eingestand, sondern der er auch frei den Zügel ließ; daß sie, wie er selber eingesteht, zuweilen noch an Eitelkeit angränzte⁽¹³⁾. Seine Feinde nahmen das her oft Gelegenheit, seinen Stolz und seine Anmaßungen lächerlich zu machen⁽¹⁴⁾; und die Neigung, in seinen öffentlichen Reden seine eigne Verdienste zu loben, schien ihren Tadel zu rechtfertigen. Weil man diese Neigung gewöhnlich als seine große Schwachheit betrachtete, und ein Zeitalter dem andern

(10) Brut. ad Cic. 4. (11) Ep. fam. 6. 14. (12) Quintil. 11. 1. (13) Ad Att. 1. 15. 2. 17. Ep. fam. 9. 14. (14) Pro Dom. 35.

bern dieses Urtheil nachgesprochen hat, ohne sie recht zu untersuchen oder zu verstehen, so wird es hier nicht unzumuthig sein, wenn wir die Quelle untersuchen, woher sie entsprang, und wenn wir die Beschaffenheit des Ruhmes erklären, den er so sehr liebte.

Der wahre Ruhm ist nach seiner eignen Erklärung ein weiter und herrlicher Ruf vieler und großer Wohlthaten, die wir unsern Freunden, unserm Vaterlande, oder dem ganzen Menschengeschlechte erwiesen⁽⁵⁵⁾. Es ist nicht, sagte er, der flüchtige Hauch der Volksgunst, nicht der Beifall der unbesonnenen Menge; denn diesen verachtete der Weise von jeher, und keiner mehr als ich selber; sondern das übereinstimmende Lob aller edlen Menschen, und das unbestochne Zeugniß derer, die über erhabne Verdienste ein Urtheil sprechen können, welches immer der Wiederhall der Tugend ist, wie das Echo von der Stimme; und weil es gewöhnlich gute Handlungen begleitet, so darf es ein guter Mensch nie zurückweisen. Diesenigen, die nach diesem Ruhme streben, dürfen kein Vergnügen, keine Ruhe des Lebens für ihre Mühe erwarten; sie müssen ihren eignen Frieden dahin geben, um den Frieden andrer zu sichern; sie müssen sich selber Stürmen und Gefahren für das allgemeine Beste aussetzen; sie müssen manchen Kampf mit den Verwegnen und Schlechten, oft auch mit den Mächtigen bestehen;

II 2

kurz

(55) Pro Marcel. 8.

kurz sie müssen sich so betragen, daß ihre Würdiger Ursache haben, sich zu freuen, daß diese Männer gehört worden⁽⁶⁶⁾. — Das ist der Begriff von dem wahren Ruhme, den er so oft einprägt; gewiß einer der edelsten Grundsätze, die einen Menschen begeistern können; die Gottheit flößte ihn unsrer Natur ein, sie zu würdigen und zu erhöhen; er wirkte am stärksten in den besten und erhabensien Herzen; und ihm verdanken wir alles Große und Preiswürdige, das uns die Geschichte der Vorzeit aufstellt. Wir finden keinen Mann, sagt Cicero, der sich bei der Gefahr seines Vaterlandes läßlich betrügt, den nicht die Hoffnung des Ruhmes und die Rücksicht für die Nachwelt dazu bewogen hätte⁽⁶⁷⁾. Gebt mir einen Knaben, sagt Quintilian, den das Lob reizt, und den der Ruhm erwärmt; ein solcher Schüler wird meine Hoffnungen erfüllen, und meiner Kunst Ehre machen⁽⁶⁸⁾. Ob die Nachwelt einige Achtung für mich haben wird, sagt Plinius, weiß ich nicht; so viel weiß ich, ich habe einige verdient, ich will nicht sagen durch mein Genie, denn das wäre zu stolz; sondern durch die Mühe, den Eifer und die Hochachtung, die ich ihr immer gezollt habe⁽⁶⁹⁾.

Es wird uns nicht befremden, daß die Weisen der Vorzeit diesen Grundsatz so weit trieben, und daß sie den Nachruhm als die schönste Belohnung

(⁶⁶) Ep. fam. 15. 4. Tusc. Quæst. 3. 2. Pro Sext. 66. Phil. 1. 14. (⁶⁷) Pro C. Rabir. 10. (⁶⁸) Quintil. 1. 3. (⁶⁹) Plin. Ep.

nung eines wohl angewendeten Lebens ansahen (**); wenn wir bemerken, daß die meisten von ihnen keinen andern Begriff von künftigen Belohnungen hatten; und daß selbst diejenigen, die einen Zustand des Glückes der Guten glaubten, dennoch so ungewis in ihrer Hoffnung waren, daß sie dieselbe mehr auf Wünsche als auf feste Ueberzeugungen gründeten. Sie ergriffen daher gern einen Gedanken, der nicht über die Gränzen ihres Vorstellungsvermögens ging, eine Zuflucht unter ihren Mitgeschöpfen, eine Unsterblichkeit des Ruhmes in dem Beifall der Nachwelt. Eine angenehme Täuschung bewog sie, dies als eine Fortsetzung des Lebens, als eine Ewigkeit des Daseins anzusehen; und die Vorstellung tröstete sie, daß das Gefühl desselben in andern fortdauern würde, wenn auch sie keinen Antheil daran hätten; und daß sie selbst noch nach dem Tode durch das Beispiel ihrer Tugend Gutes wirken würden, indem sie es der Nachwelt zur Nachahmung hinterließen. So hielt also Cicero, wie er es erklärte, das Leben nicht für das Ziel des seinigen, das in den engen Schranken der irdischen Laufbahn eingeschlossen war; sondern er betrachtete seine Handlungen als einen Saamen, ausgesireut in dem unermesslichen Felde des Weltsalls, aus dem die Früchte seines Ruhmes und einer Unsterblichkeit in der Folge endloser Jahre underte aufblühen würden. Seine Hoffnungen und

(**) Pro Mil. 35.

nicht vereitelt; er hat seines Entwelkes nicht verfehlt. So lange Roms Name dauern, und so lange Gelehrsamkeit, Tugend und Freiheit ihr Ansehen auf der Erde behaupten werden, so lange wird er gros und geehrt in dem Andenken der Nachwelt bleiben.

Wenn gleich der andre Theil der Beschuldigung, oder der Beweis seiner Eitelkeit, der daher genommen wird, daß er so oft in seinen Reden an den Senat und das Volk von seinen Verdiensten spricht, dem gewöhnlichen Leser aus Ciceros Schriften hinlänglich dargethan scheinen möchte; so wies den wir doch diesen Umstand nicht allein entschuldigend, sondern ihn auch gewissermaßen nöthig findend, wenn wir die Zeitumstände, und die Rolle, die Cicero bei denselben spielte, erwägen. Roms Schicksal lag jetzt auf der Waagschaale; die streitenden Partheien boten alle Kräfte auf, es zu stürzen, oder es zu retten. Cicero war das Haupt der Parthei für die Freiheit; sie hing ganz von dem Einflusse seiner Rathschläge ab; er war daher Jahre lang das Ziel der Rache und Bosheit aller, die nach einer gesetzwidrigen Gewalt, oder nach der Tyrannie strebten; und weil diese durch die militärische Macht des Reiches unterstützt waren, so hatte er keine andern Waffen zu seiner Verteidigung, als sein Ansehen bei dem Senate und Volke, gegründet auf die Beweise seiner Verdienste, und auf die Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit. Um also den unablässigen Verläumdungen der Parthei-
gänger

gänger zu begegnen, sah er sich genöthigt, das Verdienst und die gute Wirkung seiner Rathschläge dem Volke einzuprägen, um es in der Eintracht und Anhänglichkeit an ihm gegen die Intriguen derer zu erhalten, die es durch alle Kunstgriffe abwendig machen wollten. Quintilian sagt, er erwähnte seiner Verdienste so oft, nicht um sich zu loben, sondern um sich zu vertheidigen; um Verläumdungen zu widerlegen, und seine Maasregeln gegen Kunstgriffe zu schützen⁽⁶¹⁾. Dasselbe erklärte Cicero in allen seinen Reden; „Niemand höre ihn von sich selber sprechen, als wenn er dazu gezwungen worden; wenn ihm erdichtete Verbrechen aufgebürdet würden, beantworte er sie mit wirklichen Verdiensten; und wenn er je etwas rühmliches von sich selber sagte, so geschehe es, nicht um sich selber zu loben, sondern um Beschuldigungen zu widerlegen⁽⁶²⁾. Ein jeder, der in große Geschäfte verwickelt ist, und mit Neide verfolgt sei; könne die Lästungen seiner Feinde nicht widerlegen, ohne sein eignes Lob zu berühren. Wenn ihn nach allen seinen Bemühungen für das allgemeine Beste ein gerechter Unwille zuweilen verleitet habe, etwas heraus zu sagen, das zu ruhmräthig scheinen möchte, so müsse man es ihm verzeihen⁽⁶³⁾; wenn andre von ihm geschwiegen hätten, und er hätte dann von sich selber geredet, das würde ihm Schande gemacht haben;

(⁶¹) Phil. 12. 10. 6. 6. Quintil. 11. 1. (⁶²) Pro Dom. 35. 36. (⁶³) De Harusp. resp. 3.

den; wenn er aber beleidigt, angeklagt, und dem Hasse des Volkes ausgestellt wurde, so mußte es ihm erlaubt sein, seine Freiheit zu behaupten, wenn man ihm seine Würde nicht lassen wollte ⁽⁶⁴⁾. — Das war die wahre Lage der Sache, wie es aus seiner eignen Geschichte erhellt. Ihn beherrschte heiße Liebe des Ruhms und Durst nach Lob; er freute sich, seine Handlungen gelobt zu hören, aber noch mehr schmeichelte ihm der Gedanke, daß sie auch nach seinem Tode immer würden gepriesen werden; eine Leidenschaft, die aus den schon angezeigten Gründen, stets den stärksten Einfluß auf große Seelen hatte. Aber wir müssen es bemitleiden und verachten, wenn jeder eingebilbete Pedant, jeder unbedeutende Schreier, der Ciceros wahren Charakter so wenig als seinen eignen kennt, sich anmaßt, ihn den eitelsten aller Sterblichen zu nennen.

(⁶⁴) Pro Syll. 29.

Das drei und funfzigste Kapitel.

Cicero als Gelehrter.

Unter keinem Gesichtspunkte erscheint uns Cicero in einem vortheilhaftern Lichte, als wenn wir seine Gelehrsamkeit und den großen Umfang seiner Kenntnisse betrachten. Sie leuchtet aus seinen noch übrigen Schriften so hervor, daß man, in ihrer Betrachtung verlohren, fast den Werth seiner übrigen Verdienste übersieht; indem das Bild des Gelehrten den Gedanken an den Senator verschleucht; und die Bewunderung des größten Schriftstellers uns vergessen macht, daß er auch der größte Magistrat in Rom war. Wir erlernen in der Jugend unser Latein von ihm, und bilden unsern Styl nach ihm; und die meisten nehmen dann Abschied von ihm, und denken selten weiter an ihn, als an einen Redner, Moralisten, oder Philosophen des Alterthums. Es geht mit Charakteren wie mit Gemälden; wir können über einen Theil nicht richtig urtheilen, wenn wir nicht das Ganze sehen; denn die Vollkommenheit eines Theils hängt von seinem Verhältnisse zu dem Ganzen ab; wenn wir also das Ganze übersehen, so erhöht das eine die Reize des andern. Ciceros Gelehrsamkeit wird Bewunderung verdienen, wenn wir sie auch allein betrachten; noch mehr aber, wenn wir sie als eine Eigenschaft des ersten Staatsmannes eines mächtigen Reiches denken; seine Talente als Staatsmann sind rühmlich; aber sie setzen uns noch mehr

in Erstaunen, wenn wir sie in dem größten Gelehrten und Philosophen seines Zeitalters finden; aber die Vereinigung beider Charaktere gewährt das Muster der Vollkommenheit, zu der die besten Anlagen, verbunden mit der besten Ausbildung derselben, die menschliche Natur erhöhen können ⁽¹⁾.

Niemand, dessen Leben ganz den Wissenschaften gewidmet war, hinterließ je so viele und so verschiedene Früchte seiner Kenntnisse in jedem Theile der Wissenschaften und der schönen Künste; in der Beredsamkeit, Dichtkunst, Philosophie, Rechtskunst, Geschichte, Kritik, Politik und Moral. In jeder dieser Wissenschaften war Cicero den großen Meistern seiner Zeit gleich; in einigen übertraf er alle großen Köpfe aller Zeitalter ⁽²⁾. So zahlreich auch seine noch übrigen Werke sind, so sind sie doch nur ein kleiner Theil von denen, die er wirklich publicirte; und wenn gleich einige von ihnen durch die Zeit und die Barbarei des Mittelalters entstellt zu uns gekommen sind, so werden sie doch mit Recht für die kostbarsten Ueberreste des Alterthums gehalten; und sie würden, den Sybillinischen Büchern gleich, in gleichem Werthe geblieben sein, wenn auch noch mehr von ihnen wären verloren gegangen.

Sein

(¹) Pro Arch. 7. (²) A. Gell. I. 22. Quintil. 12.
2. 10.

Sein Fleiß war unglaublich groß, ohne Weis-
spiel, selbst rügelhaft in unsern Tagen. Das war
das Geheimniß, wodurch er solche Wunder vers-
richtete, und wodurch er ein beständiges Studium
der Wissenschaften mit unablässigen Staatshändeln
verband. Er ließ keinen Augenblick seiner Muse
verloren gehen; die Zeit, die andre öffentlichen
Schauspielen, Vergnügungen, Gastmälern, ja
selbst dem Schläfe und den gewöhnlichen Erholun-
gen der Natur widmeten, diese weihte er seinen
Büchern und der Vermehrung seiner Kenntnisse (1).
An Geschäftstagen, wenn er besonders etwas aus-
zufertigen hatte, blieb ihm zum meditiren keine an-
dre Zeit, als wenn er, um sich von der Anstren-
gung auf der Rednerbühne zu erholen, in seinen
Hallen auf und nieder gieng, und den Schreibern,
die ihn begleiteten, seine Gedanken dictirte (2).
Einige seiner Briefe sind vor Tages Anbruch ge-
schrieben, einige im Senate, andre während der
Walzeit, oder während der Morgenbesuche (3).

Briefe großer Männer sind ein sehr angeneh-
me Lektüre; sie wirken auf das Herz des Lesers,
indem sie das Herz dessen, der sie schrieb, entsal-
ten. Die Briefe weiser Köpfe, großer Gelehr-
ten, berühmter Staatsmänner werden alle in ihrer
Art

(1) Pro Arch. 6. Pro Plan. 27. (2) Ad Quint. 3. 4.
Ad Att. 2. 23. (3) Ad Quint. 3. 2. 7. Ad Att.
17. 38. ibid. 14. 6. 21. 15. 13. Ad Brut. 2. 4.

Art geschätzt; aber nie gab es eine Sammlung, die in jeder Rücksicht sowohl des Styles als der Wichtigkeit des Inhaltes und der Personen, die in denselben auftreten, einen solchen Werth hatte, als die Sammlung von Ciceros Briefen. Wir besitzen noch an tausend derselben, die er alle geschrieben hat, nachdem er schon vierzig Jahr alt war. Sie sind nicht nur ein geringer Theil von denen, die er geschrieben, sondern auch von denen, die nach seinem Tode sein Freigelassener Tiro herausgegeben hat. Die Alten erwähnen mehrerer Bände, die uns verloren gegangen sind; als des ersten Buches seiner Briefe an Licinius Calvus; des ersten Buches an Q. Ursus; eines zweiten an Corn. Nepos; eines dritten an J. Cäsar; eines dritten an Octavius; eines dritten an Pansa; eines achten an M. Brutus; eines neunten an M. Hirtius. Von diesen allen besitzen wir, ausser einigen wenigen an J. Cäsar und Brutus, nichts als zerstreute Redensarten und Sentenzen, die aus den Citationen alter Kritiker und Grammatiker zusammengetragen sind ⁽⁶⁾. Seine Briefe gewinnen um so mehr an Werthe, weil er sie nicht für das Publikum bestimmt, und also keine Abschriften davon hatte machen lassen. Denn als ihn Atticus um einige derselben ein Jahr vor seinem Tode bat, antwortete er ihm, daß er sie nicht gesammelt, und daß Tiro nur ohne Gefahr nebenzueinander hätte ⁽⁷⁾. Aus ihnen können

(*) S. die Fragmente seiner Briefe. (7) Ad Att. 16. 5.

Können wir also den Mann, wie er war, ohne Verstellung kennen lernen; besonders aus seinen Briefen an den Atticus, gegen den er so offen sprach, als mit sich selber; dem er den Ursprung und die Entwicklung aller seiner Gedanken erklärte, und ohne dessen Rath er nichts unternahm. Sie können als ächte Memoiren seiner Zeit angesehen werden; denn sie enthalten den besten Stoff zu der Geschichte dieses Zeitalters, und entwickeln alle Bewegungsgründe der grossen Begebenheiten in demselben ⁽¹⁾. Die neuern Schriftsteller urtheilen oft deswegen so oberflächlich und irrig über die Geschichte jener Zeit, weil sie zu wenig auf diese Quellen achten, und lieber die troken und unvollkommenen Erzählungen später griechischer Geschichtschreiber abschreiben, als daß sie sich die Mühe geben, jene originellen Berichte eines Mannes, der selber eine Hauptrolle bei den Begebenheiten spielte, zu untersuchen.

In seinen vertrauten Briefen haschte er nicht nach schönen oder gesuchten Ausdrücken; sondern er schrieb in dem gewöhnlichen Tone der Unterhaltung ⁽²⁾. Wenn er zum Späz aufgelegt war, so ist sein Witz leicht und natürlich; immer von dem Gegenstande hergenommen, und hingegossen, wie er ihm in die Feder floss; oft ein Wortspiel, wenn

(¹) Cornel. Nep. vit. Attici 16. (²) Ep. fam. 9. 21.

es nur seine Freunde lachen machte ⁽¹⁰⁾. In Höflichkeitsbriefen, deren er einige an die größten Männer, die je lebten, schrieb, ist sein gefälliger Ton so natürlich und so vernünftig, so delikat in Gedanken und im Ausdrücke, ohne prächtige Titel und hochfliegende Feiwörter, die der neuere Geschmak in die Sprache mit den Großen eingeführt, und fälschlich mit dem Namen der Höflichkeit gestempelt hat, wenn sie gleich die Spröcklinge der Barbarei, und die Wirkung eines falschen Geschmacks kes und verdorbner Sitten sind. In seinen politischen Briefen sind seine Grundsätze aus einer tiefen Kenntniß des Menschen und seiner Verhältnisse geschöpft; er trifft immer den Punkt, um den sich die Sachen drehen; er sieht die Gefahr vorher, und verkündet das Unglück, das immer auf die Vernachlässigung seiner Rathschläge erfolgte. Von diesem allen gab es so viele Beweise, daß selbst ein berühmter Schriftsteller seiner eignen Zeit über ihn bemerkt, daß seine Klugheit der Ehekunst gliche, die alles vorher verkündete, was sich nachher ereignete, mit der Wahrheit eines Propheten ⁽¹¹⁾.

Aber

(10) Ad Att. 7. 10. 14. 7. Als er dem Antonius Vorwurfe machte, daß er einen seiner Briefe publicirt hätte, sagte er: wie viel Eherze werden nicht oft in Privatbriefen angebracht, die thöricht oder unverschämkt scheinen müssen, wenn sie ins Publikum kommen? Phil. 2. 4. (11) Corn. Nep. 16.

Aber keine Art seiner Briefe macht ihm mehr Ehre als Empfehlungsschreiben; die übrigen beweisen seinen Witz und seine Talente; diese sein Wohlwollen und seine Rechtschaffenheit. Er beförderte das Beste seiner Freunde mit aller Wärme und Kraft der Rede, der er Meister war; und gewöhnlich führte er einige persönliche Bewegungsgründe seines Dienstleifers in der Sache an, und machte den glüklichen Erfolg zu einer Angelegenheit seiner eignen Ehre ⁽¹²⁾.

Seine

(12) Es ließe sich gegen diese Schildrung der Briefe aus einem Briefe an einen Proconsul in Afrika eine Einwendung solchern. Hier giebt er zu verstehen, daß beide ein geheimes Zeichen verabredet hatten, das an den Brief anhängt wurde, um zu zeigen, was er eigentlich von demselben wolte gehalten wissen. (Ep. fam. 13. 6.) Das scheint sich aber nur auf einen einzelnen Fall eines Mannes zu beziehen, der in Afrika viel Geschäfte hatte, und wahrscheinlich dem Cicero und dem Proconsul beschwerlich war. Dennoch empfiehlt er dem Proconsul das Beste dieses Mannes mit vieler Wärme. Und wenn er auch mit allen andern Proconsuln oder auswärtigen Stadthaltern ein solches Zeichen verabredet hatte, so scheint es nicht nur verpflücht, sondern auch nothwendig gewesen zu sein, daß ein Mann von seinem Charakter und seiner Auctorität, um dessen Empfehlung sich Menschen von jedem Range bewarben, einen Unterschied machte, zwischen seinen wirklichen Freunden, die er um ihrer selbst willen empfahl, und zwischen denen, deren Empfehlung ihm von andern abgedrungen wurde. Und das letztere geschah oft, wie er in demselbigen Briefe erklärt. Es ist so allgemein bekannt, sagt er, wie viel meine Bitten bei Dir vermögen, daß sich eine Menge jutränge, um Empfehlungsschreiben an Dich zu

Seine Briefe sind aber in keiner Rücksicht schätzbare, als in der, daß sie die einzigen Denkmäler dieser Art aus dem freien Rom sind. Sie athmen den letzten Hauch der hinscheidenden Freiheit; ein großer Theil derselben ist selber in den Augenblicken des Unterganges geschrieben, um die Tugend, die noch in den Herzen guter und braver Bürger wohnte, zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufodern. Die Vorzüge, die sie daher erhalten, werden am besten einleuchten, wenn man sie mit den Briefen der besten und größten Männer vergleicht, die nachher in dem kaiserlichen Rom lebten. Des Plinius Briefe werden mit Recht von Männern von Geschmacke bewundert; sie zeigen den Gelehrten, den Mann von Kopf und von Erziehung; aber wir können nicht umhin eine Armuth und Unfruchtbarkeit an ihnen zu bemerken, die eine Furcht vor dem Gebieter verräth. Alle seine Gesichten und Bemerkungen schränken sich auf das Privatleben ein; nichts Wichtiges von dem Staate; keine großen Angelegenheiten erzählt; keine Nachricht von den Bewegungsgründen der Unternehmungen

zu erhalten. Wenn ich zuweilen unbedeutenden Leuten diesen Gefallen thue, so schreibe ich doch meist nur für meine wirklichen Freunde. — In einem andern Orte sagt er; Deine freundschaftliche Gesinnung gegen mich ist so bekannt, daß ich oft genöthigt werde, Dir manche Menschen zu empfehlen. Wenn es gleich meine Pflicht ist, allen, die ich empfehle, alles Gute zu wünschen; so lebe ich doch nicht mit allen auf gleiche Art in Freundschaft. Ep. fam. 13. 70. 71.

nehmungen des Staates. Plinius hatte alle Aemter verwaltet, wie Cicero, denn er in allem nachzus eifern suchte ⁽¹³⁾; aber seine Ehrenstellen waren ihm nur dem Namen nach von einer höhern Macht verliehen, und standen unter den Winken eines höhern Willens; unter dem Titel eines Consuls und Proconsuls vermiffen wir den Staatsmann, den Politiker und den Magistrat. In seiner Stadthalterfchaft, wo Cicero alles nach seinem Willen einrichtete, und wo Könige seinen Befehlen gehorchten, durfte Plinius es nicht wagen, ein Bad ausbessern, oder einen entflohenen Sklaven züchtigen zu lassen, oder eine Zunft der Mauermeister einzuführen, ehe er die Erlaubniß des Trajan erhalten hatte ⁽¹⁴⁾.

Ciceros historische Werke sind alle verloren gegangen; die Geschichte seines Consulats in griechischer Sprache, die Erzählung seiner eigenen Schicksale bis zu seiner Rückkehr aus der Acht in lateinischen Versen; seine Anekdoten, so wie seine Aufsätze über die Naturgeschichte; von den letztern citirt Plinius das Buch über die Wunder der Natur, und eine Abhandlung über die wohlriechenden Oele ⁽¹⁵⁾. Cicero hatte auch die Absicht, die Geschichte des römischen Volkes von seinem Ursprunge an zu schreiben. Seine Freunde foderten ihn oft dazu

(¹³) Plin. Ep. 4. 9. (¹⁴) Ep. 10. 34. Ibid. 38. ibid. 43. (¹⁵) Plin. H. N. 31. 2, 4. ibid. 13. 3. 17. 5.

dazu auf, weil er der einzige sei, der seinem Vaterlande noch die Ehre verschaffen könnte, die Griechen in einer Gattung der Schreibart zu übertreffen, die bisher von allen am wenigsten in Rom kultivirt wäre (¹⁶). Aber er fand nie Zeit, dieses große Werk auszuführen; dennoch hatte er schon einen Plan dazu entworfen, der, so kurz er auch ist, der beste zu sein scheint, den sich ein vollkommener Geschichtschreiber zu befolgen vornehmen kann.

Er hält es für das erste Grundgesetz eines Geschichtschreibers, nichts zu erzählen, das falsch ist, und sich nicht zu fürchten, die Wahrheit zu sagen; weder Vorliebe noch vorgefaßte Abneigung zu verrathen, in der Erzählung die Zeitfolge zu beobachten, und die Beschreibung des Lokalen einzumischen, bei großen und merkwürdigen Begebenheiten erst die Bewegungsgründe, dann die Thatfachen, zuletzt den Erfolg zu erklären. Er verlangt von dem Geschichtschreiber, daß er die Bewegungsgründe mit seinem eignen Urtheile beleuchte; daß er von den Thatfachen nicht allein erzähle, was geschehen, sondern auch, wie es geschehen; daß er bei dem Erfolge zeige, wie viel Antheil der Zufall, Uebereilung oder Klugheit an demselben gehabt; daß er von den handelnden Personen nicht nur ihre besondern Handlungen beschreibe, sondern auch

(¹⁶) De Leg. 1, 2, 3.

Cicero nicht so ein großer Dichter war, wie Virgil und Horaz, so wurde er für gar keinen gehalten, besonders am Hofe des Antonius und Augustus; denn es schmeichelte dem Regenten, und es wurde daher unter allen Höflingen Mode ⁽¹⁸⁾, den Cicero lächerlich zu machen, wo sie nur Blößen entdeckten. Daher der Spott über seine berühmten Verse:

Cedant arma togae, concedant laurea linguae.
O fortunatam natam me Consule Romam.

Ein paar schlechte Verse, von boshaften Feinden ausgesucht, und der Nachwelt überliefert; mußten also dazu dienen, viele tausend gute zu verdammen. Plutarch rechnet den Cicero unter die erhabensten Dichter; Plinius der jüngere war stolz darauf, seinen poetischen Talenten nachzueifern ⁽¹⁹⁾, und Quintilian scheint die Verläumdungen seines Tadler auf Rechnung der Bosheit zu schreiben ⁽²⁰⁾. Aber Ciceros eigne Verse geben uns den sichersten Beweis ihres Verdienstes; sie sind in der besten Manier seines Zeitalters geschrieben, im Style des Lucretius, dessen Gedicht er vor der Bekanntmachung nach dem Tode des Verfassers soll durchgesehen und verbessert haben ⁽²¹⁾. Gewiß war er ein Freund und ein großmüthiger Gönner aller berühmten Dichter seiner Zeit ⁽²²⁾, des Accius,

Archias

(18) Quintil. 12. 10. (19) Ep. 5. 3. (20) Quint. 11. 1. (21) Euseb. Chronic. (22) Plin. Ep. 3. 15. Brut. 197. Ad Quint. 2. 12. ad Att. 9. 16. (23)

Achilas, Ehillius, Lucretius, und Catullus, der ihm mit folgenden Worten seinen Dank bezeugte:

Beredtester von allen Enkeln
des Romulus, die schon verblüht,
Und nach Jahrhunderten verblühen,
Mein Marcus Tullius! Dir dankt
Catull, der schlechteste der Dichter,
Von allen Dichtern so der schlechteste,
Als Du der edelste von allen Vätern⁽²³⁾

Die Dichtkunst gewährte ihm nur Vergnügen und Erholung von seinen übrigen Studien; aber in der Beredsamkeit zeigte sich sein Talent in seiner wahren Größe; sie war sein großes Eigenthum; ihr reichte er die ganze Kraft seiner Seele, und in ihr erreichte er die Stufe der Vollkommenheit, die noch kein Sterblicher übertraf. Rom hatte vor ihm, wie ein gebildeter Historiker bemerkt, wenig Redner, die es loben, keinen, den es bewundern konnte⁽²⁴⁾. Demosthenes war das Muster, nach dem

§ 3

sich

(²³) Disertissime Romuli nepotum,
Quot sunt, quotque fuere, Marci Tulli.
Quotque post aliis erunt in annis;
Gratias tibi maximas Catullus
Agit, pessimus omnium poeta,
Tanto pessimus omnium poeta,
Quanto tu optimus omnium patronus.

CATULL. 47.

(²⁴) Vell. Pat. 1, 17.

sich Cicero bildete, dem er so glücklich nachempfand, daß er die Lobrede des heiligen Hieronymus verdiente; Demosthenes hat Dir den Ruhm geraubt, der erste Redner zu sein; du dem Demosthenes, der einzige Redner gewesen zu sein (*). Geist, Fähigkeit, Styl und Mannier beider Redner waren sich ganz ähnlich; ihre Beredsamkeit war so groß, so erhaben, so viel umfassend, daß sie jedem Gegenstande Würde, und alle nur mögliche Kraft und Schönheit gab. Eine Ründung der Sprache, wie die Alten sagen, wo nichts überflüssig war, nichts mangelte, nichts hinzugefügt, nichts weggenommen werden konnte. Ihre Vollkommenheiten waren in allen Stücken so idealisch, und sich doch so ähnlich, daß die Kritiker nicht wissen, wem sie den Vorzug geben sollen. Quintilian, der scharfsinnigste Kunstrichter, gesteht ihn im Ganzen dem Cicero zu; wenn aber, wie einige meinen, Cicero nicht ganz die Kraft, oder wie er selber sagt, den Donner des Demosthenes in seiner Gewalt hatte; so übertraf er ihn doch durch den Reichthum und die Eleganz seiner Sprache, und die Mannichfaltigkeit seiner Gedanken, und vor allem durch die Lebhaftigkeit seines Witzes und die Bitterkeit seines Spottes. Demosthenes war nicht witzig; wenn er aber zuweilen Scherz anbringen wollte, so zeigte er wohl, daß die Sache an sich selber nicht mißfiel, daß sie aber nicht sein Eigenthum sei. Longinus sagt, wenn er witzig sein wollte,

(*) Brut. 417. Ad Nepotian. de vita Clericor. Tom. 4. Edit. Benedict.

wollte, so machte er sich nur lächerlich; und wenn er Lachen erwekte, so war es nur über ihn. Aber Cicero hatte eine unerschöpfliche Gabe des Witzes und des Lächerlichen, womit er immer gefallen konnte, wenn er nicht im Stande war zu überzeugen, und womit er seine Richter in gute Laune versetzte, wenn er ihren Ernst zu fürchten hatte. So soll er durch einen gut angebrachten Scherz manche seiner Klienten vom offenkundigen Unglücke gerettet haben (*).

So groß auch der Ruf seiner Beredsamkeit war, so gab es doch zu seiner Zeit eine andre Art Redner in Rom, Männer von Talenten und Geslehrsamkeit, und vom ersten Range, die zwar die Größe seines Geistes anerkannten, dennoch aber seine Sprache tadelten, daß sie nicht ächt attisch oder klassisch sei; einige nannten sie gedehnt und matt, andre schwülstig und überladen (**). Diese Männer affectirten eine kleinliche und ekelhafte Genauigkeit, haschten nach spitzigen Sentenzen, kurzen und abgemessenen Perioden, in denen keine Sylbe überflüssig sein sollte; als wenn die Vollkommenheit der Beredsamkeit in der Sparsamkeit der Worte und in der Zusammenpressung der Gedanken in den engsten Raum bestünde (**).

E 4

Bers

(*) Quintil. 6. 3. 10. 1. Longin. de Sublim. c. 34.
Macro. Sat. 2. 1. (**) Tacit. Dialog. 13. Quintil.
12. 1. (***) Quintil. 12. 10.

Vertheidiger dieses Geschmacks waren M. Brutus, Licinius, Calvus, Asinius Pollio und Gallus, den Seneca für den Urheber des dunkeln, abgebrochenen, und sentenziösen Styles hält ⁽²⁹⁾. Cicero machte diejenigen oft lächerlich, die auf attische Eleganz Anspruch machten; sie urtheilten, sagt er, über die Beredsamkeit nicht nach der Kraft der Kunst, sondern nach ihrer eignen Schwäche; sie verschrien, was sie nicht erreichen könnten, und bewunderten nichts anders, als was sie nachzuahmen vermochten ⁽³⁰⁾; und wenn gleich ihre Art zu reden dem Ohre eines Kritikers oder Schülers gefallen könnte, so sei sie doch nicht so erhaben, so wohlthörend, daß sie den großen Zweck nicht allein zu belehren, sondern auch zu rühren erreichen könnte; nicht eine Beredsamkeit für das Volk, deren Verdienst sich immer an ihren Wirkungen zeigte, indem sie Bewunderung erweckte, und Beifallsjauchzen abloste, und über deren Werth der Kenner, so wie der große Haufe gleich vortheilhaft urtheilte ⁽³¹⁾.

Das war die ächte Beredsamkeit, die in Rom ihr Ansehen behauptete, so lange Cicero lebte. Seine Reden waren die einzigen, die von der Stadt gut aufgenommen und bewundert wurden; jene attischen Redner, wie sie sich selber nannten, wurden allgemein verachtet, und ihre Zuhörer verlassen

⁽²⁹⁾ L. Sen. Epist. 114. ⁽³⁰⁾ Orator. 248. Tusc. Quaest. 2. 1. ⁽³¹⁾ Brut. 412. 297.

ließen sie oft mitten in ihrer Rede (3^a). Nach Ciceros Tode und nach dem Untergange der Republik, sank auch die römische Beredsamkeit zugleich mit der Freiheit, und eine Abart derselben trat an ihre Stelle. Anstatt der erhabnen, reichen und leichtfließenden Beredsamkeit, die sich frei über jeden Gegenstand ergoß, erfolgte jetzt eine vorsichtige, trockne und sentenziöse, voll künstlicher Wendungen und studierter Spitzfindigkeiten, ganz ihrer Bestimmung angemessen, Lobreden und slavische Schmeicheleien dem Tyrannen zu sagen. Diese Veränderung des Stils läßt sich an allen Schriftstellern von Ciceros Tode an bis auf den jüngern Plinius bemerken, der es in diesem Vortrage durch seine Lobrede auf den Kaiser Trajan am weitesten brachte. Weil dieses Werk wegen der Eleganz der Sprache, der Schönheit der Gedanken, und der Feinheit des Lobes mit Recht bewundert wird, so ist es gewissermaßen die Richtschnur der feinen Beredsamkeit in den neuern Zeiten geworden; und es ist daher sehr gewöhnlich, daß die vorgeblichen Kunsttrichter von einer widerlichen Länge und geistlosen Weitläufigkeit der ciceronianischen Perioden sprechen. So wie aber das gebildete Zeitalter des freien Roms der ciceronianischen Beredsamkeit den Preis zuerkannte; so hat sie auch die sicherste Bestätigung, die nur in der Natur möglich war, durch das übereinstimmende Urtheil der Nationen erhalten, die aller Produkte seiner Reben-

X 5 bühler

(³³) Ibid. 417.

buhler und Zeitgenossen nicht achteten, sondern uns seine unschätzbaren Reden hinterließen, als Muster der vollkommensten Beredsamkeit, zu der sich die Sprache der Sterblichen emporheben kann; so daß Cicero, wie Quintilian schon in jener frühern Zeit urtheilte, einen solchen Ruf in der Nachwelt erlangt hat, daß sein Name nicht mehr der Name eines Mannes, sondern der Beredsamkeit selber zu sein scheint (33).

Wir haben bisher nur die Aussen Seite des Charakters des Cicero kennen gelernt; jetzt wollen wir es versuchen, tiefer in seine Seele einzudringen, und die wahre Quelle und den letzten Grund seiner Handlungen zu erforschen, indem wir einen Blick auf die Philosophie werfen, der er als der Richtschnur seines Lebens zu folgen bekannte. Sie war, wie er oft erklärt, aus der akademischen Sekte entslehnt, die ihren Ursprung vom Sokrates ableitete, ihren Namen aber von einem berühmten Gymnasium oder Übungsplätze in den Vorstädten von Athen, die Akademie genannt; wo die Lehrer dieser Sekte ihre Vorlesungen oder philosophischen Gespräche zu halten pflegten (34).

301

(33) Quintil. 10. 1. (34) Acad. 1. 4. Dieser berühmte Platz, den Serv. Sulpicius das berühmteste Gymnasium der Welt nennt, hatte seinen Namen von dem alten Helden Akademus, der ihn zur Zeit der

Sokrates verwarf zuerst die Physik aus dem Gebiete der Philosophie, die bisher der einzige Gegenstand derselben gewesen war; er führte sie herab von den dunkeln und verwickelten Untersuchungen über die Natur und die Beschaffenheit der Weltkör- per zu den Untersuchungen über die Moral, die auf die Glückseligkeit der Menschen einen unmittelbaren und wichtigern Bezug hatten, indem sie die wahren Begriffe der Tugend und des Lasters, und den natürlichen Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen erklärten (35). Weil er seine Nation von falschen Begriffen über diese Gegenstände eingenommen sah, so schlug er den Weg ein, nicht sowohl eigene Meinungen zu behaupten, sondern fremde zu widerlegen, und die Irrthümer überhaupt zu bekämpfen; und er hielt dies für den ersten Schritt, die Menschen zur Aufnahme der Wahrheit, oder was ihr am nächsten kommt, der Wahrscheinlichkeit vorzu- bereis

Zondariden besaß. Er wurde nachher für ohngefähr hundert Pfund gekauft, und zu einem öffentlichen Lustgarten und Exercierplatz der Athener bestimmt. Die Reichen, die hier Ruhen und Vergnügen gefunden hatten, verschönernten ihn mit schattigen Alleen, schönen Portikos und bequemen Gebäuden, besonders zum Gebrauche der akademischen Schule. Einige Philosophen endeten hier ihr ganzes Leben, selbst ohne einmal in die Stadt zu kommen. Ep. fam. 4. 12. Plutar. in Theseo 15. Diog. Laert. in Plato. §. 7. Plut. de Exil. 603.

(35) Tusc. Quæst. 5. 4.

bereiten (36). Indem er selber behauptete, er wisse nichts, pflegte er die verschiedenen Lehren aller, die auf das Wissen Anspruch machten, zu sichten, und sie dann mit einer Reihe Fragen anzugreifen, die so eingerichtet waren, daß die Antwortenden endlich zu einer offenbaren Absurdität gebracht, und ausser Stand gesetzt wurden, ihre Behauptung zu vertheidigen (37).

Plato blieb der Methode seines Lehrers nicht ganz getreu, und seine Nachfolger verliessen sie ganz; denn anstatt der sokratischen Bescheidenheit, nichts zu behaupten, und alles zu untersuchen, verwandelten sie die Philosophie in eine Wissenschaft; und bildeten ein System ihrer Meinungen, das sie ihren Schülern als das Glaubensbekenntniß ihrer Sekte vortrugen (38). Platos Neffe Speusippus, der seine Schule erbte, hielt seine Vorlesungen, wie seine Vorfahren, in der Akademie, und pflanzte den Namen der Akademiker fort. Indessen begab sich Aristoteles, der größte von Platos Schülern, in ein andres Gymnasium, Lyceum genannt; und hier er, hielten er und seine Nachfolger den Namen der peripatetischen oder wandelnden Philosophen, weil sie in dem Portiko dieses Platzes auf und niedergehend zu lehren und zu disputiren pflegten. Obgleich bei den Sekten dem Namen nach verschieden waren, so

fas

(36) Tusc. Quaest. 5. 4. 1. 4. (37) De Fin. 2. 1.
(38) Academ. 1. 4.

kamen sie doch in allen Hauptpunkten ihrer Philosophie überein. Sie setzten das größte Glück des Menschen in die Tugend, verbunden mit dem Besitze der nothwendigen äusseren Güter; sie lehrten das Dasein eines Gottes, einer Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele, und einen künftigen Zustand der Belohnung und der Strafe (19).

Das war der Zustand der akademischen Schule unter fünf aufeinander folgenden Lehrern nach dem Plato, von denen sie geführt wurde; unter Speusippus, Xenokrates, Polemo, Krates und Krantor; bis der sechste Arcesilas das System seiner Vorsatzren umstieß, und die sokratische Methode wieder hervorrief, nichts zu behaupten, alles zu bezweifeln, und die Richtigkeit herrschender Meinungen zu zeigen (20). Er bewies die Nothwendigkeit dieser Reform aus der Dunkelheit der Dinge, die den Sokrates und alle Alten vor ihm gezwungen hätte, ihre Unwissenheit zu bekennen; er bemerkte, wie sie, daß die Sinne eingeschränkt wären, die Vernunft schwach, das Leben kurz, die Wahrheit tief vergraben, Meinungen und Angewohnung überall herrschend; alle Dinge in Dunkelheit gehüllt (21). Er lehrte daher, es gebe keine rechte Erkenntniß oder Gewahrnehmung irgend eines Dinges in der Natur; kein untrügliches Unterscheidungsmittel der Wahrheit und des Irrthums;

(19) Acad. 1. 4. 6. 8. 2. 5. (20) De Orat. 3. 15.

(21) Acad. 1. 13.

thums; nichts sei so sehr zu fliehen, als Uebereilung; nichts so schändlich für einen Philosophen, als etwas zu behaupten, das entweder falsch, oder ihm unbekannt wäre; wir müßten nichts dogmatisch behaupten; in allen Fällen unser Urtheil suspendiren, und anstatt auf Gewisheit Anspruch zu machen, uns mit Meinungen begnügen, die auf Wahrscheinlichkeit gegründet wären; das sei zur Beruhigung eines vernünftigen Geistes hinlänglich.“ Diese Schule wurde nun die neue Akademie genannt, zum Unterschiede von der platonischen, oder der alten. Sie blühte bis auf Ciceros Zeiten unter einer Folge geschickter Lehrer; der vorzüglichste war Carneades, der vierte vom Arcesilas; er brachte diese Sekte zu ihrem höchsten Ruhme; und er ist in dem Alterthume wegen der Lebhaftigkeit seines Witzes und der Kraft seiner Beredsamkeit sehr berühmt (41).

Wir müssen uns aber nicht vorstellen, daß diese Akademiker ihr ganzes Leben hindurch in Zweifelsucht und Ungewisheit schwebten, ohne feste Meinungen und Grundsätze, nach denen sie urtheilten und handelten (42). Rein sie hatten eine eben so feste und gewisse Regel, als andre Sekten, wie das Cicero in einigen Theilen seiner Werke zeigt. „Wir gehören nicht zu den Menschen, sagt er, deren Geist immer in Irrthum tappt, ohne ein besonderes Ziel oder Object seiner Wanderung; denn was würde ein solcher

(41) Acad. 1. 13. De Nat. Deor. 1. 5. De Orat. 1. 18.

(42) Quintil. 12. 1.

der Geist, oder ein solches Leben werth sein, das keine feste Regel oder Methode im Denken und Handeln konnte? Aber dadurch unterscheiden wir uns von andern, daß wir, wo andre etwas gewiß oder ungewiß nennen, das erstere wahrscheinlich, das andere unwahrscheinlich heißen. Warum sollte ich nicht dem Wahrscheinlichen folgen, und das Gegentheil verwerfen, und den Stolz einer Behauptung, so wie die Schuld einer Uebersehung vermeiden, die von allen Dingen am weitesten von der Weisheit entfernt ist (44)? — Wir müssen uns nicht an, zu sagen, es gebe kein solches Ding, als die Wahrheit; sondern wir behaupten nur, daß jede Wahrheit noch an etwas Unwahres gränzt, und daß beide sich so ähnlich sind, daß kein sicheres Merkmal da ist, wonach wir unser Urtheil und unsere Behauptung bestimmen könnten; daher ergibt es sich, daß viele Dinge wahrscheinlich sind; und wenn sie auch nicht ganz ergründet werden können, so reichen sie doch, vermöge ihres anziehenden und scheinbaren Ansehens hin, das Leben eines weisen Mannes zu lenken (45). — Es ist kein Unterschied, sagt er an einer andern Stelle, zwischen uns und denen, welche die Dinge zu erkennen vorgeben, als daß sie nie an der Wahrheit ihrer Behauptung zweifeln, da wir hingegen viele Wahrscheinlichkeiten haben, die wir gern annehmen, aber nicht für gewiß zu behaupten wagen. Dadurch

(44) De offic. 2. 2. (45) De Nat. Deor. 1. 5.

Dadurch erhalten wir unser Urtheil frei und unbesungen, und sind nicht gezwungen, zu vertheidigen, was uns vorgeschrieben ist; die Anhänger anderer Sekten hingegen werden an gewisse Lehren gebunden, ehe sie im Stande sind, zu urtheilen, was das Beste ist; und indem sie in dem schwächsten Zustande des Lebens durch die Autorität eines Freundes dahin gerissen, oder von dem ersten Lehrer, den sie von ohngefähr hören, eingenommen werden, bilden sie schon ein Urtheil über Dinge, die sie nicht kennen; und an welche Schule sie das Schicksal führt, an der leben sie, wie die Muschel an dem Fels ⁽⁴⁶⁾.

Co

[⁴⁶] Academ. 2. 3. Dieser Umriss der Grundsätze der Akademie kann uns in den Stand setzen, den bekannten Streit der Kritiker über die Lesart folgender Stelle in Ciceros Abhandlung über die Natur der Götter zu entscheiden. (Buch. 1. Kap. 1.) De qua tam variae sunt doctissimorum hominum, tamque discrepantes sententiae, ut magno argumento esse debeat, causam, id est, principium philosophiae esse, scientiam, (inscientiam,) prudentesque Academicos a rebus incertis assensionem cohibuisse. Der größere Theil der Handschriften und Ausgaben hat das erste; Aldus Manutius und Dr. Davids ziehen das andere vor; und das scheint die wahre Lesart zu sein. Denn Cicero hat die Absicht, aus dem Widerspruche der Hellenen über einen so wichtigen Gegenstand die Grundmaxime seiner Sekte zu erläutern, daß die natürliche Dunkelheit der Dinge, und des Menschen Bewußtsein seiner Unwissenheit, der erste Grund des Studiums der Philosophie sei. Plato hatte denselben Gedanken geäußert; wenn er sagt, die erste Eigenschaft

So blieb die Akademie gleich entfernt von der Strenge der Stoiker, und der Gleichgültigkeit der Skeptik. Die Stoiker hielten ihre Lehren für so feste und unumstößliche Wahrheiten, daß es schändlich wäre, sie zu verlassen; und indem sie dies zu ihrem Ehrenpunkte machten, hielten sie alle ihre Schüler in fester Anhänglichkeit. Die Skeptiker hingegen beobachteten eine völlige Neutralität gegen alle Meinungen; denn sie hielten alle für gleich ungewis; wir könnten von keinem Dinge behaupten, es sei dies oder das, denn wir hätten eben so viel Ursache, das eine für das andre, oder für keines von beiden zu halten; es sei ganz gleichgültig, für welches von beiden wir es hielten. So neigten sie sich nie auf eine Seite einer Untersuchung, und lenkten indessen ihr Leben nach natürlichen Neigungen, und nach den Gesetzen und Gewohnheiten ihres Vaterlandes⁽⁴⁷⁾. Aber die Akademiker hielten das Gleich-

schaft eines Philosophen, durch die alleine die Philosophie entstehe, sei, alle Dinge wunderbar zu finden, (in Theaetet. p. 135. ed. Serr.). Daher folgert Cicero den Satz, den er in andern Theilen seiner Werke so oft vorträgt, daß die Akademie klug handelte, indem sie ihr bejahendes Urtheil zurück hielt, und behauptete, daß es keine Wissenschaft, oder absolute Gewisheit in der Kenntniß der Menschen gebe. Wenn das der Sinn jener Stelle ist, wie er es zu sein scheint, so müssen wir nothwendig inscientiam lesen. — S. die Uebersetzung des Abbe D'Olivet und seine Note zu der Stelle, und Edit. Davies. Cantab.

(47) Sext. Empirici Pyrrhon. Hypotyp. A. Gell. 11. 5.

Zweiter Band.

Gleichgewicht zwischen beiden Extremen, indem sie das Wahrscheinliche, anstatt des Gewissen annahmen; und es zu ihren Hauptgrundsätze machten, Mäßigung in allen ihren Meinungen zu beobachten, und wie Plutarch, ihr Anhänger, sagt, die alte Maszine zu ehren; ⁴⁸

Μηδὲν ἄγαν. Nichts übertrieben ⁽⁴⁹⁾.

Weil nun diese Sekte nicht besonders die Segnes ein irgend einer andern war, sondern allen gleich, oder vielmehr der dogmatischen Philosophie überhaupt widersprach, so gab ihr leicht jede Sekte nächst sich selber den Vorzug vor den übrigen; und aus dieser allgemeinen Anerkennung des zweiten Ranges wurde der Schluß gezogen, daß sie eben deswegen mit Recht Anspruch auf den ersten machen könnte ⁽⁵⁰⁾. Wenn wir einen Blick auf die heidnische Welt richten, und die Dunkelheit bedenken ^{*)}, die sie umgab, worüber sich selber die Philosophen oft beklagen, und wenn wir die zahllosen Widersprüche der besten und weisesten Männer über die Grundprincipien der Religion und der Moral erwegen ⁽⁵¹⁾; so müssen wir einges
sehen,

(⁴⁸) In lib. de Ei apud Delph. 387. it. lib. de primo frigido. fin. (⁴⁹) Fragm. Academ. ex Augustin.

^{*)} Der religiöse Verfasser scheint hier nicht zu bedenken, daß die positive Religion auf die untersuchende Philosophie keinen Einfluß haben kann und darf; daher dies sehr einseitige Urtheil.

(⁵¹) De Nat. Deor. 1. 1. 3. Academ. 2. 3. 1. 13.

sehen, daß die Philosophie der Akademie vor allen übrigen die vernünftigste und bescheidenste war; daß sie am besten der Entdeckung der Wahrheit den Weg zeigte, indem sie den Untersuchungsgeist rege machte; jede Frage bis auf den Grund prüfte, die Stärke eines jeden Beweises erprobte, bis sie die wahre Beschaffenheit seines Gewichtes gefunden hatte⁽⁵¹⁾. Diese Gründe bewogen auch den Cicero, als er älter, und als seine Beurtheilungskraft reifer geworden war, die Grundsätze der alten Akademie zu verlassen, und sich für die neuere zu erklären. Eine lange Erfahrung, wie eitel die Sekten waren, die sich für die Inhaber der Wahrheit und wahren Wegweiser des Lebens hielten, und das Mißtrauen, irgend etwas gewis zu finden, machte ihn nach aller angewendeten Mühe geneigt, mit der Wahrscheinlichkeit zufrieden zu sein⁽⁵²⁾. Aber der Geist und Charakter beider Akademien blieb einigermassen derselbe. Wenn gleich die alte ein besonders Lehrsystem vortrug, so war sie doch immer mißtrauisch und vorsichtig in festen Behauptungen; die neuere war nur bedenklischer und zweifelhafter in beiden Fällen. Es erhellt dies aus den Schriften des Plato, des ersten Lehrers der alten Akademie; in ihnen wird, wie Cicero bemerkt, nichts absolut behauptet, nichts für gewis aus gegeben; sondern alle Dinge werden frei untersucht, und beide Seiten einer jeden Untersuchung unparteiisch beleuchtet⁽⁵³⁾. Noch ein anderer Grund empfahl

2 2

diese

(⁵¹) Academ. 2. 3. (⁵²) Ibid. 4. Tusc. Quæst. 1. 9
Orator. fin. (⁵³) Academ. 1. 13.

diese Philosophie dem Cicero; sie war von allen übrigen die passenste für einen Redner; denn indem sie für und gegen die Meinungen andrer Sekten stritt, gab sie die beste Gelegenheit, die Redner Talente zu vervollkommen, und die Fähigkeit, fertig über alle Gegenstände zu sprechen, auszubilden. Er nennt sie daher die Schöpferin der Eleganz und des Reichthums im Ausdrücke; und er gesteht, daß er seinen ganzen Ruf in der Beredsamkeit nicht den mechanischen Regeln der Rhetoriker, sondern den edlen Grundsätzen der Akademie verdanke ⁽⁵⁴⁾.

Diese Schule war indessen in Griechenland fast ganz verlassen, und hatte nur wenig Anhänger in Rom, als sie Cicero in Schutz nahm, und es versuchte, ihren sinkenden Kredit aufrecht zu erhalten. Die Ursache ist einleuchtend; sie legte ihren Schülern die schwere Arbeit auf, gegen jede Sekte, und über jede Untersuchung der Philosophie zu disputiren; und wenn es schwer war, wie Cicero sagt, über eine Weisheit zu werden, wie viel schwieriger war es nicht, über alle zu siegen? Und dennoch war das die Pflicht eines Akademikers ⁽⁵⁵⁾. Kein Wunder also, daß diese Sekte ihre Anhänger verlor, als Luxus und Weichlichkeit zunahm; das durch wurden die Menschen mehr für die epikureischen Lehren gestimmt. Als Arcesilas gefragt wurde, warum

(⁵⁴) Tusc. Quaest. 2. 3. Quintil. 12. 2. Orator. init. Prooem. Paradox. (⁵⁵) De Nat. Deor. 1. 5.

warum wohl so viele von allen Sekten zu der epikureischen übergingen, und keiner wieder zurück käme, antwortete er: aus Männern können Eunuchen werden, aber nie wieder aus Eunuchen Männer ⁽¹⁶⁾.

Diese Uebersicht von Ciceros Philosophie wird uns einigermaßen in den Stand setzen, sowohl über die Schwierigkeit zu urtheilen, die viele finden, wenn sie seine wahren Gesinnungen entdecken wollen; als auch über die Irrthümer, denen sie bei dieser Untersuchung ausgesetzt sind; weil es ein Hauptgrundsatz der Akademie war, vielmehr die Meinungen anderer zu widerlegen, als ihre eignen vorzulegen. Hierin liegt nicht die Hauptschwierigkeit; denn Cicero war in diesem Punkte nicht so bedenklich, und suchte seine Gedanken nicht in Duns

§ 3

selbst

(16) Diog. Laert. de Arcesila

Diogenes Laertius und einige spätere Schriftsteller sprechen von einer dritten oder mittlern Akademie zwischen der alten und neuen. Die neuern Schriftsteller folgen ihnen gewöhnlich, und halten den Diaro für den Stifter der alten, den Arcesilas für den Urheber der mittlern, den Carneades für das Haupt der neuen Akademie. (C. Stanley's Lives of the Philosoph. in Carneades.) Zu diesem Unterschiede ist kein rechter Grund da; Cicero erwähnt keiner andern Akademie als der alten und neuen; und erklärt ausdrücklich, daß letztere unter dem Namen bis auf seine Zeit sowohl unter dem Arcesilas als Carneades fortgedauert habe. Ciceros Lehrer Philo war so weit davon entfernt, drei verschiedene Akademien anzunehmen, daß er vielmehr behauptete, daß im Grunde nur eine existire. Er berief sich auf die schon oben bemerkte Ähnlichkeit der Natur und des Geistes beider. Acad. 1. 4. De leg. 1. 3.

selbst zu halten, wenn er sie vortragen mußte. Aber die Mannichfaltigkeit, und der verschiedene Charakter seiner Schriften verwirrt gewöhnlich die Leser. Denn wo sie nur in seine Schriften hinblicken, da wollen sie auch seine Meinungen finden, und geben das Gefundene dafür aus, es sei nun aus seinen Reden, Dialogen, oder Briefen, ohne auf die besondre Beschaffenheit des Werkes, oder die verschiedene Person, die er in demselben annimmt, zu achten.

Seine Reden gehören größtentheils zu der judicial Sattung, oder zu den Reden eines Advokaten, dessen Geschäft es war, seinen Prozeß zum Besten zu führen, und nicht sowohl auf das Wahre, als auf das Nützliche für seinen Klienten zu sehen; der Schutz der Wahrheit war die Sache des Richters und nicht des Advokaten⁽¹⁷⁾. Es würde also thöricht sein, wenn man in ihnen eine gewissenhafte Wahrheit, oder eine genaue Erklärung seiner Ueberzeugung suchen wollte; die Sache läßt das nicht zu, und er sagt selber, daß wir das nicht erwarten sollten. In einer dieser Reden erklärte er frei die wahre Beschaffenheit derselben. — „Derjenige, sagt er, irrt sich sehr, der glaubt, er habe an diesen gerichtlichen Reden ächte Belege unsrer Denkart; das sind Reden der Sache und der Zeiten, umstände, nicht des Mannes oder des Advokaten.“
Wenn

(17) De Offic. 2. 14.

Wenn die Sachen für sich selber sprechen könnten, so würde Niemand einen Redner brauchen; wir sind aber angenommen, nicht das zu sprechen, was wir auf unsre eigne Autorität behaupten würden, sondern was uns die Sache selber in den Mund legt ⁽⁵⁸⁾. Ganz übereinstimmend mit dieser Auffassung sagt auch Quintilian, daß die wahren Weisen, die ihre Zeit zu öffentlichen Geschäften, und nicht zu müßigen Disputationen angewendet haben, kein Bedenken tragen werden, jeden Beweis zu nutzen, der dem Prozesse, den sie vertheidigen, dienlich sein kann, wenn sie gleich bei sich selber beschloffen haben, streng die Vorschriften der Wahrheit und Tugend in allen ihren Handlungen zu befolgen ⁽⁵⁹⁾. Wenn wir also in Ciceros Reden Sentenzen und Maximen der Philosophie finden, so können wir sie nicht immer für seine eignen halten, sondern für Gemeinplätze, die auf die Zuhörer wirken, oder seiner Rede ein Ansehen der Gründlichkeit oder Wahrscheinlichkeit geben sollen ⁽⁶⁰⁾.

Seine Briefe an seine Freunde, besonders die an den Atticus, zeigen uns den Mann wie er ist,
und

⁽⁵⁸⁾ Pro A. Cluent. 30. ⁽⁵⁹⁾ Quintil. 11. 1.

⁽⁶⁰⁾ Wenn gleich seine Reden nicht immer seine Meinungen treu darstellen, so sind sie doch die besten Zeugnisse für die Wahrheit der Thatsachen; besonders die an den Senat und das Volk. Hier spricht er von Handlungen und Charaktern noch lebender Personen vor einem Publikum, das sie so gut kannte, als er. Und in diesen Fällen kann man sich auf sie verlassen.

und dessen sein Herz auf; aber dennoch müssen wir sie nothwendig unterscheiden. In Höflichkeit, oder Trauer-Briefen, oder in Empfehlungsschreiben, oder wenn er irgend etwas wichtiges nachsucht, da paßt er seine Argumente den Umständen an; und bedient sich solcher, die seine Freunde am besten bewegen können. Weil aber seine Briefe selten philosophische Untersuchungen anders berühren, als nur flüchtig und gelegentlich, so können sie uns wenig zur Entdeckung seiner philosophischen Meinungen helfen; wir müssen uns daher an seine philosophischen Werke halten.

Der allgemeine Zweck dieser Werke war aber, mehr eine Geschichte der alten Philosophie, als eine Darstellung seiner eignen zu liefern, und seinen Mitbürgern in ihrer eignen Sprache zu erklären, was die Philosophen aller Sekten und aller Zeitalter über jeden wichtigen Gegenstand gedacht hatten, um dadurch ihre Kenntnisse zu erweitern, und ihre Moralität zu bilden, und um sich selber seinem Vaterlande am nützlichsten zu machen, nachdem ihm Waffen und eine höhere Gewalt die Gelegenheit geraubt hatten, ihm auf eine andre Art zu dienen⁽⁶¹⁾. Das erklärt er selber in dem Werke de finibus, oder über das höchste Gut und Uebel des Menschen; in der Abhandlung über die Natur der Götter; in seinen

(61) De Nat. Deor. 1. 5. it. Acad. 1. 5. Tusc. Quaest. 1. 1. De Finibus. 1. 3. 4.

seinen tusculanischen Disputationen, und in den Büchern über die akademische Philosophie. In allen übernahm er bisweilen die Rolle des Stoikers, bisweilen des Epikureers oder Peripatetikers, um die verschiedenen Lehren jeder Sekte desto nachdrücklicher vorzutragen. Und so wie er die Person des einen vorstellte, um den andern zu widerlegen, so disputirte er in seinem eignen Charakter als Akademiker gegen sie alle. Der unachtsame Leser, der nicht die Natur des Dialogs bemerkt, hält ihn das her oft für denselben Sprecher, und schreibt ihm in diesem Irrthume oft einen Gedanken, als den seinigen zu, den er vortrug, um ihn zu widerlegen. Aber in denjenigen Dialogen, so wie in allen andern Werken, wo er einen Gegenstand absichtlich selber behandelt, oder in seinem eignen Namen oder in dem eines Akademikers urtheilt; in diesem trägt er seine eignen Meinungen vor. Wo er nicht selber auf der Scene erscheint, da benachrichtigt er uns sorgfältig, welchem Charakter er die Vertheidigung seiner eignen Ideen überlassen hat. Und das war gewöhnlich die Hauptperson des Dialogs, als, Crassus in der Abhandlung über den Redner; Scipio, in der über die Republik; Cato, in der Untersuchung über das Alter. Dieser Begleiter wird uns zu seinen eignen Ideen führen, und uns in den Stand setzen, seine eignen Begriffe in allen seinen Schriften aufzufinden. Hier also ein kurzer Auszug derselben.

Ueber die Physik oder Naturlehre scheint er so wie Sokrates geurtheilt zu haben. Er hielt es mehr

für ein Studium der Neugier, als nützlich und ersprießlich für die Verbesserung des menschlichen Lebens ⁽⁶²⁾; wenn jemand ihr allein seine Aufmerksamkeit widmen, und sie für das einzige Objekt unserer Untersuchung machen wollte ⁷⁾. Wenn er gleich mit den verschiedenen Systemen aller Philosophen von einiger Bedeutung von den ältesten Zeiten an, bekannt war, und sie in seinen Werken vortrug; so hielt er es doch nicht der Mühe werth, sich selber deutliche Begriffe darüber zu bilden, oder wenigstens nicht sie vorzutragen. Indessen können wir doch aus seinen Nachrichten von diesen Systemen ersehen, daß einige von den Grundprinzipien der neuern Philosophie, die für originelle Entdeckungen der spätern Zeiten gehalten werden, schon von den ersten Philosophen behauptet wurden, von denen uns die Geschichte Nachrichten liefert; als die Bewegung der Erde; die Antipoden; die Lehren vom leeren Raume; von der Schwere, oder von der anziehenden Kraft der Körper, wodurch die Welt in ihrer Gestalt und Ordnung erhalten wird ⁽⁶³⁾.

Uben

(⁶²) De Nat. Deor. 1. 21. Acad. 2. 3. 9.

⁷⁾ Man vergesse hier die großen Entdeckungen dieses und des vorigen Jahrhunderts, die auf Beobachtungen und Versuche gegründet sind, und denke nur an die hypochondrischen Spekulationen der alten Kosmologien, Theophrastien; an die Reasonnemens über den Urstoff der Dinge, Entstehung des Weltalls, das Wesen der Weltsee u. s. w.

(⁶³) De Nat. Deor. 2. 45. Acad. 2. 33. 34.

Aber über alle die wichtigen Gegenstände der Religion und Moral, die auf die Glückseligkeit des Menschen einen unmittelbaren Einfluß haben; über die Unsterblichkeit der Seele; einen künftigen Zustand der Belohnung und der Strafen; über den ewigen Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen; über dies alles hat Cicero in mehrern Theilen seiner Schriften seine Gedanken deutlich auseinander gesetzt. Er behauptete, es existire ein Gott, oder ein höchstes Wesen; unpörperlich, ewig, selbst existirend; das durch seine Kraft die Welt schuf, und sie durch seine Vorsehung erhält. Seine Beweise nahm er aus der Uebereinstimmung aller Völker; aus der Ordnung und Schönheit der Weltkörper; aus den unlängbaren Kennzeichen der Weisheit, und des Hinstrebens zu einem Zwecke, das sich an dem Ganzen und in jedem Theile der sichtbaren Welt offenbare; er erklärte den Mann des Namens eines Menschen unwürdig, der glauben könnte, dies alles sei ein Werk des Zufalls; da wir mit der größten Anstrengung der menschlichen Weisheit, die Tiefe der Weisheit, die alles erfand, nicht ergründen könnten⁽⁶⁴⁾.

Er glaubte ferner an eine göttliche Vorsehung, die stets über das ganze System wache, ihre Sorgfalt bis auf die Hauptglieder desselben verbreite,
und

(64) Tusc. Quaest. 1. 27. Fragm. 1. 3. De Repub. Tusc. Quaest. 1. 14. Ibid. 28. Nat. Deor. 3. 3. De Divin. 2. 72. De Nat. Deor. 2. 38.

und besonders auf das Betragen und die Handlungen der Menschen achte; die kleinern und geringern Theile aber der Norm der allgemeinen Gesetze überlasse. Diese Behauptung zog er aus der Betrachtung der Natur und der Eigenschaften der Gottheit; aus ihrer Allwissenheit, Allgegenwart und unendlichen Güte, die nie etwas verlassen oder vernachlässigen könnte, das sie einmal in das Dasein gerufen. Er erklärte, daß ohne einen solchen Glauben keine Frömmigkeit oder Religion in der Welt sein könnte ⁽⁶⁵⁾.

Er verteidigte auch die Unsterblichkeit der Seele, und ihre eigne Existenz nach dem Tode in einem Zustand des Glückes oder des Elends. Er zog diesen Schluß aus dem heißen Verlangen nach Unsterblichkeit, das immer die besten und erhabensten Seelen beherrsche, von denen das treueste Bild ihrer Natur genommen werden müßte; aus der untermischten und unsichtbaren Substanz derselben, die unzertrennbar oder unzerstörbar sei; aus ihrem Princip der Selbstbewegung; aus ihrem Gedächtniß, ihrer Erfindungskraft, ihrem Wiße, ihrer Fassungskraft; alles Eigenschaftes, die sich mit der trüben Materie nicht vertragen ⁽⁶⁶⁾.

Die Stoiker glaubten, die Seele sei eine feine feurige Substanz, die den Körper nach dem Tode über-

(⁶⁵) De Fin. 4. 5. Academ. 1. 2. Nat. Deor. 1. 2. 44. 2. 56. 3. 36. (⁶⁶) Cato 21. Tuscul. Quest. 1. 23. 25. 26. De Amicit. 4.

überlebe, noch eine lange Zeit, aber nicht ewig dauere, sondern die zuletzt durch ein das Weltall zerstörendes Feuer vernichtet werde. Sie gaben zu, sagt Cicero, was am schwersten zu begreifen ist, ihre besondre Existenz ausser dem Körper; und dens noch läugneten sie, was sich nicht allein leicht denken läßt, sondern was auch eine Folge des erstern ist, eine ewige Fortdauer⁽⁶⁷⁾. Aristoteles nahm an, daß es ausser den vier Elementen der materiellen Welt, woraus alle Dinge ihren Ursprung haben sollten, noch eine fünfte Naturkraft gäbe, die ein Eigenthum der Gottheit und der Seele sei, und die mit den übrigen Dingen nichts gemein habe⁽⁶⁸⁾. Diese Meinung nahm Cicero an, und erklärte sie mit seiner Gabe der Deutlichkeit in folgender Stelle.

„Der Urstoff der menschlichen Seele, sagt er, findet sich nirgends auf Erden; da ist nichts vermischtes, nichts konkretes oder irdisches in ihr; nichts von Wasser, Luft oder Feuer, denn diese Elemente sind nicht des Gedächtnisses oder der Denkkraft überhaupt fähig; sie können nicht das Vergangne fassen, das künftige vorhersehen, oder auf das Gegenwärtige achten. Diese Fähigkeiten sind nur göttlich, und können nur von Gott aus zu dem Menschen gekommen sein. Die Natur der Seele ist also von ganz besondrer Art; verschieden von den sichtbaren und bekannten Naturen; und was
auch

(67) Tusc. Quæst. I. 9. Ibid. I. 31, 32. (68) Ibid. 10.

auch die Kraft sein mag, die in uns lebt und webt, sie muß himmlisch und göttlich, und eben deswegen ewig sein. Gott selber, dessen Existenz wir deutlich entdecken, können wir unter keiner andern Gestalt denken, als unter der, eines freien und reinen Geistes, entfernt von aller sterblichen Konfession; der alle Dinge sieht und bewegt; und in dem ein ewiges Princip der Selbstbewegung liegt. Von dieser Art, und von dieser Beschaffenheit ist auch die menschliche Seele ⁽⁶⁹⁾.

· Einen künftigen Zustand der Belohnung und der Strafen folgerte er aus der Unsterblichkeit der Seele; aus den Eigenschaften der Gottheit, und der Beschaffenheit des menschlichen Lebens auf Erden; und er hielt ihn für so höchst wahrscheinlich, daß man nicht daran zweifeln könnte, wenn es der Seele, indem sie in sich selber blüht, nicht eben so ginge, als dem Auge, das scharf in die Sonne sieht, und von ihren Strahlen geblendet, gar nichts entdeckt ⁽⁷⁰⁾. Er folgte in dieser Meinung dem Sokrates und Plato, für deren Urtheilskraft er eine solche Achtung hegte, daß er ihrer Autorität allein geglaubt hätte, wenn sie auch keine Gründe, wie sie deren viele aufstellten, geäußert hätten ⁽⁷¹⁾. Der sterbende Sokrates, sagt Cicero, erklärte: „daß der menschlichen Seele nach ihrer Trennung von dem

(69) Ibid. 27. (70) Tusc. Quaest. 1. 30. (71) Ibid. 21. De Amicit. 4.

dem Körper zwei Wege bevorstünden; diejenigen, die in sinnliche Lust versunken, und sich mit privat Lastern oder öffentlichen Verbrechen gegen ihr Vaterland befaßt hätten, wandelten eine dunkle abgelegne Straße, fern von den Wohnungen der Götter; die aber in Unschuld beharrte, wenig oder gar nicht von dem Körper angefaßt worden, sondern sich immer von ihm losgemacht, und das Leben der Götter nachgeahmt hätten; die steigen auf sanftem Pfade zu den Göttern, von denen sie ihr Dasein erhalten ⁽⁷²⁾.

Aus dem, was bisher gesagt worden, wird der Leser leicht einsehen, was Cicero über die Religion seines Vaterlandes muß gedacht haben. Ein Geist, der durch jene edlen Grundsätze aufgeklärt war, konnte unmöglich so thörichte Meinungen für wahr oder göttlich halten. Die Freiheit, mit der nicht allein Cicero, sondern auch alle alten Schriftsteller die Charaktere ihrer Götter, und die Fittiosen unterirdischer Strafen lächerlich machen ⁽⁷³⁾, beweiset hinlänglich, daß jeder Mann von Erziehung das Ganze für eine Erfindung der Politik zum Vortheil der Regierung, um das Volk in Ordnung zu erhalten, ansah. In dieser Rücksicht empfahl Cicero immer das System als weise, und dem Geiste der Römer sehr angemessen; und er drang daher beständig auf eine genaue Beobachtung aller religiösen Ge-

(72) Ibid. 30. (73) Ibid. 1. 5, 6. 21. De Nat. Deor. 2. 6

Gebräuche, als eine Pflicht eines jeden guten Bürgers ⁽⁷⁴⁾.

Die Religion der Römer bestand in zwei Hauptstücken; in der Beobachtung der Auspicien, und in der Verehrung der Götter. Das erstere war von Romulus, das zweite von seinem Nachfolger Numa eingesetzt. Er hatte ein Ritual oder eine Verordnung der Ceremonien entworfen, die bei den Opfern für die Götter beobachtet werden sollten. Hierzu kam nachher ein drittes Hauptstück, die Auslegung der Anzeichen, monströser Geburten; der Eingeweide der Opferthiere, und die Verkündigungen der Sybillinischen Bücher ⁽⁷⁵⁾. Das *Kols legium*

(74) De Divin. 2. 12. Ibid. 72. De Leg. 2. 12. 13. Polybius macht eine Bemerkung, die ganz mit Ciceros Meinung über diesen Gegenstand übereinstimmt. Der größte Vortheil, sagt er, den die römische Verfassung vor andern Staaten voraus zu haben scheint, liegt in der Volksehrung von den Göttern. Die Sache, die gewöhnlich von andern Sterblichen so verrufen ist, erhält die römische Republik aufrecht; ich meine der Aberglauben. Er ist hier so weit getrieben, und so in das Privatleben der Bürger, so wie in die öffentlichen Angelegenheiten des Staates verflochten, daß man darüber erstaunen muß. Ich glaube, daß die ganze Maschinerie des Übels wegen erfunden ist. Wenn die bürgerliche Gesellschaft aus lauter Weisen bestünde, so wäre ein solches Mittel nicht nöthig; weil aber der große Haufe unbesonnen handelt, und von unerlaubten Begehrden, wilden Leidenschaften und lodernder Nachgiebigkeit beherrscht wird, so blieb kein Mittel, ihn zu zügeln, als dunkle Schreckmittel und tragische Fiktionen. Die Alten prägten ihm daher sehr weise und vorsichtig diese Beurtheile von den Göttern und unterirdischen Strafen ein, welche jetzt die Neuern zu übereilt und unbesonnen ausrotten wollen. Polyb. 6. p. 497.

(75) De Nat. Doctr. 3. 2.

legium der Augurn besorgte die Auspicien, sie waren die hohen Ausleger des Willens des Jupiter; sie entschieden, welche Zeichen glücklich oder unglücklich wären; die andern Priester waren Schiedsrichter in allen andern Angelegenheiten der Religion, sowohl was die öffentliche Verehrung, als den Gottesdienst der Familie betraf ⁽⁷⁴⁾.

Die Priester aller Art waren aus den vornehmsten Familien in Rom; besonders die Augurn waren gewöhnlich Senatoren vom Consularrange, die einst mit allen Bürden des Staates bekleidet gewesen. Durch ihre Gewalt über die Auspicien konnten sie sogleich allen öffentlichen Verhandlungen Einhalt thun, alle Volksversammlungen auseinander schiffen, die wegen öffentlicher Geschäfte berufen waren. Die Auslegung der sybillinischen Bücher war den Decemviren anvertraut; zehn Männern von hohem Range, gewöhnlich von den Priestern gewählt. Die Haruspices hatten das Geschäft, Wunder auszulegen, und die Eingeweide der Opferthiere zu deuten; es waren öffentliche Diener des Staates, dazu gedungen, die Magisträte zu ihren Opfern zu begleiten; und hier richteten sie ihre Antworten nach den Absichten dessen ein, der sie brauchte, und dessen Schutze sie ihren Kredit und ihren Unterhalt verdankten.

Die

(74) Ibid. 1. 44. De Leg. 3. 19.

Die religiösen Einrichtungen unter einem zum Aberglauben geneigten Volke verschafften dem Senate und dem gebildeten Theile der Nation den größten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Durch diese Mittel hemmten sie oft die Wuth des Pöbels und die rebellischen Versuche der Tribunen⁷⁵⁾. Cicero pries daher diese Institute als die Grundfeste der Republik; aber ein jeder vernünftiger Mann hielt sie nur für menschliche Erfindungen der Politik^{*)}. Allein über den Ursprung der Augurien, oder die Vorhersehungskunst aus den Auspicien, entstand ein Streit. Die Stoiker meinten, daß Gott aus Güte gegen den Menschen in das Wesen der Dinge gewisse Kennzeichen künftiger Begebenheiten gelegt habe; so in die Eingeweide der Thiere, in den Flug der Vögel, in den Donner und in andere himmlische Zeichen; lange Erfahrung und Beobachtung habe aus ihnen eine Kunst erfunden, die Bedeutung jedes Anzeichens auszus

(⁷⁵) De Leg. 3. 12.

*) Das waren sie wohl anfänglich nicht. Alle jene religiösen Institute sind älter als die Kunst der Politik. Unkunde der Natur, Trieb in die Zukunft zu blicken, und der Eindruck des Wunderbaren erzeugten wohl zuerst die verschiedenen Arten der Divination unter allen Völkern; die spätere Politik nutzte sie, baute sich aber dadurch selber ein Grab. Ein auf Unsin gebautes System stürzt darnieder, wenn die Vernunft hervorgeht. Hat es aber schon ein System ohne allen Unsin gegeben? Kann es eins geben? — Die Herkunft aus dem Vogelfluge entstand unstreitig unter Bewohnern einer Küste, wo es Ungewitter ahnende Vögel giebt.

auszulegen, und auf den Erfolg, den es andeute, anzuwenden. Das nannten sie die künstliche Divination zum Unterschiede von der natürlichen. Diese, meinten sie, entslehe aus einem Instinkte, oder einer angeborenen Kraft, die in die Seele gelegt, und sich allemal desto wirksamer äußere, wenn sie von dem Körper freier sei, als in Träumen und im Wahnsinn ⁽⁷⁶⁾. Andre Philosophen machten diese Meinung lächerlich; und im ganzen Kollegio der Augurn war zu Ciceros Zeit nur einer, der sie vertheidigte, Appian Claudius, der für seine Mühe von den übrigen verpörrer, und der Pissidische Augur genannt wurde ⁽⁷⁷⁾. Indessen entstand darüber ein bitterer Streit zwischen ihm und seinem Kollegen Marcellus; beide schrieben darüber Bücher; Marcellus behauptete, das Ganze sei eine Erfindung der Politiker; Appian zeigte, es gebe eine wirkliche Kunst der Divination, die in der Lehre der Augurien bestehe, und in den Auguralsbüchern gelehrt werde ⁽⁷⁸⁾. Appian widmete seine Abhandlung dem Cicero. Freilich gab Cicero der Meinung des Marcellus mehr Beifall; aber er stimmte doch nicht ganz für eine, von beiden. Er behauptete, die Divination aus den Augurien sei

3 2

wahr

(⁷⁶) De Divin. 1. 6. 18. (⁷⁷) Ibid. 47. Die Pissidier waren ein barbarisches Volk in Kleinasien, verächtlich wegen seiner abergläubigen Verehrung der Aufseier, oder der Vorherverkündigung aus dem Fluge der Vögel. De Divin. 1. 41. 42. (⁷⁸) De Leg. 2. 13.

wahrscheinlich zuerst eingeführt, weil man sie wirklich für göttlich gehalten; als aber diese Meinung nachher durch eine bessere Aufklärung der Wissenschaften widerlegt worden, so habe man doch die Sache aus klugen Absichten beibehalten ^(8°).

Wes Ursprunges aber die Gottesverehrung der Römer sein mochte, Ciceros Religion war unstreitig himmlischer Abkunft, auf die Begriffe eines Gottes, einer Vorsehung, und der Unsterblichkeit gegründet. Er betrachtete die kurze Frist unsers Lebens auf Erden als einen Stand der Prüfung und der Lehre, in welchem wir uns für die ewige Existenz vorbereiten sollten. Wir wären von dem Schöpfer hier hingestellt, nicht sowohl, um die Erde zu bewohnen, als vielmehr den Himmel zu betrachten, an dem in unverkennbaren Zügen die Pflichten der Natur geschrieben ständen. Dieses Schauspiel sei keinem andern thierischen Geschöpfe gewährt, als dem Menschen; ihm habe Gott deswegen die aufrechte Gestalt verliehen; Augen, die nicht nach unten an den Boden geheftet, wie die des Thieres, sondern die empor gerichtet zur Anschauung der himmlischen Körper, um den Menschen stets an seine Pflicht zu erinnern, und mit dem Orte bekannt zu machen, von wannen er entspringt, und zu dem er endlich bestimmt sei ⁽⁸¹⁾.

Er

(⁸⁰) De Divin. 2. 33. (⁸¹) Cato 21. De Leg. 1. 9.
Nat. Deor. 2. 14. 16.

Er glaubte, das System der Welt, oder der sichtbaren Werke Gottes mache Gottes Gesetze oder seinen Willen den Menschen bekannt; so wie wir aus demselben sein Dasein, sein Wesen, und seine Eigenschaften erkennen könnten, so könnten wir auch daher die Gründe seiner Handlungen erspähen; und wenn wir bemerkten, was er gethan habe, auch lernen, was wir zu thun hätten, und uns aus den Wirkungen des göttlichen Verstandes belehren, unsern eignen zu vervollkommen; denn die Vervollkommnung des Menschen bestehe in der Nachahmung der Gottheit.

Hieraus folgerte er den Ursprung aller Pflichten, oder moralischen Verbindlichkeiten; aus dem Willen Gottes, der sich in seinen Werken offenbare; oder aus dem ewigen Grunde und Verhältnisse der Dinge, das sich in jedem Theile der Schöpfung zu erkennen gäbe. Das nannte er das ursprüngliche unveränderliche Gesetz; das Unterscheidungs mittel des Guten und des Bösen, des Gerechten und Ungerechten, das der Natur aller Dinge aufgedrückt, als die Regel, nach der alle menschlichen Gesetze gebildet wären, die den Namen der Gesetze verlieren müßten, wenn sie von diesem Muster abwichen, und dann nur der Wille der Gewalt und Tyrannei würden. Es sei Thorheit, zu wähnen, daß der Unterschied des Guten und Bösen sich nicht in der Natur finde, sondern nur in Gewohnheiten, Meinungen und menschlichen Einrichtungen seinen Ursprung habe. Soli

che Grundsätze müßten die bürgerliche Gesellschaft stürzen, und alles Recht und die Gerechtigkeit von den Menschen verbannen ⁽¹¹⁾. So hätten die Weisen aller Zeitalter gedacht; sie hätten angenommen, daß der göttliche Verstand, der alle Dinge nach ewigen Gründen regierte, das Grundgesetz sei; sein Stellvertreter auf Erden aber sei die Vernunft des Weisen. Cicero entwickelt diese Begriffe in verschiedenen schönen Stellen in seinen Schriften ⁽¹²⁾.

„Das wahre Gesetz, sagt er, ist die richtige Vernunft, die mit der Natur der Dinge übereinstimmt; die ewig, und durch alles verbreitet ist; die uns zur Pflicht auffodert durch Gebote, und uns abschreckt von Sünden durch Verbote; die nie ihren Einfluß verliert auf den Guten, und ihn nie behält auf den Bösen. Sie kann durch kein anderes Gesetz umgestossen; weder in dem Ganzen noch in einem Theile abgeschafft werden; weder der Senat noch das Volk kann uns von ihr lossprechen; und wir können keine andre Auslegung derselben finden, als in ihr selber; auch kann kein besonderes Gesetz in Rom, ein anderes in Athen, eines jetzt, eines hiernächst sein; nein, dasselbe ewige unwandelbare Gesetz beherrscht alle Völker, alle Zeitalter, unter einem gemeinschaftlichen Regenten aller, das ist, unter Gott. Er ist der Erfinder
der

(¹¹) De Fin. 4. 3. De leg. 1. 16. De leg. 2. 4. 5.
(¹²) Ibid.

der und Geber dieses Gesetzes; und wer ihm nicht gehorchen will, muß erst sich selber verleugnen, und die Natur des Menschen ablegen. Und wenn er dies thut, so wird er die größte Strafe leiden, wenn er auch allen den Martern entginge, die, wie man gewöhnlich glaubt, dem Lasterhaften bevorstehen (84)."

In einem andern Orte sagt er, das Studium dieses ewigen Gesetzes setze uns allein in den Stand, jenen goldnen Spruch des Pythischen Orakels: lerne dich selber kennen, auszuüben; das heist, unsre wahre Natur und unsern Rang in dem Weltssystem; das Verhältniß, in dem wir gegen alle Dinge stehen; den Zweck, warum wir hier in dieser Welt sind, einzusehen. „Wenn ein Mann, sagt er, aufmerksam den Himmel, die Erde, das Meer, und alle Dinge in ihnen betrachtet; wenn er bemerkt hat, woher sie entsprangen, wohin sie streben, wenn und wie sie enden müssen; was sterblich und vergänglich, was göttlich und ewig ist; wenn sein Geist bis zu dem Regierer aller Dinge hindurchgedrungen ist; wenn er fühlt, daß er nicht in die Mauern eines einzigen Platzes eingeschlossen, sondern daß er ein Bürger der Welt ist, die nur einen Staat ausmacht; gute Götter! wie wird er nicht in diesem herrlichen Anblicke der Dinge, in dieser großen Aussicht in die Natur, lernen sich selber zu kennen? Wie wird er nicht alle

3 4

die

(84) Frag. libr. 3. de Repub. ex Lactantio.

die Dinge verachten, und für nichts halten, die der große Haufe für die herrlichsten und rühmlichsten hält ⁽⁸⁵⁾.

Das waren die Grundsätze, auf die Cicero seine Religion und Moral bauete; sie leuchten aus allen seinen Schriften hervor; aber am deutlichsten setzte er sie in den Abhandlungen über die Regierung und über die Geseze auseinander. Hierzu fügte er zuletzt noch das Buch von den Pflichten, und vollendete dadurch das Ganze; ein Buch, das, wie der ältere Plinius dem Kaiser Titus sagte, nicht allein gelesen, sondern auswendig gelernt werden mußte ⁽⁸⁶⁾. Das erstere und größere von diesen Werken ist, einige Bruchstücke ausgenommen, verloren gegangen. Er hatte in demselben seine Grundsätze so geßiffentlich vorgetragen, daß er dem Atticus schrieb, er hätte in jedem der sechs Bücher über die Republik seinem Vaterlande ein Pfand seiner Rechtschaffenheit gegeben; wäre er je von ihr abgewichen, so würde er nicht die Stirn haben, einen Blick auf diese Bücher zu werfen ⁽⁸⁷⁾. In dem Werke über die Geseze behandelt er denselben Gegenstand, und leitet den Ursprung des Gesezes von dem Willen des höchsten Wesens ab. Diese beiden Werke enthielten also sein Glaubensbekenntniß, und das Buch über die Pflichten, die praktische Anwendung. Hier spührt er allen Pflichten des Menschen nach, oder den Lebensregeln den göttlichen

(⁸⁵) De leg. 1. 23. (⁸⁶) Praef. ad Hist. Nat. (⁸⁷) Ad Att. 6. 1. ibid. 2.

lichen Principien angemessen, die er in den beiden andern Werken entwickelt hatte; er bezieht sich das her oft auf sie, als auf die Quellen seines ganzen Systems ⁽²⁸⁾. Dieses Werk war eins der letzten, die er vollendete, für seinen Sohn bestimmt, dem er es widmete. Er wollte ihm am Rande seines ruhmvollen Lebens die Grundsätze zeigen, nach denen er es geführt hatte, und ihm den Weg weisen, mit Unschuld, Tugend, und wahrem Ruhme durch die Welt zur unsterblichen Glückseligkeit zu wandeln. Die Strenge seiner moralischen Grundsätze, die auf die verschiedenen Fälle des menschlichen Lebens angewendet sind, kann selber die Praktik eines strengen Christen beschämen. Das ist das Gesetz, von dem Paulus sagt, es sei von der Natur gelehrt, und in jedes Heiden Herz geschrieben, das ihn leiste durch die dunkle Unwissenheit, über die sie sich selber beklagten, bis sie eine vollkommne Offenbarung des göttlichen Willens erhalten würden. Das Muster dieses Naturgesetzes, das Cicero lieferte, war unstreitig das vollkommenste der alten Welt; der größte Versuch, den die menschliche Natur machen konnte, ihre wahre Bestimmung, oder das höchste Gut, zu dem sie die Gottheit bestimmt hatte, zu ergründen. Die Betrachtung dieser erhabnen Wahrheiten in dem Munde eines heidnischen Philosophen bewog den Erasmus, zu glauben, daß das Herz, aus dem sie strömten, von einem Strahle der Gottheit erleuchtet worden ⁽²⁹⁾.

(28) Offic. 3. 5. 6. 17. (29) Erasmi. Ep. ad Ion. Vlatennum.

Alle die edlen Gedanken, die wir aus Cicero's Schriften hier aufgestellt haben, waren einige geneigt, mehr für Blumen seiner Beredsamkeit, als Resultate seiner Vernunft zu halten; weil er in andern Theilen seiner Werke die Unsterblichkeit der Seele und einen künftigen Zustand der Belohnung und der Strafen nicht allein zu bezweifeln, sondern sogar zu leugnen scheint; besonders in seinen Briefen, wo man doch vermuthet, daß er seine Gedanken am besten angeordnet (*). Weil alle die Stellen, die zur Beweise dieses Einwurfs gebraucht werden, in denen er von dem Tode, als von dem Ende alles dessen, was den Menschen angeht, sprechen soll, an Freunde gerichtet sind, um sie im Kummer zu trösten, so verstehen sie einige Ausleger so, daß sie nichts anders sagten, als der Tod mache allen Dingen hier auf Erden ein Ende, und beehme das Gefühl des Geschehenen. Sollten sie aber, wie es sein mag, von der gänzlichen Vernichtung unsers Daseins handeln, so müssen wir

(*) Ep. Fam. 5. 16. 26. *ibid.* 6. 3. 4. 21. *Ad Att.* 4. 10. Diese Erklärung des Moralprinzips zeigt uns die Regel, die Cicero so oft vorschreibt, der Natur zu folgen, als der höchsten Lebensform des Lebens. *De Legib.* 1. 6. *De Senect.* 2. *De Amic.* 5. Er meint, nehmlich das Glück, oder den Willen der Götter, der sich in der Natur der Dinge offenbart; nicht, wie einige es auslegen wollen, die Gebore unregelmäßiger Leidenschaften, die fälschlich natürlich genannt werden; da es doch nur die Ausprägungen fehlerhafter Triebe, und die Folgen der Angewöhnung, nicht der Natur sind. Die Befriedigung derselben, sagt Cicero selber, in der Natur mehr zuwider, und daher mehr zu mischen, als Muth, Schmerz, ja selbst der Tod. *Offic.* 3. 5. 6.

wir bemerken, daß er wahrscheinlich an Epikureer schrieb ⁽²¹⁾; und seine Gründe nach den Freunden, an die er schrieb einrichtete, indem er ihnen aus ihrer eignen Philosophie einen solchen Trost zusprach, der die mehrste Wirkung auf sie machte. Und wen auch dieses nicht befriedigt, der muß bedenken, daß Cicero ein Akademiker war, der zwar ein künftiges Leben glaubte, diesem Gedanken gern nachhieng, und entschlossen war, ihn nie aufzugeben; der ihn aber nur für wahrscheinlich, und nicht für gewiß hielt ⁽²²⁾. Weil nun aber die Wahrscheinlichkeit ein Gemisch von Zweifeln mit sich führt, und bald größer, bald geringer sein kann, so läßt sie auch einige Ungewißheit in der Ueberzeugung zu. In melancholischen Stunden, wenn der Geist niedergeschlagen war, konnte ihm wohl derselbe Beweisgrund nicht so einleuchtend scheinen; Zweifel und Bedenklichkeiten konnten die Oberhand gewinnen, und die Grillen des Kammers einen tiefen Eindruck machen. Die angeführten Stellen waren alle von dieser Art; sie waren in den Stunden der Muthlosigkeit geschrieben, als ihm alles mißlang, und Cäsar seine Macht erreicht hatte. Und wenn wir auch zugeben, daß diese Aeußerungen

(²¹) Diese Vermuthung wird sehr wahrscheinlich, wenn wir bedenken, daß die meisten vom römischen Adel und von Ciceros Freunden sich zu der epikureischen Sekte bekannten; besonders die Familie des Torquatus, an den zwei dieser Briefe gerichtet sind. S. auch De Fin. 1. 5.

(²²) Cato 23. Tusc. Quaest. 1. 9.

gen alle die Kraft haben, die sie haben können; und daß Cicero wirklich in dem Augenblicke so gedachte habe, so beweisen sie doch zuletzt nichts mehr, als daß sie dem Charakter und den Grundsätzen eines Akademikers angemessen sind, der bisweilen das begreifelte, was er überhaupt glaubte. Endlich, was sie auch für einen Sinn haben mögen, so hat man doch nicht Ursache, einige hingeworfne Winke, die bei Gelegenheiten gegeben werden, wenn er nicht über den Gegenstand nachdachte, den Versen vorzuziehen, die er mit Ueberlegung über die andre Seite desselben Gegenstandes geschrieben hatte (*).

(*) Der Verfasser macht hier noch in einer Note die Bemerkung, daß auch die erhabensten Entdeckungen der Vernunft in der Religion und Moral eine Offenbarung nicht überflüssig machen; weil die vortrefflichen Lehren der ersten wohl für Männer, wie Cicero hinreichten, aber der größere Haufe der beruhigenden Kenntnisse zu beehren mußte, die Christus Lehre allemal meiner anwacht habe. Ich hatte mir vorgenommen, dieses Kapitel über Ciceros Verdienste als Gelehrter durch eine eigne Abhandlung zu vermehren. Für eine Biographie hat Middleton genug gesagt. Aber der Gegenstand verdient eine genauere Untersuchung; und dazu habe ich jetzt nicht Zeit; und in diesem Werke keinen Raum.

Das vier und funfzigst Kapitel.

Cicero als Staatsmann — Sein Sohn Marcus.

Wenn wir den Cicero als Staatsmann betrachten, so übertraf ihn Niemand an Patriotismus, an heisser Liebe für das Vaterland; sein ganzer Charakter, sein Temperament, die Wahl seiner Lebensweise, und seine Grundsätze machten das Beste desselben von seinem eignen unzertrennlich. Immer hatte er einen Zweck vor Augen, den Frieden und die Freiheit der Republik in der Verfassung zu erhalten, die von den Vorfahren eingeführt war ⁽¹⁾. Er hielt dieselbe für die einzige Grundsätze, auf der die Republik bestehen könnte; und er führte immer einen Vers des Ennius als einen Orakelspruch im Munde, der Roms Ruhm von seiner Anhänglichkeit an seine alten Sitten und seine Disciplin ableitete.

Moribus antiquis stat Res Romana vlris.
que ⁽²⁾.

In allen seinen Schriften prägte er den Grundsatz ein; so wie der Schiffer eine glückliche Reise; der Arzt die Gesundheit des Kranken; der General den Sieg beabsichtigt; so muß ein Staatsmann seinen andern Zweck vor Augen haben, als seine

Wirkung

⁽¹⁾ Ep. Fam. 1. 24. ⁽²⁾ Vid. Fragm. de Republ.
1. 6.

Mitbürger glücklich, stark an Macht, reich an Schätzen, glänzend durch Ruhm, erhaben an Tugend zu machen. Dies hielt er für das größte und edelste Werk des Menschen ⁽¹⁾; und weil es nicht anders, als durch die Eintracht und Harmonie der regierenden Mitglieder eines Staates bewirkt werden kann ⁽²⁾; so strebte er stets darnach, die verschiedenen Stände desselben zu einem Interesse zu vereinigen, und ihnen ein gegenseitiges Vertrauen auf sich selbst einzusößen, und der Souveränität des Volkes durch die Autorität des Senates das Gleichgewicht zu halten; so daß der eine Theil besätigte, der andre Rath erteilte; der eine die letzte Instanz wäre, der andre den größten Einfluß hätte ⁽³⁾. So war die alte Verfassung Roms, wor durch es sich zu seiner Größe empor geschwungen hatte. Alles sein Unheil war eine Folge entgegengesetzter Grundsätze, des Mißtrauens und der Zwietracht dieser beiden nebenbuhlerischen Mächte. Cicero machte es daher zu dem großen Gegenstande seiner Politik, die Uebermacht in allen Angelegenheiten in die Hände des Senates und der Magisträte zu legen, insofern es sich mit den Rechten und der Freiheit des Volks vertrug; und das werden immer die weisen und guten Bürger in einem Freistaate zu ihrem allgemeinen Gesichtspunkte machen.

Diese

(¹) Vide ibid. (²) Ibid. 1. 2. (³) De Leg. 3. 12. it. ibid. 17.

Diese Grundsätze befolgte er von dem Anfange bis zu dem Ende seiner politischen Laufbahn; und wenn wir gleich in einigen Momenten seiner Geschichte glauben könnten, er habe sie verlassen, so werden wir doch nach einer unparteiischen Untersuchung finden, daß er immer denselben Endzweck verfolgte, wenn er gleich die Maassregeln, nach denen er ihn zu erreichen suchte, veränderte, wenn ihn die Gewalt der Umstände, eine überwiegende Macht, und eine nothwendige Rücksicht auf seine eigne Sicherheit dazu zwangen. Er konnte also mit Recht desselbe sagen, was ein atheniensischer Redner einst zur Vertheidigung seiner Unbeständigkeit vorbrachte, er habe wirklich zuweilen gegen sich selber gehandelt, aber nie gegen die Republik ⁽⁶⁾. Und hier scheint ihm seine akademische Philosophie im praktischen, so wie im spekulativen Leben genüge zu haben, indem sie die Freiheit im Handeln billigte, die Natur und Vernunft heischen, und zugeb, daß man sein Verfahren verändere, wenn sich Zeit und Umstände selber veränderten, und daß man dann zur Erreichung desselben Zweckes zu neuen Mitteln seine Zuflucht nehme.

Die drei Sekten, welche damals unter den philosophischen Bürgern in Rom herrschten, waren die stoische, epikureische, und akademische; ihrer

(6) Plut. de Demade in vit. Demosth. p. 351. Edit. Par.

Häupter waren Cato, Atticus und Cicero. Alle drei pflegten die innigste Freundschaft; jeder schätzte des andern Tugenden; aber das verschiedene Betragen derselben zeigt den verschiedenen Werth ihrer Grundsätze, und beweiset aus ihren Handlungen, welche die besten waren, für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Stoiker waren die Schwärmer in der Philosophie; sie hielten keinen für wirklich weise und gut, als sich selber; sie setzten die vollkommene Glückseligkeit in die Tugend, wenn gleich jeder andern Güter beraubt; sie behaupteten, alle Sünden wären gleich groß, alle Abweichungen von dem Rechte gleich verworfen; einen Mord ohne Ursache zu tödten, sei ein so großes Verbrechen als ein Vätermord; ein weiser Mann müsse nie verzeihen; nie durch Zorn oder Mitleid bewegt werden, nie sich irren, nie etwas bereuen, nie seinen Sinn ändern ⁽⁷⁾. Mit diesen Grundsätzen betrat Cato seine öffentliche Laufbahn, und handelte auf derselben so, wie Cicero sagt, als wenn er in Natos Republik, nicht unter Romulus Pöbel gelebt hätte ⁽⁸⁾. Er machte keinen Unterschied zwischen Zeiten und Umständen; er bedachte nicht die Schwäche der Republik und die Macht derer, die sie unterdrückten. Sein Grundsatz war, jede Gewalt zu bekämpfen, die nicht auf die Gesetze gegründet wäre;

(⁷) Pro Muraen. 29. (⁸) Ad Att. 2. 1. p. 178.

ze; oder ihr wenigstens Trost zu bieten, wenn er sie auch nicht einschränken könnte. Er kannte keinen andern Weg zu seinem Ziele, als den geraden; jeden Widerstand, den er fand, wollte er durchbrechen, ihn überwinden, oder im Kampfe fallen; er hielt es für eine Schande und ein Geständniß, überwunden zu sein, wenn er nur eine Spanne von der geraden Straße abweiche. In einem Zeitalter der äuffersten Sittenlosigkeit, als die öffentliche Zucht verschwunden war, und die Regierung selber schwankte, strebte er mit demselben Eifer gegen das moralische Verderben, und bestand einen ewigen Kampf mit einer größern Macht, insofern die Strenge seiner Grundsätze mehr dazu diente, seine Freunde von sich abwendig zu machen, als seine Feinde zu gewinnen, und den Untergang, den er abzuwenden suchte, zu beschleunigen, indem er die Macht reizte, die er nicht bezwingen konnte (*). Als er daher nach allen mißlungenen Versuchen nicht mehr im Stande war, seinen alten Weg weiter zu verfolgen, brachte ihn seine Philosophie so weit, daß er, anstatt einen neuen zu suchen, sich selber das Leben nahm.

So wie aber die Stoiker die menschliche Natur, zu hoch erhoben, so setzten die Epikureer dieselbe, zu tief herab. Jene schoben sie zu einem heroischen

(*) Sen. Ep. 104.

sehen Wesen einpor, diese stürzten sie in einen thierischen Zustand. Sie hielten das Vergnügen für das höchste Gut des Menschen; den Tod für das Ende seines Daseins; und sie setzten daher ihre Glückseligkeit in den sichern Genuß eines angenehmen Lebens. Sie schätzten die Tugend in keiner andern Rücksicht, als daß sie die Dienstmagd des Vergnügens sei; und sie versicherten sich dadurch des Besizes desselben, daß sie für ihre Wohlfahrt sorgten, und sich Freunde erworben. Ihre Welt hatte also keine andre Pflicht, als für ihre eigene Bequemlichkeit zu sorgen, alle Anstrengung zu vermeiden, sich von öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen, und das Leben ihrer Obrer nachzuahmen, indem sie ihr Leben in einer stillen, betrübten, ungestörten Ruhe, im ländlichen Schatten, unter grünenden Lauben zubrachten. Diesen Grundsätzen folgte Attikus; er hatte alle Talente, die einen Mann der bürgerlichen Gesellschaft nützlich machen konnten; große Fähigkeiten, tiefe Gerechtigkeit, Beurtheilungskraft, Rechtschaffenheit, Wohlwollen, Großmuth; dieselbe Liebe für sein Vaterland, dieselbe Grundsätze in der Politik, als Cicero ⁽¹⁰⁾. Ihm gab er immer Rath, und er that nach ihm; zu seinen Thaten; aber nie wollte er seinen Ruhm stören, oder seine Sicherheit in Gefahr bringen.

(10) Corn. Nep. vit. Att. 6.

bringen könnte. Wenn er gleich mit dem Cicero innigst verbunden war, und ihn vor allen Menschen schätzte, so stand er doch auch mit der Gegenparthei, und mit Ciceros tödtlichen Feinden, mit dem Clodius und Antonius in freundschaftlicher Verbindung, damit er seinen großen Endzweck, den er immer vor Augen hatte, den Frieden und die Ruhe seines Lebens vor aller Gefahr sicherte. So wurden also zwei vortreffliche Männer durch ihre falschen Begriffe von der Tugend, die aus den Grundsätzen ihrer Philosophie flossen, ihrem Verstande gewissermaßen unnütz, jeder auf einem verschiedenen Extreme des Lebens; denn der eine stellte sich immer Gefahren bloß, ohne die Aussicht zu haben, Gutes zu thun; der andre beschloß gar nicht zu handeln, und nie irgend einen Versuch zu machen.

Cicero wählte den Mittelweg zwischen Catos Hartnäckigkeit, und des Atticus Indolenz. Er zog immer das leichteste Mittel vor, zu dem, was Recht war, zu gelangen, wenn es nur vor seinen Augen lag; wo nicht, so ergriff er das nächste, das ihn zu demselben Zwecke zu bringen versprach; und wenn er in der Politik und Moral das Wahre nicht auffinden konnte, so behalf er sich mit dem Wahrscheinlichen. Er vergleicht oft den Staatsmann mit dem Steuermann, dessen Kunst darin besteht, den Wechsel des Windes zu nutzen, und selbst den ungünstigsten zur Beförderung seiner Reise

A a 2

Reise zu brauchen, so daß er zwar auf einer neuen Bahn und auf einem größern Umwege doch endlich, wenn gleich später, in den bestimmten Hafen einlaufe ⁽¹¹⁾. Eine lange Erfahrung hatte ihm die Bemerkung bestätigt, daß keiner von den Populären und Ehrgeizigen, die nach außerordentlichen Würden, und nach der Herrschaft in der Republik strebten, erst seinen Endzweck von dem Volke zu erlangen suchte, ehe er nicht vorher von dem Senate zurückgewiesen worden ⁽¹²⁾. Alle bürgerlichen Streittigkeiten seit den Gracchen bis auf Cäsar bewiesen dies. Wenn also Cicero Männer von solcher Gesinnung an dem Staatsruder sah, so rief er beständig dem Senate, er sollte sie durch Gefälligkeit zu gewinnen suchen, und ihren Durst nach Macht durch eine freiwillige Gabe derselben befriedigen, weil dies das beste Mittel sei, ihren Ehrgeiz zu mäßigen, und sie von verzweifelten Entschlüssen zurückzuhalten. Er erklärte, es sei nur, so lange klug, sich zu widersetzen, als es etwas helfen, oder wenigstens doch nichts schaden könnte; wenn aber eine Faktion zu stark geworden wäre, daß man ihr nicht widerstehen könnte, dann sei es Zeit, die Waffen bei Seite zu legen; nichts bleibe dann übrig, als etwas Gutes aus dem Uebel herauszubringen, indem man die Macht durch Geduld zu mäßigen suchte, die nicht durch Gewalt zu bewin-

⁽¹¹⁾ Ep. fam. 1. 9. ⁽¹²⁾ De Provinc. Consular.
16. II. Phil. 5. 18.

zwingen sei, und indem man sie, wo möglich, für das Beste des Staates gewönne ⁽¹³⁾. Das war Ciceros Rath, und darnach handelte er auch; und dieser legt uns gewissermaßen Rechenschaft ab, für die Austritte in seiner Laufbahn, gegen die sich am meisten Einwürfe machen ließen; ich meine seine Gefälligkeit, die er zu verschiednen Zeiten gegen die Usurpatoren einer gesetzwidrigen Macht bewiesen haben soll.

Er machte mit Recht einen Unterschied zwischen dem Anhören dessen, dem wir nicht abhelfen können, und zwischen dem Gutheissen dessen, was wir verwerfen müssen ⁽¹⁴⁾. Er unterwarf sich daher jenen Usurpationen, aber er billigte sie nie, und wenn er gezwungen war, ihnen nachzugeben, so that er es immer mit einem solchen Widerstreben, als er sehr bitter in seinen Briefen an seine Freunde äussert. Wenn aber die Gegenmacht vernichtet war, und er die Freiheit hatte, seinen Grundsätzen zu folgen, und ohne Einschränkung zu handeln, wie in seinem Consulate, in seiner Provinz, und nach Cäsars Tode; die einzigen Perioden seines Lebens, in welchen er wirklich Herr seiner Grundsätze war: da sehen wir ihn in seinem wahren Charakter eines vortrefflichen Bürgers, eines

Na 3

großen

(13) Pro Corn. Balbo 27. De Off. 1. 2. (14) Ep. Fam. 9. 6.

großen Magistrats, eines rühmlichen Patrioten; da sehen wir den Mann, der mit Recht in einem Aufruf an Marcus, den besten Zeugen seines Selbstbewußtseins, von sich selber sagt, daß er immer dem Vaterlande die größten Dienste gethan habe, wenn es in seiner Gewalt war, und wenn er es nicht vermochte, daß er dann nie einen andern Gedanken gegen dasselbe gehegt habe, als einen göttlichen ⁽¹⁵⁾. Wenn wir ihn also mit Cato vergleichen sollten, wie einige Schriftsteller es thun; so ist es gewiß, daß Ciceros Tugenden in der Ausübung erhabener sind, wenn die des Cato in der Theorie schöner glänzen; der eine dachte überspannt, der andre vernünftig; der eine richtete sich nach den Spitzfindigkeiten seiner Sekte, der andre nach der Natur und dem geselligen Leben; der eine versahle immer seine Absicht, schadete oft; der andre war immer wohlthätig, oft heilsam für die Res publica.

Wenn gleich Ciceros Tod gewaltsam war, so kam er doch nicht zur Unzeit; er endete zur rechten Zeit ein Leben, das minder rühmlich geblieben wäre, wenn es Antonius Gnade noch gesfristet hätte. Cicero erwartete nicht nur dies Ende, sondern er schien es auch unter den Umständen zu wünschen ⁽¹⁶⁾. Der Mann, der vors
her

(¹⁵) Ad Att. 10. 4. (¹⁶) Ep. Fam. 9. 24.

herfurchtsam in Gefahr, und niedergeschlagen im Unalück, gewesen war, wurde seit Cäsars Tode durch die traurige Lage der Republik aufgeschreckt (¹⁷), und nahm den Muth eines Helden an; er verachtete jede Gefahr, verkaunte alle Furcht, und als er sein Vaterland von der Tyrannei nicht befreien konnte, reizte er die Tyrannen, ihm das Leben zu nehmen, das er nicht länger erhalten mochte. Gleich einem großen Schauspieler auf der Bühne sparte er seine Kraft bis auf den letzten Akt; und nachdem er seine Rolle mit Würde gespielt hatte, beschloß er sie mit Ruhm zu enden.

Der Charakter seines Sohnes Marcus wird uns in einem sehr nachtheiligen Lichte geschildert; er wird gewöhnlich von den alten und neuern Schriftstellern als dumm und lasterhaft abgebildet, und er ist zum Sprächwort eines ausgearteten Sohnes geworden (¹⁸). Wenn wir aber die Sache genauer untersuchen, so finden wir die schändlichen Nachrichten wenig gegründet.

In seiner frühern Jugend, als er noch unter der Aufsicht seines Vaters stand, gab er alle Beweise eines guten Temperaments und Verstandes. Er war bescheiden, folgsam, fleißig in seinen Stu-

Da 4

dien,

(¹⁷) Ep. Fam. 5. 21. (¹⁸) Senec. de Benef. 4. 30.
Lipsii Not. ad locum.

dien, geschickt in körperlichen und militärischen Übungen. Im Pharsalischen Kriege, als er sieben-
zehn Jahr alt war, zeichnete er sich in Pompejus
Lager rühmlich aus, durch seine Geschicklichkeit im
Reiten, im Werfen des Wurfspießes und durch
andere gute Eigenschaften eines jungen Solda-
ten ⁽¹⁹⁾. Nicht lange nach Pompejus Tode wur-
de er nach Athen geschickt, um hier einige Jahre
den Studien der Philosophie und schönen Wissens-
schaften unter Cratippus, dem berühmtesten Philo-
sophen jener Zeit, dem Cicero das römische Bär-
gerrecht verschaffte, zu widmen ⁽²⁰⁾. Hier machte
sich der junge Mensch freilich bei seinem ersten Ein-
tritte in die Welt einiger Unordnungen und Ver-
schwendungen schuldig, die seinen Vater sehr beun-
ruhigten. Sein Lehrer in der Rhetorik Gorgias
soll ihn dazu verleitet haben; er war ein Liebhaber
des Weins und der Vergnügen; Cicero machte
ihm deswegen Vorwürfe, und nahm ihm die Auf-
sicht über seinen Sohn. Der junge Mensch sah
bald seine Thorheit ein, und ließ sich durch Vor-
stellungen seiner Freunde, besonders des Atticus,
wieder zu seiner Pflicht zurückführen. Sein Vater
bezahlte daher gern die Schulden, und gab ihm
mehr Jahrgeld; wie es scheint, siebenhundert
Pfund im Ganzen ⁽²¹⁾.

Von

(19) Offic. 2. 13. (20) Plutar. in vit. Cicer.

(21) Ad Att. 23. 1. it. ib. 16. 1. 15. Plutar. in
Cic.

Von dieser Zeit an loben ihn alle angesehenen Athener, so wie seine römischen Freunde, die nach Athen kamen; und zwar loben sie ihn so nachdrücklich, daß es unmöglich bloß aus Gefälligkeit gegen den Vater und aus Schmeichelei, wie er wohl selber dem Atticus schrieb, geschehen konnte ⁽²²⁾.

Als Trebonius auf seiner Reise nach Asien durch Athen gieng, schrieb er dem Cicero: „Ich kam am ein und zwanzigsten Mai hier an, und sah Deinen Sohn; zu meiner größten Freude hörte ich alles Gute von ihm; jeder lobte ihn wegen seiner bescheidenen Aufführung. Glaube nicht, lieber Cicero, daß ich Dir schmeichle; Dein Sohn wird von allen, die in Athen sind, geliebt; er beweiset den größten Eifer für alle die Wissenschaften, an denen Du Vergnügen findest, das ist, für die besten. Ich wünsche Dir deswegen herzlich Glück, und mir selber; und ich kann es mit Wahrheit, da der Jüngling, den wir seines Vaters wegen lieben mußten, von welchem Temperamente er auch sein mochte, sich unsrer Liebe würdig beweiset ⁽²³⁾.

Des Jünglings eigne Briefe gaben seinem Vater die größte Beruhigung; sie waren nicht nur

Aa 5 in

(²²) Ad Att. 15. 16. ib. 17. (²³) Ep. Fam. 12. 16. vid. it. 14.

im heissem Gefühle kindlicher Liebe, sondermanch so elegant und so schicklich geschrieben, daß Cicero selber gestand, sie verdienten in einer gelehrten Versammlung vorgelesen zu werden; und wenn er auch in andern Punkten sollte hintergangen werden, so sehe er doch, daß sein Sohn seinen Geschmak und seine Kenntnisse berichtigt habe (14). Wir haben keinen von diesen Briefen mehr, und auch kein andres Denkmal von den Talenten des jungen Cicero, als zwei Briefe an den Tiro. Hier liefern wir den einen, als eine Probe seiner Fähigkeit und seiner Denkart. Er ist, wie man leicht von einem Briefe an einen Menschen von Tiro's Stande erwarten kann, ohne große Sorgfalt, ganz im vertrauten Tone von Athen aus geschrieben, als er neunzehn Jahr alt war.

Cicero der Sohn dem Tiro.

Täglich erwartete ich die Briefboten; endlich erschienen sie sechs und vierzig Tage nachher, als Du sie abgeschickt hattest. Ihre Ankunft machte mir die größte Freude. Meines theuren sanftmüthigen Vaters Brief entzückte mich; und Dein mir so liebes Schreiben vermehrte meine Freude noch. Es gereuete mich nun nicht mehr, so lange nicht geschrieben zu haben; vielmehr war es mir

. (24) Ad Att. 12. 7. Ibid. 13. 17. vid. ib. 16.

nir lieb. Mein langes Stillschweigen verschafte mir den angenehmsten Beweis Deines guten Herzens. Daß Du den wärmsten Antheil nimmst an den guten Nachrichten, die von mir in Rom erschallen, bezeuge ich nicht, mein theurer Ziro; und ich werde täglich mich bestreben, daß diese gute Meinung von mir immer höher setze. So wage es denn immer, der Hércold meines guten Namens zu werden, wie Du mir versprichst. Die Verirrungen meiner Jugend folterten mich so empfindlich, daß mein Herz nicht nur vor der That erbebt, sondern auch mein Ohr von der Geschichte meiner Thorheiten unwillig sich abwendet. Ich weiß es wohl, daß Du an diesem schmerzlichen Gefühle Antheil nimmst; und das ist nicht beßremmend. Du wünschtest ja um meiner und Deiner selbst willen, daß es mit mir gut gehen möchte. Du solltest ja immer an meinem Glücke Theil nehmen. Den Schmerz, den ich Dir verursachte, will ich jetzt mit doppelter Freude gut machen. Wisse also, daß ich mit dem Eratippus, nicht als sein Schüler, sondern wie sein Sohn auf das innigste verbunden bin. Ich höre seinen Vortrag nicht nur gern, sondern ich geize auch nach seinem angenehmen Umgange. Ich bin ganze Tage, oft noch bis spät in die Nacht in seiner Gesellschaft; denn ich bitte ihn sehr oft zur Mahlzeit zu mir. Das ist so zur Gewohnheit geworden, daß er mich oft, wenn ich bei Tische sitze und ihn nicht vermute, angenehm überrascht; und dann vergißt er des Ernstes der Philosophie, und scherzt mit mir so fröhlich.

fröhlich. Du mußt zu mir eilen, diesen so großen, so liebenswürdigen und vortreflichen Mann, so bald als möglich, kennen zu lernen. Den Bruttius laß ich keinen Augenblick von meiner Seite. Er lebt, so sparsam und so mäßig, und seine Unterhaltung ist mir so angenehm; er verbindet die unterhaltenste Laune mit ernstest philologischen und philosophischen Gesprächen. Ich habe ihm in meiner Nachbarschaft eine Wohnung gemiethet, und unterstütze mit meinem wenigen seine Armuth, so viel ich kann. Ich habe auch angefangen, beyhm Cassius griechisch zu deklamiren; im Lateinischen übe ich mich bei dem Bruttius. Die Gelehrten, die Cratippus aus Miletene mit sich gebracht hat, und die er sehrschätzt, sind meine Freunde, und mein täglicher Umgang. Auch Epistrates, das Haupt der Athenienser, und Leonides, und mehr dergleichen Männer, sind oft bei mir. So lebe ich jetzt. Du schreibst mir vom Gorgias; er war mir bei meinen täglichen Deklamationen sehr nützlich; aber ich habe das alles nicht geachtet, um nur dem Willen meines Vaters zu gehorchen. Er schrieb mir ausdrücklich, ich sollte ihn sogleich entlassen. Ich wollte mich im geringsten nicht weigern, damit es ihm nicht etwa einen Verdacht gegen mich beibrächte. Und dann war mir auch der Gedanke lebhaft, daß es unschicklich wäre, wenn ich über das Urtheil meines Vaters urtheilen wollte. Dein freundschaftlicher Eifer und Dein Rath sind mir beide angenehm. Die Entschuldigung, daß es Dir an Zeit mangle, mehr zu schreiben, nehme ich gern an; ich weiß, wie sehr
Du

Du beschäftigst bist. Es freut mich, daß Du ein Landgut gekauft hast; ich wünsche, daß Du alles Glück damit habest. Wundre Dich nicht, daß ich Dir erst am Ende meines Briefes Glück wünsche; denn eben so schriebst Du mir fast zuletzt ein Wort von Deinem Kaufe. Da hast Du es nun. Du mußt die Eleganz des Städters ablegen, Du bist nun ein römischer Bauer geworden. Wie ich mir jetzt Dein liebes Bild vor Augen stelle! Da sah ich Dich Früchte des Landes verkaufen, dort sprichst Du mit Deinem Verwalter, hier hebst Du vom Nachtsche Saas menföner schöner Früchte auf. Aber wahrhaftig, es thut mir so leid, als Dir, daß ich Dir keine hülfreiche Hand leisten konnte. Zweifle nicht lieber Tiro, daß ich Dich unterstützen werde, wenn nur das Glück mich unterstützt; besonders da ich weiß, daß Du das Gut für uns beide gekauft hast. Ich danke Dir, daß Du meine Aufträge besorgt hast. Aber ich bitte Dich, daß mir, so bald als möglich, ein Abschreiber, vor allen ein Grieche, geschickt werde; denn ich verderbe mir viel Zeit mit dem Abschreiben der Vorlesungen. Sorge für Deine Gesundheit, damit wir bald zusammen ein gelehrtes Wort sprechen können. Ich empfehle Dir den Anterus. Leb wohl (25)."

So war die Lage des jungen Cicero, als Brutus nach Athen kam. Er wurde, wie schon erzählt ist,
von

(25) Ep. Fam. 16. 22.

von des Jünglings Tugend und guten Grundsätzen eingenommen, und schrieb dem Vater eine große Lobrede derselben. Brutus vertraute dem jungen Cicero, wenn er gleich erst zwanzig Jahre alt war, ein Kommando bei seiner Armee an; hier betrieb er Muth und Geschicklichkeit, und siegte in einigen Schachmühen gegen den Feind, wo er das Kommando hatte. Nach dem Treffen bei Philippi, und nach dem Tode des Brutus, entfloß er zum Pompejus, der Sicilien mit einer großen Armee besetzt hatte, und noch die größte Flotte im Reiche kommandirte. Das war der letzte Zufluchtsort der armen Republikaner. Hier wurde der junge Cicero mit besonderer Achtung aufgenommen, und er focht so lange für die Freiheit, bis Antonius durch einen Traktat mit dem Triumvirate, allen, die aus Rom proscribirt und verbannt waren, und sich bei seiner Armee befanden, Verzeihung und ihre Güter wieder verschaffte (**).

Cicero verließ daher den Pompejus, und kehrte mit den übrigen nach Rom zurück. Hier lebte er einige Zeit als Privatmann, entfernt von Staatsangelegenheiten und von dem Hofe des Kaisers; theils weil ihn sein Name und seine Grundsätze verhasst machten; theils aus eigener Wahl und aus Eifer

(**) Appian. p. 619. 713.

Eifer für die Sache der Republik, der er bis zuletzt getreu blieb. Es ist nicht zu verwundern, wenn er in dieser unangenehmen Lage, wo nichts seine Thätigkeit anspornte, oder seinen Ehrgeiz aufmunterte, in Müßiggang und Vergnügungen versank, und sich dem Trunke ergab, ein Laster, das in diesem Zeitalter allgemein wurde, seit Antonius, der einen ganzen Land über seine Siege im Trinken bekannt machte, mit seinem Beispiele voranging. Cicero der jüngere soll ebenfalls dies Laster weit getrieben haben, und wegen der Menge, die er auf einen Zug trinken konnte, berühmt gewesen sein, als habe er, wie Plinius sagt, den Widder seines Vaters, den Antonius des Ruhmes berauben wollen, der erste Trinker im Reiche zu sein ⁽²⁷⁾.

Augustus erzeugte ihm indessen die Gefälligkeit, ihn zum Priester oder Augur ⁽²⁸⁾, und zu einem Aufseher über die Münzen zu machen. Wir besitzen noch eine Münze mit dem Namen des Cicero auf der einen Seite, und mit dem Namen seines Kollegen in diesem Amte, des Appian Claudius auf der andern ⁽²⁹⁾.

Sobald

⁽²⁷⁾ Plin. Hist. Nat. 14. 22. ⁽²⁸⁾ Appian. p. 619.

⁽²⁹⁾ Vid. And. Morell. thesaur. Numism. inter Numm. Consul. Coltzii. Tab. 33. 4. Die Aufseher über die Münzen hießen Treveri, oder Triumviri Monetales. Sie werden auf Schenkeln und Inschriften so bezeichnet III. VIR. A. A. A. F. F. das heißt, Auro Argentio, Aere Flando Ferundo. Es waren nämlich drei an der Zahl, bis J. Caesar, wie aus mehreren Münzen erhellt, ne zu vier vermehrte. Cato ist daher an der angeführten Münze IIII. VIR. genannt. Es ist

Sobald aber Augustus mit dem Antonius zum letztenmal gebrochen hatte, nahm er den jüngern Cicero zu seinem Kollegen im Consulate an. Die Briefe, die seinen Sieg bei Actium, und die Eroberung von Aegypten meldeten, waren an den Consul Cicero gerichtet; er hatte daher das Vergnügen, sie dem Senate und Volke zu publiciren, und auch das Dekret zu vollziehen, dem zufolge alle Statuen und Denkmäler des Antonius vernichtet werden, und Niemand von seiner Familie fernhin den Namen Marcus führen sollte. Indem Augustus Marcus Cicero dem Sohne diese Ehre erwies, gab er dafür einigermaßen eine Entschädigung, daß er, Cicero den Vater verrathen hatte; denn er gab dessen Familie die Gelegenheit, seinen Tod an Antonius zu rächen, und warf daher die ganze Schmach auf diesen. Das Volk sah es für eine Fügung der Götter an, daß endlich durch eine seltsame Wendung der Dinge, der junge Cicero den Triumph haben mußte, Antonius Namen und seine Schätze selber zu zerstören (10). Cicero soll auch während seines Consulats seinem Kollegen Augustus einige Ehrenbezeugungen dekretirt haben; namentlich eine Belagerungskrone; eine solche war zwar nur

nach geringere Magisträte in Rom *Treviri Capiales* genannt, die alle Kapitalverbrechen der Fremden und Sklaven untersuchten, auch selbst der Bürger niedriger Klasse. Daher macht Cicero in einem Briefe an Trebatius ein wenigcs Wortspiel, als Trebatius den Cäsar in den Africa gegen die *Treviri*, ein kriegerisches und kühnes Volk in Gallien, beauftragte. Ich warne Dich, sagt er, den *Treviri* aus dem Wege zu gehn; sie sind von kapitaler Art, wie ich höre; ich wollte lieber, sie wären Gold- oder Silbermünzen —

Ep. fam. 7. 13.

(10) Plutar. in Cic. Dio p. 456. Appian, p. 619. 672.

aus Gras, das auf dem Plage der Aktion gefunden wurde; aber zur Zeit der alten Disciplin wurde sie für die größte Belohnung des militärischen Verdienstes gehalten, und nie anders, als wegen Befreiung einer Armee, die schon aufs äusserste gebracht war, ertheilt (31). Diese Krone war nur achtmal seit Roms Erbauung verschenkt worden; als aber die Freiheit besiegt war, da wurden alle Ehrenbelohnungen nach dem Willen des Monarchen sllavisch verschwendet.

Cicero der jüngere wurde bald nach seinem Consulate Proconsul von Asien, oder wie Appian sagt, von Syrien, einer der beträchtlichsten Provinzen des Reiches; und seitdem wird seiner nicht weiter in der Geschichte erwähnt. Er starb wahrscheinlich bald darauf, ehe ihn noch ein reiferes Alter und bessere Erfahrung Gelegenheit geben konnten, den Vorwurf seiner ehemaligen Unmäßigkeit wieder von sich abzuwälzen, und sich im Dienste des Staates auszuzeichnen. Die genannten Ehrenstellen beweisen, daß er, wenn gleich etwas beschimpft durch seine Thorheiten, nicht ganz ohne Würde war; und bei allen den Lastern, die ihm Schuld gegeben werden, besaß er doch seines Vaters Urbanität (32).

Es werden zwei Geschichten von ihm erzählt, welche beweisen, daß sein natürlicher Muth, und sein starker Geist durch den Untergang seiner Parthei und seines Vermögens nicht gebeugt wurden. Als er

Bb 2

in

(31) Plin. H. N. 22. C. 3, 4, 5, 6. (32) M. Senec. Suasor. 6.

in Gesellschaft einiger Freunde einst von Wein und Zorn erhitzt war, warf er dem Agrippa einen Becher an den Kopf, einem Manne, der nächst Augustus das Scepter über Rom führte (33). Er war wahrscheinlich durch einen politischen Streit oder durch einen Spott über den letzten Feldzug, und den Sieg über die Republik dazu gereizt. Als er Proconsul in Asien war, hatte ein gewisser Cestius, nachmals Prätor, ein Schmeichler nach den Zeitumständen, und ein Verläumder seines Vaters, die Dreistigkeit, einst an seiner Tafel zu erscheinen. Als Cicero seinen Namen erfragt, und erfahren hatte, daß er der Mann sei, der das Andenken seines Vaters beschimpfte, und erklärte, er habe nichts von den eleganten Wissenschaften verstanden, ließ er ihn hinaus schmeißen, und öffentlich ausgeprügeln (34).

Er scheint von einer muntern, freien und großmüthigen Denkart gewesen zu sein; besonders geneigt für Krieg und Heldenruhm, wozu ihn das unglückliche Schicksal seines Vaterlandes sehr früh bestimmte hatte. In einem Alter, das gewöhnlich den Künsten des Friedens und den Studien gewidmet wird, hatte er sehr ehrenvoll in drei Kriegen, den wichtigsten in der römischen Geschichte, in dem Pharsalischen, Philippischen und Sicilischen gedient. Wenn er aber kein so rühmliches Leben führte, als sein Vater, so war das mehr die Schuld seines Unglücks, als seine eigne; mehr die Folge der unglücklichen Zeitumstände,

stände, die ihn nicht Gelegenheit ließen, den Ruhm seines Vaters zu erlangen, oder seinen Tugenden nachzuahmen. Hätte er in bessern Zeiten in der freien Republik gelebt, so würde er zwar wohl nicht ein so großer Gelehrter, Redner, oder Staatsmann geworden sein, als sein Vater, er würde ihn aber in einem Charakter übertroffen haben, der eine selbstständigere Macht und einen glänzendern Ruhm bringt, in dem Charakter eines braven und vollkommenen Feldherrn.

N. Cicero der Bruder, sein Sohn Quintus und Atticus sind schon so häufig in dieser Geschichte charakterisirt worden, daß es nicht nöthig ist, noch viel von ihnen zu sagen. Die beiden erstern schieden von dem Cicero auf seiner Flucht nach der See, und kehrten nach Rom zurück, wie wir schon oben erzählten, um sich mit Geld und andern Bedürfnissen zur Reise nach Macedonien zu versehen. Sie hofften ihre Absicht zu erreichen, ehe die Proscription ausgeübt würde; oder wenigstens eine Zeitlang in Rom verborgen zu bleiben. Aber die Wachsamkeit der Abgeordneten des Antonius, die besonders Befehl hatten, sich der Cicrone zu versichern, vereitelte ihre Vorsicht und Hoffnung. Der Sohn wurde zuerst gefunden; man sagt, er solle mehr für die Erhaltung seines Vaters, als für seine eigne gesorgt haben. Als er nicht gestehen wollte, wo sein Vater verborgen sei, legten ihn die Soldaten auf die Folter; um ihn von der Pein zu befreien, eilte der Vater freiwillig herbei und ergab sich. Er bat seinen Hen-

fer um nichts anders, als daß sie ihn zuerst von beiden tödten sollten; der Sohn hat aber dasselbe, um den Schmerz, seinen Vater sterben zu sehen, nicht zu leiden. Um ihnen beiden zu willfahren, wurden sie von einander geführt, und zugleich getödtet (35).

Was den Atticus betrifft, so beweisen die gefährlichen Zeiten, in denen er lebte, und die beständige Ruhe, der er genoß, daß er, wie wir bereits bemerkt haben, die Grundsätze seiner Sekte ganz in seiner Gewalt hatte, und es verstand, wie er das höchste Gut eines epikureischen Lebens, seine eigne Ruhe und Sicherheit erhalten konnte. Man könnte vermuthen, daß ihn seine Freundschaft mit Cicero und Brutus, verbunden mit dem Ruße seines Reichthums, mit in das Unglück einer Proscription würde gestürzt haben. Er befürchtete es selber, und hielt sich daher eine Zeitlang verborgen; aber ohne Ursache; denn er hatte immer dem Antonius den Hof gemacht, als hätte er eine solche Wendung der Dinge vorhergesehen; ja zu der Zeit, als Antonius aus Italien vertrieben war, und seine Sache sehr schlecht stand, hatte Atticus dennoch des Antonius Freunden und besonders seiner Gemahlin und seinen Kindern große Dienste erwiesen; denn er unterstützte sie nicht allein mit seinem Rathe, sondern auch mit Gelde,

(11) Dio. p. 133. Appian. 60r. Plutar. in Cic.

Gelbe, bei allen Gelegenheiten in ihrem Unglücke. Als daher Antonius nach Rom kam, machte er es mitten unter dem Morden zu seinem ersten Geschäfte, den Atticus aufzusuchen; und er sah ihn nicht eher, als bis er ihm mit eigener Hand schrieb, er sollte alle Furcht ablegen, und sogleich zu ihm kommen. Er gab ihm darauf eine Wache, um ihn vor allen Beleidigungen der Soldaten zu sichern (36).

Es ist wahrscheinlich eine Folge der Vorsicht des Atticus und seiner Sorge für seine Sicherheit, daß auch bei einem so langen und so vertraulichen Briefwechsel mit dem Cicero, nicht ein Brief je über die so wichtigen Auftritte seines Zeitalters bekannt wurde, über die noch sechszehn Bücher Briefe des Cicero da sind. Er muß sie wahrscheinlich nach Ciceros Tode dem Tiro weggenommen, und sie sorgfältig unterdrückt haben; damit sie nicht bei der Revolution gegen die Freiheit zu seinem Verderben hervorgebracht würden, oder wenigstens doch nicht seinen Kredit bei seinen neuen Herren verminderten.

Seine Verbindung mit der herrschenden Partei wurde aber bald durch festere Bande, als durch seine persönlichen Verdienste gesichert. M. Agrippa heirathete seine einzige Tochter auf des Antonius Vorschlag. Dadurch wurde er mit Augustus, dessen

Mi-

(*) Cornel. Nep. in vit. Attici. 10.

Minister und Günstling Agrippa war, vertrauter; und er wurde nachher selber mit ihm verwandt, als Tiberius, des Augustus Nachfolger, des Atticus Großtochter heirathete (17). So verschaffte sich Atticus zu seiner Ruhe auch Würde und Ansehen, und erlebte ein hohes Alter, ganz wie er es gewünscht hatte; glücklich und geehrt; fern von aller Unruhe oder Furcht vor Gefahr. Daß er aber noch in dem Andenken der Nachwelt lebt, verdankt er ganz dem Glücke, daß er Ciceros Freund war. Das war die größte Ehre seines Lebens; und wie Seneca richtig bemerkt, nur Ciceros Briefe retteten ihn von der Vergessenheit; denn weder sein Schwiegersohn Agrippa, noch sein Großsohn Tiberius, noch sein Großsohn Drusus würden ihm etwas geholfen haben, wenn nicht Ciceros Name neben sich den Namen Atticus zur Unsterblichkeit geführt hätte (18).

(17) Isid. 19. (18) Senec. Ep. 21.

Ende des vierten und letzten Bandes.





Der
Geheimnissvolle.

Novelle

von

L. Tieck.



Dresden,
bei Paul Gottlob Hilscher,
1823.



Der Geheimnißvolle.



1870

1871

1872

Es war schon Abend, und ein Schneegestöber verdunkelte die Luft noch mehr, als die Wirthin des Gasthofes vom Aufwärter das Thor des Hauses wollte verriegeln lassen. Bei dem Wetter, rief sie, kommt doch keine Herrschaft mehr; der große Wagen ist in die Stadt gefahren, wie es immer geschieht.

Wer weiß, antwortete der Diener, die Thore der Festung werden nun geschlossen, und da ist manchem vornehmen Herrn schon mit unserm Hause gedient gewesen. — Sieh da! rief er lebhaft, als sich jetzt wirklich ein Posthorn vernehmen ließ, und die Pferde auch schon im starken Trabe

herbei sprangen, und vor dem Hause stille hielten.

Kann ich ein geheiztes Zimmer haben? sagte ein junger Mann, indem er, sich schüttelnd, herab stieg, das Haus und die Wirthin vornehm musterte, und zugleich dem Postillion befahl, seinen kleinen Mantelsack in das untere Gemach zu tragen, welches ihm die dienstfertige Wirthin vorerst als ein durchwärmtes angewiesen hatte.

Das muß ein vornehmer Mann seyn, sagte die Magd zur Wirthin, als der Postillion mit seinem Wagen wieder wegzufahren war. Wie so? fragte diese. Er hat sich schon erkundigt, fuhr jene geschwählig fort, ob nicht eine Equipage angekommen sey, ihn von hier weiter zu bringen. Indem trat der junge Mann heraus, ließ sich das Thor öffnen, um noch ein wenig im Freien zu wandeln. Zugleich bestellte er ein gutes und reichliches Abendessen, und ließ sich die Namen

der vorrätigen Weine hersagen. Die Wirthin lief ängstlich in die Küche, stellte die Mägde an, und vermehrte das schon große Feuer, um nachher den gnädigen Herrn nicht warten zu lassen.

Es war völlig finster geworden, als der junge Reisende zurückkehrte. Indem er in das Thor wieder eintreten wollte, sah er in der Ferne einige dunkle Gestalten näher schleichen; aber ehe er sie noch unterscheiden konnte, stürzte mit ihm zugleich und vor ihm vorbei ein Unbekannter herein, der hastig das Hausthor zuschlug, und sich in demselben Augenblick knieend und flehend vor ihm hinwarf. Der junge Mann trat verwundert zurück, jener aber sprach geläufig und gebildet in einer fremden Sprache: machen Sie mich nicht unglücklich, mein Herr; Ihre Großmuth flehe ich an, Sie können mich retten, wenn Sie mir nur erlauben, hier im Hause zu bleiben, und wenn Sie das Wenige, was

meine Schlafstelle kosten kann, gütigst bezahlen. Verweigern Sie mir diese geringe Hülfe, so machen Sie einen Unglücklichen völlig elend, der mit seiner ganzen Familie Ihnen gern als einem vom Himmel Gesandten sein ganzes Glück zu danken haben möchte.

Die hingeworfene Gestalt, auf den Steinen des Thorweges, der gute Ausdruck des Bittenden, das Plötzliche der Begebenheit hatten den Jüngling erschreckt und erschüttert. Stehn Sie auf, rief er ihm ebenfalls Französisch zu: wenn ich Ihnen helfen kann, müssen die Hausgenossen Sie nicht hier so finden. Erheben Sie sich.

Der Aufwärter kam mit Licht, da er das Thor hatte zuwerfen hören, und der Schein fiel auf eine der sonderbarsten Physiognomieen, die es dem Reisenden fast verleidete, daß er dem Bittenden seine Hülfe zugesagt hatte. Bläß und zitternd

lehnte dieser an der Mauer, und wehrte mit einem dunkeln Tuche so viel als möglich den Schein vom Gesichte ab; er war mit einem schlechten Oberrock bekleidet, und eine Thräne, die jetzt aus einem klaren blauen Auge trat, und ganz die Angst und Verlegenheit des Armen ausdrückte, vermogte den jungen Mann, von seinem ersten Versprechen der Ueberraschung nicht wieder abzugehen. Hier ist noch, sagte er zu der herbeieilenden Wirthin, ein Mann, der mir angehört, und den ich Ihnen empfehle; er ist mir mit Briefen nachgeschickt. Geben Sie ihm ein gutes Zimmer und Bett, Wein und Abendessen; ich werde alles bezahlen.

Der Fremde, der alles zu verstehen schien, verneigte sich anständig; seine Lippen zitterten, er schien noch etwas sagen zu wollen, aber plötzlich wandte er sich schweigend um, und folgte der Magd, die ihm nach dem Hintergebäude leuchtete.

Der junge Mann war in das Esszimmer zur ebenen Erde getreten. Er ging unruhig hin und her, und konnte sich immer noch nicht von der Erschütterung, die er verbergen wollte, erholen. Ist der Kutscher und die Equipage immer noch nicht da? fragte er die Wirthin, die jetzt mit dem Aufwärter den Tisch deckte, und Speisen und Wein auftrug. Nein, Ihr' Gnaden, antwortete diese, der Schnee hindert wohl jetzt das schnelle Reisen.

Setzen Sie sich zu mir, sagte der junge Mann, es ist mir verdrüsslich, allein zu essen. Die Wirthin, geschmeichelt und verlegen zugleich, verbeugte und krümmte sich, schätzte sich einer solchen Ehre unwürdig, behauptete, sie würde dergleichen Unhöflichkeit nimmermehr wagen, und setzte sich doch endlich selbstgefällig lächelnd ihm gegen über. Sie suchte ihre besten Gaben der Unterhaltung hervor, und erbot sich über den tölpischen Auf-

wärter, der das Lachen nicht unterdrücken konnte, da er sie so ungeschickt sich gebenden, und so vieles Unnöthige breit und umständlich erzählen hörte.

Sie war eben so neugierig, als redselig, und der junge Mann, vom Wein erheitert, ließ sie auch nicht lange darüber in Ungewißheit, wohin er wolle, und weshalb er sich von dem ungünstigen Wetter nicht von seiner Reise habe abhalten lassen.

Ich reise zu meiner Braut nach Franken, fing er an zu erzählen; ein Freund hat mir seine Equipage entgegen schicken wollen, und es ist mir ein Räthsel, weshalb sie nicht kommt. Einige dringende Geschäfte, in Sachen meines Monarchen, die ich durchaus nicht aufschieben konnte, haben bis jetzt meine Reise immer noch verzögert; der alte Graf aber, mein künftiger Schwiegervater, hat nun so stark gemahnt, daß ich alles bei Seite geschoben, einiges selbst unbeendigt habe liegen

lassen, um mich nur meiner jungen reizenden Braut nicht länger zu entziehen. Der Mann, den Sie dort einquartirt haben, ist mir noch in größter Eile nachgesandt, um mir einige wichtige Nachrichten mitzutheilen, die ich unterwegs gewiß auch nicht unbenuzt lassen werde.

Es ging die Glocke, und nachdem das Thor geöffnet war, trat ganz weiß beschneiet, in Mütze und weißem Schaafspelz ein untersehter alter Mann herein, der sich gleich laut schreiend und ziemlich vertraut an den Fremden wandte: da sind Sie ja, Herr von Kronenberg; ei! welchen mühseligen Weg habe ich die letzte Meile herüber machen müssen. — Er überreichte ihm einen Brief, den der Reisende hastig aufbrach, und aus dem ihm zehn oder zwölf Goldstücke, die nicht weiter eingepackt waren, entgegen fielen.

Der Brief enthielt folgendes: „Der alte Herr trägt Bedenken, in diesem bö-

sen Wetter seine Pferde den schlimmen Weg gehn zu lassen, noch mehr aber ängstet er sich um den neuen schönen Wagen. Du mußt also schon verzeihen, daß ich Dir, da ich meinen Vater, der schon nicht sonderlich gut gestimmt ist, nicht noch mehr aufbringen will, durch unsern alten Christoph die Einlage übersende, daß Du mit der Post die Strecke über die Berge reisen kannst. Auf der letzten Station findest Du die Equipage, und morgen Abends hofft Dich zu umarmen Dein Carl v. Wildhausen."

Die Wirthin betrachtete den bäurischen Bothen etwas verwundert; doch der Herr von Kronenberg sandte den Alten gleich hinaus, um ihn nach seiner mühseligen Wanderung verpflegen zu lassen. Dann nahm er eins der Goldstücke und winkte den Aufwärter herbei, indem er sagte: bringt dieß dem Fremden im Hintergebäude, damit er morgen seine Rück-

reise antreten kann; zugleich soll für mich auf morgen früh die Post bestellt werden.

Das Gespräch stockte, so lebhaft und vertraulich es auch erst gewesen war; auch konnte es nicht in den Gang kommen, als der Diener den herzlichsten Dank des Fremden meldete, und die Frau sich nach diesem etwas näher erkundigte. Die Verlegenheit stieg aber noch höher, als mit dem von der Post zurückkehrenden Aufwärter zugleich ein Fremder herein trat, dem sich der Reisende mit dem Ausrufe: mein Freimund! in die Arme warf.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, sagte dieser; ich zweifelte, als ich dem erleuchteten Fenster vorüber ging, daß Du es seyn könntest. Wie in aller Welt —

Er sah jetzt die am Tische sitzende Wirthin, die er mit erstauntem Auge musterte. Der junge Kronenberg wußte nicht, was er sagen sollte, die ältliche Frau zwang sich, die Fassung nicht zu verliere

ren, um den Platz zu behaupten, zu dem sie erst mit Höflichkeit war gezwungen worden; doch nahm sich endlich der Reisende aus Noth so viel zusammen, daß er sie bat, nach dem Fremden und zugleich nach dem hergesandten Hausknecht zu sehn, ob ihnen auch nichts abgehn mögte. Die Frau erhob sich langsam, und verließ nicht ohne Zeichen der Empfindlichkeit das Zimmer.

Sonderbarer Mensch! sagte Freimund, Du scheinst die Frau zu Deiner Gesellschaft eingeladen zu haben, und sendest sie nun meinertwegen wieder fort! Wie kommst Du überhaupt hieher? Zehn Meilen von Deiner Heimath? Da ich Dich dort verheirathet und glücklich glauben mußte?

Kronenberg verriegelte die Thür und lehnte die Laden der Fenster an; dann sagte er leise: verrathe mich gegen Niemand, daß Du mich hier angetroffen hast, denn es könnte mir vielen Schaden thun. Ich

heirathe nicht, die Verbindung ist völlig zurück gegangen.

Also ist das Gerücht, dem ich nicht glauben wollte, rief der Freund aus, dennoch wahr? Und Fräulein Cäcilie —

Sie findet sich, sie wünscht es im Grunde selbst. — Aber wie kamst Du lieber?

Ich war, sagte jener, zwei Meilen von hier auf der Jagd, und bin im Begriff nach Hause zu reiten. Ich wollte binnen wenigen Tagen Dich besuchen, um Dich als Ehemann kennen zu lernen.

Lassen wir dies Gespräch, sagte Kronenberg, mit empfindlichem Tone abbrechend, — ich und Cäcilie wären unglücklich geworden, wahrhaft elend, — ich kann aber unmöglich so plötzlich und in Eil das ganze Gewebe von Empfindungen, Verhältnissen und Mißverständnissen auseinanderfalten, das diesen Schritt, wenn er auch auffallend ist, nothwendig machte.

Unglück — Elend — sagte der Freund, ja dies sind freilich zwei schwer wiegende Worte, die im Leben meistens weit mehr Sinn, als „Glück“ und „Bonne“ haben. — Und wohin gehst Du von hier?

Auch das darf ich Dir nicht sagen, antwortete der Verstimmte, und keinem meiner Freunde. —

Sieh da, nahm Freimund das Wort, um dem Gespräch eine völlig entgegen gesetzte Wendung zu geben, Du führst ja das Werk mit Dir, von welchem jetzt in allen Gesellschaften die Rede ist. Findet man größtentheils die Beobachtungen wahr und scharfsinnig, so erschreckt doch viele der feste Ton und alle die bösen Beschuldigungen eines Mannes, der jetzt einen Theil von Europa regiert. Die größte Neugier ist aber darauf gespannt, wer wohl der Autor seyn möchte. Man räth auf Bekannte und Unbekannte. Daß dies

Buch Dir nur nicht, wenn Du vielleicht weit reisen solltest, gefährlich wird.

Mir? sagte Kronenberg mit Lächeln. Und von wem glaubst Du es geschrieben?

Ich bin hierüber ganz unwissend. Auch ist mir die Schreibart völlig fremd.

Das sollte sie Dir doch, wenigstens zum Theil, nicht seyn, denn Du hast schon manches vom Verfasser gelesen.

Du kennst ihn also? — Da Kronenberg geheimnißvoll und etwas schelmisch lächelte, so fuhr Freimund überrascht und erschreckt heraus: Wie? Du bist es doch nicht selbst? Unmöglich!

Warum unmöglich? erwiderte jener; ich will damit nicht sagen, daß geradezu alles von mir herrühre; auch konnte ich natürlich hier in Deutschland nicht alle Thatsachen erfahren. Aber da ich, wie Du weißt, gute Quellen in Paris habe, mit Männern verbunden bin, die die Regierung nahe beobachten konnten, so war

ich dadurch in den Stand gesetzt, die Schilderung dieses gefährlichen Mannes, wie ich glaube ziemlich getreu entwerfen zu können.

Das ist mir so neu, rief Freimund aus, daß ich mich noch von meinem Erstaunen nicht erholen kann. Und Du wagst es, dies zu gestehen, da und vielleicht, ja wahrscheinlich, ein Krieg mit diesem wunderbaren Manne und seinem aufgeregten Volke nicht mehr fern ist? da unserm Vaterlande wohl die sonderbarsten und traurigsten Verhältnisse zubereitet werden.

Was der Deutsche thut und behauptet, antwortete der Freund, muß er auch den Muth zu vertreten haben.

Nach einer Stunde verließ Freimund, nachdem er noch einmal seine wohlgemeinten Warnungen wiederholt hatte, den Reisenden. Dieser ging nachdenkend auf sein Zimmer, und als er am Morgen vom Posthorn geweckt wurde, fand er die Rechnung,

die er zwar nicht klein vermuthet hatte, übermäßig groß. Er dachte bei sich, daß sie wohl mäßiger ausgefallen seyn würde, wenn die höfliche und vertraute Conversation mit der Wirthin nicht wäre unterbrochen worden. Ein offener Wagen war vorgefahren, und da sich wieder ein Schneestöber ankündigte, bestieg Kronenberg dieses Fuhrwesen mit unfreundlicher Miene; denn er mußte in den Bergen und schlechten Wegen einen ziemlich unangenehmen Tag erwarten. Der Aufwärter schalt auf die schlechte Einrichtung der Posten, die Wirthin zeigte sich aber nicht. Als der Wagen um das Haus fuhr, sah durch ein schmales Fenster ein bleiches Gesicht, welches der Reisende für den Bittenden von gestern Abend erkannte; dieser streckte die Hände, mit denen er vorher den Mund berührte, wie dankend, ihm nach. Kronenberg hüllte sich in seinen Mantel, und hatte keine Lust, mit dem alten Christoph,

der sich in seinem Schaafspelz auf den Wagen gewälzt hatte, ein Gespräch anzuknüpfen; er war um so mißlauniger, da er im Abfahren einen spöttischen Zug in dem Gesichte des Aufwärters bemerkt zu haben glaubte.

Raum hatten sie sich eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als der Wagen, gegen einen Baumstamm geworfen, umfiel, und die Reisenden in den Schnee stürzten. Das ist eine mühselige Anstalt, sagte verdrießlich der alte Christoph; diese letzte Meile hat mich auch gestern den größten Aerger und die meiste Anstrengung gekostet. Ein Wagen mit Korn wurde in die Stadt geschickt, das ging noch leidlich — dann fand ich Gelegenheit, mit dem Postwagen weiter zu fahren, — aber diese letzte Meile hier im Gebirge! Kronenberg suchte ihn zu trösten, und als man sich wieder vom Schnee gesäubert hatte und

2 *

aufgestiegen war, froh, daß der Unfall keine schlimmeren Folgen gehabt hatte, mußte der junge Mann den Alten schon gewähren lassen, der sich durch Schwagen wenigstens für seine Leiden zu entschädigen suchte. Er berichtete ihm weitläufig den Zustand der ganzen Haushaltung jener Familie, die er noch diesen Abend sehen sollte; er verlorh sich in Geschichten und Anekdoten, und verschwieg nicht viele lächerliche Zeiten, die den alten gnädigen Herrn charakterisirten, und den Sohn, den Freund Ferdinands, nicht in das beste Licht stellten. Nichts als Noth und Plackerei, fügte er endlich seinem Berichte hinzu, und wenn sie am Ende gar nicht mehr aus und ein wissen, so ist der alte Christoph gut genug, um Rath zu schaffen, oder meilens weit zu wandern, um nur die lieben Pferde zu schonen, und den neumodischen Kutscher nicht verdrüsslich zu machen; denn glauben Sie mir nur, mein gnädiger

Herr, auf mein Wort: unter tausend Herrschaften ist kaum eine halbe, die das Regieren versteht; der beste Domestik kommt aus den Strängen, wenn ihm nicht auf eine vernünftige Art befohlen wird; er verliert nach und nach seine Gaben und seine Tugend dazu. Anerkannt muß der Mensch werden, mag er doch treiben, was er will; ohne das keine Sicherheit. Wenn ich ein junger Lieutenant wäre, wollte ich den ältesten und gewiegtesten Grenadier aus seiner Fassung bringen, und ihn durch beständiges Mäkeln und unvernünftiges Tadeln in vier Wochen confus und zum unordentlichen und schlechten Soldaten machen. Ich höre manchmal, wenn ich durch den großen Saal gehe, daß der junge Herr über Regenten und Staatsmänner räsonnirt, und alle für nichts Besonderes halten will, indem sie die Regierungskunst nicht verstanden. Ob er Recht hat, weiß ich nicht, aber bei sich sollte er doch ja

anfangen; denn er ruinirt alle Bedienten im Schloß durch seine Zerstreutheit, und nachher, wenn er Fehler verursacht hat, durch unnöthige Strenge; so macht er sie nach und nach alle tückisch; etliche sind schon Schurken geworden, die nun die andern auch anstecken. Denn, wie gesagt, ohne verständige Ordnung, Pünktlichkeit, Stundenhalten, giebt es gar keinen Menschenverstand in der Welt.

Du bist immer ein zu strenger und moralischer Kauz gewesen, antwortete Krosenberg unter seinem Mantel hervor.

Warum Kauz? fuhr Christoph fort: Kauz sollte man nur solche Leute tituliren, aus denen man nicht klug werden kann. Ich verlange von meiner Herrschaft und allen Menschen, die mir in die Quere oder in die Richte kommen, nichts Besondres und Kurioses, keine Liebe oder großmüthige Geschenke, keine raren Tugenden und brillante Klugheits-Mirakel, sondern

daß allerordinärste Wesen, was eigentlich der Hund noch von seinem Herrn fordern kann, wenn er ein brauchbares Thier bleiben soll. Und dies Ding, eben weil es so ordinär ist, ist allen den neuern überweisen Herren zu geringe — es fällt nicht in die Augen, es ist auch noch nicht für einen Pfennig Lobenswerthes daran; darum geht es auch ganz in der Welt aus, und eben deswegen wird es auch bald so wenig Diener wie Herren auf Erden geben, sondern nur eine allgewaltige Confusion, ein Hin- und Herschreien, ein Spektakel, hinter dem nichts steckt, — und dann heißt es am Ende doch, der gemeine Mann taugt nichts.

Du bist also mit der ganzen Welt unzufrieden? warf Kronenberg ein.

Ich kenne die Welt nur so weit, murrte der Alte fort, als meine Nase reicht. Ich verstehe es nicht, wie man die Menschen nicht kennt, mit denen man

täglich zu thun hat. So kenne ich meine Herrschaft und was zum Hause gehört. Aber die Herrschaft, am wenigsten unser junger überkluger Herr, kennt uns, ihre Bedienten nicht — sie sieht so wenig, was an uns gut ist, als was nicht taugt. Wird man nun manchmal gelobt um etwas, wo ein tüchtiger Herr den Stock hervorsuchte, oder ausgehunzt wegen Sachen, die man so recht mit Verstand und Liebe gethan hat, kriegen die Schlechten in allem Streits Recht, wird jede Verhehung und dumme Klätscherei von den Gnädigen mit Freuden aufgenommen, so ist auch bald ein Nest von schlechten Dienstboten fertig. Ich denke mir, solche Herren, die ihr kleines Hauswesen nicht in Ordnung halten können, sollten nicht über ihre Vorgesetzten so scharfe Mäuler aufthun.

Das verstehst Du nicht, sagte der junge Mann; die Kälte und das Wetter,

am meisten Deln gestriger Marsch, haben Dich verdrüsslich gemacht.

Und das rechtschaffen, sagte Christoph. Sie thaten gestern, als kennten Sie mich nicht, und es hing auch nur an einem Haare, so wäre ich Ihnen gestern Abend nicht vor Augen gekommen.

Und wie das? —

Endlich sah ich die verwünschte Festung vor mir liegen, so fuhr Christoph fort, und da ich nun mich um die Stadt herumquälte, um nach Ihrem Wirthshause zu kommen, wurde es schon ganz finster, und stürzend und fallend, hungrig, durstend und erfroren bin ich nun in der Nähe des goldnen Schwans, und sehe schon die Lichter. Da kommen mit einem mal vier bis fünf Kerle um die Ecke hervor, nehmen mich fest, und schreien: nun, endlich! dir haben wir lange schon aufgelauert! Ich wehr' mich und stoße und schlage, und als es mir endlich gelingt, meine dicke Mütze

aufzuknöpfen, weil ich vor der nicht zu Worte konnte, so schrie ich nun aus aller Macht: was wollt ihr denn, ihr Hollunken, ihr Straßenräuber? nebst einigen andern Ehrentiteln die mir im Zorn heraus fuhren. Da ließen sie mich los, gingen wieder um die Ecke, und brummten: nein, der ist es nicht, laßt ihn! der Mann versteht unfre gute deutsche Muttersprache zu vollkommen. — So weiß ich nicht, für welchen Hasenfuß sie mich müssen gehalten haben; aber man sieht doch daraus, wie kein Mensch dem andern mehr traut, wie man auf der Landstraße nicht mehr sicher ist, wie die Confusion immer mehr um sich greift, und alles, mag ich hinkommen, wohin ich will, ganz anders aussieht, als wie vor zwanzig oder dreißig Jahren.

Die mühselige Station war unter diesen und ähnlichen Gesprächen zu Ende, noch früher, als man gedacht hatte. Nun

breitete sich wieder das ebene Land aus, und die Reisenden erreichten auch ohne alle Anfälle die nächste Post, wo sie im kleinen Städtchen den neuen Wagen schon vor dem Gasthose halten sahen. Der elegante Kutscher begrüßte den jungen Herrn, Kronenberg setzte sich, da es Mittag war, an die Birthestafel, und ließ, nach einem freundlichen Gespräch, dem alten Christoph, so wie dem Kutscher, ein gutes Essen und eine Flasche Wein vorsehen. Der Alte schmunzelte vor sich hin, als wenn er dachte: der Herr will thun, als wenn er mit uns Domestiken umgehen müßte.

Man fuhr lustig wieder aus der Stadt, indem der Kutscher auf englische Weise auf einem der Pferde ritt. Der bequeme Wagen erschien nach den offenen Fuhrwerken der Post dem jungen Reisenden äußerst angenehm. Auch wahrte es nicht lange, so

hatte ihn dessen schaukelnde Bewegung in einen angenehmen Schlummer gewiegt. Als er nach einem Stündchen erwachte, hörte er von draussen vom Boocke der Rutsche ein seltsames verwirrtes Gespräch, und sah, daß sich neben den alten Christoph noch Jemand gesetzt hatte. Der Alte eiferte und sprach laut, und der Fremde schien ihn nicht recht zu verstehen und erwiderte nur im gebrochenen Deutsch. Im Ereifern stießen sie einmal an das Glas, und der Fremde sah erschrocken aus. Bei dieser Wendung glaubte Kronenberg jenen Mann wieder zu erkennen, der sich ihm gestern Abend auf eine so auffallende Weise genähert hatte. Es schien ihm aber unmöglich, daß er sich schon hier befinden könne, indem er selbst, trotz den schlechten Wegen, schnell genug gereiset war.

Er fand sich in diesen Betrachtungen gestört, indem man jetzt durch eine kleine Stadt fuhr, und auf dem ganz zerrissenen

Pflaster der Wagen so erschüttert wurde, daß auch bald, obgleich der Kutscher ziemlich vorsichtig lenkte, etwas zerbrochen war. Man hielt vor der Schenke, der Fremde half ämsig und höflich dem Reisenden beim Aussteigen, indeß Christoph den Schmidt herbei rief. Der Unbekannte war im Zimmer eben so eifrig, den jungen Kronenberg beim Auskleiden zu bedienen, und fragte dann, ob er sonst irgend etwas befähle. Die Diener brachten einige Erfrischung, und nachdem sich der Fremde ebenfalls hatte sehen müssen, fragte ihn der junge Mann: wie ist es nur möglich, daß Sie mich schon haben einholen können, da ich Sie unmöglich wieder zu sehn erwarten durfte?

Es konnte auch nur durch den sonderbarsten Zufall geschehen, antwortete der Unbekannte in seiner Sprache: Sie waren kaum abgereiset, als ein Courier mit einer eiligen Sendung ankam: Der Mann

war mir bekannt, und er nahm mich bis zur nächsten großen Stadt, wo sich unsere Wege trennten, mit. Auf dem guten Wege, obgleich er einige Meilen weiter ist, konnten wir schneller reisen; in der Stadt traf ich einen abgehenden Wagen, der mich bis zu jenem Orte brachte, in dem ich Ihre Equipage antraf, die ich so dreist war, auf Ihre gütige Erlaubniß rechnend, zu benutzen, und hier werde ich mich Ihnen mit gerührtem Danke empfehlen, und das Bild meines Wohlthäters ewig in meinem treuen Herzen bewahren; denn schon ganz nahe ist jene Stadt, wo ich Hülfe und Freunde mit Sicherheit erwarten darf.

Sie verzeihen, sagte Kronenberg, wenn ich vor unserm Abschiede einige Fragen an Sie richte. Sie überraschten mich gestern, und ich war, als ich mich besonnen hatte, nicht ohne Unruhe, ob ich mir nicht selbst Unfälle zuziehe, ob ich nicht vielleicht sogar etwas Sträfliches that. Ich sehe,

Sie vermeiden es, in den Städten gesehen zu werden; Sie wurden, als wir zuerst auf einander trafen, sogar verfolgt, und da Sie mich interessirt haben, da ich sehe, daß ich einem feinen und gebildeten Manne, so viel ich konnte, geholfen habe, so möchte ich auch wohl durch eine etwas nähere Bekanntschaft ein reines ungetrübtes Bild von Ihnen in meinem Gedächtniß aufbewahren.

Mein Herr, sagte der Unbekannte, mein Namen bleibt Ihnen völlig fremd, wenn ich Ihnen auch sage, daß ich Cron-albert heiße und mit meiner Familie in Rouen wohne. Dasjenige, was so seltsam erscheinen mag, ist ein gewöhnliches Unglück, eine klägliche Lage, in die ich gerieth, als Familienverhältnisse und eine vermeintliche Erbschaft mich nach dem nördlichen Deutschland riefen. Statt eines gehofften großen Vermögens fand ich Verwirrung; näher scheinende Ansprüche und

Künstliche Verhandlungen vor den Gerichten verdrängten meine Forderungen. Für einen längern Aufenthalt war meine Baarschaft nicht eingerichtet — von Hause konnte ich nur spärlichen Zuschuß erwarten, und als dieser endlich ankam, ging das Meiste davon wieder auf, um die Schulden zu bezahlen, die ich indessen hatte machen müssen. Mit leichter Börse und schwerem Herzen begab ich mich auf den Rückweg, im bittern Gefühl, den Meinigen statt der Wohlhabenheit nur größere Armuth zurück zu bringen. Die kleine Summe, so sehr ich sparte, obgleich ich meist zu Fuß wanderte, war endlich doch völlig geschwunden, und was ich nun empfand, als mir ein böser Mensch in der Nachtherberge meinen Paß geraubt hatte, und ich so manchen Hartherzigen um ein Almosen ansprechen mußte, können Sie sich unmöglich vorstellen, da mir selbst bis dahin diese Gefühle unbekannt geblieben waren. In dieser

schrecklichen Lage war ich auch dort im Städtchen nach Hülfe umhergewandert, die Armenaufseher waren mir auf die Spur gekommen, sie hatten erfahren, daß ich ohne Paß sey, und wären Sie, mein verehrter Beschützer, weniger großmüthig gewesen; so hätte man mich dort als Bettler und Vagabonden fest gesetzt, und ich und meine Frau und unerzogenen Kinder waren dem Verderben Preiß gegeben.

Er konnte diese Erzählung nicht ohne Thränen schließen, so wenig als sie Krosenberg ohne Rührung hatte hören können. Es giebt freilich Verhältnisse, sagte dieser bewegt, die so fürchtbar den Menschen einengen und foltern, daß es grausam und gottlos wäre, wenn auch der Wildfremde, ohne lange zu fragen, nicht herbei springen und helfen wollte. Ich wünschte nur, ich könnte mehr für Sie thun, als Ihnen noch eine kurze Strecke Ihrer Reise erleichtern. — Mit diesen

Worten wollte er dem Unglücklichen noch einige Goldstücke in die Hand drücken, dieser aber trat mit dem edelsten Ausdrucke einige Schritte zurück und rief aus: nein, mein Wohlthäter, das kann ich von Ihnen nicht annehmen, denn Sie haben genug für mich gethan, und da ich zwei Meilen von hier Freunde und gewisse Hülfen finde, so wäre dieß nur ein Mißbrauch Ihrer Güte. Könnte ich nur so glücklich seyn, Ihnen einmal einen Dienst, oder nur eine Gefälligkeit zu erzeigen, so würde ich mich unbeschreiblich glücklich schätzen. Doch, sich einem edlen Manne verpflichtet zu fühlen, ist auch eine schöne und beruhigende Empfindung, so wie der Edle sich schon darinn beseeligt findet, denen, die es durch Dankbarkeit verdienen, eine Wohlthat erzeigt zu haben.

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging zur Thür hinaus. In dieser wandte er sich noch einmal dankend um

und so gerührt sich Kronenberg fühlte, so war doch im letzten scheidenden Blicke des Fremden wieder etwas so Stechendes, so viel lauernde List, in dem blassen Gesicht so viel Widerwärtiges, daß dieser Wechsel seiner Empfindungen dem jungen Manne wie träumerisch, ja beinahe fieberhaft vorkam. Er schalt sich endlich selbst über sein Mißtrauen und meinte, es sey nur Täuschung und Erhigung von der Reise, wenn ihm der Fremde im letzten Augenblicke so durchaus widerwärtig erschienen sey. — Der Wagen war wieder hergestellt und Christoph bereit zur Abreise. Wo haben Sie denn, fragte er mürrisch, diesen fremden Hecht aufgefischt, gnädiger Herr? denn er berief sich auf Sie, als er dort vor dem Thor auf unsere Kutsche kletterte.

Ein armer Mensch, sagte Kronenberg, an dem man sich ein Gotteslohn verdient, wenn man ihm hilft, ein unglücklicher Jä-

milienwater. Was hattest Du denn mit ihm abzuhandeln und zu streiten?

Ja, der französische Birrwar, antwortete jener, wollte Fuhrwerk und Pferdetafeln, und alles besser wissen. Ich verstand freilich wohl sein Kauderwelsch nicht, und er konnte auch meine Meinung nicht recht fassen, indessen giebt das immer den besten und lebhaftesten Diskurs. Ich bin mit dem Kerl schon einmal zusammen gekommen, und dazumal haben wir uns noch mehr gezankt.

Wo denn? fragte Kronenberg verwundert.

Je, vorigen Sommer, erzählte Christoph weiter, als wir mit dem alten gnädigen Herrn auf seinem Gut da hinten im Gebirge waren. Eines Morgens finde ich den Patron, den ich schon viel hatte umherstreifen sehn, in unserm Garten. Er mußte über die Mauer gestiegen seyn. Da saß er und zeichnete die ganze Gegend ab.

Er meinte, es sey bei uns im Lande viel Natur und Perspektive, und ein gewisses Bellvue, und was er des Zeugs mehr durch einander schwadronirte. Ich führte ihn aber ohne Umstände durch den Hof und drohte ihm, es dem gnädigen Herrn zu sagen. Dazumal gab er mir ein Trinkgeld und sah nicht so bettelhaft aus. Am folgenden Tage sah ich ihn auch in einer Gesellschaft, aus der ich unsern alten Herrn abholte.

Christoph mußte sein Geschwätz unterbrechen, denn sie stiegen ein und kamen bald in der Stadt an, wo der Freund des Reisenden wohnte, vor dessen Hause der Wagen auch nach wenigen Minuten stille hielt.

Ein lautes Geschrei empfing den absteigenden Gast. Alle Bedienten liefen

durch einander, ein jeder befehl, keiner gehorchte, oder fing an, ein Geschäft zu verrichten, welches er sogleich, von einer andern Anordnung gestört, unterbrach. So ging Kronenberg die große Treppe hinauf; als er aber im großen Vorsaal stand, hatten ihn alle Diener verlassen, und er blieb im Finstern zurück. Der kalte Saal gab ihm Ruße genug, über diese sonderbare Beschaffenheit des Hauses seine Betrachtungen anzustellen. Er tappte umher, um eine Thür zu finden, wagte aber nicht, sich mit Bestimmtheit zu bewegen, um nicht etwas umzustossen, oder zu verletzen. Indem er endlich den Griff eines Schlosses gefaßt hatte, wurde die Thür von innen geöffnet, und Christoph trat ihm mit einer Laterne entgegen. Es ist zu arg! rief dieser aus, Sie noch hier? die Wirthschaft wird doch mit jedem Tage toller! Hier im Finstern? Kommen Sie nur schnell zum jungen Herrn, der gewiß noch

gar nicht einmal weiß, daß Sie schon angekommen sind.

Er führte den Fremden über einen langen Gang, und im wohlgeheizten Zimmer saß Carl von Wildhausen unter Büchern, Akten und Brieffschaften wie vergraben. Er sprang auf und begrüßte herzlich den Freund. Ich hatte Dich noch nicht erwartet, rief er aus, und keiner von den Schurken kommt auch, um mir zu melden, daß Du angekommen bist! Und wie ist Deine Lage nun, Freund? Ich weiß nur das Wenigste davon, erzähle.

Da sie allein waren, hatte Kronenberg kein Bedenken, sich ihm auf diese Weise zu eröffnen: Dir am besten, mein Theurer, ist es bekannt, wie das wenige Vermögen, das mein Vater mir hinterließ, in Spekulationen, Verbesserungen des kleinen Gutes, die sich nur zu bald als Verschlimmerungen bewährten, aufgegangen ist. Gläubiger, vorzüglich Wechselbank

den, drängten, und es blieb mir, wie ich schon längst fürchtete, kein andrer Schritt übrig, als den ich nun jezt zum Nachtheil meines Rufes wirklich habe thun müssen. Mein larger Oheim wird nun vielleicht helfen, der bisher mit Rath und Vermahnung so freigebig, aber mit That und wirklicher Unterstützung desto sparsamer war.

Es schien ja aber doch, sagte Carl, daß Deine Heirath alles ins Gleise bringen könne, und darum war ich erschreckt, als Du mir plötzlich schreibst, auch diese sey zurück gegangen.

Es war mir schwer, fuhr Kronenberg fort, den Gedanken zu fassen, einer Heirath Glück und Wohlstand zu verdanken. Dazu kam, daß Cécilie, die mich erst zu lieben schien, mit jedem Tage kälter gegen mich wurde. Ich muß vermuthen, daß eine andre, vielleicht bis dahin verheimlichte Leidenschaft die Ursach dieses

veränderten Betragens war. Auch konnte ich mich nicht entschließen, dem Vater, so oft er mich auch dazu aufforderte, die ganze Trostlosigkeit meiner Lage zu entdecken; das Wort erstarb mir jedesmal auf der Zunge. Diese falsche oder rechte Schaam hat es wohl veranlaßt, daß sich auch der Vater auffallend von mir zurückzog. Ich fühlte mich endlich unbeschreiblich unbehaglich in der Familie, ja es fehlte mir bald an jeder Fassung, die Rolle mit Anstand durch zu führen, die ich zu voreilig übernommen hatte. Das Schlimmste aber war —

Wie? rief Carl aus, noch etwas Schlimmeres?

Laß mich enden, sagte Kronenberg. Der Bruder, ein hitziger junger Mann, wie Du ihn kennst, kam auf den Gedanken, es sey für seine Schwester und die Familie beschimpfend, daß ich die Verbindung, die in der Umgegend bekannt genug

geworden war, wieder lösen wollte, und fand es seiner Pflicht und Ehre gemäß, mich zu fordern:

Teufel! rief der Freund aus, — und? —

Wir schlugen uns auf Pistolen, er ward schwer verwundet, so wie mir es schien, tödtlich. Du begreifst, daß dies meine Flucht noch mehr beschleunigen, und in die ganz hülflose Lage stürzen mußte, in der ich Dir von der Grenze jenen kurzen Brief sandte, in welchem ich Deine Freundschaft und Deinen Beistand aufrief.

Du kennst mich, sagte Carl mit dem größten Ausdruck der Herzlichkeit, Du zweifelst an meiner Freundschaft nicht, ins dessen ist Dir auch meine beschränkte Lage bekannt. Ein Capital, so viel ich nur schaffen kann, steht zu Deinen Diensten, es sollte größer seyn, vielleicht so, daß Deine Lage dadurch wieder hergestellt würde, wenn ich meinem Vater mit dergleichen Vorschlägen kommen dürfte. Der ist

aber steinhart, am härtesten gegen Menschen, von denen er glaubt, daß sie durch Leichtsinn und schlechte Wirthschaft sich ihr Unheil selbst zugezogen haben. Ich will mich an Deinen Oheim und Deine schlimmsten Gläubiger wenden, damit in Deiner Abwesenheit nur Dein Name nicht verunglimpft werde. Nun, was denkst Du für jetzt anzufangen, wenn ich Dir für Deine weitere Reise auch wohl mit tausend oder zwölfhundert Thalern helfen kann? denn dies wäre wohl das Meueste, wohin meine Kräfte reichen.

Kronenberg umarmte seinen Freund gerührt und sagte dann: Du bleibst der Alte, und wußte ich doch, daß ich auf Deine Liebe rechnen konnte, seit der Schule bist Du mir treuer gewesen, wie meine eigne Seele. Ich denke jetzt nach jener Stadt des südlichen Deutschland zu gehen, von der ich Dir schon sonst gesprochen habe. Dort finde ich alte Bekanntschaften,

die ich erneure, ich habe sehr gute Empfehlungen bei mir, die mich mit Männern von Einfluß verbinden werden, und so denke ich durch Talente, Kenntnisse und Fleiß mir dort eine Laufbahn zu eröffnen, die mich zu einem neuen und bessern Leben führen soll, als ich bisher kannte; und vielleicht komme ich so weit, daß ich alsdann ganz mein väterliches Vermögen verschmerzen und vergessen kann. Kannst Du unterdessen etwas davon retten, durch Deinen Credit, dadurch, daß Du meinen Oheim mir geneigter machst, ist es um so besser und sichrer, im Fall mein Plan, der mir nicht unvernünftig dünkt, sich doch als Schimäre ausweisen sollte.

Du ist bei Deinen Talenten vieles möglich, antwortete Carl, vorzüglich, wenn Du den poetischen Beschäftigungen mehr entsagst und Dich den ernstern Wissenschaften widmest.

Du erinnerst mich eben, rief jener aus, daß ich Dir einen großen Brief von Deinem interessanten poetischen Freunde mitbringe, der Dir gewiß Freude machen wird.

Gieb! sagte Carl mit großer Lebhaftigkeit, und jener suchte im Rock, Oberrock und Mantel, doch vergeblich. Die ganze Briestasche wird doch nicht, — stotterte er endlich erschreckt, — nein, — sie muß im Wagen seyn. — Es ward geklingelt, ein Bedienter ausgesandt, die Kutsche zu durchsuchen, dieser kam aber nach einer Viertelstunde zurück, und schwor, daß sich keine Spur des Verlorenen in allen Taschen und Schubladen des Wagens finde. Indessen war Christoph auch herbeigerufen worden, und Kronenberg fuhr auf ihn mit der Frage los: Erinnerst Du dich nicht, Alter, ob Du im nächsten Städtchen, oder im ersten Gasthof eine rothe, ziemlich große Brief-

tasche in meinen Händen, oder auf dem Tische gesehen hast?

Der gnädige Herr, antwortete der Alte in seiner verdrossenen Weise, müßte es sich wohl eigentlich am allerbesten erinnern: ich kann nur sagen, daß ich nichts weiß und nichts von einer solchen Tasche gesehen habe, weder im ersten, noch zweiten Gasthose.

Auch nicht vielleicht, fiel Kronenberg ein, dort im Walde, wo wir mit dem Wagen umfielen? Ist sie dort liegen geblieben? Sahst Du sie nicht vielleicht auf dem Boden?

Christoph trat einen Schritt zurück, und sah ihn dann von der Seite und mit zugekniffenen Augen an: wenn ich nun Ja sagte, gnädiger Herr? Und wollte zu meiner Entschuldigung etwa anführen, ich hätte das große Ding für eine abgefallene getrocknete Hanbutte gehalten und deswegen im Schnee liegen lassen? Verdiente

ich nicht die ausgewogensten und eindringlichsten Schläge?

Kronenberg mußte lachen, so verdrüsslich er war. So habe ich denn die wichtigsten Briefe, und obenein meinen Paß eingebüßt, den ich mir von hier auf keine Weise wieder schaffen kann.

Da haben wir's! rief Christoph: der fremde Mensch, der in der letzten Schenke so dienstfertig war, Sie auszuleiden, so daß er mich vor purer Höflichkeit recht grob zurück stieß, der sich mit dem Oberrock so viel zu schaffen machte, ihn so sorgfältig faltete und büstete, der Spizhube hat auch gewiß die Briestasche gesehen und gefischt, denn einen solchen Paß kann ein Schelm und Spion immer am besten brauchen.

Sollte es wohl — sagte Kronenberg —

Gewiß, fuhr Christoph fort. Was hat er mir nicht alles auf dem Rutschbock vorschwadronirt, er fragte nach allem,

and kannte doch schon jeden Weg und Winkel im ganzen Lande.

Von wem spricht ihr? fragte Carl.

Ei, von dem Menschen, antwortete Christoph in Eifer, den Sie ja voriges Jahr auch mehr als einmal müssen gesehen haben, mein gnädiger Herr, in Gesellschaft von Ihrem Herrn Vater. Sie nannten ihn alle immer nur den großen Naturfreund, weil er alle Wälder, Schluchten und Berge durchkroch, und jede Felsennase abzeichnete. Dazumal sah er recht reputirlich aus, aber jetzt hat er ganz das Wesen eines Straßenräubers.

Als Kronenberg erzählt hatte, was ihm mit diesem Mann begegnet sey, fand sein Freund es nicht unwahrscheinlich, daß dieser sich des Portefeuille, hauptsächlich des Passes wegen, wohl habe bemächtigen können; er befahl jedoch, daß mit dem Fröhlichen Christoph nach dem nächsten Städtchen zurück reiten solle, um in der

Echente noch einmal nachzusehen. Christoph entfernte sich mit halb hörbarem Gemurmel, daß er nun doch wieder derjenige seyn müsse, der die Zurechtweisung der Herrschaften gut machen solle.

Ein Diener rief die jungen Leute in den Speisesaal. Kronenberg begrüßte die Mutter seines Freundes, die sehr artig gegen ihn war, und sich freute, ihn nach geraumer Zeit einmal wieder zu sehn. Der Vater saß abseits an einem kleinen Tische, und las eifrig in einem Buche, so daß er vom Abendessen, so wie von dem fremden Gaste gar keine Notiz nahm. Sie sind servirt! rief die gnädige Frau zu ihm hinüber. Setze Dich, mein Schatz, antwortete der alte Herr mit tiefer Stimme, fangt immer an zu essen, ich komme noch zeitig genug; kann ich mich doch von meinem herrlichen Buche noch gar nicht trennen.

Man setzte sich. Sie müssen schon, sagte die gnädige Frau sehr verbindlich, einem Landedelsmann diesen Mangel an Attention verzeihen, mein werther Herr von Kronenberg, ich und mein Sohn wissen um so mehr das Glück zu schätzen, daß Sie nach länger als einem Jahre unsre entfernte Gegend und unser kleines Städtchen wieder besuchen, und der Residenz und allen glänzenden Circeln dort Ihre Gesellschaft entziehen wollen. Mein lieber Sohn hat mir einigemal aus Ihren Briefen vorgelesen, und mir selbst von Ihren poetischen Producten mitgetheilt, die mich entzückt haben, und die ich, so weit meine schwache Einsicht reicht, für vortreflich halte.

Ein solcher Beifall, antwortete Kronenberg, wird mich beseuern, künftig Besseres zu leisten.

Man will zwar, fuhr die Dame fort, jetzt ganz neue und unerhörte Sachen her-

vordringen, und es ist so weit gekommen, daß mancher sogar verlangt, wir sollen alles vergessen, was wir in unserer Jugend gelernt und als das Rechte anerkannt haben. Aber die Folgezeit wird ausweisen, daß unsre Vorfahren doch nicht so ganz übel thaten, sich einer gebildeten Nation anzuschmiegen, die durch eigne Cultur uns zeigen kann, was man vermeiden und was man erstreben muß.

Sie sprechen ohne Zweifel, fragte Kronenberg, von der französischen.

Von welcher sonst? sagte die Dame etwas spitzig. Gibt es denn, genau genommen, eine andere?

Der alte Herr fing, in sein Buch vertieft, an, laut zu singen. Sollte nicht jede Nation, warf Kronenberg bescheiden ein, ihre eigne Literatur haben können, und hat die deutsche nicht schon längst bedeutende Schritte in ihrer eigenthümlichen Cultur gethan?

Die deutsche! erhob die gnädige Frau den Ton: auch von Ihnen, dem verständigen Freunde, muß ich dergleichen hören? Wann ist sie denn deutsch gewesen, wann hat sie denn mir gezeigt, daß sie dergleichen wirklich will, im Fall sich ein vernünftiger Gedanke selbst mit solchem Vorgesage vereinigen ließe? Barbarisch, unwissend, ungelenk, und eben so politisch als literarisch ohnmächtig war sie froh dankbar, als sie von Ludwig dem Vierzehnten erfuhr, was sie sollte, und kam zugleich zur Besinnung, als Redner, Geschichtschreiber und Dichter ihr damals zeigten, was sie ohngefähr denken und fühlen müsse. Sehn wir nicht auch von diesem Augenblicke an ein reges Wetteifern im Schreiben, Versmachen und Predigen ganz im Sinne und in Nachahmung ihrer großen Vorbilder, die sie freilich niemals erreichen konnten? Ich weiß wohl, daß eine barbarische Periode eintrat, und ein Ver-

such, sich von diesen Mustern loszureißen, denen man gleich zu werden verzweifeln mußte. Aber was war er denn nun? Ein slavisches Nachkriechen hinter den rohen Engländern her, die noch niemals einen klaren und heitern Blick in die Welt thun konnten, sondern bei denen Hypochondrie und Lebensüberdruß die Stelle des Tiefsinns vertreten müssen. Angebetet, abgeschrieben, nachgeahmt und das schlechte Muster übertrieben, wurde nun wieder. Von einem Ende des Landes zum andern erschallte jetzt diese Lehre, und man unterschied nicht einmal das Bessere vom Schlechteren. Wo ist denn also jemals das Originale, wirklich Nationale hervorgetreten? Ich bin überzeugt, daß der Deutsche nichts Selbstständiges ist, daß, wenn es so fortgeht, die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, wo er beim vergessenen und abergläubischen Spanier bettelt, dessen weggeworfene Brosamen aufhascht, und aus

dessen wurmzernagten Crucifixen und Idolen sich seine Götterbilder schnitt, vor denen er dann wieder in rohem, schnell entschwindenden Fanatismus eine Zeitlang kniet. —

Ich bewundre noch mehr diese scharfe Art sich auszudrücken, sagte Kronenberg sehr geschmeidig, als die Masse von Kenntnissen, die ein so kühnes Urtheil, meine gnädigste Frau, bei Ihnen voraussetzt.

Sie scheinen auch der Meinung zu seyn, war die Antwort der Dame, daß es den Frauen unmöglich sey, verständig zu werden, und freilich, wenn man alle die Einrichtungen betrachtet, welche die Männer getroffen haben, um uns in der Unmündigkeit zu erhalten, so ist es nicht sonderlich zu verwundern, wenn die meisten Individuen meines Geschlechts zeitlebens kindisch bleiben, besonders da sie nur durch diese halb natürliche halb affectirte Misserie den Männern gefallen. Im Alter sieht dieß Wesen freilich um so betrüb-

ter aus, und entschließen sich alsdann auch die meisten ziemlich kurz, sich geradezu in Drachen oder Wetschwestern zu verwandeln: wenn die Schlimmsten es sogar zu der Virtuosität bringen, diese beiden Thiergattungen mit einander zu vereinigen.

Unvergleichlich! rief Kronenberg aus.

Heuchelt nur und schmeichelt euch! murrte der alte Herr auf sein Buch niebergebückt.

Ich hoffe, fuhr die gnädige Frau fort, Sie gehören nicht zu diesen Männern, deren eigne Armseligkeit die Frauen noch armseliger haben will, damit sie sich vor diesem Spiegel nicht zu schämen brauchen. Ich würde nicht meine Ueberzeugung gegen Sie aussprechen, wenn ich Sie nicht für eine Ausnahme hielte. Erwinnere ich mich doch auch von ehemals, wie sehr wir in Bewunderung jener Nation übereinstimmten, die sich jetzt mit Recht die gro-

ſie nennt, die es nunmehr fühlt, daß ſie es iſt, die Europa gebildet hat und in Zukunft erſt noch zu einem geſitteten Welttheil machen wird; denn was iſt wohl geſchehen, erfunden, eingerichtet, gedacht, (wenn es irgend der Beachtung würdig iſt) was die neuere Welt nicht ihr zu danken hätte?

Der Menſch, liebe Mutter, ändert ſich aber zuweilen, ſagte der Sohn lächelnd, und ich weiß nicht, in wie fern wir beide noch mit unſerm Freunde übereinstimmen werden.

Daß wäre ſchwächer als ſchwach: rief ſie aus: denn es bewieſe, daß Ihre frühern Ueberzeugungen keine wahren, ſondern nur angelogene Nachbeterei geweſen wäre, und ich habe Ihr Genie und Ihren wahrhaft gebildeten Geiſt immer viel zu hoch geſtellt, als daß ich mir auch nur den entferntesten Verdacht ſolcher Art gegen Sie erlauben dürfte.

Jetzt stand der Herr von Wildhausen auf, schloß sein Buch und begab sich an den Tisch. Er verneigte sich nur nachlässig gegen Kronenberg, schenkte sich ein großes Glas Rheinwein ein, erhob es und rief: die Gesundheit des Verfassers von jenem Buche! Ja, hätten wir mehr dergleichen, gebrähe es nicht an Muth und Originalität, so würden wir es bald weiter gebracht haben. Denn das, mein verehrter Eheschatz, ist die Hauptsünde meiner Landsleute, daß wir uns immer noch schämen, dumm zu seyn: damit kirren uns in- und ausländische Narren, und wissen uns alle mögliche Thorheiten und Fragen um den Nacken zu werfen, weil sie uns weiß machen können, es sey Klugheit und Wiß, in dergleichen Sattel- und Zaumzeuge zu wandeln; ihnen zu gefallen werfen wir so oft das Beste unsrer Sitten und Einsichten weg, weil sie uns persuadiren können, es sey altfränkische, kurz-

sichtige Dummheit. Gerade so, wie man ehemals die Wilden behandelte, die um Gold einen einfältigen Spiegel eintauschten. Sie, der junge Freund meines Sohnes, so wie mein Sohn selbst, werden noch einmal mit Thränen aus dem Schutt graben wollen, was sie jetzt mit Lachen unter die Füße treten, denn meine verehrte Gattin wird alsdann hoffentlich schon mit mir zu den Ahnen versammelt seyn, von wo wir dann vielleicht durch ein heimliches Fenster mit etwas himmlischer Gelassenheit auf die kleine Nation und die ungeheuer große Confusion herunter schauen können.

Wer mit Ihnen stritte! sagte höhnisch die Dame. Wer nicht logisch folgern und noch weniger dialektisch unterscheiden kann, sollte doch ein für allemal das Disputiren aufgeben.

Auf ihre Gesundheit! rief der Landherr, indem er ein noch größres Glas aus-

leerte: o Himmel, welche Kraft und robuste Natur gehört dazu, alles dies über- oder unterirdische Zeug so zu Gebote zu haben, wie es immer zu Ihrem Com- mando bereit steht. Mein Kopf und Geist ist freilich anders eingerichtet, denn entweder beide müßten von dem aufdrausenden Gebräue bersten, oder sie müßten es so verdauen, daß es mir nicht immer und zu so unpassenden Zeiten auf die Zunge käme.

Die Gemahlin wurde roth vor Zorn und der Sohn verlegen; Kronenberg, um die zu ängstliche Stille zu unterbrechen, fragte: darf man nicht wissen, was es für ein Buch war, was Sie so eben lasen?

Gewiß, rief sie aus: jener mauffade Autor, der sich an einen Gegenstand und an einen Charakter gewagt hat, die ihm viel zu erhaben sind; und der seinen Mangel an Einsicht recht breit mit deutscher Plattitüde zudeckt. Sonderbar! daß die

Fremden ein bezeichnendes Wort für etwas haben, das bei uns eigentlich nur zu Hause ist: wir haben keinen Namen für diese unsre Nationaltugend, aber freilich, wir bemerken auch gar nicht einmal, daß dergleichen Tadel zulassen möchte und tauschen es Patriotismus, Biederkeit, Treue, und nach Gelegenheit deutschen Sinn und selbst Liebenswürdigkeit.

Der Alte war aufgestanden, um das Buch herbei zu holen. Sehn Sie, sagte er, den Titel aufschlagend, dieß herrliche Werk ist es, welches Sie, mein junger Herr von Kronenberg, wohl lesen und studieren sollten, wenn Ihre poetische Alder Ihnen dazu Ruhe und Einsicht ließe. Da könnten Sie lernen und von falscher Bewunderung zurück kommen.

Und den bessern Geist tödten, rief die Dame des Hauses.

Streiten wir nicht, sagte Kronenberg, ich kenne das Buch und führe es mit mir.

In der That? rief der Alte; — und wer möchte wohl der Verfasser seyn? Mich wundert nur, daß es nicht schon verboten ist, da der fremde Einfluß in unserm Vaterlande nun gar zu mächtig wirkt. Auch soll sich der Verfasser nur in Acht nehmen.

Kronenberg zögerte ein Weilchen, doch dann rückte er mit dem Bekenntnisse heraus, welches er seinem Freunde Freimund schon gethan hatte, daß eben Niemand anders, als er selber das berufene und freilich ziemlich gefährliche Werk geschrieben habe.

Wie? riefen alle zugleich im größten Erstaunen, und da das Mahl so eben geendigt war, so entfernte sich die Dame des Hauses mit einer kurzen Verneigung und einem höhnischen Lächeln: der Alte aber riß den jungen Mann stürmisch an seine Brust und rief wie begeistert: soll es mir so wohl werden, den edlen Deutschen kennen zu lernen, der es in unsrer armse-

ligen Zeit gewagt hat, so dreist diese große Wahrheiten zu sagen? Und Sie, Sie sind es, junger Mann? Vergeben Sie mir alles, was ich gegen Sie nur jemals gesprochen oder gedacht. Morgen werden wir uns weiter sehn und näher kennen lernen.

Als Kronenberg wieder auf dem Zimmer seines jungen Freundes war, sagte dieser zu ihm: so viel ich Dir, theurer Ferdinand, auch immer zugetraut habe, so hatte ich doch niemals ein solches Werk von Dir erwarten können, das ich, so sehr es auch allen meinen Ansichten widerspricht, hoch stellen muß. Und wie hast Du nur selbst so schnell Dein politisches Glaubensbekenntniß geändert?

Lassen wir das jetzt, sagte Kronenberg, mich freut es, daß durch diese Veranlassung Dein Vater eine bessere Meinung von mir bekommen hat. Du lieffest heut ein Wort über ihn fallen. Wäre es

nun nicht möglich, daß er zur Verbesserung meiner Umstände mitwirkte?

Carl lachte laut, dann fragte er verlegen: vergieb, wenn mich dieser Gedanke komisch überraschte, und wenn ich gezwungen bin, als Sohn die Schwachheiten meiner Aeltern ins Licht zu stellen. Hättest Du Dich nicht durch Deine unvermuthete Autorschaft jetzt bei meiner Mutter auf Lebenszeit verhaßt gemacht, so wäre Dein Gedanke ausführbar gewesen, wenn Dir mein Vater auch nicht diese Freundschaft erwiesen und Ehrenerklärung gethan hätte. Jetzt aber hast Du es eigentlich mit beiden verdorben. Der alte Herr ist immer nur so heroisch in Gegenwart von Fremden, weil er voraussetzt, daß die Frau des Hauses sich alsdann mäßigen wird; er weiß aber auch schon vorher, daß er in der Einsamkeit des Schlafzimmers seinen Patriotismus und Uebermuth büßen muß, er wird dann

um so tiefer gedemüthigt, als er sich erst von Deutscheit und Wein begeistert erhob. Du wirst morgen Zeuge seyn, wie er um so ängstlicher als Flehender da-kriecht, wo er heut als Herr tyrannisirte, und von dieser schwachen Inkonsequenz, die sich alles gefallen läßt, so sehr sie auch zu Zeiten poltert, hat meine Mutter hauptsächlich ihre Ansicht vom deutschen Charakter abirahirt. Also kannst Du Dir wohl denken, wie sehr sie ihn bewachen wird, damit er nichts für Dich thue, und wir können froh seyn, wenn er Dich nicht geradezu verfolgt und einen Streit vom Zaun bricht, um sich bei seiner Gattin wieder in Gunst und Ansehen zu setzen.

Als Kronenberg zu diesen sonderbaren Eröffnungen seufzend den Kopf schüttelte, fuhr der Freund fort: lassen wir das: ich habe an Dich eine Bitte von der größten Wichtigkeit. Du willst, wie ich weiß, weiter reisen: wenn Du gehst, so nimm

Deinen Weg über das Gut Neuhaus, zehn Meilen von hier, das Du schon kennst. Dort wirst Du die Tochter des Hauses kennen lernen. Sie ist der Inhalt aller meiner Wünsche; aber mein Vater ist starr und unerbittlich dieser Verbindung entgegen, und meine Mutter giebt ihm hierin nach, weil sie vor Jahren einmal von der Familie beleidigt wurde. Dein Wort gilt aber jetzt bei meinem Vater so viel, daß ein empfehlender Brief, eine vortheilhafte Schilderung gewiß Alles zu meinem Besten wird thun können.

Kronenberg schied mit dem Versprechen, den Versuch zu machen, und begab sich zu Ruhe.

Es zeigte sich auch am folgenden Mittage, wie sehr der junge Wildhausen in seiner Schilderung die richtigen Farben gewählt hatte. Die gnädige Frau war

sehr hochfahrend, kurz, und bemühte sich gar nicht, ihre Verstimmung zu verbergen; der Herr des Hauses war so scheu und demüthig, daß er kaum die Augen aufzuschlagen wagte, und eben so, wie jedes lauten Wortes, enthielt er sich auch heute des Weins. Es wollte sich keine Veranlassung finden, daß die Dame ihren Unmuth hätte auslassen können; nur als der Bediente Zeitungen und Broschüren herein brachte, rief sie mit einem gellenden Ton: tragt das Zeug alles sogleich wieder fort! Ich bin es endlich überdrüssig, so einfältigen Plunder in meinem Hause herum liegen zu sehn, in welchem der größte Mann der neuern Jahrhunderte so armselig gemißhandelt wird! Wenn die französischen Blätter kommen, so bringt sie mir! — Herr von Wildhausen sah mit wehmüthig kläglichem Blicke dem Diener nach, und schickte ein verschämt bittendes Auge hinter ihm drein, wagte aber kein Wort, um

seine Lieblingslectüre zu retten. Ja auch jenes gestern so hoch gepriesene Werk war nicht zu erblicken, und die Vermuthung Carls, daß die despotische Laune der Mutter es wohl verschlossen halten möchte, schien sich zu bestätigen. Es herrschte oft Stille am Mittagstische; denn die Erzählungen des Sohnes, noch weniger aber die Scherze und Anekdoten, welche Kronenberg wagte, fanden weder Beifall noch Unterstützung. Als man sich vom Tische erhob, entfernte sich die gnädige Frau sogleich, und indem der alte Herr mit gesenkten Blicken folgte, stieß er im Vorbeigehn an Kronenberg, und flüsterte: kommen Sie in einem Viertelstündchen auf mein Zimmer! — Die beiden jungen Freunde machten indeß einen Spaziergang durch den Garten.

Nach kurzer Zeit ging Kronenberg, der sich der Hausordnung schon fügen lernte, mit leisen Schritten nach der Stube

des Herrn von Wildhausen. Er fand den alten Mann noch immer verlegen, der in seinen Papieren kramte, und sich ängstigte, wie er seine Rede anfangen sollte. — Jugend wird nicht immer erkannt, mein theurer junger Freund, — so stotterte er endlich, — und ich werde auch oft nicht verstanden. Der Mensch ist ein schwaches Wesen. Wenn ich meinem Gemüth folgen dürfte, — indessen — wer weiß — in Zukunft — ich höre, daß Sie in Verlegenheit sind, und leicht an Ihrer vorhabenden Reise gehindert werden könnten. Ist es mir nicht möglich, alles für Sie zu thun, was ich wünsche, so nehmen Sie wenigstens dies Darlehn, das Sie mir nach Ihrer Bequemlichkeit in bessern Zeiten zurückzahlen können. —

Mit diesen Worten überreichte er ihm einen Beutel mit zweihundert Goldstücken. Und, fuhr er fort, ein Andenken müssen Sie von mir annehmen; ich dachte erst,

Ihnen meine Equipage — aber es sind —
kurz, ich gebe Ihnen ein treffliches, gut
gerittenes Pferd, das mir nur etwas zu
muthig ist. In der Jugend und bei fester
Gesundheit, wie die Ihrige, ist dies die
angenehmste Art zu reisen.

Sie beschämen, Sie überhäufen mich,
sagte der junge Mann.

Ohne Umstände, eiferte der Alte, —
denn meine Frau ängstigt sich auch um
dieses Thier, weil es uns allen zu wild
ist. Glauben Sie aber nicht, daß ich so
ganz ohne Eigennutz handle. Ich habe
eine große Bitte an Sie, durch deren
Erfüllung Sie mich sehr verpflichten, und
wenn Ihnen die Sache gelingt, die ich
wünsche, so machen Sie mich wahrhaft
glücklich.

Nennen Sie Ihre Wünsche.

So lange es Ihnen bei uns gefällt,
sind Sie mir der willkommenste Gast; aber
wenn Sie abreisen, erzeigen Sie mir die

Freundschaft, über Neuhaus zu gehen. Dort werden Sie eine Familie sehn, die aus den widerwärtigsten Mitgliedern besteht, die die Einbildung nur ersinnen könnte; am gehässigsten aber ist die Tochter des Hauses, ohne Grundsätze, eitel, kokett, allem Guten, vorzüglich allen deutschen Gesinnungen abhold, und Vater, Mutter, Sohn und Tochter bilden ein Nest von ausgemachten Atheisten, denen nichts höher steht, als Voltaire, Diderot, und die traurige Gesellschaft jener jetzt fast schon veralteten Freigeister. Mein Sohn ist in das Mädchen vernarrt, und denkt es durchzusetzen, sie mir als Schwiegertochter ins Haus zu bringen. Muß ich einmal nachgeben, so zieh' ich auf meine alten Tage noch in die Fremde. Lernen Sie die Leute kennen, und rathen Sie dann meinem Sohn, auf den Sie so viel vermögen, mit vollem Herzen ab. Sprechen Sie mit dem Vater dort, der vielleicht

Bernunft annimmt, und legen Sie ihm unverhohlen auf eine feine Weise meinen Widerwillen dar. — Nach diesen Reden umarmte der alte Mann den jungen Freund herzlich, und fügte dann gerührt hinzu: und nun beschwöre ich Sie noch, mit väterlichem Wohlwollen, gestehn Sie nicht mit so edler Offenherzigkeit, daß Sie der Verfasser jenes merkwürdigen Buches sind. Wir sehen trüben Zeiten entgegen. Alles deutet auf einen höchst ungleichen Kampf, der Deutschlands Freiheit im gefährlichsten Spiel verlihren wird. Noch hat man sich nicht erklärt. Bis dahin werden die Regierungen gewiß jene Aeußerungen nicht gut heißen, und nachher, wenn die Tragödie aufgeführt ist, ist ihre Sicherheit, ja ihr Leben geradezu gefährdet.

Ich werde Ihre Warnung, erwiederte Kronenberg, zu Herzen nehmen. Sie haben so sehr Recht, daß das Buch in meinem Vaterlande sogar schon verboten

ist. Wie man auf der Grenze des Herzogthums erfahren, daß ich der Verfasser sey, begreife ich nicht; aber neulich am Abend, als ich Ihren Bothen erwartete, lauerten mir vier bis fünf Menschen auf, denen ich nur durch List entgangen bin.

Carl war 'erfreut, als ihm Kronenberg das Geld überreichte, das er vom Vater erhalten hatte. Es wurde beschloffen, mit dieser Summe die dringendsten Gläubiger fürs erste zum Schweigen zu bringen, wenn auch nicht zu befriedigen, im Fall der Dheim sich auf gar keine Anordnungen einlassen wollte. Geschähe dies aber, so könne Kronenberg das Geld nachgeschickt werden.

Nach dem Abendessen warteten die beiden Freunde noch bis tief in die Nacht hinein; aber Christoph kam noch immer nicht zurück, um von der Briestasche und dem verlorenen Passe Nachricht zu bringen. Als man sich schon überwacht trenn-

nen wollte, klapperte ein Pferd den Hof herein, und man vernahm Christophs Stimme, der den eingeschlafnen Stallknecht aufschrie. Gewiß, sagte Kronenberg, hat der Mensch die ganze Reise, bis zu jener Stelle, wo wir mit dem Wagen umfielen, zurück gemacht.

Indem kam Christoph heraus, erhitzt und außer Athem, und noch viel verdrüsslicher, als gewöhnlich. Hast Du die ganze Reise zurück gemacht, armer Mensch? rief ihm Carl entgegen.

Das habe ich wohl bleiben lassen, antwortete der Alte, denn im vorletzten Wirthshause hatte ich ja noch die vermalte Briefftasche des gnädigen Herrn gesehen. Ich bin nur in der letzten Schenke abgestiegen, habe das ganze Haus umgekehrt, die Schränke aufgebrochen, die Betten umgeworfen, Stuhl und Bank, aber vergebens durchsucht.

Aber Du bist fast vier und zwanzig Stunden abwesend: wo hast Du Dich denn umhergetrieben?

O, dreizehn Stunden wenigstens habe ich recht still und ruhig gegessen.

Wie das?

Lassen Sie sich dienen, sagte der Alte, und werden Sie nicht ungeduldig. Als ich die Hausfuchung dort mit aller Strenge vollbracht und den Wirthen Schreck und Aerger in den Leib gejagt hatte, setzte ich mich wieder auf. Kaum zweitausend Schritte auf dem Rückwege reitet mir jemand auf einem Quercwege vorüber: ein hübsches Pferd, der Mann gut angezogen — und — wer war es? derselbe verdächtige Patron, der Ihnen, nach meinem Glauben, die Briestafche weggemaußt hat. — Ich links, seitwärts ihm nach. Der Kerl hat mich längst gesehn und erkannt. Sein böses Gewissen treibt ihn, daß er plötzlich einen Feldweg rechts einschlägt,

als wenn er so gleichsam speculirend spaziren ritte. Ich auch von der großen Straße ab, ihm nach. Das mochte er sich wohl nicht vermuthen, denn nun setzte er sich in gestreckten Gallopp. Den konnte unser guter Ackergaul ihm nicht nachthun; aber ich ließ nicht ab, denn ich dachte den Schelm in der Stadt arretilren zu lassen. Was das Pferd laufen kann, gespornt, in die Ribben gearbeitet, bin ich eher, als ich dachte, am Stadthor. Die Bürgerwache steht schon im Gewehr; ich frage nach dem und dem, und beschreibe ihn, als man mich anhält, vom Pferde nothigt; in die Wache werde ich gesetzt. Von da geht's zum Bürgermeister. Ich sey ein Bettler, ein Landstreicher und so weiter, ein verdächtiger Laugenichts — ich müsse auf den Thurm. Himmelelement! da stoben mir die Worte und Redensarten vom Munde, und es war manches darunter, was der Bürgermeister nicht in Gna-

den aufnahm. Meinen Paß sollte ich aufweisen. Einen Paß, bei einem Spazierritt! — Ich müsse ins Gefängniß; ein ehrfamer feiner Mann, der sich ausgewiesen, und nach seinem Passe ein Baron Kronenberg sey, habe mich denunciirt, wie er sich ausdrückte. Kein Fluchen und Schimpfen half. Ich guckte dort über das Thor durch ein enges Gitter, und sah über die ganze Stadt weg. Auf den Abend, als es schon dunkel war, geht der Rittmeister Herr von Wolf die Gasse herunter. Ich schrei', was ich aus dem Halse bringen kann: erzähle ihm meinen Casus. Er bittet mich endlich los, und da ich viel von Satisfaction räsonnire, meint der Bürgermeister, ich solle dem Himmel danken, so wohlfeil abzukommen; denn für mein Schimpfen auf die Obrigkeit sollte ich wohl acht Tage bei Wasser und Brod sitzen. Der Schliessers mußte nun auch noch ein Trinkgeld haben. Jetzt hatte ich

noch sechs volle Meilen zurück. — Hab' ich's doch immer gesagt: die complete Confusion ist schon im Lande; der Dieb läßt den Redlichen einstecken, die verkehrte Welt oder die Revolution ist da!

Nach einiger Zeit befand sich Kronenberg zu Pferd, um seinen Besuch in Neuhaus abzustatten. Der Frühling und die Sommerwärme hatten sich eingestellt, und dem Reisenden, der seine Sorgen vergessen, war jetzt so leicht und wohlgemuth, wie es dem Jünglinge wohl zu seyn pflegt, wenn er sich das erstemal von seiner Heimath entfernt, um die Welt kennen zu lernen. Er hatte schon in der Nähe einige angenehme Landsitze besucht, und war heiteren Sinnes durch Wald und Gebirge gestrichen, und jetzt, auf dem lustigen Wege in der Ebene, gingen die Gestalten und Begebenheiten seiner frühesten Jugend seinem Geiste vorüber; er war in jener fröhlichen Träumerei befangen, in

der und alle Erinnerungen ergöhen, und Thorheit wie Ernst mit gleichen Blicken anschauen. Er hatte auch oft Gelegenheit gehabt, der Warnung seines Freundes eingedenk zu seyn; denn sein Roß wollte künstlich und mit aller Aufmerksamkeit behandelt seyn. Es war von guter Race und kräftig, aber durch seinen Reiter verwöhnt; die Eigenschaften des Herrn gehn auf gewisse Weise in die Thiere über, und so war dieses seltsam zerstreut; es scheute oft ohne Veranlassung, und sprang von der Seite, stolperte ohne alle Ursach': es war einmal schon geschehn, daß es den Baum vor die Zähne nahm und im blinden Rennen fortstürzte, ohne auf seinen Regierer und dessen Willensmeinung die mindeste Rücksicht zu nehmen. So ward es eine Nebenabsicht Kronenbergs bei dieser Reise, da er sich für einen trefflichen Reiter hielt, das schöne Thier wieder an Ordnung und Vernunft zu gewöhnen: er

lernte beim Erziehn, daß er ebenfalls mehr zerstreut sey, als er von sich geglaubt hatte: der schlimmste Fehler, durch den jede Erziehung, bei vernünftigen oder unvernünftigen Wesen, unmöglich wird.

Am folgenden Tage sah er von einer Anhöhe das Schloß hinter Gehölzen schon vor sich liegen, als sich ein junger Mensch, ebenfalls zu Pferde, zu ihm gesellte. Als dieser nach einigen Fragen und Antworten die Absicht Kronenbergs erfahren hatte, rief er aus: ei! da kommen Sie ja recht zu gelegener Zeit, denn in zwei oder drei Tagen wird die Hochzeit des Fräuleins seyn.

Des Fräuleins vom Hause? — Unmöglich!

Warum unmöglich? Sie wollen doch nicht Einspruch thun? Das Fest wird um so glänzender, weil der Vater an dem nehmlichen Tage das Andenken seiner fünf und zwanzigjährigen Verbindung feiern

will. Die ganze Nachbarschaft ist schon längst eingeladen, und da die Sache so weltbekannt ist, so konnte ich gar nicht vermuthen, daß sie Ihnen fremd seyn würde. Das Schloß wimmelt von Gästen, und Sie werden sich vielleicht in einem Wirthschaftsgebäude oder der Pächterwohnung begnügen müssen.

Aber in aller Welt, rief Kronenberg aus, wen heirathet das Fräulein?

Das ist eben das Sonderbare von der Sache, schwatzte der junge Mensch mit dem Ausdruck des größten Leichtsinns geläufig weiter: es ist eine Parthie, an die Vater und Mutter und selbst das Mädchen noch vor einem Vierteljahr unmöglich denken konnten; denn es ist eine *Mesalliance*, die auch eigentlich ganz gegen alle Vernunft streitet. Denken Sie nur, vor sechszehn Wochen etwa kommt ein junger Fant durch das Dorf, giebt einen Brief ab, wird freundlich aufge-

nommen, ein Mensch ohngefähr meines Alters, mir auch im Wesen und Gesicht nicht unähnlich. Er ist so eben von der Universität abgegangen, ein Amtmanns-Sohn, sieben bis acht Meilen von hier wohnhaft. Das junge Blut macht Verse, spricht Zärtlichkeit, ist artig, liebt Bücher vor. Wie ein Narr wird er in das reiche schöne Mädchen verliebt; sie wird unvermerkt von derselben Narrheit angesteckt; die Aeltern sind unzufrieden, die Mutter weint, der Vater tobt. Doch alles Fluchen hat seine Grenze, auch die ergiebigsten Thränen versiegen, nur die Liebe ist ewig und unerschöpflich. Nicht wahr, so sagt ja alle Welt? Das bewährt sich denn auch hier, und zum bösen Spiel gute Miene machen, ist eigentlich die ganze Kunst der vornehmen Leute. Kurz, der junge Windbeutel ist glücklich.

Verzeihen Sie die Frage, sagte der Reisende: Sie sind wohl selbst der Bräutigam?

Mit schadenfrohem lautem Lachen sah der junge Mensch ihn an, gab dem Pferde die Sporen, und flog davon, so daß das leichte Sommerröckchen in der Luft nachflatterte, indem er noch zurück rief: kommen Sie bald nach, Kamerad.

Armer Freund, sagte Kronenberg zu sich selber, so ist es also mit deiner Hoffnung und allen deinen Wünschen auf immer zu Ende! Eben so ist dein Vater nun aller Sorge enthoben, und meine entgegengesetzten Aufträge dürfen mir jetzt keinen Kummer machen. Er ritt in Gedanken langsamer, und als er endlich auf den Hof des Schlosses kam, sprang ihm der junge leichte Mensch schon wieder aus dem Stalle entgegen. Aha! rief er mit lachender Miene, da sind Sie ja endlich! Sie werden sich aber verwundern, wenn

Sie oben bei dem Herrn Baron finden werden! Einen alten Bekannten!

Doch nicht etwa meinen Freund, den Herrn von Wildhausen, der mir vorangeeilt ist? fragte Kronenberg.

Nein, er heißt ganz anders.

Oder Herr Frelmund?

Weit davon.

Doch nicht etwa gar, sagte der junge Mann zögernd, ein Herr Wandel?

Richtig! rief der Jüngling, und sprang die Treppe hinauf, indem er noch bemerkt hatte, wie plötzlich Kronenberg blaß geworden war; denn auf diesen Mann lautete sein bedeutendster Wechsel. Er überlegte schnell, ob es nicht besser sey, rasch wieder das Pferd zu besteigen und eilig die Landstraße zu gewinnen; indessen aber waren die Stalldiener schon herzu gekommen, und Bediente umgaben ihn. Er sah sich wie ein Gefangener an, und folgte mit schwerem Herzen dem voraneilenden

Dienet, der ihn melden wollte. Vom Balkon herunter begrüßte ihn mit holdseliger Freundlichkeit eine schöne Mädchengestalt. Indem er den Blick wieder erhob, glaubte er ein muthwilliges oder auch vielleicht boshaftes Lachen zu sehn, das sich aber augenblicklich wieder in ein holdseliges Lächeln auflöste. Als er die Treppe hinan und über den weiten Vorfaal schritt, verwunderte er sich über die Ruhe und Stille im Hause, die bei den vielen Gästen unbegreiflich war. Der Baron kam ihm mit heiterer Bewillkommnung entgegen, indem er sich freute, einen Freund des jungen Wildhaufen kennen zu lernen, der ihm die Einsamkeit seines ländlichen Hauses ermunternd beleben würde.

Einsamkeit? fragte Kronenberg verwundert: ich muß fürchten, Ihrem Hause bei diesem schönsten Feste Ihres Lebens ein überlästiger Gast zu seyn.

Der Baron sah ihn verwundert an. Die Vermählung Ihrer Tochter, Ihre silberne Hochzeit, fuhr Kronenberg fort — aber der Baron unterbrach mit schallendem Gelächter seine Rede, und rief endlich: ich wette, Sie sind schon unserm Windbeutel, dem jungen Behlen, in die Hände gefallen. Dieser Mensch, ein Universalitätsfreund meines Sohnes, hat es sich schon seit lange zum Geschäft gemacht, Unwahrheiten auf Unwahrheiten zu erfinden, und dadurch ist ihm endlich das Lügen so zur Natur geworden, daß er selbst bei den gleichgültigsten Dingen niemals der Wahrheit getreu bleiben kann. Von keinem Spaziergange kommt er zurück, ohne etwas Gleichgültiges zu erdenken, das ihm wohl hätte begegnen können. Mit meiner Tochter übt er tausend Eulenspiegelstreiche. Wir sind es alle so gewohnt, daß kein Mensch im Hause mehr auf ihn hört, und daher ist es ihm ein

Festtag, einmal auf einen Fremden zu treffen, der sein Naturell noch nicht kennt.

Dem jungen Mann fiel durch diese Erklärung eine Last von der Brust, daß er also auch wohl von dem Herrn Wandel nichts zu befürchten habe: dennoch aber konnte er eine Empfindlichkeit nicht unterdrücken, sich von einem jungen Burschen so genährt zu sehn. Wenn der junge Mensch, sagte er, Lügen so zur Gewohnheit gemacht hat, so ist es mehr als Scherz; man darf diese völlige Verachtung der Wahrheit wohl ein Laster nennen. Und wird er diesen Hang nie zum Bösen anwenden? Ich fürchte, diese Thorheit, die zwar jetzt nur noch Lachen erregen soll, wird ihm und andern in Zukunft manche bittere Thräne bereiten. Wie kann man nur so mit dem Leben spielen! Er wird aber auch gewiß seiner Strafe

und einer, vielleicht zu späten Reue nicht entgehn.

Trefflich! sagte der Baron mit Lächeln: aber, lieber junger Freund, haben Sie denn schon viele Leute gekannt, die die Wahrheit gesprochen haben? Alles in der Welt lügt ja doch, jedes auf seine Weise, und die des närrischen Wehlen ist noch eine der unschuldigsten. Ich vertraue keinem Menschen, und mache auch nicht die unnütze Forderung, daß mir einer trauen soll. Wahrheit hält die Welt gewiß nicht zusammen, und welchen Schreck würde es geben, wenn die gute Creatur, von der schon so viel gefabelt ist, wirklich einmal erschiene. Sie haben sich recht warm und herzlich ausgedrückt, und manchem Andern würde das noch mehr, als mir gefallen; denn, — kommen Sie, Liebster, in den Garten! — ich glaube immer bemerkt zu haben, daß wir diejenigen Fehler an andern am bittersten rü-

gen, von denen wir uns selber nicht ganz frei fühlen.

Im Garten traf man die Frau und Tochter, mit dem jungen Wahrheitsfeinde. Kronenberg war bei den letzten Worten des Barons übermäßig roth geworden. Wehlen näherte sich ihm ohne alle Verlegenheit, und erzählte selbst sein lustiges Stückchen, wie er es nannte. Sie haben mich schon ganz, sagte Kronenberg, wie einen vertrauten Freund behandelt, und ich muß Ihnen dafür danken. Haben's nicht Ursach', erwiederte der Springinsfeld; die Sache wäre gewiß ganz unschuldig, wenn nicht jedes, auch das beste und dickhäutigste Gewissen in der Welt irgend ein wundes Fleckchen hätte; so haben Sie mir selbst den Namen Wandel wie einen Zauberstab in die Hand gegeben, mit dem ich Sie erschrecken kann. Darauf muß ich nächstens doch noch einmal eine Geschichte erfinden.

Der Reisende fing an, verstimmt zu werden; denn dieser zu leichte und rücksichtslose Ton schien ihm an die Ungezogenheit zu gränzen, und er begriff nicht, wie ihn die Bewohner des Hauses, vorzüglich die Damen, dulden konnten. Diese aber schienen sich ganz behaglich zu fühlen, und der junge Thor wurde durch Beifall aufgefordert, auf diese ziemlich rohe Weise noch mehr die Unterhaltung zu beherrschen. Jetzt kam auch der Sohn des Hauses von der Jagd, und indem er Klinte und die geschossenen Schnepfen dem nachfolgenden Jäger übergeben, rief er aus: ei! Wehlen! da bist Du ja! Im Gehölz ist Dein Vater, und sagt, er bringe Dir das Geld, um das Du neu geschrieben hast. — Ohne Antwort sprang jener fort, worauf der junge Barton ein lautes Gelächter ausschlug: so habe ich ihn denn auch einmal mit gleicher Münze bezahlt! rief er aus; er setzt

was darein, daß man ihn nicht soll hintergehen können. Sein Vater denkt nicht daran, herzukommen.

Kronenberg würde sich sehr unbehaglich gefühlt haben, wenn die Freundlichkeit des schönen Mädchens, und ihre zuvorkommende verbindliche Weise ihn nicht entschädigt hätten. Bei Tische saß er neben ihr, und die Unterhaltung war, wenn auch unbedeutend, doch heiter und leicht; und erst gegen das Ende der Mahlzeit schlich der gedehmüthigte Wehlen herbei, und war, wie alle behaupteten, seit einem Monate zum erstenmale beschämt und schweigsam verlegen.

Ich muß die Familie erst noch mehr kennen lernen, sagte nach einigen Tagen Kronenberg zu sich selber; ich weiß meine Unterhandlung noch nicht anzuknüpfen. Er mochte es sich selber noch nicht ge-

stehn, daß ihn die zuvorkommende Freundlichkeit der Tochter fesselte. Schien sie doch für ihn nur Auge zu haben, und in seinen Blicken zu leben; an seinem Arme ging sie spazieren, und sprach nur mit ihm, wenn auch die andern sie begleiteten; von ihm ließ sie sich vorlesen, und lobte seine Stimme und den Ausdruck, mit welchem er las, mehr, als er es je von seinen Freunden sonst vernommen hatte. So gingen die Stunden und Tage unter Scherz und Spiel hin, und er konnte die Minuten nicht finden, für seinen Freund zu sprechen, noch weniger aber diesem, oder dem alten Wildhausen den versprochenen Brief zu schreiben.

Als man sich wieder an einem regnigten Nachmittage in der Bibliothek mit einem Buche unterhalten hatte, fing Krozenberg an: ich gestehe, nach dem, was man mir von Ihrer Vorliebe für die französische Literatur gesagt hatte, konnte ich

nicht glauben, hier alle unsere guten deutschen Schriftsteller anzutreffen, und ich bin immer noch verwundert, daß ich Ihnen bis jetzt nur aus diesen, nach Ihrem Verlangen, habe vorlesen dürfen.

Lieber Herr Baron, sagte die Mutter, ich sehe hier nichts, worüber Sie sich verwundern könnten. Es ist nur, daß wir die Lectüre nicht überall so ernsthaft und schwerfällig nehmen, wie die meisten Menschen, die die sehr lästige Rolle nun einmal übernommen haben, für diese oder jene Parthie enthusiastisch erhitzt, oder in Feindschaft entbraunt zu seyn. Da sehen sie sich denn selbst ein Gespenst zusammen, das sie Geschmack, oder Fortschritte der Cultur, oder Bildung betiteln, dem sie ihren Zeitvertreib zum Opfer bringen, und an das sie doch selbst in vielen Stunden nicht glauben, um sich nur recht erhaben vorzukommen. Was soll man immer thun? So wie wir einmal beschaffen

sind, müssen wir zu Zeiten lesen — das geht mit unsern weltlichen Arbeiten Hand in Hand, und dabei verschwindet denn so recht behaglich Stunde, Tag und Woche.

Fräulein Lila hatte kurz vorher noch mit Begeisterung und glänzenden Augen von dem tiefen Eindruck gesprochen, den die Tragödie, so trefflich vorgetragen, auf sie mache, und die begeisterte Eitelkeit des Vorlesers war durch die letzte Rede mit einiger Gewaltthätigkeit abgekühlt worden. Man schwimmt, sagte Lila jetzt, auf einem Strom von Wohlthun laut gemächlich hin, und merkt nicht das Verweilen der Gegenwart.

Das verstehe ich nicht, rief Mehlen aus, ich freue mich nur drüber (indem er auf die Dichter und Romanschreiber hindeutete), daß alle diese Reichen deutscher, französischer und englischer Bücher das so recht im Großen und Unfassenden getrieben haben, was auch meine Liebhas

bereit ist. In allen diesen Centnern von Lügen würde doch auch noch kein Gran von Wahrheit herausgebrannt werden können. Und mir will der ehrbare, moralische Herr von Kronenberg meine unschuldige Gemüthsergözung verargen!

Wie kann man dergleichen nur mit einander vergleichen! rief dieser aus.

Warum nicht? bemerkte der Sohn des Hauses. Es ist dasselbe Talent, nur mehr ausgebildet und ausgesponnen. Darum habe ich mich auch von Kindheit an darüber geärgert, wenn meine Mutter oder Schwester über das ersonnene Zeug Thränen vergießen konnten. Ich kann nicht beschreiben, wie seltsam mir dergleichen Aeußerungen, lautes Lachen, oder ein gespanntes Interesse, vorgekommen sind, da ich noch niemals in der Täuschung gewesen bin. Ich habe aber auch bemerkt, daß man sich erst wirklich dazu abrichten, wirklich dressiren muß, um ein

solches Papierleben in Büchern führen zu können; auch verlieren diese Leute alles Auge und allen Sinn für die Wirklichkeit.

Aber, sagte der Vater mit ernster und wichtiger Miene, laßt uns, meine Freunde, unsre französischen Lieblinge wieder vornehmen; denn es steht uns vielleicht nahe bevor, daß wir die Sprache und die Ausdrücke der feinen Gesellschaft dieser Nation höchst nöthig brauchen. Wer sich mit dem Franzosen gut und auf seine Weise zu unterhalten weiß, hat ihn schon halb gewonnen, und wenn die Monarchen Truppen mobil machen und Arsenale und Artillerieparcs anlegen und vermehren, so laßt uns wieder, meine Theuren, auch jener Wendungen, Witzspiele, der leichten Conversationssprache unserer sogenannten Feinde uns bemächtigen, um ihnen durch die genaue Kenntniß ihrer Racine, Vol-

taire und Diderot den gelindesten Widerstand zu thun.

Ja wohl, sagte der Sohn, dieses sind Schuß- wenn auch nicht Trug-Waffen, die uns vielleicht sehr nützen können.

Lügen muß man, warf Behlen lachend ein, daß die Kerl' nicht aus noch ein wissen, und schwadroniren, daß sie sich als Deutsche vorkommen; dann hat man gewonnen.

Als am folgenden Tage Kronenberg mit dem Fräulein im Garten allein war, schien es ihm, daß sie sich noch vertraulicher gegen ihn betrüge. Er gab ebenfalls seiner Stimmung nach, und machte sich doch innerlich Vorwürfe, daß er des Auftrages, den ihm sein Freund gegeben hatte, wenig gedenke. Er konnte sein Benehmen nur dadurch vor sich selber entschuldigen, daß er bel sich ausmachte, sein Freund sey niemals geliebt worden, und es sey daher Unrecht, eine Verbin-

dung zu befördern, durch welche beide nur unglücklich werden könnten. Ob er ein Glück annehmen dürfe, das ohne sein Zuthun, wie eine reife Frucht in seinen Schooß falle, darüber war er noch unentschieden; auch fühlte er keine Leidenschaft, und überließ also den Erfolg der Zukunft, ihn so oder so zu entscheiden.

Aus diesen Sophismen wurde er schnell genug auf eine unangenehme Art gerissen, indem das Fräulein mit veränderter Stimme und Miene plötzlich ausrief: so gehören Sie denn also auch zu der Mehrzahl jener charakterlosen Männer, die keiner Lockung widerstehen, keine anscheinende Gunst mit edler Art abweisen können? Sie wollen ein Freund seyn, und haben kaum noch den Namen meines Geliebten gegen mich ausgesprochen? Er meldete mir, noch ehe Sie kamen, daß Sie für ihn handeln würden; aber beim geringsten Anschein,

als ob ich Ihnen wohl wollte, hatten Sie auch alle Ihre Versprechungen vergessen. So oft ich mir noch einen solchen Scherz erlaubt habe, so ist er mir auch gelungen, und es ist den Mädchen daher wohl nicht zu verargen, wenn sie von der Trefflichkeit des männlichen Geschlechts keine zu erhabenen Begriffe einsammeln können.

Kronenberg suchte sich schnell zu fassen, und erwiderte: aber glauben Sie denn in der That, reizendes Fräulein, daß ich nicht gleich die verständige Coquette in Ihnen erkannte? Meinen Sie denn wirklich, ich habe etwas anderes gewollt, als Sie auf die Probe stellen, wie weit Sie Ihren Muthwillen treiben möchten? Ich muß mir viel Schauspielers-Talent zutrauen, daß Sie, die Sie so fein sind, so fest an den zärtlichen Schäfer in mir haben glauben können.

Mit diesem Talente, antwortete sie im Lachen, sieht es doch nur so so; den

Verliebten spielten Sie wenigstens viel natürlicher, als jetzt den Weltmann, der seine schlau angelegte Maske abwirft. Sie sind offenbar in Verlegenheit, so sehr Sie sich auch sammeln wollen. O ja, mein Herr, in der Schule der großen Welt haben Sie noch vieles zu lernen; Sie sind ihr nur aus einer der untersten Classen entlaufen.

Sie verließ ihn spottend, und der Verstimmte ging in eine dunkle Laube, wo er den Sohn des Hauses lesend antraf. Wo ist Ihr Herr Vater? rief er lebhaft; ich komme, Abschied von ihm zu nehmen, denn meine Reise ist dringend. Mein Vater, antwortete der Sohn, ist oben in seinem Arbeitszimmer, in der nothwendigsten und überflüssigsten Beschäftigung von der Welt.

Wie soll ich das verstehen?

Sie haben ja wohl von ihm gehört, daß er seinen Stolz darein setzt, seine Gü-

ter selbst zu bewirthschaften. Es fügt sich aber, daß er gar nichts von der Sache versteht. Seine Leute wissen das auch; aber er wendet, wie er meint, die größte Kunst an, ihnen dies zu verbergen. Wirthschafter, Förster, Verwalter müssen täglich zu ihm kommen, um Rechenschaft von ihren Arbeiten abzulegen und neue Befehle zu empfangen. Diese Conferenz dauert einige Stunden. Der gute Vater quält sich, treffliche Fragen auszusinnen, Verordnungen zu machen, die unmöglich oder unausführbar sind, und um die Sache nicht ins Leichtsinrige zu spielen, und die Komödie zu schnell zu beschließen, herrscht oft ein viertelstündiges heiliges Stillschweigen, wenn er nichts mehr zu fragen, und die andern natürlich auch nichts mehr zu antworten wissen. Vor dieser Stunde fürchtet er sich an jedem Tage, und hat täglich eine geraume Zeit nöthig, um sich von ihr zu erholen. Gehn Sie hinauf,

vielleicht erlösen Sie ihn dadurch aus seinem Fegfeuer.

Kronenberg folgte diesem Winke, und traf im Zimmer des Barons die aufgestellte Dienerschaft, in schweigender erzwungener Aufmerksamkeit, und den Herrn sinnend, den starren Blick zum Himmel gerichtet. Sein Gesicht erheiterte sich, als er den Eintretenden wahrnahm; er verabschiedete alle, mit dem Ausruf: morgen weitläufiger — ich habe heute nicht länger Zeit. Er bedauerte, als er hörte, daß sein unterhaltender Gast ihn schon morgen oder übermorgen verlassen wolle. Indem hörte man Thüren laut werfen, heftiges Schellen, Geschrei der Bedienten, dazwischen die laute Stimme des jungen Herrn, und eilende Tritte über die Corridore und die Treppe hinab und hinauf. Um's Himmels Willen, rief der erstaunte Kronenberg, was hat das zu bedeuten? Seyn Sie ruhig, antwortete der Baron gelassen,

es ist nichts weiter, als daß mein Sohn studirt. — Wie? Studirt? — Ja, er kündigte mir schon heute Morgen an, daß er noch vor Abend seine Studien wieder beginnen wolle, und da ich weiß, daß es dabei etwas unruhig zugeht, so war ich auf dies Getümmel schon gefaßt. Der junge Mann, wie Sie werden bemerkt haben, lebt ziemlich zerstreut und eigentlich unbeschäftigt. So lange diese unbestimmten Spaziergänge, Jagdvergnügungen, leichte Lectüre, Reiten und Besuchemachen seine Zeit hinnehmen, ist er ziemlich ruhig. Aber alle drei Monate fällt es ihm einmal wieder ein, daß er seine Studien nicht ganz vernachlässigen darf. Alsdann schleppt er sich wichtige tiefsinnige Bücher zusammen, und setzt sich mit dem redlichsten Eifer zu ihnen nieder. Aber kaum hat er sie aufgeschlagen, so fallen ihm in dieser einsamen Zurückgezogenheit tausend Dinge ein, an welche er sonst niemals denkt: da

hat ein Bedienter dies und jenes verschleppt, was er wieder suchen muß; es muß ein nothwendiges Billet in die Nachbarschaft verschickt werden; da schickt man, den Tischler und Schmidt zu rufen, um eiligst und mit Hefigkeit ein Utensil zu bestellen, das eigentlich überflüssig ist; da läßt man in der Bibliothek herum reissen, um ein Buch zu suchen, das nachher verskramt wird. Und so ein lärmendes Geschäft nach dem andern. Es ist darum nicht immer wahr, daß die Musen die Einsamkeit und Stille lieben, und haben wir keine brausenden Wasserfälle, bei denen es sich, wie viele versichern, vorzüglich soll denken lassen, so benutzen wir hier die Treppen zu Cascaden und die zugeschlagenen Thüren als Echo des Gebirges.

Kronenberg entfernte sich mit einem sonderbaren Gefühl; er dachte nach, wie in dieser Familie kein Mitglied das andere

zu achten scheine, und alle doch so ziemlich gut mit einander fertig würden. Als man am Abend sich beim Thee wieder versammelte, trat die Mutter mit Freundlichkeit zum Gaste, und flüsterte ihm zu: meine Tochter hat mir gesagt, Sie hätten den Scherz des jungen Mädchens mit einiger Empfindlichkeit aufgenommen; aber als ein Mann von Welt sollten Sie es nicht. Was können wir armen Weiber in der Einsamkeit anders thun, was uns wenigstens so unterhielte, als die Huldigungen der Jugend und des Alters annehmen? Lieber junger Freund, das ist ja nur eine andere Art von Kartenspiel, und geschickt mischen, mit Feinheit spielen, den Andern errathen, sich selbst nie bloß geben, am allerwenigsten aber diesen artigen Scherz für Ernst halten, dies alles sind Eigenschaften, die eine gute Erziehung durchaus lehren muß, und ich habe es mich bei meiner verständigen Tochter Zeit und

Mühe kosten lassen, ihr alle diese kleinen Künste beizubringen, damit sie niemals das Opfer eines Kluggebildeten werde, der die Unerfahrene mit dergleichen fangen und unglücklich machen könnte. Wir thören die Männer, müssen uns aber niemals bethören lassen, und ich wunderte mich schon am ersten Tage, daß Sie so hastig in das Garn gingen.

Kronenberg verbeugte sich höflich, und dankte mit einiger Rührung, daß man es mit ihm noch so gnädig habe machen wollen. Bald aber wurde jedes leisere Gespräch durch die Schwänke unterbrochen, welche der junge Wehlen in seiner schreienden Manier vortrug, und denen Vater und Sohn schon seit einiger Zeit ein williges Ohr geliehen hatten. Es war ein Brief angekommen. Ah! von dem alten Baron Mannlich! rief Wehlen aus—der im vorigen Jahre so lange das Märchen der Nachbarschaft war, als er zum

Besuch sich in Ihrem Hause aufhielt. Eine seiner sonderbarsten Geschichten ist Ihnen gewiß noch unbekannt. Sie waren damals verreist, und er ließ es sich recht gerne gefallen, mit mir einige Tage allein hier zu haufen. Ich bin auf der Jagd. Vor dem Dorfe bricht ein Wagen; der alte Herr macht sich herbei, hilft einem ältern und jüngern Frauenzimmer auf die Füße, die, wie sich nachher auswies, zwei Erzieherinnen waren, führt sie spazieren, zeigt ihnen Garten und Gegend, und endlich auch sogar das ganze Schloß, als sein Eigenthum. Um sich recht bei den Dämchen in Autorität zu setzen, schilt er mit den Domestiken der Herrschaft, wettert und flucht in den Wirthschaftsbänden herum, befiehlt, daß dieses und jenes am folgenden Tage ganz anders eingerichtet werde, und da die Knechte und Tagelöhner verblüfft ihn nicht begreifen, prahlt er gegen seine Begleitung,

wie sehr alle seine Unterthanen seine Majestät fürchten. Das Lustigste aber war, daß er einen Bauer, der auf eigenem Hofe Tabak rauchte, unter auffallendem Lärm und großem Geschrei ins Gefängniß stecken ließ. Als die Frauenzimmer, vom Wandern, Lärmen und unendlicher Verehrung ganz ermüdet, endlich in ihrem gestickten Wägelchen weiter reiseten, mußte er mit mehreren Thalern den eingesperrten Bauer zufrieden stellen, die Dorfgerichte bestechen, den Knechten und Tagelöhnern ansehnliche Trinkgelder geben, und an mich Unbedeutenden viele Umarmungen und Küsse, so wie herzliche Freundschaftsbetheuerungen wenden, damit nur Keiner verriethe, mit welchem Glanze falscher Herrlichkeit er sich als dreistündlicher Tyrann aufgepußt hatte.

Viele Scherze und Anekdoten kamen nun auf die Bahn, und der junge Mensch schien wirklich unerschöpflich; obgleich viele

seiner Erzählungen keine sonderliche Spitze hatten, so fanden sie dennoch an den Hausgenossen gutwillige Zuhörer, und Kronenberg, der schon längst verstimmt war, begriff nicht, wie Geschichtchen, ohne allen Zusammenhang, ohne geistige Verbindung, die Gesellschaft erheitern konnten. Er äußerte eine bescheidene Kritik, und der Baron antwortete: ich gestehe Ihnen, mir sind das, was man Anekdoten nennt, geradezu die angenehmste Unterhaltung. Diese abgerissenen Einfälle und Schnurren ergötzen eben dadurch, daß wir keiner Vorbereitung bedürfen, um sie zu verstehen und zu schmecken. Was mich aus der Geschichte interessirt, ist doch auch nichts anders, und ich erwarte immer noch den geistreichen Autor, der mir einmal alle die Schwerfälligkeiten in Späße verwandelt, und diese scheinbare und langweilige Verbindung, diese Folge von Wirkungen und Ursachen völlig auflöst;

denn alles ist doch nur Lüge. Einige französische Memoires nähern sich demjenigen schon so ziemlich, was ich verlange.

Die Literatur aller Nationen, sagte das Fräulein, kann auch nicht anders interessant dargestellt werden, nur als Chaos einzelner, abgerissener, oft bizarrer, oft unbegreiflicher Erscheinungen zieht sie mich an.

Ei! ei! rief der junge Wehlen aus, dann ist die deutsche auf dem besten Wege Ihren vollkommensten Beifall zu gewinnen. Bald wird es dahin gekommen seyn, daß unsere alljährlichen kleinen Calenderschen uns die zusammenhangendsten und größten Werke liefern. Diese Weihnachtslämmchen, denen das Mäulchen mit Gold verklebt ist, oder denen erst, wie den Rätzchen, nach neun Tagen etwa die muntern Neuglein geöffnet werden, wenn schöne feine und wohlgespitzte Finger die glimmende Verkleisterung von den zarten

Blättchen abgeschliffen, und Gedichten wie Erzählungen die Zunge gelöst haben. Aber so niedlich die Bildchen, so feindsinnig deren Erklärung, so rührend die Geschichten, so zartgeflochten die Verse auch seyn mögen, so finde ich trotz dem kleinen Formate in diesen Werken immer noch zu viel deutsche Schwerfälligkeit, und mit dieser eine zu bestimmte Einseitigkeit. Der unbilligen Richtung auf Weihnachten, Neujahr, und des gratulirenden Umwandelns, wie Kirchendiener und Nachtwächter, gar nicht einmal zu gedenken. Dagegen unsre Wochenschriften und Tagesblätter! Nicht wahr, hier sind auf wenigen Seiten die Weltgeschichte, die Gelehrsamkeit, Satyre, Epigramm, Stadtklatscherei, Recension, Theater, Anekdote, Wetterbeobachtung, Räthsel, Liberalismus, Winke für Regenten, Philosophie, Charaden und Gedichte noch obenein, ausgeschüttet. Und welcher pols

nischer Reichstag, wenn auf einer Toi-
lette sieben oder acht Blätter dieser Art
aufgeschichtet liegen. Widerspruch, Ant-
wort, Widerruf, Gezänk des Einen mit
dem Andern, hier Lob, wo jener tadelt,
dort eine Entdeckung, die schon uralt ist,
bei jenem eine Anfrage, die jedes Lexikon
beantworten kann, dann ein philosophi-
scher Zweifel, ob es wohl gut sey, den
Senf zu lange nach der Mahlzeit zu ge-
nießen. Hier nehmen sich auch erst die
Erzählungen gut aus, bei denen es im-
mer wieder von neuem heißt: die Fortse-
zung folgt. Es ist nur zu tadeln, daß
man von diesen immer noch zu große
Massen reicht. Wenn ich ein solches
Blatt herausgäbe, ich ließe mir es nicht
nehmen, die merkwürdige Begebenheit etwa
in folgenden Portionen zu liefern:

Emmelinhypothenusios ging aus der
Thür.

Fortsetzung folgt.

Er sah sich um und rief:

Fortsetzung folgt.

Ha!

Fortsetzung folgt.

Denn er hatte einen Blick gethan —

Fortsetzung folgt.

In die Ewigkeit,

Fortsetzung folgt.

Bis ihn eine Schwalbe wieder zum
wirklichen Leben erweckte.

Schluß nächstens.

Worauf er zurück in sein Haus ging.

Beschluß.

Bei einer solchen Behandlung könnte der Scharfsinn der Leser doch noch in Thätigkeit kommen; aber bei der jetzigen Anstalt ist es unmöglich, daß sie nicht bald alles errathen, und sich zu sehr dem Ströme der Empfindungen hingeben, was unsre Landsleute eben gar zu nervenschwach und gefühlvoll macht.

Ein Wagen fuhr vor, und der neugierige Wehlen lief hinab, zu sehn, wer angelangt sey. Er kam schnell zurück, und rief: freuen Sie sich! der Herr ist nun endlich da, den Sie schon so lange erwartet haben, um die Verhandlungen über die Güter zu beschließen. Da man ihm aber niemals glaubte, so antworteten ihm alle nur mit lautem Gelächter. Es währte aber nicht lange, so trat ein schöner junger Mann herein, dem die Familie mit einem Ausruf der Verwundrung entgegen schritt, und ihn dann herzlich begrüßte. In diesem plötzlichen Getümmel vergaß man seinen Namen zu nennen, oder ihm die Fremden vorzustellen. Ich habe, sagte der Eingetretene, als die Ruhe wieder hergestellt war, eine Reise durch mein Vaterland gemacht, und das hat mich abgehalten, früher zu Ihnen zu kommen, wie ich wohl, unsern Verabredungen gemäß, thun mußte. Zuletzt habe ich mich länger, als

ich sollte, im Hause des Grafen Burchheim aufgehalten.

Kronenberg ward aufmerksam. Die älteste Tochter, Cécilie, fuhr jener fort, hatte ein sonderbares Schicksal gehabt, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist; ihr schönes Gemüth mußte diese Begebenheit überwinden, und ich war etwas behülflich, sie zu zerstreuen.

Ich weiß, sagte Kronenberg; ihr Geliebter hat sie plötzlich verlassen und sein Wort zurück genommen, weil er eine andere Leidenschaft in ihrem Herzen entdeckte.

Nein, mein Herr, antwortete der Fremde mit einem scharfen Ton und glänzendem Auge: man hat Sie ganz falsch berichtet. Ein junger Mensch von Familie, den der Vater mit zuvorkommender Güte behandelte, macht sich nach und nach im Hause nothwendig; er schmeichelt Allen, er ist gegen die Tochter zärtlich. Mit dem Vater patriotisch, mit dem Sohn kosmo-

politisch phantasirend, die Mutter mit Hofgeschichten unterhaltend, mit den Kindern spielend, wird er Allen Alles. Dem Vater weiß er große Reichthümer vorzubilden, und dieser wünschte seine geliebte Tochter gut versorgt zu sehn. Cécilie fühlt keine Neigung zu ihrem Liebhaber; indessen ist sie dem Vater nicht entgegen, dessen Glück und Liebe sie über alles schätzt, und — wie junge unschuldige Gemüther oft den Versuch machen — sie bestrebt sich, den Widerwillen, den sie im Geheim gegen diese Verbindung fühlt, zu überwinden. Indessen vernimmt man nicht ohne Verwundrung, daß er, so oft er abwesend ist, eine reiche Familie, eine halbe Tagereise von dort, fleißig besucht; man murmelt, daß er auch dort der Tochter den Hof mache. Dies bestätigt sich, und zugleich läuft die Kunde ein, daß er statt der angegebenen Schätze nur große Schulden habe, daß Wechsel ihn verfolgen. Die

Tochter ist gekränkt — der verletzte Vater sucht ihn zum Geständniß der Wahrheit zu bringen — er läugnet standhaft. Da nimmt sich der empörte Sohn vor, ihn auf ernstere Weise zur Rede zu stellen, und der zärtliche Liebhaber ist plötzlich aus der Gegend verschwunden.

Sollte es einen solchen Charakter geben? fragte der Baron.

D dieser Mensch, fügte der Erzählende hinzu, ist im Stande, den Bauern zu erzählen, er habe mit vor Troja gekochten, und einem Dorfschulmeister, er sey der Verfasser von allen Werken des Voltaire.

Gleich darauf entstand ein eifriges Gespräch über Güterkauf, und Geschäfts- und Geldverhältnisse. Kronenberg nahm noch einmal Abschied, weil er morgen mit dem Frühesten seine Reise fortsetzen müsse; für diesen Abend entschuldigte er sich, indem er noch einige höchst dringende Briefe

zu schreiben habe. So wurde er nicht sonderlich bemerkt, und bald darauf bei den wichtigen Verhandlungen, welche alle Gemüther zu spannen schienen, vergessen; nur der junge Wehlen schlich ihm nach, um draussen etwas feierlicher und mit mehr Rührung von ihm Abschied zu nehmen, und ihm das beste Glück zu wünschen.

In der nächsten Stadt schrieb Kronenberg an den Baron Wildhausen und dessen Sohn. Im Brief an den ersten stand unter andern folgendes: Atheisten, mein verehrter Freund, sind diese Leute wohl nicht zu nennen; aber freilich kümmern sie sich nur wenig um Gott oder Menschen. Die Tochter kann in einer glücklichen Ehe anders und besser werden, vorzüglich, wenn es möglich ist, sie von

der Langeweile zu erlösen, welche die ganze Familie zu Grund richtet und sich auch dieser jungen Seele bemächtigt hat. Ich bin aber überzeugt, daß ein so gründlicher Verstand, als der Ihrige, sie am ersten wieder herstellen kann, wenn sie noch irgend zu retten ist. So hoch, wie ich nach Ihrer Schilderung glauben mußte, wird die französische Literatur von diesen Leuten gar nicht gestellt; sie toleriren sie nur, wie sie es auch mit der grönländischen und japanischen thun würden; und Ihre verehrte Frau Gemahlin möchte eben an dieser geringschätzenden Gleichgültigkeit das größte Vergerniß nehmen.

Was Deine Geliebte betrifft, (so stand im Briefe an den Sohn) so kann ich mir unmöglich denken, daß Du mit dieser glücklich seyn würdest. Indessen läßt sich dergleichen freilich nicht berechnen. Ich besorge nur, wenn es noch einmal dahin kommt, Du mußt einen sehr

trivialen Spaßmacher mit in den Kauf heirathen, der dem Seelenheile des Fräuleins bis jetzt noch unentbehrlich scheint. Er ist dieser Familie, was die Unruhe der Uhr — und gewiß, wenn sie von ihm nicht immer aufgezo- gen wird, so steht sie gar still. — Von mir mag ich kaum mehr sprechen, so lästig fängt mir an, der Umgang mit mir selbst zu werden. Ich fürchte, das Glück, welches ich in der Jugend so muthwillig verschert habe, wird mir niemals wieder entgegen kommen. Eine gewisse Summe von Erfahrungen ist jedem Menschen bestimmt; ich habe diese vielleicht schon früh vollständig empfangen, und wie der verlorne Sohn zwecklos ausgegeben. Lange hätte ich wohl davon zehren sollen, und muß nun um so früher beschließen.

Er siegelte diese Briefe. Sein Pferd war schon vorgeführt, weil er im Augenblick abreisen wollte. Da eilte der Kellner

noch herauf, und rief: gnädigster Herr, da unten ist der junge Graf von Burchheim, der Sie in einem wichtigen Geschäfte sprechen will. Kronenberg verfärbte sich. So habe ich ihn doch nicht vermeiden können, sprach er leise zu sich selbst; es sey! Dies löst vielleicht in einem Augenblicke, woran ich sonst wohl noch viele Jahre hindurch aufzuwickeln hätte. Er ging hinab; der Fremde zeigte sich nicht. Nachdem Kronenberg ein Weilchen gewartet hatte, bestieg er sein Pferd. Wo ist Graf von Burchheim? rief er noch einmal zum Fenster hinauf. Hier! rief Jemand hinter dem Thorwege hervor, und im nehmlichen Augenblicke sprang auch der junge Wehlen lachend zum Reiter hin. Dieser aber, im äußersten Grade zornig, holte mit der Reitgerte aus, und gab mit dieser dem Spötter einen Hieb ins Gesicht. Wehlen, diese Begegnung nicht vermuthend, sprang erst zurück, gab aber dann mit einem

Stoße dem Pferde, das schon davon sprengte, einen so derben Schlag, daß es sich in seinen schnellsten Lauf setzte, und mit Lebensgefahr des Reiters durch die Gassen und das Thor rannte. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, und gab den jungen Mann verlohren. Im Freien setzte das Thier über den Graben am Wege, rannte durch frisch geackertes Feld, und stürzte endlich ermattet nieder. Kronenberg besann sich bald, half dem Gaul wieder auf, und suchte über Wiesen, Fußsiele und durch Wald die Landstraße wieder zu gewinnen.

Bei heiterm Sonnenwetter streifte er durch die schönen Gegenden, hielt sich zuweilen in den Städten länger auf, machte Bekanntschaften, verweilte an den Bädern, und suchte sich zu beschäftigen und zu zerstreuen. Jetzt war er in die Thäler eines romantischen Gebirges eingedrungen, und der Wechsel von Wald und Berg,

Hügel und Wiese, ergöhte ihn innig. Nur mußte er sich gestehn, daß das Verhältniß, in welchem er zu seinem Pferde stand, immer lockerer zu werden drohe; er konnte sich nicht verschweigen, daß das Thier fägsamer und verständiger gewesen sey, da er es erst überkommen. Keine der alten Lücken war ihm abgewöhnt worden; es hatte sich seitdem viele neue angeeignet, und war jetzt in manchen Stunden kaum zu bezähmen. Im Stillen war Kronenberg schon mit sich überein gekommen, es bei einer vortheilhaften Gelegenheit zu verkaufen oder umzutauschen.

Am heutigen Tage, ob es sich gleich zum Herbst neigte, war das Wetter besonders warm, und der abentheuernde Reisende fühlte sich wieder wohl und zufriedener, als er seit einiger Zeit mit sich selber gewesen war. O, du liebliche Na-

tur, sagte er fast laut, indem er langsam an Hügeln und Rebengeländern hinzritt, wie hast du doch Balsam und Trost für jeden Schmerz! O, du erhabenste Lehrerin! wer nur immer fähig und offenen Sinnes genug wäre, deine Worte zu vernehmen und zu verstehen! Wie bist du so lauter und so wahr! Vom heitern Himmel weht und tönt die reine Liebe, aus dem Walde klingt ein heiliges Rauschen, die Wässer plaudern mit süßer Geschwätzigkeit, die Bergströme brausen, und über Flur und Wiese und Wald weht ein Geist der Eintracht, Lauterkeit und Wahrheit. Die Thiere, die Vögel, das schwimmende Geschlecht, sie alle sind und bleiben ihrem Verufe getreu. Kaum daß der hochheilige Storch dort am Weiher mit seinem abgemessenen Gange etwas mehr Gravität affectirt, als er gerade nöthig hätte, und die kleine Bachstelze mit einiger übertriebenen Munterkeit hin und her wippt,

und für wichtiger angesehen seyn will, als ihr wohl zu Muthe seyn mag. Aber, der Mensch — der arme Mensch! Kaum ist ihm die Zunge gelöst, so umfängt ihn schon im ersten Fallen die Lüge, und läßt ihn auch nicht wieder los; selbst seine innersten Gedanken werden unwahr, seine Pulse heucheln, und er verliert im Labyrinth der Zweifel, der Entschuldigung, des Aufputzes, der Eitelkeit sich selbst. Und doch ist es so bequem, ehrlich und wahr zu seyn. Die Sache selbst, wenn die Lüge kaum Schatten zu nennen ist. Hat denn wohl Affectation und durch Lüge erzwungenes Lob und Bewunderung meinem Herzen nur einige der Schmerzen der Vernichtungen vergüten können, die es erdulden mußte, wenn man meiner Armseligkeit auf die Spur kam, oder sie ganz entdeckte? Ja, von heut, von jetzt an will ich allen Täuschungen entsagen, und das Leben selbst finden, das sich mir bis-

her immer hinter Schattengebilden verborgen hielt.

Er sah in der Ferne einen angenehmen Landsitz vor sich liegen: ein geräumiges Haus, ziemlich in altem Styl gebaut, daneben ein Obst- und Gemüsegarten, Springbrunnen, und hinten ein großer Park, das Ganze mit einer Mauer umschlossen. Als er näher kam, bemerkte er, daß die Landstraße links vor dem Hause, neben der Mauer vorbeiführe; aber das große Thor in dieser war ganz geöffnet, und durch dieses übersah er schon den innern Hof. Auf einer großen Rampe des Schlosses waren viele Menschen versammelt; er unterschied einige hübsche Mädchengesichter; es that ihm schon leid, daß er nicht mit Schicklichkeit über den Hof reiten dürfe, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Als wenn sein Pferd diesen seinen Gedanken gefühlt hätte, und ihm seinen Wunsch erleichtern

wollte, setzte es sich jetzt, von seinen Lücken bestochen, in das stärkste Rennen, und damit gerade auf den Thorweg zu. So wie die versammelte Menschenmasse auf der breiten Treppe das bemerkte, sprangen einige von dieser herab; alle aber streckten die Arme aus, und riefen: **Better! Cousin! theurer Better! Endlich da!** — Das Roß, von dieser Bewillkommung aufgemuntert, achtete nun nicht mehr des Zauns und der Sporen, sondern stürzte schnell weiter, und schon war, allem seinen Ablenken zum Troh, der beschämte Kronenberg im Hofe. Das Freudengeschrei der eingebildeten Verwandten nahm zu, und der geängstete Reiter fürchtete, das Pferd würde nun eben so toll und blind mit ihm zu dem Thorwege gegenüber hinaussetzen, und die schnell enttäuschte Betterschaft der zu schnell vorüber eilenden Erscheinung ein schallendes Gelächter nachsenden. Um dies zu verhüten,

wandte er alle Mittel an; er wollte halten, die Gesellschaft um Verzeihung bitten, und dann im ruhigen Schritt weiterreiten. So hatte er beschlossen; aber ganz ein anderes sein unbezähmbares Ross. Dieses bäumte, sprang von der Seite, und da Kronenberg jetzt selbst die kalte Fassung verlor, schlug es mit ihm über, und warf ihn im Fall gegen den steinernen Brunnenn des Hofes. Blut rann ihm in die Augen, und das letzte, was er hörte, war ein gellender Aufschrei. Alle liefen hinzu; aber schon war um ihn Nacht — er hatte die Besinnung verloren.

Jene große Begebenheit, welche Deutschland völlig zu vernichten schien, war indessen eingetreten. Alle Dinge veränderten plötzlich ihre Gestalt, und man konnte voraus sehn, daß binnen wenigen

Nahren auch jene Einrichtungen, die für jetzt noch bestanden, dem neuen Geiste würden weichen müssen. Eine allgemeine Lähmung hatte die Gemüther ergriffen. Denn bei einer so ungeheuren und schnellen Umkehrung fühlen die meisten Menschen ihr Unglück weniger, als wenn sie vorbereitet zu seyn scheinen, und allgemach von der gewohnten Lage scheiden sollen. Die Nothwendigkeit ist eine strenge Lehrerin, und man gesieht sich selber nicht, wie unbedingt man ihr folgt, da sie keine Einrede annimmt und keinen Aufschub gestattet. Waren die Patrioten einer Verzweiflung hingegeben, in der sie, fast wie im Sturm, alle übrigen Güter schnell mit dem Leben hätten über Bord werfen mögen, so triumphirten dagegen die Neuerungsfüchtigen, und konnten eine gewisse Schadenfreude nicht verbergen, daß nun wenigstens alles das würde weichen müssen, wogegen sie so oft und manchmal vor

tauben Ohren gepredigt hatten. Der gemeine Mann war betäubt; er litt und klagte, ohne viel zu denken, und Greise, die sich für erfahrner hielten, meinten unschuldig genug, dieser Krieg würde, wie frühere, mit allen seinen Folgen vorübergehn, und dann den Dingen wieder Platz machen, die er nur auf einen gewissen Zeitraum verdrängt habe.

Manche Woche hindurch hatte Kronenberg auf seinem Krankenbett gelegen, und weder von großen noch kleinen Begebenheiten Kunde empfangen; denn sein Bewußtseyn war noch immer nicht zurückgekehrt, und der Arzt hatte ihn mehr wie einmal für verlohren gehalten. Der Kranke sprach nicht, und schien auch weder zu sehn, noch zu hören. Die ganze Familie war abwechselnd um ihn beschäftigt, am gütigsten die Mutter, die in seiner Pflege unermülich war. Dies war um so verdienstlicher, da der große Haushalt, dem

9

sie selber vorstand, schon ihre ganze Thätigkeit forderte; um so mehr jetzt, da das Gut von täglichen Durchmärschen und Einquartierungen geplagt wurde. Oft war das große Haus so besetzt, daß das Gestrümmel sogar bis in die abgelegene Krankenstube drang, und wenn selbst die Wärter sich oft ängsteten, so ging dem Betäubten wenigstens für jetzt alle diese Unruhe unbewußt vorüber. Die Töchter des Hauses, so wie der Vater, sahen den Leidenden oft, den sie für ein Mitglied ihrer Familie hielten; aber manche gerngesehene Besuche aus der Nachbarschaft, so wie Reisende, am meisten aber die unwillkommenen Gäste störten und schwächten die Theilnahme, die sich für den Kranken ohne diese Umstände noch stärker würde ausgesprochen haben.

Der erste Schnee fiel wieder. Der Arzt und die Gräfin waren nebst der Wärterin und einem alten Diener in der Kranz-

lenstube zugehen. Da erhob sich der Kranke plötzlich im Bett, setzte sich aufrecht, betrachtete die Umstehenden, und schaute dann nach dem Fenster, das nur halb mit den Vorhängen verhüllt war. Ha! rief er aus: ist die Equipage noch nicht da? Ich fürchte, der Christoph wird mit der Wärenmüge und seinem Schaafpelz ganz allein ankommen; aber sorgen Sie doch wenigstens für den edlen Unbekannten dort in seinem Stübchen — ich will ja gerne alles vergüten, Frau Wirthin.

Himmel! rief die Gräfin, er hat den Verstand verloren. Er phantasirt wohl nur, meinte der Arzt; doch da er den Puls des Kranken untersuchte, zweifelte er auch daran, und meinte, diese Reden entstünden vielleicht nur durch Erinnerungen, die in Krankheiten oft plötzlich hervorträten, in dessen andere, zwischen liegende Zustände auf lange wie verschüttet wären. So war es auch mit dem Patienten, der immer

noch in jenem Gasthose zu seyn glaubte, in welchem er im ersten Frühjahr die Nachricht von seinem Freunde Wildhausen erwartet hatte; vielleicht war es das Schneegestöber, welches gerade diese Momente wieder hervor rief. Der Arzt erklärte ihn übrigens für gerettet, und meinte, mit den zunehmenden Kräften würde das Gedächtniß auch wieder nach und nach zurück kehren.

Am folgenden Tage fand der Arzt den Kranken schon um vieles besser. Er konnte seine Erinnerungen schon deutlicher und sicherer verknüpfen; nur wie er hieher gekommen sey, unter welchen Umständen, dies blieb ihm noch völlig dunkel. Nächste dem Himmel, sagte der Arzt, haben Sie der verehrungswürdigen Gräfin Ihre Rettung zu danken; eine solche mütterliche Pflege vermag mehr als alle Aerzte. Die Gräfin kam wieder und leistete dem Patienten Gesellschaft, als der Doktor sich entfernt

hatte. Sie freute sich, ihn gerettet, ihn selbst schon in der Besserung zu finden. Aber, rief Kronenberg, wie konn' ich nur hierher? Wie verdiene ich diese Güte? Wer sind Sie, Verehrte? Wie kann ich nur danken für alle diese Liebe?

Schweigen Sie, antwortete die Gräfin, der Arzt hat Ihnen das Reden noch strenge verboten. Können Sie Ihre Erinnerung denn immer noch nicht sammeln, daß wir Sie, theurer Vetter, schon seit lange erwarteten? Endlich schreiben uns entfernte Verwandte, welchen Tag Sie eintreffen werden; Sie erscheinen, und indem wir Ihnen schon die Arme entgegen strecken, wirft ein entsetzliches Schicksal Sie blutend, zertrümmert vor unsere Füße hin. Was wir dabei gelitten, können Sie ermessen — ich, mein Mann, alle meine Kinder, die wir uns so herzlich auf Ihre Bekanntschaft freuten. Von Cécilien will ich gar schweigen.

Cäcilie? rief der Kranke, wie entsetzt; sie ist hler?

Wo sollte sie sonst seyn? fuhr die Gräfin fort. Doch, davon, wenn Sie besser sind. Das arme Mädchen hat unendlichen Kummer geduldet. Wie sonderbar, wie schmerzhaft haben wir uns müssen kennen lernen.

Durch öftere Besuche, sowohl vom Arzt wie von der Familie, konnte der Leidende sich endlich so viel zusammen sehen, daß man ihn für einen Baron Feldheim halte, den man an jenem Tage erwartet habe. Er mußte vermuthen, daß es ein Plan gewesen sey, ihn mit der ältesten Tochter dieses gräflichen Hauses Werthheim zu verbinden. Er lernte nach und nach alle Mitglieder der Familie kennen, und als er sich schon wohler fühlte, besuchten ihn selbst die Töchter auf Augenblicke; und diese so wie die Söhne fand er liebenswürdig. Die Aeltern mußte er verehren, aber eine

selige Empfindung durchdrang ihn, wenn er auf Minuten Cäcilien erblickte; denn ihm war alsdann, als wenn sich eine himmlische Erscheinung seinem Lager näherte.

Die Krankheit machte es ihm unmöglich, viel über seine sonderbare Lage nachzudenken, noch weniger über sie zu sprechen; er ließ sich also schweigend alle Pflege und die herzliche Liebe gefallen, die ihm mit dem natürlichsten Ausdrücke entgegen gebracht wurde. In einsamen Stunden nahm er sich vor, den Irrthum, in welchem Alle befangen waren, aufzuklären, so wie er sich nur stärker fühlte: aber er schauderte schon jetzt vor diesem Augenblick, und ließ also im wohlthuenden Leichtsinne Stunden, Tage und Wochen hinschwinden. Wenn ihn sein Gewissen mahnte, so beschwichtigte er es mit der schwachen Ausrede, daß er diesen Zustand nicht herbeigeführt, daß er den Irrthum nicht erfon-

nen, die Familie also auch nicht hintergangen habe.

O Cécilie! sprach er in einer stillen Nacht zu sich selber; jetzt bist du gerächt, denn dieser Engel hier zerreißt mir Herz und Seele; ich kann nicht gesunden; ich kann nicht bleiben und nicht reisen. Ach, welch' ein armer, elender Mensch, wie nichtig bin ich doch Zeit meines Lebens gewesen! Kann nicht Reue, ernster Wille alles wieder gut machen? Ja, ich fühle neue Kräfte in meinem Innern erwachen; vielleicht ist mir noch nicht alles Heil verloren.

Mit den zunehmenden Kräften kehrte dem Kranken immer mehr die Erinnerung zurück. Er durfte es jetzt schon wagen, anfangs nur auf kurze Zeit, die Wohnzimmer und den Saal zu besuchen, in welchem die ganze Gesellschaft zu Zeiten versammelt war. Das erstemal war Kronenberg einer Ohnmacht nahe, als er bei

den vielfachen Reden, unter den verschiedenartigen Gestalten, auch seinen Theil am Gespräch nehmen und durchführen sollte. Die Familie, welche er schon kannte, war zugegen; Cäcilie saß einsam an einem Fenster, und leuchtete ihm wieder wie eine Erscheinung entgegen; die zweite Tochter, blond und voll, und immer heiter, spielte mit einem alten, mürrischen Officier der Fremden Schach. Die Mutter erklärte dem Kranken, es geschähe hauptsächlich, um diesen bösen Menschen, der als Commandant auf diesem Schlosse wohnte, in guter Laune zu erhalten. Die jüngste Tochter, Leonore, sprach mit einem jüngern, sehr höflichen, feinen Franzosen, und die beiden Brüder hatten sich dieser Gruppe ebenfalls zugesellt, um den Fremden von seinen Feldzügen erzählen zu hören. Die Mutter, mit ihrer Arbeit beschäftigt, sprach mit einem Musiker, einem Freunde des Hauses, der oft zum

Besuch hinkam, und als geistreicher Freund, besonders in diesen bedrängten Zeiten, der Familie fast nothwendig geworden war. Der Vater ging ab und zu, und war oft im Gespräch mit einem stillen jungen Manne, einem entfernten Verwandten des Hauses, dem auch Cécilie viele Aufmerksamkeit schenkte, indeß der Musiker ihn oft mit scheelen Blicken von der Seite betrachtete.

Natürlich gratulirten alle dem Genesenden, und die vielen Danksagungen, die Rührungen, die er erwidern, die vielseitigen Theilnahmen, auch der ganz Fremden, die er beachten mußte, dies alles erschöpfte ihn so, daß er kaum zu diesen Anstrengungen die gehörigen Kräfte aufbieten konnte. Man bedachte nicht, daß es für den Schwachen die größte Aufmerksamkeit seyn würde, ihm Ruhe zu gönnen. Doch war alles leichter zu überstehen, als die Zärtlichkeit eines alten

greissen Mannes, der nicht müde werden konnte, ihn zu umarmen, ihn gerührt und mit Thränen an seine Brust zu drücken, und mit zitternder Stimme zu erzählen, wie sehr er an jenem Tage erschrocken sey. Er ward endlich fast mit Gewalt entfernt, und die Mutter sagte halb scherzend: Sie müssen meinem guten alten Brader schon verzeihen; er macht freilich die Verwandtschaft etwas zu sehr geltend; man muß ihn bei seinem Alter schon gewähren lassen.

Als Kronenberg länger im Saale blieb, bemerkte er, durch Krankheit und lange Entfernung von den Menschen an allen Sinnen geschärft, daß der junge Verwandte, Emmerich, eine Leidenschaft für Cäcilien zu verbergen suche, und dieß um so mehr, da der Musiker jeden seiner Blicke bewachte; Cäcilie schien dem Liebenden mit einer gewissen Aengstlichkeit auszuweichen, und ergriff die erste Gelegenheit, sich recht vertraut zum Kranken

hinzusetzen, um viel und angelegentlich mit ihm zu sprechen. In diesem Gespräch entwickelte sie den Reiz eines schönen Gemüthes, die Rührung eines Herzens, das bis dahin noch keinen gefunden hatte, dem es ganz im vollen Vertrauen entgegen kommen konnte. Kronenberg fühlte sich beschämt, da er nicht begriff, wodurch er diesen Vorzug verdiene; aber doch war ihm im Leben noch nie so wohl geworden. Der jüngere Officier näherte sich ihnen ebenfalls, und sprach so freundlich zu Kronenberg, als wenn er diesen schon seit vielen Jahren gekannt hätte. Cäcilie nahm die erste Gelegenheit wahr, sich zu entfernen. Als sich hierauf der Musiker in das Gespräch mischte, und auf bittere Weise von den Mitgliedern der Familie sprach, ward Kronenberg ängstlich, und wünschte sich zu entfernen. Aber bald gewann alles eine andere Gestalt; denn Adjutanten sprengten vor das Schloß und

melbeten, daß der Marschall auf seiner Reise für diese Nacht hier einkehren werde. Die Officiere gingen ihnen entgegen, der Herr des Hauses ward gerufen, Alles gerieth in Bewegung; und nach einiger Zeit erschien ein stattlicher Mann, der höflich und mit seiner Lebensart den Grafen und die Gräfin begrüßte, und diese, da schon angerichtet war, zur Tafel führte. Sein Betragen war so fein, daß er Niemand in Verlegenheit setzte; vielmehr fühlten sich alle behaglicher, als gewöhnlich, und alle waren in unbefangener Heiterkeit auch liebenswürdiger, als sonst. Nach aufgehobenem Tische benutzte Kronenberg die allgemeine Verwirrung, um sich unbemerkt wieder auf sein einsames Zimmer zurückzuziehen. Erschöpft warf er sich auf das Bett, und überdachte seinen sonderbaren Zustand. Noch niemals in seinem Leben war ihm so wohl und weh gewesen: ihm dünkte, er sey noch niemals mit Menschen

umgegangen; alle seine bisherigen Bekannten und Freunde erschienen ihm nur als hohle Larven, die er nicht, und die ihn nicht verstanden, bei denen es sich auch des Verständnisses nicht verlohnte. Glaubte er doch auch erst jetzt aus einem dumpfen Schläfe erwacht zu seyn, der bis dahin alle seine Sinne gefesselt hatte. Wenn ihm die Freundlichkeit der übrigen Menschen nur als eingelernte Grimasse erschienen, so lernte er jetzt erst fühlen, was Vertrauen, Glauben und Liebe sey. Und doch, fuhr er in seinen Betrachtungen fort, ist es vielleicht nur eine kranke Stimmung, die mir die Dinge in diesem Lichte zeigt, und eine künftige Gewöhnlichkeit wird mich wohl wieder eines andern belehren, und hofmeisternd meinen jetzigen Zustand Ueberspannung schelten. Und kann ich denn diese zarte Liebe, dieses holde Entgegenkommen mir aneignen? Gilt es denn nicht vielmehr einer erloge-

nen Maske, einem unbekannten Fremden?
Wie qualvoll ist mein Zustand, daß ich
nicht der seyn darf, der ich seit dem Erwachen meiner bessern Kräfte seyn möchte!

Indem er so mit sich selber schalt, und eine Wehmuth sich seines ganzen Wesens bemächtigte, hörte er leise an seiner Thür, die er verschlossen hatte, rascheln. Nicht lange, so ward ein Schlüssel umgedreht, vorsichtig, aber doch mit einigem Geräusch, und sie öffnete sich. Kronenberg, von einem Schirme verdeckt, konnte das ganze Gemach überschauen. Der alte Verwandte, der ihm heut mit seiner Zärtlichkeit so lästig gefallen war, trat leise herein. Nun ist er doch einmal in der Gesellschaft, flüsterte er für sich. Er sah sich behutsam um; dann ging er an den Schrank, öffnete die Schubladen, und kramte in der Wäsche und den wenigen Büchern. Der Mantelsack, der im Winkel lag, entging seiner Aufmerksamkeit

nicht; aber diesen fand er leer. Er hat auch, sprach er wieder zu sich selber, verdammt wenig Sachen bei sich; hätte mein Schwager nicht sein Geld aufgehoben, so könnte man ihn für einen armen Schlucker halten. Und keine Brieftasche! keine Papiere! keine Schatulle! Er wiederholte seine Nachforschung, und da er wirklich nichts weiter entdecken konnte, entfernte er sich mit einem unzufriednen Gemurmel. — Kronenberg, der mit stummem Erstaunen diesen unvermutheten Besuch angesehen hatte, dachte noch lange über dessen Bedeutung nach, bis ihn endlich ein wohlthätiger Schlummer von diesen, so wie allen übrigen Betrachtungen befreite.

Am folgenden Morgen traf Kronenberg den Musiker allein im Saal. Er konnte sich nicht enthalten, ihm die gestrige sonderbare Begebenheit mitzutheilen.

O, rief jener aus, über dergleichen müssen Sie sich gar nicht wundern, denn das kann Ihnen noch oft begegnen. Dieser alte Baron Mannlich, der Bruder der Gräfin, hat in seinem Müßiggange, der ihm Langerweile macht, nicht eher geruht, bis er sich einen Hauptschlüssel zuwege gebracht hat; wie er die Gäste des Hauses spricht, so hält er es auch für nothwendig, ihr Zimmer, wenn sie nicht zugegen sind, genau zu untersuchen. Und Gnade dem, der irgend Papiere und Briefe umher liegen läßt! denn er nimmt sie mit, um sie zu studieren und gelegentlich zu verlihren, oder sich die dunkeln Stellen vom Schulmeister erklären zu lassen. Auf elegante Kleinigkeiten, wie Nadelbüchsen, Scheeren, Riechfläschchen, macht er ordentlich Jagd, und hat davon schon wirklich ein Arsenal angelegt, aus welchem er manchmal bedürftige Kammerjungfern unterstützt, um sich ihrer Dankbarkeit zu erfreuen.

Kronenberg mußte lachen. Der Name Männlich schien ihm bekannt, doch konnte er sich nicht erinnern, wo er ihm vorgekommen sey. Der Musiker, welcher einmal ins Sprechen gerathen war, fuhr, auch unaufgefordert, in seiner Schilderung der Familie fort. Sie, mein Herr von Feldheim, sagte er mit bitterm Ausdrücke, haben den Weg gefunden, sich der Liebe der Gräfin, wenn Sie auch nicht ihr Verwandter wären, auf ewig zu versichern. Wo die alte gute Dame nur pflegen und wohlthun kann, da ist sie in ihrem Elemente; sie spielt so gern den Doctor, und da ich ihre Leidenschaft kenne, so fingire ich zu Zeiten eine Unpäßlichkeit, vorzüglich nach einem kleinen Gezänk (denn sie kann mich eigentlich nicht leiden) um mich nur wieder in Gunst zu setzen. Aber freilich, so mit ganz eingeschlagenem Kopf, unter einem zerschmetterten Pferde todt und ohnmächtig liegen, aus Stirn, Nase

und Auge bluten, heißt die Sache ins Große spielen; und dagegen nehmen sich meine kleine Hülfbedürftigkeiten nur armselig aus.

Es scheint mir grausam, sagte Kronenberg empfindlich, diesen schönen Trieb ins Lächerliche ziehn zu wollen.

So? antwortete der Musicus: Sie sind wohl auch human, empfindsam und sentimental? Lassen Sie sich von aller Welt irritiren und verweichlichen, ich habe gar nichts dagegen; ich sage ja nur, Ihr Austritt hier im Hause, oder Ihr Hereinsfall in die Familie, war eben durch diesen Unfall auffallend genug, und die Gräfin genoss, trotz ihres Schrecks, die Freude, alle ihre Künste an Ihrem Leichnam entwickeln zu können. Sie möchte die Töchter auch gern zu Wohlthäterinnen erziehen — die halten es aber mehr mit den gesunden Männern, und bei denen haben Sie sich durch Ihre Krankheit nicht so sehr empfohl-

len. Die beiden jungen Gräfinnen sind voll Uebermuths und Schalkheit, gefallen sich nur, wenn sie andern gefallen, und schonen mit ihren Reizen weder Feind noch Freund. Welch Lamentiren, welch Schelten, welch patriotisches Verzweifeln, als die Schlacht verloren war! Sie wollten bis Norwegen und Grönland flüchten, um nur keinem von diesen verruchten Feinden in sein undeutliches Auge sehen zu müssen. Und jetzt! Sidonchen gefällt sich außerordentlich in der Gesellschaft des jungen, freundlichen Majors; sie nimmt alle seine Huldigungen mit Freuden an, und ist verdrüsslich, wenn sie ihn einen Tag nicht sieht. Und die kleine Leonore hilft ihrer verständigen Schwester treulich, den liebenswürdigen tapfern Mann bewundern. Wenn wir Musik machen, geschieht es eigentlich nur seinetwegen; seine Favoritstücke, die gemeiniglich die schlechtesten sind, müssen vorgetragen werden; er schmeichelt und

lügt, und sie verehren, heucheln und bewundern. Das ist so der Lauf der Welt!

Aber der Vater? Unmöglich kann er ein solches Verhältniß gern sehn.

Es ist auch nichts Ernsthaftes, erwiderte jener. — Die liebe, leidige, besessende Coquetterie, das, was bei den meisten Mädchen das Glück ihrer Jugend macht! Und der alte Herr ist so gut und brav, so ohne Arg, daß er nur heiter ist, wenn seine Kinder gefallen. Er hat seinen Zorn gegen die Franzosen, die er nicht begreift, auch bei Seite packen müssen, und sucht wieder seine feinen Redensarten hervor, die er seit lange vergessen hatte. Er kann es aber doch nicht lassen, jede Einquartierung mit seinen deutschen Drohungen und der Schilderung unserer Tapferkeit zu erschrecken, die ihn immer heimlich oder öffentlich verlacht. Darum ist auch jener Lückmäusser, der blasse Unverwandte, sein Liebling, weil der manch-

mal den Dämpfer vom Instrument nimmt, und in recht lauten und heroischen Tönen seinem Widerwillen Luft macht. Der prophezeit uns allen, und den Fremden zugleich, sehr oft den Fall Frankreichs und das Wiedererwachen unserer Nation. Der junge Major Duplessis lacht nur darüber, aber der alte mürrische Capitain Liancourt runzelt oft gewaltig die Stirn, und zwischen ihm und Emmerich wird es gewiß einmal etwas geben; und es wäre wohl schon geschehn, wenn der älteste Sohn, Conrad, nicht so oft mit dem Franzesen auf die Jagd ginge, und der jüngste, Anton, nicht mit ihm auf seine läppische Weise schäkerte. Die jungen Herrn konnten auch erst nicht Haß genug gegen die Feinde in allen Winkeln ihres Wesens aufreiben, und nun sind ihnen diese, und tägliche neue Besuche, so nothwendig, daß sie ohne sie vor Langeweile nicht aus noch ein wüßten.

Sie haben nun, sagte Kroneuberg, die ganze Familie charakterisirt und nicht mit liebevoller Hand gezeichnet; nur Cäcilien erwähnten Sie nicht.

Weil diese gar nicht zu den andern gehört! rief der Musicus bewegt und zornig aus: weil dieses alberne Wesen, die gar nicht weiß, was sie will, wie eine Erscheinung aus dem dritten Himmel ist. Sie sieht und hört nicht, was um sie vorgeht, sie liebt und haßt nicht, sie ist zu schön, so daß man verzweifeln möchte, und sie weiß von ihrer Schönheit so wenig Gebrauch zu machen, daß sie wie ein einfältiges Kind herumwandelt. Ei, dieses Wesen, diese Augen, diese Stimme, — ja, das Herz könnte sie mir umwenden und einen andern Menschen aus mir machen. Aber Liebe? — nein, sie läßt sich nicht träumen, daß es dergleichen geben könne, wenn nicht in ihrem innersten Herzen eine dumme Verehrung für jenen erst:

haften und langweiligen Wetter wohnt, dem ich wünschte, daß er noch schlimmer da draussen gegen den Brunnen stürzen möchte, um niemals wieder aufzustehn.

Mit wilden Geberden rannte der grimsmige Mensch fort, und Kronenberg fühlte, wie bei der letzten Aeussierung ein empfindlicher Schmerz durch seinen Busen zuckte. Er fürchtete, daß Cécilie wohl schon lieben könne, vielleicht ohne es zu wissen, und ein Gefühl von Verzweiflung tauchte in ihm auf; seine Nichtigkeit ergriff ihn, und er sehnte sich fort in die Weite, ja in den Tod, um nur diese Bedrängniß von sich zu schütteln. Der alte Graf Werthheim überraschte ihn und störte seine Gedanken. Er erzählte vom Marschall, dessen Erscheinung ihm in dieser traurigen Zeit eine reine Freude gewährt hatte. Dieser schon bejahrte Mann hatte das Unglück des Landes empfunden, und eben so mild als verständig über die neuesten Begeben-

heiten gesprochen. Der Graf war gerührt, daß er bei Feinden gewissermaßen mehr Trost finde, als so oft bei Eingebornen, ja nahe Befreundeten; denn seine eignen Söhne waren, wie er klagte, nur selten, vom Geschwätz jenes Musikers verleitet, mit ihm einig. Denn es giebt Güter, die sich oft, eben weil sie unsichtbar und die höchsten sind, der Schätzung der Menge entziehen; dagegen diese gewöhnlichen Menschen so oft andere erringen wollen, deren Werth sie viel zu hoch anschlagen, weil ihr Inhalt namhaft gemacht werden kann, und ihre äussere Erscheinung mit blendendem Glanze auftritt. Dieses stille Glück, diese ächte Deutschheit war es, welche der Graf so oft vertheidigen mußte, und sich immer, trotz des stärkeren Widerstandes seines Verwandten, nur schwach fühlte, und gewöhnlich aus dem Felde geschlagen wurde, wenn man ihm gegenüber den Ruhm der großen Nation, ihre Eroberun-

gen, ihre politische und militärische Ausbildung, ihre Gerichtsverfassung und alles das, was die Bewunderung der neuesten Zeiten erregt hat, entgegen setzte. Es schien, daß er und der Marschall, der nur wenige Meilen davon, und wie es schien, auf länger seinen Sitz aufgeschlagen hatte, sich in wirklicher Freundschaft gefunden und erkannt hatten. Der alte Mann erzählte nicht ohne Bewegung, wie auch Kronenberg, dessen Krankheit und Gesicht, vorzüglich aber seine verständigen, wenn auch nur wenigen Worte, den Heersführer innig interessirt hätten. Es war die Aussicht, daß man ihn öfter sehn würde, und damit die Hoffnung gewonnen, daß Officiere wie Soldaten sich in diesem Districte gut würden betragen müssen.

Die Gesellschaft versammelte sich wieder zu Musik und Spiel; Kronenberg

beobachtete noch aufmerkamer den melancholischen Verwandten, wie ihn der Musiscus nannte, und es blieb ihm nicht zweifelhaft, daß er Cäcilien liebe; auch schien ihm geneigter, wie allen Uebrigen; und mit bitterm Gefühlen zog sich der Kranke auf sein einsames Lager zurück.

Kronenberg, der jetzt unter dem Namen des Barons Feldheim in der Familie des Grafen lebte, erfreute sich bald einer bessern Gesundheit, und er sahe seiner gänzlichen Wiederherstellung entgegen. In der Zerstreuung, in welcher er jetzt lebte, fand er nur selten einige Minuten, um über seinen Zustand nachzudenken. Die politischen Begebenheiten, an welchen die Familie natürlich das lebhafteste Interesse nahm, die Durchmärsche, die mannigfaltigen Charaktere, die im Hause auftraten, die Besorgnisse, welche sie oft erregten, so wie die Vers-

mittelungen, welche immer wieder nothwendig wurden — alles Dinge, an welchen Kronenberg seinen Theil nehmen mußte, ließen ihm so schnell Wochen und Monden verfließen, daß er in der Verwirrung und Betäubung kaum noch seiner früheren Vorsätze gedachte. Dazu kamen, um das bewegte Leben zu vermehren, Concerte, an denen oft die benachbarten Familien Theil nahmen, Vorlesungen, in welchen Kronenberg in der Regel sich hören ließ, Spazierfahrten und Besuche bei auswärtigen Befreundeten. War er einmal von der größern Gesellschaft entfernt, so beschäftigte ihn der geistreiche Musicus, mit dem er sich mehr, als er anfangs denken konnte, versöhnt hatte. Vertrauter aber war er mit den beiden Franzosen, vorzüglich mit dem jüngern, dessen freundliche, geschmeidige Höflichkeit ihn völlig bezauberte. Er konnte der Art, wie dieser Fremde ihm seine Hochachtung bezeugte,

wie er sein Vertrauen setzte, und der Herzlichkeit, mit welcher er seine Freundschaft erwiderte, unmöglich widerstehen. Auch Cäcilien war er viel näher gekommen; in manchen Augenblicken glaubte er sich von ihr geliebt; sah er aber dann wieder, wie sie in manchen Stunden sich mißtrauisch von ihm zurück zog, wie ängstlich sie ihn vermied, wie fremd sie seine leidenschaftliche Anrede erwiderte, so glaubte er, sich zu täuschen, und eine unglückliche Stimmung bemächtigte sich seiner, in welcher er gegen alle Welt, am meisten gegen den zurückgezogenen Emmereich, ungerecht war, der ihm als die verhasste Ursache von Cäciliens verändertem Benehmen erschien. So sehr aber dieser das Fräulein lieben mochte, so war sein Charakter dem des Verstimmten völlig unähnlich; denn er blieb auch gegen Kronenberg freundlich, und antwortete selten auf die Bitterkeiten, die er oft von dies

sem, und noch öfter von dem gallstüchtigen Musicus anzuhören bekam.

Die Aeltern, wie es arglosen Menschen oft zu gehen pflegt, bemerkten von allen diesen Verhältnissen wenig oder nichts. Dem Vater schien es zu kränken, daß sein junger Freund, dem er zugethan war, mit den Feinden seines Vaterlandes in ein vertrauliches Verhältniß trat, und oft Gefinnungen zu äußern schien, die er nun deutsch nennen mußte.

An einem Nachmittage hatten sich die Frauen entfernt, und so sehr es sonst der Graf vermied, fiel unter den Männern das Gespräch dennoch auf die Politik. Vor kurzem war der letzte Hoffnungsschimmer erloschen, und als der Vater seufzend klagte: jetzt sind wir, und mit uns ganz Deutschland, völlig verloren! rief der Musicus in seinem bitteren Humor plötzlich aus: Verloren? Und was wäre denn davon noch zu verlieren gewesen?

Was hättet ihr Deutsche denn noch, das euch zu Deutschen, zu einem Volke machen konnte? Die innere Entzweiung hat schon längst alle eure Kräfte gebrochen, und jedes National-Interesse, jede großartige Verbindung unmöglich gemacht. Je mehr jede Provinz, jedes Ländchen sich isolirte und vom allgemeinen Bande löste, je mehr glaubten sie an Selbstständigkeit und Patriotismus gewonnen zu haben. Sie verschmachteten in engherziger Kleingeisterei, während einige Residenzen in nachgespielter feiner Lebensart, in nachgebeteten Phrasen diese Pfahlbürger und ihren Sinn verspotteten. Die größeren Reiche belauerten einander neidisch, und hielten immer schadensfroh den Verlust des Nebenbuhlers für eigenen Gewinn. Längst schon war die Freiheit entflohn, der Sinn aus den leeren Formen der alten Verfassung entwichen, und die trübseligen Ruinen konnten höchstens nur noch Geist und

Ausschabung hemmen und lähmen. Nie hat auch der Deutsche selbstständig seyn wollen; man lasse ihm seine Kindereien, seine Rechthaberei, und er wird gerade in der Unterdrückung, wenn es dem Nachbar nur eben so schlimm ergeht, immer noch freudig mit dem Spielzeuge klappern und sich glücklich wähnen. Wird ihnen aber jetzt die klägliche Reichsstädterei, dieser Nürnberger Land aus den Händen geschlagen; geht ein frischer Geist mit unversiegllicher Kraft durch alle ihre Ländchen, und zerreißt und verbindet, was noch nie vereinigt, was seit lange nicht getrennt war: so erwachen sie wohl, und huldigen nun besonnen einer neuen Gewalt, die dazu bestimmt scheint, Europa zu beherrschen. Ja, gezwungen werden sie, statt des kleinstädtischen Provinz-Eigensinnes einen europäischen großartigen Geist in sich zu bilden. Wie viel Gut gewinnen sie also, gegen den scheinbaren Ver-

lust armseliger Schatten. Steht es nicht zu hoffen, daß unter fremder Herrschaft sich erst das erzeugen möchte, was man deutsch, national, eigenthümlich nennen dürfte? War es ja doch nur bis jetzt die Bücherwelt, die die Verlassenen ihre Literatur nennen wollen, welche bisher ein gewisses Einverständniß unter den mancherlei Gebräuchen, Stämmen, Sitten und Religionen, Dialecten und gegenseitigen Befeindungen aufweisen konnte. Mögen sie diese doch nun zu etwas Edlem, Richtigem ausarbeiten, zu einer Gestalt vollenden, die sie mit einigem Vertrauen ihren Nachkommen überliefern dürfen. Vielleicht, ja wahrscheinlich, waren es die verschiedenartigen Verfassungen, alle die Ueberreste aus dunkeln Jahrhunderten, die das Reifen dieser Frucht bisher unmöglich gemacht. Besser, daß diese große Erschütterung, der die Welt nicht mehr ausweichen kann, uns von einer fremden

gebildeten Nation mitgetheilt werde, die große Erfahrungen gemacht und überwunden, von einem Manne, vor dem sich zu beugen keine Schande ist, als daß diese Begebenheit aus der Verworrenheit der Menge, aus blindem Drangsal, aus der Schlassheit hervorgehe. Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Poesie, auf welche die Deutschen so eitel sind, mögen nur ihre Schwingen entfalten, und den Flug um so höher richten, als sie nicht mehr gegen hemmende Politik und vielfältige bürgerliche Einrichtungen zu kämpfen haben. Die Freiheit der Presse ist wenigstens das erste Gut, auf welches wir mit Gewißheit rechnen dürfen. Alle die armen Journalisten, die bisher nur matt und leise dieses und jenes durften ahnen lassen, wenigstens lächeln, viel verschweigen, sie dürfen jetzt die Trompete nehmen, und das von den Dächern verkündigen, was etwa nur noch in den vertrautesten Kreisen

geflüstert wurde. Erst durch diese kann eine öffentliche Meinung in Deutschland geboren werden; und auch diese Kunst oder dieß Handwerk, durch Journale und Zeitungen Gesinnungen zu verbreiten, müssen wir erst von den Franzosen und hauptsächlich von den Engländern lernen. So lange es bei uns noch ganze Dörfer giebt, die weder lesen mögen noch können, ist es mir immer, als ob man von einem Gespenste rede, wenn man von der deutschen Literatur spricht. Ueberlege ich also unbefangen und in größerem Sinne das, was uns jetzt zugestoßen ist, so wage ich es zu behaupten, daß unser Verlust mit einem Mikroskop muß aufgesucht werden, daß unser Gewinn aber etwas Unermeßliches sey.

Der Franzose lächelte selbstgefällig. Kronenberg schwieg nachdenkend, und betrachtete den Grafen, der sich voll Verdruß auf die Lippen biß; der finstre Lian-

court machte eine Miene, aus der man so wenig Beifall als Unzufriedenheit lesen konnte; und da Alle schwiegen, machte der Redner eben Anstalt, in seiner Abhandlung fortzufahren, als Emmerich, glühend roth im Gesicht und mit glänzenden Augen, in diese Worte ausbrach?

Wie? Literatur, Kunst und Poesie könnten ohne Vaterland da seyn? Ohne dieses Grundgefühl, welches diesen Blüthen erst Klima und Wärme verleihen muß? So leicht wollte ich glauben, daß der starre Leichnam eines Greises wieder zur Jugendfrische und allen Leidenschaften belebt werden könnte. Man kann noch fragen, was wir verloren haben? Nicht dieses und jenes, sondern alles; und daß es Deutsche giebt, die so fragen können, die mit sophistischer Ueberweisheit jene hohen, einzig hohen Güter verkennen und verschmähen, dies ist das Elend unserer Tage; daran sind wir zu Grunde gegan-

gen. Geblendet vom Glanz ausländischer Herrlichkeit strebten wir nach Dingen, die uns nicht aneignen, die keine Güter, kein Glück für uns sind, und lernten die Gaben, das wahre Glück, die einheimische Trefflichkeit verschmähen, die uns ein günstiges Schicksal noch gegönnt und gelassen hatte. Wenn dieses Glück, diese Freiheit, die sich nicht in Zahlen, nicht in geschriebenen Paragraphen aufweisen läßt, einmal ganz verschert seyn wird, dann werden wir an ihrem Grabmal erst wissen, was wir besessen haben. Und jetzt, durch diesen ungeheuern Schlag, sollte eine Freiheit, auch die kleinste nur, errungen werden können? das wenigstens, was man die Freiheit der Presse nennt? O, wir werden sehen, wie alle unsere Zeitungen, wie alle Flugblätter, die so oft die Miene der Freiheit angenommen haben, dem Sieger huldigen; wie dieselben Menschen, die bitter und ungerecht gegen ihre angebore-

nen Fürsten waren, nun schmeichelnd im Staube kriechen. Freiheit! welch' großes, schönes Wort! welch' edles Herz möchte nicht für dieses kostbarste Gut erglühn! Nur wahre sich der Bessere, wenn er das Höchste zu vertheidigen strebt, nicht aus mißverstandnem Eifer sich denen beizugesellen, die ohne Staat und Vaterland, Diener des Augenblicks und der bethörten Menge, dies heilige Wort in ihren Fahnen führen, um ihrem Groll, ihrem Haß der Obrigkeit, ihrer Zerstörungswuth Bahn zu brechen. Drücken uns Mängel, bedarf der Staat neuer Kräfte, so erwecke man diese; man heile jene, aber auf dem gesetzlichen Wege; warne, unterrichte derjenige, der sich dazu berufen fühlt, und zeige in verständigen Schriften, daß er sein Vaterland kennt und liebt, daß er es verdient, Staatsmännern und dem Monarchen als Rathgeber, der Menschheit selbst als Wohlthäter zu erscheinen. Aber

wie? den Journalen, den Zeitungen und Tagesblättern sollen wir dieses Palladium vertrauen? Diese Krankheit wünscht man uns als Gewinn, daß sie sich allgemein verbreite, an welcher England vielleicht einmal verbluten muß, und gern die größten Opfer brächte, wenn es diese Pressfreiheit hemmen könnte? Wie gutmüthig sorgen die Regierungen doch, daß auch der ärmste Unterthan schreiben und lesen lerne, wähnend, daß dieses nur Kennzeichen der Bildung des gemeinen Mannes sey; wie arbeiten sie sorgfältig, damit er nur, ja in Zukunft alle die ungerechten und oft hämischen Angriffe erfahre, die die besten Bemühungen der Regenten erleiden müssen. Man sehe nur jene englischen Zeitungen an, wenn man mich der Uebertreibung beschuldigt, die für den Landmann, ja für den Pöbel der Provinzen berechnet sind, und wahrlich nicht Belehrung, Zurechtweisung, edeln Frei-

heitsinn enthalten, sondern nur immer wieder die verderblichen Funken austreuen, ob denn nicht einer einmal zum Mordbrand aufschlage. Und brauche ich denn jenseit des Meeres nach Beispielen zu suchen? Liegen sie uns nicht näher, wenn auch vielleicht nicht ganz so böseartig? Welche Masse von leichtem Raisonnement, welche elenden Declamationen, welcher unberufene und unsinnige Haß gegen jede Obrigkeit hat sich bei uns seit dieser unseligen Revolution gesammelt und ausgesprochen! Welche unmenschliche Schadenfreude über das unerhörteste Unglück, welche Gleichgültigkeit bei den schrecklichsten Begebenheiten! Vorzeit und Gegenwart möchten die Schreier eben so unphilosophisch als unhistorisch in den Abgrund werfen und vernichten, um nur ihre chimärische Zukunft, die tyrannische Oberherrschaft ihrer Grillen zu begründen. Sie zürnen in ih-

rem Freiheitsseifer, wenn der Despotismus Heinrichs, des deutschen Kaisers, von einem kräftigen Papst gebrochen wird, der in jenem Zeitalter Freiheit fester gründete, als sie zu träumen vermögen; sie finden es aber ganz in der Ordnung, wenn Ludwig der Märtyrer von einem verruchten Revolutions-Tribunal gemißhandelt wird. Bis jetzt war es anders bei uns, als in Frankreich und England, und unser Volk darf stolz darauf seyn. Fast seit zwanzig Jahren ertönen diese Grundsätze durch unsre Gebirge und Fluren, die Heere des Feindes sind fast eben so viele Jahre abwechselnd die Beherrscher verschiedener Provinzen; und wo ist ein Land, ein Stamm, eine Stadt, ja, ich möchte sagen ein Dorf, zu nennen, die ihrem angeborenen Fürsten treulos geworden waren? Nein, fester sind die Bande gezogen, inniger ist diese Liebe entzündet. Was haben sie gelitten, die Aermsten, und mit

welchem Jauchzen haben sie ihre Fürsten wieder begrüßt! Nein, das können die deutschen Herrscher auch nie vergessen, nie diese Hingebung, diese Opfer, diese unwandelbare Treue (die sich immer wieder bewähren wird) mit Undank erwidern. Nie werden sie in den Irrthum verfallen, die Stimmen dieser Blätter mit der Stimme ihres Volks zu verwechseln.

Within, warf der Musiker ein, wird die jetzige große Begebenheit ohne allen Nutzen seyn?

Der Himmel hat sie zugelassen, antwortete Emmerich, und aus dem tiefsten Elende blüht mir eine Hoffnung entgegen. Wir werden Alle zur Erkenntniß kommen; wir werden uns vereinigen, ein wahrer Nationalstimm wird und muß erwachen, und alle Provinzen brüderlich verbinden. Vielleicht fällt dann einmal ein Glück, ein ungeheures Schicksal vom Himmel, und eine allgemeine Flamme lodert über

Berg und Flur, ein Freiheitsruf ertönt durch alle Gauen, ein Fürstenwort erklingt durch alle Wälder, und nun versammelt sich Jung und Alt um die vielgeliebten Regenten, und es gelingt vielleicht durch des Himmels Gnade, was jetzt unmöglich scheint.

Sie werden zum Propheten! sagte der Musicus hämisch: in jener goldnen Zeit werden Sie sich dann ohne Zweifel niedersetzen, und ein Journal oder Wochenblatt in einem ganz entgegengesetzten Sinne herausgeben, jedes Gebrechen loben, den Ministern schmeicheln, das Mittelalter zurückwünschen, und den Despotismus predigen.

Nein! rief Emmerich lebhaft aus, wenn ich dann noch athme und mich bewegen kann, so nehme ich eine Musquete auf die Schulter, und trete mit dem ärmsten und niedrigsten meiner Brüder in Reihe und Glied.

Er konnte seine Rührung nicht verbergen, und entfernte sich schnell; der Graf folgte seinem Lieblinge, erschrocken über das, was er auszusprechen gewagt hatte. Der Musicus schickte beiden ein lautes Gelächter nach, in welches der heitere Duplessis einstimmte; Liancourt aber stand auf, und sagte: beim Himmel! giebt es noch viele solche Menschen in Deutschland, so können wir hier noch einmal einen harten Stand haben. Er hat uns gesagt, was wir eigentlich nicht hören durften; aber er ist jung und brav, und wir sind hier die Gäste und keine Spione. Ich kann die Dinge nicht ganz so sehn, wie er, und über dieses Capitel ließe sich noch vieles sagen, manches näher erörtern, anderes beschränken. Wo aber eine Gesinnung aus dem Vollen geht, da hat sie auf ihre Weise immer Recht. — Er ging hinaus, und hörte kaum auf die Scherze; die Duplessis ihm nachrief. Jetzt ent-

fernte sich auch der Musicus, und Duplessis sagte zu Kronenberg, mit dem er sich jetzt allein befand: auf diese Weise, wie es dieser verstimmte Jüngling sich träumt; geht es weder jetzt, noch in der Zukunft; aber meine Imagination hat die ganze Nacht das verarbeitet, was Sie mir gestern und vorgestern eröffneten. Sie kennen meinen Haß gegen die jetzige Verfassung meines Vaterlandes, gegen den Mann, dem wir alle als unserm sogenannten Kaiser demüthig huldigen müssen; er vergendete unsere besten Kräfte, und dankt uns kaum dafür; sein Ehrgeiz verprascht das ungeheure Erbtheil, das er aus den blutigen Händen des Aufruhrs empfangen; und er ruht nicht eher, bis er sich und zugleich uns alle zerschmettert hat.

Kronenberg antwortete: wenn wir einmal wieder allein und ungestört auf Ihrem Zimmer sind, sollen Sie eine deutliche

chere Einsicht in jenen großen Plan haben, von dem Ihnen einige Erörterungen kaum noch einen fernem Anblick gewähren können. Durch ganz Deutschland, ja wohl noch weiter, zieht sich diese große Verbindung; die Brüder kennen sich und verstehen sich durch Zeichen, Schrift und Rede, die jedem Andern unverdächtig sind. Wenn alles reif ist, so wird von allen Seiten das Ungeheure hervortreten und mit vielen aber sichern Schlägen die Gestalt der Welt verändern.

Und wer lenkt, fragte Jener, diese weitverschlungene Verbindung?

Man hat, sagte Kronenberg, trotz meiner Jugend, viel Vertrauen in mich gesetzt, daß ich mich wohl ohne Eitelkeit einen der Regierenden nennen darf. Ich habe jetzt einen großen Theil von Deutschland gesehn, und die Reise hieher benützt, neue Fäden anzuknüpfen, neue, bedeutende Mitglieder anzuwerben, und mich den

obersten Häuptern bekannt zu machen. Jetzt nur hat meine unversehene Krankheit so manches gehindert, wenigstens verzögert; ich konnte nicht schreiben — man wußte nicht, wo ich war.

Ist der Graf in Ihrem Bunde?

Nein, er ist, wie seine Söhne, viel zu schwach, um Theil zu nehmen; leichte Schwärmer, wie jener Emmerich, könnten uns nur schaden.

Können Sie mir aber nicht einige der größten Häupter namhaft machen, damit ich der Sache noch mehr vertraue? denn vornehme, wichtige Leute müssen doch, wie Sie selbst sagen, Mitglieder seyn.

Nicht heut! erwiderte Kronenberg; binnen kurzem sollen Sie alles erfahren, was ich selber weiß. Aber diese Aufstände, im Rücken der Armee, diese kleinen Corps, die sich hier in unserer Nähe formirt haben, sind schon ein Vorspiel.

Duplessis wurde von einer Ordonanz abgerufen, und bald nachher trat Emmerich wieder herein. Er schien etwas sagen zu wollen, und war doch verlegen. Endlich näherte er sich und faßte Kronenbergs Hand. Mein Theurer, fing er an, den ich so gern meinen Freund nennen möchte, — warum weichen Sie mir, und oft mit Verachtung, aus? — Kronenberg war verlegen. Sie vertrauen sich Menschen, fuhr jener fort, die es nicht verdienen, und entdecken ihnen vielleicht Dinge, die diese Fremden am wenigsten erfahren dürfen. Ich zittere, wenn Ihnen etwas zu stoßen sollte, und nicht bloß als Ihr Freund, sondern noch mehr als Freund des edelsten, schönsten und herrlichsten Wesens, das die Natur jemals erschaffen hat.

Wen meinen Sie? fragte Kronenberg.

Sollten Sie es nicht wissen? brauche ich Cécilien noch zu nennen? Sie ängstet sich, daß sie Sie mit diesem langweil-

Ilgen Fremden in so genauer Verbindung sehn muß; sie fürchtet davon die schlimmsten Folgen. Können Sie es denn über sich gewinnen, dieser holdseligen Erscheinung auch nur eine Secunde ihres Lebens zu trüben? Wär' ich so glücklich, wie Sie, welches Opfer wäre mir wohl zu groß? Und Sie können ansehn, daß ich es doch heraus sage — Ihre Eitelkeit etwas zu zähmen? Denn sie ist die Kette, wodurch dieser Mensch Sie bindet. Er bewundert Sie, er vergöttert Ihre Talente, er schmeichelt Ihnen. Ob es ihm Ernst ist, weiß ich nicht; daß er aus Absicht lüge, will ich nicht behaupten — aber ganz unwahrscheinlich ist es nicht.

Sie kränken mich! rief Kronenberg aus. Ich halte Duplessis für einen edeln Menschen; auch habe ich weiter keine Verbindung mit ihm, als wie sie täglich unter Gebildeten statt findet.

Sie wollen mich nicht verstehn, fuhr Emmerich etwas beleidigt fort; Sie weichen mir wieder aus, wie immer. Auch der Graf, der Sie wie ein Vater liebt, läßt Sie bitten, ja beschwören, vorsichtig zu seyn.

Aber ich begreife nicht, wie die ganze Familie plötzlich zu dieser unnöthigen Angst gekommen ist.

Lieber Feldhelm, Sie wissen, mit welcher Sorgfalt der Graf jenes Buch aufhob, welches Sie mit sich führen, wie er es verbarg, weil nach dem Autor schon längst geheime Nachforschung geschieht. Sie forderten es zurück, und wir erstaunten, ja erschrocken, als Sie es uns vertrauten, daß Sie der Verfasser seyen. Die Bewunderung des Grafen ist freilich nicht größer, als seine Furcht, daß Ihr Talent Sie unglücklich machen könne. Aber heute früh, als er und ich diesen Duplessis besuchen, finden wir das Werk

dort offenbar liegen; er nennt uns Sie, als den Urheber; mit einem Schwall von Hyperbeln erhebt er die Vortrefflichkeit des Buchs, vergöttert Sie, und sagt mir, Sie hätten sich ihm unverholen entdeckt.

Kronenberg war auf einen Augenblick verlegen; doch faßte er sich bald, und sagte: ich ehre den Mann, und hielt ihn nicht für so geschwätzig. Doch sehe ich auch kein Unglück, da er sich nur Leuten vertraut hat, die schon um die Sache wußten.

Davon ist die Rede nicht, erwiederte Emmerich ernst; Sie sollten unsere treue Warnung mehr achten.

Lieber Freund, sagte Kronenberg mit einem geheimnißvollen Lächeln, Sie ängstigen sich um Kleinigkeiten. Ich wünschte, Sie könnten größeren Ansichten Raum geben, so würde ich Ihnen manches entdecken, was Ihr Herz erhöhe, und diese kleinliche Furcht auf immer verjage. Darf ich zu Ihnen reden?

Emmerich trat einen Schritt zurück. Ist es möglich? rief er aus, indem er ihn scharf betrachtete; können Eitelkeit und Geheimnißkrämerei den Menschen so tief aushöhlen, daß er das schönste Glück, das vor ihm liegt, mit Füßen von sich stößt, um Volkengebilden nachzulaufen? — Du arme Cécilie! — Mit diesen Worten verließ er eilig das Zimmer.

Man hatte sich vorgesetzt, an einem freundlichen Tage in der Nachbarschaft einen Besuch zu machen. Da alle Fremden mit eingeladen waren, und ausser den Officieren noch andere Gäste im Hause wohnten, auch der Musicus und der vermeintliche Feldheim nicht fehlen durften: so wurden verschiedene Wagen gebraucht und eingerichtet, und die Gräfin, die gewöhnlich die Besorgung und Eintheilung der Gesellschaft über sich nahm, hatte an

solchen Tagen viel zu rechnen und zu überlegen. Es war ihr daher nicht angenehm, als sie während ihrer Betrachtungen durch ein zu lautes Gespräch im Nebenzimmer gestört wurde, in welchem die Kammerjungfern, von denen einige mitfahren sollten, so wie die Mägde kreischten, und nur beruhigt wurden, als der alte Baron Mannlich zu der Schwester in das Zimmer trat. Lieber Bruder, sagte die Gräfin, warum zeigst Du Deinen Gästen immer wieder von neuem diese Blöße, und die Veranlassung, über Dich zu scherzen? — Sey stille, flüsterte der alte Mann, es geschah zu Deinem und zu Aller Besten. — Zu meinem Besten? — Ich habe eben eine Untersuchung angestellt, die höchst wichtig war. Die Wäscherin ist drinnen, und da ich das eine Halbstuch fortnehmen und Dir bringen will, rissen sie mir es wieder weg, und das war die ganze Unruhe. Aber die Sache selbst ist wichtig.

Denke Dir, alle Wäsche unsers Vaters, des jungen Feldheim, ist mit v. K. gezeichnet. Wie erklärst Du das?

Lieber Bruder, sagte die Gräfin, es ist höchst unschicklich, daß Du Dich immer in dergleichen Dinge mischest; vielleicht hast Du nicht recht gesehn, vielleicht — wer weiß, woher es kommt. Ich habe keine Zeit zu diesen wichtigen Betrachtungen.

Auf seinem Zimmer, fuhr der Alte fort, habe ich diesen silbernen Stift gefunden, auch v. K. gezeichnet. Meine Augen sind noch gut; sieh selber her, so kannst Du es erkennen. Ein Petschaft führt er gar nicht mit sich: kein Wappen! Ist das nicht unbegreiflich?

Du hast ja so oft gehört, sagte die Gräfin, daß ihm seine Briefftasche mit vielen andern Sachen ist entwendet worden.

Ich ruhe nicht, rief der Alte, bis ich weiß, wer er ist. Er hat auch keinen ein-

zigen Brief bekommen, seit er hier ist — er hat noch keinem Menschen geschrieben. Ist das nicht unnatürlich?

Unnatürlich? bei dem jetzigen unsichern Postwesen? Und wer sollte er denn seyn, wenn er nicht unser Vetter wäre?

Neulich, fuhr der alte Mann fort, erzählte ich ihm ein Langes und Breites von meiner Tante Kugelmann, die er doch in seiner Familie oft muß haben nennen hören; sie ist berühmt, die Frau, und nach einer Stunde nannte er sie Baronesse Kegelfrau. Da ist mir der Verstand völlig still gestanden.

Die Gräfin lachte. — Daß ich in Halle studirt habe, war ihm eine ganz neue Sache. Nun, das weiß doch die ganze Welt, um wie viel mehr ein Vetter. Es war ihm auch was Neues, daß mein Bruder ein krummes Bein hat; den Mann in unserm Wappen hielt er vorgestern für einen Affen. Das alles geht mir so im

Kopf herum, daß ich mich nicht zu lassen weiß. Darum muß ich Zerstreuung suchen.

Seh nur fertig, lieber Freund, sagte die Gräfin, denn wir fahren gleich, und Du richtest es immer so ein, daß wir warten müssen, und kennst doch die Ungeduld meines Mannes.

Nächstens muß er mir, rief der Alte, das Wappen der Feldheim erklären, und wenn's da auch hapert —

Du weißt ja, Lieber, daß die jetzige junge Welt auf dergleichen nicht sehr achtet.

Er wird doch kein verruchter Gottesleugner seyn! rief der Alte im höchsten Zorne, und entfernte sich, mit den Füßen stampfend.

Als man zur Fahrt aufbrechen wollte, war lange ein Hin- und Herhandeln um die Plätze, und welche Kutsche früher, welche später fahren könne. Kronenberg eilte noch einmal in den Saal, um ein

entlehntes Buch wieder an seinen Platz zu stellen. Fast im nämlichen Augenblicke trat Cäcilie durch die andere Thür herein, um ihren Hut abzuholen, den sie hier vergessen hatte. Kronenberg bat um die Erlaubniß, sich zu ihr in den Wagen setzen zu dürfen; sie gewährte sie, im Fall es nicht der Einrichtung ihrer Mutter widerspreche. Im kleinen Hin- und Herstreiten verzögerten sie, und achteten nicht auf eine leise Bewegung, die sie an der Thüre hörten. Sie war verschlossen, als sie endlich hinaus gehen wollte; man wollte die zweite öffnen, sie widersetzte sich ebenfalls, und die dritte war in demselben Zustande. Kronenberg sah Cäcilien verlegen und erröthend an. O weh! rief diese, der böse, alte, zerstreute, wunderliche Onkel! Mit seinem Hauptschlüssel, den er immer bei sich führt, um sich mit allen Schlössern zu thun zu machen, hat er uns eingeriegelt! Und, sehn Sie, da fahren schon alle

Wagen über das Feld im schnellsten Trabe hin!

Kronenberg wollte ein Fenster aufreißen, aber Cécilie hielt ihn zurück, indem sie sagte: keine Uebereilung! Alle Bedienten sind mitgefahren und geritten; Berwalter und Gärtner, Brauer und ihre Hausgenossen sind so entfernt, vielleicht auch ausgegangen, daß wir sie nicht errufen können. Einen zufällig Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen, könnte nur dazu nutzen, den Schlosser aus dem nächsten Orte herbei zu holen; und welches Aufsehn, das ich durchaus nicht wünschen kann, würde die Begebenheit machen! denn einzuholen sind die Reisenden nicht wieder.

Eine sonderbare Lage, sagte Kronenberg.

Die wir nur so wenig wie möglich zur Geschichte der Provinz machen müssen, erwiederte Cécilie; der Ort, wohin

sie fahren, ist zwei Meilen von hier entfernt; sie können uns nicht früher, als dort, vermissen; senden sie auch in der größten Eile zurück, so braucht der Bote doch wieder zwei Stunden, und wir müssen also vier in Ruhe hier aushalten. Ob es dann noch der Mühe verlohnt, zu fahren, ist die Frage. Sie können wenigstens hinüber reiten. Also Geduld und Ruhe ist das, was wir am nöthigsten brauchen; fasten müssen wir auch. Setzen Sie sich also dorthin, und lassen Sie, lieber Betzter, und mancherlei erzählen, uns vielleicht etwas vorlesen, oder spielen Sie dort auf dem Forte-Piano.

Kronenberg that es. Er war über diese seltsame Lage, in die er plötzlich gerathen war, so erstaunt, daß er selbst nicht wußte, wie er sich benehmen sollte. Konnte ein Liebender einen glücklicheren Zufall wünschen, als diesen, der ihm so viele Stunden eine ungestörte Einsamkeit

vergönnte, dem Gegenstande seiner Leidenschaft alle seine Gefühle zu sagen, wozu ihm in dieser unruhigen Zeit immer noch die Gelegenheit gemangelt hatte? Eine See, fing er an, hat Sie, theure Cécilie, in diese Gefangenschaft versetzt, damit Sie mich anhören sollen; damit Sie erfahren, wie ich von Ihnen denke.

Sie sollen auch wissen, wie ich von Ihnen denke, erwiederte sie. Vielleicht ist es möglich zu machen, daß wir uns verstehen. Und doch —

Wie? sollten Sie an meinen Empfindungen zweifeln können? Noch zweifeln, daß mein Glück oder Unglück an Ihren Lippen hängt?

Cécilie ging sinnend im Zimmer auf und ab; dann setzte sie sich zu Kronenberg, und fragte: denken Sie sich denn auch bei diesen Worten etwas? oder sind es nur die hergebrachten Redensarten?

Sie kränken mich, Theuerste!

Nun ja, Wetter, ich will glauben, daß Sie mir gut, recht gut sind; ist das etwas Besonderes? das bin ich allen Menschen. Was höher als diese Freundschaft, dieses Wohlwollen steht, kann etwas Himmlisches, Ueberirdisches seyn, aber auch wohl, so ahnet mir, etwas recht Böses; oder auch nur Schein, mit Lüge und Trug vermischt. Ach, die armen Menschen! sie wissen es ja oft selber nicht, wenn sie sich und andere hintergehen.

Kronenberg faßte ihre Hände; er ließ sich auf ein Knie nieder; er küßte die dargebotene Hand, und wiederholte seine Beteuerungen. Wie erschrocken er aber, als sie ihn plötzlich zurückstieß, wie entsetzt vor ihm floh, mit lautem Weinen und Schluchzen sich auf das Sopha setzte, und das Haupt trostlos in die Kissen verbarg. Lange konnte sie auf seine Ermunterungen, auf seine Bitten keine Antwort geben; die

Stimme versagte ihr immer von neuem, und da auch er zu Thränen gerührt wurde, erhob sie sich endlich, wie noch stärker erschüttert, und rief: Feldheim! Wetter! Auch Thränen? Worüber?

Daß ich das Leben meines Lebens so trostlos sehen muß; daß ich verkannt werde.

Ach! Liebster! Klagte sie: nein, ich, ich kenne Sie; von den Uebrigen mögen Sie vielleicht verkannt werden. Kann man den mißverstehen, den man liebt?

Sie lieben mich? O Cécilie, ja, Du bist meine Gottheit! rief Kronenberg, und stürzte wieder zu ihren Füßen nieder. O, dann bin ich der Glückliche der Menschen; dann sollst Du mit mir selig werden.

Elend, sagte sie mit schwerem Tone, werden wir beide seyn, vielleicht die Elendesten aller Menschen. Gibt es einen tiefern Jammer, ein klägliches Herzeleid,

als lieben und nicht achten, eine, eine Seele auserwählen müssen, sich ihr ganz, unbedingt hingeben wollen, und doch nicht vertrauen können? Zweifeln, wo uns der schönste Glaube erhelternd erfrischen müßte? In den Tempel gehen, um in erster Frühlingswärme, im neuen Gesundheitsgefühl nach Todesnächten Gott anzubeten, und auf dem Altar ein lügenhaftes Fragensbild zu finden?

Kronenberg war vernichtet, und vermochte keine Antwort zu geben; denn jeder Gedanke versagte ihm. Sie konnte ungestört fortfahren: Wenn ich schon sonst von Dir reden hörte, wie mahlte meine neugierige Phantasie Dein Bildniß aus. Du solltest kommen. Die Stunde schlug, und das Entsetzlichste geschah; eine Begebenheit, schlimmer als Tod, ereignete sich vor meinen Augen. Ich kannte Dich nicht, nur meine Schmerzen um Dich. Wie ein Heiliger warst Du mir geworden.

O, Himmel! wie wenig verstehen die Menschen, was Wohlthun ist! Sie belächeln oft meine theure Mutter. Ist sie Dir denn nicht auch Mutter, fast mehr als Mutter geworden? Zum zweitemal bist Du durch sie da, und genießest des Lichtes und Deiner selbst. Ein Gegenstand freudiger Nührung, wehmüthiger Bönne war mir Dein Krankenlager. Dein Erwachen, Dein erster Blick, der in mein Auge traf, war wie ein Strahl des Himmels, wie ein Aufschau'n aller Liebe, die durch alle Welten leuchtet und waltet. Ich sah Dich öfter, und mir war, als würde kein heller Tag, wenn ich nicht Deinen Blick gefühlt hatte. Schließ doch mein Auge noch, und war bewölkt, bis des Deinen brauner Glanz es erweckte. Ich hatte nun erst erfahren, was die Augen bedeuten. Ach! was schwache, was fäsele ich alles durch einander, ich armes Kind? Mit der zunehmenden Gesundheit,

mit der verschwindenden Gefahr kamst Du mir immer näher: ich ward Dir inniger vertraut. Ich glaubte immer Deine Gedanken zu hören, und oft sprachst Du auch das, was ich eben gedacht hatte, wörtlich und buchstäblich so, nur alles in süßen Klang, in Feuer und Herzlichkeit getaucht. Ich wußte nur von Dir, und kaum noch, daß ich lebte, als nur in Dir. — — Und nun —!

Nun? O, halten Sie ein, Geliebteste! Nein, fahren Sie fort, sagen Sie mir Alles, zerschmettern Sie mich ganz.

Nun wieder wohl und gesund, sprechend und scherzend in der Menschenmenge, geliebt von uns Allen, geschmeichelt von Jedem; und, wenn ich hinzutrat, als wenn ich in einen tiefen Abgrund schaute, in eine unabsehbliche Herzensleere und kalte Dede. Jeder fremde Ton, das unbekannteste Wesen stand Ihnen näher, war Ihnen mehr, als ich und mein Jam-

mer. Ich schwindelte mit Entsetzen in diese Tiefe hinunter. Der kalte Schauer, der in früher Kindheit über mich kam, wenn ich meinen geliebten Wachspuppen nun endlich recht in die Augen von Glas schauen wollte, und einen Blick des Bewußtseyns erhaschen, kam über mich. In dem Wesen, das mein seyn sollte, dem ich schon ganz gehörte, Grauen und Finsterniß, Tod; aus ihm ein nichtiges Gespenst blinzend und lachend, — und wandte ich von dort den Blick in die übrige Welt, die mir bis dahin so lieb gewesen war: kalte Trostlosigkeit des Grabes. Kein Mann kann diesen fürchterlichen Zustand ermessen und verstehen. Ich fühlte mich ganz, ganz verloren, und ohne alle Aussicht, mich jemals, oder irgend etwas zu gewinnen. Jede Sprache ist zu arm, das Entsetzen dieses Bewußtseyns auszusprechen. Alles war mir näher, als der Eine; wie lieb, wie hold war Emme:

richs Auge! wie vertraute ich seinem Herzen! wie edel erschien mir der finstre Liancourt! ja selbst Duplessis war mir näher, nur Du mir völlig entrückt; und doch war mein Herz wie durch einen gräßlichen Zauber gebunden, und so oft ich strebte, es loszureißen, fühlte ich auch, daß die Fäden meines Lebens, ja die Fugen meines Geistes, möcht' ich fast sagen, brechen wollten.

Kronenberg war so heftig erschüttert, daß sein ganzer Körper zitterte. Sein Gesicht war leichenbläß, und keine Thräne drang aus dem starren, fast gebrochenen Auge.

O, des Jammers! fuhr Cécilie klagend fort, — das ist also, mußst' ich zu mir selber sagen, das Glück der Liebe? Das ist es nun, womit die Menschen heucheln und spielen, und in kläglichem Eitelkeit, in beweinenwürdiger Verblendung den Unsinn des Lebens, die Verzweiflung

des Daseyns in Grimasse und Redensart, in abgeschmackten Selbstbetrug hinein retten, um nur das göttliche Angesicht der Wahrheit nicht zu erblicken? Und ich, Armste! mußte nun unter Millionen erlesen seyn, Ernst damit machen zu wollen; mit einem Gefühl, als sollte ich Stücke meines Körpers, Hand, Arm, das zerrissene Herz als Karten ausspielen, um die andern Mitspieler zum Lachen oder Entsetzen zu bewegen. Was quäl' ich mich, Dir, Abgestorbener, wandelnde Leiche, deutlich zu machen, wovon auch kein Sonnenstaub des Gefühls in Deinem verfinsterten Geiste schimmern wird? Gäbe es noch Klöster, dahin würde ich flüchten. Nur ganz sich Gott in stillster Grabeseinsamkeit zu widmen, kann vielleicht Trost für diese Schmerzen bieten.

Kronenberg erhob sich, und es war ihr, als käme ein ganz verwandelter Mensch ihr entgegen. Sie haben gesiegt,

sagte er mit matter Stimme, und — ich fühle es mit stiller Beruhigung, ich darf es aussprechen, für die Ewigkeit. Ja, Liebste, Ihre Seele hat mich erkannt, aber auch wie mit magischer Kraft auf die meinige, die entschlummert war, gewirkt. Ich fühle es, der Mensch kann und muß zweimal geboren werden, und dies war der große, wichtigste Moment meines Lebens, wo der Ewige selbst durch diesen Mund zu mir gesprochen hat. Ein ungeheurer Schmerz hat meine Seele entbunden; aber jetzt fühle ich mich wohl und heiter, leicht und klar; ein süßer Tod hat nun alles begraben, was nicht zu mir und meinem Selbst gehörte.

Cécille sah sich getröstet an. O, Theurer, rief sie, aus diesen Augen sieht jetzt ein Kindergeist, ja, die Unschuld selbst, die Wahrheit. Kann es, wird es so bleiben? Wird nicht wieder der Schein

diesen redlichen Blick verlocken und umwandeln?

Nein, sagte Kronenberg. Ich weiß es jetzt, wie die Nichtigkeit, die mit unserm innersten Wesen verwebt ist, wie dieser leere Schatten der Wirklichkeit mich ganz umbunkelt hatte. Das ist die arme Schwäche unsers Wesens, die Sterblichkeit, daß wir dieses Leere für ein Wahres hielten, uns selbst entfliehn, und immer wieder, wenn die innere Stimme ruft, wenn das Göttliche sich erhebt, dieses Nichtseyn dem Himmel und der Wirklichkeit vorbauen. Dies, ich habe es längst geahnet und in dieser Stunde geschaut, dies ist der böse Geist in uns, von dem die Thorheit so viel gefabelt hat; Fabeln, die er selbst ihr in den Mund gelegt; denn hat man dieses Unwesen erkannt, so ist es gräßlicher, als das wildeste Gespenst, als alle satanische Ungeheuer, die die Fieberkranken je schauten. Dieses Wesen ist da und nicht da,

es ist Unsinn, ein Nichts, die Ohnmacht selbst, und doch so furchtbar und gewaltig, so greulich wirklich, weil es die Wahrheit, Vernunft, Wirklichkeit, das Göttliche in uns bemeistern und vernichten kann. So arm ist unser irdischer Zustand, den nur die Liebe von seinen Banden erlösen konnte, und immer von neuem erlösen muß.

Ich verstehe Sie ganz, sagte Cécilie erfreut. O, himmlische Wahrheit und Unschuld! Jeder Mensch hat doch einmal deine Süßigkeit geschmeckt, und doch gehen fast alle wieder zur finstern Lüge hin, die ihnen nur Vermuth bietet. Wie ein freigemachter Vogel flattert die Seele in diesen reinen blauen Himmel hinauf, um im klaren Licht zu schwimmen, — und mit elendem Nege, mit Leim läßt sich das Unsterbliche wieder in den Schmutz hinabziehen und fest kleben.

Hören Sie jetzt alles, rief Kronenberg aus, alles, in dieser feierlichen, großen Stunde. Und müßte ich augenblicks sterben, ja müßt' ich Ihre Liebe auf immer verlieren, und ewig nur Ihren Hohn und Verachtung fühlen: es ist ein Muth, eine Ruhe in mir, daß ich auch dies ertragen könnte. Ich habe Ihnen viel, weit mehr zu sagen, als Sie vermuthen. Um so mehr Sie mir zu vergeben haben, um so größer kann sich Ihre Liebe zeigen.

Er warf sich nieder und lehnte seinen Kopf in ihren Schoos. Jetzt nicht, lieber Vetter, sagte sie aufstehend, in diesem Augenblicke nicht! ich bin zu sehr erschüttert. Gönnen Sie mir ein Weilchen Ruhe; nachher wollen wir sprechen.

Sie setzte sich an den Flügel und phantasirte in schwermüthigen Passagen. Der sonderbare Moment war vorüber, in welchem der bereuende Kronenberg sich ganz hatte entdecken wollen. Jetzt weinte

Éacilie und ward immer ruhiger, große Thränen rollten durch die schönen Augenwimpern auf die Tasten nieder; aber sie spielte ungestört weiter, und endigte zuletzt mit ganz heitern Accorden. Nun ist mir wohl! rief sie aus, aufstehend; so soll, so wird es immer zwischen uns bleiben. Das ist das Glück; nicht wahr, mein Lieber?

Kronenberg, der im Fluß seiner Gedanken gestört worden war, konnte das Wort nicht finden, um wieder anzuknüpfen. Von diesen feinen Stimmungen der Seele hängt im Leben weit öfter Glück oder Unglück ab, Entzweiung der Freunde, Verkanntwerden, Groll, der sich immer stärker und stärker fest setzt und das Daseyn verbittert, als die meisten Menschen es glauben oder beachten. So konnte sich jetzt der junge Mann nicht entschließen, gewaltsam wieder einzusetzen, um das Bekenntniß alles Thörigten und aller Un-

wahrheiten, die er sich erlaubt hatte, in das Herz seiner Geliebten nieder zu legen, wozu es ihn mit allen Kräften drängte, diese letzte Last von seinem Busen zu wälzen. Sie kramte indessen, um ihre Gefühle zu beruhigen, in Papieren und alten Zeitungen. Welcher Wust! rief sie aus; und lauter Unheil! Nichts als Elend! Kommen Sie, Wetter, lesen Sie! mein Kopf ist so schwach. Aber nicht von den politischen Artikeln! suchen Sie unter den Anzeigen, Aufrufen und dergleichen, wo man oft sonderbares und lächerliches Zeug findet.

Kronenberg nahm eines der älteren Blätter in die Hand, und ihm schwindelte. Er sah eine Ladung seiner Gläubiger, die ihn aufforderten sich zu stellen, mit voller Nennung seines Namens. Er verbarg das Blatt schnell, und ein schadenfroher Geist ließ ihn ein zweites aufschlagen, in welchem ein Kronenberg beschriebe und als

verdächtiger Mensch verfolgt wurde. Es mußte jener Armselige seyn, der ihm wahrscheinlich seine Schreibtisch entwendet hatte. Aber so erschreckt, zagend, nachdenkend, hatte er Muth und Entschluß verlohren, dem geliebten Wesen seinen wahren Namen und sein Verhältniß zu entdecken.

Kronenberg ergriff die Hand Cäciliens, und sagte: jetzt Theuere, lassen Sie uns nicht die Stunde mit den unnützen Blättern verderben. Ich sehe, wie angegriffen, wie schwach Sie sind. Die Zeit vergeht, Sie haben nichts genossen, es ist schon spät, und immer noch nicht abzusehn, daß Sie vor dem Abend Hilfe bekommen können. Er ging mit ihr im Saale auf und ab, dann lehnten sie sich Hand in Hand an das Fenster, und er sah verlegen und nach Gedanken suchend in das Feld hinaus. Jenseit des Gartens sahen sie Gewehre blinken, welche sich

näherten. Schon wieder verdrüssliche Einquartierung! rief er aus, das hat kein Ende. Ich bewundre die Geduld Ihrer Aeltern, und daß sie gegen jeden Fremden, sey er noch so roh und ungebildet, dieselbe Freundlichkeit behalten können.

Was ist zu thun? antwortete Cécilie. Doch besser so, als sich durch Groll und Empfindlichkeit die Plage noch schwerer machen. Und am Ende belohnt sich diese Freundlichkeit doch; denn auf unsern Gütern ist noch nichts vorgefallen, da man auf so vielen andern manche Unthat beklagt.

Das Commando rückte näher. Es trat jetzt in den Garten, (und Kronenberg bemerkte zu seiner Verwunderung, daß sie jetzt, als sie in das Thor traten, den Gärtner gebieterisch in ihre Mitte nahmen. Sie schritten durch den Garten, den Fenstern des Saals vorbei. Der Anführer fragte den Gärtner: hier wohnt doch

ein Baron Feldheim? Ja, antwortete dieser; aber er ist heut und kein Mensch im Schloß zu Hause geblieben; alle sind ausgeflogen. Wir wissen es, antwortete jener; — besetzt, Leute, alle Zugänge, alle Thüren des Schlosses, laßt Jeden hinein, aber keinen, bis auf weitere Ordre, heraus! Ihr, Freund, indem er sich zum Gärtner wandte, müßt in unserer Mitte bleiben, und Ihr dürft mit keinem Menschen sprechen. — Warum? — Bis wir den Vogel haben, antwortete die rauhe Stimme. Ihr könntet ihn wohl warnen lassen, daß er umkehrte und seinen Weg durch die Felder suchte. Nachher könnt Ihr gehn, wohin Ihr-wollt.

Was ist das? sagte Cécille zitternd, als sie vorüber waren. Ich selbst, antwortete Kronenberg, habe mir Verderben durch kindische Prahlerei, durch eine Eitelkeit, die mehr als abgeschmackt ist, zubereitet. Ich bin verlohren, wenn ich mich

nicht retten kann. — Aber wie? — Der Garten ist nicht besetzt, ich steige durch jenes Fenster hinunter; es muß gehn, wie es kann — die tiefen Fugen in den Steinen der Rustica bieten Raum für Fuß und Hand — ich treffe dann das Pfirsichspalier. Habe ich doch wohl ehemals ohne Noth noch gefährlichere Dinge unternommen. Noch ist Haus und Garten leer, noch kann es in dieser Einsamkeit des Sonntags gelingen.

Er öffnete behutsam das Fenster. Wetter! sagte Cécilie, und sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an; also so weit hast Du Dich nun geführt? So wird unser neuer Bund auf die grausamste Art zerrissen? Und ich darf nicht einmal fragen, was Dich von mir treibt. Mußt Du entfliehn?

Jetzt muß ich, rief er aus. In kurzer Zeit sehn wir uns wieder; ich selbst werde die Wetterwolken zerstreuen, die mir

jetzt drohen. Lebe wohl. Er breitete die Arme aus, sie kam ihm entgegen, und drückte den ersten Kuß mit zitternden Lippen auf seinen Mund. Das Fenster war schon geöffnet, er stieg behutsam hinaus. Vom Rande suchte er mit den Fußspitzen die Fuge — es gelang; er half sich mit aller Vorsichtigkeit hinunter — schon war er dem Spalier nahe — er stützte sich auf dieses — aber die Stange brach, und er stürzte hinab. Mit einem tiefen Seufzer schloß Cäcilie das Fenster; sie wagte nicht zu fragen, nachzusehn, um ihn nicht zu verathen.

Als Kronenberg sich wieder besann, fühlte er, daß der eine Fuß ihm seinen Dienst versagte. Er wußte nicht, ob das Bein gebrochen, oder nur ausgerenkt sey. So empfindlich die Schmerzen waren, so unterdrückte er doch jede Klage; er kroch über die Beete und durch die Hecken, um sich dem Gartenthor zu nähern. Er wußte

zwar nicht, wie er sich im Felde forthelfen sollte, es schien ihm aber nothwendig, alles zu wagen, denn er sah nun wohl ein, daß Duplessis ihn verrathen habe. Durch ein seitwärts stehendes Gebüsch näherte er sich jetzt dem Thorweg, der in das Feld führte; er beugte um, sah aber zu seinem Erschrecken auch hier einen Soldaten Wache halten. Dieser hatte die fliehende Gestalt bemerkt, ging ihr näher, und nahm sie fest, da er sie für verdächtig halten mußte. Er rief seine Kameraden herbei, und da man auch den Gärtner holte, ward der Fliehende sogleich als der Feldheim, der arretirt werden sollte, erkannt. Man führte ihn, weil er nicht gehen konnte, nach dem Gartensaal. Jetzt hörte man auch schon die Gesellschaft in den verschiedenen Wagen zurück kommen. Die Aeltern, die sich um die vermißte Tochter ängstigten, deren sonderbares Ausbleiben sie nicht begreifen konnten, waren

schnell, nach kurzer Begrüßung der Freunde, wieder umgekehrt. Noch ehe sich die sonderbare Ursache aufklärte, die ihnen bald nicht mehr so wichtig war, vernahmen sie das unglückliche Schicksal ihres Verwandten. Die Verwirrung war allgemein. Herrschaft und Diener stürmten und liefen durcheinander. Ein Chirurgus ward geholt. Dieser renkte dem Kranken den Fuß, der nicht gebrochen war, bald wieder ein; doch blieben Schmerzen und Geschwulst. Aber es schien alles unwichtig gegen jenes furchtbare Schicksal, welches den geliebten Verwandten bedrohte. Dieser saß wieder, wie betäubt, im großen Saal. Der Vater nahm den finstern Liangcourt bei Seite, und fragte nach dem Zusammenhang; Duplessis war nicht mit zurück gekommen, sondern hatte sich zu seinem General verfügt. Der unglückliche junge Mann, sagte der Officier, hat sich gegen meinen Cameraden als Verfasser je-

nes berücksichtigten Buchs bekannt — noch mehr, er hat sich gerühmt, geheime Verbindungen zu leiten, die unsere Armee und den Kaiser selbst mit Untergang bedrohen. Nach dem Verfasser jenes Buchs ist seit lange geforscht — Duplessis zeugt gegen ihn — er selbst kann sein Wort nicht leugnen. So eben ahne ich die Ordre, ihn selbst nach der Stadt zu bringen; er muß sich dort vor ein Krieggericht stellen, er ist verlohren, er wird in wenigen Tagen erschossen.

Der alte Baron Mannlich, der sich mit seinem greisen Kopf dicht zwischen die Sprechenden geschoben hatte, brach jetzt in ein lautes Geschrei aus, wodurch er das laut bekannt machte, was für alle Uebrigen noch ein Geheimniß bleiben sollte. Erschossen? rief er heftig, indem er den Kranken in die Arme nahm: was? unser eigener leiblicher Better, so aus unsrer Mitte heraus? Das ist uns noch niemals

begegnet. Unsere Verwandtschaft ist so nur so klein, und sie soll auf solche barbarische Weise noch mehr vermindert werden? Ja, lieber, guter Vetter, Sie sind gewiß mein Vetter, wenn Sie auch mein Wappen für einen Affen hielten. Ach! wir sind ja Alle Menschen, und können irren. Ein Tag ist nicht wie der andere. Sie wären gewiß zur Erkenntniß gekommen. Sehn Sie, Freund, das kommt davon, wenn Edelleute Bücher schreiben wollen — sie verstehn das Ding nicht recht anzufassen; nein, niemals bin ich darauf verfallen. Und geheime Gesellschaften! Psui! das ist nun vollends ganz unanständig. O, Herr Major, lassen Sie uns doch den lieben trefflichen Vetter.

Er warf sich auf den Unglücklichen, und bedeckte ihn mit seinen Thränen. Es war nun schwer, ihn von Kronenberg zu entfernen, denn er hielt es für Pflicht,

seinen Schmerz recht unverkennbar zu zeigen.

Cäcilie war auf ihr Zimmer gegangen, und wollte sich weder von der Mutter, noch von ihren Schwestern Trost einsprechen lassen. Emmerich drängte sich herzu, sagte ihr ein Paar Worte, sprach dann mit dem Vater, und eilte in den Stall, um ein Pferd satteln zu lassen. Noch in der Nacht ritt er mit der größten Eile davon. Der Vater sprach mit Kronenberg; dieser aber antwortete wenig, und erklärte nur, er habe sein Schicksal verdient, und zwar, weil er mit der Wahrheit so freventlich gespielt, nicht, weil die Dinge wirklich geschehn wären, die seine Eitelkeit nur ausgesagt hätte.

Die Verwirrung des Hauses sollte noch vermehrt werden. Denn als man sich zur traurigen Abendmahlzeit niederlassen wollte, ward ein Capitän mit zwei Gefangenen gemeldet. Er erschien und ers

klärte, daß er mit einem Commando im Dorfe Platz nehmen müsse, denn er habe schon fünf Meilen gemacht. Er hatte sich gestern bei einem Städtchen gegen eine Uebersahl von Bauern und deutschen Soldaten schlagen müssen, (mit einem jener kleinen Corps, von denen man neulich gesprochen hatte). Endlich sey ihm gelungen, ihrer Meister zu werden; nach einigem Verlust sey die Mannschaft entflohn, und ihre beiden Anführer gefangen genommen worden. Er beklagte die jungen Leute. Sie waren auf ihr Wort frei gewesen, und hatten in einem kleinen Städtchen jenseit des Flusses ihr Standquartier gehabt. Von der Noth des Vaterlands bedrängt, hatte der Aeltere wie in Verzweiflung eine Anzahl junger Bursche und Soldaten sammengerafft, den zweiten Officier überredet, und so waren sie, von einem unseligen Geiste getrieben, freiwillig in ihr Unglück gerannt.

Das verstärkt leider Ihre Selbstanklage, sagte Liancourt, sich theilnehmend zu Kronenberg wendend. — Die Thüren öffneten sich wieder, und die beiden Gefangenen wurden herein geführt. Der ältere, braun und wild, hatte den Ausdruck resignirter Verzweiflung; der jüngere war blond, und sein Gesicht war nur eine stille Klage über sein Unglück und seinen frühen Tod, in so frischer unerfahrener Jugend. Diesen jüngeren kannten die Mädchen, und die Beeklage ward laut und allgemein, so daß Kronenberg auf einige Zeit vergessen ward. In früheren Jahren war der junge Mensch ein Spielgefährte im Hause gewesen, wenn er zuweilen mit seiner alten Mutter zum Besuch herüber gekommen war. Es war rührend, ihn von seinem Unglück erzählen zu hören. Nach jener unglücklichen Schlacht, sagte er, ward ich, wie so viele, gefangen; ich ward auf mein Wort frei gelassen, und jenes Städt-

chen, nicht weit von hier, ward mir zum Aufenthalt angewiesen. Der schmale Sold, den man uns versprochen hatte, blieb freilich aus; indessen, da der Feind so manches wichtigere Versprechen bricht, hätten wir darüber nicht zu Klagen gebraucht, denn die Bürger des Orts und die wohlhabenden Einwohner unterstützten uns. Mein Freund aber war nicht so ruhig, wie ich. Er nannte mein Wesen Feigheit und Engherzigkeit. Bei jeder neuen Nachricht ward er wild. Er ist immer ein tüchtiger Officier gewesen, und ich hatte schon seit Jahren die größte Hochachtung für ihn. Er brachte mir endlich auch seine Gesinnung bei, daß es ehrlos sey, beim völligen Untergange des Vaterlandes so still zu sitzen, und sich von Almosen füttern zu lassen. So zog ich mit ihm aus. Wir waren beide und auch die übrigen, wie berauscht; denn es war uns nicht anders, als könnten wir mit unsern

geringen Kräften unsern geliebten König retten. Wir wurden geschlagen, mein Freund gefangen. Mir gelang es zu entkommen: mein voriger Wirth im Städtchen verbarg mich unter seinem Dache unter Säcken und Geräthe. Die Franzosen rückten nach, und vernutheten, daß ich dort sey; man drohte, wer mich verborgen hielte, solle erschossen und sein Haus der Erde gleich gemacht werden. Da kam der alte weißhaarige Bäcker weinend zu mir gelaufen. Er hatte allen Muth verloren. Was war zu thun? So ging ich denn als freiwilliger Gefangener in die antere Stube hinab, wo ich meinen Freund schon traf. Ich weiß nicht, was geschehen kann. Man sagt, sie werden uns erschießen.

Er endigte seinen Bericht nicht ohne Thränen, vorzüglich da er die jungen Mädchen so heftig weinen sah. Der Musicus, über den Saal schleichend, sagte

seht zu Liancourt, laut genug: das ist die Soldaten-Ehre dieser Deutschen! Ihr heiliges Wort zu brechen, um Meuter zu werden.

Schweigen Sie, mein Herr! sagte Liancourt heftig, wenn ich nicht vergessen soll, was ich diesem Hause schuldig bin. Achten Sie das Unglück dieser Armen, wenn Sie kein Mitleid fühlen. Die Förm haben sie verkehrt, und sich gegen uns schwer vergangen; aber, bei Gott, wenn die Mehrzahl des Heeres und der Anführer dieses Gefühls gewesen wären, so stünde es wohl um Deutschland und Frankreich anders.

Man setzte sich endlich zu Tische. Der hinzugekommene Officier wollte seine Gefangenen ermuntern, und sagte: froh, meine Herren; es wird so schlimm nicht werden.

Das Schlimmste, rief der ältere Gefangene, kann mich nicht überraschen,

und sollte ich freigesprochen werden, so erkläre ich meinen Richtern, daß ich das wieder thue, weshalb ich jetzt vor sie geführt werde.

Der Officier erzählte hierauf noch vom gestrigen Gefecht. Wunderbar, fügte er hinzu, daß ein fremder Herr und eine Dame auch darein verwickelt wurden. Sie waren auf der Landstraße, und da wir plötzlich aus einem Hinterhalte hervorbrachen, und jene Mannschaft uns entgegen eilte, waren sie abgeschnitten, und mußten, da wir sie in die Mitte nahmen, die Kugeln um sich pfeifen hören. Der junge Mann ist auch am Arm verwundet. Er ist auf einem elenden Wagen bis hieher gefahren, und hofft hier im Orte eine bessere Gelegenheit zu finden. Er ist mit seiner schönen Frau in der Schenke abgestiegen.

Da der Graf dies hörte, schickte er sogleich seinen Jäger hin, um ihn einzuladen; ein Mann von Erziehung, mit seiner

Gattin, und oben ein verwundet, mahnte ihn zu dringend, ihn als Gast aufzunehmen, so übertoll sein Haus auch am heutigen Tage schon war. Nicht lange, so erschien ein junger wohlgebildeter Mann mit einer schönen Frau am Arm, der sich entschuldigte, daß er den Wirthen noch überlästig sey. Kronenberg, der seitwärts in einem Sessel saß, hätte versinken mögen; denn die Dame war Niemand anders, als jene verlassene Cäcilie, gegen die er sich so viel vorzuwerfen hatte, und in ihrem Begleiter erkannte er jenen jungen Mann, der ihn so plötzlich aus der Familie zu Neuhaus vertrieben hatte. Sie bemerkten ihn beide nicht sogleich. Da Sie mir, fuhr der junge Mann fort, auf meinen langen Brief, den ich schon vor sechs Wochen absendete, nicht geantwortet haben, so schloß ich daraus auf Ihren Zorn, und wollte Ihnen auch jetzt nicht beschwerlich fallen; nun laden Sie uns

aber doch so freundlich ein, und ich muß Sie für versöhnt halten.

Wie? sagte der Graf: versöhnt? Einen Brief? Kennen wir uns denn?

Lieber Himmel! rief jener aus: Sie haben wohl durch die Unruhe der Zeiten meine Entschuldigung, vielleicht Rechtfertigung, gar nicht erhalten? Ich sollte Sie ja schon im Sommer besuchen, lieber Onkel; ich heiße Feldheim, und das ist meine Gattin, Gräfin Burchheim. Alles, alles enthielt mein Brief.

Ich träume wohl, rief der alte Graf: mein Vetter Feldheim? Sie? Und jener junge Mann dort? Er ist ja mein Nefte!

Kronenberg erhob sich. So ist denn der Augenblick gekommen, sagte er, wo alles zusammenbricht; und mag es doch! verdiene ich ja die kleinste Achtung nicht mehr. Die Kugel, die mein elendes Herz zerreißt, soll mir willkommen seyn.

Alle waren erstaunt. Cécilie erzählte ihnen mit einiger Ueberwindung, wer der Fremde sey, und auch der wahre Feldheim erkannte ihn jetzt wieder. Also Spitzbuben und Betrüger, rief der alte Baron aus, wollen sich in meine Familie schleichen? Darum wußte der Herr also nichts von den krummen Beinen meines ältesten Bruders? Darum das Zeichen in der Wäsche? O, es bleibt dabei, ich bin der einzige Kluge im Hause, und meine überweise Frau Schwester wird künftig mehr auf mich hören.

Ohne noch ein Wort zu erwiedern, ging Kronenberg aus dem Saal. Der Vater folgte ihm auf sein Zimmer, und sprach lange mit ihm. Dann ging er zur Tochter, die noch wachte. Allen verging die Nacht in Sorge und Kummer.

Ohne Jemand zu sehen, bestieg Kronenberg am folgenden Morgen den Wagen,

Liancourt setzte sich zu ihm; den Rücksitz nahmen die beiden arretirten Officiere ein, und zu Pferde begleiteten die offene Chaise zwölf Dragoner mit ihrem Anführer. Kronenberg hörte kaum auf den freundlichen Zuspruch Liancourts. Als der Wagen sich wandte, entdeckte er am Fenster eine weiße Gestalt, in welcher er Cäcilien zu erkennen glaubte. Sein Leben war wie in einen Traum, wie in ein seltsames Märchen zusammengeronnen. Lieber junger Mann, fing Liancourt wieder an, wie konnten Sie die Unbesonnenheit so weit treiben, einem feindlichen Officier Ihre gefährlichsten Geheimnisse zu vertrauen? Man will jetzt behaupten, es sey alles nicht so, was Sie von sich selber ausgesagt haben; jugendliche Eitelkeit habe Sie nur verleitet, um für etwas Wichtiges zu gelten. Dies ist zu unwahrscheinlich, als daß es einer von uns glauben könnte. Sollte es aber dennoch seyn, so muß sich

eine unbegreifliche Seelenkrankheit Ihrer bemeistert haben, von der mir noch kein ähnliches Beispiel vorgekommen ist. Aber kein Kriegsgericht wird darauf achten, da Ihr eignes Wort und das Zeugniß Duplessis's gegen Sie streitet. Wie kann man überhaupt eine Negation beweisen?

Kronenberg gab dem ernstern Mann, in dem sich Alle bisher geirrt hatten, vollkommen Recht; er sagte nichts zu seiner Vertheidigung, sondern gab sich in dummpfer Betäubung vollkommen verloren. Es wandelte ihn von Zeit zu Zeit an, als wenn er über sich lachen müßte, daß um ein Possenspiel, das ihm jetzt aberwitzig erschien, er sein Leben dem Scheln eines Verbrechens hingeben müsse. Er konnte sein Gefühl nicht bemeistern, mit welchem er jene andern beiden Schlachtopfer benedete, die für eine That, für Muth und Verzweiflung durch feindliche Kugeln ihr Blut verspritzen sollten.

Man kam in der Stadt an; tausend Neugierige musterten die Gefangenen. Kronenberg erhielt ein Stübchen für sich allein.

Schon am folgenden Morgen sah er seine beiden Unglücksgefährten mit verzweifelnden Armen bei seinem kleinen Fenster vorübergehen. Es schien ihr Gang vor das Kriegsgericht zu seyn. - Mit jeder Minute, sagte er zu sich selbst, rückt nun der Augenblick näher, der auch mein Daseyn lösen, und mich einer fremden, ungekannten und ungeahneten Existenz übergeben wird. Darfst du es dir gestehen, daß dies Wahrheit, Wirklichkeit, und kein leeres Nebelgebilde ist? Nein, dieser Leichtsinn, der uns Schmerz und Leid durch sein schwindelerregendes Gaukeln verdeckt, der unsere Seele immer und immer von sich selber abzieht, ist mir völlig ent-

schwunden. Diese Betäubung ist entflohn, und ich bin mit meinem Elende allein. Und daß ich mich verachten muß! daß ich mich verspotten möchte! — Das Schicksal gönnte mir Freunde; es verzieh mir meinen Mangel an Edelmuth, es ließ mich von jenem Sturz wieder zum Leben erwachen; die trefflichsten Menschen nahmen mich als Sohn auf; ein himmlisches Wesen erniedrigte sich so tief, mich zu lieben. Der ganze Himmel kam mir entgegen; aber mich gelüstete mehr, mit dem Narrenhut zu klingeln, und den Kolben so zu tragen, daß er andern Thoren in die Augen fiel. Hatte ich doch alle Mahnungen des bessern Geistes von mir gewiesen! und darum ist es recht, daß die letzte, auf welche ich nun endlich merke, zu spät kommt.

Er hörte Schüsse. Die Armen! seufzte er, und betete unwillkürlich. Gleich darauf trat der alte Aufseher herein. Sie

haben es überstanden, die guten Jungen, sagte dieser: es war ein erbärmlicher Ausblick. Als sie vom Kriegsgericht zurück kamen, gingen sie in die Kirche, und empfingen mit Andacht das heilige Abendmahl. Das junge Blut mit den gelben Haaren weinte immerfort, und beklagte seine alte Mutter und seine eigne Jugend. Der andere drohte, und sagte, es müßte bald die Zeit kommen, wo seine Cameraden ihren Tod rächen würden. Lieber Himmel, das sagt sich bald und thut sich schwer; doch hat es ihm einen Trost gegeben. Der jüngste war gleich todt; der braune lebte noch, und winkte, wie er zusammengestürzt war, mit der Hand, daß sie schnell noch einmal schießen sollten; denn sprechen konnte er wohl nicht mehr. Als es wieder geschehen war, lag er auch ganz ruhig.

Der Alte würde noch länger geschwätzt haben, wenn nicht eine Ordonnanz einge-

treten wäre, um Kronenberg abzurufen. Dieser erhob sich gleichgültig, in der Ueberzeugung, daß man ihn vor ein Kriegsgericht führen würde. War er doch beinahe froh, das Vossenspiel des Lebens abschüttern zu können! Er folgte seinem Führer in ein großes Haus, stieg die Treppe hinauf und befand sich jetzt im Vorsaal, der von Uniformen wimmelte. Man ließ ihn stehn. Officiere aller Waffengattungen gingen in das innere Gemach, und kehrten zurück; andere verließen das Haus; Nachrichten und Briefe kamen. Ein hagerer Mann, in reich gestickter Uniform, näherte sich dem betäubten Kronenberg, und betrachtete ihn mit prüfendem Auge; dann sprach er mit einigen Rahestehenden, offenbar über die Person und das Vergehen des Arrestanten. Nach einiger Zeit ging er zum zweitenmal in das Zimmer, und verweilte dort lange. Indessen verminderte sich der Haufe der Wartenden, und nun

ward Kronenberg hineingerufen. Er erstaunte nicht wenig, als er im großen Saale Niemand als den Marschall sah, den er vor einiger Zeit hatte kennen lernen. Dieser betrachtete ihn lange Zeit, und sagte dann: junger Mann, Sie geben ein trauriges Beispiel, wie Jugendfehler, die von vielen Menschen oft als gleichgültig betrachtet werden, bis in die tödtlichste Gefahr locken können. Sie haben Freunde — ich will hoffen, nicht ganz unverdient — die das Aeußerste für Sie thun. In der Nacht ist ein Herr von Emmerich herüber geeilt, um mich früh zu sprechen und vorzubereiten; kann ein Freund, die Beredsamkeit eines Bruders die Unschuld eines Angeklagten darthun, so hat er Alles gethan. Der edle Graf, ein verehrungswürdiger Charakter, ist gleich nach ihm eingetroffen, und hat wie ein Vater für Sie geredet; mit Thränen der Rührung hat er Sie in Schutz genommen. Seine

Tochter, die Ihnen bestimmt war, indem man Sie für einen Andern hielt, gehört seit Ihrem Unglücke kaum dem Leben mehr an; die Mutter auch ist untröstlich. Ueberlegen Sie alles dies, und ziehen Sie die Summe, ob Sie, der so lange es über sich gewinnen konnte, unter einem fremden Namen diese edle Familie zu hintergehen, nur den zehnten Theil dieser überschwenglichen und beispiellosen Liebe verdient haben.

Ihre Excellenz, sagte Kronenberg fast, können es mir nicht eindringlicher sagen, als ich es selbst schon gethan habe, daß ich ein Nichtswürdiger gewesen bin.

Was haben Sie verdient?

Den Tod, hundertmal; denn wer das Leben und die Wahrheit durch Lügen schändet, verdient nicht Leben, Liebe und das Licht des Himmels.

Und doch wollen Ihre Freunde behaupten, und wollen es aus Ihrem Munde

gehört haben, daß jene Intriguen, derentwegen Sie angeklagt stehen, nicht existiren, daß Sie von jenem Buche kleine Zeile geschrieben haben.

So ist es; aber was ich wirklich gethan, welch' Herz ich zerrissen, welcher jämmerlichen Eitelkeit ich mein und fremdes Glück zum Opfer gebracht habe, ist mehr, ist schwerer Verbrechen, als jenes, weshalb man mir hier den Stab brechen würde.

Der Marschall öffnete einen Schrank. Kennen Sie diese Brieftasche?

Kronenberg nahm sie in die Hand. Es ist die meinige, sagte er verwundert, eine seit lange vermißte; ich bin erstaunt, daß sie mir so unvermuthet und unter diesen Umständen vor das Auge kommt.

Indem trat hinter der niedergelassenen Gardine eines tiefen Fensters jener blasse Mann in der reichen Civil-Uniform hervor, der den Jüngling schon draußen mit

Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Kennen Sie mich nicht mehr? redete er den Verswirten an.

Durch die Stimme kam ihm die Erinnerung wieder. Es war jener Fremde, den er am ersten Tage seiner Reise in jenem Gasthose auf so seltsame Weise hatte kennen lernen.

Als ein großmüthiger, junger Mann, sagte der Fremde, nahmen Sie sich meiner damals an, beschützten und versorgten mich. Ich war in e'ner üblen Lage; ein Klügerer hatte mir meine Pässe entwandt, in der einsamen Gegend war mein Geld ausgegangen, und das Schlimmste war, man war mir und meiner Verkleidung auf der Spur. Es war nahe daran, daß ich entdeckt und festgenommen wurde. Dann war meine Reise, meine mehr als jahreslange Bemühung umsonst. Sie halfen aus der Noth, und es war nicht recht dankbar von mir, bekenne ich selbst, daß ich mir

Ihren Paß aneignete. Sie retteten mich damals, und ich kann Sie jetzt retten; denn ich bin mehr, wie Alle, von Ihrer Unschuld überzeugt.

Wie das? fragte der Marschall.

Ich fand, fuhr der Fremde fort, außer dem Paß noch einige Brieffschaften in dieſen Portefeuille, und Sie erlauben mir, junger Freund, (es iſt einmal nicht zu ändern) dem Herrn Marschall folgendes Blatt zu überſetzen, es iſt von Ihrem Dnſele; und wenn es nicht ganz artig iſt, ſo hebt es doch die Anklage völlig auf. Er laß in franzöſiſcher Sprache:

Ungerathener Neffe.

Deine Schulden werde ich nicht bezahlen; Deines Gutes, welches Du in Grund und Boden verderben haſt, werde ich mich nicht annehmen; es heißt das Geld ins Waſſer ſchmeißen, wenn Du mit Deinen neu-modiſchen Theorien der Wirthſch-

schafter bleibst. Die andern Teufeleien, die Du treibst, sind aber noch ärger. Willst Du denn zwei Mädchen heirathen? Der Narr wird sich aber zwischen zwei Stühle niedersetzen, und keine bekommen, und damit geschieht ihm schon Recht. Es wäre Dir zu gönnen, wenn Dir die Söhne oder die Väter noch obenein einen Denkkettel gäben. Aber vielleicht nimmt sich noch jemand anders die Mühe, Dir nach dem Halse zu greifen, der Dich verdammt jucken muß. Das Buch, Hasenfuß, das ich Dir neulich von der Reise mitbrachte, und das Du mir zur patriotischen Ergögllichkeit vorlesen mußtest, das Werk, Du Alberner, in dem Dir unser Pastor noch Einiges erklären mußte, das willst Du nun geschrieben haben? So hat mir mein Bedienter und auch der Schulmeister erzählt, denen Du es weiß gemacht hast. Die Dummheit kann Dich ja ins Gefängniß bringen. Vollends muß ich ja

hören, daß Du den rothhaarigen Verückelmacher hast anwerben wollen; Du solltest für Englischen Sold ein Regiment gegen die Franzosen errichten. Der alte einfältige Herr von Matthias war auch ganz voll davon. Dem hattest Du noch vorgezogen, Du seyst der Chef eines geheimen Ordens, von dem sich die Wirkungen bald zeigen würden. Ich bitte Dich, Lauge nichts, um Deines Leibes und Deiner Seelen Heil, zieh doch endlich den Hanswurst aus Deinem verkehrten Gemüthe, und lasse das verfluchte Lügen, wozu Du von früher Jugend inclinirtest. Es ist wahr, ich bin Dein Onkel, Dein nächster Verwandter, und von Rechtswegen solltest Du wohl dereinst von mir mein bißchen Armuth erben; aber, der Teufel soll mich holen, wenn ich es nicht lieber als ten Spitalweibern vermache, falls Du nicht in Dich schlägst, und ein ganz anderer Kerl aus Dir wird. Uebrigens

bleibe ich, NB. wenn Du mich künftig
mit Quälereien um Geld verschonst,

Dein wohlaffectionirter Onkel

Richard.

Der Marschall hatte dieses väterliche
Sendschreiben nicht ohne einiges Lächeln an-
hören können. Sie sehen also hieraus, fuhr
der Fremde fort, daß unser Freund völlig,
was seine hiesige Anklage betrifft, gerechtfertigt
steht. Sie können ihn frei geben, ihn,
der schon genug für die kleine, mißverstan-
dene Eitelkeit gelitten hat. Sollte sich aber
noch das kleinste Bedenken finden, so nehme
ich alle Verantwortung auf mich. Ich reise
noch heute ab; in weniger Zeit spreche ich
den Kaiser; ich werde ihm selbst die ganze
Sache erzählen, und ich weiß voraus, daß
es ihm zum Lachen bringen wird, auf wel-
che Weise die Deutschen zuweilen Spaß treib-
en. Heißt es nicht, muthwillig auf glän-
zendem Stahl ein Ballet mit bloßen So-
hlen tanzen wollen?

Sie sind frei, mein Herr, sagte der Marschall. Ich denke, der Vorfall wird Ihnen zur Schule gedient haben.

Kronenberg nahm seine Briefftasche, dankte beiden Herren, und wußte nicht, wie er aus dem Zimmer und Vorfaal wieder auf die Straße gekommen war. Er sah um sich, und in den blauen Himmel hinein; er fühlte wieder, daß das Leben ein Gut sey, das sich nicht so leicht, wie ein abgetragenes Kleid, wegwerfen lasse. Ein Diener redete ihn an, und führte ihn nach einem Hause, wo er den Grafen traf. Väterlich nahm ihn dieser auf, und nach Glückwünschen über die Errettung aus der augenscheinlichen Lebensgefahr, auf welche Kronenbergs Beschämung nur wenig erwiederte, sagte er endlich: es ist manchen Menschen ohne Zweifel ein gewisser Zauber beigelegt, ein Talisman, der ihnen allenthalben Liebe und Freundschaft erwirbt,

und sie glücklich macht, wenn sie diese entgegenkommende Sympathie beachten. So ist es mir, und uns Allen, mit Ihnen ergangen. Erwarten Sie von mir kein Wort mehr über diese Jugendschwächen, die Ihnen diese schwere Lehre zugezogen haben, welche Sie ganz gewiß zu Herzen nehmen werden, oder Sie müßten mehr als leichtsinnig seyn. Unser ganzes Haus hängt mit Liebe an Ihnen; ich habe um Sie, wie um einen leiblichen Sohn getrauert. Die Thränen, die meine gute Frau um Ihr Schicksal vergossen hat, das Wohlwollen, mit dem sie Ihnen verzieh, alles das mag ich Ihnen jetzt nicht als Beweise unsrer Freundschaft aufführen. Alles, was Sie mir selbst neulich über sich und Ihre Lage gesagt, habe ich reiflich erwogen; aber mehr, als Sie je thun könnten, hat unser Emmerich gethan. Dieser Mann ist Ihnen mit der reinsten, fast beispie-

losen Freundschaft ergeben. Ja, mein junger, theurer Freund, es wohnt ein edler Geist, eine ächte Gesinnung in Ihrer Brust, die sich nun entwickeln wird; wir Alle, so viel gute Menschen können nicht gänzlich im Irrthum seyn. Ich kenne Ihre Familie; Ihr Oheim Richard ist mein Universitätsfreund; wir wollen uns mit diesem vereinigen, und Sie und wir Alle werden glücklich seyn. Ich habe bisher von meiner Tochter, von Cäcilien, geschwiegen. Der Glaube, daß sie den in Ihnen kennen lernte, der ihr gewissermaßen bestimmt war, hat Sie ganz und auf ewig zur Ihrigen gemacht. Sie hat mir ihr ganzes Herz enthüllt; und innig gerührt muß ich diesem Bunde, der sich wie durch ein Wunder geknüpft hat, meinen Segen geben.

Großmüthigster Mann, rief Kronenberg bewegt aus, Vater! Sie berauben mich aller Worte und jedes Dankes.

Auch kann kein Mensch, selbst der Beste nicht, so viele Liebe verdienen, vielweniger ich. Mein ganzes Daseyn, jeder Pulsschlag wird Dank und Freude seyn. Glauben Sie mir, ich bin erwacht, und unter so edlen Menschen werde ich gut und edel fühlen. Jeder Athemzug sey Wahrheit.

Er war so erschüttert, daß er verstummen mußte. Er entfernte sich auf einige Zeit, um durch die Stadt und vor den Thoren herum zu irren, und seinen Gefühlen Luft zu machen. Cécilie! rief er aus, Dir bin ich wieder gegeben, Du bist mir geschenkt. Welche Unendlichkeit von Glück und Liebe in dem Einen Wort! O, Cécilie! Aber ich fühle es, ich weiß es: kein Herz hätte Dich so lieben können, wie das meinige, und nur Deine himmlische Liebe konnte das, was in mir gut und rein war, erkennen.

Er fuhr aus seiner Träumerei auf, als ihm eine alte Hand die Schulter berührte. Er sah sich um, und fuhr vor des wohlbekannten Christophs Gesichte zurück. Du hier? rief er aus; um's Himmelswillen! wie kommst Du hieher?

Mit meinem Herrn, erwiderte der Alte. Ach! es sind noch mehr Leute hier, die Sie kennen. Wir haben Sie schon seit lange gesucht.

Indem begegnete ihnen jener unbekannte Franzose in seiner reichen Uniform. Er stand still, grüßte Kronenberg, und redete dann den Diener an: Nun, wie geht's, mein guter Christoph? Seyd Ihr auch wieder da? Christoph war verblüfft, verneigte sich tief, sah ihn wieder an, und rief dann aus: Ei, du aller Welt blaues Wunder! Ist es möglich, daß Sie der curiose Mann von damals sind? Nun so habe ich doch schon

immer gesagt, daß der jüngste Tag vor der Thür seyn muß!

Jetzt näherte sich Carl von Wildhausen, und verwunderte sich sehr, seinen Diener in diesem Gespräch zu finden. Der Fremde verweilte sich nicht länger, nachdem er Kronenberg noch einige freundliche Worte gesagt hatte. Die beiden Freunde umarmten sich herzlich; alles Sonderbare, rief Carl aus, alles Seltsame wird gewöhnlich. Gestern komme ich in Geschäften hier an, heute morgen vernehme ich Dein Unglück; ich halte Dich für verloren, jetzt finde ich Dich frei; unser Christoph macht die vornehmsten Bekanntschaften; Dein Onkel Richard brennt, Dich in seine Arme zu schließen.

Er ist auch hier? rief Kronenberg aus.

Mit mir hieher gekommen, antwortete der Freund; ich habe ihn dahin vermocht, sich Deiner anzunehmen; Deine

Gläubiger sind befriedigt. Aber nun war uns Deine Spur ganz verloren. Wir machten dann eine Geschäftsreise; er kommt mit mir in die hiesige Gegend, und dringt darauf, einen Abstecher nach dem Gute eines alten Schulfreundes, des Grafen Wertheim, zu machen; darum sind wir hier, und wollten nun nach dem Landsitze hinüber fahren. Da erfuhren wir heut früh durch das Gerücht Deine Arrestation und Gefahr, und zugleich die sonderbarsten Dinge von Deinem Leben. Bei diesen Nachrichten kam der alte Mann außer sich; nun zeigte sich erst, wie sehr er Dich immer geliebt hatte, da er Dich verloren geben sollte.

Indem sie sich dem Thore näherten, lief ihnen schon der alte Mann entgegen, stürzte weinend in Kronenbergs Arme, und rief: So habe ich Dich denn wieder, Du mein einziger Freund, mein Knecht, mein Sohn? Du bist mir wie-

der gegeben? Du bist frei? Wem hätte ich das doch nachlassen sollen, was mein ist, wenn Du verloren warst? Aber jetzt, mein Freund, wollen wir Alle vernünftig werden, und ich will den Reizgen anführen; denn erst habe ich Dich in der Jugend verzogen, nachher bin ich zu streng gegen Dich gewesen.

Sie gingen in Gesellschaft zum alten Grafen, und die Freude der Wiedererkennung war allgemein. Fahren wir wieder auf das Gut hinaus, sagte der Vater; man wird uns dort mit der größten Angst erwarten. So muß ich nur meine Frau abholen, sagte Carl. Deine Frau? fragte Kronenberg. Die Du recht gut kennst, antwortete jener; das junge Fräulein von Neuhaus. Ich bin glücklich mit ihr; der junge Behlen ist Krentenant geworden, und im Felde; die Tochter ist als Frau recht vernünftig, und noch so liebenswürdig als sonst. Und

meine Mutter, mein Theuerster, hat jetzt ganz zu Deiner Fahne geschworen; sie ist deutsch-patriotisch; es ist unglaublich, was Einquartirungen vermögen.

Alle fahren hinaus. Cäcilie und die Mutter waren entzückt, daß die Gefahr so glücklich ihrem Hause vorübergegangen war; der Better Feldheim hatte sich mit seiner jungen Frau schon wieder entfernt.

Als die Verbindung Cäciliens und Kronenbergs zur Zufriedenheit aller Uebri- gen geschlossen war, sagte der Musicus zu Liancourt: sey ein Mensch nur recht armselig und dumm, fange er nur recht einfältige Streiche an, so wird sich das Glück eines solchen gerade annehmen.

Man vermißte ihn nicht, als er den Cirkel dieser Freunde von jetzt ver-

mied. Emmerich verschmerzle auf edle Weise das Opfer, das sein Herz hatte bringen müssen, und Kronenberg ging seitdem in seinem Eigensinne so weit, daß er es auch nicht einmal dulden konnte, wenn im Scherz die Unwahrheit gesagt wurde.



Norwegische Volksmährchen.

I.



Norwegische
Völksmährchen,

gesammelt

von

P. Asbjörnsen und Jörgen Moe.

Deutsch von Friederich Bredemann.

Mit einem Vorworte

von

UDL.
UNIVERS.
LIPS.

Ludwig Tieck.

Erster Band.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

1847.

31

112 (1) 111

Druck bei Julius Gittensfeld in Berlin.

V o r w o r t.

Vor funfzig Jahren etwa waren bei vielen ernsthaften, selbst gebildeten Leuten die Märchen, Erzählungen von Feen und seltsamen Erscheinungen von Gespenstern und Geistern in üblem Ruf. Die Geschichten der Tausend und Einen Nacht genossen bei poetischen Gemüthern einige Achtung, sie waren wenigstens von den Leihbibliotheken nicht ausgeschlossen. Die Erzählungen meiner Mutter Gans waren über ganz Europa verbreitet, doch nur in den Händen der Kinder. Einige Jahre früher hatte unser deutscher Musäus seine humoristischen Volksmärchen fast als stärkendes Mittel in die damals überfluthende weichliche Sentimentalität hineingeworfen, und sie fanden allgemeinen Beifall, den sie auch bis jetzt sich erhalten haben, obgleich das poetische Element dieser alten Volks-

Sagen und Dichtungen nicht selten durch Anspielungen auf ganz moderne Dinge und zu prosaische Zustände verfinstert ist. Man rechnete aber diese erotischen Pflanzen und Blumen nicht zur eigentlichen Literatur, und als ich um 1796. meine Versuche in dieser Art herausgab und uralte Geschichten in ein andres Gewand kleidete, wurde ich von vielen meiner Freunde und Wohlwollenden sehr ernsthaft getadelt.

Wie hat sich seitdem diese Gegend der Bücherwelt verwandelt! Eine ganze reiche Literatur dieser Märchen ist entstanden und aus allen Ländern der Erde zusammengetragen.

Viele von diesen Volks- und Kindermärchen sind durch Tradition und viele Jahre verwandelt und verderbt epische Gedichte, und es ist interessant und rührend überraschend, wenn von Zeit zu Zeit im verschütteten Grunde der alte Baum noch grünend wiedergefunden wird, den gedächtnislose Jahre in ein unkennliches Sträuschen zusammengetrocknet haben. Ergeht man sich in diesen Forschungen, so wird unser Sinn endlich verwirrt und schwindelnd, weil bei zu genauer Untersuchung Indien und Frankreich, Deutschland und Italien mit Island und dem Nordpol zusammenfließen. Alle Völker, alle Kinder haben

sich von je an größeren und kleineren Märchen ergötzt, Kinder selbst haben manche erfunden, oder die sie hörten auf ihre Art nachgeahmt, andre, alte und junge Frauen haben diese auf ihre Art wieder umgebildet, und so findet der Suchende jetzt in allen Ländern zum Theil dieselben Sagen wieder, mehr oder minder vom Klima, dem Süden oder Norden gefärbt.

Und so nehme man auch diese Sammlung freundlich auf, diesen nordischen Strauß von Spätblumen und einigen seltsamen Pflanzen. Die interessantesten möchten wohl die Erzählungen sein, die von einem leichten, gutmüthigen Humor angefärbt sind. Wenn Aschenbrödel, Blaubart, und manche ganz allgemein verbreitete Legenden oft und unter mancherlei Gestalten vorkommen, so lasse man sich auch die oft nicht bedeutende Variation gefallen, und bei einfachen, natürlichen Kindern müßten die meisten dieser Geschichten Eingang und eine freundliche Aufnahme finden.

Immer in ähnlicher Gestalt mit zwei bis neun Köpfen erscheint der ungeschlachte, böshafte Riesengeist Troll. Um 1790., als W. v. Schlegel noch in Göttingen lebte, und sehr befreundet war mit unserm

deutschen Dichter Bürger, ergingen sich Lehrer und Schüler auch oft in den Wäldern nordischer Poesie. Damals war selbst unter Gelehrten in Dänemark und Schweden nicht viel Kunde von dieser Region, und so bildete sich der poetische Bürger ein, unser deutsches Wort drollig sei von diesem schadenfrohen Nordgeiste abgeleitet, und in diesem Glauben bildete Schlegel nachher in seinem Sommernachts Traum den Kobold Droll, statt des englischen alt-nationalen Puck, welcher freilich ein ganz anderer und mehr komischer Gesell ist, als diese Trolldgeister sich zeigen. Schon vor vielen Jahren stritt ich mit Schlegel über diesen (vielleicht unbedeutenden) Punkt, bis denn zu Maria Weber's Oberon ein Engländer selbst seinem Puck ungetreu geworden ist, und diesen neu beförderten Geist Droll singen und sprechen läßt.

Meinen Dank dem künftigen Uebersetzer, der mich diese Sagen hat kennen lernen, und dessen Wunsch ich gern genügt habe, ein kleines einleitendes Wort dieser Sammlung vorzusetzen.

L. Tieck.

Potsdam in den letzten Tagen des
 October 1846. unmittelbar nach einer
 schweren Krankheit.

I n h a l t.

	Seite
1. Von Aschenbrödel, welcher die silbernen Enten, die Bettdecke und die goldne Harfe des Trollen stahl	1.
2. Der Gertrudsvogel	8.
3. Der Vogel Dam	10.
4. Die wirthschlaue Prinzessin	27.
5. Der reiche Peter Krämer	29.
6. Aschenbrödel, der mit dem Trollen um die Wette auf	45.
7. Von dem Burschen, der zu dem Nordwind ging und das Mehl zurückforderte	49.
8. Die Jungfrau Maria als Gevatterinn	54.
9. Die drei Prinzessinnen aus Witenland	61.
10. Es giebt noch mehr solche Weiber	70.
11. Einem Jeden gefallen seine Kinder am besten ...	78.
12. Eine Freiergeschichte	79.
13. Die drei Ruhmen	80.
14. Der Sohn der Wittwe	85.
15. Die Tochter des Mannes und die Tochter der Frau	100.
16. Hühnchen und Hühnchen im Aufswalbe	113.

VIII

	Seite
17. Der Bär und der Fuchs	118.
a) Warum der Bär einen Stumpffchwanz hat . .	118.
b) Wie der Fuchs den Bären ums Weihnachtsessen prellt	119.
18. Gubbbrand vom Berge	122.
19. Kari Tråstak	128.
20. Der Fuchs als Hirte	146.
21. Dem Schmied, den der Teufel nicht in die Hölle las- sen durfte	148.
22. Der Hahn und die Henne	157.
23. Der Hahn, der Kukuk und der Auerhahn	158.
24. Lillesfort	159.
25. Die Puppe im Grase	179.
26. Das Råpchen auf Dovre	183.
27. Soria-Moria-Schloß	185.
28. Der Herr Peter	200.
29. Nase, das kleine Gänsemädchen	208.
30. Der Bursch und der Teufel	213.

1.

Von Aschenbrödel,

welcher die silbernen Enten, die Bettdecke und die goldne Harfe des Trollen stahl.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne. Als er starb, wollten die beiden ältesten in die Welt reisen, um ihr Glück zu versuchen; aber den jüngsten wollten sie gar nicht mit haben. „Du da,“ sagten sie: „taugst zu nichts Andern, als in der Asche zu wühlen, Du!“ — „So muß ich denn allein gehen,“ sagte Aschenbrödel. Die beiden gingen und kamen zu einem Königsschloß; da erhielten sie Dienste, der eine beim Stallmeister, und der andre beim Gärtner. Aschenbrödel ging auch fort und nahm einen großen Backtrog mit, das war das Einzige, was die Ältern hinterlassen hatten, wonach aber die andern beiden nichts fragten; der Trog war zwar schwer zu tragen, aber Aschenbrödel wollte ihn doch nicht stehen lassen. Als er eine Zeitlang gewandert war, kam er ebenfalls zu dem Königsschloß, und dort bat er um einen Dienst. Sie antworteten ihm aber, daß sie ihn nicht brauchen könnten; da er indeß so flehentlich bat, sollte er zuletzt die Erlaubniß haben, in

der Küche zu fein und der Köchinn Holz und Wasser zutragen. Er war fleißig und flink, und es dauerte nicht lange, so hielten Alle viel von ihm; aber die beiden Andern waren faul, und darum bekamen sie oft Schläge und wenig Lohn und wurden nun neidisch auf Aschenbrödel, da sie sahen, daß es ihm besser ging.

Dem Königsschloß grade gegenüber, an der andern Seite eines Wassers, wohnte ein Troll, der hatte sieben silberne Enten, die auf dem Wasser schwammen, so daß man sie von dem Schloß aus sehen konnte; die hatte sich der König oft gewünscht, und deshalb sagten die zwei Brüder zu dem Stallmeister: „Wenn unser Bruder wollte, so hat er sich gerühmt, dem König die sieben silbernen Enten verschaffen zu können.“ Man kann sich wohl denken, es dauerte nicht lange, so sagte der Stallmeister es dem König. Dieser sagte darauf zu Aschenbrödel: „Deine Brüder sagen, Du könntest mir die silbernen Enten verschaffen, und nun verlange ich es von Dir.“ — „Das habe ich weder gedacht, noch gesagt,“ antwortete der Bursch. „Du hast es gesagt,“ sprach der König: „und darum sollst Du sie mir verschaffen.“ — „Je nun,“ sagte der Bursch: „wenn's denn nicht anders sein kann, so gieb mir nur eine Meße Roden und eine Meße Weizen; dann will ich's versuchen.“ Das bekam er denn auch und schüttete es in den Backtrog, den er von Hause mitgenommen hatte, und damit ruderte er über das Wasser. Als er auf die andre Seite gekommen war, ging er am Ufer auf und ab und streute und streute, und endlich gelang es ihm, die Enten in den Trog zu locken

und nun ruderte er, als wuß er nur konnte, wieder zurück.

Als er auf die Mitte des Wassers gekommen war, kam der Troll an und ward ihn gewahr. „Bist Du mit meinen sieben silbernen Enten davongereist, Du?“ fragte er. „Ja—a!“ sagte der Bursch. „Kommst Du noch öfter, Du?“ fragte der Troll. „Kann wohl sein,“ sagte der Bursch. — Als nun Aschenbrödel mit den sieben silbernen Enten zurück zu dem König kam, wurde er noch beliebter im Schloß, und der König selbst sagte, es wäre gut gemacht. Aber darüber wurden seine Brüder noch ausgebrachter und noch neidischer auf ihn und versielen nun darauf, zum Stallmeister zu sagen, jetzt hätte ihr Bruder sich auch gerühmt, dem König die Bettdecke des Trollen mit den silbernen und goldnen Mauten verschaffen zu können, wenn er bloß wolle; und der Stallmeister war auch diesmal nicht faul, es dem König zu berichten. Der König sagte darauf zu dem Burschen, daß seine Brüder gesagt hätten, er habe sich gerühmt, ihm die Bettdecke des Trollen mit den silbernen und goldnen Mauten verschaffen zu können, und nun solle er es auch, oder sonst solle er das Leben verlieren. Aschenbrödel antwortete, daß hätte er weder gedacht, noch gesagt; da es aber nichts half, hat er um drei Tage Bedenkzeit. Als die nun um waren, ruderte Aschenbrödel wieder hinüber in dem Backtrog und ging am Ufer auf und ab und lauerte. Endlich sah er, daß sie im Berge die Bettdecke herabhängten, um sie auszulüften; und als sie wieder in den Berg zurückgegangen waren, erschnyppte Aschenbrödel die Decke und ruderte damit zurück,

so schnell er nur konnte. Als er auf die Mitte gekommen war, kam der Troll an und ward ihn gewahr. „Bist Du es, der mir meine sieben silbernen Enten genommen hat?“ rief der Troll. „Ja—a!“ sagte der Bursch. „Hast Du nun auch meine silberne Bettdecke mit den silbernen und goldenen Nuten genommen?“ — „Ja—a!“ sagte der Bursch. „Kommst Du noch öfter, Du?“ — „Kann wohl sein,“ sagte der Bursch. Als er nun zurückkam mit der goldenen und silbernen Decke, hielten Alle noch mehr von ihm, denn zuvor; und er ward Bedienter beim König selbst. Darüber wurden die andern Weiden noch mehr erbittert, und um sich zu rächen, sagten sie zum Stallmeister: „Nun hat unser Bruder sich auch gerühmt, dem König die goldne Harfe verschaffen zu können, die der Troll hat, und die von der Beschaffenheit ist, daß Jeder, wenn er auch noch so traurig ist, froh wird, wenn er darauf spielen hört.“ Ja, der Stallmeister, der erzählte es gleich wieder dem König, und dieser sagte zu dem Burschen: „Hast Du es gesagt, so sollst Du es auch. Kannst Du es, so sollst Du die Prinzessin und das halbe Reich haben; kannst Du es aber nicht, so sollst Du das Leben verlieren.“ — „Ich habe es weder gedacht, noch gesagt,“ antwortete der Bursch: „aber es ist wohl kein andrer Rath, ich muß es nur versuchen; doch sechs Tage will ich Bedenkzeit haben.“ Ja, die sollte er haben; aber als sie um waren, mußte er sich aufmachen. Er nahm nun einen Lattenspiker, einen Birkenpflock und einen Lichtstumpf in der Tasche mit, ruderte wieder über das Wasser und ging dort am Ufer auf und ab und lauerte. Als

der Troll herauskam, und ihn gewahr ward, fragte er: „Bist Du es, der mir meine sieben silbernen Enten genommen hat?“ — „Ja—a!“ antwortete der Bursch. „Du bist es, der mir auch meine Decke mit den goldnen und silbernen Nauten genommen hat?“ fragte der Troll. „Ja—a!“ sagte der Bursch. Da ergriff ihn der Troll und nahm ihn mit sich in den Berg. „Nun, meine Tochter,“ sagte er: nun hab' ich ihn, der mir meine silbernen Enten und meine Bettdecke mit den silbernen und goldnen Nauten gestohlen hat; setz' ihn jetzt in den Maststall, dann wollen wir ihn schlachten und unsre Freunde bitten.“ Dazu war die Tochter sogleich bereit, und sie setzte ihn in den Maststall, und da blieb er nun acht Tage lang und bekam das beste Essen und Trinken, das er sich wünschen konnte, und so viel er nur wollte. „Geh nun hin,“ sagte der Troll zu seiner Tochter, als die acht Tage um waren: „und schneide ihn in den kleinen Finger, dann werden wir sehen, ob er schon fett ist.“ Die Tochter ging sogleich hin. „Halt mal Deinen kleinen Finger her!“ sagte sie; aber Aschenbrödel steckte den Lattenspiker heraus, und in den schnitt sie. „Ach nein, er ist noch hart wie Eisen,“ sagte die Trolltochter, als sie wieder zu ihrem Vater kam: „noch können wir ihn nicht schlachten.“ Nach acht Tagen ging es wieder eben so, nur daß Aschenbrödel jetzt den Birkenpflock heraussteckte. „Ein wenig besser ist er,“ sagte die Tochter, als sie wieder zu dem Trollen kam: „aber noch war er hart zu kauen, wie Holz.“ Acht Tage darnach sagte der Troll wieder, die Tochter solle hingehen und zusehen, ob er jetzt nicht fett genug wäre.

„Halt mal Deinen kleinen Finger her!“ sagte die Tochter, als sie zum Maststall gekommen war. Nun hielt Aschenbrödel den Lichtstumpfen hin. „Jetzt geht's an,“ sagte sie. „Haha!“ sagte der Troll: „so reise ich fort, um Gäste zu bitten; inmittlerweile sollst Du ihn schlachten und die eine Hälfte braten und die andre Hälfte kochen.“ Als der Troll nun gereist war, fing die Tochter an, ein großes langes Messer zu schleifen. „Sollst Du mich damit schlachten?“ fragte der Bursch. „Ja, Du,“ sagte die Trolltochter. „Aber es ist nicht scharf,“ sagte der Bursch: „ich muß es Dir nur schleifen, damit Du mich desto leichter ums Leben bringen kannst.“ Sie gab ihm nun das Messer, und er fing an zu schleifen und zu wehen. „Laß es mich jetzt an Deiner Haarflechte probiren,“ sagte der Bursch: „ich glaube, es wird nun gut sein.“ Das erlaubte sie ihm denn auch; aber sowie Aschenbrödel die Haarflechte ergriff, bog er ihr den Kopf zurück und schnitt ihr den Hals ab — und kochte dann die eine Hälfte und bratete die andere und trug es auf den Tisch. Darauf zog er die Kleider der Trollbirne an und setzte sich in die Ecke hin. Als der Troll mit den Gästen nach Hause kam, bat er die Tochter — denn er glaubte, daß sie es wäre — sie möchte doch auch kommen und mitessen. „Nein,“ antwortete der Bursch: „ich will kein Essen haben, ich bin so betrübt.“ — „Du weißt ja Rath dafür,“ sagte der Troll: „nimm die goldne Harfe und spiele darauf.“ — „Ja, wo ist die nun?“ sagte der Bursch wieder. „Du weißt es ja wohl, Du hast sie ja zuletzt gebraucht; dort hängt sie ja über

der Thür," sagte der Troll. Der Bursch ließ sich das nicht zweimal sagen; er nahm die Harfe und ging damit aus und ein und spielte; aber wie er so im besten Spielen war, schob er plötzlich den Backtrog hinaus ins Wasser und ruderte damit fort, daß es nur so sauste. Nach einer Weile dächte es dem Trollen, die Tochter bliebe gar zu lange draußen, und er ging hin, sich nach ihr umzusehen; da sah er aber den Burschen in dem Trog weit weg auf dem Wasser. „Bist Du es, der mir meine sieben silbernen Enten genommen hat?" rief der Troll. „Ja!" sagte der Bursch. „Du bist es, der mir auch meine Decke mit den silbernen und goldnen Mauten genommen hat?" — „Ja!" sagte der Bursch. „Hast Du mir nun auch meine goldne Harfe genommen, Du?" schrie der Troll. „Ja, das hab' ich," sagte der Bursch. „Hab' ich Dich denn nicht gleichwohl verzehrt?" — „Nein, das war Deine Tochter, die Du verzehrtest," antwortete der Bursch. Als der Troll das hörte, ward er so arg, daß er barst. Da ruderte Aschenbrödel zurück und nahm einen ganzen Haufen Gold und Silber mit, so viel der Trog nur tragen konnte, und als er nun damit zurückkehrte, und auch die goldne Harfe mitbrachte, bekam er die Prinzessin und das halbe Reich, so wie der König es ihm versprochen hatte. Seinen Brüdern aber that er immer wohl; denn er glaubte, sie hätten nur sein Bestes gewollt mit Dem, was sie gesagt hatten.

Der Gertrudsvogel.

Als unser Herr Christus und St. Petrus noch auf Erden einherwandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Backtrog stand und den Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rothe Mütze auf. Da beide den Tag über schon weit gegangen und daher sehr hungrig waren, bat der Herr Christus die Frau um ein Stückchen Brod. Ja, das sollte er haben, sagte sie und nahm ein Stückchen Teig und knetete es aus; aber da ward es so groß, daß es den ganzen Backtrog anfüllte. Nein, das war allzu groß, das konnte er nicht bekommen. Sie nahm nun ein kleineres Stück; aber als sie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden; das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm sie ein ganz ganz kleines Stück; aber auch das Mal ward es wieder zu groß. „Ja, so kann ich Euch Nichts geben,“ sagte Gertrud: „Ihr müßt daher ohne Mundschmack wieder fortgehen; denn das Brod wird ja immer zu groß.“ Da ereiferte sich der Herr Christus und sprach: „Weil Du ein so schlech-

tes Herz hast und mir nicht einmal ein Stückchen Brod gönnst, so sollst Du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und Deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter zu trinken sollst Du haben, als wenn es regnet.“ Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so war sie zum Gertrudsvogel verwandelt und flog oben zum Schornstein hinaus; und noch den heutigen Tag sieht man sie herumfliegen mit einer rothen Müge auf dem Kopf und schwarz über dem ganzen Leib; denn der Ruß im Schornstein hatte sie geschwärzt. Sie hackt und blickt beständig in den Bäumen nach Essen und pickt immer, wenn es regnen will; denn sie ist beständig durstig.

Der Vogel Dam.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, und von denen hielt er so viel, daß er sie nie aus den Augen ließ; aber jeden Mittag, wenn der König schlief, gingen die Prinzessinnen spazieren. Einstmals, da der König wieder seinen Mittagsschlummer hielt, und die Prinzessinnen, wie gewöhnlich, spazieren gegangen waren, geschah es, daß sie nicht zurückkehrten, sondern ausblieben. Da entstand große Sorge und Betrübniß im ganzen Land; aber am betrübtesten von Allen war der König. Er sandte Boten aus durch sein ganzes Reich und in viele fremde Länder und ließ sie nachsuchen und ihnen nachläuten mit allen Glocken über das ganze Land; aber die Prinzessinnen waren fort und blieben fort, so daß Niemand wußte, wo sie gestoben oder geflogen waren. Da konnte man denn wohl begreifen, daß sie von irgend einem Trolle entführt sein mußten. Das Gerücht hievon verbreitete sich bald von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und endlich gelangte es auch zu einem König, der in einem Lande weit weit weg wohnte und zwölf Söhne hatte. Als die Söhne von den zwölf Königstöchtern erzählen hörten, baten sie ihren Vater um

Erlaubniß, reisen zu dürfen, um die Prinzessinnen aufzusuchen. Der alte König aber wollte anfangs Nichts davon wissen; denn er fürchtete, daß er dann die Söhne niemals wiedersehen möchte; aber die Prinzen stelen ihm zu Füßen und baten ihn so lange, bis er endlich nachgab und sie reisen ließ. Er rüstete nun ein Schiff für sie aus und setzte zum Steuermann über dasselbe den Ritter Röd, der zu Wasser wohl erfahren war. Lange Zeit segelten sie nun umher und forschten in allen Ländern, wohin sie kamen, nach den Prinzessinnen; aber sie entdeckten keine Spur von ihnen. Es fehlten jetzt nur noch wenig Tage, so hatten sie schon sieben Jahre gesegelt. Da entstand eines Tages ein heftiger Sturm und ein solches Unwetter, daß sie glaubten, sie würden nimmer wieder an's Land kommen, und Alle mußten in einem fort arbeiten, so daß kein Schlaf in ihre Augen kam, so lange das böse Wetter anhielt. Aber am dritten Tage legte sich der Sturm, und es ward auf einmal ganz still. Alle waren nun von der Arbeit und dem schlimmen Wetter so müde geworden, daß sie sogleich einschliefen; nur der jüngste Prinz hatte keine Ruhe und konnte nicht schlafen. Während er nun auf dem Verdeck hin- und herging, trieb das Schiff an eine Insel, und auf der Insel lief ein Hündchen am Ufer und bellte und winselte gegen das Schiff an, als ob es hinauf wolle. Der Königssohn pfiß und lockte das Hündchen an sich; aber es konnte nicht zu ihm kommen und bellte und winselte nur um so mehr. Dem Prinzen dächte, es wäre Sünde, das Hündchen dort umkommen zu lassen, daß, wie er glaubte, von einem Schiff sei, welches

Der Vogel Dam.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, und von denen hielt er so viel, daß er sie nie aus den Augen ließ; aber jeden Mittag, wenn der König schlief, gingen die Prinzessinnen spazieren. Einstmals, da der König wieder seinen Mittagschlummer hielt, und die Prinzessinnen, wie gewöhnlich, spazieren gegangen waren, geschah es, daß sie nicht zurückkehrten, sondern ausblieben. Da entstand große Sorge und Betrübnis im ganzen Land; aber am betrübtesten von Allen war der König. Er sandte Boten aus durch sein ganzes Reich und in viele fremde Länder und ließ sie nachsuchen und ihnen nachläuten mit allen Glocken über das ganze Land; aber die Prinzessinnen waren fort und blieben fort, so daß Niemand wußte, wo sie geflohen oder geflogen waren. Da konnte man denn wohl begreifen, daß sie von irgend einem Trollen entführt sein mußten. Das Gerücht hiervon verbreitete sich bald von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und endlich gelangte es auch zu einem König, der in einem Lande weit weit weg wohnte und zwölf Söhne hatte. Als die Söhne von den zwölf Königstöchtern erzählen hörten, baten sie ihren Vater um

Erlaubniß, reisen zu dürfen, um die Prinzessinnen aufzusuchen.

Der alte König aber wollte anfangs Nichts davon wissen; denn er fürchtete, daß er dann die Söhne niemals wiedersehen möchte; aber die Prinzen fielen ihm zu Füßen und baten ihn so lange, bis er endlich nachgab und sie reisen ließ. Er rüstete nun ein Schiff für sie aus und setzte zum Steuermann über dasselbe den Ritter Röd, der zu Wasser wohl erfahren war. Lange Zeit segelten sie nun umher und forschten in allen Ländern, wohin sie kamen, nach den Prinzessinnen; aber sie entdeckten keine Spur von ihnen. Es fehlten jetzt nur noch wenig Tage, so hatten sie schon sieben Jahre gefsegelt. Da entstand eines Tages ein heftiger Sturm und ein solches Unwetter, daß sie glaubten, sie würden nimmer wieder an's Land kommen, und Alle mußten in einem fort arbeiten, so daß kein Schlaf in ihre Augen kam, so lange das böse Wetter anhielt. Aber am dritten Tage legte sich der Sturm, und es ward auf einmal ganz still. Alle waren nun von der Arbeit und dem schlimmen Wetter so müde geworden, daß sie sogleich einschliefen; nur der jüngste Prinz hatte keine Ruhe und konnte nicht schlafen. Während er nun auf dem Verdeck hin- und herging, trieb das Schiff an eine Insel, und auf der Insel lief ein Hündchen am Ufer und bellte und winselte gegen das Schiff an, als ob es hinauf wolle. Der Königssohn pfiß und lockte das Hündchen an sich; aber es konnte nicht zu ihm kommen und bellte und winselte nur um so mehr. Dem Prinzen dächte, es wäre Sünde, das Hündchen dort unkommen zu lassen, daß, wie er glaubte, von einem Schiff sei, welches

in dem Sturm untergegangen wäre; aber er wußte nicht, wie er ihm helfen sollte, da er sich nicht im Stande glaubte, das Boot allein auszufegen; denn alle die Andern schliefen, und er wollte sie nicht gern wegen des Hundes aufwecken. Aber das Wetter war so klar und so still; da dachte er denn, du mußt es doch versuchen, ob du das Thierchen nicht retten kannst, und er machte sich daran, das Boot auszufegen, und es ging damit leichter, als er geglaubt hatte. Er ruderte nun ans Land und ging auf das Hündchen zu; aber so oft er es greifen wollte, sprang es zur Seite und lockte so den Prinzen immer weiter fort, bis dieser, eh' er es gewahr ward, sich in einem großen prächtigen Schlosse befand. Da verwandelte sich das Hündchen plötzlich in eine schöne Prinzessin. Auf der Bank aber saß ein Mann, so groß und so häßlich, daß der Prinz darüber erschrak. „Du brauchst nicht bange zu sein,“ sagte der Mann; — aber der Prinz erschrak noch mehr, als er seine Stimme hörte — „ich weiß wohl, Was Du willst: Es sind Eurer zwölf Prinzen, die suchen die zwölf verloren gegangenen Prinzessinnen. Ich weiß aber wohl, wo sie sind: sie sind bei meinem Herrn; da sitzen sie jede auf ihrem Stuhl und läusen ihn, denn er hat zwölf Köpfe. Nun seid Ihr sieben Jahre lang umhergesegelt, aber Ihr werdet noch sieben Jahre dazu segeln müssen, eh' Ihr sie findet. Was Dich betrifft, so könntest Du gern hier bleiben, und meine Tochter bekommen; aber Du mußt erst meinen Herrn tödten, denn er ist sehr strenge gegen uns, so daß wir seiner längst überdrüssig sind; und wenn er todt ist,

werde ich König an seiner Stelle. Versuche aber nun, ob Du dieses Schwert zu schwingen vermagst," sagte der Troll. Der Königssohn wollte ein roßiges Schwert ergreifen, das an der Wand hing, aber er konnte es nicht vom Fleck rühren. „So mußt Du Dir einenen Schluck aus dieser Flasche nehmen," sagte der Troll. Als der Prinz das gethan hatte, konnte er das Schwert von der Wand nehmen, und als er noch einen Schluck genommen hatte, konnte er es aufheben; und als er endlich noch einen Schluck genommen hatte, konnte er es mit solcher Leichtigkeit schwingen, als wär' es sein eignes gewesen. „Wenn Du nun wieder an Verd kommst," sagte der Trollprinz: „so mußt Du das Schwert in Deine Kojе verstecken, damit der Ritter Röd es nicht zu sehen bekommt. Er ist zwar nicht im Stande, es zu schwingen, aber er wird Dich dann hassen und Dir nach dem Leben trachten. Wenn sieben Jahre um sind, bis auf drei Tage," sagte er weiter: „dann wird es wieder eben so gehen, wie jetzt; es kommt dann wieder ein gewaltiges Unwetter mit Sturm und Hagel über Euch, und wenn das vorüber ist, werden Alle müde sein und sich in ihre Kojen legen; Du aber mußt dann das Schwert nehmen und ans Land rudern; alsdann gelangst Du zu einem Schloß, wo lauter Wölfe, Bären und Löwen als Schildwachen stehen; aber Du brauchst Dich nicht vor ihnen zu fürchten, denn sie werden Dir alle zu Füßen kriechen. Sobald Du darauf in das Schloß gekommen bist, siehst Du den Räuber in einem prächtig geschmückten Zimmer sitzen; aber zwölf Köpfe hat er, und die Prinzessinnen sitzen jede auf ihrem

Stuhl und läusen ihn, und da kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ihnen solche Arbeit nicht gefällt. Darnach mußt Du Dich beilen und ihm den einen Kopf nach dem andern abhauen, eh' er aufwacht; denn geschieht das, so frisst er Dich lebendig auf." Der Königssohn ging nun mit dem Schwert wieder an Vord und vergaß nicht, Was ihm der Troll gesagt hatte. Die Andern lagen noch alle und schliefen; er aber verflechte das Schwert in seine Kojen, so daß weder der Ritter Röd, noch sonst Jemand von ihnen es bemerkte. Nun fing es wieder an zu wehen; da weckte der Prinz die Andern auf und sagte, es könne nicht angehen, daß sie noch länger da lägen und schliefen, da sie jetzt einen so guten Wind bekommen hätten. Niemand von ihnen hatte bemerkt, daß er weg gewesen war. — Die Zeit verstrich allmählich, und der Prinz dachte immer an das Abenteuer, das er bestehen sollte, zweifelte aber an dem glücklichen Ausgang. Als nun die sieben Jahre bis auf drei Tage um waren, geschah es ganz, wie der Trollprinz ihm gesagt hatte. Es entstand ein heftiges Unwetter, das hielt drei Tage lang an, und als das vorüber war, wurden Alle von der anstrengenden Arbeit müde und legten sich in ihren Kojen schlafen. Der jüngste Königssohn aber ruderte ans Land, und die Wachen krochen ihm zu Füßen, und so gelangte er ins Schloß. In einem der Zimmer saß der König und schlief, wie ihm der Trollprinz gesagt hatte, und die zwölf Prinzessinnen saßen jede auf ihrem Stuhl und läuften jede ihren Kopf. Der Königssohn winkte den Prinzessinnen, daß sie sich entfernen sollten; sie

zeigten aber auf den Trollen und winkten ihm wieder, er solle schnell fortgehen; der Königssohn aber gab ihnen durch Nienen und Geberden zu verstehen, daß er sie befreien wolle; endlich merkten sie denn seine Absicht und entfernten sich leise eine nach der andern. Nun sprang der Prinz schnell hinzu und hieb dem Trollkönig die zwölf Köpfe ab, so daß das Blut wie ein großer Bach strömte. Als der Troll getödtet war, ruderte der Prinz wieder nach dem Schiff zurück und verbarg das Schwert. Es dünkte ihm, daß er jetzt Genug gethan hätte, und da er den Leichnam nicht allein aus dem Schloß schaffen konnte, so wollte er daß die Andern ihm helfen sollten. Er weckte sie daher auf und sagte, es wäre eine Schande, daß sie da liegen sollten und schlafen, während er die Prinzessinnen gefunden und sie von dem Trollen befreit hätte. Da lachten die Andern über ihn und sagten, er hätte wohl eben so gut geschlafen, als sie alle, und es hätte ihm bloß geträumt, daß er ein solcher Held wäre; denn wenn irgend Jemand die Prinzessinnen sollte befreit haben, so wäre es doch weit wahrscheinlicher, daß einer von ihnen es gethan hätte, als er. Aber der Königssohn erzählte ihnen, wie sich Alles zugetragen hatte, und als sie aus Land fuhren und zuerst den Blutbach erblickten und darnach das Schloß und den Trollen und die zwölf Köpfe und die Prinzessinnen, da sahen sie wohl, daß er die Wahrheit geredet, und halfen ihm nun die Köpfe und den ganzen Rumpf in die See werfen. Alle waren nun fröhlich und guter Dinge; aber Keiner war froher, als die Prinzessinnen, die nun nicht mehr

nöthig hatten, den ganzen Tag über da zu sitzen und den Kroken zu läusen. Von all dem Gold und Silber und dem kostbaren Geräth, das sich im Schlosse vorfand, nahmen sie so viel mit, als das Schiff nur tragen konnte. Darauf gingen Alle an Bord, die Prinzen mit sammt den Prinzessinnen. Als sie aber eine Strecke weit in die See hinausgekommen waren, sagten die Prinzessinnen, daß sie in der Freude ihre goldnen Kronen vergessen hätten, die in einem Schrank auf dem Schlosse lägen, und die wollten sie doch gern mithaben. Da nun Keiner von den Übrigen sie holen wollte, sagte der jüngste Königssohn: „Hab' ich schon so Viel gewagt, so kann ich auch wohl die goldnen Kronen holen, wenn Ihr nur die Segel herablassen und so lange warten wollt, bis ich wiederkomme.“ Ja, das wollten sie, sie wollten die Segel herablassen und so lange warten, bis er wiederkäme. Als aber der Prinz so weit von dem Schiff ab war, daß sie ihn nicht mehr sehen konnten, sagte der Ritter Röd, der gern selber der Vornehmste sein und die jüngste Prinzessin haben wollte, es könne nichts nützen, daß sie da still lägen und auf ihn warteten; denn das könnten sie sich wohl denken, daß er doch nicht zurückkehren würde; sie wüßten überdies, sagte er, daß der König ihm (dem Ritter Röd) die Vollmacht gegeben hätte, zu segeln wann und wohin er wolle, und nun sollten sie sagen, er sei es, der die Prinzessinnen befreit hätte, und wenn Jemand anders sagte, dann solle er das Leben verlieren. Die Prinzen wagten nicht, anders zu thun, als der Ritter Röd ihnen befohlen hatte, und sie segelten nun

weiter. Inmitten der ruberte der jüngste Königssohn an's Land und ging auf das Schloß, wo er auch sogleich den Schrank mit den goldnen Kronen fand; und er müht' sich so lange ab, bis es ihm gelang, denselben ins Boot zu schaffen. Als er nun aber in die See hinausgekommen war, konnte er nirgends das Schiff erblicken. Er sah sich um nach allen Seiten; aber von dem Schiff war keine Spur zu sehen; da merkte er denn wohl, wie es zugegangen war. Ihnen nachzurudern konnte nichts helfen, und er mußte daher umkehren und an's Land zurückrudern. Er fürchtete sich zwar, die Nacht allein im Schlosse zuzubringen, aber es war nun einmal kein andrer Rath. Er faßte daher Muth, verschloß alle Thüren und Pforten und legte sich in einem Zimmer, wo ein aufgemachtes Bett stand, schlafen. Aber angst und bange war er, und er ward es noch mehr, als es nach einer Weile anfing, oben im Dach und in den Wänden zu knacken und zu krachen, als ob das ganze Schloß bersten wollte. Auf einmal raschelte es neben sein Bett nieder wie ein ganzes Fuder Heu. Bald darauf aber hörte er eine Stimme, die rief ihm zu, er solle sich nicht fürchten.

„Der Vogel Dam ist hier,

„Wo Du nicht kannst, da hilft er Dir,“

sprach die Stimme, und dann sagte sie: „Wenn Du morgen aufwachst, mußt Du sogleich auß Stabur *) gehen

*) Ein auf Stellen oder Pfosten über der Erde aufgeführtes Gebäude, das als Speisegewölbe oder Vorrathskammer dient.
 Num. d. Übers.

und vier Tonnen Rocken für mich zum Frühstück holen; die muß ich erst zu Leibe haben, denn sonst kann ich Nichts für Dich thun.“ — Als der Prinz am andern Morgen aufwachte, erblickte er neben seinem Bett einen entsetzlich großen Vogel, der hatte eine Feder im Nacken, die war so groß wie eine halb ausgewachsene Tanne. Der Königssohn ging nun aufs Stabur und holte vier Tonnen Rocken für den Vogel Dam. Als dieser sein Frühstück zu Leibe hatte, sagte er zu dem Königssohn, er solle ihm nun den Schrank mit den goldnen Kronen an der einen Seite um den Hals hängen und so viel Gold und Silber nehmen, daß es den Schrank aufwöge, und es ihm an der andern Seite um den Hals hängen, und dann solle er sich ihm auf den Rücken setzen und sich nur gut an der Nackenseite fest halten. Als der Prinz das gethan hatte, ging es in einem Sausen fort durch die Luft, und es dauerte nicht lange, so waren sie über dem Schiff. Der Königssohn wollte gern an Bord, um das Schwert zu holen, das, wie der Troll ihm gesagt hatte, die Andern nicht sehen dürften; aber der Vogel Dam sagte zu ihm, das könne nicht angehen; „der Ritter Röd wird es nicht zu sehen bekommen,“ sagte er: „kommst Du aber an Bord, so trachtet er Dir nach dem Leben, denn er will gern die jüngste Prinzessin haben; aber für die kannst Du ganz ruhig sein, denn sie legt jede Nacht ein bloßes Schwert vor sich ins Bett.“ — Endlich und zuletzt kamen sie bei dem Trollprinzen an, und da wurde nun der Königssohn so wohl aufgenommen, daß es gar nicht zu sagen ist. Der Trollprinz wußte nicht, Was er ihm all für Gutes erzeigen

sollte, weil er seinen Herrn getödtet und ihn zum König gemacht hatte. Er hätte dem Königssohn gern seine Tochter und das halbe Reich dazu gegeben; aber der war nun einmal so in die jüngste von den Prinzessinnen verliebt, daß er nur an sie dachte und durchaus wieder fort wollte. Aber der Troll bat ihn, sich noch eine Zeitlang zu gedulden und sagte, daß die Andern beinahe noch sieben Jahre zu segeln hätte, ehe sie wieder nach Hause kämen. Von der Prinzessin sagte der Troll Dasselbe, was der Vogel Dam gesagt hatte: „Für die,“ sagte er: „kannst Du ganz ruhig sein; denn sie legt immer ein bloßes Schwert vor sich ins Bett. Und wenn Du mir nicht glauben willst, so kannst Du an Bord gehen, wenn sie hier vorüber segeln, und Dich selbst davon überzeugen und mir dann zugleich das Schwert wiederbringen; denn wiederhaben muß ich es durchaus.“ — Als nun nach sieben Jahren die Andern dort vorübersegelten, war es vorher wieder ein heftiges Unwetter gewesen; und wie der Königssohn an Bord kam, schlossen sie alle insgesammt, und jede der Prinzessinnen schlief bei ihrem Prinzen, nur die jüngste Prinzessin schlief allein mit einem bloßen Schwert vor sich im Bette, und auf dem Boden vor dem Bette schlief der Mitter Röd. Der Königssohn nahm nun das Schwert und ruderte wieder ans Land, ohne daß Jemand es bemerkt hatte, daß er an Bord gewesen war. — Der Prinz war indeß beständig unruhig und wollte immer wieder fort; und als endlich die sieben Jahre zu Ende gingen und nur noch drei Wochen fehlten, sagte der Trollkönig zu ihm: „Nun kannst Du Dich zur

Reise fertig machen, da Du doch einmal nicht bei uns bleiben willst. Ich will Dir ein eisernes Boot leihen, das geht von selbst auf dem Wasser, wenn Du bloß sagst: „Boot, geh vorwärts!“ Im Boote liegt ein eiserner Kloben, und den Kloben sollst Du ein wenig in die Höhe heben, wenn Du das Schiff grade vor Dir siehst; dann bekommen sie einen solchen Fahrwind, daß sie vergessen, sich nach Dir umzusehen. Wenn Du dann neben das Schiff kommst, sollst Du den Kloben noch einmal aufheben; alsdann wird es ein solcher Sturm, daß sie wohl etwas Anders zu thun bekommen, als nach Dir auszugucken. Und wenn Du ihnen nun vorbei gekommen bist, sollst Du den Kloben zum dritten Mal in die Höhe heben; aber Du mußt ihn immer wieder vorsichtig niederlegen, denn sonst wird es ein solches Wetter, daß sowohl Du, als die Andern darin umkommen. Sobald Du nachher ans Land gekommen bist, brauchst Du Dich nicht weiter um das Boot zu bekümmern, sondern schieb' es dann nur umgewendet in die See und sprich: „Boot, geh wieder nach Hause!“ — Als der Prinz nun abreiße, bekam er so viel Gold und Silber und andre Kostbarkeiten und Kleider und Leinwandzeug mit, daß die Prinzessin während der langen Zeit, die er auf der Insel zugebracht, für ihn genäh't hatte, so daß er viel reicher war, als irgend einer von seinen Brüdern. Kaum hatte er sich nun ins Boot gesetzt und gesagt: „Boot, geh vorwärts!“ so ging das Boot fort. Und als er das Schiff grade vor sich erblickte, hob er den Kloben ein wenig in die Höhe; da bekamen sie einen solchen Fahrwind

daß sie vergaßen, sich nach ihm umzusehen. Als er darauf neben das Schiff kam, hob er den Kloben noch einmal in die Höhe, und da ward es ein solcher Sturm und ein solches Wetter, daß der weiße Schaum rund um das Schiff stand, und die Wellen über das Verdeck hinschlugen, so daß sie etwas Anders zu thun bekamen, als nach ihm auszugucken. Und als er ihnen nun vorbeigekommen war, hob er den Kloben zum dritten Mal auf, und da bekamen sie so reichlich zu thun, daß sie gar keine Zeit hatten, sich nach ihm umzusehen. Er kam weit, weit früher ans Land, als das Schiff; und als er all seine Sachen aus dem Boot geschafft hatte, lehrte er es um, schob es hinaus in die See und sprach: „Boot, geh wieder nach Hause!“ und da ging das Boot wieder fort.

Der Königssohn kleidete sich nun als ein Seemann aus — ob der Trollkönig ihm das gerathen hatte, oder ob es seine eigne Erfindung war, das muß ich ungesagt lassen — und begab sich nach einer armseligen Hütte zu einer alten Frau, zu der sagte er, er wäre ein armer Matrose, der auf einem Schiff gewesen, das untergegangen sei, und er wäre der Einzige von der ganzen Mannschaft, der sich gerettet hätte, und dann bat er sie, ihn nebst den Sacken, die er geborgen, bei sich beherbergen zu wollen. „Ach, Gott helf mir!“ sagte die Frau: „ich kann Niemandem Herberge geben. Ihr seht wohl, wie es hier beschaffen ist; ich habe nicht einmal Betten, worauf ich selbst liegen kann, viel weniger noch für Andre.“ Ja, das wäre

einerlei, sagte der Seemann, wenn er bloß ein Dach über dem Kopf hätte, dann wär's ihm ganz gleich, wie er läge. Ein Obdach konnte sie ihm denn nicht versagen, wenn er so damit für's Lieb nehmen wolle, wie sie's hätte. — Am Abend brachte der Seemann seine Sachen in die Hütte, und sogleich begann die Alte, die gern etwas Neues zu erzählen haben wollte, zu fragen, was für Einer er wäre, wo er wohl her sei, wo er gewesen, und wo er hin wolle, was das für Sachen wären, die er bei sich hätte, in welchem Geschäft er reis'te, und ob er Nichts von den zwölf Prinzessinnen gehört hätte, die vor vielen lieben Jahren verschwunden wären, und dergleichen mehr, so daß es zu weiträufig sein würde, es alles zu erzählen. Der Seemann sagte aber, er befände sich so schlecht und hätte solche Kopfschmerzen von dem entsetzlichen Wetter, daß da regiert hätte, daß er sich auf keine Sache recht besinnen könne; sie möchte ihm nur noch einige Tage Ruhe lassen, bis er sich von der schweren Arbeit, die er während des schlimmen Wetters gehabt, etwas erholt hätte, dann solle sie nachher schon Alles erfahren. Den andern Tag begann die Frau aufs neue zu fragen und ihn auszuforschen; aber der Seemann hatte noch solche Kopfschmerzen von dem bösen Wetter, daß er sich auf keine Sache recht besinnen konnte; doch ließ er so von ungefähr ein Wort fallen, als wüßte er wohl Etwas von den Prinzessinnen. Sogleich lief die Alte mit dieser Neuigkeit fort zu all den Klatschweibern rund umher, und nun

kam die eine nach der andern gerannt und fragte nach den
 Prinzessinnen, ob der Seemann sie gesehen hätte, ob sie
 bald kämen, ob sie schon auf der Reise wären u. s. w.
 Der Seemann aber hatte immer noch Kopfschmerzen von dem
 bösen Wetter, so daß er nicht auf Alles Bescheid geben konnte;
 aber so Viel sagte er doch, daß wenn die Prinzessinnen
 nicht Schiffbruch gelitten hätten in dem heftigen Sturm,
 sie dann wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch etwas
 früher, ankommen würden; er könne aber, fügte er hinzu:
 nicht mit Gewißheit sagen, ob sie noch am Leben wären;
 er hätte sie zwar gesehen, sie könnten aber wohl nachher
 in dem bösen Wetter umgekommen sein. Sogleich lief eins
 von den Klatschweibern zu dem Königsschloß und erzählte
 dort, es wäre in der Hütte bei der und der Frau ein
 Seemann, der hätte die Prinzessinnen gesehen und hätte ge-
 sagt, sie würden wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch
 etwas früher, ankommen. Als der König das hörte, schickte
 er sogleich zu dem Seemann und ließ ihm sagen, daß er
 zu ihm kommen und ihm die Sache selbst berichten solle.
 Der Matrose sagte: „Ich habe nicht solche Kleider und
 sehe nicht so aus, daß ich zu dem König gehen kann.“
 Der Bote aber sagte, er solle nur kommen, der König
 wolle und müsse ihn sprechen, einerlei, er möge nun so,
 oder so aussehen; denn es wäre noch Niemand da gewesen,
 der Nachrichten von den Prinzessinnen hätte bringen können.
 Da ging denn der Seemann endlich zu dem Schloß und
 trat zu dem König ein; der fragte ihn, ob es wahr wäre,

daß er die Prinzessinnen gesehen. „Ja, das ist wahr,“ sagte der Seemann: „aber ich weiß nicht, ob sie noch am Leben sind; denn als ich sie sah, war es ein solches Unwetter, daß wir Schiffbruch litten. Wenn sie aber damals nicht untergegangen sind, so mögen sie wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch etwas früher, kommen.“

Als der König das hörte, war er beinahe außer sich vor Freuden; und als es nun um die Zeit war, daß die Prinzessinnen, wie der Seemann gesagt hatte, kommen sollten, zog der König ihnen in vollem Staat entgegen an den Strand — und groß war die Freude über das ganze Land, als endlich das Schiff mit den Prinzessinnen und den Prinzen und dem Ritter Röd ankam. Die elf ältesten Prinzessinnen waren fröhlich und guter Dinge; aber die jüngste, die den Ritter Röd haben sollte, welcher sagte, daß er es sei, der die Prinzessinnen befreit und den Trollen getödtet hätte, war immer traurig und weinte unaufhörlich. Dem König wollte das gar nicht behagen, und er fragte sie daher, warum sie nicht auch so munter und vergnügt wäre, wie die andern Prinzessinnen; sie hätte doch, meinte er, keine Ursache, betrübt zu sein, da sie nun von dem Trollen befreit wäre und einen Mann zum Gemahl haben solle, wie der Ritter Röd sei. Sie durfte aber Nichts sagen; denn der Ritter Röd hatte ja gedroht, wenn Einer erzählen würde, wie sich Alles wirklich zugetragen, dann wolle er ihn ums Leben bringen.

Als nun die Prinzessinnen eines Tages an ihrem Braut-
 puß nähten, trat plötzlich Jemand in einer großen Matro-
 senjacke und mit einem Tabuletkasten auf dem Rücken zu
 ihnen ein und fragte, ob sie ihm keine Schmucksachen zu
 ihrer Hochzeit abkaufen wollten, er hätte, sagte er, außer-
 ordentlich seltne und kostbare Dinge von Gold und auch
 von Silber. — Ja, das könnte wohl möglich sein. Sie
 sahen die Waaren an, und sie sahen ihn an; denn es
 wollte sie bedünken, sie sollten ihn und auch manche von
 den Sachen kennen, die er hatte. „Der so viel prächtige
 Schmucksachen hat,“ sagte endlich die jüngste Prinzessin:
 „könnte auch wohl Etwas haben, das noch prächtiger und für
 uns noch passender wäre.“ — „Das wäre wohl möglich,“
 sagte der Krämer. Aber die andern tuschten sie und sag-
 ten, sie möchte doch bedenken, womit der Ritter Röd ih-
 nen gedroht hätte. — Einige Zeit darnach, als die Prin-
 zessinnen eines Tages vor dem Fenster saßen, kam der Kö-
 nigsohn wieder in seiner großen Matrosenjacke und trug
 auf dem Rücken den Schrank mit den goldnen Kronen.
 Als er in den Schloßsaal eingetreten war, machte er
 den Schrank auf, und da nun die Prinzessinnen jede
 ihre goldne Krone wieder erkannten, sagte die jüngste:
 „Mir dünkt, es ist billig und recht, daß Der, welcher
 uns befreit hat, den Lohn erhalte, der ihm zukommt, und
 das ist nicht der Ritter Röd, sondern Der, welcher unsre
 goldnen Kronen brachte — der hat uns befrei't.“ Da
 warf der Königsohn die Matrosenjacke ab und stand nun

da weit stattlicher, als alle die Andern; und darauf ließ der König den Ritter Rüd sogleich ums Leben bringen. Nun war die Freude erst recht groß im Königsschloß; und jeder Prinz nahm seine Prinzessin und hielt mit ihr Hochzeit, so daß man sich in zwölf Königreichen davon zu erzählen hatte.

Die wortschlaue Prinzessin.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war so schlau und spitzfindig in Worten, daß Keiner sie zum Schweigen bringen konnte. Da setzte der König einen Preis aus und ließ bekannt machen, daß Der, welcher es könnte, die Prinzessin und das halbe Reich haben sollte. Drei Brüder, welche dies hörten, beschloßen, ihr Glück zu versuchen. Zuerst machten sich die beiden ältesten auf, die sich am klügsten dünkten; aber sie konnten Nichts bei der Prinzessin ausrichten und mußten noch dazu mit blauer Haut wieder abziehen. Darnach machte sich Aschenbrödel auch auf. Als er eine Strecke weit gegangen war, fand er am Wege ein Weidenreis, das nahm er auf. Eine Strecke weiter fand er eine Scherbe von einer alten Schüssel, die nahm er auch auf. Als er noch etwas weiter gegangen war, fand er einen todten Staar, und etwas darnach ein krummes Bockshorn; ein wenig später fand er noch ein krummes Bockshorn, und als er über das Feld zum Königshof gehen wollte, wo Dünger

ausgestreut lag, fand er darunter eine ausgegangene Schuhsohle. Alle diese Dinge nahm er mit sich zum Königsschloß, und damit trat er zu der Prinzessin ein. „Guten Tag!“ sagte er. „Guten Tag!“ sagte sie und verzog das Gesicht. „Kann ich nicht meinen Staar gebraten kriegeln?“ fragte er. „Ich bin bange, er birstet,“ antwortete die Prinzessin. „O, das hat keine Noth, ich binde dieses Weidenreis um,“ sagte der Bursch und nahm das Reis hervor. „Aber das Fett läuft heraus,“ sagte die Prinzessin. „Ich halte dies unter,“ sagte der Bursch und zeigte ihr die Scherbe von der Schüssel. „Du machst es mir so krumm, Du!“ sagte die Prinzessin. „Ich mach es nicht krumm, sondern es ist schon krumm,“ sagte der Bursch und nahm das eine Horn hervor. „Nein, etwas Ähnliches hab 'ich noch mein Lebtag nicht gesehn!“ rief die Prinzessin. „Hier siehst Du was Ähnliches,“ sagte der Bursch und nahm das andre Bockshorn hervor. „Ich glaube, Du bist ausgegangen, um mich zum Schweigen zu bringen,“ sagte die Prinzessin. „Nein, ich bin nicht ausgegangen, aber diese hier ist ausgegangen,“ sagte der Bursch und zeigte ihr die Schuhsohle. Darauf wußte die Prinzessin Nichts mehr zu antworten. „Nun bist Du mein!“ sagte der Bursch, und darauf erhielt er die Prinzessin und das halbe Königreich.

Der reiche Peter Krämer.

Es war einmal ein Mann, den nannten die Leute den reichen Peter Krämer, weil er ehemals mit Kram im Lande umhergefahren und viel Geld verdient hatte, so daß er nun ein reicher Mann geworden war. Dieser reiche Peter Krämer hatte eine Tochter, die hielt er so kostbar, daß er alle Freier, die sich um sie bewarben, abwies; denn es schien ihm kein Einziger gut genug für sie. Weil es nun so mit allen ging, kamen endlich gar keine mehr, und da nun die Jahre herankamen, befürchtete Peter, das Mädchen möchte zuletzt sitzen bleiben. „Es wundert mich,“ sprach er zu seiner Frau: „daß gar keine Freier mehr zu unsrer Tochter kommen, die doch so reich ist. Das müßte sonderbar zugehen, wenn sich nicht Einer finden sollte, der sie haben wollte; denn Geld hat sie, und noch mehr bekommt sie. Ich glaube, ich muß mal zu den Sternenguckern reisen und die fragen, Wen sie haben soll; denn es kommt hier ja Niemand.“ — „Wie können die Sternengucker Dir das sagen?“ fragte die Frau. „O, das lesen sie alles in den

Sternen," sagte der reiche Peter. Er steckte nun viel Geld zu sich und reis'te damit zu den Sternguckern und bat sie, ihm doch den Gefallen zu thun und nach den Sternen zu gucken, und ihm dann zu sagen, was seine Tochter für einen Mann haben solle. Die Sterngucker sahen nach den Sternen, aber sie sagten, daß sie Nichts sehen könnten. Peter bat sie, noch besser zuzusehen und es ihm ja zu sagen; er wolle ihnen auch viel Geld geben, sagte er. Die Sterngucker sahen nun besser zu, und darauf sagten sie, seine Tochter solle das Müllerkind heirathen, das eben jetzt in der Mühle, die gleich unten bei des reichen Peters Gehöft läge, zur Welt gekommen sei. Peter meinte, es wäre gar zu ungereimt, daß seine Tochter Einen zum Mann haben solle, der eben erst zur Welt gekommen sei, und noch dazu einen so geringen Mann. Das sagte er auch zu seiner Frau und fügte hinzu: „Es müßte sonderbar zugehen, wenn sie mir den Buben nicht verkaufen wollten; alsdann aber wollen wir ihn schon quitt werden.“ — „Ja, das mein' ich auch," sagte die Frau: „es sind ja nur arme Leute.“ Peter Krämer ging nun zur Mühle und fragte die Müllerfrau, ob sie ihm nicht ihren Sohn verkaufen wolle, sie sollte viel Geld dafür haben. Nein, das wollte sie durchaus nicht. „Ich weiß nicht, warum Du das nicht willst," sagte Peter Krämer: „es ist ja nur die liebe Armuth bei Euch zu Hause, und der Bube, denk' ich, wird sie Euch nicht leichter machen.“ Aber sie hielt so viel von dem Jungen, daß sie ihn nicht missen wollte. Als darauf der Müller eintrat, sagte Peter zu ihm daselbe und versprach ihm sechshundert

Thaler für den Buben; dafür könnten sie sich ein Gehöft kaufen, sagte er, und hätten dann nicht mehr nöthig, für die Leute zu mahlen und zu hungern, wenn sie kein Mahlwasser hätten. Das dünkte dem Müller nicht übel, und er sprach mit seiner Frau darüber, und endlich bekam denn der reiche Peter den Buben. Die Mutter weinte zwar und geberdete sich übel; aber Peter tröstete sie und sagte, daß er gut für den Burschen sorgen würde; nur mußten sie ihm versprechen, daß sie niemals nach ihm fragen wollten; denn er wollte ihn weit weg in andre Länder schicken, damit er fremde Sprachen lerne, sagte er. — Als Peter mit dem Buben nach Hause kam, ließ er einen Kasten verfertigen, den verklebte er inwendig mit Bech, legte den Müllerbuben hinein, dreh'te den Schlüssel einmal herum und schob dann den Kasten hinaus in den Fluß, so daß er mit dem Strom davon trieb. Nun bin ich ihn quitt, dachte Peter Krämer. Als aber der Kasten auf dem Fluß weit weggetrieben war, kam er zuletzt zu dem Wasser einer andern Mühle und gerieth ins Mühlrad, so daß die Mühle davon stehen blieb. Der Müller ging hin und wollte zusehen, Was die Ursache davon war, und da fand er denn den Kasten und trug ihn ins Haus. „Ich bin doch neugierig, Was wohl in diesem Kasten sein mag,“ sagte er zu seiner Frau: „der ist ins Mühlrad gerathen und hat mir die Mühle gestopft.“ — „Nun, das können wir bald erfahren,“ sagte die Frau: „der Schlüssel steckt ja drin; mach nur das Schloß auf.“ Als sie nun den Kasten öffneten, lag darin das schönste Kind, das man nur sehen kann, und sie waren beide so erfreut darüber

und wollten den Buben als ihr eigenes Kind behalten; denn selbst hatten sie keine Kinder und waren auch schon in dem Jahren, daß sie keine mehr bekommen konnten. — Als nun eine Zeit vergangen war, wunderte Peter Krämer sich wieder, daß sich gar keine Freier zu seiner Tochter einfinden wollten, die doch so reich wäre und so viel Geld hätte. Aber es zeigte sich keiner; und Peter reiste darum wieder zu den Sternguckern und bot ihnen Geld über Geld, wenn sie ihm bloß sagen wollten, Wen seine Tochter zum Mann haben solle. „Wir haben es Dir ja gesagt, daß sie den Müllerbuben haben soll,“ antworteten die Sterngucker. „Ja, das ist recht gut,“ sagte Peter Krämer: „aber der ist nun gestorben,“ und wenn Ihr mir darum sagen wolltet, Wen meine Tochter jetzt zum Mann haben soll, dann wolle' ich Euch gern zweihundert Thaler geben.“ Die Sterngucker sahen nun wieder nach den Sternen; aber da wurden sie ganz zornig und sprachen: „Sie soll gleichwohl den Müllerbuben haben, den Du in den Fluß ausgelegt hast, um ihn zu tödten; denn er lebt noch und ist in der Mühle da und da.“ Peter Krämer gab ihnen die zweihundert Thaler und dachte jetzt nur darauf, wie er es anfangen solle, um den Müllerbuben los zu werden. Das Erste, was er that, als er nach Hause kam, war, daß er zur Mühle ging. Da war der Bube schon so groß, daß er eingeseget war und in der Mühle mithalf, und ein schmucker Bursch war er geworden. „Könntest Du mir nicht den Burschen überlassen, Du?“ sagte Peter Krämer zu dem Müller. „Nein,“ antwortete der Müller: „ich habe ihn als mein eignes Kind erzogen,

und er ist so gut in die Art geschlagen, daß ich nun Hülfe und Nutzen von ihm in der Mühle haben kann; denn selbst werd' ich nach gerade schon alt und hinfällig.“ — „Ja; so geht's mir auch,“ sagte Peter Krämer: „und darum wollt' ich gern Einen haben, den ich zum Handel anlehren könnte. Wenn Du ihn mir daher überlassen willst, so will ich Dir gern sechshundert Thaler geben; dann kannst Du Dir ein Gehöft kaufen und in Deinen alten Tagen ruhig und in Frieden leben.“ Ja, als der Müller das hörte, gab er dem Peter Krämer gleich den Burschen. Nun reis'ten beide weit umher mit Kram und handelten, bis sie einst zu einem Gehöft kamen, das dicht an einem Walde lag. Von hier aus schickte Peter den Burschen nach Hause mit einem Brief an seine Frau — denn wenn man den Nichtweg durch den Wald ging, war es nicht so gar weit — und sagte zu ihm, er solle seine Frau von ihm grüßen und ihr sagen, sie solle so bald als möglich thun, Was in dem Brief stände. In dem Brief aber stand, sie solle augenblicklich einen Holzstoß errichten und den Mül-
lerburschen darauf verbrennen, und wenn sie das nicht thäte, so solle sie selbst lebendig verbrannt werden. Mit diesem Brief ging der Bursch fort durch den Wald. Gegen Abend kam er zu einem Hause tief im Dickicht, und da ging er hinein; doch in dem Hause war kein Mensch zu sehen noch zu hören. In einem der Zimmer aber fand der Bursch ein aufgemachtes Bett, und auf das legte er sich quer hin. Den Brief hatte er an seinen Hut befestigt, und der Hut lag auf seinem Gesicht. Als die Räuber nach

Hause kamen — denn das Haus gehörte zwölf Räubern — und den Burschen auf dem Bett liegen sahen, waren sie neugierig, was das für Einer wäre, und einer von ihnen nahm den Brief, brach ihn auf und las ihn. „Ha! ha!“ sagte er: „der ist von dem Peter Krämer; aber nun wollen wir ihm einen Streich spielen; denn es wäre doch Jammer und Schade, wenn das alte Weibstück einen so jungen wackern Burschen ums Leben bringen sollte.“ Sie schrieben nun einen andern Brief an Peter Krämers Frau und befestigten ihn an den Hut, während der Bursch schlief, und in dem Brief hatten sie geschrieben, die Frau solle den Mäulerburschen mit der Tochter verheirathen, und es solle augenblicklich die Hochzeit gehalten werden, und dann solle sie ihnen Pferde und Vieh und Hausgeräth geben und sie völlig auf dem Gehöft einrichten, das unten am Berg läge, und sofern das nicht alles geschehen sei, wenn Peter Krämer nach Hause käme, sollt's ihr schlecht gehen. Den andern Tag reiste der Bursch weiter, und als er auf Peters Gehöft ankam, übergab er der Frau den Brief und sagte, er solle grüßen von Peter Krämer, ihrem Mann, und sagen, sie möchte doch so bald als möglich thun, Was in dem Brief stände. Als die Frau den Brief gelesen hatte, sagte sie zu dem Burschen: „Du mußt Dich gut aufgeführt haben, daß Peter mir einen solchen Brief schreibt; denn als er abreiste, war er so böse auf Dich, daß er nicht wußte, wie er Dich ums Leben bringen wollte.“ Sie machte nun sogleich Anstalten zur Hochzeit und gab den jungen Leuten Pferde und Vieh und allerlei

Hausgeräth und richtete sie vollständig ein auf dem Gehöft unten am Berge.

Nicht lange darnach kam Peter Krämer zu Hause, und das Erste, wonach er sich bei seiner Frau erkundigte, war, ob sie gethan hätte, wie er in dem Brief geschrieben. „Ja, das, dünkt mir, war auch nett!“ sagte sie: „aber ich durfte ja nicht anders.“ Nun fragte Peter, wo denn die Tochter sei. „Ich nun, das kannst Du Dir ja wohl denken,“ sagte die Frau: „sie ist bei ihm auf dem Gehöft unten am Berg, so wie in dem Brief stand.“ Als Peter nun die ganze Geschichte erfuhr und den Brief sah, ward er so zornig, daß er aus der Haut fahren wollte, und lief sogleich auf das Gehöft zu den jungen Leuten. „Meine Tochter hast Du zwar bekommen,“ sagte er zu dem Mülherburschen: „aber wenn Du denkst, sie zu behalten, so mußt Du erst zu dem Drachen von Dübensfahrt und mir drei Federn aus seinem Schwanz holen;“ — denn Wer die hatte, konnte Alles bekommen, was er sich wünschte. — „Wo soll ich aber den Drachen von Dübensfahrt finden?“ fragte der Schwiegersohn. „Das weiß ich nicht,“ sagte Peter Krämer: „das mag Deine Sorge sein.“

Der Bursch begab sich nun getrost auf den Weg, und als er eine Zeitlang gewandert hatte, kam er zu einem Königsschloß. „Hier will ich einkehren und vorfragen,“ dachte er: „denn solche Leute wissen besser in der Welt Bescheid, als Unsereiner, vielleicht daß ich hier den Weg erfahre.“ Gedacht, gethan. Der König fragte ihn, wo er her sei, und in welchem Geschäft er reise. „O, ich soll zu

dem Drachen von Dübensfahrt und drei Federn aus seinem Schwanz holen," sagte der Bursch: „wenn ich ihn bloß finden könnte.“ — „Dazu will viel Glück," sagte der König: „denn ich habe noch nie gehört, daß Einer von solcher Reise zurückgekehrt ist. Wenn Du ihn aber antriffst, so kannst Du ihn von mir grüßen und ihn fragen, woher es kommt, daß ich niemals reines Wasser in meinem Brunnen habe; ich hab' ihn schon so oft säubern und ausmudern lassen, aber nie kann ich reines Wasser bekommen.“ — „Ja," ich will ihn wohl fragen," sagte der Bursch. Auf dem Schloß ließ er's sich wohl sein und bekam noch dazu Lebensmittel und Geld auf den Weg.

Gegen Abend kam der Bursch zu einem andern Königsschloß. Als er in die Küche eintrat, kam der König heraus und fragte ihn, wo er her sei, und in welchem Geschäft er reise. „O, ich soll zu dem Drachen von Dübensfahrt und drei Federn aus seinem Schwanz holen," sagte der Bursch. „Dazu will viel Glück," sagte der König: „denn ich habe noch nie gehört, daß Einer von daher zurückgekehrt ist. Wenn Du aber zu ihm kommst, so kannst Du ihn von mir grüßen und ihn fragen, wo wohl meine Tochter wäre, die vor vielen Jahren verschwunden ist; ich habe nach ihr suchen und forschen lassen überall, aber ich habe nie das Geringste von ihr erfahren können.“ — „Ich will ihn wohl fragen," sagte der Bursch. Auf dem Königsschloß lebte er gut und wohl, und als er den andern Tag fortging, bekam er sowohl Essen, als Geld mit auf den Weg. Gegen Abend kam er wieder zu einem Königsschloß.

Hier kam die Königin heraus in die Küche und fragte ihn, wo er her sei, und in welchem Geschäft er reise. „Ich soll zu dem Drachen von Dübensfahrt und drei Federn aus seinem Schwanz holen,“ sagte der Bursch. „Dazu will viel Glück,“ sagte die Königin: „denn ich habe noch nie gehört, daß Einer des Weges zurückgekehrt ist. Aber solltest Du ihn antreffen, so kannst Du ihn von mir grüßen und ihn fragen, wo ich wohl meine goldnen Schlüssel wiederfinden soll, die ich verloren habe.“ — „Ich will ihn wohl fragen,“ sagte der Bursch. Am andern Morgen wanderte er weiter, und als er ein Ende gegangen war, kam er zu einem großen breiten Fluß. Während er nun da stand und nicht wußte, wie er hinüber kommen sollte, kam ein alter krummgebückter Mann auf ihn zu und fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich soll zu dem Drachen von Dübensfahrt,“ sagte der Bursch: „wenn ich bloß wüßte, wo er zu finden ist.“ — „Das kann ich Dir sagen,“ sprach der Mann: „denn ich setze hier Alle über, die zu ihm wollen. Er wohnt hier grade gegenüber; wenn Du dort oben auf dem Hügel bist, kannst Du schon sein Schloß sehen; — und wenn Du ihn dann zu sprechen bekommst, so kannst Du ihn von meinerwegen fragen, wie lange ich hier noch übersetzen soll.“ — „Ich will ihn wohl fragen,“ sagte der Bursch. Der Mann nahm ihn nun an den Rücken und trug ihn über den Fluß; und als der Bursch auf den Hügel gekommen war, sah er das Schloß grade vor sich und ging hinein. Als die Prinzessin, die nur allein zu Hause war, ihn erblickte, rief sie: „Ist

es möglich! darf denn eine Christenseele hierherkommen? Das ist noch nicht geschehen, so lange ich hier bin. Für Dich ist es aber am besten," sagte sie: „Du siehst zu, daß Du wieder fortkommst so schnell wie möglich; denn kommt der Drache zu Hause, so riecht er Dich und frisst Dich sogleich auf, und mich machst Du dann dazu unglücklich.“ — „Nein," sagte der Bursch: „ich kann nicht eher fort, als bis ich drei Federn aus seinem Schwanz habe.“ — „Die bekommst Du nun und nimmermehr," sagte die Prinzessin.

Aber der Bursch wollte nicht fort; er wollte warten, bis der Drache nach Hause käme und wollte die Federn aus seinem Schwanz und Antwort auf seine Fragen haben. „Ja, wenn Du denn durchaus darauf bestehst, so will ich zusehen, ob ich Dir helfen kann," sagte die Prinzessin: „Versuche aber, ob Du das Schwert aufheben kannst, das dort an der Wand hängt.“ Nein, der Bursch konnt's nicht vom Fleck rühren. „So mußt Du einen Trunk aus dieser Flasche thun," sagte die Prinzessin. Als nun der Bursch einen Trunk aus der Flasche gethan hatte, konnte er das Schwert ein wenig bewegen. „Du mußt noch einen Trunk thun," sagte die Prinzessin: „und dann erzähle mir ausführlich Deinen Austrag.“ Der Bursch that nun noch einen Trunk, und darauf erzählte er der Prinzessin: ein König hätte ihn gebeten, den Drachen zu fragen, woher es käme, daß er kein reines Wasser in seinen Brunnen bekommen könne; für einen andern solle er fragen, wo seine Tochter geblieben sei, die vor vielen Jahren ver-

schwunden wäre; und für eine Königin sollte er den Drachen fragen, wo ihre goldnen Schlüssel geblieben wären; und endlich sollte er für den Fährmann fragen, wie lange der noch die Leute über den Fluß setzen müsse. — Als der Bursch nun das Schwert anfaßte, konnte er es aufheben; und als er endlich noch einen Trunk gethan hatte, konnte er es schwingen. Gegen Abend sagte die Prinzessin: „Nun kommt der Drache bald nach Hause, und damit er Dich nicht sogleich umbringt, mußt Du unter das Bett kriechen, und da mußt Du ganz still liegen, daß er Dich nicht bemerkt. Wenn wir uns dann niedergelegt haben, werde ich ihn ausfragen. Du mußt aber gut zuhören und genau darauf Acht geben, Was er antwortet; und unter dem Bett mußt Du liegen bleiben, bis Alles still ist, und der Drache eingeschlafen; alsdann aber kriech leise hervor und nimm das Schwert zu Dir. Und wenn er darnach aufsteht, mußt Du mit einem Hieb ihm den Kopf abschlagen und im selben Augenblick die drei Federn aus seinem Schwanz rupfen; denn sonst reißt er sie sich selbst aus, damit sie keinem Andern zu gute kommen sollen.“

Als nun der Bursch unter's Bett gekrochen war, kam auch schon der Drache an. „Es riecht hier so nach Menschenfleisch!“ rief er, als er eintrat. „O, es kam ein Rabe geflogen mit einem Menschenknochen im Schnabel und setzte sich auf das Dach,“ sagte die Prinzessin: „das muß es sein, was Du riechst.“ — „Na so!“ sagte der Drache. Nun trug die Prinzessin das Essen auf, und als sie gegessen hatten, legten sie sich zu Bett. Aber als sie eine

Welle gelegen hatten, schlief die Prinzessin so unruhig, und plötzlich wachte sie auf. „Au! au!“ schrie sie. „Was fehlt Dir?“ fragte der Drache. „O, ich schlafe so unruhig,“ sagte die Prinzessin: „und dann hatte ich einen so wunderlichen Traum.“ — „Was träumte Dir denn?“ fragte der Drache. „O, mir träumte, es käme ein König hieher und fragte Dich, wie er es anfangen solle, um reines Wasser in seinen Brunnen zu bekommen,“ sagte die Prinzessin. „Ach, das könnte er wohl von selbst wissen,“ sagte der Drache: „wenn er bloß den Brunnen umgräbt und den alten versauften Stock herausnimmt, der auf dem Boden liegt, dann wird er schon reines Wasser bekommen. Aber liege jetzt ruhig und träume nicht wieder!“

Als die Prinzessin eine Weile still gelegen hatte, ward sie wieder unruhig; warf sich im Bette hin und her und wachte endlich wieder auf. „Au! au!“ — „Was ist denn nun wieder los?“ rief der Drache. „O, ich schlafe so unruhig, und dann hatte ich einen so wunderlichen Traum,“ sagte die Prinzessin. „Das ist doch auch gewaltig mit Deiner Träumerei!“ sagte der Drache: „Was hat Dir denn jetzt geträumt?“ — „O, mir träumte, es käme ein König hieher und fragte Dich, wo seine Tochter geblieben wäre, die vor vielen Jahren verschwunden sei,“ sagte die Prinzessin. „Das bist Du,“ sagte der Drache: „aber Dich bekommt er in seinem Leben nicht mehr zu sehen. Laß mich aber jetzt in Ruhe, bitt' ich Dich, und träume

nicht wieder, sonst brech ich Dir die Rippen entzwei.“

Die Prinzessin hatte nicht lange geschlafen, als sie wieder anfing, unruhig zu werden, und dann aufwachte. „Au! au!“ rief sie. „Nun, schon wieder? Was ist denn jetzt wieder los?“ rief der Drache und war so wild, daß er beinahe aus der Haut fahren wollte. „O, Du mußt nicht böse werden,“ sagte die Prinzessin: „aber ich hatte einen so wunderlichen Traum.“ — „Das ist doch auch zum Kufuf mit Deiner Träumerei! Was träumte Dir denn jetzt?“ — „O, mir träumte, es käme eine Königin hieher, die fragte Dich, ob Du ihr nicht sagen könntest, wo sie ihre goldenen Schlüssel wiederfinden solle, die sie verloren hätte.“ — „O, sie kann nur zusehen zwischen den Büschen, wo sie lag, damals, wie sie wohl weiß, dann wird sie sie wohl finden,“ sagte der Drache: „Aber laß mich nun endlich in Ruhe mit Deinen Träumen!“

Beide schliefen nun eine Weile; aber darnach begann die Prinzessin wieder unruhig zu werden, und plötzlich wachte sie auf. „Au! au!“ — „Ich merke wohl, Du wirst nicht eher ruhig, als bis ich Dir das Genick zerbreche,“ sagte der Drache und war so wüthend, daß ihm die Funken aus den Augen sprühten: „Was haßt Du denn nun wieder?“ — „O, Du mußt nicht böse auf mich sein,“ sagte die Prinzessin: „ich kann ja nicht dafür; aber ich hatte einen so wunderlichen Traum.“ — „Eine solche Träumerei ist mir doch noch nicht

vorgekommen," sagte der Drache: „aber Was träumte Dir denn jetzt?" — „Mir träumte, der Fährmann hier unten am Sund sei gekommen und fragte Dich, wie lange er noch die Leute über den Fluß setzen müsse." — „Das dumme Viehl davon könnte er bald befrei't werden," sagte der Drache: „Wenn Jemand kommt, der hinüber will, so braucht er ihn nur mitten in den Fluß zu werfen und zu sagen: „Seh' nun Du über, bis Du abgelöst' wirft!" dann wird er frei. Aber laß mich jetzt in Ruhe mit Deinen Träumen; sonst wird es ein andrer Tanz!"

Die Prinzessin ließ ihn nun in Frieden schlafen. Aber sobald es still ward, und der Müllerbursch hörte, daß der Drache schnarchte, kroch er hervor und nahm das Schwert von der Wand. Ehe es noch Tag geworden war, stand der Drache auf; aber kaum war er mit beiden Füßen aus dem Bett gekommen, als der Bursch ihm den Kopf abhieb und die drei Federn aus seinem Schwanz riß. Das war eine große Freude. Und der Bursch und die Prinzessin nahmen so viel Gold und Silber und Geld und andre Kostbarkeiten mit, als sie nur fortschaffen konnten, und als sie zu dem Sund kamen, setzten sie den Fährmann durch Alles, was er für sie hinübertragen mußte, so in Erstaunen und Verwirrung, daß er ganz und gar vergaß, zu fragen, Was der Drache gesagt hätte, bis alles Gepäc und der Bursch und die Prinzessin dazu hinüber waren. „Es ist wahr," sagte er, als sie eben fortgehen wollten: „fragtest Du den Drachen, wie ich Dir sagte?"

— „Ja,“ antwortete der Bursch: „er sagte, wenn Jemand käme und hinüber wolle, so solltest Du ihn nur mitten in den Fluß werfen und sagen: „Seh' nun Du über, bis Du abgelöst wirst!“ so würdest Du frei.“ — „O, twi!“ sagte der Sundmann: „hättest Du mir das früher gesagt, dann hättest Du mich ablösen sollen.“

Als sie zu dem ersten Königsschloß kamen, fragte ihn die Königin, ob er den Drachen nach ihren goldnen Schlüsseln gefragt hätte. „Ja,“ sagte der Bursch und flüsterte ihr ins Ohr: „Er sagte, Du solltest nur zusehen zwischen den Büschen, wo Du lagst, damals, wie Du wohl weißt.“ — „Still! still! sag' ja Nichts!“ sagte die Königin und gab dem Burschen hundert Thaler. — Als er zu dem zweiten Königsschloß kam, fragte der König ihn, ob er sich bei dem Drachen nach seiner Tochter erkundigt hätte. „Ja,“ sagte der Bursch: „das hab' ich, und hier ist Deine Tochter!“ Darüber ward der König so froh, daß er dem Müllerburschen gern die Prinzessin und das halbe Reich gegeben hätte. Aber da dieser schon eine Frau hatte, gab er ihm zweihundert Thaler und Pferde und Wagen und so viel Gold und Silber, als er nur fortschaffen konnte. — Wie er nun zu dem dritten Königsschloß kam, fragte ihn der König, ob er seinen Auftrag bei dem Drachen ausgerichtet hätte. „Ja,“ versetzte der Bursch: „er sagte, Du solltest nur den Brunnen umgraben und den alten verfaulten Stock herausnehmen, der auf dem Boden liegt, dann würdest Du schon reines Wasser bekommen.“ Da gab der König ihm drei-

hundert Thaler. Von hier reiste der Bursch gradesweges nach Hause, und er war so außstaffirt mit Gold und mit Silber und so prächtig gekleidet, daß es nur so glitzerte. Als nun der reiche Peter die Federn aus dem Drachenschwanz erhielt, hatte er Nichts weiter gegen die Heirath einzuwenden. Da er aber all den Reichthum sah, den sein Schwiegersohn mitgebracht hatte, fragte er ihn, ob noch mehr da wäre. „Ja,“ sagte der: „es sind noch ganze Wagen voll da, und wenn Du nur hinreisen willst, so wirst Du wohl so Viel finden, als Du gebrauchst.“ Ja, Peter Krämer wollte gleich hinreisen. Nun sagte ihm sein Schwiegersohn den Weg so genau, daß er nicht nöthig hatte, weiter darnach zu fragen; „aber die Pferde,“ sagte er: „läßt Du am besten an dieser Seite des Flusses; denn der Sundmann hilft Dir schon wieder herüber.“ Peter reiste nun fort und nahm einen guten Schnappsack voll Gewaaren mit und viele Pferde, die ließ er aber an dieser Seite zurück, wie der Bursch ihm gesagt hatte. Als er nun zu dem Fluß kam, nahm ihn der Sundmann auf den Rücken und trug ihn fort bis in die Mitte, da warf er ihn ins Wasser und sprach: „Nun kannst Du hier übersezen, bis Du abgelöst wirst!“ Und wenn Keiner ihn abgelöst hat, so geht der reiche Peter Krämer noch den heutigen Tag da und setzt die Leute über.

**Aschenbrödel, der mit dem Trollen um die
Wette aß.**

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne; es ging ihm aber nur dürstig, und er war schon alt und schwach, und die Söhne wollten nicht recht an die Arbeit. Zu dem Gehöft gehörte ein großer schöner Wald, und in dem, wollte der Vater, sollten die Burschen Holz hauen, damit sie Etwas von der Schuld abbezahlten.

Endlich brachte er sie denn auch auf den Trab, und der älteste Sohn sollte zuerst ins Holz. Als er nun in den Wald gekommen war und anfang, eine alte borstige Tanne umzuhauen, trat plötzlich ein ungeheurer Troll auf ihn zu. „Wenn Du in meinem Wald hauest, so tödte ich Dich,“ sagte der Troll. Als der Bursch das hörte, warf er die Axt weg und lief, was er nur konnte, wieder nach Hause. Er kam ganz athemlos an und erzählte, Was ihm begegnet war. Aber der Vater sagte er wäre ein Hasenherz; die Trollen hätten ihn niemals am Hauen gehindert, als er noch jung gewesen, meinte er.

Den andern Tag sollte der zweite Sohn in den Wald; aber dem gings justement eben so. Als er ein paar Hiebe gethan hatte, trat der Troll auf ihn zu und sprach: „Wenn Du in meinem Wald hauest, so tödte ich Dich.“ Der Bursch wagte kaum, ihn anzusehen, warf die Art weg und machte sich auf die Beine, eben so, wie der Bruder. Als er nach Hause kam, meinte der Vater wieder, da er noch jung gewesen, hätten die Trollen ihn niemals gehindert.

Den dritten Tag wollte Aschenbrödel sich aufmachen. „Ja, Du,“ sagten die beiden ältesten: „Du sollst wohl Was ausrichten, der Du nie hinter dem Ofen hervorgekommen bist.“ Aschenbrödel antwortete Nichts, sondern hat nur um einen guten Sack voll Lebensmittel. Die Mutter hatte kein Fleisch und hängte daher den Kessel über's Feuer, um einiges Gemüse für ihn zu kochen; das that er in seinen Schnappsack, und damit machte er sich auf. Als er in den Wald gekommen war und eine Zeitlang gehauen hatte, kam ebenfalls der Troll auf ihn zu und sprach: „Wenn Du in meinem Wald hauest, so tödte ich Dich.“ Der Bursch aber, nicht faul, nahm sogleich einen Käse aus seinem Schnappsack und drückte ihn, daß der Saft herausspritzte. „Hältst Du nicht gleich Dein großes Maul,“ sagte er zu dem Trollen: „so werd' ich Dich drücken, wie ich das Wasser aus diesem Stein drücke.“ — „Rein, Freund, verschone mich!“ sagte der Troll: „ich will Dir auch hauen helfen.“ Ja, wenn's so gemeint sei, wollte ihm denn der Bursch auch Nichts thun; und der

Troll hau'te darauf brav zu, so daß sie an dem Tage viele Kloster umhau'ten. Gegen Abend sagte der Troll: „Nun kannst Du mit mir nach meiner Wohnung kommen, denn das ist näher, als nach Deinem Hause.“ Ja, dem Burschen war das recht. Als sie nun in dem Hause des Trollen ankamen, wollte dieser Feuer auf dem Herd anmachen, und der Bursch sollte Wasser zum Grüßkessel holen. Aber da standen zwei eiserne Zuber, so groß und so schwer, daß der Bursch sie nicht einmal von der Stelle bewegen konnte; er sagte aber: „Es ist nicht werth, mit diesen kleinen Bütteln zu plirren; ich will lieber hingehen und den ganzen Brunnen holen.“ — „Nein, Freund,“ sagte der Troll: „ich kann meinen Brunnen nicht entbehren. Mach Du lieber Feuer an, dann will ich hingehen und Wasser holen.“

Als der Troll mit dem Wasser zurückkam, kochten sie einen tüchtigen Kessel voll Grüge. „Willst Du, wie ich,“ sagte der Bursch: „so wollen wir um die Wette essen.“ — „Ja, laß uns das!“ sagte der Troll; denn er dachte, hierin würde er es wohl mit dem Burschen aufnehmen können. Als sie sich aber zu Tische setzten, nahm der Bursch seinen Schnappsfack und band ihn sich, ohne daß der Troll es bemerkte, vorn um den Leib, und nun schüttete er mehr in den Schnappsfack, als er aß. Als der Sack voll war, zog er sein Taschennmesser hervor und machte einen Schlig in seinen Bauch, es war aber der Schnappsfack, in den er schnitt. Der Troll sah ihn an, aber sagte Nichts. Als sie eine gute Zeit gegessen hatten, legte der Troll den

Äpfel nieder. „Nein, nun kann ich nicht mehr!“ sagte er. „Du mußt essen,“ sagte der Bursch: „ich bin noch nicht einmal halb satt. Mach es, wie ich, und schneide ein Loch in Deinen Bauch, dann kannst Du so Viel essen, als Du willst.“ „Ja, aber das thut wohl gewaltig weh,“ sagte der Troll. „O, es ist nicht der Rede werth,“ versetzte der Bursch. Da nahm der Troll sein Messer und schnitt sich ein großes Loch in den Bauch, und als er das gethan hatte, fiel er todt zur Erde nieder. Der Bursch aber nahm nun all das Gold und Silber, das er im Berge vofand, und damit ging er nach Hause; und nun konnte er wohl Etwas von der Schuld abbezahlen.

Von dem Burschen,

der zu dem Nordwind ging und das Mehl zurückforderte.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte einen Sohn, und da sie schon sehr elend und gebrechlich war und nicht mehr recht fort konnte, sollte der Bursch für sie aufs Stabur*) gehen und Mehl holen. Der Bursch ging auch hin; als er aber wieder die Treppe hinunterstieg, kam der Nordwind gestoben, nahm ihm das Mehl weg und fuhr damit durch die Luft. Der Bursch ging noch einmal aufs Stabur; als er aber die Treppe hinunterstieg, kam der Nordwind abermals gestoben und nahm ihm das Mehl weg, und eben so geschah es auch das dritte Mal. Das verdross den Burschen, und er meinte, es wäre Unrecht, daß der Nordwind ihm so mitspielen sollte, und er gedachte daher, ihn aufzusuchen und sein Mehl zurückzufordern.

*) Siehe die Note Seite 18.

Er machte sich nun auf; aber der Weg war lang, und er ging und ging, und endlich kam er zum Nordwind. „Guten Tag!“ sagte der Bursch. „Guten Tag!“ sagte der Nordwind, und seine Stimme war so grob: „Was willst Du?“ — „O,“ sagte der Bursch: „ich wollte Dich bitten, mir das Mehl wiederzugeben, das Du mir auf der Stabursteppe nahmst; denn Wenig haben wir nur, und wenn Du uns das Bißchen, das wir haben, noch dazu nimmst, so wird's nichts Anders, als Hungerpfotenfaugen.“ — „Ich habe kein Mehl,“ sagte der Nordwind: „aber weil es Dir so dürftig geht, will ich Dir ein Tuch geben, das schafft Dir Alles, was Du Dir nur zu essen wünschest, wenn Du bloß sagst: „Tuch, deck dich mit allerlei köstlichen Speisen!““

Damit war der Bursch sehr wohl zufrieden. Weil aber der Weg so lang war, daß er nicht in einem Tage nach Hause kommen konnte, kehrte er bei einem Gastwirth an der Landstraße ein. Als nun die Gäste, die schon vor ihm gekommen waren, zu Abend essen wollten, breitete der Bursch sein Tuch auf einem Tisch aus, der in der Ecke stand, und sprach dann: „Tuch, deck dich mit allerlei köstlichen Speisen!“ Kaum hatte er das gesagt, so that das Tuch seine Schuldigkeit. Da meinten Alle, besonders die Wirthsfrau, das wäre ein gar herrliches Tuch. Wie es nun Nacht geworden war, und Alle lagen und schliefen, schlich sich die Wirthsfrau herbei und stipigte das Tuch und legte dann ein andres an die Stelle, das eben

so ausjah, wie jenes, aber das konnte nicht einmal mit trockenem Brod ausdecken.

Als der Bursch am Morgen erwachte, nahm er sein Tuch und ging damit fort, und an diesem Tage kam er nach Hause zu seiner Mutter. „Nun,“ sagte er: „bin ich beim Nordwind gewesen; das ist ein recht schicklicher Mann, denn er hat mir dieses Tuch gegeben, und wenn ich bloß sage: „Tuch, deck dich mit allerlei köstlichen Speisen!“ so bekomme ich Alles, was ich mir nur an Essen wünsche.“ — „Ja, das mag wahr sein,“ sagte die Mutter: „aber ich glaub' es nicht, eh' ich es sehe.“ Sogleich stellte der Bursch einen Tisch hin, legte das Tuch darauf und sprach: „Tuch, deck dich mit allerlei köstlichen Speisen!“ Aber das Tuch deckte sich nicht einmal mit einem Stück Brod.

„Es ist kein andrer Rath, ich muß wieder zum Nordwind,“ sagte der Bursch und machte sich auf den Weg. „Guten Tag!“ sagte er, als er beim Nordwind ankam. „Guten Tag!“ sagte der Nordwind: „Was willst Du?“ — „Ich wollte gern Ersatz für's Mehl haben, das Du mir nimmst,“ sagte der Bursch: „denn das Tuch, das Du mir gegeben hast, taugt nichts.“ — „Ich habe kein Mehl,“ sagte der Nordwind: „aber da hast Du einen Boß, der macht lauter Goldducaten, wenn Du bloß sagst: „Boß, mach Gold!““ Damit war der Bursch wohl zufrieden; weil er aber so weit nach Hause hatte, daß er an einem Tage nicht hinkommen konnte, nahm er wieder Nachtherberge bei dem Gastwirth. Eh' er aber Etwas zu essen verlangte, probirte er seinen Boß, um zu sehen, ob

es auch wahr sei, was der Nordwind ihm gesagt hatte; die Sache verhielt sich aber wirklich so. Als der Gastwirth das Experiment sah, meinte er, das wäre ein prächtiges Thier; und wie der Bursch eingeschlafen war, holte er sich den Bock und setzte einen andern an die Stelle, der machte aber keine Goldducaten.

Am andern Morgen ging der Bursch weiter, und als er nach Hause zu seiner Mutter kam, sagte er: „Der Nordwind ist dennoch ein guter Mann; er hat mir jetzt einen Bock gegeben, der macht lauter Goldducaten, wenn ich bloß sage: „Bock, mach Gold!““ — „Das könnte wahr sein,“ sagte die Mutter: „aber es ist wohl nur wieder Schnicksnack, und ich glaub' es nicht, eh' ich es sehe.“ — „Bock, mach Gold!“ sagte der Bursch; aber es war kein Gold, was der Bock machte.

Da ging der Bursch wieder zum Nordwind und sagte, der Bock taue nichts, und er wolle Ersatz für's Mehl haben. „Ja, nun hab' ich Dir nichts Anders zu geben,“ sagte der Nordwind: „als den alten Stock, der da in der Ecke steht, der hat aber die Eigenschaft, daß, wenn Du sagst: „Stock, schlag' zu!“ er so lange zuschlägt, bis Du wieder sagst: „Stock, steh' still!““ — Weil nun der Weg nach Hause wieder nicht kurz war, so kehrte der Bursch auch an dem Abend wieder bei dem Gastwirth ein. Da er aber wohl so halbweges begreifen konnte, wie es mit dem Tuch und dem Bock zugegangen war, streckte er sich sogleich auf die Bank hin und fing an zu schnarchen. Der Wirth, der sich wohl denken mochte, daß der Stock

zu Straß tauge, suchte einen andern hervor, der diesem ganz ähnlich war und wollte ihn an die Stelle setzen, denn er glaubte nicht anders, als daß der Bursch schlief. Wie aber der Gastwirth den Stock wegnehmen wollte, rief der Bursch: „Stock, schlag' zu!“ Der Stock auf den Gastwirth los, daß dieser über Tisch und Bänke fuhr und rief und bat: „Ach Herrgott! Herrgott! laß bloß den Stock wieder aufhören, sonst schlägt er mich noch todt! Ich will Dir auch gern Dein Tuch und Deinen Bock wiedergeben.“ Als es dem Burschen schien, daß der Gastwirth wohl Genug hätte, rief er: „Stock, steh' still!“ Er nahm nun sein Tuch und steckte es in die Tasche, band dem Bock eine Schnur um die Hörner und nahm den Stock in die Hand, und fort ging er mit Allem, bis er nach Hause zu seiner Mutter kam; und nun hatte er guten Ersatz für's Mehl bekommen.

Die Jungfrau Maria als Gevatterinn.

Weit, weit von hier in einem großen Wald wohnten ein Paar arme Leute. Die Frau kam ins Kindbett und gebar ein allerliebsteß Töchterchen; aber da die Leute so arm waren, wußten sie nicht, wie sie das Kind getauft bekommen sollten. Da mußte der Mann sich aufmachen und zusehen, ob er nicht Gevattern bekommen könne, die für ihn das Taufgeld bezahlten. Er ging den ganzen Tag von Einem zum Andern, aber Gevatter wollte Niemand sein. Gegen Abend, als er nach Hause ging, begegnete ihm eine sehr schöne Frau, die hatte so prächtige Kleider an und sah so gutmüthig und freundlich aus und erbot sich, das Kind zur Taufe zu schaffen, wenn sie es nachher behalten solle. Der Mann antwortete, er müßte erst seine Frau fragen. Aber als er nach Hause kam und ihr die Sache vorstellte, sagte sie platt aus nein. Am andern Tage ging der Mann wieder aus; aber Gevattern wollten sie Alle nicht sein, wenn sie selbst das Taufgeld bezahlen sollten, und wie viel der Mann sie auch bitten mochte, so half doch Alles nichts. Als

er am Abend nach Hause ging, begegnete ihm wieder die schöne Frau, die so sanft aussah, und sie machte ihm wieder dasselbe Anerbieten. Der Mann erzählte nun seiner Frau, Was ihm abermals begegnet war, und die sagte darauf, wenn er auch den nächsten Tag keine Gebattern zu dem Kind bekommen könne, so müßten sie es wohl der Frau überlassen, da sie doch so gut und freundlich aussähe. Der Mann ging nun zum dritten Mal aus, bekam aber auch an diesem Tage keine Gebattern; und als ihm daher am Abend wieder die freundliche Frau begegnete, versprach er ihr das Kind, wenn sie es wollte taufen lassen. Am andern Morgen kam die Frau in die Hütte des Mannes und hatte noch zwei Männer bei sich. Sie nahm nun das Kind und ging damit in die Kirche, und da wurde es getauft; darauf nahm sie es mit sich, und das kleine Mädchen blieb bei ihr mehre Jahre lang, und die Pflegemutter war immer gut und freundlich gegen sie.

Als nun das Mädchen so groß geworden war, daß es schon unterscheiden konnte, und Verstand bekam, wollte die Pflegemutter einmal eine Reise machen. „Du darfst in alle Zimmer gehen, in welche Du willst,“ sagte sie zu dem Mädchen: „nur in diese drei Zimmer darfst Du nicht gehen,“ und darauf reiste sie fort. Das Mädchen konnte es aber nicht unterlassen, die Thür zu dem einen Zimmer ein wenig zu öffnen — und wutsch! so flog ein Stern heraus. Als die Pflegemutter nach Hause kam, betrübte es sie sehr, daß der Stern herausgeflogen war, und so

unwillig war sie auf ihre Pflgetochter, daß sie ihr drohte, sie fortjagen zu wollen. Aber das Mädchen bat und weinte so lange, bis sie endlich doch bleiben durfte. — Nach einiger Zeit wollte die Pflegemutter abermals verreisen und verbot nun dem Mädchen, beileibe nicht in die zwei Zimmer zu gehen, in welchen sie noch nicht gewesen sei. Das Mädchen versprach ihr nun auch, sie wolle diesmal gehorsam sein. Als sie aber eine Zeitlang allein gewesen war und sich allerlei Gedanken gemacht hatte, Was doch wohl in dem zweiten Zimmer sein möchte, konnte sie sich nicht enthalten, auch die zweite Thür ein wenig zu öffnen — und wusch! flog der Mond heraus. Als die Pflegemutter zurückkehrte und sah, daß der Mond herausgeschlüpft war, ward sie wieder sehr betrübt und sagte zu dem Mädchen, nun könne sie sie durchaus nicht länger behalten, sie müsse jetzt fort. Aber da das Mädchen wieder so bitterlich weinte und gar zu artig bat, so durfte sie denn auch noch diesmal bleiben. — Nach einiger Zeit wollte die Pflegemutter abermals verreisen, und da legte sie es dem Mädchen, daß nun schon halb erwachsen war, recht ernstlich ans Herz, es ja nicht versuchen zu wollen, in das dritte Zimmer zu gehen, oder auch nur hineinzugucken. Als aber die Pflegemutter eine Zeitlang verreist war, und das Mädchen so allein ging und sich langweilte, konnte sie es zuletzt nicht mehr aushalten. „Ach,“ dachte sie: „wie artig es sein müßte, ein wenig in das dritte Zimmer zu gucken!“ Sie dachte zwar erst, sie wollte es doch nicht thun, der Pflegemutter wegen; aber als sie wieder auf den Gedanken zurück-

kam, konnte sie sich doch nicht länger halten; sie meinte, sie solle und müsse durchaus hineingucken, und da machte sie die Thür ein ganz klein wenig auf. — und wutsch! flog die Sonne heraus. Als die Pflegemutter nun zurückkehrte und sah, daß die Sonne hinausgeflogen war, ward sie so herzlich betrübt und sagte zu dem Mädchen, nun könne sie durchaus nicht länger bei ihr bleiben. Die Pflөгetochter weinte und bat noch artiger, als zuvor; aber es half Alles nichts. „Nein, ich muß Dich jezt strafen,“ sagte die Pflegemutter: „aber Du sollst die Wahl haben, entweder das allerschönste Frauenzimmer zu werden und nicht sprechen zu können, oder das allerhäßlichste und sprechen zu können; aber weg von hier mußt Du.“ Das Mädchen sagte: „So will ich denn lieber das allerschönste Frauenzimmer werden und nicht sprechen können,“ — und das ward sie denn auch; aber von der Zeit an war sie stumm.

Als nun das Mädchen ihre Pflegemutter verlassen hatte und eine Zeitlang fortgewandert war, kam sie in einen großen, großen Wald; aber so weit sie auch ging, so konnte sie doch nie das Ende erreichen. Als es Abend wurde, kletterte sie auf einen hohen Baum, der oberhalb einer Quelle stand, und setzte sich darin zum Schlafen nieder. Nicht weit davon aber lag ein Königsschloß, und aus diesem kam früh am andern Morgen eine Dirne und wollte Wasser zum Thee für den Prinzen aus der Quelle holen. Als nun die Dirne das schöne Gesicht in der Quelle sah, glaubte sie, es wäre ihr eignes; sie warf sogleich den Ei-

mer hin, lief nach Hause, hielt den Nacken steif und sagte: „Bin ich so schön, so bin ich auch wohl zu gut, um Wasser im Eimer zu holen.“ Nun sollte eine Andre hin und Wasser holen; aber mit der ging es eben so: sie kam auch zurück und sagte, sie wäre viel zu schön und zu gut, um nach der Quelle zu gehen und Wasser für den Prinzen zu holen. Da ging der Prinz selbst hin; denn er wollte sehen, wie das zusammenhing. Als er nun zu der Quelle kam, erblickte er ebenfalls das Bild, und sogleich sah er nach dem Baum hinaus. Da ward er denn das schöne Mädchen gewahr, das dort in den Zweigen saß. Er schmei-
 Helte sie herunter und nahm sie mit nach Hause und wollte sie durchaus zur Gemahlinn haben, weil sie so schön war. Aber seine Mutter, die noch lebte, machte Einwendungen: „Sie kann nicht sprechen,“ sagte sie: „es mag daher wohl ein Trollmensch sein.“ Aber der Prinz gab sich nicht eher zufrieden, bis er sie bekam. Als er nun eine Zeitlang mit ihr zusammengelebt hatte, ward sie schwanger, und wie sie gebären sollte, stellte der Prinz eine starke Wache um sie her. Aber in der Geburtsstunde schiefen alle ein; und als sie geboren hatte, kam ihre Pflegemutter, schnitt das Kind in den kleinen Finger und bestrich der Königin mit dem Blute den Mund und die Hände und sagte: „Nun sollst Du eben so betrübt werden, als ich damals war, wie Du den Stern hattest hinausgeschlüpfen lassen,“ und darauf verschwand sie mit dem Kinde. Als Die, welche der Prinz zur Bewachung hingestellt hatte, die Augen wieder aufschlugen, glaubten sie, die Königin hätte ihr Kind aufgefressen, und die alte Königin wollte

baher, daß man sie verbrennen solle; aber der Prinz hatte sie so herzlich lieb, und nach vielem Bitten gelang es ihm, sie von der Strafe zu befreien, aber es war nur mit genauer Noth. Als die Königin zum zweiten Mal ins Wochenbett sollte, wurde eine Wache um sie gestellt, die war doppelt so stark, als die erste. Aber es ging wieder eben so, wie das vorige Mal, nur daß jetzt die Pflegemutter zu ihr sagte: „Nun sollst Du eben so betrübt werden, als ich damals war, wie Du den Mond hattest hinausschlüpfen lassen.“ Die Königin weinte und bat, — denn wenn die Pflegemutter da war, konnte sie sprechen — aber es half Alles nichts. Nun wollte die alte Königin durchaus, daß sie verbrannt werden sollte; aber der Prinz bat sie auch noch dieses Mal frei. Als die Königin zum dritten Mal ins Kindbett sollte, ward eine dreifache Wache um sie gestellt; aber es ging wieder ganz so, wie zuvor: die Pflegemutter kam, während die Wache schlief, nahm das Kind, schnitt es in den kleinen Finger und strich der Königin das Blut um den Mund; nun, sagte sie, solle sie eben so betrübt werden, als sie selbst damals gewesen sei, wie sie die Sonne hatte hinausschlüpfen lassen. Jetzt konnte der Prinz sie auf keine Weise mehr retten, sie mußte und sollte verbrannt werden. Aber grade in dem Augenblick, da man sie auf den Scheiterhaufen brachte, erschien die Pflegemutter mit allen drei Kindern; die beiden ältesten führte sie an der Hand, und das jüngste trug sie auf dem Arm. Sie trat auf die junge Königin zu und sprach: „Hier sind Deine Kinder, ich gebe sie Dir jetzt zurück. Ich bin die Jungfrau Maria, —

und so betrübt, als Du nun gewesen bist, so betrübt war ich damals, als Du den Stern, den Mond und die Sonne hatteſt hinauſſchlüpfen laſſen. Jetzt haſt Du für Daſ, waſ Du gethan, Deine Strafe erlitten, und von nun an ſollſt Du wieder ſprechen können.“ Wie froh da der Prinz und die Prinzefſinn waren, daſ läßt ſich wohl denken, aber nicht beſchreiben; ſie lebten nachher immer glücklich zuſammen, und auch deſ Prinzen Mutter hatte von der Zeit an die junge Königin recht lieb.

Die drei Prinzessinnen aus Witenland.

Es war einmal ein Fischer, der wohnte nicht weit vom Schloß und fischte für des Königs Tisch. Eines Tages, als er wieder auf den Fang ausgegangen war, konnte er nicht einen Fisch bekommen; er mochte es anfangen, wie er wollte, und noch so viel fischen und angeln, so hing doch nie eine Gräte am Haken. Als es aber schon spät am Tage war, tauchte ein Kopf aus dem Wasser hervor und sprach: „Willst Du mir Das geben, was Deine Frau unter dem Gürtel trägt, so sollst Du Fische genug haben.“ Der Mann sagte gleich Ja; denn er wußte nicht, daß seine Frau schwanger war. Dar- nach bekam er aber auch Fische den Tag, so viel er nur wollte. Als er am Abend nach Hause kam und erzählte, wie er all die Fische bekommen, fing die Frau an zu jammern und zu weinen, und sagte, Gott möge ihr gnädig sein wegen des Versprechens, das der Mann gethan hätte, denn sie trüge ein Kind unter dem Gürtel. Man sprach bald auf dem Schloß davon, daß die Frau des Fischers immer so betrübt wäre; und als der König das hörte und die Ursache erfuhr, versprach er dem Fischer, er wolle das Kind

zu sich nehmen und es zu retten suchen. Die Zeit verstrich, und als die Frau gebären sollte, brachte sie einen Knaben zur Welt, den nahm der König zu sich und erzog ihn wie seinen eignen Sohn. Als der Knabe nun herangewachsen war, bat er den König eines Tages, seinen Vater auf den Fischfang begleiten zu dürfen, er hätte so große Lust zu fischen, sagte er. Der König wollte anfangs nicht, aber weil der Bursch so anhaltend bat, erlaubte er es ihm endlich. Der Sohn begleitete nun seinen Vater auf den Fischfang, und Alles ging den Tag über gut, bis am Abend, da sie wieder ans Land kamen. Da ward der Bursch gewahr, daß er sein Taschentuch im Boot vergessen hatte, und er wollte hingehen und es sich holen. Kaum aber war er ins Boot gekommen, so sauste dieses mit ihm fort, daß nur das Wasser so schäumte, und wie sehr der Bursch auch rudern und arbeiten mochte, so half ihm doch Alles nichts; das Boot sauste fort, bis es weit weg an ein weißes Sandufer trieb. Da ging der Bursch ans Land, und wie er eine Strecke gegangen war, begegnete ihm ein alter Mann mit einem weißen Bart; den fragte der Bursch: „Wie heißt dieses Land?“ — „Witenland,“ antwortete der Mann; darauf fragte er den Burschen, wo er her wäre, und wo er hin wolle. Als dieser es ihm gesagt hatte, sprach der Mann: „Wenn Du diesen Strand entlang gehst, so kommst Du zu drei Prinzessinnen, welche in die Erde gesenkt stehen, so daß nur der Kopf hervortragt. Sobald sie Dich erblicken, wird die erste, welche die älteste ist, wohl rufen und Dich bitten, ihr zu Hülfe zu kommen, und

eben so wird es mit der zweiten geschehen; aber zu keiner von diesen beiden sollst Du hingehen; beeile Dich nur, ihnen vorüberzukommen und thue, als ob Du sie gar nicht bemerktest, aber zu der dritten sollst Du hingehen und thun, um Was sie Dich bittet; denn es wird Dein Glück sein.“

Als der Bursch nun zu der ersten von den Prinzessinnen kam, rief diese und bat ihn so flehentlich, er möchte doch zu ihr kommen; aber er ging ihr vorüber, als ob er sie ganz und gar nicht bemerkte, eben so auch der zweiten, aber zu der dritten ging er hin. „Willst Du thun, Was ich Dir sage, so sollst Du haben, Welche von uns Dreien Du willst,“ sagte die Prinzessin. Ja, das wollte der Bursch gern, und nun erzählte sie ihm, daß sie hier von drei Trollen wären versenkt worden; früher aber hätten sie auf dem Schloß gewohnt, das er dort drüben im Walde sehen könne. „Nun mußt Du,“ sagte sie: „in das Schloß gehen und Dich von den Trollen eine Nacht für Jede von uns peitschen lassen; kannst Du das aushalten, so errettest Du uns.“ — Ja, antwortete der Bursch: er wollt's versuchen. — „Wenn Du in das Schloß gehst,“ sagte die Prinzessin weiter: „so stehen da zwei Löwen in der Pforte, aber gehe nur mitten zwischen ihnen hindurch, so thun sie Dir Nichts. Gehe dann grade aus in ein kleines Zimmer, und da lege Dich nieder. Dann kommt der Troll an und schlägt Dich; aber wenn er Dich genug geschlagen hat, so wasche Dich nur mit dem Wasser aus der Flasche, die dort an der Wand hängt, dann wirfst Du sogleich wie-

der gesund, und darnach nimm das Schwert, das neben der Flasche hängt, und tödte damit den Trollen.“ Ja, der Bursch that, wie die Prinzessin ihm gesagt hatte: er ging mitten zwischen den Löwen hindurch, als ob er sie gar nicht beachte, schritt dann grade aus in die kleine Kammer, und da legte er sich nieder. Die erste Nacht kam ein Troll mit drei Köpfen und drei Ruthen und peitschte den Burschen gottsjämmerlich; aber dieser hielt Alles ruhig aus, bis der Troll fertig war; da nahm der Bursch die Flasche und wusch sich damit die Wunden, ergriff dann das Schwert und hau'te dem Trollen den Kopf ab. Als er nun am andern Morgen zu den Prinzessinnen kam, standen diese bis an den Gürtel über der Erde. Die zweite Nacht ging es eben so; aber der Troll, welcher jetzt kam, hatte sechs Köpfe und sechs Ruthen und peitschte ihn noch weit ärger, als der vorige. Als aber der Bursch am Morgen zu den Prinzessinnen kam, standen diese nur noch bis ans Schienbein in der Erde. In der dritten Nacht kam ein Troll, der hatte neun Köpfe und neun Ruthen und schlug und peitschte den Burschen so lange, bis dieser zuletzt ohne Bewußtsein umfiel. Da nahm ihn der Troll und warf ihn gegen die Wand, aber bei der Gelegenheit fiel die Flasche herunter und besprigte den Burschen über und über, so daß er augenblicklich wieder gesund ward. Er nun nicht faul ergriff das Schwert und hieb damit dem Trollen den Kopf ab; und als er darauf am Morgen zu den Prinzessinnen kam, standen diese mit dem ganzen Reibe über der Erde. Nun heirathete er die jüngste von ihnen und wurde

darauf König, und lebte glücklich und zufrieden mit ihr eine lange Zeit.

Da bekam er einmal so große Lust, wieder nach Hause zu reisen und seine Ältern zu besuchen. Das gefiel aber der Königin, seiner Gemahlinn, gar nicht; weil er aber nun durchaus fort wollte und mußte, sagte sie zu ihm; „Eins mußt Du mir jedoch versprechen, daß Du nämlich bloß Das thun willst, um was Dein Vater Dich bittet, aber nicht Das, um was Deine Mutter Dich bittet,“ und das versprach er ihr denn auch. Darauf gab sie ihm einen Ring, der hatte die Eigenschaft, daß Der, welcher ihn am Finger trug, zwei Wünsche thun konnte. Er wünschte sich nun nach Hause, und als die Ältern ihn sahen, konnten sie sich nicht genug darüber verwundern, wie stattlich und prächtig er aussah.

Als er nun einige Tage zu Hause gewesen war, wollte seine Mutter, er sollte auf's Schloß gehen und dem König zeigen, was für ein Mann aus ihm geworden sei. Der Vater aber sagte: „Nein, das soll er nicht; denn alsdann können wir nicht länger die Freude haben, ihn bei uns zu sehen. Aber es half nichts; die Mutter bat und quälte ihn so lange, bis er endlich ging. Als er nun auf's Schloß kam, war er weit stattlicher an Kleidern und in Allem, als der andre König; das war diesem nun gar nicht recht, und er sagte daher: „Ja, aber nun sollst Du meine Gemahlinn sehen; ich glaube nicht, daß Deine so schön ist, wie meine.“ — „Gott gäbe, sie stände hier, so solltest Du es sehen!“ sagte der junge König, und sogleich

stand sie da; aber sie war sehr betrübt und sagte: „Warum hast Du mir nicht gehorcht und nur auf Das gehört, was Dein Vater Dir sagte? Nun muß ich wieder fort, und Du hast keine Wünsche mehr.“ Darauf knüpfte sie ihm einen Ring ins Haar, worauf ihr Name stand, und wünschte sich wieder nach Hause.

Da ward der junge König sehr betrübt und dachte an nichts Anders, als wie er nur wieder zu seiner Gemahlinn kommen sollte. „Ich muß sehen, ob ich nicht irgendwo erfahren kann, wo Witenland liegt,“ dachte er und begab sich auf den Weg. Als er ein Ende gegangen war, begegnete ihm Einer, der war Herr über alle Thiere im Walde, und sie kamen zu ihm, wenn er nur in sein Horn blies; den fragte der König nach Witenland. „Ich weiß nicht, wo es liegt,“ sagte der Mann: „aber ich will meine Thiere fragen.“ Darauf blies er sie herbei und fragte, ob nicht Einer von ihnen wüßte, wo Witenland läge; aber das wußte Keiner.

Da gab der Mann ihm ein Paar Schneeschuhe. „Wenn Du die anhast,“ sagte er: „kommst Du zu meinem Bruder, der über hundert Meilen weit von hier wohnt; der ist Herr über alle Vögel in der Luft, Du kannst den fragen. Wenn Du aber dort angekommen bist, so lehre die Schuhe nur um, so daß die Spitze nach hier wendet, dann gehn sie von selbst wieder nach Hause.“ Als der König nun an Ort und Stelle gekommen war,kehrte er die Schneeschuhe um, wie der Herr über die Thiere ihm ge-

sagt hatte, und darauf gingen sie von selbst wieder nach Hause.

Er fragte nun wieder nach Witenland, und der Mann bließ alle Vögel herbei und fragte sie, ob nicht Einer von ihnen wüßte, wo Witenland läge. Nein, das wußte wieder Keiner. Lange nach den andern Vögeln kam auch noch ein alter Adler, der zehn Jahre lang in der Fremde gewesen war, aber der wußte es auch nicht. „Nun,“ sagte der Mann: „dann will ich Dir ein Paar Schneeschuhe leihen; wenn Du die anhast, kommst Du zu meinem Bruder, der hundert Meilen weit von hier wohnt; er ist Herr über alle Fische im Meer, Du mußt den fragen; vergiß aber nicht, die Schuhe wieder umzukehren, wenn Du dort angekommen bist.“ Der König dankte dem Mann und legte die Schuhe an. Als er nun zu Dem gekommen war, der Herr über alle Fische im Meer war,kehrte er die Schuhe wieder um, worauf diese, eben so, wie die andern, wieder nach Hause gingen.

Der König fragte nun wieder nach Witenland. Da bließ der Mann alle Fische herbei; aber auch von ihnen wußte Keiner Bescheid. Endlich kam ein alter, alter Hecht; der Mann hatte viele Mühe, ihn herbeizublasen, und als er ihn nach Witenland fragte, antwortete der Hecht: „Ja, da bin ich gut bekannt; denn ich bin da zehn Jahre lang Koch gewesen. Morgen soll ich wieder dahin; denn die Königin, die ihren Gemahl verloren hat, macht morgen wieder Hochzeit.“ — „Wenn es sich so verhält, so will ich Dir einen guten Rath geben,“ sagte der Mann: „Hier

draußen auf einem Erlenmoor stehn drei Brüder, die haben da schon hundert Jahre gestanden und sich um einen Hut, einen Mantel und ein Paar Stiefeln gebalgt. Wenn Einer die drei Dinge hat, so kann er sich unsichtbar machen und sich so weit weg wünschen, als er will. Du kannst sagen, Du wolltest die Sachen probiren und nachher zwischen ihnen das Urtheil sprechen.“ Der König dankte dem Mann und that, wie er ihm gesagt hatte. „Was steht Ihr hier beständig und balgt Euch?“ sagte er, als er zu den drei Brüdern gekommen war: „laßt mich die Dinge probiren, dann will ich das Urtheil zwischen Euch sprechen.“ Ja, das wollten sie gern. Als er aber den Hut, den Mantel und die Stiefeln bekommen hatte, sagte er: „Wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen, sollt Ihr das Urtheil erfahren,“ und damit wünschte er sich fort. Als er durch die Luft fuhr, traf er mit dem Nordwind zusammen. „Wo willst Du hin?“ fragte ihn der Nordwind. „Nach Witenland,“ sagte der König und erzählte ihm, Was ihm begegnet war. „Ja, Du fährst wohl etwas schneller, als ich,“ sagte der Nordwind; „ich muß nun in jeden Winkel und wehen und pusten. Wenn Du aber an Ort und Stelle kommst, so stelle Dich nur auf die Treppe neben der Thür hin; dann werde ich gesaußt kommen, als wollte ich das ganze Schloß umwehen. Wenn dann der Prinz, der Deine Gemahlinn haben soll, herauskommt und sehen will, Was es giebt, so faß ihn nur beim Kragen und wirf ihn hinaus; dann will ich schon zusehen, wie ich ihn fortschaffe.“ Ja, der König that,

wie ihm der Nordwind gesagt hatte: er stellte sich auf die Treppe hin, und als der Nordwind gesauf't und gebrauf't kam und einen Griff ins Schloßdach that, so daß es hefte und krachte, ging der Prinz hinaus und wollte sehen, Was es gab. Aber in demselben Augenblick ergriff der König ihn beim Kragen und warf ihn hinaus. Da nahm ihn der Nordwind und fuhr mit ihm davon. Als der König so mit guter Manier den Prinzen quitt geworden war, ging er ins Schloß. Anfangs erkannte die Königin ihn nicht, weil er durch das lange Wandern und seinen heftigen Kummer so bleich und mager geworden war. Als er ihr aber den Ring zeigte, ward sie herzlich froh; und nun wurde mit großem Jubel erst die rechte Hochzeit gefeiert.

Es giebt noch mehr solche Weiber.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wollten fäen, aber sie hatten kein Saatkorn und auch kein Geld, sich etwas zu kaufen. Eine einzige Kuh hatten sie, und mit der sollte der Mann in die Stadt gehen und sie verkaufen, damit sie Geld zu Saatkorn bekämen. Als es aber zum Stücke kam, wagte die Frau es nicht, den Mann allein reisen zu lassen, denn sie fürchtete, er möchte das Geld vertrinken. Sie machte sich daher selbst mit der Kuh auf den Weg und nahm auch noch ein Huhn mit.

Dicht bei der Stadt begegnete ihr ein Schlächter. „Willst Du die Kuh verkaufen, Mutter?“ fragte er sie. „Ja,“ sagte die Frau. „Was willst Du denn dafür haben?“ — „Für die Kuh verlange ich drei Groschen,“ sagte sie: „aber das Huhn sollst Du für acht Thaler haben.“ — „Das Huhn kann ich nicht gebrauchen,“ sagte der Schlächter: „und das wirst Du schon los, wenn Du zur Stadt kommst; aber für die Kuh will ich Dir drei Groschen geben.“ Sie verkaufte ihm nun die Kuh und erhielt ihre

brei Groschen; aber in der Stadt war Niemand, der acht Thaler für ein magres schäbiges Huhn geben wollte. Die Frau ging deshalb wieder zurück zum Schlachter und sagte: „Gevatter, ich kann mein Huhn nicht los werden; Du mußt es mir auch nur abkaufen, da Du doch einmal die Kuh bekommen hast.“ — „Nun, wir werden schon Handels eins werden,“ sagte der Schlachter. Darauf traktirte er sie mit Essen und gab ihr so viel Branntwein, daß sie trunken ward und Sinn und Verstand verlor.

Während sie nun da lag und schlief, tauchte der Schlachter sie in ein Theersaß und legte sie dann in einen Federhaufen.

Als sie darauf erwachte, war sie über und über gefiedert und wunderte sich und sprach: „Bin ich's, oder bin ich's nicht? Nein, ich kann's nicht sein, das muß ein großer sonderbarer Vogel sein. Wie soll ich's doch nur erfahren, ob ich's bin, oder nicht? Ja, nun weiß ich's: wenn mich die Kälber lecken, und der Hund mich nicht anbellt, wenn ich nach Hause komme, so bin ich's.“

Der Hund aber sah kaum das Unthier, so fing er an zu bellen, als ob Schelme und Diebe auf den Hof gekommen wären. „Nein, das kann ich unmöglich sein,“ sagte sie. Als sie in den Stall kam, wollten die Kälber sie nicht lecken wegen des strengen Theergeruchs. „Nein, das kann ich nicht sein,“ sagte sie, flog auf das Staburdach und fing an, mit den Armen zu schlagen, als ob es Flügel wären, und sie in die Höhe wollte. Als der Mann das gewahr ward, kam er mit der Büchse heraus und zielte nach ihr. „Ach,

„schieß nicht! schieß nicht!“ rief sie: „das bin ich.“ — „Bist Du es?“ sagte der Mann: „was stehst Du denn da, wie eine Ziege? Komm herunter und thu mir Rechenschaft von Deinem Verkauf!“ Sie kroch nun herunter, aber sie hatte nicht einen Heller; denn die drei Groschen, die sie vom Schlachter bekommen hatte, die hatte sie in ihrer Besoffenheit weggeworfen; und als der Mann nun hörte, wie Alles zugegangen war, ward er so zornig, daß er sagte, er wolle von Haus und Hof gehen, und nicht eher zurückkehren, als bis er drei andre Weiber fände, die eben so unflug wären.

Er machte sich nun auf den Weg, und als er eine Strecke gegangen war, erblickte er eine neu aufgezimmerte Hütte, und ein Weib lief mit einem leeren Sieb aus und ein; aber so oft sie hineinflief, warf sie die Schürze über das Sieb, als ob sie Etwas drin hätte. „Warum thut Ihr das, Mutter?“ fragte er die Frau. „O, ich will nur ein wenig Sonne hineintragen,“ sagte sie: „aber ich weiß nicht, wie es recht zugeht: wenn ich draußen bin, habe ich die Sonne im Sieb, aber sobald ich hineinkomme, ist sie weg. Da ich noch in meiner alten Hütte wohnte, hatte ich Sonne genug, obgleich ich nie das Geringste hineintrug. Wenn mir nur Einer Sonne schaffen könnte, so wolk' ich ihn gern dreihundert Thaler geben.“ — „Habt Ihr eine Art,“ sagte der Mann: „so will ich Euch schon Sonne verschaffen.“ Er bekam nun eine Art und damit hau'te er die Fensterlöcher hinein, denn die hatte der Zimmermann ver-
gessen. Sogleich schien nun die Sonne hindurch, und er

bekam seine dreihundert Thaler. „Das war Eine!“ dachte der Mann und ging weiter.

Nach einer Weile kam er zu einem Hause, in welchem er ein entsetzliches Geschrei hörte. Er ging hinein, und da sah er nun eine Frau, die damit beschäftigt war, ihrem Mann den Kopf mit einem Waschbläuel zu bearbeiten; über den Kopf hatte sie ein Hemd ohne Halsloch gezogen. „Wollt Ihr Euern Mann todt schlagen, Mutter?“ fragte er. „Nein,“ sagte sie: „ich will nur ein Halsloch in dieses Hemd haben.“ Der Mann schrie und geberdete sich übel und sprach: „Gott tröste Den, der ein neues Hemd anhaben soll! Wenn Jemand meiner Frau lehren könnte, ein Halsloch auf eine andre Manier ins Hemd zu kriegen, so wollt' ich ihm gern dreihundert Thaler geben.“ — „Das soll bald gethan sein; gebt mir nur eine Schere,“ sagte der Andre. Er bekam nun eine Schere, schnitt ein Loch ins Hemd und ging mit seinen Dreihundert davon. „Das war die Zweite!“ sagte er bei sich selbst.

Endlich kam er zu einem Bauerhof, wo er sich eine Weile auszuruhen gedachte. Als er in die Stube trat, fragte die Frau ihn: „Wo seid Ihr her, Gebatter?“ — „Ich bin aus Ringelreich,“ antwortete er. „Nein, was Ihr sagt! seid Ihr aus dem Himmelreich? *)“ Dann kennt Ihr auch wohl den zweiten Peter, meinen seligen Mann.“

*) Im Norwegischen ist das Wortspiel: Ringerige und Himmerige. Ringerige heißt übrigens eine alte Provinz in Norwegen.

— Die Frau war nämlich zum dritten Mal verheirathet; ihr erster und ihr letzter Mann waren schlimm; darum glaubte sie, daß nur der zweite, der gut gewesen war, selig geworden sei. — „Ja, den kenn' ich sehr gut,“ sagte er. „Wie geht's ihm denn?“ fragte die Frau. „O, es geht ihm nur dürftig,“ erwiderte der Ringelreicher: „er schlendert von einem Hof zum andern und hat weder Essen in der Schüssel, noch Kleider auf dem Leibe — an Geld ist nun gar nicht zu denken.“ — „Ach, Gott helf mir!“ rief die Frau: „er brauchte eben nicht so elend einherzugehen, er, der so Viel hinterlassen hat; hier hängt ein ganzer Boden voll Kleider, die ihm gehörten, und eine große Kiste mit Geld steht hier auch; wenn Ihr's mitnehmen wollt, Gebatter, so will ich Euch gern ein Pferd und einen Karren geben, damit Ihr's fortschaffen könnt. Das Pferd kann er da behalten, und auf dem Karren kann er sitzen und von einem Hof zum andern fahren, denn er hat es eben nicht nöthig, zu Fuß zu gehen.“ Der Ringelreicher erhielt nun eine ganze Karrenfuhr voll Kleider und eine Kiste voll blankes Silbergeld und so viel Essen und Trinken, als er nur wollte, und damit setzte er sich auf und fuhr davon. „Das war die Dritte!“ sagte er bei sich selbst.

Aber draußen auf dem Felde ging der dritte Mann der Frau und pflügte, und da er Jemanden, den er nicht kannte, mit seinem Pferd und seinem Karren abreisen sah, ging er nach Hause zu seiner Frau und fragte sie, was Das für Einer wäre, der mit seinem blauen Pferd davon

reißte. „Ach Der,“ sagte die Frau: „das war ein Mann aus dem Himmelreich; er sagte, daß es dem zweiten Peter, meinem seligen Mann, so schlecht gehe, daß er von Hof zu Hof schlendern müsse und weder Kleider, noch Geld hätte; darum schickte ich ihm alle seine alten Kleider, die hier hängen, und auch die alte Geldkiste mit dem Silbergeld.“ Als der Mann das hörte, merkte er sogleich, Was die Uhr geschlagen hatte, sattelte sein Pferd und ritt in vollem Galopp davon. Es dauerte nicht lange, so war er dicht hinter dem Ringelreicher. Wie dieser ihn aber gewahr ward, fuhr er den Karren ins Unterholz, riß dem Pferd eine Handvoll Haare aus und lief auf einen Hügel, wo er die Pferdehaare an eine Birke band; darnach legte er sich darunter auf die Erde hin und glogte und stierte in die Wolken. „Nein! nein!“ sagte er so bei sich selbst, als der dritte Peter geritten kam: „nein, so Was hab' ich noch in meinem Leben nicht gesehen!“ Peter sah ihm verwundert eine Weile zu, endlich fragte er ihn: „Was liegst Du da und glogäugst?“ — „Nein, so Was hab' ich noch mein Lebtag nicht gesehen!“ sagte der Andre: „Hier fuhr so eben Einer mit einem blauen Pferd grade zum Himmel hinauf; da siehst Du noch die Haare, die an der Birke hängen, und da oben in den Wolken siehst Du das blaue Pferd.“ Peter sah bald zu den Wolken hinauf, bald nach Dem, welcher da lag und stierte; endlich sagte er: „Ich sehe Nichts, als nur die Pferdehaare an der Birke.“ — „Nein, Du kannst es da auch nicht sehen,“ sagte der Andre: „aber komm hieher und lege Dich auf diese Stelle hin, und dann mußt

Du grave in die Wolken sehen, und die Augen nicht weglehren.“ Als nun der dritte Peter da lag und in die Wolken starrte, daß ihm die Augen voll Wasser liefen, schwang der Ringelreicher sich auf das Pferd und machte sich sowohl mit diesem, als mit dem Karren davon. Wie Peter es auf dem Wege rasseln hörte, sprang er auf; aber er war so verflört, als er den Andern mit seinen beiden Pferden und seinem Karren davon jagen sah, daß er sich nicht eher besann, ihm nachzueilen, als bis es zu spät war.

Er ließ die Ohren ziemlich lang hängen, wie er nach Hause kam; als ihn aber seine Frau fragte, wo er das Pferd gelassen hätte, sagte er: „O, ich hab' es ihm für den zweiten Peter mitgegeben; denn ich dachte, es wäre nicht werth, daß er im Himmel auf einem elenden Kumpelkasten sitzen und von Hof zu Hof karren solle; nun kann er die Karre verkaufen und sich einen Wagen anschaffen.“ — „Dafür sollst Du Dank haben,“ sagte die Frau: „ich hätte nie geglaubt, daß Du ein so guter Mann wärst.“

Als nun der Andre mit den sechshundert Thalern und der Karrenfuhr voll Kleider und der Geldkiste nach Hause kam, sah er, daß aller Acker gepflügt und besät war. Darum war die erste Frage, die er an seine Frau that, woher sie das Saatkorn bekommen hätte. „O,“ sagte sie: „ich habe immer gehört: „Wer da säet, wird auch ernten;“ darum hab' ich denn das Salz gesät, das Die vom Doreisfeld hier abgesetzt haben, und wenn wir bloß Regen bekommen, wird's wohl aufgehen, sollt' ich

meinen.“ — „Verrückt bist Du, und verrückt bleibst Du, so lange Du lebst;“ sagte der Mann: „aber es mag drum sein! denn die Andern sind auch nicht klüger, als Du.“

Einem Jeden gefallen seine Kinder am besten.

Ein Schütz ging einmal in einem Wald; da begegnete ihm die Bruchschnepe. „Lieber Freund, schieß nicht meine Kinder!“ sagte die Schnepe. „Was sind denn das für welche, Deine Kinder?“ fragte der Schütz. „Die schönsten Kinder, die im Wald gehen, sind meine,“ antwortete die Schnepe. „Ich will sie denn nicht schießen,“ sagte der Schütz. Als er aber zurückkehrte, hatte er ein ganzes Bündel junge Bruchschneppen, die er alle geschossen hatte, in der Hand. „Au! au! warum hast Du dennoch meine Kinder geschossen?“ sagte die Schnepe. „Waren diese denn Deine?“ fragte der Schütz: „ich schoss die hässlichsten, die ich fand.“ — „Ach ja,“ antwortete die Schnepe: „weißt Du denn nicht, daß einem Jeden seine Kinder am besten gefallen?“

Eine Freiergeschichte.

Es war einmal ein Bursch, der ging auß Freien auß. Da kam er unter anderm auch zu einem Rathen, wo die Leute in purer Armuth und Dürftigkeit lebten. Als aber der Freier kam, wollten sie gern wohlhabend scheinen, kannst Du glauben. Der Mann hatte einen neuen Ärmel in seine Jacke bekommen. „Setz Dich nieder!“ sagte er zu dem Freier: „aber 's sieht hier überall so staubig auß!“ und damit ging er umher und wischte und staubte mit seinem neuen Jackenärmel überall auf den Bänken und Tischen herum; den andern Arm aber hielt er auf den Rücken. Die Frau hatte einen neuen Schuh bekommen, und mit dem stieß sie an alle Bänke und Stühle. „Es liegt hier so Viel herum,“ sagte sie: „es sieht hier so unordentlich auß.“ Darauf riefen sie die Tochter, sie sollte hereinkommen und aufräumen. Die hatte eine neue Mütze bekommen und steckte den Kopf zur Thür herein und nickte: „Ich kann denn doch auch nicht überall sein,“ sagte sie. Ja, das waren rechte Wohlstandsleute, zu denen der Freier gekommen war.

Die drei Ruhmen.

Es war einmal ein armer Mann, der wohnte in einer Hütte, weit weit weg in einem Walde, und ernährte sich mit der Jägerei. Er hatte eine einzige Tochter, die war außerordentlich schön. Da aber die Mutter schon früh gestorben, und das Mädchen nun schon halb erwachsen war, sagte sie eines Tages zu ihrem Vater, sie wolle sich bei andern Leuten in Dienst geben, damit sie lernen könne, sich hiernach selbst ihr Brod zu verdienen. „Ja, meine Tochter,“ sagte der Vater: „Du hast bei mir freilich nichts Anders gelernt, als Vögel rupfen, aber Du magst es immerhin versuchen, Dir Dein Brod selbst zu verdienen.“ Das Mädchen ging nun fort, um sich einen Dienst zu suchen, und als sie eine Weile gegangen war, kam sie zu einem Königschloß; da blieb sie, und die Königin mochte sie so wohl leiden, daß die andern Dirnen ganz neidisch auf sie wurden. Darum sagten sie eines Tages zu der Königin, das Mädchen hätte sich gerühmt, ein Pfund Flachs in vier und zwanzig Stunden spinnen zu können; denn sie wußten, die Königin hielt so viel

auf Handarbeiten. „Ja, hast Du das gesagt, so sollst Du es auch,“ sagte die Königin zu ihr: „indessen macht es nichts, wenn Du auch etwas mehr Zeit dazu gebrauchst.“ Das arme Mädchen wagte nicht, zu sagen, daß sie niemals gesponnen hätte, sondern bat nur um eine Kammer für sich allein; die bekam sie denn auch, und man brachte ihr einen Spinnrocken und Flachs. Da saß sie nun und war betrübt und weinte und konnte sich gar nicht rathen. Sie stellte den Rocken vor sich hin und lehrte und dreh'te ihn, aber sie wußte ganz und gar nicht, wie sie's anfangen sollte; denn sie hatte nie zuvor in ihrem Leben nur einmal einen Spinnrocken gesehen.

Als sie nun so betrübt da saß, trat eine alte Frau zu ihr ein. „Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte sie. „Ach,“ antwortete das Mädchen: „was kann es nützen, daß ich es Dir sage, denn Du kannst mir ja doch nicht helfen.“ — „Man kann nicht wissen,“ sagte die Frau: „es wäre doch möglich, daß ich Rath für Dich wüßte.“ Ja, ich kann es ihr ja wohl sagen, dachte das Mädchen und erzählte ihr nun, wie ihre Mitdienerinnen ausgesagt hätten, sie habe sich gerühmt, ein Pfund Flachs in vier und zwanzig Stunden spinnen zu können; „aber ich Arme!“ sagte sie: „ich habe nie in meinem Leben einen Spinnrocken gesehen, geschweige denn, daß ich so Viel sollte in vier und zwanzig Stunden spinnen können.“ — „Es mag nun drum sein, mein Kind!“ sagte die Frau: „willst Du mich an Deinem Ehrentag Ruhme nennen, so will ich den Flachs für Dich spinnen, und Du kannst Dich hinlegen

und schlafen.“ Ja, das wollte das Mädchen gern und ging hin und legte sich schlafen.

Am andern Morgen, als sie erwachte, lag aller Flachs gesponnen auf dem Tisch, und das so sauber und fein, daß man nie so schönes ebnes Garn noch gesehen hatte. Die Königin freute sich sehr über das schöne Garn und hielt nun noch mehr von dem Mädchen, als vorher. Darüber wurden die andern noch neidischer auf sie und sagten nun zu der Königin, jetzt hätte sie sich auch gerühmt, das Garn, das sie gesponnen, in vier und zwanzig Stunden weben zu können. Die Königin sagte wieder, wenn sie das gesagt hätte, so solle sie es auch, aber es machte nichts, wenn sie auch nicht eben in vier und zwanzig Stunden damit fertig würde. Das Mädchen wagte auch diesmal nicht, ihre Ungeschicklichkeit zu bekennen, sondern bat nur um eine Kammer für sich allein, dann wollte sie es versuchen. Da saß sie nun wieder und war betrübt und weinte und wußte nicht, Was sie anfangen sollte. Es dauerte aber nicht lange, so trat wieder eine alte Frau herein und fragte: „Was fehlt Dir, mein Kind?“ Das Mädchen wollte es ihr erst nicht sagen, aber zuletzt erzählte sie ihr denn, Was die Königin von ihr verlangte. „Gi nun,“ sagte die Frau: „es mag drum sein! willst Du mich an Deinem Ehrentag Ruhme nennen, so will ich das Garn für Dich weben, und Du kannst Dich hinlegen und schlafen.“ Ja, das wollte das Mädchen gern, und damit ging sie hin und legte sich schlafen. Als sie aufwachte, lag alles Garn so sauber und dicht gewebt auf dem Tisch, wie

nur möglich. Sie brachte es nun der Königin, und diese freute sich außerordentlich über die schöne Leinwand und hielt jetzt noch weit mehr von dem Mädchen, als zuvor. Aber darüber wurden die andern noch neidischer und erbitterter auf sie und dachten an nichts Anders, als Was sie jetzt angeben sollten, um ihr zu schaden.

Endlich versiehlten sie darauf, zu der Königin zu sagen, jetzt hätte sie sich auch gerühmt, all die Leinwand, die sie gesponnen, in vier und zwanzig Stunden zu Hemden aufnähen zu können. Es ging nun eben so, wie früher: das Mädchen wagte nicht, zu sagen, daß sie nicht nähen könne; sie erhielt wieder ihre Kammer für sich allein und saß da und war betrübt und weinte. Nun trat aber wieder eine alte Frau zu ihr ein und versprach ihr, die Leinwand für sie zu nähen, wenn sie sie an ihrem Ehrentag Ruhme nennen wolle. Ja, das wollte das Mädchen gern und that wieder, wie die Frau ihr sagte, ging hin und legte sich schlafen. Am andern Morgen, als sie erwachte, war alle Leinwand zu Hemden aufgenäh't, die auf dem Tisch lagen; eine so schöne Naht hatte man aber noch nie gesehen, und die Hemden waren alle hübsch gezeichnet und völlig fertig. Als die Königin die Arbeit sah, freute und verwunderte sie sich so sehr über die schöne Naht, daß sie die Hände über dem Kopf zusammenschlug. „Nein, eine so schöne Naht habe ich noch nie gesehen,“ sagte sie, und von nun an hatte sie das Mädchen so lieb, wie ihr eignes Kind. „Wenn Du jetzt den Prinzen haben willst, so sollst Du ihn bekommen,“ sagte sie zu dem Mädchen: „denn Du

hast niemals nöthig, Etwas aus dem Hause zu geben, da Du Alles selbst spinnen und weben und auch nähen kannst.“ Weil das Mädchen nun so schön war, und der Prinz sie gern leiden mochte, wurde auch sogleich die Hochzeit gehalten. Als sich aber der Prinz mit ihr zur Tafel gesetzt hatte, trat plötzlich ein altes hässliches Weib herein mit einer langen langen Nase — die war gewiß drei Ellen lang.

Da stand die Braut auf, ging auf die Alte zu und sagte: „Guten Tag, Ruhme!“ — „Ist das die Ruhme meiner Braut?“ fragte der Prinz. „Ja, das wäre sie. Ja, so müssen wir sie denn wohl mit bei Tafel sitzen lassen,“ sagte der Prinz; aber er sowohl, als die Andern meinten doch, sie wäre gar zu garstig, um mit ihnen bei Tafel zu sitzen.

Nicht lange darnach trat wieder ein altes hässliches Weib ein, die hatte einen Allerwerthesten, so dick und so breit, daß sie nur mit genauer Noth zur Thür herein konnte. Sogleich stand die Braut auf und grüßte sie und sagte: „Guten Tag, Ruhme!“ und der Prinz fragte wieder, ob das auch eine Ruhme seiner Braut wäre. „Ja,“ antworteten beide, und sie mußte sich nun ebenfalls an die Tafel setzen.

Raum aber hatte sie sich niedergesetzt, so trat wiederum ein altes hässliches Weib ein, mit Augen, so groß, wie ein Paar Keller, und so roth und fließend, daß es ganz abscheulich aussah. Die Braut stand wieder auf und grüßte sie und sagte: „Guten Tag, Ruhme!“ und der Prinz bat auch sie, sich an die Tafel zu setzen, aber er

er dachte bei sich selbst: „Gott fleh mir bei wegen all der Ruhmen, die meine Braut hat!“ Als sie ein wenig gegessen hatten, konnte der Prinz sich nicht enthalten, zu sagen: „Wie in aller Welt kann doch meine Braut, die so schön ist, so hässliche und mißgestaltne Ruhmen haben!“ — „Das will ich Dir sagen,“ versetzte die eine: „ich war eben so schön, wie Deine Braut, da ich in ihrem Alter war; aber daß ich eine so lange Nase habe, kommt daher, weil ich so viel gegessen und gesponnen und dabei den Kopf beständig gerüttelt und geschüttelt habe; davon hat sich die Nase ausgedehnt und ist so lang geworden, wie Du sie jetzt siehst!“ — „Und ich,“ sagte die zweite: „ich habe von meiner Jugend an auf dem Webstuhl gegessen und immer hin und her gehuppelt; davon ist mein Allerwerthester so groß geworden und so angeschwollen, wie Du ihn jetzt siehst.“ Darauf sagte die dritte: „Ich habe, seit ich ganz klein war, immer da gegessen und auf das Nähzeug gestiert; davon sind meine Augen so hässlich und roth geworden.“ — „Na, so!“ sagte der Prinz: „das war gut, daß ich das zu wissen bekam, wie die Leute von Vergleichen so hässlich werden können; so soll denn nun meine Braut auch in ihrem Leben nicht wieder spinnen, noch nähen, noch weben!“

Der Sohn der Wittwe.

Es war einmal eine arme arme Wittwe, die hatte einen einzigen Sohn, für den quälte sie sich so lange ab, bis der Prediger ihn gesümmelt hatte. Da sagte sie, jetzt könne sie ihn nicht länger ernähren, er müsse nun fort und sich sein Brod selbst verdienen. Der Bursch wanderte darauf fort in die Welt, und als er eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatte, begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich will fort in die Welt und zusehen, ob ich nicht einen Dienst bekommen kann,“ sagte der Bursch. „Willst Du bei mir dienen?“ — „O ja, eben so gut bei Dir, als bei jedem Andern,“ versetzte der Bursch. „Ja, Du sollst es gut bei mir haben,“ sagte der Mann: „Du sollst mir bloß zur Gesellschaft sein, weiter verlange ich von Dir Nichts.“ Der Bursch trat nun seinen Dienst bei dem Manne an; er führte ein herrliches Leben, hatte Essen und Trinken vollauf und nur Wenig oder gar Nichts zu thun; aber er sah sonst auch niemals eine Menschenseele.

Eines Tages sagte der Mann zu ihm: „Ich werde jetzt auf acht Tage verreisen; während der Zeit mußt Du hier allein bleiben, aber Du darfst ja nicht in eins von diesen vier Zimmern gehen; thust Du das, so kostet es Dir das Leben, wenn ich zurückkomme.“ — Nein, sagte der Bursch, er wollt's gewiß nicht thun. Als aber der Mann drei oder vier Tage fort gewesen war, konnte der Bursch sich nicht länger halten, sondern ging in das eine der Zimmer. Er sah sich hier überall um, aber bemerkte Nichts, als nur eine Warte über der Thür, und darauf lag eine Dornruth. „Das ist auch was Rechtes, um es mir so strenge zu verbieten, in dies Zimmer zu gehen, wenn hier weiter Nichts zu sehen ist!“ dachte der Bursch. Als die acht Tage um waren, kam der Mann wieder nach Hause. „Du bist doch auch wohl in eins von den Zimmern gegangen,“ sagte er. „Nein, ganz und gar nicht,“ sagte der Bursch. „Nun, das werde ich gleich sehen,“ sagte der Mann, und darauf ging er grade in das Zimmer, in welchem der Bursch gewesen war. „Ja, Du bist doch drin gewesen,“ sagte er, als er zurückkam: „und nun muß ich Dich tödten.“ Aber der Bursch weinte und bat so lange, bis er doch zuletzt mit dem Leben davon kam; aber tüchtige Schläge erhielt er. Als er die ausgestanden hatte, waren sie wieder eben so gute Freunde, als zuvor.

Einige Zeit darnach verreis'te der Mann abermals; er sagte, daß er jetzt vierzehn Tage ausbleiben würde, und verbot dem Burschen wieder strenge, in irgend eins der Zimmer zu gehen, in welchen er noch nicht gewesen

fei; aber in das, worin er schon gewesen, könne er immer wieder gehen, wenn er wolle. Es ging nun eben so, wie das vorige Mal, nur daß der Bursch sich jetzt acht Tage hielt, eh' er wieder in eines der verbotenen Zimmer ging. Er sah auch hier Nichts, als über der Thür eine Vortreppe und darauf einen Feldstein und einen Wasserkrug. „Nun, das ist auch was Rechtes, um davor so bange zu sein!“ dachte der Bursch. Als der Mann nach Hause kam, fragte er den Burschen wieder, ob er auch in irgend einem der Zimmer gewesen sei. Nein, sagte der Bursch, er wäre nicht drin gewesen. „Nun, das werde ich gleich sehen,“ sprach der Mann, und da er nun sah, daß der Bursch dennoch drin gewesen war, sagte er: „Nun kann ich Dich nicht länger schonen, jetzt mußt Du das Leben verlieren.“ Aber der Bursch weinte und bat so lange, bis er denn zuletzt wieder mit einer Tracht Schläge davon kam, aber die war denn auch nicht schlecht. Als er sich davon erholt hatte, führte er wieder ein herrliches Leben; und er und der Mann waren wieder eben so gute Freunde, wie zuvor.

Einige Zeit darnach wollte der Mann abermals verreisen; er sagte, daß er jetzt drei Wochen abwesend sein würde, und schärfte dem Burschen ein, beileibe nicht in das dritte Zimmer zu gehen; wenn er es dennoch thäte, sagte er, könne er sich nur sogleich darauf gefaßt machen, das Leben zu verlieren. Nach vierzehn Tagen konnte der Bursch sich nicht länger halten, sondern ging auch in das dritte Zimmer; er sah aber darin Nichts, als nur eine Fall-

thür am Fußboden. Als er die aufhob und hinuntersah, erblickte er einen großen kupfernen Kessel und drinnen pruttelte und kochte es, ohne daß Feuer darunter war. Ich möchte doch wissen, ob's wohl warm ist, dachte der Bursch und steckte den Finger hinein; als er ihn aber wieder herauszog, war er über und über vergoldet; er schabte und wusch ihn, aber die Vergoldung wollte nicht wieder ab; da band er einen Lappen darum. Als darauf der Mann nach Hause kam und ihn fragte, Was seinem Finger fehle, sagte der Bursch, er habe sich so arg geschnitten; aber da riß der Mann ihm den Lappen ab und sah nun sogleich, Was dem Finger fehlte. Erst wollte er den Burschen durchaus tödten; aber da dieser wieder so heftig weinte und so flehentlich bat, kloyste er ihn bloß so, daß er drei Tage lang zu Bette liegen mußte. Darauf nahm er einen Krug von der Wand, worin eine Salbe war, und bestrich damit den Burschen, worauf dieser sogleich wieder frisch und gesund aufstand.

Als einige Zeit vergangen war, wollte der Mann abermals verreisen und wollte nun einen ganzen Monat ausbleiben. Zu dem Burschen aber sagte er, wenn er es sich einfallen ließe, auch in das vierte Zimmer zu gehen, so könne er durchaus nicht hoffen, das Leben zu behalten; dieses Mal würde er ihn gewiß nicht schonen. Der Bursch hielt sich etwa drei ganze Wochen, aber länger konnt' er's nicht aushalten, sondern ging nun auch in das vierte Zimmer. Hierin stand ein großes Pferd mit einem Schmutztrog beim Kopf und einem Heutrog beim

Schwanz. Dem Burschen dächte das ungleich, und daher tauschte er um und setzte den Heutrog beim Kopf hin und den Schmutztrog beim Schwanz. Da sagte das Pferd: „Weil Du ein so gutes Herz hast und mir Etwas zu essen gönnst, will ich Dich erretten; denn kommt der Troll jezt nach Hause und findet Dich hier noch vor, so tödtet er Dich ganz gewiß. Gehe aber nun in das Zimmer hier grade gegenüber und nimm eine von den Rüstungen; aber du darfst ja keine von den blanken nehmen, sondern Du sollst die allerrostigste nehmen, die Du da siehst, und auf gleiche Weise sollst Du auch Schwert und Sattel wählen.“ Das that der Bursch; aber es war alles das sehr schwer für ihn zu tragen.

Als er mit den Sachen zurückkam, sagte das Pferd, nun solle er sich nackt auskleiden und in das Zimmer gehen, wo der Kessel stände und kochte, und in dem solle er sich gut baden. „Da werde ich wohl schön aussehen!“ dachte der Bursch, aber er ging doch hin. Als er sich nun gebadet hatte, war er so schön und groß geworden und so roth und weiß, wie Milch und Blut, dazu weit stärker, als vorher. „Spürst Du eine Veränderung?“ fragte ihn das Pferd. „Ja,“ sagte der Bursch. „Dann versuch' einmal, ob Du mich aufheben kannst,“ sagte das Pferd. Ja, das konnte der Bursch, und das Schwert konnte er schwingen, wie gar Nichts. Als das Pferd das sah, sprach es: „Lege mir jezt den Sattel auf und Dir selbst die Rüstung an, und dann nimm die Dornruthe und den Stein und die Wasserflasche und den Salbenkrug; dann wollen wir fortreißen.“

Wie der Bursch das gethan hatte und auf das Pferd gestiegen war, ging es — hast Du mich nicht gesehen! auf und davon. Als der Bursch nun ein gutes Ende geritten war, sagte das Pferd: „Mir dünkt, ich höre ein Geräusch; sieh Dich mal um, ob Du Etwas gewahr wirst.“ — Ich sehe Männer hinter uns,“ sagte der Bursch: „wohl gegen zwanzig Stück.“ — „Das ist der Troll,“ sagte das Pferd: „er kommt mit seinen Leuten.“

Das Pferd trabte aber weiter, so lange bis Die, welche hinter ihnen waren, ganz nahe kamen. Da sagte das Pferd: „Wirf jetzt die Dornruthe hinter Dich, aber so weit Du nur kannst!“ Das that der Bursch, und im selben Augenblick wuchs da ein großer dicker Dornwald auf. Nun ritt der Bursch wieder eine weite Strecke fort, während der Troll sich nach Hause begab, um Art und Weil zu holen, damit er sich durch den Wald hauen könne. Endlich sagte das Pferd wieder: „Sieh Dich mal um, ob Du Etwas gewahr wirst.“ — „Ja, eine große Menge,“ sagte der Bursch: „wie eine ganze Kirchengemeine.“ — „Ja, das ist wieder der Troll,“ sagte das Pferd: „nun hat er noch mehr Leute mitgebracht. Wirf aber jetzt den Feldstein hinter Dich, aber so weit Du nur kannst.“

Als der Bursch das that, entstand plötzlich ein großer hoher Berg von Feldsteinen hinter ihnen. Nun mußte der Troll wieder nach Hause, um sich Geräthschaften zu holen, womit er sich durch den Berg minire, und während er das that, ritt der Bursch wieder eine gute Strecke weiter. Zuletzt sagte das Pferd wieder, er

solle sich mal umsehen, ob er etwas gewahr würde; und als der Bursch sich nun umsah, bemerkte er ein ganzes Kriegs-
 heer, und Alle trugen so blanke Rüstungen und Waffen,
 daß es nur so glitzerte. „Ja,“ sagte das Pferd: „es ist
 wieder der Troll; nun hat er alle seine Leute mitgebracht.
 Gieß aber jetzt die Flasche mit Wasser hinter Dir aus;
 aber hüte Dich wohl, daß Du Etwas auf meinen Leib
 sprichst!“ Das that der Bursch; aber wie sehr er sich
 auch in Acht nahm, so spritzte er doch einen Tropfen an
 den Schenkel des Pferdes. Augenblicklich entstand ein gro-
 ßes wogendes Wasser, und durch den Tropfen, den er auf
 das Pferd gespritzt hatte, kam dieses weit hinaus in dem
 Wasser zu stehen; aber es schwamm doch glücklich ans
 Land. Als der Troll nun zu dem Wasser kam, legte er
 sich mit allen seinen Leuten nieder, um es aufzutrinken,
 und da tranken sie so lange, bis sie dursteten. „Nun sind
 wir sie quitt!“ sagte das Pferd.

Als sie nun eine lange lange Zeit gereist hatten,
 kamen sie zu einer grünen Ebene mitten in einem Walde.
 „Lege jetzt Deine Rüstung ab und zieh wieder Deine Lum-
 pen an,“ sagte das Pferd: „nimm mir dann den Sattel
 ab und laß mich frei und hänge Alles hier in die große
 hohle Linde hin; darnach mußt Du Dir eine Perrücke von
 Tannenmoos machen, und geh dann hinauf zu des Kö-
 nigs Schloß, das hier in der Nähe liegt, und bitte dort
 um einen Dienst. Wenn Du mich dann nöthig hast, so
 komm bloß her und rüttle an dem Gebiß, dann werde
 ich zu Dir kommen.“

Ja, der Bursch that, wie das Pferd ihm gesagt hatte, und als er sich die Moosperrücke aufsetzte, war er so bleich und jämmerlich und elend anzusehen, daß Keiner ihn mehr erkennen konnte. Er ging nun zu dem Königsschloß, und da bat er zuerst um einen Dienst in der Küche; er wolle dem Koch Wasser und Holz zutragen, sagte er. Aber die Köchinn fragte ihn: „Warum hast Du die häßliche Perrücke auf? Nimm die ab,“ sagte sie: „ich will sonst Nichts von Dir wissen, so häßlich Du aussehst.“ — „Das kann ich nicht,“ sagte der Bursch: „denn mein Kopf ist nicht so recht rein.“ — „Denkst Du, ich will Dich dann hier beim Essen haben, wenn es so mit Dir beschaffen ist?“ sagte der Koch: „Geh hinunter zum Stallmeister! Du schickst Dich besser dazu, den Stall auszumisten.“ Als aber der Stallmeister ihm sagte, er solle die Perrücke abnehmen, bekam dieser dieselbe Antwort, und nun wollte auch der ihn nicht behalten. „Du kannst zum Gärtner gehen,“ sagte er: „Du schickst Dich besser dazu, in der Erde zu wühlen, Du.“ Beim Gärtner durfte er denn endlich bleiben; aber Keiner von den andern Bedienten wollte mit ihm zusammenschlafen; darum mußte er denn allein schlafen unter der Treppe im Lusthause, das stand auf Stollen und hatte eine sehr große Treppe; darunter bekam er einiges Moos, und da lag er nun und schlief, so gut er konnte.

Als er nun eine Zeitlang im Königsschloß gewesen war, geschah es eines Morgens, als die Sonne aufging, daß er seine Moosperrücke abnahm und da stand und

sich wusch, und da war er so schön, daß es eine Lust war, ihn anzusehen.

Die Prinzessin sah durch ihr Fenster den wackern Gärtnerburschen, und es däuchte ihr, einen so schönen Menschen habe sie noch nie gesehen. Sie fragte den Gärtner, warum er dort draußen unter der Treppe liege. „O, es will Keiner von den andern Bedienten mit ihm zusammenschlafen,“ sagte der. „Laß ihn heute Abend heraufkommen und bei der Thür drinnen in meiner Kammer liegen,“ sagte die Prinzessin: „so werden sie sich nachher wohl nicht weigern, mit ihm zusammenzuschlafen.“ Der Gärtner sagte das dem Burschen. „Reinst Du aber, ich werde das thun?“ sagte der: „man möchte nachher sagen, es wäre Etwas zwischen mir und der Prinzessin.“ — „Ja, Du hast auch wohl Ursache, Dich vor solchem Verdacht zu fürchten,“ sagte der Gärtner: „so wacker wie Du bist.“ — „Nun, wenn Ihr's denn so wollt, dann will ich es wohl thun,“ sagte der Bursch. Als er nun am Abend die Treppe hinauf sollte, schliefte er so mit seinen Schuhen, daß sie ihn bitten mußten, leise zu gehen, damit der König ihn nicht gewahr werde. Als er in die Kammer der Prinzessin gekommen war, legte er sich sogleich bei der Thür nieder und fing an zu schnarchen. Da sagte die Prinzessin zu ihrem Kammermädchen: „Schleich Dich zu ihm und nimm ihm die Moosperrücke ab.“ Aber als sie sie ihm abnehmen wollte, erwachte der Bursch, hielt mit beiden Händen die Perrücke fest und sagte, die könne sie nicht bekommen. Darauf legte er sich wieder hin und schnarchte. Die

Prinzessin gab dem Mädchen wieder einen Wink, und diesmal gelang es ihr, ihm die Perrücke abzunehmen. Da lag nun der Bursch so schön und so roth und weiß, wie die Prinzessin ihn in der Morgensonne gesehen hatte. Nachher schlief der Bursch jede Nacht in der Prinzessin ihrer Kammer.

Es dauerte aber nicht lange, so erfuhr der König, daß der Bursch jede Nacht in der Prinzessin ihrer Kammer schlief, und darüber ward er so erbittert, daß er ihn beinahe ums Leben gebracht hätte. Er warf ihn in einen finstern Thurm, und seine Tochter sperrte er auf ihr Zimmer ein, und sie durfte nicht heraus, weder Tag, noch Nacht; so viel sie auch weinte und für sich und den Burschen bitten mochte, es half Alles nichts, der König ward darüber nur noch mehr erbittert.

Einige Zeit darnach entstand Krieg und Unfriede im Lande, und der König mußte sich gegen einen andern König rüsten, der ihm sein Land wegnehmen wollte. Als der Bursch das hörte, bat er den Kerkermeister, zum König zu gehen und ihm die Erlaubniß auszuwirken, Harnisch und Schwert tragen zu dürfen und mit in den Krieg zu ziehen. Alle lachten laut auf, als der Kerkermeister seinen Auftrag anbrachte und den König um einiges altes Gerümpel zu einer Rüstung für den Burschen bat, damit sie doch die Lust haben könnten, zu sehen, wie der arme Wicht in den Krieg zöge. Na, das bekam er denn auch und dazu eine alte Kracke, die hinkte auf drei Beinen.

Sie zogen nun gegen den Feind aus; aber sie waren

noch nicht weit von dem Königshof gekommen, als der Bursch mit seiner Kracke in einem Moor stecken blieb und hupste und jupste: „Hei, willst du auf! Hei, willst du auf!“ Daran hatten die Andern recht ihre Lust und lachten und hatten den Burschen zum besten, als sie an ihm vorbeiritten. Aber kaum waren sie vorüber, so lief der Bursch zu der Linde, legte seine Rüstung an und rüttelte an dem Gebiß, und sogleich kam das Pferd an und sagte: „Ichue Du nun Dein Bestes, dann werde ich das meinige thun.“ Als der Bursch sie einholte, hatte die Schlacht schon begonnen, und der König war in einer schlimmen Klemme. Aber ehe man sich's versah, hatte der Bursch den Feind in die Flucht geschlagen. Der König und seine Leute wunderten sich und konnten nicht begreifen, Wer es nur sein mochte, der ihnen so gute Hülfe geleistet; denn Keiner war ihm so nahe gekommen, um mit ihm sprechen zu können, und als die Schlacht vorüber war, da war er verschwunden. — Wie sie nun zurückzogen, saß der Bursch noch in dem Moor und hupste und jupste auf seiner dreibeinigen Kracke. Da lachten Alle wieder. „Nein, seh nur Einer! da sitzt der Narr noch und hupst und jupst!“ sagten sie.

Als sie am andern Tage auszogen, saß der Bursch noch da. Sie lachten ihn wieder aus und machten sich über ihn lustig. Aber kaum waren sie vorüber, so lief der Bursch wieder zu der Linde, und Alles ging wieder grade so, wie den vorigen Tag. Alle wunderten sich und konnten nicht begreifen, was es für ein fremder Held sei,

der ihnen Hülfe geleistet; denn Keiner war ihm wieder so nahe gekommen, um mit ihm sprechen zu können. Daß aber Niemand auf den Burschen rieth, versteht sich von selbst.

Als sie am Abend nach Hause zogen und sahen, daß der Bursch noch immer auf der Kracke saß, lachten sie ihn wieder aus, und Einer von ihnen schoss einen Pfeil auf ihn ab und traf ihn ins Bein. Da fing der Bursch gottschämmerlich an zu schreien und zu lamentiren; aber der König warf ihm sein Taschentuch zu, und das band er sich um das Bein.

Als sie am dritten Morgen auszogen, saß der Bursch wieder im Moor. „Hei, willst du auf! Hei, willst du auf!“ rief er zu der Kracke. „Nein, wahrhaftig! er wird da sitzen müssen, bis er todt hungert!“ sagten die Andern, als sie vorüberzogen, und machten sich wieder über ihn lustig. — Der Bursch lief aber wieder zu der Linde und kam eben in der Schlacht an, als Noth an den Mann ging. An diesem Tage tödtete er den feindlichen König, und damit war der Krieg auf einmal vorbei.

Run aber erkannte der König den fremden Ritter sogleich an dem Taschentuch, den dieser sich um das Bein gebunden hatte; die vornehmsten Cavaliere nahmen ihn darauf in ihre Mitte und ritten mit ihm nach dem Königsschloß, und als die Prinzessin ihn von ihrem Fenster aus sah, ward sie so froh, daß es gar nicht zu sagen ist. „Da kommt mein Bräutigam auch“ sagte sie. Er aber nahm den Salbenkrug und strich sich von der Salbe aufs Bein und bestrich

auch alle Verwundeten damit, und da wurden sie augenblicklich alle wieder frisch und gesund. Hierauf bekam er die Prinzessin zur Gemahlinn. Aber als er am Hochzeitstage in den Stall zu dem Pferd kam, stand dieses ganz betrübt da und wollte gar nicht fressen. Der junge König — denn er war jetzt König geworden und hatte das halbe Reich bekommen — fragte, Was ihm fehle. Da sagte das Pferd: „Jetzt hab' ich Dir durchgeholfen; aber nun will ich nicht länger leben. Nimm jetzt Dein Schwert und haue mir den Kopf ab!“ — „Nein, das thust du nicht!“ sagte der junge König: „Du sollst das beste Futter haben, das Du Dir wünschen magst, und sollst von nun an beständig in Ruhe leben.“ — „Wenn Du nicht thun willst, Was ich Dir sage,“ versetzte das Pferd: „dann muß ich Dich ums Leben bringen.“ Da konnte der König nicht anders, sondern mußte thun, wie das Pferd wollte. Als er aber das Schwert aufhob, um zuzuhauen, da war er so betrübt, daß er das Gesicht wegkehren mußte, um den Hieb nicht zu sehen. Kaum aber hatte er ihm den Kopf abgeschlagen, so stand ein schöner Prinz da, wo vorher das Pferd gestanden hatte. „Wo in aller Welt kommst Du her?“ fragte der König. „Ich war das Pferd,“ antwortete der Prinz: „Ehedem war ich König in dem Lande, wo nachher der König regierte, den Du gestern in der Schlacht getödtet hast; er war es, der einen Zauberham auf mich geworfen und mich an den Trolen verkauft hatte. Weil er aber nun getödtet ist, bekomme ich mein Reich zurück, und Du und ich werden Nachbar-

könige; aber wir wollen nie mit einander Krieg führen.“ Und das thaten sie denn auch nicht; sie blieben Freunde, so lange sie lebten, und kamen oft, einander zu besuchen.

Die Tochter des Mannes und die Tochter der Frau.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die heiratheten einander, und jeder von ihnen hatte eine Tochter. Die Tochter der Frau war faul und träge und mochte nicht das Geringste thun; aber die Tochter des Mannes war fleißig und flink, und doch konnte sie der Stiefmutter nie Etwas zu Dank machen. Einmal sollten die beiden Mädchen am Brunnen sitzen und spinnen. Die Tochter der Frau aber bekam Flachs zu spinnen, und die Tochter des Mannes nichts Anders, als Schweinsborsten. „Du bist nun immer so flink und ferm, Du,“ sagte die Tochter der Frau: „aber dennoch fürchte ich mich nicht, mit Dir um die Wette zu spinnen.“ Sie wurden nun darüber einig, daß Der, dem zuerst der Faden auslief, in den Brunnen sollte. Wie sie nun anfangen zu spinnen, so lief der Tochter des Mannes zuerst der Faden aus, und die mußte nun in den Brunnen. Sie fiel unverletzt bis auf

den Grund; dort unten aber sah sie weit um sich her eine schöne grüne Wiese.

Sie ging nun fort und kam zu einem Weiserzaun, da wollte sie hinüber. „O, tritt nicht so hart auf mich!“ sagte der Zaun: „ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig sein.“ Sie machte sich nun so leicht, als sie konnte, und stieg so vorsichtig hinüber, daß sie den Zaun nicht einmal berührte.

Nun ging sie eine Strecke weiter und kam zu einer scheffigen Kuh, die einen Milcheimer an den Hörnern trug; es war eine große schöne Kuh, und ihr Euter war so voll und rund. „O, sei doch so gut und melke mich!“ sagte die Kuh: „denn mir ist das Euter so straff von der Milch; trinke so Viel Du willst und giesse den Rest auf meinen Huf; ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig sein.“ Das Mädchen that, wie die Kuh sie gebeten hatte; sowie sie nur die Zitzen anfasste, spritzte die Milch in den Eimer; sie trank darauf, bis sie ihren Durst gelöscht hatte, goß dann der Kuh den Rest auf den Huf, und den Eimer hängte sie ihr wieder an die Hörner.

Als sie ein Ende weiter gegangen war, begegnete ihr ein großer Schafbock, der war so dick und hatte so lange Wolle, daß er sie auf der Erde nachschleppen mußte, und an dem einen Horn hing eine große Schere. „O, sei doch so gut und scher' mich!“ sagte der Bock: „denn ich erliege unter der Last meiner Wolle, und mir ist so heiß, daß ich beinahe ersticken möchte; nimm so Viel Du willst und wirre mir den Rest um den Hals; ich will Dir auch

ein andermal wieder gefällig sein.“ Das Mädchen zeigte sich sogleich bereit, zu thun, wie der Bock sie gebeten hatte, und dieser legte sich von selbst auf ihren Schoß, und da lag er ganz still; und sie schor ihn so behutsam, daß sie ihn auch nicht ein einziges Mal ins Fell schnitt. Darauf nahm sie von der Wolle so Viel sie wollte, und den Rest wirrte sie dem Bock um den Hals.

Etwas weiter hin kam sie zu einem Apfelbaum, der war so voll von Äpfeln, daß die Zweige sich zur Erde niederbogen, und an dem Stamm stand eine kleine Stange. „O, sei doch so gut und pflück meine Äpfel ab!“ sagte der Baum: „damit meine Zweige sich in die Höhe richten können; es ist so beschwerlich, immer so krumm zu stehen; bleibst Du nicht mit der Hand erreichen kannst, schlage mit der Stange ab, aber schlage ja vorsichtig, damit Du mich nicht zu Schanden schlägst; isß dann so Viel Du willst und lege den Rest hübsch ordentlich unten an meinen Stamm hin; ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig sein.“ Das Mädchen pflückte nun so viel Äpfel ab, als sie mit der Hand erreichen konnte, und die übrigen schlug sie vorsichtig mit der Stange herunter; darauf aß sie sich satt und legte den Rest noch so sauber und nett unten an den Stamm hin.

Sie ging nun eine gute Strecke weiter, und endlich kam sie zu einem großen Hause, wo ein Trollweib mit ihrer Tochter wohnte. Da ging sie hinein und fragte, ob sie nicht einen Dienst bekommen könnte. „O, es kann nichts nützen,“ sagte das Trollweib: „denn wir haben

schon Viele gehabt, aber Keine von ihnen hat was getaugt.“ Das Mädchen aber hat so artig und so flehentlich, sie doch in Dienst zu nehmen, bis sie sie denn endlich nahmen; und nun gab das Trollweib ihr ein Sieb und befahl ihr, Wasser darin zu holen. Es dächte dem Mädchen zwar etwas ungereimt, Wasser in einem Sieb zu holen, aber sie sagte doch Nichts, sondern ging willig hin, und als sie zu dem Brunnen kam, sangen die Vöglein:

„Kleb' mit Lehm,
Stopf mit Stroh!
Kleb' mit Lehm,
Stopf mit Stroh!“

Ja, das that sie, und nun konnte sie das Wasser in dem Sieb tragen. Aber als sie damit nach Hause kam, sagte das Trollweib: „Das hast Du nicht aus Dir selber.“

Darauf sollte sie in den Stall gehen und ihn ausmisten und die Kühe melken. Als sie aber hineinkam, stand da eine Schaufel, die war so groß und so schwer, daß sie sie auf keine Weise handthieren, ja nicht einmal aufheben konnte. Sie wußte nun gar nicht, wie sie's anfangen sollte. Aber die Vögel sangen, sie solle nur Etwas mit dem Besenstiel hinauswerfen, dann würde all das Übrige nachfliegen. Kaum hatte sie das gethan, so war der Stall auf einmal so rein, als wäre er noch so sauber gemistet und gefegt. Jetzt wollte sie die Kühe melken; aber die waren so unruhig und schlugen und fließen, so daß sie gar nicht dazu gelangen konnte, sie zu melken. Aber da sangen die Vöglein draußen wieder:

„Kleinen Trunk,
Kleinen Strahl
Ströpp zu den Vögeln
Alzumal!“

Ja, das that sie, sie ströpfte einen kleinen Strahl hinaus zu den Vögeln. Da standen alle Kühe still und ließen sich von ihr messen, ohne zu schlagen, oder zu stoßen, sie hoben nicht einmal das Bein auf.

Als das Trollweib sie mit der Milch ankommen sah sagte sie wieder: „Das hast Du nicht aus Dir selber. Aber nun kannst Du die schwarze Wolle nehmen, die da liegt, und sie weiß waschen.“ Das Mädchen wußte wieder gar nicht, wie sie das anfangen sollte; denn sie hatte nie gesehen, daß Jemand schwarze Wolle weiß waschen konnte; aber sie sagte Nichts, sondern nahm die Wolle und ging damit zu dem Brunnen. Da sangen die Vögel, sie solle die Wolle in den großen Zuber werfen, der da stände, dann würde sie wohl weiß werden.

„Nein, nein,“ sagte das Trollweib, als das Mädchen mit der Wolle ankam: „mit Dir hilfst es nichts; denn Du kannst ja Alles ausrichten, was man Dir sagt, und ärgerst mich zuletzt noch zu Tode. Es ist am besten, Du erhältst Deinen Reisepaß.“

Nun setzte das Trollweib drei Schreine hin, einen rothen, einen grünen und einen blauen, und von diesen sollte es dem Mädchen erlaubt sein, als Lohn für ihren Dienst, sich einen zu wählen, welchen sie wollte. Das Mädchen wußte nun gar nicht, welchen sie wählen sollte; aber da sangen die Vögel:

„Nimm nicht den grünen,
Nimm nicht den rothen,
Den blauen nimm jetzt,
Auf welchen wir haben
Drei Kreuze gesetzt.“

Da nahm sie den blauen, so wie die Vöglein gesungen hatten. „Twi Dich an!“ sagte das Trollweib: „das sollst Du mir entgelten!“ Als das Mädchen nun fortgehen wollte, warf das Trollmensch eine glühende Eisenstange hinter sie drein; aber das Mädchen sprang schnell hinter die Thür, so daß sie nicht getroffen ward, denn so hatten die Vöglein es ihr gesungen. Sie ging nun fort, so schnell sie konnte; aber als sie zu dem Apfelbaum kam, hörte sie ein entsetzliches Geräusch hinter sich auf dem Wege; es war nämlich das Trollweib mit ihrer Tochter, welche ihr nachkamen. Dem Mädchen ward so angst und bange, daß sie sich gar nicht zu lassen wußte: „Komme,“ sagte der Apfelbaum: „ich will Dir helfen; verbirg Dich schnell unter meine Zweige; denn wenn sie Dich erwischen, nehmen sie Dir den Schrein weg und zerreißen Dich.“ Das that sie denn auch. Kaum aber hatte sie sich versteckt, so kam schon das Trollweib mit ihrer Tochter an: „Hast Du nicht eine Dirne hier gehen sehen?“ fragte das Trollweib. „Ja wohl,“ sagte der Apfelbaum: „es lief hier eine vor einer Weile vorüber; aber die ist nun schon weit weg, die könnt Ihr nicht mehr einholen.“ Da kehrte das Trollweib wieder um und ging nach Hause.

Das Mädchen setzte nun ihren Weg fort; aber als

ſie zu dem Boß kam, hörte ſie wieder ein ſo entſetzliches Geräuſch, daß ſie ſich gar nicht zu laſſen wußte, ſo angst ward ihr; denn ſie konnte ſich wohl denken, daß es das Trollweib war, das ſich bedacht hatte. „Komm, ich will Dir helfen,“ ſagte der Boß: „verbirg Dich ſchnell unter meine Wolle,“ dann ſieht ſie Dich nicht; ſonſt nimmt ſie Dir den Schrein weg und zerreißt Dich.“

Kaum hatte ſie ſich verborgen, ſo kam auch ſchon das Trollweib angeſtoßen. „Haſt Du nicht eine Dirne hier gehen ſehen?“ fragte ſie den Boß. „Ja wohl,“ ſagte der Boß: „ich ſah eine vor einer Weile; aber ſie lief ſo ſchnell, daß Du ſie nicht wieder einholſt.“ Da kehrte das Trollweib wieder um und ging nach Hauſe.

Als das Mädchen nun weiter bis zu der Kuh gekommen war, hörte ſie wieder ein entſetzliches Geräuſch auf dem Wege. „Komm,“ ſagte die Kuh: „ich will Dir helfen; verbirg Dich ſchnell unter mein Guter; ſonſt kommt das Trollweib und nimmt Dir den Schrein weg und zerreißt Dich.“ Es dauerte nicht lange, ſo kam das Weib an. „Haſt Du nicht eine Dirne hier gehen ſehen?“ fragte ſie. „Ja, ich ſah eine vor einer Weile, ſagte die Kuh; aber die iſt nun ſchon weit weg, denn ſie lief ſo ſchnell; die holſt Du nicht mehr ein.“ Das Trollweib kehrte nun wieder um und ging nach Hauſe.

Als das Mädchen nun ein ganzes Ende weiter gegangen und nicht mehr weit von dem Reiſerzaun war, hörte ſie wieder ein ſo entſetzliches Geräuſch auf dem Wege, daß ihr angst und bange ward; denn ſie wußte nun wohl,

daß es wieder das Trollweib war, das sich bedacht hatte. „Komm, ich will Dir helfen,“ sagte der Jaun: „kriech schnell unter meine Meiser, daß sie Dich nicht sieht; sonst nimmt sie Dir den Schrein weg und zerreißt Dich.“ Sie kroch nun schnell unter die Meiser des Jauns. „Haßt Du nicht eine Dirne hier gehen sehen?“ fragte das Trollweib, als sie zu dem Jaun kam. „Nein, ich habe keine Dirne gesehen,“ antwortete der Jaun und war so erbittert, daß er knisterte, und dann machte er sich so groß, daß gar nicht daran zu denken war, hinüber zu kommen. Es war nun kein andrer Rath für das Trollweib, sie mußte wieder umkehren und nach Hause gehen.

Als nun aber das Mädchen wieder zu Hause ankam, waren die Stiefmutter und ihre Tochter nur noch neidischer auf sie; denn jetzt war das Mädchen noch weit statlicher und so schön, daß es eine Lust war, sie anzusehen. Sie durfte aber nicht drinnen bei ihnen in der Stube bleiben, sondern sie jagten sie hinaus in den Schweinstall, da sollte sie wohnen. Hier wusch das Mädchen nun Alles sauber und rein, und darnach machte sie den Schrein auf, um zu sehen, Was sie zum Lohn bekommen hatte, und als sie den Schrein aufgemacht hatte, fand sie darin so viel Gold und Silber und so viel andre kostbare Sachen, daß sie sowohl die Wände, als den Boden damit behängen konnte; und es sah nun weit herrlicher in dem Schweinstall aus, als in dem prächtigsten Königsschloß. Als die Stiefmutter und ihre Tochter das sahen, waren sie ganz außer sich und fragten das Mädchen, wie denn ihr Dienst ausgefallen sei. „O, das könnt Ihr Euch

wohl vorstellen," sagte sie: „da ich einen so guten Lohn bekommen habe; es waren solche Leute und eine solche Frau, daß man Ihresgleichen nicht mehr findet.“

Da wollte nun die Tochter der Stiefmutter auch fort und dienen, damit sie auch einen solchen Goldschrein besäme. Beide Mädchen setzten sich nun wieder hin, um zu spinnen; aber da sollte die Tochter der Frau Schweinsborsten spinnen, und die Tochter des Mannes Flachs, und Wem zuerst der Faden auslief, der sollte in den Brunnen. Es dauerte nicht lange, so lief der Frau ihrer Tochter der Faden aus, wie man sich wohl denken kann, und da warfen sie sie in den Brunnen.

Nun geschah es eben so, wie vorhin mit der Tochter des Mannes: sie fiel hinab bis auf den Grund, ohne Schaden zu nehmen, und befand sich nun auf einer schönen grünen Wiese. Als sie eine Strecke weit gegangen war, kam sie zu dem Reiserzaun. „Tritt nicht so hart auf mich! ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig sein," sagte der Zaun. „Ei, was scher' ich mich um einen alten Reiserhaufen!" sagte sie und trat auf den Zaun, daß es nur so knackte.

Etwas später kam sie zu der Kuh, deren Euter so straff von der Milch war. „O, sei doch so gut und melke mich!" sagte die Kuh: „ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig sein; trinke so Viel Du willst, und gieße dann den Rest auf meinen Huf." Ja, das that sie, sie melkte die Kuh und trank so Viel sie vermochte; dann aber war Nichts mehr übrig, das sie auf den Huf gießen

konnte; das Eimer schleuderte sie über den Hügel und ging fort.

Als sie nun die Strecke weiter gegangen war, kam sie zu dem Bock, welcher die Wolle nach sich schleppte. „O, sei doch so gut und scher' mich! ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig sein,“ sagte der Bock: „nimm so Viel von der Wolle, als Du willst, und wirre mir dann den Rest um den Hals.“ Das that sie; aber sie benahm sich dabei so ungeschickt, daß sie dem Bock große Stücke aus dem Fell schnitt, und all die Wolle nahm sie mit.

Ein wenig darnach kam sie zu dem Apfelbaum, der wieder ganz krumm unter der Last seiner Frucht stand. „O, sei doch so gut und pflücke meine Äpfel ab,“ sagte der Apfelbaum: „damit meine Zweige sich wieder aufrichten können! denn es ist so beschwerlich, hier so krumm zu stehen; aber nimm Dich in Acht, daß Du mir keinen Schaden thust; isß so Viel Du willst, und lege dann den Rest hübsch ordentlich unten an meinen Stamm hin.“ Sie pflückte nun die nächsten Äpfel ab, und die sie nicht mit der Hand erreichen konnte, schlug sie mit der Stange herunter; aber sie kümmerte sich weiter um Nichts, riß und schlug große Zweige mit ab und aß so lange, bis sie zuletzt nicht mehr konnte, und dann warf sie den Rest hülterpulter unter den Baum hin.

Als sie nun noch ein kleines Ende weiter gegangen war, kam sie zu dem Hause, wo das Trollweib wohnte; da bat sie um einen Dienst. Das Trollweib sagte, sie wolle kein Dienstmädchen haben; denn entweder taugten sie nichts,

oder sie wären auch allzu flink und betrögen sie um ihr Eigenthum. Aber das Mädchen ließ sich damit nicht abweisen, sondern sagte, sie wolle und müsse bei ihr dienen. Da sagte denn das Trollweib zulezt, ja, sie wolle sie in Dienst nehmen, wenn sie zu Etwas tauge.

Das Erste, was sie zu thun bekam, war, Wasser im Sieb zu holen. Ja, sie ging auch zu dem Brunnen und schöpfte Wasser ins Sieb; aber sowie sie es oben hinschöpfte, lief es unten immer wieder heraus. Da sangen die Vöglein:

„Kleb' mit Lehm,
Stoß mit Stroh!
Kleb' mit Lehm,
Stoß mit Stroh!“

Aber sie bekümmerte sich nicht um Das, was die Vögel sangen, sondern warf mit dem Lehm nach ihnen, so daß sie davon flogen; und sie mußte mit dem leeren Sieb wieder nach Hause gehen und bekam Onickpümpe von dem Trollweib obendrein. Darauf sollte sie den Stall ausmisten und die Kühe melken. Dazu dächte sie sich nun zwar viel zu gut, aber sie ging doch hin. Als sie in den Stall kam, konnte sie jedoch auf keine Weise die Schaufel handthieren, denn die war viel zu schwer und zu groß für sie. Die Vögel sagten ihr nun eben Das, was sie der Tochter des Mannes gesagt hatten, sie solle ein Wenig mit dem Besenstiel hinauswerfen, dann würde all das Übrige nachfliegen; aber sie nahm den Besen und warf damit nach den Vögeln. Als sie darauf die Kühe

mellen wollte, waren diese so unruhig und schlugen und fließen, und so oft sie ein Wenig in den Eimer bekommen hatte, schlugen sie ihn immer wieder um. Da sangen die Vögel:

„Kleinen Trunk,
Kleinen Strahl
Stripp zu den Vögeln
Allzumal!“

Aber sie bumpfte und schlug die Kühe, warf nach den Vögeln mit Allem, was ihr in die Hände kam, und hielt eine Wirthschaft, daß es ganz entsetzlich war. Damit hatte sie aber, als sie zurückkam, weder den Stall ausgemistet, noch die Kühe gemelkt, und bekam nun tüchtige Hiebe und Schelte von dem Trollweib. Darnach sollte sie die schwarze Wolle weiß waschen; aber damit ging es um Nichts besser. Das war endlich dem Trollweib allzu arg. Nein, ein solches Dienstmädchen konnte sie nicht gebrauchen, denn sie taugte ja zu Nichts. Sie setzte aber drei Schreine hin, einen rothen, einen grünen und einen blauen; denn ihren Lohn sollte sie gleichwohl haben und sich einen von den drei Schreinen auswählen, den sie selbst wollte. Da sangen die Vögel:

„Nimm nicht den grünen,
Nimm nicht den rothen,
Den blauen nimm jetzt,
Auf welchen wir haben
Drei Kreuze gesetzt.“

Aber sie bekümmerte sich nicht um Das, was die Vö-

gel sangen, sondern nahm den rothen, der am meisten
 schimmerte. Darnach begab sie sich auf den Weg und
 ging nach Hause. Sie durfte aber in guter Ruhe gehen;
 denn es war Niemand, der sie verfolgte. Als sie zu
 Hause ankam, war die Mutter sehr erfreut, und sie gin-
 gen beide sogleich in die große Stube und setzten da den
 Schrein hin; denn sie glaubten, es wäre nichts Anders,
 als lauter Gold und Silber drin, und meinten, sie woll-
 ten Wände und Boden damit vergolden; als sie ihn aber
 aufmachten, wimmelte lauter Gewürm und Ungeziefer hervor,
 und so oft das Mädchen den Mund aufthat, fielen Wür-
 mer und Kröten und all das Ungeziefer heraus, das man
 sich nur denken kann, so daß es zuletzt nicht mehr mög-
 lich war, mit ihr in einem Hause auszubauern. Das
 war der Lohn, den sie für ihren Dienst bei dem Troll-
 weib bekommen hatte.

Hähnchen und Hühnchen im Nusswald.

Hähnchen und Hühnchen gingen einmal in den Nusswald, um sich Nüsse zu pflücken; da bekam Hühnchen eine Nusschale in den Hals und lag nun da und zappelte und schlug mit den Flügeln. Nun sollte Hähnchen hinlaufen und dem Hühnchen Wasser aus der Quelle holen. Hähnchen lief auch hin, und als er zur Quelle kam, sagte er: „Quelle, gib mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nusswald.“ Die Quelle aber antwortete: „Ich geb' Dir kein Wasser, eh' Du mir nicht Laub giebst.“ Da lief Hähnchen zur Linde: „Linde, gib mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nusswald.“ — „Ich geb' Dir kein Laub, eh' Du mir nicht rothes Goldband giebst,“ antwortete die Linde. Da lief Hähnchen zur Jungfrau Maria: „Jungfrau Maria, gib mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Wasser, das Wasser geb'

ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im
 Rußwald.“ — „Ich geb' Dir kein rothes Goldband, eh'
 Du mir nicht Schuhe giebst,“ antwortete die Jungfrau
 Maria. Da lief Hühnchen zum Schuster: „Schuster, gib
 mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die
 Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe
 Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub,
 das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Wasser,
 das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt
 auf den Tod im Rußwald.“ — „Ich geb' Dir keine
 Schuh', eh' Du mir nicht Borsten giebst,“ antwortete der
 Schuster. Da lief Hühnchen zum Eber: „Eber, gib mir
 Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster
 giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria,
 die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe
 Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub,
 das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Wasser,
 das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt
 auf den Tod im Rußwald.“ — „Ich geb' Dir keine
 Borsten, eh' Du mir nicht Korn giebst,“ antwortete der
 Eber. Da lief Hühnchen zum Drescher: „Drescher, gib'
 mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt
 mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der
 Schuster giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jung-
 frau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Gold-
 band, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde
 giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle
 giebt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem

Schatz, das liegt auf den Tod im Rußwald.“ — „Ich geb' Dir kein Korn, eh' Du mir nicht Brod giebst,“ antwortete der Drescher. Da lief Hähnchen zur Backfrau: „Backfrau, gieb mir Brod, das Brod geb' ich dem Drescher, der Drescher giebt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Vorsten, die Vorsten geb' ich dem Schuster, der Schuster giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Rußwald.“ — Ich geb' Dir kein Brod, eh' Du mir nicht Holz giebst,“ antwortete die Backfrau. Da lief Hähnchen zum Holzhauer: „Holzhauer, gieb mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau giebt mir Brod, das Brod geb' ich dem Drescher, der Drescher giebt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Vorsten, die Vorsten geb' ich dem Schuster, der Schuster giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Rußwald.“ — „Ich geb' Dir kein Holz, eh' Du mir nicht eine Art giebst,“ antwortete der Holzhauer. Da lief Hähnchen zum Schmied: „Schmied, gieb mir 'ne Art, die Art geb' ich dem Holz-

hauer, der Holzhauer giebt mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau giebt mir Brod, das Brod geb' ich dem Drescher, der Drescher giebt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' Dir keine Art, eh' Du mir nicht Kohlen giebst,“ antwortete der Schmied. Da lief Hühnchen zum Köhler: „Köhler, gib mir Kohlen, die Kohlen geb' ich dem Schmied, der Schmied giebt mir 'ne Art, die Art geb' ich dem Holzhauer, der Holzhauer giebt mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau giebt mir Brod, das Brod geb' ich dem Drescher, der Drescher giebt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster giebt mir Schuh' die Schuh' geb ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ Da jammerte den Köhler das Hühnchen, und er gab ihm Kohlen. Nun bekam der Schmied Kohlen, und der Holzhauer eine Art, und die

Backfrau Holz, und der Drescher Brod, und der Eber Korn, und der Schuster Vorsten, und die Jungfrau Maria Schuh', und die Linde rothes Goldband, und die Quelle Raub, und Hähnchen Wasser, und das gab er Hähnchen, seinem Schatz, das auf den Tod im Nußwald lag; da ward Hähnchen wieder gesund.

Der Bär und der Fuchs.

a) Warum der Bär einen Stumpffschwanz hat.

Dem Bären begegnete einmal der Fuchs, der mit einem Bündel Fische angeschlichen kam, die er gestohlen hatte. „Wo hast Du die her?“ fragte der Bär. „Die hab' ich mir geangelt, Herr Bär,“ versetzte der Fuchs. Da bekam der Bär auch Lust, das Angeln zu lernen, und bat den Fuchs, ihm doch zu sagen, wie er es machen müßte. „Das ist eine leichte Kunst und sehr bald gelernt,“ erwiderte der Fuchs: „Du mußt nur aufs Eis gehen, Dir ein Loch hauen und den Schwanz hineinstecken, und dann mußt Du ihn recht lange drein halten und Dich nicht darum bekümmern, wenn's ein bißchen weh thut; denn das ist ein Zeichen, daß Fische dran beißen; und je länger Du's aushalten kannst, desto mehr Fische bekommst Du; aber wenn's zuletzt recht tüchtig kneist, dann mußt Du aufziehen.“ Ja, der Bär that, wie der Fuchs ihm

gesagt hatte, und hielt den Schwanz so lange ins Loch, bis er darin festgefroren war. Da zog er auf — den Schwanz ab, und nun geht er noch da den heutigen Tag mit einem Stumpfschwanz.

b) Wie der Fuchs den Bären und Weihnachts- essen prellt.

Der Bär und der Fuchs hatten sich einmal zusammen ein Viertel Butter gekauft, das wollten sie zum Weihnachten haben und verwahrten es daher unter einem dicken Tannenbusch. Darauf gingen sie fort und legten sich auf einem Hügel in der Sonne schlafen. Als sie eine Weile gelegen hatten, sprang der Fuchs auf und rief: „Ja!“ und damit lief er gradestweges zu dem Butterviertel, wovon er gut den dritten Theil auffraß. Als er aber zurückkam, und der Bär ihn fragte, wo er gewesen sei, daß er so fett und Maul wäre, sagte er: „Meinst Du denn nicht, ich sei zu Gebatter gebeten, Du?“ — „Rasol!“ sagte der Bär: „wie hieß denn das Kind?“ — „Angefangen,“ sagte der Fuchs.

Damit legten sie sich wieder schlafen. Nach einer Weile sprang der Fuchs abermals auf und rief: „Ja!“ und lief wieder zu dem Butterviertel. Als er zurückkam, und der Bär ihn fragte, wo er gewesen sei, antwortete er: „Ach, wurde ich denn nicht wieder zu Gebatter gebeten, Du!“ — „Wie hieß jetzt das Kind?“ fragte der Bär. „Halbverzehrt,“ antwortete der Fuchs.

Der Bär meinte, daß wär' ein hübscher Name; aber es dauerte nicht lange, so fing er wieder an zu gähnen und schlief ein. Als er nun ein Weilchen gelegen hatte, ging es wieder eben so, wie die beiden vorigen Male: Der Fuchs sprang wieder auf und rief: „Ja!“ lief zu dem Buttermiertel und fraß nun auch den letzten Rest auf. Wie er zurückkam, war er wieder zu Kindtauf gewesen, und als der Bär wissen wollte, wie das Kind hieß, antwortete er: „Den-Boden-geleckt.“ Damit legten sie sich wieder zur Ruhe und schliefen beide eine gute Weile. Darnach wollten sie hingehen und sich nach ihrer Butter umsehen. Als es sich nun aber fand, daß sie rein aufgezehrt war, beschuldigte der Bär dafür den Fuchs, und der Fuchs beschuldigte wieder den Bären, und der Eine behauptete immer, der Andre sei bei der Butter gewesen, während er da gelegen habe und geschlafen. „Nun,“ sagte Meineke: „wir wollen's bald erfahren, Wer von uns die Butter gestohlen hat: wir wollen uns jetzt wieder auf dem Hügel schlafen legen, und Wer dann am fettsten unten beim Schwanz ist, wenn wir aufwachen, der hat sie gestohlen.“ Ja, der Bär wollte gleich auf die Probe eingehen, und weil er bei sich selbst wußte, daß er die Butter nicht einmal gekostet hatte, legte er sich ganz ruhig auf dem Hügel schlafen. Da schlich Meineke sich aber fort nach dem Viertel und erwischte noch ein Klümpchen Butter, das in einer Nische sitzen geblieben war; damit schlich er sich zurück zu dem Bären, bestrich ihn mit der

Butter unten beim Schwanz und legte sich dann wieder schlafen, als wüßte er von Nichts. Als nun beide aufwachten, hatte die Sonne die Butter geschmolzt, und da war's denn gleichwohl der Bär, der die Butter gefressen hatte.

Gudbrand vom Berge.

Es war einmal ein Mann, der hieß Gudbrand; der hatte ein Gehöft, das lag weit weg am Abhang eines Berges, und darum nannten die Leute ihn Gudbrand vom Berge. Er lebte aber mit seiner Frau so zufrieden und verträglich zusammen, daß Alles, was der Mann that, der Frau so wohl gethan dünkte, daß es nimmermehr besser gemacht werden könne; wie er's auch anfangen mochte, sie mußte sich immer darüber freuen. Sie besaßen ihr Stück Ackerland, hatten hundert Thaler in der Kiste liegen, und im Stall hatten sie zwei Kühe im Joch stehen. Da sagte die Frau eines Tages zu Gudbrand: „Mir dünkt, wir sollten die eine Kuh zur Stadt bringen und sie verkaufen, damit wir doch ein paar Nutzgebschillinge bekämen; wir sind so brave Leute und sollten doch ein paar Schillinge unter den Händen haben, so wie andre Leute es haben; die hundert Thaler in der Kiste dürfen wir nicht angreifen, und ich weiß nicht, Was wir mit mehr, als mit einer Kuh, wollen; und dann ist auch noch immer ein kleiner Gewinn dabei, daß ich alsdann nur auf die eine Kuh zu passen brauch, statt

daß ich jetzt mich mit zweien placken muß.“ Ja, das dächte dem Gudbrand ganz recht und vernünftig gesprochen, und er nahm sogleich die Kuh und ging damit zur Stadt, um sie zu verkaufen. In der Stadt aber fand sich Niemand, der ihm die Kuh abkaufen wollte. „Ei nun!“ dachte Gudbrand: „so geh’ ich mit meiner Kuh wieder nach Hause; ich weiß, ich habe sowohl Stall, als Joch, für sie, und es ist eben so weit hin, als her,“ und damit sticfelte er getrost wieder mit seiner Kuh heimwärts.

Als er ein Endchen gegangen war, begegnete ihm Einer, der hatte ein Pferd, das er verkaufen wollte. Nun dächte unserm Gudbrand, es sei besser, ein Pferd zu haben, als eine Kuh, und darum tauschte er mit dem Manne. Als er noch etwas weiter gegangen war, begegnete ihm Einer, der trieb ein fettes Schwein vor sich her, und da meinte Gudbrand wieder, es sei doch besser, ein fettes Schwein zu haben, als ein Pferd, und tauschte mit dem Manne. Darauf ging er weiter, und nach einer Weile begegnete ihm ein Mann mit einer Ziege. „Es ist freilich immer besser, eine Ziege zu haben, als ein Schwein,“ dachte Gudbrand und tauschte mit dem Mann, der die Ziege hatte. Nun ging er eine weite Strecke fort, bis ihm endlich ein Mann begegnete, der ein Schaf hatte, und mit dem tauschte er ebenfalls, denn er dachte: „Besser ist’s immer, ein Schaf zu haben, als eine Ziege.“ Als er nun noch weiter gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einer Gans, und nun vertauschte Gudbrand das Schaf gegen die Gans. Als er darauf ein weites, weites Ende gegangen war, begegnete

ihm ein Mann mit einem Hahn; mit dem tauschte er nochmals, denn er dachte: „Im Grunde ist's doch besser, einen Hahn zu haben, als eine Gans.“ Er schritt nun so lange fort, bis es schon spät am Tage war, und da nun der Hunger sich bei ihm einstellte, verkaufte er den Hahn für drei Groschen und kaufte sich dafür Etwas zu essen, „denn es ist doch besser, das Leben heimzubringen, als einen Hahn,“ dachte Gudbrand vom Berge. Darauf setzte er seinen Weg nach Hause fort, bis er zu dem Gehöft seines nächsten Nachbarn kam; da kehrte er ein. „Nun, wie ist es Dir in der Stadt gegangen?“ fragten die Leute ihn. „O, das ist nun so so gegangen,“ sagte Gudbrand: „ich kann mein Glück eben nicht loben und auch nicht verachten,“ und damit erzählte er ihnen, wie sich Alles zugetragen hatte, vom Anfang an bis zu Ende. „Na, da wirst Du aber auch schön empfangen werden von Deiner Frau, wenn Du nach Hause kommst,“ sagte der Mann von dem Gehöft: „Gott fleh' Dir bei! ich möchte nicht in Deiner Haut stecken.“ — „Mir dünkt, es könnte weit schlimmer gegangen sein,“ sagte Gudbrand vom Berge: „sei es aber nun übel, oder wohl gegangen, so habe ich doch eine so gute Frau, die mir nie Vorwürfe macht, wie ich's auch immer anfangen.“ — „Ja, das mag wahr sein,“ sagte der Mann: „aber ich glaub's darum doch nicht.“ — „Wollen wir wetten?“ versetzte Gudbrand vom Berge: „Ich habe hundert Thaler in der Kiste liegen, hältst Du eben so Viel dagegen?“ — „Topp!“ rief der Nachbar; und als es anfang zu dämmern, begaben beide sich zu Gudbrand's Ge-

höft. Hier blieb der Nachbar draußen vor der Thür stehen, um zu hórchen, während Gudbrand hineinging zu seiner Frau und mit ihr sprach. „Guten Abend!“ sagte Gudbrand vom Berge, als er eintrat. „Guten Abend!“ sagte die Frau: „Na, Gott sei Lob! bist Du wieder da?“ — Ja, das war er denn. Nun fragte die Frau, wie's ihm denn gegangen wár' in der Stadt. „Ach, so so!“ antwortete Gudbrand: „ich kann mein Glück eben nicht sonderlich rühmen. Als ich zur Stadt kam, war da Niemand, der mir die Kuh ablaufen wollte; darum vertauschte sie gegen ein Pferd.“ — „Ei! das muß ich Dir ja anerkennen wissen,“ sagte sie: „wir sind so brave Leute, daß wir auch wohl zur Kirche fahren können, eben so gut, wie Andre, und wenn wir Rath haben, uns ein Pferd anzuschaffen, warum sollten wir es nicht? — Geht hin, Jungens, und zieht das Pferd ein!“ — „Je,“ sagte Gudbrand: „ich hab' das Pferd doch nicht; denn als ich ein Stück Weges gegangen war, vertauschte ich es gegen ein Schwein.“ — „Rein!“ rief die Frau: „das ist doch recht, als wenn ich's selbst gethan hätte! danke schön, lieber Mann! nun hab' ich doch Speck im Hause, um den Leuten Etwas anzubieten, die zu uns kommen. Was sollten wir auch wohl mit dem Pferd? Die Leute würden nur sagen, wir wären so vornehm geworden, daß wir nicht mehr zur Kirche gehen könnten, wie wir sonst gethan — Geht hin, Jungens, und bringt's Schwein herein!“ — „Aber ich habe das Schwein doch auch nicht,“ sagte Gudbrand: „denn als ich ein Ende weiter gegangen

war, vertauschte ich es gegen eine Milchziege.“ — „Jerum! wie Du Alles vortrefflich machst!“ rief die Frau: „Was sollte ich auch mit dem Schwein, wenn ich's recht bedenke? Die Leute würden nur sagen: „Die da freffen Alles auf, was sie haben. Nein, hab' ich eine Ziege, so bekomme ich Milch und Käse, und die Ziege bleibt mir dennoch — Jungens, laßt die Ziege ein!“ — „Nein, ich hab' die Ziege doch auch nicht,“ sagte Gubbrand: „denn als ich etwas weiter auf dem Weg gekommen war, vertauschte ich die Ziege und bekam dafür ein herrliches Schaf.“ — „Nein!“ rief die Frau: „Du hast Alles gemacht, wie ich's mir nur wünschen kann, grade, als wär' ich selbst dabei gewesen. Was sollten wir auch mit der Ziege? Ich müßte dann immer dahinterher laufen und bergan und bergab klettern. Hab' ich aber ein Schaf, so hab' ich Wolle und Kleider im Hause und Essen obendrein — Geht hin, Jungens, und bringt das Schaf 'rein!“ — „Aber ich hab' das Schaf auch nicht mehr,“ sagte Gubbrand: „denn als ich etwas weiter gegangen war, vertauschte ich es gegen eine Gans.“ — „Ei, tausendmal schönen Dank!“ sagte die Frau: „Was sollte ich auch wohl mit dem Schaf? Ich habe ja weder Nocken, noch Spindel, und frage auch nicht darnach, mich zu placken und zu quälen und Kleider zu weben; wir können ja unsre Kleider kaufen, wie wir sonst gethan haben. Nun bekomme ich doch mal Gänsefleisch zu schmecken, wonach ich schon so lange gejannt habe, und kann mir Dunen in meinen Pfäff stopfen — Geht hin, Jungens, und holt die Gans

'rein!" — „Je, ich hab' die Gans aber auch nicht," sagte Gudsbrand: „denn als ich noch ein Stück Weges gegangen war, vertauschte ich sie gegen einen Hahn." — „Gott weiß, wie Du auf Das verfallen bist!" rief die Frau: „es ist grade Alles, als ob ich's selbst gemacht hätte. Ein Hahn, das ist eben Dasselbe, als ob Du eine Weck-Uhr gekauft hättest; denn jeden Morgen kräh't der Hahn um Vier, und dann können wir zu rechter Zeit auf die Beine kommen. Was sollten wir wohl mit der Gans? Ich versteh' mich nicht darauf, Gänsefleisch zu pökeln, und meinen Psüll kann ich mir ja mit Seegrass stopfen — Geht hin, Jungsens, und holt den Hahn 'rein!" — „Aber ich habe doch den Hahn auch nicht," sagte Gudsbrand: „denn als ich noch etwas weiter gegangen war, bekam ich einen entsetzlichen Hunger und mußte den Hahn für drei Groschen verkaufen, daß ich nur das Leben heimbrachte." — „Na, das war recht, daß Du das thatst!" rief die Frau: „Wie Du's auch anfängst, so machst Du Alles, wie ich's nur wünschen kann. Was sollten wir auch mit dem Hahn? Wir sind ja unsre eignen Herren, und können des Morgens liegen bleiben, so lange wir wollen. Na, Gott sei Lob! wenn ich nur Dich wieder habe, der Du Alles so gut machst, brauch ich weder Hahn, noch Gans, noch Schwein, noch Kuh." Nun machte Gudsbrand die Thür auf. „Hab' ich jetzt die hundert Thaler gewonnen?" rief er; und da mußte denn der Nachbar gestehen, daß er es hätte.

Kari Trästa.

Es war einmal ein König, der war Wittwer geworden. Mit seiner Gemahlinn hatte er eine Tochter, die war so gut von Herzen und so schön, daß Niemand gutmüthiger und schöner sein konnte. Der König trauerte lange um seine Gemahlinn, weil er so viel von ihr gehalten hatte; zuletzt ward er aber des lebigen Standes überdrüssig und verheirathete sich mit einer Königin-Wittwe, die hatte auch eine Tochter, aber die war eben so häßlich und böse, als die andre gut und schön war. Die Stiefmutter und ihre Tochter waren nun neidisch auf die Königstochter wegen ihrer Schönheit; aber so lange der König zu Hause blieb, wagten sie nicht, ihr Etwas zu Leide zu thun, weil er so viel von ihr hielt.

Als aber eine Zeit vergangen war, bekam der König Krieg mit einem andern König und zog in die Schlacht. Nun, meinte die Königin, könnte sie thun, Was sie wollte, schlug die Königstochter, ließ sie hungern

und flich sie in alle Ecken herum. Zuletzt war Alles zu gut für die Königstochter, und sie mußte endlich die Kühe hüten. So trieb sie nun mit den Kühen hinaus und weidete sie in dem Wald und auf dem Berg. Essen bekam sie nur wenig, oder gar nicht; sie ward bleich und hager und war fast immer betrübt und weinte. Unter der Heerde, die sie weidete, war auch ein großer blauer Stier, der sich immer so sauber und blank hielt, der kam oft zu der Königstochter und ließ sich von ihr den Kopf krauen. Einmal, als sie da saß und so betrübt war und weinte, kam er auch zu ihr und fragte sie, warum sie immer so traurig wäre. Sie antwortete ihm aber nicht, sondern fuhr fort zu weinen. „Ja, ich weiß wohl, Was Dir fehlt,“ sagte der Stier: „wenn Du es mir auch nicht sagen willst; Du weinst, weil die Königin immer so schlimm gegen Dich ist und Dich beinahe todthungern läßt. Aber für Essen und Trinken sollst Du nicht sorgen: In meinem linken Ohr liegt ein Tuch, wenn Du das herausnimmst, und es ausbreitest, bekommst Du sowohl zu essen, als zu trinken, Was Du nur verlangst.“ Das that sie, sie nahm das Tuch heraus und breitete es auf den Rasen hin, und da deckte es sich mit den schönsten Gerichten, die man sich nur wünschen kann, und Wein und Meth und Honigkuchen war auch da. Sie kam nun bald wieder zu Kräften und ward so roth und roth und weiß, daß die Königin und ihre holzdürre Tochter grün und gelb vor lauter Ärger wurden. Die Königin konnte gar nicht begreifen, wie ihre Stieftochter bei so schlechter Kost ein so gutes Aus-

sehen bekommen konnte; darum sagte sie zu einer von ihren Dirnen, sie sollte ihr im Walde nachgehen und zusehen, wie das zusammenhinge; denn sie glaubte, daß irgend einer von den Dienstreuten ihr Etwas zu essen gäbe. Die Dirne ging ihr nun im Walde nach und beobachtete sie, und da sah sie denn, daß die Stieftochter das Tuch aus dem Ohr des blauen Stiers nahm und es auf dem Rasen ausbreitete, worauf es sich mit den schönsten Gerichten deckte, wovon dann die Tochter aß und sich gütlich that. Das erzählte die Dirne zu Hause der Königin. — Jetzt kehrte der König heim und hatte den Sieg über den andern König davon getragen, gegen den er zu Felde gezogen war. Da war nun große Freude im ganzen Schloß, doch Niemand freute sich mehr, als des Königs Tochter. Die Königin aber stellte sich krank an und gab dem Doctor viel Geld, damit er sagen solle, sie könne nicht wieder gesund werden, wenn sie nicht das Fleisch von dem blauen Stier zu essen bekäme. Sowohl die Königstochter, als die Leute im Schloß fragten den Doctor, ob nicht etwas Andres helfen könne, und baten für den Stier, denn sie hielten alle so viel von ihm und sagten, einen solchen Stier gäb's nicht mehr im ganzen Königreich; aber nein, er sollte und mußte geschlachtet werden, es war kein andrer Rath. Als die Königstochter das hörte, ward sie sehr betrübt und ging hinunter in den Stall zu dem Stier. Der stand auch da und ließ den Kopf hängen und sah so betrübt aus, daß sie anfang, darüber zu weinen. „Warum weinst Du?“ fragte der Stier. Da erzählte sie ihm, der König wäre

zu Hause gekommen, und die Königin hätte sich krank angestellt und den Doctor dahin vermocht, zu sagen, sie könne nicht wieder gesund werden, wenn sie nicht das Fleisch von dem blauen Stier zu essen bekäme, und nun sollte er geschlachtet werden. Der Stier aber sagte: „Wenn sie erst mich getödtet haben, dann werden sie Dich auch bald tödten; wenn Du aber so willst, wie ich, so machen wir uns beide noch diese Nacht davon.“ Die Königstochter meinte zwar, es wäre schlimm, ihren Vater zu verlassen, aber schlimmer doch wär' es noch, im Hause bei der Königin zu bleiben, und versprach darum dem Stier, mit ihm zu reisen.

Als es Abend geworden war, und alle die Andern sich zur Ruhe begeben hatten, schlich die Königstochter sich hinunter in den Stall; da nahm der Stier sie auf den Rücken und machte sich mit ihr davon, so schnell er nur konnte. Als darnach am Morgen die Leute aufstanden und den Stier schlachten wollten, war dieser fort; und als der König aufgestanden war und nach seiner Tochter fragte, da war die auch fort. Der König schickte Boten aus nach allen Enden der Welt, sie aufzusuchen, und ließ ihr nachläuten mit allen Glocken; aber es konnte Niemand eine Spur von ihr entdecken. — Inzwischen trabte der Stier mit der Königstochter fort durch viele fremde Länder, und endlich kamen sie zu einem großen kupfernen Wald, wo sowohl die Bäume, als die Zweige und Blätter und Blüthen von lauter Kupfer waren.

Ghe sie aber weiter reißten, sagte der Stier zu der

Königstochter: „Wenn wir nun in den Wald kommen, mußt Du Dich wohl in Acht nehmen, daß Du auch nicht ein Blättchen anrührst, sonst ist's aus mit Dir und mit mir; denn es wohnt hier ein Troll mit drei Köpfen, welchem dieser Wald gehört.“ Nein, den Kufuf! sie wollte sich wohl in Acht nehmen und ja Nichts anrühren. Darauf gingen sie sehr vorsichtig in den Wald; die Prinzessin schmiegte und bogte sich und hielt die Zweige mit den Händen zurück; aber der Wald war so dicht, daß es fast nicht möglich war, hindurch zu kommen, und wie sehr sie sich auch in Acht nahm, versah sie's doch, daß sie ein Blatt abriß und es in der Hand behielt.

„O weh! Was machst Du da?“ sagte der Stier: „Jetzt muß ich mich schlagen auf Leben und Tod; aber verwahre nur gut das Blatt.“ Sie hatten bald darauf das Ende des Waldes erreicht. Da kam ein großer Troll dahergeschnoben, der hatte drei Köpfe. „Wer hat meinen Wald angerührt?“ rief er. „Das ist eben so gut mein Wald, als Deiner, sagte der Stier. „Das wollen wir erst ausmachen!“ schrie der Troll. „Laß uns das!“ sagte der Stier. Beide rannten nun an einander, und der Stier stieß und schlug aus allen Kräften; aber der Troll schlug nicht schlechter, und es dauerte einen ganzen Tag, eh' der Stier ihn bezwingen konnte. Da war er aber auch so mit Wunden bedeckt und so erschöpft, daß er nicht mehr von der Stelle zu gehen vermochte. Sie mußten sich nun den ganzen Tag ausruhen; darauf sagte der Stier zu der Königstochter, sie solle das Sal-

kenhorn nehmen, das an dem Gürtel des Trollen hing, und ihn mit der Salbe überall bestreichen. Als sie das gethan hatte, ward der Stier sogleich wieder frisch und gesund, und am folgenden Tage setzten sie ihre Reise fort. Sie reis'ten nun manchen lieben Tag, und endlich kamen sie zu einem silbernen Wald; hier waren sowohl die Bäume, als die Zweige und die Blätter und Mäthen von lauter Silber.

Ghe sie aber ihre Reise weiter fortsetzten, sagte der Stier zu der Königstochter: „Wenn wir nun in den Wald kommen, mußt Du Dich ja sehr in Acht nehmen; Du darfst durchaus Nichts anrühren, und auch nicht so Viel, als nur ein Blättchen, abreißen; sonst ist es aus mit Dir und mit mir; denn hier wohnt ein Troll mit sechs Köpfen, welchem dieser Wald gehört, und mit dem, glaub' ich, werd' ich's nicht aufnehmen können.“

Nein, sagte die Königstochter, sie wollte sich sehr in Acht nehmen und auch nicht das Geringste anrühren. Als sie aber in den Wald kamen, war er wieder so dicht und so eng, daß sie beinahe nicht vorwärts kommen konnten. Die Königstochter war so vorsichtig, wie nur möglich, und bog die Zweige, die ihr im Wege saßen, mit den Händen zur Seite; aber jeden Augenblick schlugen ihr die Zweige in die Augen, und wie sie's auch anfangen mochte, so riß sie doch wieder ein Blatt ab.

„O weh! Was hast Du gemacht!“ rief der Stier: „Nun muß ich mich wieder schlagen auf Leben und Tod; denn der Troll, welcher hier wohnt, hat sechs Köpfe und

ist noch einmal so groß, als der vorige; verwahre aber nur vorstichtig das Blatt."

Es dauerte nicht lange, so kam der Troll an. „Wer hat meinen Wald angerührt?“ rief er. „Das ist eben so gut mein Wald, als Deiner,“ sagte der Stier. „Das wollen wir erst ausmachen!“ schrie der Troll. „Laß uns das!“ sagte der Stier, fuhr auf den Trollen zu, bohrte ihm die Augen aus und rannte ihm die Hörner mitten durch den Leib, so daß die Gedärme dabei hingen; aber der Troll wehrte sich dessen ungeachtet tapfer, und es dauerte drei ganze Tage, eh' der Stier ihm den Garauß machte. Da war er aber auch so elend und hin-fällig, daß er sich kaum noch rühren konnte, und über und über war er mit Wunden bedeckt, aus welchen das Blut herausfloß. Da sagte er zu der Königstochter, sie solle das Salbenhorn nehmen, das an dem Gürtel des Trollen hing, und ihn überall mit der Salbe bestreichen. Das that sie denn auch, und darauf heilten die Wunden sogleich wieder zu. Aber so matt war der Stier, daß sie eine ganze Woche lang sich ausruhen mußten, eh' er im Stande war, weiter zu gehen.

Endlich machten sie sich wieder auf den Weg; aber der Stier war immer noch sehr schwach, und es ging daher im Anfang nur langsam. Um ihn zu schonen, sagte die Königstochter, sie wäre jung und leicht zu Fuß, sie könnte ja gern gehen; aber das litt der Stier durchaus nicht, sie mußte sich wieder auf ihn setzen. Nun reis'ten sie eine lange lange Zeit und kamen durch viele Länder,

und die Königstochter wußte gar nicht mehr, wo sie in der Welt waren. Aber endlich und zuletzt kamen sie zu einem goldnen Wald, der war so schön, daß das Gold davon heruntertröpfelte; denn sowohl die Bäume, als die Zweige und die Blätter und Blüthen waren von purem Golde. Hier ging es nun wieder eben so, wie in dem kupfernen und dem silbernen Wald. Der Stier sagte zu der Königstochter, daß sie durchaus kein Blatt anrühren dürfe; denn hier wohne ein Troll mit neun Köpfen, dem der Wald gehöre, der wäre noch weit größer und stärker, als die beiden andern zusammen, und den glaubte er nun ganz und gar nicht bezwingen zu können. — Nein, sie wollte sich wohl in Acht nehmen und durchaus Nichts anrühren, darauf könne er sich verlassen. Als sie aber in den Wald kamen, war dieser noch weit dichter und enger, als der silberne, und je weiter sie hineinkamen, desto schlimmer ward es: der Wald wurde immer dichter und enger, und zuletzt schien ganz und gar kein Durchkommen mehr. Die Königstochter schmiegte und biegte sich und bog die Zweige mit den Händen zurück; aber jeden Augenblick schlugen sie ihr in die Augen, so daß sie zuletzt nicht mehr vor sich sehen konnte, und eh' sie sich recht besann, hatte sie einen goldnen Apfel in der Hand. Nun wurde sie entsetzlich bange und fing an zu weinen und wollte den Apfel wieder wegwerfen; aber der Stier sagte, sie solle ihn nur behalten und ihn wohl verwahren, und tröstete sie, so gut er konnte, meinte aber doch, es würde ein

harter Kampf werden, und wußte nicht, ob's diesmal so gut ablaufen würde.

Es dauerte nicht lange, so kam der Troll mit den neun Köpfen an. „Wer hat meinen Wald angerührt?“ rief er. „Das ist eben so gut mein Wald, als Deiner,“ sagte der Stier. „Das wollen wir erst ausmachen!“ schrie der Troll. „Laß uns das!“ sagte der Stier, und damit rannten sie an einander, daß es ganz entsetzlich war, und die Königstochter fiel beinahe in Ohnmacht. Der Stier bohrte dem Trollen die Augen aus dem Kopf und rannte ihm die Hörner durch den Leib, so daß die Eingeweide herausfielen; aber der Troll kämpfte dessen ungeachtet gleich tapfer; denn sobald der Stier einen Kopf getödtet hatte, bliesen die andern sogleich wieder Leben hinein, und es dauerte wohl eine ganze Woche lang, eh' es dem Stier gelang, den Trollen gänzlich zu tödten. Aber da war er auch so elend und hinfällig, daß er sich nicht rühren konnte, und nicht einmal war er im Stande, zu sagen, die Königstochter solle das Salbenhorn von dem Gürtel des Trollen nehmen und ihn mit der Salbe bestreichen; aber sie that es schon von selbst, und da ward es wieder besser mit dem Stier; aber wohl über drei Wochen mußten sie hler verweilen, eh' er wieder so viel Kräfte gesammelt hatte, um die Reise fortsetzen zu können.

Endlich ging es wieder so allmählich vorwärts; denn der Stier sagte, sie müßten noch etwas weiter. Als sie nun eine Zeit gereist und über viele mit dichten Wäldern bewachsene Berge gekommen waren, gelangten sie endlich

zu einem Felsen. „Siehst Du Etwas?“ fragte der Stier. „Nein, ich sehe Nichts, als den Himmel und die wilde Felsgegend,“ versetzte die Königstochter. Als sie aber tiefer ins Gebirge kamen, wurde die Gegend ebener, so daß sie eine weitere Aussicht hatten. „Siehst Du jetzt Etwas?“ fragte der Stier. „Ja, ich sehe ein kleines Schloß weit in der Ferne,“ sagte die Prinzessin. „Nun, das Schloß ist eben nicht so klein,“ sagte der Stier. Endlich kamen sie zu einem großen Gefüge mit einer schroffen Felswand. „Siehst Du jetzt Etwas?“ fragte der Stier wieder. „Ja, nun sehe ich ganz nahebei das Schloß; jetzt ist es weit größer, als vorher,“ sagte die Königstochter. „Da sollst Du hin!“ sagte der Stier: „Gleich unten beim Schloß ist ein Schweinstall, wenn Du da hineinkommst, so findest Du dort einen hölzernen Kock, den mußt Du anziehen und damit ins Schloß gehen und sagen, Du heißest Kari Krästak *), und um einen Dienst bitten. Jetzt aber sollst Du Dein Messer nehmen und mir damit den Kopf abschneiden; alsdann streife mir das Fell ab und lege darein das kupferne Blatt, das silberne Blatt und den goldnen Apfel, und verwahre Alles unten bei der Felswand. Am Berge steht ein Stock, und wenn Du dann von mir nachher Etwas willst, so klopfe bloß mit dem Stock an die Felswand.“

Anfangs konnte die Prinzessin sich durchaus nicht dazu entschließen, dem Stier den Kopf abzuschneiden. Wie

*) d. i. Holzkock.

dieser ihr aber sagte, daß sei der einzige Dank, den er für Das, was er für sie gethan, von ihr fordre, da konnte sie denn nicht anders: sie nahm das Messer und schnitt ihm, so weh es ihr auch that, damit den Kopf vom Rumpf, streifte ihm das Fell ab, legte darein das kupferne Blatt, das silberne Blatt und den goldnen Apfel, und verwahrte dann Alles unten bei der Felswand.

Als das geschehen war, ging sie weinend und voll großer Betrübniß in den Schweinstall; da zog sie den hölzernen Rock an und begab sich damit zum Königs-schloß. Sie trat zuerst in die Küche ein, und bat um einen Dienst und sagte, sie heiße Kari Trästa. Ja, sagte der Koch, einen Dienst könne sie bekommen, wenn sie im Schloß aufwaschen und rein machen wolle, denn Die, welche das früher gethan hätte, sei davon gelaufen; „aber wenn Du eine Zeitlang hier gewesen bist, wirst Du's auch wohl überdrüssig und läufst auch davon,“ sagte er. Nein, das wollte sie gewiß nicht.

Sie blieb nun auf dem Schloß und verrichtete ihr Geschäft ordentlich und pünktlich. Eines Sonntags, als man Fremde erwartete, bat Kari um Erlaubniß, dem Prinzen das Waschwasser hinaufbringen zu dürfen; aber die Andern lachten über sie und sagten: „Was willst Du bei dem Prinzen? Glaubst Du, der Prinz will Etwas von Dir wissen, so wie Du aussehst?“ Aber sie gab sich nicht zufrieden, sondern bat so lange, bis man es ihr erlaubte. Als sie nun die Treppe hinaufflieg, machte sie ein solches Geräusch mit ihrem hölzernen Rock, daß der Prinz her-

auskam und fragte: „Was bist Du für Eine?“ — „O, ich wollte nur das Waschwasser zum Prinzen hinauftragen,“ sagte sie. „Glaubst Du, ich will das Wasser haben, das Du mir bringst?“ sagte der Prinz und goß es ihr über den Kopf. Sie mußte nun unberichteter Sache wieder abziehen, bat aber um Erlaubniß, in die Kirche zu gehen, und das konnte man ihr denn nicht abschlagen. Erst aber ging sie zu dem Berg und klopfte mit dem Stock an die Felswand, so wie der Stier ihr gesagt hatte. Sogleich öffnete sich diese, und es trat ein Mann heraus, der fragte sie, Was sie wolle. Die Königsstochter sagte, sie hätte Erlaubniß bekommen, in die Kirche zu gehen und den Prediger zu hören, aber sie hätte keine Kleider anzuziehen. Da gab der Mann ihr ein Kleid, das war so blank, wie der kupferne Walz; und Pferd und Sattel erhielt sie auch. Als sie nun in die Kirche kam, war sie so schön und stattlich, daß Alle sich darüber verwunderten und gar nicht begreifen konnten, Wer sie sei. Fast Keiner hörte auf Das, was der Prediger sagte, weil Alle nur sie betrachteten. Der Prinz selbst war so in sie verliebt, daß er kein Auge von ihr abwandte.

Als sie nun aus der Kirche gehen wollte, kam der Prinz ihr nach und machte die Kirchenthür hinter ihr zu, und da geschah es, daß er den einen von ihren Handschuhen in der Hand behielt. Als sie darnach ihr Pferd bestieg, trat der Prinz auf sie zu und fragte sie, wo sie her wäre. „Ich bin aus dem Waschland,“ sagte Kari,

und indem der Prinz den Handschuh hervorzog, um ihr denselben zu überreichen, sprach sie:

„Hinter mir dunkel, und vor mir hell!

Auf daß der junge Prinz nicht sieht,

Behin mich trägt mein Koss so schnell!“

Der Prinz hatte noch nie einen so schönen Handschuh gesehen, und er reiste weit umher und fragte nach dem Lande, aus welchem die vornehme Dame sei, die ihren Handschuh im Stich gelassen hatte; aber Niemand konnte ihm sagen, wo es lag.

Am nächsten Sonntag sollte Einer hinaufgehen zum Prinzen und ihm ein Handtuch bringen. „Ach, darf ich nicht hinaufgehen?“ sagte Kari. „Warum nicht gar!“ sagten die Andern, die in der Küche waren: „Du weißt wohl noch, wie es Dir das letzte Mal ging.“ Kari gab sich aber nicht zufrieden, sondern bat so lange, bis man es ihr erlaubte, und darnach lief sie die Treppe hinauf in ihrem hölzernen Rock, daß es nur so rasselte. Der Prinz kam auf den Lärm heraus, und als er Kari erblickte, riß er ihr das Tuch aus der Hand und warf es ihr an den Kopf. „Pack Dich, Du abscheuliches Trollmensch!“ sagte er: „Glaubst Du, ich will mich in einem Handtuch abtrocknen, das Du mit Deinen schmutzigen Fingern angefaßt hast?“

Darnach begab der Prinz sich in die Kirche, und Kari bat um Erlaubniß, auch dahin zu gehen. Die Andern sagten aber, Was sie in der Kirche wolle, da sie nichts Anders anzuziehen habe, als ihren hölzernen Rock, der so schmutzig wäre und so abscheulich aussehe.

Aber Kari sagte, der Prediger dächte ihr ein so wackerer Mann in seiner Rede, und sie hätte davon so großen Nutzen. Da ließ man sie denn hingehen. Erst aber ging sie zu dem Berg und klopfte mit dem Stock daran. Sogleich trat wieder der Mann heraus und gab ihr ein Kleid, das war noch weit schöner und prächtiger, als das erste; es war überall mit Silber besetzt, so daß es glänzte, wie der silberne Wald; und ein schönes Pferd mit silbergestrichter Decke und silbernem Gebiß erhielt sie auch.

Als sie zur Kirche kam, und die Kirchleute, die vor der Thür standen, sie sahen, waren alle höchlich verwundert und konnten gar nicht begreifen, Wer sie sei, und der Prinz trat sogleich hinzu, um ihr das Pferd zu halten, während sie abstieg. Aber sie sprang schnell herunter und sagte, es wäre nicht nöthig; denn ihr Pferd wäre so wohl abgerichtet, daß es still stände, wenn sie es beföhle, und auf ihren Wink ginge und käme. Darauf gingen Alle in die Kirche; aber fast Keiner hörte auf Das, was der Prediger sagte, weil Alle nur sie betrachteten. Der Prinz aber entbrannte diesmal noch weit mehr von Liebe, als das vorige Mal. — Als nun der Gottesdienst vorbei war, und sie aus der Thür ging und ihr Pferd besteigen wollte, da trat der Prinz wieder auf sie zu und fragte sie, wo sie her wäre. „Ich bin aus dem Handtuchlande,“ sagte die Königstochter, und im selben Augenblick ließ sie ihre Reitgerte fallen. Als nun der Prinz sich bückte, um sie aufzunehmen, sprach sie:

„Hinter mir dunkel, und vor mir hell!
Auf daß der junge Prinz nicht sieht,
Wohin mich trägt mein Ross so schnell!“

Fort war sie, und Niemand wußte, wo sie gestoben oder geflogen war. Der Prinz reiste nun wieder weit umher und fragte nach dem Handtuchlande; aber es konnte ihm Keiner sagen, wo es lag, und er mußte ununterrichteter Sache wieder heimkehren.

Am nächsten Sonntag sollte Giner einen Kamm zu dem Prinzen hinaufbringen. Kari bat wieder um Erlaubniß, damit hinaufzugehen; aber die Andern erinnerten sie daran, wie es ihr das letzte Mal gegangen war, und schalteten sie, daß sie sich vor dem Prinzen wolke sehen lassen, so schwarz und häßlich, wie sie ausähe in ihrem hölzernen Rock. Aber sie hörte nicht auf, zu bitten, bis man sie endlich gehen ließ. Als sie die Treppe hinaufstiege, kam schnell der Prinz heraus, riß ihr den Kamm aus der Hand und warf ihn ihr an den Kopf, indem er sagte, sie solle sich sogleich packen. Darnach begab der Prinz sich in die Kirche, und Kari bat um Erlaubniß, auch dahin zu gehen. Sie fragten sie wieder, Was sie da wolle, da sie ja so schwarz und häßlich wäre, und nicht einmal Kleider hätte, sich vor den Leuten sehen zu lassen. „Wenn der Prinz, oder sonst Jemand Dich bemerkt,“ sagten sie: „dann wird es sowohl Dir, als uns schlecht gehen.“ Aber Kari meinte, sie hätten wohl nach etwas ganz Anderm zu sehen, als nach ihr, und hörte nicht auf, zu bitten, bis man sie zuletzt gehen ließ.

Nun ging es wieder eben so, wie die beiden vorigen Male; Kari ging zu dem Berg und klopfte daran mit dem Stock. Da kam wieder der Mann heraus und gab ihr ein Kleid, das war noch weit prächtiger, als das vorige; denn es war von purem Golde und mit vielen Diamanten besetzt; und ein Pferd mit golddurchwirkter Decke und goldenem Gebiß erhielt sie auch.

Als die Königs-tochter zur Kirche kam, standen der Prediger und die Kirchleute noch vor der Thür und warteten auf sie. Der Prinz wollte ihr das Pferd halten; aber sie sprang schnell herunter und sagte: „Es ist nicht nöthig; denn mein Pferd ist so gut abgerichtet, daß es von selber still steht, wenn ich es befehle.“ Hierauf gingen Alle in die Kirche, und der Prediger stieg auf die Kanzel. Aber Keiner hörte auf Das, was er sagte, weil Alle nur sie betrachteten und sich den Kopf darum zerbrachen, wo sie doch wohl her sein möchte. Der Prinz aber entbrannte jetzt noch mehr von Liebe, als das vorige Mal; er hörte und sah nichts Anders, als nur sie.

Wie der Gottesdienst beendigt war, und die Königs-tochter aus der Kirche gehen wollte, hatte der Prinz eine Bütte voll Theer in der Vorhalle hingegossen, damit er ihr behülflich sein könne, wenn sie hinüber wollte; aber sie bekümmerte sich nicht darum, sondern setzte den Fuß mitten in den Theer und sprang hinüber; aber da blieb der eine von ihren goldnen Schuhen am Boden sitzen. Als sie ihr Pferd bestiegen hatte, trat der Prinz wieder auf und fragte sie, wo sie her wäre. „Ich bin aus

dem Kammlande," sagte Kari. Als ihr aber der Prinz den goldenen Schuh reichen wollte, sprach sie:

„Hinter mir dunkel, und vor mir hell!
Auf daß der junge Prinz nicht sieht,
Wohin mich trägt mein Ross so schnell!“

Der Prinz wußte nun wieder nicht, wo sie geblieben war, und reisste eine lange Zeit in der Welt herum und fragte nach dem Kammlande; da ihm aber Niemand sagen konnte, wo es lag, ließ er bekannt machen, daß Diejenige, welcher der goldne Schuh passe, seine Gemahlinn werden solle. Es fanden sich nun Schöne und Hässliche ein von allen Enden der Welt; aber keine hatte einen so kleinen Fuß, daß ihr der goldne Schuh passte. Endlich kam auch die böse Stiefmutter der Kari Trästa mit ihrer Tochter an, und der Letztern passte der Schuh. Aber sie war so häßlich und sah so recht vergräht aus, daß der Prinz nur ungern sein Wort hielt. Es wurde jedoch zur Hochzeit angerichtet, und die Tochter ward aufgepuzt wie eine Braut. Als aber der Prinz mit ihr zur Kirche ritt, sah da ein kleiner Vogel in einem Baum, der sang:

„Ein Stück von der Ferse,
Ein Stück von der Zeh!
Kari's Schuh ist voll Blut,
Das thut der Braut so weh.“

Und als sie zusahen, da hatte der Vogel recht gesungen; denn das Blut sickerte aus dem Schuh heraus. Nun mußten alle Dienstdienerinnen und alle Frauensleute, die auf dem Schloß waren, den Schuh anprobiren; aber es

war keine einzige darunter, die ihn anbekommen konnte. „Wo ist denn aber Kari Trästak?“ fragte endlich der Prinz, da alle Andern den Schuh anprobirt hatten; denn er verstand sich gut auf Vogelgefang, und wußte wohl, wie's geklungen hatte. „Ach, die!“ sagten die Andern: „mit ihr kann's nichts nützen; denn sie hat Beine, so groß wie Pferdefüße.“ — „Kann sein!“ sagte der Prinz: „aber da alle Andern den Schuh anprobirt haben, so soll sie ihn auch anprobiren.“ „Kari!“ rief er zur Thür hinaus, und Kari die Treppe herauf in ihrem hölzernen Rock, daß es nur so rasselte. „Nun sollst Du auch den Schuh anprobiren und Prinzessin werden!“ sagten die andern Dirnen und lachten und hatten sie zum besten. Kari aber nahm den Schuh, steckte den Fuß hinein wie gar Nichts, warf ihren Holzrock ab und stand nun da in ihrem goldnen Kleid, daß es nur so glitzerte; und an dem andern Fuß trug sie den andern goldnen Schuh. Als der Prinz sie nun wieder erkannte, war er über alle Maßen froh, lief auf sie zu, umarmte und küßte sie. Und als er nun erfuhr, daß sie eine Königstochter war, da freute er sich noch mehr, und darauf wurde die Hochzeit gehalten.

Un sniyp, sniyp, sniut!
So is dat Leuschen unt.

Der Fuchs als Hirte.

Es war einmal eine Frau, die ging aus und wollte sich einen Hirten mietzen. Da begegnete ihr der Bär. „Wo willst Du hin?“ fragte der Bär sie. „O, ich wollte mir nur einen Hirten mietzen,“ antwortete die Frau. „Willst Du mich zum Hirten haben?“ fragte der Bär. „Ja, wenn Du bloß hübsch locken kannst,“ sagte die Frau. „Gö—t!“ sagte der Bär. „Nein, Dich will ich nicht haben,“ sagte die Frau, als sie das hörte, und ging weiter.

Da begegnete ihr der Wolf. „Wo willst Du hin?“ fragte der Wolf. „O, ich wollte mir nur einen Hirten mietzen,“ antwortete die Frau. „Willst Du mich zum Hirten haben?“ fragte der Wolf. „Ja, kannst Du auch hübsch locken?“ sagte die Frau. „Uh—uh!“ sagte der Wolf. „Nein, Dich will ich nicht haben,“ sagte die Frau.

Ein Ende weiter hin begegnete ihr der Fuchs. „Wo willst Du hin?“ fragte der Fuchs. „O, ich wollte mir nur einen Hirten mietzen,“ antwortete die Frau. „Willst

Du mich zum Hirten haben?“ fragte der Fuchs „Ja, wenn Du bloß hübsch locken kannst,“ sagte die Frau. „Dil—dal—holom!“ sagte der Fuchs noch so hübsch und artig. „Ja, Dich will ich haben,“ sagte die Frau und nahm den Fuchs zum Hirten bei ihrem Vieh an.

Am ersten Tage, wie der Fuchs das Vieh auf die Weide trieb, fraß er alle Ziegen auf, den zweiten Tag ließ er sich die Schafe schmecken, und den dritten Tag mußten die Kühe daran. Als er darauf am Abend nach Hause kam, fragte die Frau ihn, wo er das Vieh gelassen hätte. „Der Kopf ist im Bach, und der Rumpf im Busch,“ sagte der Fuchs. Die Frau stand eben bei ihrem Butterfass und butterte; aber sie wollte doch selbst zusehen; während sie nun zusah, steckte der Fuchs den Kopf ins Butterfass und fraß allen Rahm auf. Als die Frau zurückkam und das gewahr ward, da wurde sie so erbittert, daß sie einen Rahmklumpen nahm, der noch im Butterfass saß, und damit nach dem Fuchs warf, so daß er einen Klatsch am Schwanz bekam. Davon kommt es, daß der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel hat.

**Vom Schmied, den der Teufel nicht in die Hölle
lassen durfte.**

In jenen Tagen, da unser Herr Christus und St. Petrus noch auf Erden einherwandelten, kamen beide einmal zu einem Schmied; dieser hatte mit dem Teufel den Contract gemacht, daß er nach sieben Jahren ihm gehören solle, wogegen er in der Zeit ein Meister aller Meister in der Schmiedekunst sein sollte, und den Contract hatte sowohl der Schmied, als der Teufel, jeder mit seinem Namen, unterschrieben. Darum hatte der Schmied auch mit großen Buchstaben über die Thür seiner Schmiede die Worte setzen lassen: „Hier wohnt der Meister aller Meister.“ Als nun der Herr Christus kam und die Schrift sah, ging er hinein. „Wer bist Du?“ fragte er den Schmied. „Lieb, Was über der Thür steht,“ antwortete dieser: „kannst Du aber nicht Geschriebenes lesen, so mußt Du warten, bis Einer kommt, der es Dir liest.“ Ehe der Herr ihm noch darauf geantwortet hatte, kam ein Mann mit einem Pferd in die Schmiede und bat den Schmied, es

ihm zu beschlagen. „Willst Du mir erlauben, daß ich es beschlage?“ sagte der Herr Christus. „Du magst es versuchen,“ sagte der Schmied: „schlimmer kannst Du's nicht machen, als daß ich's nicht wieder sollte gut machen können.“ Der Herr ging nun zu und nahm dem Pferd das eine Vorderbein ab, legte es in die Esse und machte das Hufeisen glühend; darauf nahm er Nägel und einen Hammer und beschlug es, und setzte es dann wieder unbeschädigt dem Pferd an. Als das geschehen war, nahm er das andre Vorderbein ab und machte es damit eben so. Und als er auch das wieder angefeht hatte, nahm er die beiden Hinterbeine, erst den rechten, und nachher den linken, legte sie in die Esse, machte das Hufeisen glühend, nahm Nägel und den Hammer und beschlug sie, und setzte sie dann dem Pferd wieder an. Der Schmied stand inzwischen da und sah das mit an. „Du bist aber kein so schlechter Schmied!“ sagte er. „Weinst Du?“ sagte der Herr Christus.

Ein wenig darnach kam die Mutter des Meisters in die Schmiede und bat den Schmied, er möchte zu Hause kommen und sein Mittag essen; sie war schon sehr alt, hatte einen krummen Rücken und Runzeln im Gesicht und konnte nur mit genauer Noth noch gehen. „Sieh jetzt Acht, Was Du siehst!“ sagte der Herr, nahm die Frau, legte sie in die Esse und schmiedete eine junge schöne Jungfrau aus ihr. „Ich sage, wie ich gesagt habe, Du bist gar kein so schlechter Schmied,“ sagte der Schmied: „Es steht zwar über meiner Thür: „Hier wohnt der Meister aller Meister,“ aber gleichwohl sag' ich, man lernt

so lange man lebt," und damit ging er in's Haus und aß sein Mittag.

Als er wieder zurück in die Schmiede gekommen war, kam ein Mann geritten, der wollte sein Pferd beschlagen lassen. „Das soll bald gemacht sein!“ sagte der Schmied: „Ich habe jetzt eben eine neue Methode zu beschlagen gelernt, die ist gut, wenn die Tage kurz sind,“ und damit fing er an, dem Pferd die Beine abzubrechen und schnitt und brach so lange, bis er sie alle ab hatte; „denn,“ sagte er: „Ich weiß nicht, wozu es soll, immer mit einem und einem zu bruddeln.“ Die Beine legte er in die Esse, so wie er gesehen hatte, daß der Andre es gemacht, legte dann brav Kohlen zu und ließ die Schmiedejungen frisch den Blasebalg ziehen. Aber es ging, wie man sich's wohl denken kann: die Beine verbrannten, und der Schmied mußte das Pferd bezahlen. Das wollte ihm nun gar nicht gefallen. Als aber ein altes armes Weib vorüberging, dachte er: „Gelingt nicht das Eine, so gelingt wohl das Andre, nahm das Weib und legte es in die Esse, und wie sehr sie auch weinen und um ihr Leben bitten mochte, es half ihr nichts. „Du siehst gar nicht Deinen eignen Vortheil ein,“ sagte der Schmied: „nun sollst Du im Augenblick wieder eine schöne Jungfrau werden, und will doch für meine Mühe keinen Schilling von Dir nehmen.“ Es ging aber mit dem armen Weibe nicht besser, als mit dem Pferd. „Das war nicht gut gemacht!“ sagte der Herr Christus. „O, es wird wohl nicht viel von ihr die Rede sein,“ sagte der Schmied: „aber schändlich ist es

von dem Teufel, daß er nicht besser sein Wort hält, wie's über der Thür steht!" — „Wenn ich Dir nun drei Wünsche gewährte," sagte der Herr: „Was wolltest Du Dir dann wohl wünschen?" — „Versuch es," sagte der Schmied: „dann wirst Du's erfahren." Da gab der Herr Christus ihm drei Wünsche; und nun sagte der Schmied: „Zu allererst wünsche ich, daß Der, welchen ich auf jenen Birnbaum klettern heiße, so lange drauf sitzen bleibe, bis es mir gefällt, ihn wieder herunter zu lassen; für's zweite wünsche ich, daß Der, welchen ich in meinen Lehnstuhl sich niederlegen heiße, so lange drin sitzen bleibe, bis ich ihn wieder aufzustehen erlaube; und endlich wünsche ich, daß Der, welcher in den stählernen Geldbeutel kriecht, den ich in meiner Tasche habe, so lange drin bleibe, bis ich ihm Erlaubniß gebe, wieder herauszukriechen." — „Du hast gewünscht wie ein thörichter Mann," sagte St. Petrus: „zuerst und vornehmlich hättest Du Dir Gottes Gnade und Freundschaft wünschen sollen." — „Ich durste nicht so hoch hinaus," sagte der Schmied. Hierauf nahmen unser Herr Christus und St. Petrus Abschied von ihm und gingen weiter.

Die Zeit verstrich allmählich, und endlich war die Frist um, und der Teufel kam und wollte den Schmied holen, so wie im Contracte stand. „Bist Du fertig?," fragte der Teufel und steckte den Kopf zur Thür hinein. „Ach," sagte der Schmied: „ich muß nothwendig noch erst einen Kopf an diesem Nagel schlagen; steige Du indessen auf den Birnbaum und pflücke Dir eine Birne;

denn Du bist wohl hungrig und durstig von der Reise.“ Der Teufel dankte für gutes Anerbieten und kletterte auf den Birnbaum. „Ja, wenn ich's recht bedenke,“ sagte der Schmied: „so krieg ich in den ersten vier Jahren den Kopf noch gar nicht an dem Nagel zurecht geschlagen; denn das Eisen ist so verteuftelt hart. Herunter darfst Du aber in dieser Zeit nicht, sondern kannst so lange da sitzen bleiben und Dich ausruhen.“ Der Teufel bat und bettelte, „so dünn wie ein Blechpfennig,“ der Schmied möchte ihn doch wieder herunterlassen; aber all sein Bitten und Betteln half ihm nichts. Zuletzt mußte er dem Schmied versprechen, er wolle nicht eher wiederkommen, als bis die vier Jahre um wären; und da durfte er denn wieder herunter.

Als nun die Zeit verstrichen war, kam der Teufel abermals, um den Schmied zu holen. „Nun hast Du wohl endlich den Kopf an dem Nagel fertig,“ sagte er. „Ja, den Kopf hab' ich fertig,“ versetzte der Schmied: „aber dennoch kommst Du mir ein ganz klein wenig zu früh, denn ich habe noch die Spitze nicht geschärft; so verdammt hartes Eisen hab' ich noch nie zuvor geschmiedet. Während ich nun die Spitze an dem Nagel schärfe, kannst Du Dich ein wenig in meinen Lehnstuhl niederlassen und Dich ausruhen; denn Du bist wohl müde von der Reise, kann ich mir denken.“ — „Ich danke für gutes Anerbieten,“ sagte der Teufel und setzte sich in den Lehnstuhl. Kaum aber hatte er sich niedergesetzt, so sagte der Schmied: „Wenn ich's nun recht bedenke, so krieg' ich die Spitze in den ersten vier Jahren noch gar nicht geschärft.“ Der

Teufel hat anfangs sehr höflich, der Schmied möchte ihn doch wieder frei lassen, und da alles Bitten nichts half, fing er an zu drohen. Aber der Schmied entschuldigte sich und sagte, das Eisen wäre an Allem schuld, denn es wäre so verdammt hart. Ubrigens tröstete er den Teufel und sagte, er säße in seinem Stuhl ja bequem und gemächlich, er solle sich die Zeit nicht lang werden lassen, denn um vier Jahre solle er auf die Minute wieder frei werden. Es war nun kein andrer Rath: der Teufel mußte ihm versprechen, ihn nicht eher holen zu wollen, als bis die vier Jahre um wären. Als er ihm das versprochen hatte, sagte der Schmied: „So magst Du denn wieder aufstehen.“ Der Teufel — hast Du mich nicht gesehen! auf und davon.

Nach vier Jahren kam der Teufel abermals, um den Schmied zu holen. „Nun bist Du wohl endlich fertig,“ sagte er, indem er den Kopf zur Thür hereinsteckte. „Gut und fertig!“ antwortete der Schmied: „und jetzt kann's losgehen, wann Du willst.“ „Aber,“ sagte er: „da ist Eins, worüber ich mir oft den Kopf zerbrochen habe; sage mir doch, ist es wahr, Was die Leute sagen, daß der Teufel sich so klein machen kann, als er will?“ — „Freilich ist es wahr!“ versetzte der Teufel. „O, dann könntest Du mir wohl den Gefallen thun und in diesen stählernen Beutel hineinkriechen und zusehen, ob im Boden kein Loch ist,“ sagte der Schmied: „ich bin so bange, daß ich mein Meißelgeld daraus verliere.“ — „Recht gern,“ sagte der Teufel, machte sich ganz klein und kroch in den Beutel. Kaum aber war er hinein, so machte der Schmied

den Beutel zu. „Er ist überall ganz und dicht,“ sagte der Teufel drinnen. „Na, das ist nur gut,“ sagte der Schmied: „aber besser ist's, vorbedacht, als klug nachher; darum will ich Sicherheits halber den Beutel lieber ein wenig schweißen,“ und damit legte er den Beutel in die Esse und machte ihn glühend. „Au! au! bist Du denn toll?“ rief der Teufel: „weißt Du nicht, daß ich drinnen bin?“ — „Ich kann Dir nicht helfen,“ sagte der Schmied: „ein altes Sprichwort sagt: „Man muß das Eisen schmieden, während es warm ist,““ und damit nahm er seinen großen Hammer, legte den Beutel auf den Amboss und schlug zu all was er konnte. „Au! au!“ schrie der Teufel im Beutel: „laß mich bloß hinaus, ich will auch nun und nimmermehr wiederkommen.“ — „Ja, ich glaube, jetzt ist er gut geschweißt,“ sagte der Schmied: „so magst Du denn wieder herauskriechen.“ Damit machte er den Beutel auf, und der Teufel heraus und auf und davon in solcher Hast, daß er sich auch nicht einmal umsah.

Als aber eine Zeit vergangen war, dachte der Schmied, er hätte doch wohl unrecht gethan, sich den Teufel zum Unfreund zu machen; „denn,“ dachte er: „sollte ich nicht in den Himmel kommen, so könnte ich riskiren, keine Herberge zu finden, weil ich mich mit Dem, der das Regiment in der Hölle hat, überworfen habe; darum ist's besser, ich versuche, je eher, je lieber, entweder in die Hölle, oder in den Himmel zu kommen, damit ich doch weiß, woran ich bin,“ und damit nahm er seinen Hammer auf den Nacken und machte sich auf den Weg. Als er ein gutes

Ende gegangen war, kam er zu einem Kreuzweg, wo die Straße zum Himmel und die Straße zur Hölle sich theilen. Da traf er mit einem Schneidergesellen zusammen, der mit seinem Bügeleisen in der Hand dahin trippelte. „Guten Tag!“ sagte der Schmied: „wo geht die Reise hin?“ — „Nach dem Himmel,“ sagte der Schneider: „wenn ich bloß hineinschlüpfen könnte — und Du?“ — „Wir gehen dann wohl nicht zusammen,“ sagte der Schmied: „ich habe gedacht, es erst in der Hölle zu versuchen; denn ich habe ein wenig Bekanntschaft mit dem Teufel von früherher.“ Darauf nahmen sie von einander Abschied, und jeder zog seine Straße. Aber der Schmied war ein starker, kräftiger Mann und ging weit schneller, als der Schneider, und da dauerte es nicht lange, so stand er vor der Höllenpforte. Er ließ sich von der Wache anmelden und sagen, es stände Jemand draußen vor der Hölle, der wolle gern ein Wort mit dem Teufel sprechen. „Geh hinaus und frage, Wer es ist,“ sagte der Teufel zu der Wache, und die Wache ging hinaus. „Grüße nur den Teufel von mir,“ war die Antwort: „und sage ihm, es sei der Schmied, der denbeutel hätte — er wüßte wohl, und dann bitt' ihn, daß er mich nur gleich hineinlasse; denn erstlich hab' ich heut den ganzen Vormittag geschmiebet, und dann hab' ich einen langen Weg gemacht.“ Als der Teufel diesen Bescheid erhielt, befahl er der Wache, alle neun Schlösser an der Höllenpforte zuzumachen und noch ein großes Hängeschloß vorzulegen; „denn,“ sagte er: „kommt er herein, so richtet er lauter Unfug in der Hölle an.“ — „Hier ist also kein

Quartier für dich!" sagte der Schmied bei sich selbst, als er hörte, wie man drinnen die Pforte verrammte: „ich muß es darum wohl im Himmel versuchen," und damit machte er Kehrum, ging zurück nach dem Kreuzweg und schlug die Straße ein, die der Schneider gegangen war. Weil es ihn nun verdroß, daß er den langen Weg hin und zurück hatte gehen müssen ohne Nutzen, holte er aus, was er nur konnte, und kam eben bei der Himmelspforte an, als St. Petrus sie ein wenig öffnete, um den Schneider hineinzulassen. Der Schmied war wohl noch sechs bis sieben Schritte davon. „Jetzt ist es am besten, daß ich mich spute," dachte er, griff nach seinem Hammer und warf ihn in die Thürriße, als eben der Schneider hineinschlüpfte. Kam der Schmied aber nicht durch die Öffnung hinein, so weiß ich nicht, wo er geblieben ist.

Der Hahn und die Henne *).

Die Henne. Du versprichst mir Schuh Jahr aus,
Jahr ein, und ich krieg' nimmer keine Schuh nicht.

Der Hahn. Kannst Du warten, so kriegst Du wohl
Schuh.

Die Henne. Ich lege Eier und thu', Was ich kann,
und doch geh' ich barfuß allezeit.

Der Hahn. So nimm Deine Eier und reise nach der
Stadt und kauf Dir Schuh und geh nicht länger barfuß!

*) Bei diesem Märchen kommt Alles auf die Betonung an,
indem man nämlich die Stimme des Hahns und der Henne
nachzuahmen sucht. Anm. d. Verf.

Der Hahn, der Kukuk und der Auerhahn.

Der Hahn, der Kukuk und der Auerhahn hatten einmal eine Kuh zusammen gekauft. Da es nun nicht anging, sie zu theilen, und sie sich auch nicht um die Ausbezahlung vergleichen konnten, kamen sie dahin überein, daß Der, welcher am Morgen zuerst erwachte, die Kuh haben solle. Darauf erwachte der Hahn zuerst:

„Mein ist die Kuh!

„Mein ist die Kuh!“

rief der Hahn. Während der Hahn noch fröh'le, erwachte der Kukuk:

„Halb Kuh!

„Halb Kuh!“

rief der Kukuk. Während der Kukuk noch rief, erwachte der Auerhahn:

„Theilt, meine Brüder,

„Wie recht und billig —

„Recht und billig!

„Tschio! tschi!“

rief der Auerhahn. Kannst Du mir nun sagen, Wer jetzt die Kuh haben sollte?

Es waren einmal ein Paar Eheleute, die wohnten in einer elenden Hütte, worin Nichts war, als die liebe Armuth; denn sie hatten weder zu heißen, noch zu brocken. Hatten sie aber sonst Nichts, so hatten sie doch einen Gottesseggen an Kindern, und jedes Jahr bekamen sie noch mehr. Nun war es eben um die Zeit, daß sie wieder eins erwarteten. Darüber war der Mann sehr verdrüsslich und murrte und brummte den ganzen Tag und sagte, nachgerade könne es doch wohl einmal Genug sein von diesen Gaben Gottes. Und als die Zeit kam, da die Frau gebären sollte, ging er fort ins Holz, weil er, wie er sagte, den neuen Schreihals nicht hören wollte; denn er bekäme ihn doch noch früh genug zu hören, sagte er: wenn er nachher nach Essen grölte.

Als der Mann gegangen war, gebar die Frau einen allerliebsten Knaben, der sah sich in der Stube rings um, that den Mund auf und sprach: „Liebe Mutter, gib mir

*) Kille bedeutet: klein; fort: kurz.

nur ein paar alte Kleider von meinen Brüdern und einen Schnapp sack mit Essen auf ein paar Tage; dann will ich hinauswandern in die Welt und mein Glück versuchen; denn Du hast, wie ich wohl sehe, doch noch Kinder genug zu ernähren.“ — „Ach, Gott helfe mir, mein Sohn!“ sagte die Mutter: „Du bist ja noch viel zu klein, um schon in die Welt auszuwandern; das kann ich nimmermehr zugeben.“ Aber der Knabe bat so lange, bis die Mutter ihm zuletzt einige alte Lappen zusammensuchte und ihm etwas Essen in ein Tuch knüpfte, und damit schritt er froh und fröhlich hinaus in die Welt. Kaum aber war er gegangen, so gebar die Frau noch einen Knaben, der sah auch um sich her und sagte darauf: „Ach, liebe Mutter, gieb mir nur ein paar alte Kleider von meinen Brüdern und auf ein paar Tage zu essen, dann will ich hinauswandern in die Welt und meinen Zwilling Bruder aufsuchen; denn Du hast, wie ich wohl sehe, doch noch Kinder genug zu ernähren.“ — „Ach, Gott helf mir! Du bist ja noch viel zu klein, Du armer Wicht!“ sagte die Frau: „das kann ich nimmermehr zugeben.“ Aber der Knabe bat so lange, bis sie ihm denn einige alte Lappen zusammensuchte und ihm etwas Essen in ein Tuch knüpfte, und damit wanderte er noch so mannhaft in die Welt hinaus, um seinen Zwilling Bruder aufzusuchen. Als er nun eine Zeitlang fortgewandert war, wurde er seinen Bruder ansichtig. „Holla, heida!“ rief er ihm zu: „Du legst ja los, als ob's für Geld ginge. Du hättest doch erst ein wenig warten und Dich nach Deinem jüngern Bruder umsehen sollen, eh' Du

so pagig in die Welt hinausmarschirtest.“ Der älteste Bruder stand still und sah sich nach ihm um, und als nun der jüngste zu ihm gekommen war und ihm erzählt hatte, wie die Sache zusammenhing, und daß er sein Bruder sei, sagte er: „Aber jetzt wollen wir uns hier niedersetzen und mal zusehen, Was unsre Mutter uns zum Mundschmack mitgegeben hat,“ und darauf setzten sie sich nieder und erfrischten sich.

Wie sie nun etwas weiter gegangen waren, kamen sie zu einem Bach, der durch ein grünes Feld floss. Da sagte der jüngste: „Hier wollen wir einander einen Namen geben, da man uns zu Hause doch nicht getauft hat, weil wir so schnell ausgewandert sind.“ — „Wie willst Du denn heißen?“ fragte der älteste. „Ich will Lillekort heißen,“ erwiderte der andre: „und Du?“ — „Ich will König Lavring heißen,“ sagte der älteste. Nun taufeten sie einander und gingen dann weiter. Endlich kamen sie zu einem Kreuzweg, und nun wurden sie darüber einig, daß jeder seine eigne Straße ziehen sollte. Sie trennten sich daher; aber sie waren noch nicht sehr weit gegangen, so trafen sie wieder zusammen. Sie trennten sich darauf abermals, und jeder zog seine Straße; aber ehe sie sich's versahen, waren sie wieder beisammen, und so geschah es auch zum dritten Mal. Da verabredeten sie, daß jeder nach einer besondern Richtung, nämlich der eine nach Osten, und der andre nach Westen, gehen solle. „Kommst Du aber einmal in Noth und große Gefahr,“ sagte der älteste: „dann rufe mich nur dreimal laut bei Namen,

alsdann werde ich Dir zu Hülfe kommen; aber Du mußt mich ja nicht rufen, eh' Du nicht in der äußersten Noth bist.“ — „Dann wird's wohl lange dauern, eh' wir uns wiedersehen,“ versetzte Lillefort. Darauf sagten sie einander Lebewohl, und jeder zog seines Weges, Lillefort nach Osten, und König Labring nach Westen.

Als nun Lillefort eine gute Weile gewandert hatte, begegnete ihm ein altes, frumpuckliges Weib, das nur ein Auge hatte; das stahl Lillefort ihr. „Au! au!“ rief das Weib: „wo ist mein Auge geblieben?“ — „Was giebst Du mir, wenn ich's Dir wiedergebe?“ sagte Lillefort. „Ich gebe Dir ein Schwert, womit Du eine ganze Kriegsmacht niedermegeln kannst, und wenn sie auch noch so groß wäre,“ antwortete das Weib. „Ja, gib her!“ sagte Lillefort. Das Weib gab ihm darauf das Schwert und erhielt dafür ihr Auge zurück. Nun ging Lillefort weiter, und nach einer Weile begegnete ihm wieder ein altes frumpuckliges Weib mit einem Auge, das stahl Lillefort ihr, eh' sie wußte, wie ihr geschah. „Au! au! wo ist mein Auge geblieben?“ rief sie. „Was giebst Du mir, wenn ich's Dir wiedergebe?“ sagte Lillefort. „Ein Schiff, das über Süß- und Salzwasser, über Berg' und tiefe Thäler geht,“ antwortete das Weib. „Ja, gib her!“ sagte Lillefort. Das Weib gab ihm darauf ein ganz kleines Schiff, so klein, daß man's in die Tasche stecken konnte, und dafür erhielt sie ihr Auge zurück, und jeder ging seines Weges. Als Lillefort nun wieder eine gute Strecke gewandert war, begegnete ihm zum dritten Mal ein altes frumpuckliges Weib mit ei-

nem Auge; das stahl Lillefort ebenfalls, und als das Weib schrie und sich geberdete und fragte, wo ihr Auge geblieben sei, sagte Lillefort: „Was giebst Du mir, wenn ich's Dir wiedergebe?“ — „Ich lehre Dir die Kunst, hundert Lasten Malz auf einmal zu verbrauen,“ sagte sie. Für diese Kunst erhielt nun das Weib ihr Auge zurück, und jeder zog seines Weges.

Als nun Lillefort ein kleines Ende gegangen war, wollte er einmal das Schiff probiren. Er nahm es daher aus der Tasche und steckte den einen Fuß hinein; da ward das Schiff weit größer; und als er nun auch den andern Fuß nachzog, ward es so groß, wie die Schiffe, die in der See gehen. Da sprach Lillefort: „Fahr hin über Salzwasser und Süßwasser, über Berg' und tiefe Thäler, bis daß du kommst zu des Königs Schloß!“ — und fort fauſte das Schiff, wie ein Vogel durch die Luft, bis daß es zum Königsschloß kam; da stand es still. Drinnen im Schloß aber hatten die Leute von den Fenstern aus gesehen, wie Lillefort dahergesegelt kam. Darüber waren nun Alle sehr verwundert und liefen hinunter, um zu sehen, was Das für Einer wäre, der so auf einem Schiff durch die Luft gefahren kam. Während sie aber hinunterliefen, war Lillefort schon aus seinem Schiff herausgestiegen und hatte es wieder in die Tasche gesteckt; denn sowie er nur mit den Füßen hinaustrat, ward es wieder so klein, als es war, da er es von der Alten bekommen hatte. Die Leute vom Königsschloß sahen nun nichts Anders, als einen kleinen in Lumpen gehüllten Knaben, der da am Ufer

stand. Der König fragte ihn, wo er her wäre. Der Knabe aber sagte, das wüßte er nicht, und eben so wenig wußte er zu sagen, auf welche Weise er hergekommen sei, bat aber inständig um einen Dienst auf dem Schloß und sagte, wenn sie nichts Anders für ihn zu thun hätten, so könne er ja der Köchinn Holz und Wasser zutragen. Diese Bitte ward ihm denn auch gewährt. Als Lillefort aber auf das Schloß kam, sah er, daß Alles, sowohl inwendig, als auswendig, selbst die Wände und das Dach, mit Schwarz bezogen war. Er fragte deshalb die Köchinn, Was das zu bedeuten hätte. „Das will ich Dir sagen,“ antwortete die Köchinn: „Die Königstochter ist schon vor langer Zeit an drei Trollen versprochen worden, und am nächsten Donnerstag-Abend wird der eine kommen und sie abholen. Der Ritter Röd hat sich zwar verbürgt, sie zu befreien; aber Gott mag wissen, ob er's kann, und darum ist hier Alles so voll Sorge und Betrübniß, wie Du wohl denken kannst.“

Als es nun am Donnerstag-Abend um die Zeit war, führte der Ritter Röd die Prinzessin hinaus ans Meerufer — denn da war es, wo der Troll sie abholen wollte — und da sollte nun der Ritter Röd sie in Schutz nehmen; aber er that dem Trollen eben keinen großen Schaden, will ich glauben; denn kaum hatte die Prinzessin sich am Ufer niedergesetzt, so kroch der Ritter auf einen großen Baum, welcher da stand, und verkarg sich zwischen die Zweige, so gut er konnte. Die Prinzessin weinte und bat ihn so flehentlich, er möchte sie doch nicht verlassen; aber der

Nitter Röd achtete nicht auf ihr Bitten, sondern sagte: „Es ist besser, daß Einer das Leben verliert, als daß Drei umkommen.“

Inzwischen hat Lillefort die Köchinn um Erlaubniß, ein wenig an den Strand zu gehen. „O, Was willst Du da?“ sagte die Köchinn: „Du hast da Nichts zu thun.“ — „Ach ja, liebe Köchinn, laß mich nur hingehen,“ sagte Lillefort: „ich wollte so gern mit den andern Kindern ein wenig spielen.“ — „Na, geh denn!“ sagte die Köchinn: „aber daß Du nur nicht länger ausbleibst, als bis der Kessel zum Abendessen über's Feuer gehängt, und der Braten an den Spieß gesteckt wird! und bring' dann einen tüchtigen Armvoll Holz mit in die Küche!“ Ja, das wollte Lillefort nicht vergessen, und damit lief er fort ans Ufer.

Als er eben dort ankam, wo die Königs-Tochter saß, kam auch schon der Troll dahergefau't, er war so groß und so dick, daß es ganz abscheulich ausah, und fünf Köpfe hatte er. „Feuer!“ schrie der Troll. „Feuer gleichfalls!“ sagte Lillefort. „Kannst Du sechten?“ rief der Troll. „Kann ich's nicht, so kann ich's lernen,“ sagte Lillefort. Darauf schlug der Troll mit einer dicken eisernen Stange, die er in der Faust hielt, nach ihm, so daß die Erde ihm fünf Ellen hoch über den Kopf flog.

„Twi!“ sagte Lillefort: „Das war auch was Reches! Nun sollst Du aber einen Schlag von mir sehen!“ und damit ergriff er sein Schwert, das er von dem alten krummpuckligen Weib bekommen hatte, und hieb damit nach dem Trollen, so daß alle fünf Köpfe über den Sand

hinslogen. Als die Prinzessin sich nun befreit sah, war sie so froh, daß sie sich vor Freude gar nicht zu lassen wußte. „Schlaf nun ein Stündchen auf meinem Schoß!“ sagte sie zu Lillefort, und während er nun auf ihrem Schoß lag und schlief, zog sie ihm ein goldnes Kleid an.

Nun dauerte es nicht lange, so kroch der Ritter Röd wieder vom Baum herunter, weil er sah, daß jetzt keine Gefahr mehr für ihn vorhanden war. Er brachte die Prinzessin durch Drohungen dahin, daß sie sagen mußte, er sei es, der sie befreit habe, und wenn sie das nicht sagte, wollte er ihr das Leben nehmen. Darauf schnitt er dem Trollen die Zungen aus dem Leib und die Zungen aus den Köpfen, und führte dann die Prinzessin wieder zurück nach dem Königsschloß. Und hatte man dem Ritter zuvor keine Ehre angethan, so that man es jetzt; der König wußte gar nicht, Was er alles ersinnen sollte, um ihn zu ehren, und immer mußte der Ritter Röd bei Tafel ihm zur Seite sitzen. Lillefort aber begab sich auf das Trollschiff, nahm eine ganze Menge goldne und silberne Faßreifen, und damit kehrte er zurück nach dem Schloß. Als die Köchin all das Gold und Silber sah, das er brachte, war sie ganz erstaunt darüber und sagte: „Mein lieber kleiner Lillefort, wo hast Du denn all die schönen Sachen her bekommen?“ denn sie befürchtete, er möchte nicht auf eine ehrliche Weise dazu gekommen sein. „O,“ antwortete Lillefort: „ich bin zu Hause gewesen, und da waren diese Reifen von einem Eimer abgefallen, und da hab' ich sie für Dich mitgenommen.“ Als die Köchin hörte, daß sie die

Reisen haben solle, fragte sie nicht weiter, sondern bedankte sich bei Lillefort, und damit war Alles gut.

Den andern Donnerstag-Abend ging es wieder eben so: Alle waren voll Sorge und Betrübniß; allein der Ritter Röd sagte, hätte er die Königstochter von dem einen Trollen befreit, so würde er sie jetzt auch wohl von dem zweiten befreien, und damit geleitete er sie noch so festlich wieder hinaus ans Meerufer. Aber er that auch diesmal dem Trollen eben keinen großen Schaden; denn als es um die Zeit war, daß man den Trollen erwartete, sagte er wieder, wie das vorige Mal: „Es ist besser, daß Einer das Leben verliert, als daß Zwei umkommen,“ und damit kroch er wieder auf den Baum.

Lillefort aber bat die Köchinn wieder um Erlaubniß, ein wenig an den Strand zu gehen. „O, Was willst Du da?“ sagte die Köchinn. „Ja, liebe Köchinn, laß mich nur gehen,“ sagte Lillefort: „ich wollte gern mit den andern Kindern ein wenig spielen.“ Da gab sie ihm denn auch diesmal Erlaubniß; aber das mußte er ihr versprechen, daß er zurück sein wollte, wenn der Braten gewendet werden sollte, und dann mußte er einen guten Armvoll Holz mitbringen.

Raum war Lillefort am Ufer angelangt, so kam auch schon der Troll daher, daß es nur so sauste; er war noch einmal so groß, als der vorige, und hatte zehn Köpfe. „Feuer!“ schrie der Troll. „Feuer gleichfalls!“ sagte Lillefort. „Kannst Du sechten?“ rief der Troll. „Kann ich's nicht, so kann ich's lernen,“ sagte Lillefort. Darauf

schlug der Troll mit seiner eisernen Stange nach ihm — die war noch einmal so groß, als die des ersten Trollen — so daß die Erde ihm zehn Ellen hoch über den Kopf flog. „Twi!“ sagte Lillefort: „das war auch was Rechtes! Nun sollst Du einen Schlag von mir sehen!“ und damit ergriff er sein Schwert und hieb nach dem Trollen, so daß alle zehn Köpfe über den Sand hintanzten.

Darauf sagte die Königs-tochter wieder zu ihm: „Schlaf jetzt ein Stündchen auf meinem Schoß!“ und während Lillefort nun auf ihrem Schoß lag und schlief, zog sie ihm ein silbernes Kleid an. Sobald der Ritter Röd merkte, daß keine Gefahr mehr vorhanden war, kroch er wieder vom Baum herunter und zwang die Prinzessin abermals durch Drohungen, zu sagen, daß er es sei, der sie befreit habe. Darauf nahm er die Zungen und die Lungen des Trollen, knüpfte sie in sein Taschentuch und geleitete die Königs-tochter wieder zurück nach dem Schloß. Hier war nun lauter Freude und Jubel, wie man sich wohl denken kann, und der König wußte gar nicht, Was er alles angeben sollte, um dem Ritter Röd genugsam Ehre und Achtung zu erweisen.

Lillefort aber ging auf das Trollschiff und nahm einen ganzen Armboll Gold- und Silberreifen mit sich. Als er zurück auf das Schloß kam, schlug die Köchin die Hände über dem Kopf zusammen und konnte sich nicht genug wundern über all das Gold und Silber, das er mitbrachte. Aber Lillefort sagte, er wäre zu Hause bei seiner Mutter gewesen, und da hätte er die Reifen gesammelt,

die von den Eimern abgefallen wären, um sie der Köchinn zu bringen.

Als nun der dritte Donnerstag-Abend kam, ging es wieder eben so, wie die beiden vorigen Male: Das ganze Schloß war aus- und inwendig mit Schwarz behängt, und Alle waren voll Sorge und Betrübniß. Aber der Ritter Röd sagte, sie hätten eben nicht nöthig, in Furcht zu sein; denn hätte er die Prinzessin von zwei Trollen befreit, so könnte er sie auch wohl von dem dritten befreien. Darauf führte er die Prinzessin hinaus ans Ufer. Als es aber um die Zeit war, daß der Troll kommen sollte, kroch der Ritter Röd wieder auf den Baum und verbarg sich. Die Prinzessin weinte und bat; aber es half Alles nichts; er blieb bei dem Alten: es sei besser, daß Einer das Leben verlöre, als daß Zwei umkämen.

Lillefort bat wieder um Erlaubniß, an den Strand hinauszugehen. „Ach, was willst Du da?“ sagte die Köchinn; aber er bat so lange, bis sie es ihm denn zuletzt erlaubte; doch mußte er versprechen, daß er wieder zu Hause sein wollte, wenn der Braten gewendet werden sollte. Kaum aber war er darauf ans Ufer gekommen, so kam auch schon der Troll angelaufen; er war noch weit größer, als der vorige, und hatte funfzehn Köpfe. „Feuer!“ schrie der Troll. „Feuer gleichfalls!“ sagte Lillefort. „Kannst Du sechten?“ rief der Troll. „Kann ich's nicht, so kann ich's lernen,“ sagte Lillefort. „Ich will Dich belehren!“ rief der Troll und holte mit seiner eisernen Stange aus, daß die Erde funfzehn Ellen hoch in die Luft fuhr.

„Twi!“ sagte Lillefort: „das war auch was Rechtes! Nun sollst Du aber einen Schlag von mir sehen!“ und damit ergriff er sein Schwert und hieb nach dem Trollen, daß alle funfzehn Köpfe über den Sand hintanzten.

Da war nun die Prinzessin erlöst; sie dankte Lillefort für ihre Rettung und sagte dann wieder: „Schlaf jetzt ein Stündchen auf meinem Schoß!“ und während Lillefort nun da lag und schlief, zog ihm die Prinzessin ein Kleid von Messing an. Als er aufwachte, fragte sie ihn: „Wie soll es aber jetzt an den Tag kommen, daß Du es bist, der mich erlöst hat?“ — „Das will ich Dir sagen,“ versetzte Lillefort: „Wenn nun der Ritter Röd Dich wieder nach Hause geleitet und sich für Den ausgiebt, der Dich erlöst hat, dann weißt Du wohl, soll er Dich und das halbe Reich haben. Wenn man Dich aber dann am Hochzeitstage fragt, Wen Du zum Mundschenken haben willst, dann sollst Du sagen: „Ich will den kleinen Puben haben, der in der Küche ist und der Köchin Holz und Wasser zuträgt.“ Wenn ich Dir dann den Wein einschenke, werde ich einen Tropfen auf dem Ritter seinen Teller verschütten, aber nicht auf Deinen; dann wird er wohl böse werden und mich schlagen, und das wiederholt sich dreimal. Das dritte Mal aber sollst Du sagen: „Schande über Dich, daß Du meinen Herzgeliebten schlägst! denn er hat mich befreit und ihn will ich haben.““ Nachdem Lillefort mit der Prinzessin diese Verabredung getroffen, begab er sich wieder aufs Schloß; zuvor aber nahm er aus dem Trollschiff noch eine ganze Menge Gold und Silber und andre Kost-

barkeiten mit, und der Köchinn brachte er wieder einen ganzen Armvoll Gold- und Silberreifen.

Raum sah der Ritter Röd, daß alle Gefahr vorbei war, als er von dem Baum herunterkroch und die Königstochter wieder durch Drohungen dahin vermochte, zu sagen, er sei es, der sie befreit habe. Darauf geleitete er sie zurück nach dem Schloß; und hatte man ihm zuvor noch nicht Ehre genug angethan, so that man es jetzt. Der König sann und dachte auf nichts Anders, als wie er ihn gebührend dafür belohnen sollte, daß er seine Tochter von den drei Trollen befreit hatte, und es dächte ihm jetzt das Allergeringste, wenn er ihm die Prinzessin und das halbe Reich gäbe. Am Hochzeitstage aber bat die Prinzessin, daß man ihr den kleinen Buben, der in der Küche sei und der Köchinn Holz und Wasser zutrage, zum Mundschenken bei der Hochzeitstafel geben möchte. „Ach, was willst Du mit dem schmutzigen Lumpenjungen?“ sagte der Ritter Röd. Aber die Prinzessin sagte, daß sie ihn zum Mundschenken haben wolle, und keinen Anders; und da mußte man ihr denn nachgeben.

Hierauf ging Alles so, wie es zwischen Lillekott und der Königstochter verabredet war. Lillekott verschüttete dreimal einen Tropfen Wein auf den Teller des Ritters Röd, und jedesmal ward der Ritter zornig und schlug ihn. Beim ersten Schlag fiel dem Knaben das Lumpenkleid ab, das er in der Küche trug; beim zweiten Schlag fiel ihm das Kleid von Messing ab, und beim dritten Schlag das silberne Kleid, so daß er nun da stand in

seinem goldenen Kleide, so blank und prächtig, daß es nur so glitzerte. Da sagte die Königstochter: „Schande über Dich, daß Du meinen Herzgeliebten schlägst; denn er hat mich befreit, und ihn will ich haben!“ Der Ritter Röd schwur und fluchte, daß er es sei, der sie befreit hätte, und kein Andern. Da sprach der König: „Wer meine Tochter befreit, der kann auch wohl die Wahrzeichen aufweisen.“ Da lag der Ritter Röd hin und holte sein Tuch mit den Lungen und Zungen; Lillforkort aber holte das Gold und Silber und alle die Kostbarkeiten, die er aus dem Trollschiff mitgenommen hatte, und jeder legte das seinige vor den König hin. Da sprach der König: „Wer solche kostbare Sachen von Gold und Silber und Diamanten aufzuheben hat, der muß auch wohl die Trollen getödtet haben; denn Vergleichen findet man nicht bei Andern.“ Und darauf wurde der Ritter Röd in die Schlangengrube geworfen, und Lillforkort sollte jetzt die Prinzessin und das halbe Reich haben.

Als nun der König eines Tages mit Lillforkort spazieren ging, fragte dieser ihn, ob er nicht noch mehr Kinder hätte. „Ja,“ sagte der König: „ich habe noch eine Tochter gehabt; aber die hat mir ein Troll genommen, weil hier Niemand war, der sie befreien konnte. Kannst Du sie aber befreien, so sollst Du auch sie und das andre halbe Reich dazu haben.“ — „Ich will's versuchen,“ sagte Lillforkort: „dann muß ich aber eine eiserne Kette haben, fünfhundert Ellen lang, und fünfhundert Mann muß ich mit haben und Proviant für sie auf funfzehn Wochen;

denn ich muß weit zur See fort.“ Ja, das sollte er alles bekommen; nur befürchtete der König, er möchte kein Schiff haben, welches groß genug wäre, alles das zu tragen. „Ich habe selbst ein Schiff,“ sagte Lillfork und nahm aus seiner Tasche das Schiff hervor, welches das alte Weib ihm gegeben hatte. Der König lachte und meinte, es wäre bloß sein Scherz; aber Lillfork sagte, man solle ihm nur Alles geben, was er verlangt hätte, dann solle der König nachher schon sehen. Man brachte hierauf alle die Sachen zusammen, und nun wollte Lillfork, daß man zuerst die eiserne Kette ins Schiff legen sollte; aber da war kein Einziger, der sie aufzuheben vermochte, und Viele konnten nicht auf einmal Platz um das kleine Schiff bekommen. Da nahm Lillfork selbst die Kette an dem einen Ende und legte einige Ringe davon ins Schiff, und wie er sie nach und nach weiter hineinbrachte, ward das Schiff immer größer, und zuletzt ward es so groß, daß sowohl die Kette, als die fünfhundert Mann nebst dem Proviant, und Lillfork sehr gut Platz darin hatten. Da sprach Lillfork: „Fahr hin über Süßwasser und Salzwasser, über Berg' und tiefe Thäler, bis daß du kommst, wo des Königs Tochter ist!“ und sogleich fuhr das Schiff davon, daß es zischte und braus'te, über Land und über Wasser. — Als sie nun eine lange, lange Zeit gefezelt hatten, stand das Schiff eines Tages plötzlich auf der See still. „Ja, nun sind wir glücklich an Ort und Stelle gekommen,“ sagte Lillfork: „wie wir aber wieder fortkommen werden, das steht noch dahin.“ Darauf nahm

er die eiserne Kette und band sich das eine Ende um den Leib. „Jetzt muß ich zu Boden,“ sagte er: „Wenn ich aber nachher wieder herauf will und einen starken Ruck an die Kette thu', dann müßt Ihr alle auf einmal anziehen für einen Mann, sonst kostet es mir und Euch das Leben,“ und damit sprang er ins Wasser, daß die Wellen über ihn zusammenschlugen. Er sank tiefer und immer tiefer, und endlich kam er auf den Grund. Dort sah er einen Berg, worin eine Thür war, und da ging er hinein. In dem Berge nun fand er die Prinzessin, welche eben mit ihrem Nähzeug beschäftigt war. „Ach, Gott sei Lob!“ rief sie, als sie Lillfork erblickte, und klatschte in die Hände: „noch habe ich keine Menschenseele gesehen, so lange ich hier bin.“ Lillfork sagte ihr, daß er gekommen sei, um sie wieder zu ihrem Vater zurückzubringen. „Ach, mich bekommst Du nicht mit,“ sagte sie: „das wird Dir nicht gelingen; denn bekommt der Troll Dich zu sehen, kostet es Dir das Leben.“ — „Gut, daß Du von ihm sprichst!“ sagte Lillfork: „Wo ist er? Es könnte spaßhaft sein, ihn zu sehen.“ Die Königs Tochter erzählte ihm darauf, daß der Troll ausgegangen wäre und Jemanden suchte, der hundert Lasten Malz auf einmal zu Bier brauen könne; denn der Troll wollte ein Gastmahl geben, und dabei verschlug keine geringere Quantität. „Das kann ich,“ sagte Lillfork. „Wenn nur der Troll nicht so jochzornig wäre, daß ich es ihm sagen könnte, eh' er Dich erblickt,“ versetzte die Prinzessin: „aber er ist so wüthend, daß er Dich den Augenblick in Stücke zerreißt, wenn er

Dich gewahr wird. Indessen verbirg Dich nur hier so lange in den Bettverschlag, dann will ich sehen, Was zu thun ist.“ Das that denn Lillefort, und kaum war er in seinem Versteck, so kam auch schon der Troll an. „Hovv! es riecht hier so nach Menschenfleisch!“ rief er. „Ja, es flog hier ein Vogel über's Dach mit einem Menschenknochen im Schnabel, den ließ er durch den Schornstein fallen,“ versetzte die Königstochter: „ich habe mich zwar beeilt, ihn hinwegzuschaffen, aber es muß wohl noch der Geruch davon zurückgeblieben sein.“ — „Ja, das ist's wohl!“ sagte der Troll. Darauf fragte die Prinzessin ihn, ob er Jemanden gefunden habe, der hundert Lasten Malz auf einmal zu Bier brauen könne. „Nein, da ist Keiner, der das kann,“ sagte der Troll. „Vor einer Weile war Einer hier, der sagte, er könnte es,“ versetzte die Königstochter. „Du bist nun immer so klug,“ sagte der Troll: „warum liehest Du ihn denn gehen? Du wüßtest doch, daß ich eben einen Solchen suche.“ — „Ich hab' ihn auch nicht gehen lassen,“ versetzte die Königstochter: „aber Du bist nun gleich immer so jachmüthig; darum verbarg ich ihn derweil in den Bettverschlag. Wenn Du also noch keinen tüchtigen Brauer gefunden hast, so kannst Du's ja mit ihm versuchen.“ — „Ja, laß ihn kommen!“ sagte der Troll. Als Lillefort nun hervorkam, fragte der Troll ihn, ob es wahr sei, daß er hundert Lasten Malz auf einmal zu Bier brauen könne. „Ja, das ist wahr,“ antwortete Lillefort. „So ist's gut, daß ich Dich bekam,“ sagte der Troll: „mach Dich nur gleich

an die Arbeit! Aber Gnade Dir Gott, wenn Du das Bier nicht stark genug brau'st." — „Es soll schon Geschmack kriegen," sagte Lillefort und stellte sogleich das Geschirr zurecht. „Ich muß aber mehr Männer zum Zutragen haben," sagte er: „denn die paar, die ich bekommen habe, können nicht Viel austrichten." Er erhielt nun noch mehr Leute, so viele, daß es von ihnen wimmelte, und darauf ging das Brauen los. Als nun die Würze fertig war, wollten Alle sie kosten, zuerst der Troll selbst, und nachher die Andern. Aber Lillefort hatte die Würze so stark gebrau't, daß sie todt umfielen, wie die Fliegen, sowie sie davon tranken. Zuletzt war Niemand mehr übrig, als ein altes kümmerliches Weib, das hinter dem Ofen lag. „Ach, Du Arme!" sagte Lillefort: „Du mußt doch auch meine Würze kosten," und damit ging er hin und füllte mit der Butte auf. Was noch am Boden übrig geblieben, und gab es ihr. Da war er sie alle insgesamt quitt.

Als er nun da stand und sich umsah, ward er eine große Kiste gewahr, die nahm Lillefort und packte sie voll Gold und Silber, umschlang dann sich und die Prinzessin und die Kiste mit der eisernen Kette und that einen Ruck daran aus allen Kräften. Da zogen die Leute auf dem Schiff alle auf einmal an und brachten sie gesund und behalten wieder heraus. Nun sprach Lillefort: „Fahr hin über Süßwasser und Salzwasser, über Berg und tiefe Thäler, bis daß du kommst zu des Königs Schloß!" — und sogleich fuhr das Schiff davon, daß der Schaum zu bei-

den Seiten stand. Als Die, welche auf dem Schloß waren, das Schiff ankommen sahen, zogen sie alsbald hinaus mit Gesang und Spiel und empfingen Lillefort mit großer Freude. Am frohesten von Allen aber war der König, der jetzt seine Tochter wieder bekommen hatte.

Nun war aber Lillefort in Verlegenheit wegen der Prinzessinnen; denn beide wollten ihn haben, und er wollte nur die haben, welche er zuerst befreit hatte, und das war die jüngste. Er sann und dachte lange darüber nach, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen sollte; denn die jüngste wollte er nicht fahren lassen, und der andern wollte er auch nicht gern zuwider sein. Da fiel es ihm ein, wenn jetzt sein Bruder, König Lavring, da wäre, der ihm so ähnlich sah, daß Keiner sie von einander zu unterscheiden vermochte, so könnte der die andre Prinzessin und das halbe Reich bekommen; denn er selbst wollte sich gern mit der einen Hälfte begnügen. Wie gedacht, so gethan: er ging vor's Schloß und rief laut den König Lavring bei Namen; aber es kam Niemand. Da rief er noch lauter; aber es fand sich auch diesmal Keiner ein. Zuletzt rief er aus allen Kräften — und da stand plötzlich sein Bruder vor ihm. „Ich sagte Dir ja, Du solltest mich nicht eher rufen, als bis Du in der äußersten Noth wärst,“ sprach er: „und hier ist ja keine Mücke, die Dir Was zu Leide thun kann,“ und damit schlug er auf ihn zu, daß Lillefort über die Wiese hinpurzelte. „Schande über Dich, daß Du mich so schlägst!“ sagte Lillefort: „Erst hab' ich eine Königstochter und das halbe Reich gewonnen,

und nachher die andre Königstochter und das andre halbe Reich dazu, und nun wollte ich mit Dir theilen und Dir die eine Prinzessin und die Hälfte des Königreichs abgeben. Däucht es Dir denn recht, mich also zu schlagen?“ Als König Lavring das hörte, bat er seinen Bruder um Verzeihung, und da vertrugen sie sich alsbald und waren wieder gute Freunde. Darauf sprach Villefort: „Du weißt, daß wir einander so ähnlich sehen, daß Niemand uns zu unterscheiden vermag; darum tausche Du jetzt Deine Kleider mit mir und geh hinauf auf das Schloß; dann werden die Prinzessinnen glauben, daß ich es bin, und die, welche Dich dann zuerst küßt, die nimmst Du, und die andre behalt ich.“ Also sprach Villefort; denn er wußte wohl, daß die älteste Königstochter auch die stärkste war, und konnte sich daher wohl denken, wie's kommen würde. König Lavring war sogleich bereit, zu thun, wie sein Bruder ihm gesagt hatte: er tauschte mit ihm seine Kleider und ging aufs Schloß. Als er nun zu den Prinzessinnen eintrat, glaubten sie, es sei Villefort, und ließen beide sogleich auf ihn zu. Aber die älteste, welche die größte und stärkste war, schob die jüngere Schwester bei Seite, faßte König Lavring um den Hals und küßte ihn. Und so bekam denn König Lavring die älteste, und Villefort die jüngste Prinzessin. Da kann sich's denn wohl ereignet haben, daß eine Hochzeit ward, wovon man sich in sieben Königreichen zu erzählen wußte.

Die Puppe im Grase.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Söhne. Als diese groß waren, sagte er zu ihnen, sie sollten fortreisen in die Welt und sich jeder eine Frau suchen, aber die sollte spinnen und weben und ein Hemd in einem Tag fertig nähen können, sonst wollte er sie nicht zur Schwiegertochter haben. Jedem von ihnen gab er ein Pferd und eine ganz neue Rüstung; und darauf reisten die Söhne fort in die Welt, um sich eine Frau zu suchen. Als sie aber eine Strecke Weges gereist waren, sagten sie, Aschenbrödel wollten sie nicht mit haben; denn der taue doch zu Nichts. Aschenbrödel mußte nun zurückbleiben und wußte gar nicht, wie er's anfangen sollte. Da ward er sehr niedergeschlagen, stieg von seinem Pferd herunter und setzte sich ins Gras hin und weinte. Als er aber eine Weile gegessen hatte, bewegte sich der eine Grashülsen, und es kam daraus eine kleine weiße Gestalt hervor; und als sie näher kam, sah Aschenbrödel, daß es ein niedliches kleines Mäd-

Hen war, aber ganz ganz klein. Diese trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht die Puppe im Grase besuchen wolle. Ja, das wollte Aschenbrödel gern und ging mit ihr.

Als er hinunterkam, saß die Puppe im Grase auf einem Stuhl und war so schön und so gepuzt: sie fragte Aschenbrödel, wo er hin wolle, und in welchem Geschäft er reise.

Er erzählte ihr nun, daß sie ihrer zwölf Brüder wären, und daß der König, ihr Vater, jedem von ihnen ein Pferd und eine Rüstung gegeben und zu ihnen gesagt hätte, sie sollten in die Welt reisen und sich eine Frau suchen, die solle spinnen und weben und ein Hemd in einem Tag fertig nähen können. „Wenn Du nun das kannst und meine Frau werden willst,“ sagte Aschenbrödel: „dann will ich nicht weiter reisen.“ Ja, das wollte sie gern und machte sich sogleich an die Arbeit, fing an zu spinnen und zu weben und nähte das Hemd in einem Tag fertig; aber es ward so klein, so klein, nicht länger, als — so lang.

Damit reißte Aschenbrödel nach Hause. Als er aber das Hemd hervornahm, um es seinem Vater zu zeigen, war er ganz beschämt, weil es so klein war. Der König aber sagte, es machte nichts, er solle das kleine Mädchen heirathen; und darauf reißte Aschenbrödel froh und vergnügt zurück, um seine kleine Braut abzuholen. Wie er nun bei der Puppe im Grase ankam, wollte er sie zu sich auf sein Pferd nehmen; aber das wollte sie nicht, sondern

sagte, sie wolle in einem silbernen Löffel fahren mit zwei kleinen Schimmeln davor. So reisten sie nun fort, er auf seinem Pferd, und sie in dem silbernen Löffel; die beiden Schimmel aber, die sie zogen, waren zwei kleine weiße Mäuse. Aschenbrödel hielt sich immer auf der andern Seite des Weges, damit sein Pferd nicht auf seine Braut treten sollte, denn sie war so klein. Als sie eine Strecke Weges gereist waren, kamen sie zu einem großen Wasser; da ward Aschenbrödels Pferd scheu, sprang hinüber auf die andre Seite des Weges und schlug den Löffel um, so daß die Puppe im Grase ins Wasser fiel. Da ward Aschenbrödel sehr betrübt, und wußte gar nicht, wie er sie erretten sollte. Es dauerte aber nicht lange, so tauchte ein Meermann mit ihr auf, und nun war sie so groß geworden, wie ein andres erwachsenes Frauenzimmer, und noch weit schöner, als zuvor. Da nahm Aschenbrödel sie vor sich auf sein Pferd und ritt mit ihr nach Hause.

Als er dort ankam, waren auch schon seine andern Brüder, jeder mit seiner Braut, eingetroffen; aber die waren so häßlich und so böse, daß sie sich schon unterwegs mit ihren Brautmännern gezauf't hatten. Auf dem Kopf trugen sie Hüte, die waren mit Theer und Asch bestrichen, das war ihnen ins Gesicht herabgetröpfelt, so daß sie davon noch weit häßlicher und abscheulicher waren ausgesehen worden. Als nun die Brüder dagegen Aschenbrödels Braut erblickten, wurden sie alle neidisch auf ihn. Der König aber freute sich so sehr über die

beiden, daß er alle die Andern davon jagte. Darauf hielt
Aschenbrödel mit der Puppe im Grafe Hochzeit und lebte
mit ihr vergnügt und zufrieden eine lange lange Zeit;
und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

Das Köhchen auf Dovre.

Es war einmal ein Mann oben in Finmarken, der hatte einen großen weißen Bären gefangen, den wollte er dem König von Dänemark bringen. Nun traf es sich so, daß er gerade am Weihnachts-Abend zum Dovrefjeld kam, und da ging er in ein Haus, wo ein Mann wohnte, der Halvor hieß; den bat er um Nachtquartier für sich und seinen Bären.

„Ach, Gott helf mir!“ sagte der Mann: „wie sollt ich wohl Jemandem Nachtquartier geben können! Jeden Weihnachts-Abend kommen hier so viel Trollen, daß ich mit den Meinigen ausziehen muß und selber nicht einmal ein Dach über dem Kopf habe.“ —

„O, Ihr könnt mich deswegen immer beherbergen,“ sagte der Mann: „denn mein Bär kann hier hinter dem Ofen liegen, und ich lege mich in den Bettverschlag.“

Halvor hatte Nichts dagegen, zog aber selbst mit seinen Leuten aus, nachdem er zuvor gehörig für die Trollen hatte zurichten lassen: die Tische waren besetzt mit Reis-

brei, Stockfischen, Wurst und Was sonst zu einem herrlichen Gastischmaus gehört.

Bald darauf kamen die Trolle an; einige waren groß, andre klein; einige langgeschwänzt, andre ohne Schwanz; und einige hatten ungeheuer lange Nasen, und alle aßen und tranken und waren guter Dinge. Da erblickte einer von den jungen Trolle den Bären, der unter dem Ofen lag, steckte ein Stückchen Wurst an die Gabel und hielt es dem Bären vor die Nase. „Käggchen, magst auch Wurst?“ sagte er. Da fuhr der Bär auf, sing fürchterlich an zu brummen und jagte sie alle Groß und Klein aus dem Hause.

Das Jahr darauf war Halvor eines Nachmittags so gegen Weihnachten hin im Wald und hau'te Holz für den Heiligen; denn er erwartete wieder die Trolle. Da hörte er es plötzlich im Wald rufen: „Halvor! Halvor!“ — „Ja!“ sagte Halvor. „Hast Du noch die große Kasse?“ rief's. „Ja,“ sagte Halvor: „seht hat sie sieben Zungen bekommen, die sind noch weit größer und böser, als sie.“ — „So kommen wir niemals wieder zu Dir!“ rief der Troll im Walde. Und von der Zeit an haben die Trolle nie wieder den Weihnachtsbrei bei Halvor auf Dore gegessen.

Soria, Moria, Schloß.

Es waren einmal ein Paar Eheleute, die hatten einen Sohn, der hieß Halvor. Von seiner Kindheit an aber wollte der Knabe durchaus Nichts thun, sondern saß immer da und wühlte in der Asche. Die Ältern thaten ihn in die Lehre bei verschiedenen Meistern; aber Halvor hielt es nirgends aus, sondern wenn er ein paar Tage bei einem Meister gewesen war, lief er wieder aus der Lehre, lehrte heim und setzte sich auf den Feuerherd hin und wühlte in der Asche. Da geschah es einmal, daß ein Schiffer zu seinen Ältern kam, der sah Halvor und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, zur See zu fahren und fremde Länder zu sehen. Ja, dazu hatte Halvor große Lust und ging sogleich mit dem Schiffer zur See.

Nun weiß ich nicht recht, wie lange sie schon gefegelt hatten, aber zuletzt erhob sich ein heftiger Sturm, und als der vorüber war, und es wieder ruhig ward, da wußten die Schiffsleute nicht mehr, wo sie sich befanden; sie

waren an eine fremde Küste getrieben, die Keiner von ihnen kannte.

Weil nun gar kein Wind wehte, und sie still liegen bleiben mußten, bat Halvor den Schiffer um Erlaubniß, ans Land zu gehen, um sich dort umzusehen; denn er konnte es nicht aushalten, immer still zu liegen und zu schlafen. „Denkst Du, daß Du Dich vor den Leuten kannst sehen lassen?“ sagte der Schiffer: „Du hast ja keine andre Kleider, als die Lumpen, worin Du gehst und stehst.“ Halvor aber bat so lange, bis der Schiffer ihm endlich die Erlaubniß gab; nur mußte er ihm versprechen, daß er wieder zurückkehren wollte, wenn es anfing zu wehen. Darauf ging er ans Land. Hier waren überall große schöne Ebenen und Wiesen, aber nirgends war eine Spur von Menschen. Bald darauf fing es an zu wehen; aber Halvor wollte noch gern Mehr von dem Lande sehen und schritt daher weiter fort, in der Hoffnung, daß er auch Menschen dort antreffen würde. Nach einer Weile gelangte er auf einen großen breiten Weg, der war so flach und so eben, daß man ein Ei darauf fortrollen konnte. Halvor verfolgte beständig diesen Weg, bis er endlich gegen Abend ein großes schimmerndes Schloß in der Ferne erblickte. Weil er aber den ganzen Tag gegangen war und keinen Mundvorrath mitgenommen hatte, war er entsetzlich hungrig, und je näher er dem Schloß kam, desto unheimlicher ward ihm zu Muth.

Als er endlich das Schloß erreicht hatte, trat er hinein und kam zuerst in die Küche, wo ein helles Feuer

auf dem Herd brannte. In der Küche war Alles so schön und prachtvoll, wie er es nie zuvor in einer Küche gesehen hatte; da standen Gefäße von Gold und von Silber, aber Leute waren nicht da. Als nun Halvor eine Zeitlang gewartet hatte, und Niemand kam, öffnete er eine Thür und trat in ein großes Zimmer. Dort saß eine Prinzessin, die spann an einem Rocken. „Wie!“ rief sie: „darf denn eine Christenseele hieher kommen? Aber am besten ist es, Du machst nur, daß Du gleich wieder fortkommst, wenn Dich der Troll nicht verschlingen soll; denn hier wohnt ein abscheulicher Troll mit drei Köpfen.“ —

„Mir sollt's recht sein, wenn er vier hätte,“ sagte der Bursch: „ich habe große Lust, den Kerl zu sehen; aber ich gehe nicht; denn ich habe nichts Böses gethan. Erst aber mußt Du mir Etwas zu essen geben; denn ich bin verdammt hungrig.“ Als nun Halvor sich satt gegessen hatte, sagte die Prinzessin zu ihm, er sollte versuchen, ob er das Schwert zu schwingen vermöchte, das an der Wand hing. Aber er konnt' es nicht schwingen, ja er konnt' es nicht einmal aufheben. „So mußt Du einen Trunk aus der Flasche thun, die daneben hängt,“ sagte die Prinzessin: „denn das thut der Troll immer, wenn er es gebrauchen will.“ Halvor that darauf einen guten Trunk aus der Flasche, und da konnte er das Schwert in der Hand schwingen wie gar Nichts. Nun, meinte er, sollt's für den Trollen früh genug sein, wenn er käme. Es dauerte auch nicht lange, so kam dieser dahergesaußt. Halvor hinter die Thür. „Gutetu! hier riecht's so

nach Menschenfleisch!“ sagte der Troll, indem er den Kopf zur Thür hereinsteckte. — „Ja, das sollst Du gewahr werden!“ sagte Halvor und hieb ihm alle Köpfe auf einmal herunter. Da ward die Prinzessinn so froh, daß sie sang und sprang; aber wie sie nun an ihre Schwestern dachte, sagte sie: „Ach, wären doch meine Schwestern auch erlöst!“ — „Wo sind die?“ fragte Halvor. Da erzählte sie ihm, daß die eine von einem Trollen auf einem Schloß festgehalten würde, das sechs Meilen von da entfernt wäre, und die andre auf einem Schloß, das noch neun Meilen weiter davon läge.

„Aber jetzt,“ sagte sie: „mußt Du mir erst helfen, diesen Rumpf hinauszuschaffen.“

Dazu war Halvor sogleich bereit; er warf den Rumpf hinaus und machte Alles rein und sauber drinnen, und darauf lebten sie lustig und vergnügt. Den nächsten Morgen aber machte Halvor sich auf, sobald es dämmerte; er gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, sondern ging und lief den ganzen Tag. Als er aber endlich das Schloß vor sich sah, ward ihm doch wieder etwas unheimlich zu Muth; es war noch weit schöner und prächtiger, als das vorige; aber auch hier war keine Menschenseele zu sehen. Halvor trat zuerst in die Küche und ging von da grade aus ins Zimmer. „Wie? darf denn eine Christenseele hieher kommen?“ rief die Prinzessinn: „Ich weiß nicht, wie lange ich nun schon hier bin,“ sagte sie: „aber in all der Zeit habe ich noch nie einen Menschen hier gesehen. Es ist aber wohl am besten für Dich, Du stehst zu, daß Du

wieder fortkommt; denn es wohnt hier ein Troll, der hat sechs Köpfe.“ — „Rein, ich gehe nicht,“ sagte Halvor: „und wenn er noch sechs dazu hätte.“ — „Er nimmt Dich und frisst Dich lebendig,“ sagte die Prinzessin. Aber es half nichts; Halvor wollte nicht wieder fortgehen, denn er war nicht bange vor dem Trollen; aber zu essen und zu trinken wollte er haben, weil er so entsetzlich hungrig war von der Reise. Ja, das bekam er, so Viel er nur mochte. Darnach aber wollte die Prinzessin wieder, daß er gehen sollte. „Rein,“ sagte Halvor: „ich gehe nicht; denn ich habe nichts Böses gethan und brauche mich nicht zu fürchten.“ Als nun Halvor durchaus nicht gehen wollte, sagte die Prinzessin zu ihm: „Versuche denn, ob Du das Schwert zu schwingen vermagst, das dort an der Wand hangt, und das der Troll immer im Kriege gebraucht.“ Halvor konnte aber das Schwert nicht schwingen. Da sagte sie zu ihm, er solle einen Trunk aus der Flasche thun, die daneben hange; und als Halvor das gethan hatte, konnte er das Schwert ohne Mühe schwingen.

Nun dauerte es nicht lange, so kam der Troll an; er war so groß und breit, daß er seitwärts durch die Thür gehen mußte. Als er den ersten Kopf herrinschleifte, rief er: „Gutetu! es riecht hier so nach Menschenfleisch! In demselben Augenblick aber hieb Halvor ihm den Kopf ab, und darnach alle die andern dazu. Da ward die Prinzessin über alle Maßen froh. Als sie aber an ihre Schwestern dachte, äußerte sie den Wunsch, daß auch die erlöst sein möchten. Halvor meinte, dazu könne schon

Math werden und wollte sogleich wieder fort; aber erst mußte er der Prinzessin den Rumpf des Trolles hinaus-schaffen helfen, und darnach begab er sich früh am andern Morgen auf den Weg. Er hatte aber eine weite Reise zu machen, und er ging und lief abwechselnd, damit er noch zu guter Zeit ankäme. Gegen Abend erblickte er endlich das Schloß, das noch weit schöner und prachtvoller war, als die beiden ersten. Nun fürchtete er sich nicht im geringsten mehr, sondern schritt grade durch die Küche fort ins Zimmer. Hier saß eine Prinzessin, die war so schön, daß es gar nicht zu beschreiben ist; die sagte nun eben so, wie die andern, daß sie noch keine Menschenseele gesehen hätte, so lange sie bei dem Trolle sei, und bat ihn, nur sogleich wieder zu gehen, denn sonst fräße der Troll, der neun Körse hätte, ihn lebendig auf, sagte sie. „Und wenn er noch neun dazu hätte, so gehe ich doch nicht,“ sagte Halvor und stellte sich an den Ofen hin. Die Prinzessin bat ihn so flehentlich, er möchte doch wieder fortgehen, damit der Troll ihn nicht auffresse; aber Halvor sagte: „Mag er nur kommen, wenn es ihm gefällt.“ Da gab die Prinzessin ihm das Trollsword und ließ ihn einen Trunk aus der Flasche thun, so daß er's schwingen konnte.

Nun dauerte es nicht gar lange, so kam der Troll dahergekauft, der war aber noch weit größer und freier, als die beiden andern und mußte ebenfalls seitwärts durch die Thür gehen. Als er den ersten Korf hereinsteckte, sagte er eben so, wie die andern: „Guteteu! hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ Im selben Augenblick aber

hieb Halvor ihm den Kopf herunter, und nachher auch alle die andern, aber der letzte war der allerzäheste; den abzuhaueu war die schwerste Arbeit, die Halvor je verrichtet hatte, obgleich er doch meinte, daß er Kräfte habe.

Als Halvor nun auch den dritten Trollen getödtet hatte, kamen alle Prinzessinnen auf dem Schloß zusammen und waren so heiter und vergnügt, wie sie es noch nie in ihrem Leben gewesen; alle aber waren sie in Halvor verliebt, und er durfte nur Diejenige von ihnen wählen, die er am liebsten mochte; die jüngste Prinzessin hielt jedoch am meisten von ihm. Halvor aber stand da ganz still und betrübt. Da fragte die jüngste Prinzessin ihn, warum er so traurig wäre, und ob es ihm nicht bei ihnen gefiele. Ja, sagte Halvor, es gefiele ihm sehr wohl bei ihnen, denn sie hätten ja Genug zu leben, und er hätte gute Tage; aber er trüge ein so großes Verlangen nach Hause, denn er hätte noch Altern am Leben, und die möchte er so gern einmal wiedersehen. Die Prinzessinnen meinten, das ließe sich wohl machen und sagten zu ihm: „Du sollst unbeschädigt hin- und zurückkommen, wenn Du nur genau unsern Rath befolgen willst. Ja, Halvor wollte ihn genau befolgen. Da thaten sie ihm herrliche Kleider an, daß er aussah, wie ein Königssohn, und steckten an seinen Finger einen Ring, der hatte die Eigenschaft, daß er sich damit hin und wieder zurück wünschen konnte. Die Prinzessinnen warnten ihn aber, ja den Ring nicht zu verlieren und nicht ihren Namen zu nennen,

denn alsdann wäre es aus mit der ganzen Herrlichkeit, sagten sie, und er würde sie dann nie wiedersehen.

„Wäre ich jetzt zu Hause, wollte ich froh sein!“ sagte Halvor; und wie er das gewünscht hatte, ging es sogleich in Erfüllung — Halvor stand plötzlich vor dem Hause seiner Ältern. Es war eben um die Schlußstunde, und da seine Ältern einen so vornehmen, stattlichen Herrn eintreten sahen, waren sie ganz erschrocken und bückten und verneigten sich. Halvor fragte, ob er nicht Nachherberge bei ihnen bekommen könne. Nein, das könne er ganz und gar nicht. „Wir sind nicht so eingerichtet,“ sagten sie: „denn wir haben weder das Eine, noch das Andre, womit einem solchen Herrn gebient sein kann,“ und rathen ihm, auf's Schloß zu gehen, wovon er da den Schornstein sähe, da hätten sie Alles vollauf, sagten sie. Halvor aber gefiel das gar nicht, er wollte durchaus bei ihnen Herberge haben; aber die Leute blieben dabei, er solle auf's Schloß gehen, da könne er sowohl zu essen, als zu trinken bekommen, während sie nicht einmal einen Stuhl ihm anzubieten hätten. „Nein,“ sagte Halvor: „auf's Schloß will ich nicht eher, als morgen früh; laßt mich nur die Nacht bei Euch bleiben, ich kann mich ja auf den Herd hinsetzen.“ Dagegen konnten sie denn Nichts einwenden, und Halvor setzte sich nun auf den Herd und fing an, in der Asche zu wühlen, wie er ehemals zu thun pflegte, da er noch zu Hause saulenzte.

Sie sprachen nun von Mancherlei, und Halvor erzählte von Diesem und Jenem, und endlich fragte er sie,

ob sie niemals Kinder gehabt hätten. Ja, sagten sie, sie hätten einen Burschen gehabt, der Halvor geheiß, der sei aber fortgewandert, und sie wüßten nicht, ob er noch am Leben sei, oder schon todt wäre. „Könnt' ich es wohl nicht sein?“ sagte Halvor. — „Nein, das weiß ich gewiß,“ sagte die Frau: „der Halvor war immer so faul und träge, daß er nie das Geringste thun mochte, und dann ging er so lumpig in seinen Kleidern, daß ein Lappen immer auf den andern schlug; aus ihm hätte nie ein solcher Herr werden können, wie Ihr seid.“

Als aber die Frau die Gluth auf dem Herd anschrüte, und der helle Schein davon auf Halvor fiel, da erkannte sie ihn wieder.

„Ja, wahrhaftig bist Du es, Halvor!“ rief sie, und es kam eine solche Freude über die alten Ältern, daß es gar nicht zu sagen ist; und Halvor mußte ihnen nun erzählen, wie es ihm ergangen war, und seine Mutter wollte durchaus, er solle sogleich auf's Schloß gehen und sich den Dienstdirnen zeigen, die immer so stolz gethan hatten; sie lief selber voraus und erzählte ihnen, daß Halvor zu Hause gekommen sei, und jetzt sollten sie nur sehen, wie stattlich er wäre; er sähe aus wie ein Prinz, sagte sie.

„Das muß wahr sein!“ sagten die Dirnen und warfen den Nacken: „er ist wohl derselbe Lump, der er immer gewesen ist.“ Im selben Augenblick aber trat Halvor ein, und da erschrakn die Dirnen so gewaltig, daß sie ihr Hembd auf dem Herd im Stich ließen, wo sie saßen und sich stöh'ten, und im bloßen Unterrock davon liefen. Als

sie zurückkamen, waren sie so beschämt, daß sie es gar nicht wagten, Halvor anzusehen, gegen den sie früher immer so stolz und übermüthig gewesen waren. „Ihr habt Euch nun immer für so fein und so hübsch gehalten,“ sagte Halvor: „und glaubt, es gäbe gar nicht mehr Euresgleichen; Ihr solltet aber nur die älteste Prinzessin sehen, die ich befreit habe! gegen die seht Ihr aus wie wahre Viehmägde, und die zweite ist noch schöner; aber die jüngste, die meine Braut ist, die ist schöner, als Sonne und Mond. Ich wollte nur, sie wären hier, so solltet Ihr sehen!“ sagte Halvor.

Kaum aber hatte er das gesagt, so standen die Prinzessinnen vor ihm; das betrückte ihn sehr; denn er gedachte nun an die Worte, die sie gesprochen. — Auf dem Schloß wurde ein herrliches Gastmahl für die Prinzessinnen angerichtet und großer Aufwand gemacht. Aber sie blieben da nicht lange. „Wir wollen zu Deinen Altern gehen,“ sagten sie: „und uns ein wenig die Umgegend besehen.“ Sie gingen darauf fort und kamen nicht weit vom Schloß zu einem großen Wasser, worin so viele Fische waren, daß es davon wimmelte, die aber niemals gefangen wurden. Dicht beim Wasser war ein schöner grüner Hügel. Da wollten die Prinzessinnen sich niederlegen und sich ein Weilschen ausruhen; denn die Aussicht über das Wasser gefiel ihnen so schön, sagten sie.

Als sie nun eine Weile da gegessen hatten, sagte die jüngste Prinzessin: „Komm, Halvor! ich will Dir den Kopf krauen!“ Halvor legte seinen Kopf auf ihren Schoß,

und es dauerte nicht lange, so schlief er ein. Da zog die Prinzessin ihm den Ring vom Finger und steckte ihm einen andern daran. Darnach sprach sie: „Haltet Euch nun alle fest an mir!“ — und: „Wären wir jezt auf Soria-Moria-Schloß!“

Als Halvor erwachte und sah, daß die Prinzessinnen verschwunden waren, fing er bitterlich an zu weinen und war so betrübt, daß sie ihn gar nicht wieder beruhigen konnten. Wie sehr auch die Ältern ihn trösteten und ihn hielten, bei ihnen zu bleiben, so konnte doch Nichts ihn zurückhalten, sondern er nahm Abschied von ihnen und sagte, er würde sie wohl nie wiedersehen; denn fände er die Prinzessinnen nicht wieder, schiene es ihm nicht werth, länger zu leben, sagte er.

Dreihundert Thaler hatte er noch übrig, die steckte er in die Tasche und begab sich damit auf den Weg. Als er ein Ende gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einem Pferd, das wollte Halvor ihm gern abkaufen und accordirte mit dem Manne. „Es war freilich nicht meine Absicht, es zu verkaufen,“ sagte der Mann: „aber wenn wir des Handels einig werden können, mag es drum sein.“ Halvor fragte ihn, Was er denn für das Pferd haben wolle. „Wiel habe ich nicht dafür gegeben, und Viel ist es auch nicht werth,“ sagte der Mann: „es ist aber ein braves Pferd zum Reiten, obwohl es zum Ziehen eigentlich nicht taugt; doch so Viel vermag es immer, daß es Guern Esbranzen trägt und Euch dazu, wenn Ihr mitunter mal wieder ein Ende geht.“ Sie wurden nun um den

Preis einig, und als Halvor das Pferd bekommen hatte, legte er seinen Ranzen darauf und ging und ritt abwechselnd. Gegen Abend kam er zu einem grünen Hügel, worauf ein großer Baum stand. Da nahm er seinen Eszranzen vom Pferde, ließ diesem die Zügel und legte sich unter dem Baum schlafen. Sobald es Tag wurde, machte er sich wieder auf den Weg; denn er hatte durchaus keine Ruhe. Er ging und ritt den ganzen Tag durch einen großen Wald, worin viele grüne Bläße waren, die herrlich zwischen die Bäume hindurchschimmerten. Halvor wußte nicht mehr, wo er war, und wohin der Weg führte; aber er ließ sich keine Zeit, auszuruhen, außer wenn er dem Pferd Etwas zu essen gab und er selber auf einem der grünen Bläße seinen Ranzen aufschürte. Er ging und ritt immerfort, und der Wald schien niemals ein Ende nehmen zu wollen.

Aber am andern Morgen, als es dämmerte, sah er, daß es zwischen den Bäumen lichter ward. „Ich wollte, ich käme jetzt zu Leuten, wo ich mich ein wenig wärmen und Etwas zu essen bekommen könnte!“ dachte Halvor; und als er noch einige Schritte gegangen war, kam er zu einer armseligen Hütte und sah drinnen durch die Fensterscheiben ein Paar alte Leute; sie waren schon sehr alt und hatten einen ganz grauen Kopf, so grau, wie Tauben, und die Frau hatte eine Nase, die war so lang, daß sie sie statt Feuergabel auf dem Herd gebrauchte. „Guten Abend!“ sagte Halvor, als er eintrat. „Guten Abend!“ sagte die Frau: „Was führt Euch denn hieher?

Über hundert Jahre sind es jetzt, daß keine Menschenseele hier gewesen ist.“ Halvor erzählte ihnen, daß er nach Sorio-Morio-Schloß wolle, und fragte, ob sie nicht den Weg dahin wüßten. „Nein,“ sagte die Frau: „den weiß ich nicht; aber nun kommt gleich der Mond, den will ich fragen; denn der scheint auf Alles und sieht Alles, der mag es wohl wissen.“ Als nun der Mond hell und klar über den Bäumen stand, ging die Frau hinaus und rief: „Du Mond, Du Mond! kannst Du mir nicht den Weg nach Sorio-Morio-Schloß sagen?“ — „Nein,“ sagte der Mond: „das kann ich nicht; denn als ich in der Gegend schien, stand eine Wolke davor.“ — „Warte nur ein wenig,“ sagte die Frau zu Halvor: „nun kommt bald der Westwind, der weiß es gewiß; denn der weht und bläht in jeden Winkel.“ „Gi! hast Du auch ein Pferd?“ rief sie darauf, als sie Halvors Pferd erblickte: „laß doch das arme Thier ein wenig in die Koppel hinaus, und hier nicht bei der Thür stehen und hungern!“ „Aber willst Du es mir nicht vertauschen?“ sagte sie: „Ich habe hier ein Paar alte Stiefeln stehen, womit Du sieben Meilen in einem Schritt machen kannst; die will ich Dir für Dein Pferd geben: dann kannst Du um so viel eher nach Sorio-Morio-Schloß kommen.“ Das war Halvor schon recht, und die Alte freute sich so sehr über das Pferd, daß sie tanzte und sprang. „Nun kann ich doch, wenn ich will, zur Kirche reiten!“ sagte sie. Halvor, der keine Mähe hatte, wollte sogleich mit den Stiefeln fort; aber die Alte sagte: „Es hat nicht so große Eile; lege Dich

nur erst ein wenig auf die Bank hin und schlafe, denn ein Bett habe ich Dir nicht anzubieten; indess will ich aufpassen, wenn der Westwind kommt."

Als nun Halvor ein wenig geschlafen hatte, kam der Westwind dahergesauft, daß die alte Hütte krachte. Die Alte hinaus: „Du Westwind! Du Westwind!“ rief sie: „weißt Du nicht den Weg nach Soria-Moria-Schloß? Hier ist Einer, der will gern hin.“ — „Ja, den weiß ich sehr gut,“ sagte der Westwind: „ich soll eben jetzt dahin und die Kleider zur Hochzeit trocknen. Ist er rasch zu Fuß, so kann er mit mir reisen.“ Halvor hinaus. „Du mußt schnell sein, wenn Du mit willst,“ sagte der Westwind, und fort ging's über Ruch und Busch, über Hügel und Thal, so daß Halvor Genug zu thun hatte, um Schritt zu halten. Endlich sagte der Westwind: „Jetzt kann ich nicht weiter mit Dir reisen; denn ich muß dort noch erst ein Stück Tannenwald umreißen, eh' ich zur Bleiche komme und die Kleider trockne; wenn Du aber längs der Bergseite fortgehst, so kommst Du zu einigen Birnen, die dort stehen und Zeug waschen, und von da ist es nicht mehr weit nach Soria-Moria-Schloß.“

Um eine Weile kam Halvor zu den Birnen, die da stunden und wuschen; sie fragten ihn, ob er nicht den Westwind gesehen hätte, der sollte kommen und das Zeug zur Hochzeit trocknen. „Ja,“ sagte Halvor: „er ist nur hin und reißt ein Stück Tannenwald um; es wird aber nicht lange dauern, so ist er da,“ und nun befragte er sie um den Weg nach Soria-Moria-Schloß. Sie zeigten

ihn darauf zurecht, und als er ans Schloß kam, war es da so voll von Menschen und Pferden, daß es wimmelte. Halvor aber war so zerlumpt und zerrissen, weil er dem Westwind über Ruch und Busch und Stock und Stein gefolgt war, daß er sich gar nicht sehen lassen mochte, sondern sich abseits hielt; erst den letzten Tag trat er hervor, da eben die Gäste sich zur Tafel setzten. Als sie nun, wie es Sitte und Gebrauch ist, die Gesundheit des Bräutigams und der Braut tranken und ihnen Glück wünschten, und der Mundschenk Allen, sowohl Rittern, als Knappen, zutrank, da kam der Becher auch zu Halvor. Er brachte nun ebenfalls die Gesundheit des Brautpaares aus, darnach ließ er den Ring, den die Prinzessin ihm an den Finger gesteckt hatte, als er an dem Wasser eingeschlafen war, in den Becher fallen und sagte zu dem Mundschenken, er solle die Braut von ihm grüßen und ihr den Becher reichen. Wie nun die Prinzessin ihren Ring erblickte, stand sie sogleich vom Tische auf und sprach: „Wer hat es wohl am ersten verdient, Eine von uns zur Gemahlinn zu haben, Der, welcher uns befreit hat, oder Der, welcher hier als Bräutigam sitzt?“ Natürlich der Erste, sagten Alle, darüber könnten durchaus nicht zwei Meinungen sein. Und als Halvor das hörte, säumte er nicht, seine Knappen abzuwerfen und sich als Bräutigam zu schmücken. „Ja, Das ist der Rechte!“ rief die Prinzessin, als sie ihn erblickte, ließ den Andern mit einer langen Nase abziehen und hielt Hochzeit mit Halvor.

Der Herr Peter.

Es waren einmal ein Paar arme Eheleute, die hatten drei Söhne. Wie die beiden ältesten hießen, weiß ich nicht; aber der jüngste hieß Peter. Als die Ältern gestorben waren, und die Kinder sich in die Erbschaft theilen wollten, war Nichts da, als ein Grapen, eine Brodplatte und eine Kage. Der älteste, welcher das Beste haben sollte, nahm den Grapen. „Wenn ich den ausleihe, bleibt doch immer Etwas für mich auszuschrapen drin,“ sagte er. Der zweite nahm die Brodplatte: „Wenn ich die ausleihe, bleibt doch immer Etwas für mich abzukragen dran,“ sagte er. Für den jüngsten blieb nichts Anders übrig, als die Kage. „Wenn ich die ausleihe, bekomm’ ich Nichts dafür,“ sagte er: „gibt man ihr auch ein wenig Milch, so schleckt sie sie selbst.“ Gleichwohl nahm er doch die Kage; denn es jammerte ihn, sie umkommen zu lassen.

Hierauf wanderten die Brüder fort in die Welt, um ihr Glück zu versuchen, und jeder zog seine Straße. Als der jüngste eine Weile fortgegangen war, sagte die Kage: „Es soll Dir nicht leid sein, daß Du mich nicht in der

alten Hütte hast umkommen lassen, sondern mich mit Dir genommen. Ich werde in den Wald gehen und allerlei Gethier greifen, das sollst Du zu dem König auf das Schloß tragen, das Du dort siehst, und sagen, Du brächtest ihm ein kleines Geschenk. Wenn er Dich dann fragt, von Wem das ist, sollst Du sagen: „Das ist von dem Herrn Peter.““ Hierauf lief die Kage in den Wald, und kam bald mit einem lebendigen Rennthier zurück; dem war sie auf den Kopf gesprungen, hatte sich zwischen die Hörner gesetzt und gesagt: „Gehst Du nicht gradeweges zu des Königs Schloß, so frage ich Dir die Augen aus,“ darum wagte das Rennthier auch nicht, anders zu thun, als die Kage ihm gesagt hatte. Wie Halvor nun zum Schloß kam, ging er mit seinem Thier in die Küche und sagte: „Ich komme, um dem König ein kleines Geschenk zu überbringen, wenn er es nicht verschmähen wollte.“ Als man dem König das anmeldete, kam er sogleich in die Küche, und wie er das große schöne Rennthier erblickte, war er darüber außerordentlich erfreut. „Mein lieber Freund,“ sagte er zu Halvor: „Wer ist es, der mir ein so schönes Geschenk sendet?“ — „O, das ist der Herr Peter,“ sagte der Bursch. „Der Herr Peter?“ sagte der König: „wo wohnt er doch noch, dieser Herr Peter?“ denn es dünkte ihm eine Schande, daß er einen solchen Mann nicht kennen sollte. Aber der Bursch wollte es ihm nicht sagen; er dürfe es nicht wegen seines Herrn, sagte er. Darauf gab der König ihm ein gutes Trinkgeld und bat ihn, seinen Herrn von ihm zu grüßen, und er ließe sich auch vielmal bedanken.

Den andern Tag lief die Kaze wieder in den Wald, sprang einem Hirsch auf den Kopf, setzte sich ihm zwischen die Augen und nöthigte ihn ebenfalls durch Drohungen, nach des Königs Schloß zu gehen. Als Peter in die Küche eintrat, sagte er wieder, er käme, um dem König ein kleines Geschenk zu überbringen, wenn er es nicht verschmähen wolle. Der König freute sich über den Hirsch noch mehr, als über das Rennthier, und fragte, Wer es denn wäre, der ihm ein so schönes Geschenk sende. „Das ist der Herr Peter,“ sagte der Bursch. Als aber der König wissen wollte, wo der Herr Peter wohne, bekam er wieder dieselbe Antwort, wie den vorigen Tag, und diesmal gab er Peter ein noch größeres Trinkgeld.

Den dritten Tag kam die Kaze mit einem Elenthier an. Als Peter in die Küche auf dem Schloß trat und sagte, er brächte dem König ein kleines Geschenk, ward es dem König sogleich angesagt. Wie dieser nun herauskam und das große schöne Elenthier erblickte, war er darüber so voller Freude, daß er nicht wußte, „auf welchem Bein er stehen wollte,“ und das Mal gab er Peter ein noch weit größeres Trinkgeld, es waren gewiß hundert Thaler. Nun wollte aber der König durchaus wissen, wo der Herr Peter wohnte, und forschte und fragte auf alle mögliche Weise; aber Peter sagte, er dürfe es nicht sagen von wegen seines Herrn, denn der hätte es ihm so strenge verboten. „So sage denn dem Herrn Peter, ich ließe ihn bitten, mich zu besuchen,“ sagte der König. Ja, sagte der Bursch, er wollt's wohl bestellen. Als Peter darauf zu

der Kage kam, sagte er: „Na, Du hast mich in eine schöne Patsche gebracht! Nun will der König, ich soll ihn besuchen, und ich habe ja nichts Anders auf den Leib zu ziehen, als die Lumpen, worin ich gehe und stehe.“ — „O, sei deswegen nicht bekümmert!“ sagte die Kage: „um drei Tage sollst Du Pferde und Wagen und so schöne Kleider bekommen, daß das Gold heruntertröpfelt; dann kannst Du den König besuchen. Aber Was Du auch beim König siehst, so mußt Du immer sagen, Du hättest es noch weit schöner und prächtiger zu Hause; das mußt Du nicht vergessen.“ Nein, Peter wollt's nicht vergessen. — Als nun die drei Tage um waren, kam die Kage mit Wagen und Pferden und Kleidern und Allem, was Peter gebraucht. Das Alles aber war so prächtig, wie Niemand Vergleichenen noch gesehen hatte. Nun fuhr Peter nach dem Schloß, und die Kage lief hinterher. Der König empfing den Burschen sehr freundlich; aber Was er ihm auch zeigen und anbieten mochte, so sagte Peter immer, ja, das wäre Alles recht gut, aber er hätt's doch noch weit schöner und prächtiger zu Hause. Das wollte nun dem König gar nicht ansehn, aber Peter blieb immer beim Alten. Zuletzt ward der König so verdrießlich, daß er sich nicht länger halten konnte. „Nun will ich mit Dir reisen,“ sagte er: „und sehen, ob es wahr ist, daß Du Alles so viel besser und schöner hast, als ich. Aber Gnade Dir Gott, wenn Du lügst! Ich sage nicht mehr.“ — „Ja, nun hast Du mich schön in die Finte gebracht!“ sagte Peter zu der Kage: „nun will der König mit mir reisen nach

meinem Hause, aber das ist wohl nicht gut zu finden.“ — „Laß Dich das nicht kümmern!“ sagte die Kage: „ich werde voranlaufen, und folge Du mir dann nur immer nach.“ Darauf reißten sie fort: die Kage voran, darnach Peter, welcher hinter ihr her fuhr, und dann der König mit seinem ganzen Hofstaat.

Als sie nun ein gutes Ende gefahren waren, kamen sie zu einer großen Heerde Schafe, die hatte Wolle, so lang, daß sie an der Erde schleppte. „Willst Du sagen, daß diese Schafheerde dem Herrn Peter gehört, so gebe ich Dir diesen silbernen Löffel,“ sagte die Kage zum Hirten — den Löffel aber hatte sie mit aus dem Königsschloß genommen —. Ja, das wollte der Hirt wohl sagen. Als nun der König gefahren kam, rief er: „Hi! ei! hab' ich doch nie eine so große schöne Schafheerde gesehen! Wem gehört die, mein kleiner Bursch?“ — „Die gehört dem Herrn Peter,“ sagte der Bursch.

Nach einer Weile kamen sie zu einer schönen großen Heerde scheckiger Kühe, die waren so fett, daß sie glänzten. „Willst Du sagen, daß diese Heerde dem Herrn Peter gehört, wenn der König Dich fragt, so gebe ich Dir diesen silbernen Handzuber,“ sagte die Kage zu der Dirn, die das Vieh trieb — den Zuber aber hatte sie auch aus dem Schloß mitgenommen —. „Ja, recht gern!“ sagte die Dirn. Als nun der König gefahren kam, wunderte er sich sehr über die große schöne Heerde; eine so schöne Viehheerde, meinte er, hätte er noch nie gesehen; und als

er die Dirn fragte, Wem das Vieh gehöre, sagte sie: „O, das gehört alles dem Herrn Peter.“

Ein Ende weiter hin trafen sie eine große schöne Koppel Pferde an, es waren die schönsten Pferde, die man sehen konnte; alle waren sie groß und fett, und von jeder Farbe waren sechs: rothe, fahle und blaue. „Wißt Du sagen, daß diese Pferdetriß dem Herrn Peter gehört, wenn der König Dich fragt, so geb' ich Dir diesen silbernen Abguß,“ sagte die Kage zum Hirten — den Abguß hatte sie auch aus dem Schloß mitgenommen —. Ja, der Bursch wollt's wohl sagen. Als nun der König ankam, war er ganz verwundert über die große schöne Pferdetriß; denn solche Pferde hätte er noch nie gesehen, sagte er, und als er den Burschen fragte, Wem alle die rothen und fahlen und blauen Pferde gehörten, sagte der: „Die gehören alle dem Herrn Peter.“

Als sie nun ein gutes Ende weiter gereist waren, kamen sie zu einem Schloß. Die erste Pforte war von Messing, die zweite von Silber, und die dritte von Gold. Das Schloß selbst war von Silber und so blank, daß es Einem in den Augen weh that, wenn man es ansah; denn es schien grade die Sonne darauf, wie sie ankamen. Die Kage hatte die Gelegenheit ersehen, dem Burschen unbemerkt ins Ohr zu flüstern, er solle sagen, das wäre sein Schloß. Drinnen im Schloß aber war's noch viel prächtiger, als außen: Alles war hier von Gold, sowohl die Stühle, als die Tische und die Bänke. Als nun der König rings umhergegangen war und Alles genau betrachtet

hatte, von unten und von oben, da ward er ganz beschämt. „Ja, der Herr Peter hat Alles weit prächtiger, als ich,“ sagte er: „es hilft nicht, daß man es leugnet,“ und damit wollte er wieder fortreifen. Aber Peter bat ihn, er möchte doch bleiben und bei ihm zu Abend essen. Na, das that denn der König auch; aber sauer sah er die ganze Zeit. — Während sie nun bei Tische saßen, kam der Troll gegangen, dem das Schloß gehörte, und klopfte an die Pforte. „Wer ist es, der mein Essen verzehrt und meinen Meth trinkt, als wären Schweine drinnen?“ rief er. Als die Kage das hörte, lief sie sogleich hinaus, trat an die Pforte und sprach: „Wart einmal! ich will Dir erzählen, wie der Bauer es mit dem Winterkorn macht,“ und darauf erzählte sie dem Trollen sehr weitläufig vom Winterkorn: wie zuerst der Bauer seinen Acker pflüge, darnach ihn dünge, und dann wieder pflüge u. s. w., bis plötzlich die Sonne aufging *). „Sieh Dich mal um, dann wirst Du hinter Dir die schöne herrliche Jungfrau erblicken!“ sagte die Kage zum Trollen. Da sah dieser sich um, erblickte die Sonne und barst mitten von einander **).

„Nun gehört Alles Dir,“ sagte darauf die Kage zu Petern: „Jetzt aber sollst Du mir den Kopf abschlagen,

*) Bekanntlich sind in Norwegen die Nächte um die Mitte des Sommers nur sehr kurz, so daß die Sonne fast beständig am Himmel steht. Anm. d. Übersf.

**) In der nordischen Mythologie heißt es sonst von den Schwarz-elfen, daß sie in Stein verwandelt werden, sobald die Sonne sie bescheint. Anm. d. Übersf.

das ist der einzige Lohn, den ich für die Dienste verlange, die ich Dir gethan habe.“ Das wollt' aber Peter durchaus nicht. „Wenn Du es nicht thust,“ sagte die Kage: „so frage ich Dir die Augen aus.“ Da konnte Peter nicht anders, sondern mußte thun, wie die Kage wollte, so sauer es ihm auch ankam: mit einem Streich hatte er ihr den Kopf vom Rumpf abgehau't. Da stand aber plötzlich vor ihm die schönste Prinzessin, die man je gesehen hat, und Peter wurde augenblicklich ganz in sie verliebt. „Alle diese Herrlichkeit gehörte früher mir,“ sagte die Prinzessin: „aber der Troll hatte mich verzaubert, so daß ich als Kage in dem Hause Deiner Ältern sein mußte. Nun kannst Du thun, Was Du willst, mich zu Deiner Gemahlinn nehmen, oder nicht; denn nun bist Du König über das ganze Reich.“ — Der nicht nein sagte, das war Peter, und es ward eine Hochzeit gehalten und ein Gastmahl, das dauerte ganze acht Tage lang. Nun war ich aber nicht länger bei dem Herrn Peter und der jungen Königin.

Nase *), das kleine Gänsemädchen.

Es war einmal ein König, der hatte so viele Gänse, daß er eigens eine Dirn halten mußte, sie zu hüten; diese Dirn hieß Nase, und darum nannten die Leute sie Nase, das Gänsemädchen. Nun traf es sich, daß der Königssohn von England aus Freien ausreiste, dem setzte Nase sich in den Weg. „Was siehst Du da, Du kleine Nase?“ sagte der Königssohn. „Ich sehe hier und fücke das Zeug und sehe Lappen auf Lappen,“ sagte Nase: „denn ich warte auf den Königssohn von England.“ — „Den kannst Du nicht bekommen,“ sagte der Prinz. „Wenn ich ihn haben soll, dann werd' ich ihn wohl kriegen,“ sagte die kleine Nase. — Es wurden nun Maler ausgesandt nach allen Ländern und Reichen, die sollten die schönsten Prinzessinnen abmalen, und dann wollte der Königssohn sich eine zur Gemahlinn aussuchen. Eine von ihnen gefiel ihm auch so gut, daß er sogleich zu ihr reiste und um sie freite; sie sagte auch Ja und ward seine Braut, und darüber war

*) Sprich: Nase.

der Prinz außerordentlich vergnügt. Nun hatte aber der Prinz einen Stein, und wenn er den vor sein Bett hinlegte, sagte der ihm Alles, worüber er ihn befragte. Als daher die Prinzessin angereist kam, sagte Aase, daß Gänsemädchen, zu ihr, wenn sie schon früher einen Liebesen gehabt hätte, oder sich wegen einer gewissen Sache, wovon der Prinz Nichts wissen solle, etwa nicht frei fühle, so müsse sie sich in Acht nehmen, daß sie nicht über den Stein trete, den der Prinz vor sein Bett hingelegt hätte, denn der sage ihm Alles. Als die Prinzessin das hörte, ward sie sehr angst und bat die kleine Aase, daß sie sich am Abend an ihrer Stelle zu dem Prinzen ins Bett legen möchte, und wenn er dann eingeschlafen sei, wollten sie wieder umeintauschen, so daß er am Morgen, wenn es hell würde, die Rechte bei sich hätte. Das thaten sie denn auch. Als Aase, das Gänsemädchen, über den Stein trat, fragte der Prinz: „Wer ist es, der in mein Bett steigt?“ — „Eine und keusche Jungfrau,“ sagte der Stein, und darauf legten sie sich schlafen. In der Nacht aber kam die Prinzessin und legte sich an Aase's Stelle. Als sie aber am andern Morgen aufstanden, fragte der Prinz den Stein wieder: „Wer ist es, der aus meinem Bett steigt?“ — „Eine, die schon drei Kinder gehabt hat,“ sagte der Stein. Wie der Prinz das hörte, wollte er sie nicht haben, sondern schickte sie wieder nach Hause und nahm sich eine andre Braut.

Als er nun die neue Braut besuchen wollte, hatte Aase, das kleine Gänsemädchen, sich wieder vor ihm in

den Weg hingesezt. „Was sitzt Du hier, Du kleine Nase?“ sagte der Prinz. „Ich sitze hier und flicke das Zeug und setze Lappen auf Lappen, denn ich warte auf den Königssohn von England,“ sagte Nase. „Den kannst Du nicht bekommen,“ sagte der Königssohn. „Wenn ich ihn haben soll, dann werd' ich ihn wohl kriegen,“ sagte Nase.

Mit dieser Prinzessin ging es nun eben so, wie mit der vorigen, nur mit dem Unterschied, daß der Stein, als sie am Morgen aufstand, sagte, sie hätte schon sechs Kinder gehabt. Nun wollte der Prinz auch sie nicht haben, sondern sagte sie wieder aus dem Hause; aber einmal, meinte er, wollt' er's noch versuchen, ob er nicht Eine finden könne, die noch eine reine und keusche Jungfrau sei. Er reiste nun weit umher durch viele Länder, bis er endlich Eine fand, die er leiden mochte. Als er sie darauf einmal besuchte, hatte Nase, das Gänsemädchen, sich wieder in den Weg hingesezt. „Was sitzt Du hier, Du kleine Nase?“ fragte der Prinz. „Ich sitze hier und flicke das Zeug und setze Lappen auf Lappen, denn ich warte auf den Königssohn von England,“ sagte Nase. „Den kannst Du nicht bekommen,“ sagte der Prinz. „Wenn ich ihn haben soll, dann werd' ich ihn wohl kriegen,“ versetzte die kleine Nase.

Als die Prinzessin ankam, sagte Nase, das Gänsemädchen, zu ihr eben so, wie zu den beiden ersten, wenn sie schon einen Liebsten gehabt hätte, oder sonst Etwas im Wege wäre, das der Prinz nicht wissen solle, so müsse sie nicht über dem Stein treten, den der Prinz vor sein

Bett hingelegt hätte, denn der sage ihm Alles. Wie die Prinzessin das hörte, ward sie sehr ängstlich; aber sie war eben so verschlagen, wie die beiden andern, und bat Nase, daß sie sich am Abend an ihrer Stelle zu dem Prinzen ins Bett legen möchte, und wenn er eingeschlafen sei, wollten sie wieder umtauschen, so daß er am Morgen, wenn's hell würde, die Rechte bei sich hätte. Das thaten sie denn auch. Als Nase, das Gänsemädchen, über den Stein trat, fragte der Prinz wieder: „Wer ist es, der in mein Bett steigt?“ — „Keine und keusche Jungfrau,“ sagte der Stein, und darauf legten sie sich schlafen. In der Nacht aber steckte der Prinz einen Ring an Nase's Finger, der war aber so drange, daß sie ihn nicht wieder abkriegen konnte; denn der Prinz hatte nachgerade wohl gemerkt, daß es nicht ganz richtig zuging, und darum wollt' er ein Zeichen haben, woran er die Rechte wieder erkennen könnte. Als der Prinz eingeschlafen war, kam die Prinzessin und jagte Nase in den Gänsestall und legte sich selbst an ihre Stelle ins Bett. Wie sie nun am Morgen aufstanden, und der Prinz fragte: „Wer ist es, der aus meinem Bett steigt?“ sagte der Stein wieder: „Eine, die schon drei Kinder gehabt hat;“ und als der Prinz das hörte, ward er so böse, daß er sie augenblicklich aus dem Hause jagte. Darauf fragte er den Stein, wie es denn mit diesen drei Prinzessinnen zusammenhinge, die über ihn geflogen wären. Da erzählte ihm der Stein, wie die Sache sich verhielt, und daß die Prinzessinnen ihn betrogen und Nase, das kleine Gänsemädchen, an ihre Stelle gelegt hätten.

Das wollte der Prinz erst nicht glauben und ging daher aufs Feld, wo Nase saß und die Gänse hütete; denn er wollte sehen, ob sie wohl den Ring hatte. „Hat sie den, so ist es wohl am besten, daß ich sie zur Gemahlinn nehme,“ dachte er. Als er nun zu ihr aufs Feld kam, sah er, daß sie einen Lappen um ihren Finger gebunden hatte. Er fragte sie, warum sie das gethan hätte. „Ach,“ sagte sie: „ich habe mich so arg geschnitten.“ Der Prinz wollte nun durchaus den Finger sehen; aber Nase wollte den Lappen nicht abnehmen. Da ergriff er ihren Finger und hielt ihn fest, und wie Nase ihn zurückziehen wollte, ging der Lappen ab, und nun erkannte der Prinz sogleich seinen Ring. Da nahm er sie mit sich aufs Schloß und gab ihr viele schöne Kleider und herrlichen Schmuck; und darauf hielten sie Hochzeit. So bekam nun Nase, das kleine Gänsemädchen, den Königssohn von England, bloß weil es so bestimmt war, daß sie ihn haben sollte.

Der Bursch und der Teufel.

Es war einmal ein Bursch, der ging auf einem Wege und knackte Nüsse; da fand er eine, die war wurmförmig, und im selben Augenblick begegnete ihm der Teufel. „Ist es wahr,“ sagte der Bursch: „was man sagt, daß der Teufel sich so klein machen kann, als er will, und sich durch ein Nadelöhr zwingen?“ — „Ja,“ antwortete der Teufel. „Oh! laß mich einmal sehen und kriech in diese Nuß!“ sagte der Bursch wieder; und das that der Teufel. Als er durch das Loch gekrochen war, schlug der Bursch einen Pflock hinein. „Nun hab' ich Dich!“ sagte er und steckte die Nuß in die Tasche. Wie er nun ein Ende gegangen war, kam er zu einer Schmiede, da ging er hinein und bat den Schmied, er möchte ihm doch die Nuß entzwei schlagen. „Ja, das soll leicht gethan sein,“ antwortete der Schmied und nahm seinen kleinsten Hammer, legte die Nuß auf den Amboss und schlug zu; aber sie wollte nicht entzwei. Da nahm er einen etwas größeren Hammer, aber der war auch noch nicht schwer genug; er

nahm nun einen noch größeren, aber der that's auch noch nicht. Da wurde der Schmied verdrücklich und nahm den großen Hammer: „Ich werde dich gleichwohl entzwei kriegen,“ sagte er und schlug zu, all was er konnte. Da zerplagte die Ruß, daß das ganze Schmiededach abflog, und es krachte, als ob die Hütte umstürzen wollte. „Ich glaube, der Teufel war in der Ruß!“ sagte der Schmied. „Ja, er war drin,“ sagte der Bursch.

Die von P. Asbjørnsen und Jörgen Moe gesammelten norwegischen Volksmärchen, welche hier dem Publicum in zwei Bänden vorliegen, erschienen in der Originalsprache in einzelnen Heften, wovon das 4te (das letzte bis jetzt erschienene Heft) als „des zweiten Bandes erstes Heft“ bezeichnet ist; die Sammlung ist also noch nicht als abgeschlossen anzusehen, ungeachtet seit dem Erscheinen des letzten Heftes bereits drei Jahre verflossen sind, wogegen die drei ersten Hefte im Verlauf eines einzigen Jahres erschienen. Möge es den geehrten Herausgebern dieser Märchen nicht an Aufmunterung fehlen, ihre schätzenswerthe Sammlung fortzusetzen, in der das nordische Element so frisch und kräftig bewahrt, und der Volkston so gut gehalten ist, so daß diese Sammlung sich, nach dem Urtheile gründlicher Kritiker, als eine der würdigsten an die der Brüder Grimm anschließt.

Daß alle diese Märchen aus dem Munde des norwegischen Volkes selbst gesammelt, und nicht etwa neuere Dichtungen sind, bemerkt ausdrücklich einer der Herausgeber, der Herr P. Asbjørnsen, in der Einleitung zu seinen „Huldre-Eventyr,“ eine Sammlung norwegischer Volksmärchen, worin die nordischen Huldregeister, wie in den vorliegenden die ungeschlachteten Trolen, die wichtigste Rolle spielen, welche Märchen jedoch im Ganzen mehr den Charakter örtlicher Sagen an sich tragen. Sobald diese Sammlung zu einem Bändchen herangewachsen ist, werden wir nicht unterlassen, auch diese dem deutschen Publicum mitzutheilen.

Was die Übersetzung der vorliegenden Märchen betrifft, so habe ich mich, so weit es der Genius der Sprache nur erlaubte, genau an den Originaltext gehalten. Einzelne unbedeutende

Abänderungen wurden jedoch nothwendig, wenn ich nicht zu schleppenden und allzu ermüdenden Umschreibungen meine Zucht nehmen wollte. So ist z. B. in dem Nörhchen: „Der Gertrudsvogel“ der Ausdruck Levse auf deutsch bloß durch Brod wiedergegeben, obgleich das nordische Levse sonst eine Art weiches mit einem runden Holze flach gerolltes Gebäck bezeichnet. — Die sehr oft vorkommende Redensart bei den Trollen: „Her lugter saa kristen Mands Deen“ habe ich durch die in deutschen Nörhchen sehr übliche Redensart im Munde der Riesen: „Es riecht hier so nach Menschenfleisch“ wiedergegeben; vielleicht wäre es jedoch in diesem Falle richtiger gewesen, dem nordischen Charakter getreu, zu sagen: „Es riecht hier so nach Christenfleisch,“ weil eben dadurch der unverföhnliche Haß der Trollen gegen das Christenthum sich ausdrückt, obwohl sie überdies auch oft als Menschenfresser erscheinen. Diese Bemerkung drängte sich mir jedoch erst auf, nachdem meine Übersetzung schon gedruckt war, und es bleibt mir daher nur übrig, falls ich hiedurch einen wirklichen Fehler begangen haben sollte, um gütige Nachsicht zu bitten. — Einzelne nordische Ausdrücke, die sich durchaus nicht übersetzen ließen, wenn nicht das nordische Element gänzlich verwischt werden sollte, habe ich unverändert beibehalten und in einer unten beigefügten Note die Erklärung davon gegeben.

Schließlich noch meinen innigsten Dank den in Kopenhagen lebenden Normännern, welche mir über die so häufig in dem Originaltexte vorkommenden norwegischen Provinzialismen die nöthige Aufklärung gegeben haben. Den größten Theil dieser Provinzialismen habe ich durch deutsche Provinzialismen wiedergegeben gesucht, weil eben dadurch das Naive in der Volkserzählung so charakteristisch hervortritt.

F. Bresemann.

Berlin im October. 1846.

Norwegische Volksmährchen.

II.

1871

Norwegische
V o l k s m ä r c h e n,

gesammelt

von

P. Asbjørnsen und Jörgen Moe.

Deutsch von **Friedrich Grefemann.**

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Zweiter Band.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

1847.

31*

ST. 17

Verlegt bei Julius Springer in Berlin.

I n h a l t.

	Seite
1. Die sieben Hüllen	1.
2. Süßle	11.
3. Die zwölf wilden Euten	19.
4. Der Meißerdieb	29.
5. Die drei Schwestern im Berge	50.
6. Von dem Riesen, der sein Herz im Leibe hatte . . .	58.
7. Die Grimoschecke	68.
8. Es hat keine Noth mit Dem, in welchen alle Weiber verliebt sind	83.
9. Die Lügenprobe	96.
10. Die drei Böcke Brauswind, die nach der Koppel ge- hen und sich fett machen wollten	99.
11. Hässlich von der Sonne und westlich vom Mond . . .	102.
12. Von dem Huhn, das nach dem Dovressfeld wollte, damit nicht die Welt vergehen sollte	118.
13. Der Mann, der das Haus beschicken sollte	122.
14. Dämmerling	127.
15. Hafen Dorfensbart	129.

IV

	Seite
16. Die Meisterjungfer	140.
17. Wohl gethan und schlecht gelohnt	162.
18. Treu und Untreu	166.
19. Peter und Paul und Esben Aschenbrödel	174.
20. Die Mühle, die auf dem Meergrunde mahlt	182.
21. Die Prinzessin auf dem gläsernen Berg	189.
22. Schmierhock	203.

1.

Die sieben Füllen.

Es waren einmal ein Paar arme Leute, die wohnten in einer elenden Hütte, weit weg in einem Walde, und hatten nicht Viehr, als aus der Hand in den Mund, und kaum einmal das; aber drei Söhne hatten sie, und der jüngste von ihnen war Aschenbrödel, denn er that nichts Anders, als in der Asche wühlen.

Eines Tages sagte der älteste Bursch, er wolle fort und sich einen Dienst suchen; dagegen hatten die Aelteren Nichts einzuwenden, und er wanderte hinaus in die Welt. Er ging den ganzen Tag, und als es Abend ward, kam er zu einem Königsschloß. Da stand der König draußen auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle. „O, ich suche mir nur einen Dienst,“ sagte der Bursch. „Willst Du bei mir dienen und meine sieben Füllen hüten?“ fragte ihn der König. „Wenn Du sie einen ganzen Tag hüten kannst und mir am Abend sagen, Was sie essen und Was sie trinken, so sollst Du die Prinzessin und das halbe Reich haben,“ sagte er: „kannst Du es aber nicht, so schneide

ich Dir drei rothe Riemen aus Deinem Rücken.“ Ja, daß, meinte der Bursch, wär' eine leichte Arbeit, damit wollt' er schon fertig werden.

Am Morgen, als es Tag wurde, ließ der Stallmeister die sieben Füllen aus; diese fort, und der Bursch hinter ihnen her, und darauf ging's über Berg und Thal, durch Ruch und durch Busch. Als der Bursch eine gute Weile gelaufen hatte, fing er an, müde zu werden, und als er's noch eine Zeitlang ausgehalten, da hatt' er das Gütten völlig satt. Er stand eben vor einer Bergschlucht, wo ein altes Weib saß und die Spindel dreh'te; als die den Burschen erblickte, der hinter den Füllen herlief, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, rief sie: „Komm her, mein schmucker Bursch! ich will Dir den Kopf krauen.“ Das war dem Burschen schon recht; er setzte sich zu dem alten Weib in der Bergschlucht und legte seinen Kopf auf ihren Schoß, und nun krau'te sie ihn den ganzen Tag, während er da lag und sich runk'te. Als es Abend wurde, wollte der Bursch fort: „Es ist wohl am besten, ich gehe nur wieder heim zu meinen Ältern,“ sagte er: „denn daß ich auf's Schloß zurückkehre, kann doch Nichts nützen.“ — „Warte nur, bis es dunkel geworden ist,“ sagte das Weib: „dann kommen die Füllen hier wieder vorbei, und dann kannst Du mit ihnen zurücklaufen; denn es weiß Niemand, daß Du hier den ganzen Tag auf meinem Schoß gelegen hast, anstatt sie zu hüten.“ Als nun die Füllen ankamen, gab das Weib dem Burschen eine Flasche mit Wasser und einen Flüschel Moos;

daß sollte er dem König zeigen und sagen, daß wäre Daß, was die sieben Füllen äßen und tranken.

„Hast Du nun die Füllen den ganzen Tag treu gehütet?“ fragte ihn der König, als er am Abend ankam. „Ja, daß hab' ich,“ sagte der Bursch. „Kannst Du mir denn sagen, Was sie essen, und Was sie trinken?“ fragte der König. Da zeigte der Bursch ihm die Flasche mit Wasser und den Büschel Moos, was er von der Alten bekommen hatte. „Da siehst Du, Was sie essen, und da siehst Du, Was sie trinken,“ sagte er. Da wußte nun der König gleich, wie er sie gehütet hatte, und er wurde so zornig, daß er seinen Leuten befahl, sie sollten ihn sogleich aus dem Hause jagen, erst aber sollten sie ihm drei rothe Riemen aus seinem Rücken schneiden und Salz hineinstreuen. Als darauf der Bursch zu Hause kam, so kannst Du Dir wohl vorstellen, wie ihm zu Muth war. Einmal wäre er ausgegangen, um zu dienen, sagte er: aber er thät's nicht zum zweiten Mal.

Den Tag darauf sagte der zweite Sohn, nun wolle er auch einmal in die Welt und sein Glück versuchen. Die Ältern aber sagten nein, und er möchte nur den Rücken seines Bruders betrachten; aber der Sohn bat so lange, bis sie ihn denn zuletzt reisen ließen. Wie er nun einen ganzen Tag gewandert hatte, kam er auch zu dem Königschloß. Da stand der König auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle; und als der Bursch sagte, er wolle sich nach einem Dienst umhören, sagte der König, er könne bei ihm in Dienst kommen, wenn er seine

sieben Füllen hüten wolle, setzte ihm aber dieselbe Strafe und denselben Lohn aus, wie er beides seinem Bruder ausgesetzt hatte. Ja, dem Burschen war das recht, und er nahm ohne weiteres Bedenken den Dienst an; denn er meinte, er wolle die Füllen schon hüten und dem König sagen, Was sie äßen und Was sie tranken.

Sobald es Tag wurde, ließ der Stallmeister die sieben Füllen hinaus; diese fort über Berg und Thal, und der Bursch hinter ihnen her. Aber es ging ihm nicht besser, als dem Bruder. Als er so lange hinter den Füllen hergelaufen war, bis er ganz müde geworden und über und über mit Schweiß bedeckt war, kam er ebenfalls an die Bergschlucht, wo das alte Weib saß und die Spindel dreh'te. „Komm her, mein schmucker Bursch! ich will Dir den Kopf krauen,“ rief sie. Das däuchte dem Burschen ganz gut; er ließ die Füllen laufen, wohin sie wollten, setzte sich zu dem Weib in der Bergschlucht, und da lag er nun und runk'te sich den ganzen Tag.

Als die Füllen am Abend zurückkamen, gab das alte Weib ihm auch eine Flasche mit Wasser und einen Büschel Moos, welches er dem König zeigen sollte. Als aber darauf der König den Burschen fragte, ob er ihm sagen könne, Was die sieben Füllen äßen und Was sie tranken, und dieser ihm die Wasserflasche und den Moosbüschel hinhielt und sagte: „Da siehst Du, Was sie essen, und da siehst Du, Was sie trinken,“ ward der König so zornig, daß er befahl, ihm drei rothe Riemen aus seinem Rücken zu schneiden und Salz hineinzustreuen und ihn

dann augenblicklich fortzujagen. Wie nun der Dursch zu Hause kam, erzählte er ebenfalls, wie's ihm ergangen war, und sagte, einmal wäre er ausgegangen, um zu dienen, aber er thät's nicht zum zweiten Mal.

Den dritten Tag wollte Aschenbrödel sich aufmachen. Er hätte große Lust, sagte er, auch mal zu versuchen, die sieben Hüllen zu hüten. Die Andern aber lachten und hatten ihn zum Besten. „Wenn es uns so gegangen ist,“ sagten sie: „so sollst Du wohl was andrichten, Du, der nie etwas Andres gethan hat, als auf dem Herd liegen und in der Nische wühlen.“ — „Einerlei,“ sagte Aschenbrödel: „ich will aber fort; denn ich hab's mir einmal in den Kopf gesetzt,“ — und wie sehr die Brüder ihn auch auslachten, und die Ältern ihn bitten mochten, es half Alles nichts: Aschenbrödel mußte fort. Als er nun den ganzen Tag marschirt hatte, kam er endlich gegen Abend auch zu dem Königschloß. Der König stand wieder draußen auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich wollte mich nur nach einem Dienst umhören,“ sagte Aschenbrödel. „Wo bist Du her?“ fragte ihn der König, denn er wollte sich erst etwas näher erkundigen, eh' er wieder Jemanden in Dienst nahm. Aschenbrödel erzählte ihm nun, wo er her sei, und daß er der Bruder von den Zweien wäre, die vor ihm die Hüllen gehütet hätten, und fragte, ob er den nächsten Tag nicht auch versuchen dürfte, sie zu hüten. „Zwi!“ sagte der König und gerieth ganz in Zorn: „bist Du der Bruder von den Zweien, so taugst Du auch wohl nicht viel mehr, als sie; von solchen Leu-

ten habe ich schon Genug gehabt.“ — „Was schadet's?“ sagte Aschenbrödel: „da ich doch einmal hier bin, so könnt' ich's ja auch mal versuchen.“ — „Nun ja, wenn Du denn durchaus Deinen Rücken geschunden haben willst, dann meinetwegen!“ sagte der König. „Ich möchte weit lieber die Prinzessin haben,“ sagte Aschenbrödel.

Am Morgen, als es Tag wurde, ließ der Stallmeister die sieben Füllen hinaus; diese fort über Berg und über Thal, durch Aush und durch Busch, und Aschenbrödel immer hinter ihnen her. Als er ihnen eine gute Weile nachgelaufen war, kam er auch zu der Bergschlucht; da saß wieder das alte Weib mit ihrer Spindel und rief Aschenbrödel zu: „Komm her, mein schmucker Bursch! ich will Dir den Kopf krauen!“ — „Küß mich hinten!“ sagte Aschenbrödel, hielt sich fest an dem Schweif des jüngsten Füllen und sprang fort. Als sie die Bergschlucht hinter sich hatten, sagte das Füllen zu ihm: „Setz Dich auf meinen Rücken, denn wir haben noch einen weiten Weg,“ und das that Aschenbrödel.

Nun ging's noch ein weites Ende fort. „Siehst Du Etwas?“ sagte das Füllen. „Nein,“ sagte Aschenbrödel. Damit ging's noch ein gutes Ende weiter. „Siehst Du jezt Etwas?“ fragte das Füllen wieder. „Nein,“ sagte der Bursch. Als sie nun eine weite, weite Straße zurückgelegt hatten, fragte das Füllen wieder: „Siehst Du jezt Etwas?“ — „Ja, nun seh' ich etwas Weißes schimmern,“ sagte Aschenbrödel: „es sieht aus wie ein großer, dicker Birkenstamm.“ — „Da müssen wir hin,“ sagte das Füllen.

Als sie nun hinkamen, riß das älteste Füllen den Stamm aus und warf ihn bei Seite. Da öffnete sich an der Stelle, wo der Stamm gestanden hatte, eine Thür — drinnen war ein kleines Zimmer, und in dem Zimmer war nichts Anders, als ein kleiner Herd und ein paar Bänke; und hinter der Thür hing ein altes rostiges Schwert, eine Flasche und ein Krug. „Kannst Du das Schwert schwingen?“ fragte das Füllen. Aschenbrödel machte einen Versuch, aber er konnt's nicht schwingen. Da mußte er einen Trunk aus der Flasche thun, erst einmal, dann noch einmal, und dann noch einmal, und da konnt' er es schwingen wie gar Nichts. „Jetzt mußt Du das Schwert mit Dir nehmen,“ sagte das Füllen: und an Deinem Hochzeitstage mußt Du uns allen sieben damit den Kopf abhauen, dann werden wir wieder zu Prinzen, wie wir ehemals waren; denn wir sind die Brüder der Prinzessin, die Du heirathen sollst, wenn Du dem König sagen kannst, Was wir essen, und Was wir trinken; — ein böser Troll hatte diese Ham's*) auf uns geworfen. Wenn Du uns aber dann den Kopf abgehauen hast, mußt Du vorsichtig jeden Kopf beim Schwanz desjenigen Rumpfes hinlegen, auf dem er gefessen; alsdann hat der Zauber keine Macht mehr über uns.“ Aschenbrödel versprach, Alles genau zu

*) Ham bezeichnet in der nordischen Mythologie eine zauberkräftige Haut irgend eines Thiers mit den daran befindlichen Haaren, oder Federn, wodurch Derjenige, auf welchen diese Haut geworfen ward, augenblicklich in ein solches Thier verwandelt wurde. Am. d. Übers.

thun, wie das Füllen ihm gesagt hatte, und darauf ging es wieder fort.

Als sie nun eine lange Strecke Weges zurückgelegt hatten, fragte das Füllen: „Siehst Du Etwas?“ — „Nein,“ sagte Aschenbrödel. Als sie darauf ein gutes Ende weiter gekommen waren, fragte das Füllen wieder: „Siehst Du jetzt Etwas?“ — „Nein, ich sehe Nichts,“ sagte Aschenbrödel. Nun ging es viele, viele Meilen weit über Berge und über Thäler. Endlich fragte das Füllen wieder: „Siehst Du jetzt Etwas?“ — „Ja, nun seh' ich einen blauen Streifen weit weit in der Ferne,“ sagte Aschenbrödel. „Das ist ein Fluß,“ sagte das Füllen: „da müssen wir hinüber.“ Über den Fluß aber führte eine lange schöne Brücke, und als sie auf die andre Seite gekommen waren, ging es wieder eine lange Strecke weiter. Endlich fragte das Füllen wieder, ob Aschenbrödel Nichts sähe. Ja, da sah' er weit in der Ferne etwas Schwarzes, das sah aus wie ein Kirchturm. „Da müssen wir hinein,“ sagte das Füllen.

Als die Füllen auf den Kirchhof kamen, wurden sie wieder in Menschen verwandelt; sie sahen nun aus wie Königsöhne und hatten so prächtige Kleider an, daß es glitzerte und blitzte. Darauf gingen sie in die Kirche und empfingen von dem Priester, der vor dem Altar stand, Brod und Wein. Aschenbrödel ging auch mit hinein; und als der Priester die Hände auf die Prinzen gelegt und sie gesegnet hatte, gingen sie wieder hinaus, und Aschenbrödel folgte ihnen nach; zuvor aber steckte er eine Flasche mit Wein

und ein Altarbrod zu sich. Sowie die Prinzen den Kirchhof verlassen hatten, waren sie wieder in Hüllen verwandelt, und nun ging es wieder desselben Weges zurück, den sie gekommen waren, aber noch viel schneller, als vorher. Erst kamen sie über die Brücke, dann kamen sie zu dem Birkenstamm, und dann zu dem alten Weib, das in der Vergißlucht saß und spann. Es ging aber so schnell, daß Aschenbrödel nicht hören konnte, Was das alte Weib, das hinter ihm herschrie, sagte; so Viel verstand er jedoch, daß sie ganz bitterböse war.

Es war beinahe dunkel geworden, als er am Schloß ankam, und der König stand auf der Treppe und wartete auf ihn. „Hast Du nun die Hüllen den ganzen Tag treu gehütet?“ fragte er Aschenbrödel. „Ich habe mein Bestes gethan,“ antwortete dieser. „So kannst Du mir denn wohl sagen, Was sie essen, und Was sie trinken,“ versetzte der König. Da nahm Aschenbrödel die Flasche mit Wein und das Altarbrod hervor und sprach: „Da siehst Du, Was sie essen, und da siehst Du, Was sie trinken.“ — „Ja, Du hast sie treu gehütet,“ sagte der König: „und nun sollst Du die Prinzessin und das halbe Reich haben.“ Da wurde denn alsbald eine Hochzeit gefeiert, daß man sich weit und breit davon zu erzählen hatte. Als sie aber bei Tafel saßen, stand der Bräutigam von der Bank auf und ging hinunter in den Stall, um, wie er sagte, noch Etwas zu holen, das er dort vergessen hätte. Er that nun, wie die Hüllen ihm gesagt hatten, und hau'te ihnen allen sieben den Kopf ab, zuerst dem ältesten, und

dann den übrigen, sowie sie auf einander folgten; jeden Kopf aber legte er sorgfältig bei dem Schwanz desjenigen Rumpfes hin, auf dem er gegessen hatte, und sowie er das that, wurden alle die Füllen wieder in Prinzen verwandelt. Als er nun mit den sieben Prinzen in den Hochzeitsaal eintrat, war der König so erfreut, daß er ihn umarmte und ihn küßte; und seine Braut hielt noch mehr von ihm, als sie schon vorher von ihm gehalten hatte. „Das halbe Reich gehört jetzt Dir,“ sagte der König: „und die andre Hälfte sollst Du nach meinem Tode haben; denn meine Söhne können sich jetzt, da sie wieder Prinzen geworden sind, selber Land und Reich erwerben.“ Nun war die Freude und der Jubel erst recht groß bei der Hochzeit. Ich war auch mit dabei; aber es hatte Niemand Zeit, an mich zu denken: ich bekam nichts Anders, als ein Butterbrod, das legte ich auf den Ofen, und das Brod verbrannte, und die Butter schmolz, und nie habe ich wieder das Allergeringste bekommen.

Es war einmal ein Wittmann, der hatte eine Haushälterin, Namens Gidske, die wollte ihn gern zum Mann haben und lag ihm immer in den Ohren, daß er sie heirathen sollte. Zuletzt wurde der Mann es überdrüssig; aber er wußte nicht, wie er's anfangen sollte, um sie los zu werden. Nun war es eben um die Zeit, daß der Hans geschnitten werden sollte, und weil Gidske sich immer für so tüchtig und flink hielt, fing sie an, den Hans zu schneiden und schnitt so lange, bis sie schwindlig im Kopf ward von dem strengen Geruch und umfiel und auf dem Hans-Felde liegen blieb. Während sie nun da lag und schlief, kam der Mann mit einer Schere und schnitt ihr den Rock ganz kurz ab; darnach beschmierte er sie erst mit Talg und dann mit Ruß, so daß sie ärger aussah, als der lebendige Teufel. Als Gidske erwachte und sah, wie häßlich sie war, kannte sie sich selbst nicht mehr. „Bin ich's, oder bin ich's nicht?“ sagte sie: „Nein, ich kann's nicht sein; denn so häßlich bin ich ja mein Lebtag nicht gewesen; es muß der Teufel sein.“ Um

nun hierüber ins Reine zu kommen, ging sie hin und öffnete ein klein wenig die Thür zu der Stube ihres Herrn und fragte: „Ist Eure Gidske zu Hause?“ — „Ei freilich ist sie zu Hause!“ sagte der Mann, weil er sie gern quitt sein wollte. „So kann ich also nicht Gidske sein,“ dachte sie und sockte fort, und Der sich freu'te, das war der Mann. Als sie nun ein gutes Ende gegangen war, kam sie in einen großen Wald; da begegneten ihr zwei Spitzbuben. „Mit denen will ich mich ins Geleit geben,“ dachte Gidske: „denn weil ich doch einmal der Teufel bin, so ist das eben für mich die rechte Gesellschaft.“ Die Diebe dachten aber nicht so, sondern als sie Gidske erblickten, schwangen sie die Fersen und machten sich aus dem Staube, so schnell sie nur konnten; denn sie glaubten der Leibhaftige wäre hinter ihnen her und wollte sie holen; aber es half ihnen nicht viel; denn Gidske war langbeinig und schnell zu Fuß, und eh' sie sich's versahen, hatte sie sie eingeholt.

„Wollt Ihr auß' Stehlen auß, so will ich mit Euch und Euch helfen,“ sagte Gidske: „denn ich weiß hier in der Gegend gut Bescheid.“ Als die Diebe das hörten, meinten sie, das wäre eine gute Gesellschaft, und waren nun nicht länger bange.

Sie wollten gern hin und ein Schaf stehlen, sagten sie: aber sie wußten nicht, wo wohl eins zu holen wäre. „Ach, das ist eine Kleinigkeit,“ sagte Gidske: „Ich habe lange bei einem Bauern hier im Wald gedient und kann den Schafstall mitten in der Nacht finden.“ Das dächte den Spitzbuben ganz herrlich, und als sie zu dem Schaf-

stall kamen, sollte Gidske hineingehen und herausjucken, und sie wollten's draußen in Empfang nehmen. Der Schafstall lag aber dicht an der Stube, wo der Mann schlief; darum ging Gidske ganz leise und behutsam hinein; als sie aber drinnen war, schrie sie zu den Dieben hinaus: „Wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Hier ist von Allen!“ — „Scht! scht!“ sagten die Diebe. „nimm bloß Einen, der brav fett ist!“ — „Ja, aber wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Denn hier ist Genug von Allen!“ schrie Gidske. „So schweig' doch still!“ sagten die Diebe: „nimm bloß Einen, der brav fett ist, dann ist's einerlei, ob's ein Bock, oder ein Schaf ist.“ — „Ja, aber wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Hier ist Genug von Allen!“ dabei blieb Gidske. „So halt doch Dein Maul und nimm bloß Einen, der brav fett ist, ob's dann ein Bock, oder ein Schaf ist,“ sagten die Diebe. Indem kam der Mann, der über den Lärm erwacht war, heraus im bloßen Hemd, und wollte sehen, Was da los war. Die Diebe liefen davon, und Gidske hinter sie drein, so daß sie den Mann über den Haufen lief. „So wartet doch!“ so wartet doch!“ schrie sie. Der Mann, der bloß das schwarze Ungeheuer gesehen hatte, war so erschrocken, daß er anfangs gar nicht wagte, wieder aufzustehen; denn er glaubte, es sei der Teufel selber, der aus seinem Schafstall gefahren kam. Zuletzt ging er wieder ins Haus, weckte alle seine Leute auf und fing mit ihnen

an, zu lesen und zu beten; denn er hatte gehört, daß man dadurch den Teufel fortbannen könne.

Den andern Abend wollten die Diebe eine fette Gans stehlen, und Gidske sollte ihnen den Weg zeigen. Als sie nun zum Gänsestall kamen, sollte Gidske hineinsteigen und herauschicken, und sie wollten's in Empfang nehmen. „Wollt Ihr eine Gans, oder einen Gänserich? Hier ist genug von Allen!“ schrie Gidske, als sie in den Stall gekommen war. „Scht! scht! nimm bloß Einen, der brav fett ist!“ sagten die Diebe. „Ja, aber wollt Ihr eine Gans, oder einen Gänserich? Wollt Ihr eine Gans, oder einen Gänserich? Hier ist Genug von Allen!“ schrie Gidske. „Still! still! nimm bloß Einen, der brav fett ist, so ist's einerlei, ob's eine Gans, oder ein Gänserich ist, und dann halt Dein Maul!“ sagten die Diebe. Während nun Gidske rief, und die Diebe sie tuschten, fing eine Gans an zu schreien, dann eine zweite, und endlich schrien sie alle mit einander, aus vollem Halse. Da sprang der Mann heraus und wollte sehen, Was es gab — die Diebe auf und davon, so schnell sie nur konnten, und Gidske hinter sie drein wie ein Unwetter, so daß der Bauer glaubte, es sei der lebendige Teufel; denn langbeinig war sie, und die Röcke hielten sie nicht auf. „So wartet doch!“ rief Gidske: „Ihr könnt ja bekommen, Was Ihr wollt, ob's denn eine Gans, oder ein Gänserich ist.“ Aber die Spigbuben hatten keine Zeit, und der Bauer mit seinen Leuten fing an zu lesen und zu beten; denn sie glaubten

alle nicht anders, als daß der Teufel in dem Gänsestall gewesen sei.

Den dritten Tag waren die Diebe mit sammt Gidske so hungrig, daß ihnen der Magen pfiß, und sie beschloßen daher, bei einem reichen Bauern, der am Wald wohnte, auß Stabur zu gehen und sich Etwas zu essen zu stehlen. Gegen Abend gingen sie hin; die Diebe aber wagten sich nicht hinauf, sondern Gidske sollte auß Stabur gehen und herunterschicken, und sie wollten's in Empfang nehmen. Als Gidske hinaufkam, war da vollauf von Allem: von Fleisch und Speck und Wurst und Erbsenbrod. Die Diebe tuschten sie und sagten, sie solle nur einige Lebensmittel heraußwerfen und nicht viel Gerebe machen; denn sie wüßte wohl, wie's ihnen die beiden vorigen Male gegangen wäre. Aber Gidske schrie wieder, daß es nur so schallte: „Wollt Ihr Fleisch, oder Speck, oder Wurst, oder Erbsenbrod? herrliches Erbsenbrod! Ihr könnt kriegen, Was Ihr wollt; denn hier ist Genug von Allem!“ Der Mann auf dem Gehöft, der über das Geräusch erwachte, kam heraus und wollte sehen, Was es gab. Die Diebe davon, so schnell sie konnten, und Gidske ihnen nach in einer Hölensfahrt. Als der Mann das Ungethüm erblickte, glaubte er ebenfalls, der Teufel sei los, denn er hatte gehört, Was sich die beiden Abende vorher zugetragen, und er fing an zu lesen und zu beten, und mit ihm alle Leute auf dem ganzen Gehöft, damit sie den Teufel fortbannten.

Am Samstag-Abend wollten die Diebe sich einen fetten Vock zum Sonntag stehlen; sie konnten's auch wohl nöthig haben, denn sie hatten schon viele Tage gehungert; aber Gidske wollten sie das Mal nicht mit haben, denn sie richtete doch bloß Unheil mit ihrem Maul an, sagten sie. Als aber am Sonntag-Morgen die Spitzbuben noch nicht zurückgekehrt waren, fühlte Gidske einen entsetzlichen Hunger — denn sie hatte in drei Tagen fast nicht das Geringste genossen — und ging daher ins Rübenfeld, gnatöchte und gnatöchte und zog sich eine Rübe nach der andern auf. Indeß kam der Mann gegangen, dem das Rübenfeld gehörte; wie der das schwarze Ungethüm sah, das in seinen Rüben ging und gnatöchte, glaubte er ebenfalls, es sei der Lebendige. Er auf und davon nach Hause, so schnell er nur konnte und erzählte, daß der Teufel in seinem Rübenfeld wäre. Als die Leute auf dem Gehöft das hörten, erschrakten sie gewaltig und glaubten, es wäre am besten, nach dem Pfarrer zu schicken, damit er den Teufel festmache. „Nein, das geht nicht an, daß wir nach dem Pfarrer schicken,“ sagte die Hausfrau: „denn es ist ja Sonntag-Morgen, und da ist er noch nicht aufgestanden, und wenn er auch schon aufgestanden ist, so kommt er doch nicht, denn er muß auf seinen Text studiren.“ —

„O, ich verspreche ihm ein fettes Mastkalb, dann wird er schon kommen,“ sagte der Mann und machte sich auf zum Pfarrhof. Als er aber dort ankam, war der Pfarrer noch nicht aufgestanden. Das Dienstmädchen hieß den Mann

eintreten, und ging hinauf zum Pfarrer und sagte, es wäre unten ein Mann, der wäre so und so und wollte gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer sprechen. Als der Pfarrer hörte, daß es ein so braver Mann war, der ihn sprechen wollte, stand er sogleich auf und kam herunter in Pantoffeln und mit der Nachtmüze.

Der Mann erzählte ihm nun sein Anliegen und sagte, der Teufel wäre los in seinem Rübenfeld, und wenn der Herr Pfarrer helfen wollte, ihn festzumachen, so wolle er ihm auch ein fettes Mastkalb schicken. Ja, der Pfarrer war sogleich bereit und wollte nur seinen Burschen rufen, daß er dem Pferd den Sattel auflege, während er sich ankleide. „Nein, Gewatter, das geht nicht,“ sagte der Mann: „denn der Teufel läßt nicht auf sich warten, und hat er sich erst wieder aus dem Staub gemacht, so hält's schwer, ihn wieder zu attrapiren; Ihr müßt darum sogleich mit, wie Ihr geht und steht.“ Der Pfarrer mußte nun fort in seinen Pantoffeln und mit der Nachtmüze; als sie aber ins Erlendbruch kamen, war der Boden so locker, daß der Pfarrer in den Pantoffeln nicht fortkonnte. Da lud der Mann ihn auf den Rücken und trug ihn huckepack, indem er ganz vorsichtig immer von einem Bülden auf den andern trat. Als sie nun ungefähr bis in die Mitte gekommen waren, bemerkte Gidske die Weiden und glaubte, es wären die Diebe, welche mit dem Bock kämen. „Ist er brav fett? ist er brav fett?“ schrie sie, daß es ins Holz schallte. „Ich weiß den Teufel, ob er fett ist, oder“

Norweg. Volksmährchen. II.

mager," sagte der Mann: „wilst Du's aber wissen, so komm selber und sieh zu!" und damit warf er den Pfarrer mitten in die Plampe und lief davon. Und ist der Pfarrer nicht wieder aufgestanden, so liegt er wohl noch da.

Die zwölf wilden Enten.

Es war einmal eine Königin, die fuhr einst bei Winterzeit, da frischer Schnee gefallen war, in einem Schlitten. Unterweges fing ihr die Nase an zu bluten, und sie mußte daher aussteigen. Während sie nun da stand und sich an einen Baum lehnte, betrachtete sie ihr rothes Blut in dem weißen Schnee; da dachte sie bei sich selbst: „Ich habe nun zwölf Söhne, und keine einzige Tochter; hätte ich eine Tochter, so weiß wie Schnee und so roth wie Blut, dann wollte ich mich um die Söhne nicht weiter grämen.“ Kaum hatte sie das so leise vor sich hin gesprochen, als plötzlich eine Trollhere vor ihr stand. „Eine Tochter sollst Du bekommen,“ sagte sie: „und die soll so weiß sein wie Schnee und so roth wie Blut; dann aber sollen Deine Söhne mir gehören; jedoch kannst Du sie so lange bei Dir behalten, bis die Tochter getauft ist.“

Als nun die Zeit kam, da die Königin gebären sollte, gebär sie eine Tochter, die war weiß wie Schnee und roth wie Blut, so wie das Trollweib es ihr versprochen hatte, und darum nannte sie sie Schneeweiß und Rosenroth.

Da war nun große Freude im Königsschloß, und am meisten von Allen freu'te sich die Königin. Als sie aber gedachte, Was sie der alten Trollhere versprochen hatte, ward ihr doch etwas wunderbarlich ums Herz, und sie schickte zu einem Silberschmied, der mußte ihr zwölf silberne Löffel verfertigen, einen für jeden Prinzen, und für Schneeweiß und Rosenroth ließ sie auch einen machen. Wie nun die Prinzessin getauft war, wurden die Prinzen in zwölf wilde Enten verwandelt und flogen davon und wurden nicht mehr gesehen; fort waren sie und fort blieben sie. Die Prinzessin wuchs indessen heran und wurde groß und außerordentlich schön; aber sie war immer so in sich selbst gekehrt und so schwermüthig, und Niemand konnte recht begreifen, Was ihr fehlte. Eines Abends, als die Königin auch so betrübt da saß und an ihre Söhne dachte, sagte sie zu Schneeweiß und Rosenroth: „Warum bist Du immer so traurig, meine Tochter? Fehlt Dir Etwas, so sage es mir! Möchtest Du vielleicht gern Etwas haben, so sollst Du es bekommen.“ — „Ach, liebe Mutter,“ versetzte Schneeweiß und Rosenroth: „es kommt mir hier immer so öde vor; alle andern Kinder haben Geschwister, aber ich habe keine, und darüber bin ich so betrübt.“ — „Meine Tochter,“ sagte die Königin: „Du hast auch Geschwister gehabt; denn ich hatte zwölf Söhne, welche Deine Brüder waren, aber ich habe sie alle dahingegeben, um Dich zu bekommen,“ und darauf erzählte sie ihr, wie sich Alles zugetragen hatte.

Als die Prinzessin hörte, wie es ihren Brüdern er-

gangen war, hatte sie keine Ruhe länger zu Hause; und wie sehr die Mutter auch weinen und sie bitten mochte, es half Alles nichts, sie wollte fort und mußte fort, um ihre Brüder wieder aufzusuchen; denn sie glaubte, sie wäre allein schuld an ihrem Unglück; und darum verließ sie zuletzt heimlich das Schloß. Sie wanderte nun so weit in die Welt hinaus, daß Du gar nicht glauben solltest, wie eine so zarte Jungfrau so weit zu wandern vermocht hätte.

Einmal war sie die ganze Nacht hindurch in einem großen Wald umhergeirrt; gegen Morgen aber wurde sie müde, setzte sich auf den Rasen hin und schlief ein. Da träumte ihr, sie ginge noch weiter in den Wald hinein, bis sie zu einer kleinen hölzernen Hütte kam, und dort drinnen waren ihre Brüder. Hierüber erwachte sie, und da sie vor sich einen gebahnten Fußsteig durch das grüne Moos sah, folgte sie diesem, bis sie tiefer im Walde zu einem hölzernen Häuschen kam, grade so, wie es ihr geträumt hatte.

Als sie hineintrat, war dort Niemand; aber es standen da zwölf Betten und zwölf Stühle, und auf dem Tisch lagen zwölf Löffel, und von allen Sachen, die sich da fanden, waren immer zwölf Stücke. Die Prinzessinn war nun voller Freude; denn sie konnte sich wohl denken, daß ihre Brüder da wohnen mußten, und daß sie es waren, denen die Betten und die Stühle und die Löffel gehörten. Sie machte nun Feuer im Kamin an, setzte die Zimmer und machte die Betten, darnach kochte sie Essen und putzte

Alles aufs beste auf. Und als sie mit dem Kochen fertig war und für alle ihre Brüder zugerichtet hatte, setzte sie sich selber hin und aß, legte dann ihren Löffel auf den Tisch und kroch unter das Bett des jüngsten Bruders.

Raum war sie hinuntergekrochen, so hörte sie ein gewaltiges Säusen in der Luft, und bald darauf kamen zwölf wilde Enten angefliegen; aber sowie sie über die Thürschwelle kamen, verwandelten sie sich augenblicklich in die Prinzen, ihre Brüder. „Ach wie gut hier Alles aufgeräumt, und wie es hier so schön warm ist!“ sagten sie: „Gott lohne Dem, der uns die Stube so schön geheizt und so herrliches Essen für uns gekocht hat!“ und darauf nahm jeder seinen silbernen Löffel, um damit zu essen; aber wie jeder den seinigen genommen hatte, blieb doch noch einer zurück, und der war den übrigen so ähnlich, daß sie ihn nicht davon unterscheiden konnten. Da sahen die Prinzen einander an und verwunderten sich sehr. „Das ist der Löffel unsrer Schwester,“ sagten sie: „und ist der Löffel hier, so kann sie selber auch nicht weit sein.“ —

„Ist es unsre Schwester, und sie findet sich hier,“ sagte der älteste: „so soll sie getödtet werden; denn sie ist schuld an all unserm Unglück.“ — „Nein,“ sagte der jüngste: „es wäre Sünde, sie zu tödten, sie kann ja nichts dafür, daß wir Übles erdulden; sollte Jemand daran schuld sein, so ist es Niemand anders, als unsre eigne Mutter.“

Sie fingen nun an zu suchen, sowohl oben, als unten, und zuletzt suchten sie auch unter allen Betten, und

als sie zu dem Bett des jüngsten Prinzen kamen, fanden sie die Prinzessin, und zogen sie hervor. Der älteste Prinz wollte nun wieder, sie sollte getödtet werden; aber sie bat gar zu flehentlich und sagte: „Ach, tödtet mich doch nicht! ich bin viele Jahre lang herumgewandert, um Euch aufzusuchen, und wenn ich Euch erlösen könnte, wollte ich gern mein Leben dafür lassen.“ — „Ja wenn Du uns erlösen willst,“ sagten sie: „so sollst Du das Leben behalten; denn wenn Du willst, so kannst Du es.“ — „Ja, sagt mir nur, wie ich es machen soll, dann will ich Alles thun, was Ihr verlangt,“ sagte die Prinzessin. „Dann mußt Du die Dunen von der Butterblume sammeln,“ sagten die Prinzen: „und die mußt Du fragen und spinnen und weben, und wenn das Gewebe fertig ist, mußt Du es zuschneiden und zwölf Hüden zwölf Hemden, und zwölf Halbtücher davon machen, für jeden von uns ein Stück; aber in der Zeit, daß Du damit beschäftigt bist, darfst Du weder sprechen, noch weinen, noch lachen; kannst Du das, so sind wir erlöst.“ — Wo soll ich aber die vielen Dunen zu all den Hemden, Hüden und Tüchern herbekommen?“ fragte Schneeweiß und Rosenroth. „Das sollst Du schon erfahren,“ sagten die Prinzen, und darauf führten sie sie hinaus auf eine große, große Wiese; da standen so viele Butterblumen mit weißen Dunen, die nickten im Winde und glänzten im Sonnenschein, daß man den Gang schon weit in der Ferne sehen konnte. Noch nie hatte die Prinzessin zuvor so viele Butterblumen gesehen, und sie fing sogleich an zu pflücken und zu sammeln, so Viel sie nur fortschaffen

konnte; und als sie am Abend zu Hause kam, begann sie sogleich, die Dunen zu kragen und Garn davon zu spinnen. So fuhr sie eine lange Zeit fort, sie sammelte jeden Tag die Dunen der Butterblumen und kragte und spann sie, und dabei wartete sie zugleich den Prinzen auf: sie kochte für sie und machte ihnen die Betten; und jeden Abend kamen ihre Brüder als wilde Enten nach Hause geflogen, und des Nachts waren sie Prinzen, des Morgens aber flogen sie wieder als wilde Enten davon.

Nun geschah es einmal, als Schneeweiß und Rosenroth auf die Wiese gegangen war, um sich Dunen von der Butterblume zu sammeln — wenn ich nicht irre, so war es das letzte Mal, daß sie welche sammeln wollte — daß der junge König, der das Land regierte, auf der Jagd war, und nach der Wiese ritt, wo Schneeweiß und Rosenroth war. Als der König sie erblickte, wunderte er sich sehr über die schöne Jungfrau, welche da ging und die Dunen der Butterblume sammelte. Er hielt still und redete sie an; da er aber keine Antwort von ihr erhielt, ward seine Verwunderung noch größer, und weil ihm das Mädchen so wohl gefiel, wollte er sie mit sich auf sein Schloß führen und sie zu seiner Gemahlinn nehmen. Er gab daher seinen Dienern den Befehl, sie auf sein Pferd zu setzen; Schneeweiß und Rosenroth aber rang ihre Hände und deutete auf die Säcke, worin sie ihre Arbeit hatte; und als der König begriffen hatte, Was sie meinte, befahl er seinen Dienern, auch die Säcke mit aufzuladen. Als das geschehen war, gab die Prinzessin sich nach und nach zufrieden;

denn der König war ein sehr schöner Mann, und er war so sanft und so freundlich gegen sie. Als sie aber aufs Schloß kamen, und die alte Königin, die Stiefmutter des jungen Königs, Schneeweiß und Rosenroth erblickte, ward sie so neidisch und so aufgebracht über ihre große Schönheit und sagte zum König: „Siehst Du denn nicht, daß es eine Trollhere ist, die Du mitgebracht hast? denn sie kann ja weder sprechen, noch lachen, noch weinen.“ Der König aber bekümmerte sich nicht darum, was seine Mutter sagte, sondern hielt Hochzeit mit der schönen Jungfrau und lebte mit ihr herrlich und vergnügt; sie aber unterließ nicht, fortwährend an den Hemden zu nähen.

Ehe das Jahr um war, kam Schneeweiß und Rosenroth mit einem Prinzen nieder; darüber wurde die alte Königin noch neidischer und noch mehr erbittert, und als es Nacht wurde, schlich sie sich, während die junge Königin schlief, in ihr Zimmer, nahm ihr das Kind weg und warf es in die Schlangengrube; darnach schnitt sie sie in den Finger, bestrich ihr mit dem Blute den Mund und ging dann hinein zum König und sprach: „Komm jetzt und siehe, was es für Eine ist, die Du zur Gemahlinn genommen hast; jetzt hat sie ihr eignes Kind gefressen.“ Da ward der König so betrübt, daß er beinahe Thränen vergoß, und er sagte: „Ja, es muß wohl wahr sein, weil ich es vor meinen eignen Augen sehe; aber sie thut es gewiß nicht wieder; dieses Mal will ich sie schonen.“

Ehe das Jahr um war, gebar die Königin wieder einen Sohn, und mit diesem ging es eben so, wie mit

dem ersten. Die Stiefmutter des Königs ward diesmal noch neidischer und noch mehr erbittert; sie schlich sich in der Nacht wieder in das Zimmer der jungen Königin, während diese schlief, nahm ihr das Kind weg und warf es in die Schlangengrube, schnitt darauf die Königin in den Finger, bestrich ihr mit dem Blute den Mund und sagte dann zum König, seine Gemahlinn hätte wieder ihr eigenes Kind gestressen. Da ward der König so betrübt, daß Du's gar nicht glauben kannst, und er sagte: „Ja, es muß wohl wahr sein, weil ich es vor meinen eignen Augen sehe; aber sie wird es gewiß nicht wieder thun; dieses eine Mal will ich sie noch schonen.“

Ghe das Jahr wieder um war, kam Schneeweiß und Rosenroth mit einer Tochter danieder, und die nahm die alte Königin ebenfalls und warf sie in die Schlangengrube, während die junge Königin schlief, schnitt sie in den Finger, bestrich ihr mit dem Blute den Mund und ging dann wieder zum König und sprach: „Komm jetzt und siehe, ob es nicht wahr ist, Was ich sage, daß sie eine Trollhexe ist; denn jetzt hat sie auch ihr drittes Kind aufgestressen.“ Da ward der König so betrübt, daß es gar nicht zu sagen ist; denn jetzt konnte er sie nicht länger schonen, sondern mußte den Befehl geben, sie lebendig zu verbrennen. Als nun der Scheiterhaufen in Flammen stand, und sie hinaufsteigen sollte, gab sie durch Nienen und Geberden zu verstehen, sie sollten zwölf Bretter nehmen und sie um den Scheiterhaufen legen, und darauf legte sie die Hemden und die Rüßen und die Tücher ihrer

Brüder; aber an dem Hemd des jüngsten Bruders fehlte noch der linke Arm, den hatte sie nicht fertig bekommen können. Kaum war dies geschehen, so hörte man ein Gausen und ein Brausen in der Luft, und darauf kamen zwölf wilde Enten über den Wald her geflogen, und jede von ihnen nahm ein Hemd, eine Mütze und ein Halstuch in den Schnabel und flog damit fort. „Siehst Du nun,“ sagte die böse Stiefmutter zu dem König: „daß sie eine Trollhexe ist? Mach jetzt schnell und verbrenne sie, ehe die Flammen das Holz verzehren.“ — „Damit hat's noch keine Eile,“ sagte der König: „denn Holz haben wir genug, und ich habe große Lust, zu sehen, Was das Ende hiervon sein wird.“ In demselben Augenblick kamen die Prinzen geritten, so schön und so wohlgebildet, wie man sie nur sehen kann; der jüngste Prinz aber hatte anstatt des linken Arms einen Entenflügel. „Was habt Ihr hier vor?“ fragten die Prinzen. „Meine Gemahlinn soll verbrannt werden,“ sagte der König: „weil sie eine Trollhexe ist und ihre eignen Kinder gefressen hat.“ — „Sie hat ihre Kinder nicht gefressen,“ sagten die Prinzen: „Sprich jetzt, Schwester! Nun hast Du uns errettet, errette jetzt Dich selbst!“ Da sprach Schneeweiß und Rosenroth und erzählte, wie Alles sich zugetragen hatte, und daß jedesmal, wenn sie ins Kindbett gekommen, die alte Königin sich in ihr Zimmer geschlichen und ihr das Kind weggenommen, und sie darnach in den Finger geschnitten und ihr mit dem Blute den Mund bestrichen hätte. Und die Prinzen nahmen den König und führten ihn hinaus zu

der Schlangengrube; da lagen die drei Kinder und spielten mit den Schlangen und den Rattern, und schönere Kinder, als die waren, konnte man gar nicht sehen. Da nahm der König sie mit sich und brachte sie zu seiner Stiefmutter und fragte sie, was Der wohl für eine Strafe verdient hätte, der im Sinne gehabt, eine unschuldige Königin und drei so allerliebste Kinder zu verrathen. „Der verdiente, daß er von zwölf wilden Pferden in Stücke zerrissen würde,“ sagte die alte Königin. „Du hast selbst das Urtheil gesprochen, und selber sollst Du die Strafe erleiden,“ sagte der König; und darauf wurde die alte böse Königin an zwölf wilde Pferde gebunden und in Stücke zerrissen. Schneeweiß und Rosenroth aber reiste mit dem König, ihrem Gemahl, und ihren Kindern und den zwölf Prinzen, ihren Brüdern, nach Hause zu ihren Ältern und erzählte ihnen, was ihr Alles begegnet war; und nun war lauter Freude und Jubel im ganzen Königreich, weil die Prinzessin errettet war, und sie auch ihre zwölf Brüder erlöst hatte.

Der Meisterdieb.

Es war einmal ein Rathenmann, der hatte drei Söhne; er hatte ihnen aber kein Erbe zu geben und war so arm, daß er sie nicht einmal ein Gewerbe konnte lernen lassen. Da sagte er eines Tages zu ihnen, sie müßten selber zusehen, wie sie fortkämen, und könnten lernen, wozu sie Lust hätten, und reisen, wohin sie wollten, er wolle sie gern noch eine Strecke auf dem Weg begleiten. Und das that er denn auch, er begleitete sie bis da, wo drei Wege sich theilten; da nahmen die Söhne von dem Vater Abschied, und jeder zog seine Straße. Wo die beiden ältesten geblieben sind, habe ich nie erfahren können; aber der jüngste marschirte tapfer drauß zu und kam weit hinaus in die Welt.

Eines Nachts, als er durch einen großen Wald marschirte, kam ein gewaltiges Unwetter über ihn; es wehte und stürzte so heftig, daß er fast die Augen im Kopf nicht offen halten konnte, und eh' er sich recht besann, war er in die Irre gekommen und konnte weder Weg, noch

Steg mehr finden. Zulezt erblickte er weit hin im Walde einen Lichtschimmer; er ging grade darauf zu und kam endlich zu einem großen Gebäude, in welchem ein helles Feuer auf dem Herd brannte, woraus er schließen konnte, daß die Leute noch nicht zu Bett gegangen waren. Er trat hinein, und drinnen war eine alte Frau, die puttelte da herum.

„Guten Abend!“ sagte der Bursch. „Guten Abend!“ sagte die Frau. „Gutetu! es ist so böses Wetter draußen die Nacht!“ sagte der Bursch. „Das ist wahr,“ sagte die Frau. „Kann ich hier keine Herberge die Nacht kriegen?“ fragte der Bursch. „Hier ist keine gute Herberge für Dich,“ sagte die Frau: „denn kommen die Leute zu Hause und finden Dich hier, so tödten sie Dich und mich dazu.“ — „Was sind es denn für Leute, die hier wohnen?“ fragte der Bursch. „Ach, es sind lauter Räuber und Spigbuben,“ sagte die Frau: „mich haben sie geraubt, als ich noch ganz klein war, und nun muß ich ihnen die Wirthschaft führen.“ — „Ich glaube, ich nehme hier gleichwohl Quartier,“ sagte der Bursch: „es mag gehen, wie es will; denn hinaus will ich nicht wieder bei Nachtzeit in solchem Unwetter.“ — „Am schlimmsten ist das immer für Dich selbst,“ sagte die Frau.

Der Bursch legte sich darauf in ein Bett, das da stand, aber er hütete sich wohl, daß er einschlief. Bald darnach kamen die Räuber an, und das alte Weib erzählte ihnen sogleich, es wär' ein fremder Kerl ins Haus gekommen, der hätte nicht wieder fort wollen.

„Hast Du nicht gesehen, ob er Geld bei sich hatte?“ fragten die Räuber. „Ja, der und Geld, der Lump!“ sagte die Frau: „er hat kaum Kleider auf dem Leibe.“ Die Räuber flüsterten nun mit einander, Was wohl mit ihm anzufangen wäre, ob sie ihn tödten sollten, oder Was sie sonst mit ihm anfangen sollten. Indessen stand der Bursch auf und fragte sie, ob sie nicht einen Knecht gebrauchen könnten, denn er hätte große Lust, bei ihnen zu dienen. „Ja,“ sagten sie: „wenn Du Lust hast und das Handwerk treiben willst, das wir treiben, so kannst Du bei uns in Dienst kommen.“ — „Ja, es ist ganz einerlei, was es für ein Handwerk ist,“ sagte der Bursch: „denn als ich von Hause abreis'te, sagte mein Vater zu mir, ich könnte lernen, Was ich selber wollte.“ — „Hast Du denn Lust, das Stehlen zu lernen?“ sagten die Räuber. „Ja,“ sagte der Bursch: „das Handwerk möcht' ich wohl lernen.“

Nun wohnte nicht weit davon ein Mann, der hatte drei Ochsen; einen davon wollte er zur Stadt bringen und ihn verkaufen, und das hatten die Räuber ausspionirt. Da sagten sie zu dem Burschen, wenn er im Stande wäre, dem Mann unterwegs den Ochsen zu stehlen, so daß er's nicht gewahr würde, und ohne daß er ihm Was zu Leide thäte, so wollten sie ihn in Dienst nehmen, sonst nicht. Der Bursch sagte, er wollt's versuchen, und nahm mit sich einen schön gearbeiteten Schuh mit silberner Schnalle, welchen er da vorfand, den setzte er in den Weg hin, wo der Mann mit der Kuh herkommen sollte, ging dann etwas

tiefer in den Wald hinein und verbarg sich unter einen Strauch. Es dauerte nicht lange, so kam der Mann an. „Das wäre ja ein ganz hübscher Schuh!“ sagte er: „hätte ich bloß den andern dazu, so wollt' ich beide mit nach Hause nehmen, dann glaub' ich, würde meine Altische wohl einmal gutes Sinnes,“ denn er hatte eine sehr böse und schlimme Frau, und zwischen Schläge und Prügel, die er von ihr bekam, war immer keine lange Zeit. Nun meinte er aber, könne er mit dem einen Schuh doch Nichts anfangen, wenn er nicht den andern dazu hätte; darum ließ er ihn stehen und ging weiter. Da nahm der Bursch den Schuh und eilte, daß er dem Mann vorauskam, indem er durch den Wald lief, so daß jener ihn nicht sehen konnte, und setzte den Schuh wieder vor ihm in den Weg hin. Als der Mann mit seinem Ochsen ankam und den Schuh sah, war er so verdrrießlich, daß er so dumm gewesen war und vorhin den andern Schuh nicht mitgenommen hatte. „Ich muß wohl nur zurücklaufen und den andern nachholen,“ sagte er bei sich selbst und band den Ochsen an einen Zaun fest: „so krieg' ich doch mal ein paar gute Schuh für meine Altische; vielleicht, daß sie dann gutes Sinnes wird.“

Er ging nun zurück und suchte nach dem Schuh die Länge und die Breite; aber all sein Suchen war umsonst; zuletzt mußte er denn mit dem einen Schuh zurückgehen. Indessen hatte sich aber der Bursch mit dem Ochsen davon gemacht. Als der Mann zurückkam und sah, daß der Ochse fort war, fing er an zu weinen und zu lamentieren.

tiren; denn er war so bange vor seiner Frau und fürchtete, sie möchte ihn todt schlagen, wenn sie erführe, daß der Ochse fort war. Da fiel es ihm aber ein, daß er noch zwei andre Ochsen im Stall hatte, und er ging zurück nach Hause, nahm den einen Ochsen und machte sich damit auf nach der Stadt, ohne daß die Frau Etwas davon gewahrt ward. Das hatten aber die Räuber wieder ausgespionirt und sagten daher zu dem Burschen, wenn er dem Mann auch den zweiten Ochsen stehlen könnte, ohne daß er es merkte, und ohne daß er ihm Was zu Leide thäte, so sollte er Ihredgleichen sein. Ja, meinte der Bursch, das wäre eben nicht schwer.

Diesmal aber nahm er einen Strick mit und hängte sich mitten auf dem Wege, wo der Mann vorbei mußte, unter den Armen auf. Als nun der Mann mit seinem Ochsen ankam und ihn da hängen sah, ward er ein wenig verduzt und sagte: „Dir muß schwer zu Sinn gewesen sein, guter Freund, daß Du Dich da aufgeknüpft hast; meinethwegen aber magst Du da hängen, so lange Du willst; denn ich kann Dir doch kein Leben wieder einblasen,“ und damit ging er weiter mit seinem Ochsen. Als er fort war, sprang der Bursch wieder herunter vom Baum, lief einen Nichtsteig, so daß er dem Mann vorauskam und hängte sich wieder mitten im Wege auf. „Ob Dir wirklich so schwer zu Sinn gewesen ist, daß Du Dich da aufgeknüpft hast, oder ob es bloß bei mir spukt?“ sagte der Mann: „Meinethwegen aber magst Du da hängen, so lange Du willst, ob Du nun ein Gespenst bist,

oder Was Du sonst sein magst," und damit ging er weiter mit seinem Ochsen. Der Bursch machte es wieder eben so, wie das vorige Mal, hüpfte herunter vom Baum, lief den Nichtsteig durch den Wald und hängte sich wieder mitten im Wege auf. Als der Mann ihn gewahr ward, sagte er bei sich selbst: „Das ist ja eine gräßliche Geschichte! Sollte ihnen denn so schwer zu Sinn gewesen sein, daß sie sich alle drei aufgeknüpft haben? Ich kann's aber nicht mal glauben, es spukt wohl bloß bei mir.“ „Nun, will ich aber Gewißheit haben," sagte er: „Hangen die andern Weiden noch da, dann ist's wirklich so; hängen sie aber nicht da, so ist's nichts Anders, als Spuk," und damit band er seinen Ochsen fest und lief zurück, um zu sehen, ob sie noch da hingen. Während er nun nach allen Bäumen hinaufguckte, sprang der Bursch wieder herunter, nahm den Ochsen und machte sich damit aus dem Staube. Als der Mann zurückkam und sah, daß der Ochse fort war, da war's Pöckchen wieder fertig: er fing an zu weinen und zu lamentiren; endlich aber gab er sich doch zufrieden, denn er dachte bei sich selbst: „Da ist kein anderer Rath, ich muß wieder nach Hause und den dritten Ochsen auch holen, ohne daß meine Frau es gewahr wird, und muß dann versuchen, ihn um so viel besser zu verhandeln, damit ich wieder zu meinem Schaden komme.“ Er ging nun zurück und holte sich auch den dritten Ochsen, ohne daß seine Frau es gewahr ward. Die Räuber wußten aber wieder sehr gut Bescheid und sagten zu dem Burschen, wenn er ihn nun auch diesmal

den Ochsen stehlen könnte, ohne daß der Mann es merkte, und ohne daß er ihm Was zu Leide thäte, so sollte er Meister sein über sie alle zusammen.

Der Bursch machte sich wieder auf und lief in den Wald; und als der Mann mit dem Ochsen daher kam, fing er an zu brüllen wie ein andrer großer Ochse. Als der Mann das hörte, ward er froh, denn er meinte, seinen Rastochsen an der Stimme zu erkennen, und glaubte, nun würde er sie alle beide wieder bekommen, band den dritten Ochsen fest und lief abseits in den Wald und suchte da herum. Während dessen aber machte der Bursch sich auch mit dem dritten Ochsen davon. Als der Mann zurückkam und sah, daß der auch fort war, ward ihm ganz huthig zu Ruche; er weinte und lamentirte und ließ sich in vielen Tagen nicht wieder zu Hause sehen; denn er war bange, seine Frau möchte ihn rein todt schlagen. Den Räubern aber wollte es gar nicht behagen, daß sie nun den Burschen als Meister über sich alle zusammen anerkennen sollten.

Nun gedachten sie einmal einen Streich auszuführen, den der Bursch ihnen nicht sollte nachmachen können; sie reisten daher alle mit einander fort und ließen ihn allein zurück.

Das Erste, was der Bursch that, als die Andern das Haus verlassen hatten, war, daß er alle die drei Ochsen hinausjagte, worauf diese wieder nach dem Stall des Mannes, dem er sie genommen hatte, zurückliefen, und Der sich freute, daß war der Mann, kannst Du glauben.

Darauf nahm er alle Pferde, welche die Räuber hatten, und belud sie mit dem Besten, was er vorfand, mit Gold und Silber und Kleidern und andern prächtigen Sachen, und sagte dann zu der Frau, sie solle die Räuber nur von ihm grüßen, er ließe sich vielmal bedanken, und er reise jezt fort; aber es sollte ihnen schwer fallen, ihn wieder einzuholen, und damit reiste er ab.

Wie er nun eine lange Zeit gereist hatte, kam er wieder auf den Weg, von wo er zuerst in den Wald zu den Räubern gekommen war, und diesen verfolgte er so lange, bis er wieder in das Dorf kam, wo sein Vater wohnte. Zuvor aber zog er sich eine Montirung an, die grade wie für einen General gemacht war, die hatte er unter den Sachen gefunden, die er von den Räubern mitgenommen, und damit fuhr er auf den Hof, wie ein großer Herr. Dort stieg er ab und ging in's Haus zu seinem Vater und fragte ihn, ob er keine Herberge bei ihm bekommen könne. Nein, das könne er ganz und gar nicht. „Wie sollte ich wohl Herberge haben für einen so großen Herrn?“ sagte der Mann: „ich habe kaum Betten, worauf ich selbst liegen kann, und die sind noch dazu schlecht genug.“ — „Du bist immer ein harter Mann gewesen, und das bist Du auch noch,“ sagte der Bursch: „da Du Deinem eignen Sohn nicht einmal Herberge geben willst.“ — „Bist Du denn mein Sohn?“ fragte der Mann. „Kennst Du mich denn nicht mehr?“ sagte der Bursch. Ja, da erkannte er ihn wieder. „Aber Was hast Du denn gelernt, daß Du in der Geschwindigkeit ein solcher Kerl

geworden bist?" fragte ihn der Vater. „Das will ich Dir sagen," versetzte der Bursch: „Du sagtest ja, ich könnte lernen, wozu ich Lust hätte, und da gab ich mich denn bei Räubern und Spießbuben in die Lehre, und nun hab' ich meine Lehrzeit ausgestanden und bin Meisterdieb geworden.“

Nun wohnte dicht neben seinem Vater der Amtmann, der hatte ein großes, herrliches Schloß und so viel Geld, daß er's nicht zählen konnte, und dann hatte er auch eine Tochter, die war von außerordentlicher Schönheit; die wollte nun der Meisterdieb gern haben und sagte zu seinem Vater, er solle zum Amtmann gehen und seine Tochter für ihn begehren. „Wenn er Dich fragen sollte, was für ein Handwerk ich treibe, so kannst Du nur sagen, ich sei Meisterdieb," sagte er. „Ich glaube, Du bist toll und verrückt," sagte der Mann: „denn klug kannst Du unmöglich sein, wenn Du solche Narrheit im Kopf hast.“ Ja, er solle und müsse zum Amtmann gehen und ihn um seine Tochter bitten, es wäre kein andrer Rath, sagte der Bursch. „Das thu' ich wahrhaftig nicht!" sagte der Vater: „Wie kann ich wohl zum Amtmann gehen, der so reich ist und so viel Geld hat, und für Dich um seine Tochter bitten? das geht mein Lebtag nicht an!" Es half aber nichts, er sollte und mußte hin, und wenn er nicht mit Gutem wollte, so sollte er mit Gewalt, sagte der Meisterdieb. Da ging der Mann fort und kam weinend und heulend zum Amtmann. „Was fehlt Dir?" fragte ihn der Amtmann. Da er-

zählte ihm der Mann, daß er drei Söhne hätte, welche eines Tages fortgereist wären, und er hätte ihnen erlaubt, zu reisen, wohin sie wollten, und zu lernen, wozu sie Lust hätten; „und nun ist der jüngste zurückgekommen und will mit aller Gewalt, ich soll zu Dir gehen und Deine Tochter für ihn begehren und sollte sagen, er wäre Meisterdieb,“ sagte der Mann und weinte und lamentirte ganz jämmerlich. „Gieb Dich nur zufrieden,“ sagte der Amtmann und lachte: „und grüße Deinen Sohn nur von mir und sage ihm, er müßte erst Proben von seiner Geschicklichkeit ablegen; wenn er daher am Sonntag den Braten vom Spieß in meiner Küche stehlen könnte, während alle meine Leute darauf Acht hätten, so sollte er meine Tochter bekommen.“ Mit diesem Bescheid kam der Vater zu seinem Sohn zurück; der aber meinte, das solle ihm ein Leichtes sein. Er sah nun zu, daß er drei lebendige Hasen bekam, die steckte er in einen Sack, behängte sich mit einigen Lumpen, so daß er ganz armselig und jämmerlich ausah, und dann schlich er sich am Sonntag-Vormittag, wie so ein andrer Betteljunge, mit seinem Sack auf die Diele des Amtmanns. Der Amtmann selbst und alle Leute im Hause waren in der Küche und wollten auf den Braten Acht geben. Da ließ der Burfch einen Hasen aus dem Sack schlüpfen, der — hast Du mich nicht gesehen! fort und auf dem Hof herum, daß es eine Höllenwirthschaft war. „Seht einmal den Hasen da!“ sagten die Leute in der Küche und wollten hinaus und ihn fangen. Der

Amtmann sah ihn auch. „O laßt ihn laufen! sagt er: „es nützt nicht, einen Hasen im Sprunge fangen zu wollen.“ Es dauerte nicht lange, so ließ der Bursch den zweiten Hasen hinaus; den sahen die Leute in der Küche ebenfalls und glaubten, es wäre noch derselbe; nun wollten sie hinaus und ihn fangen; aber der Amtmann sagte wieder, es könne nichts nützen. Nach einer Weile ließ der Bursch den dritten Hasen hinaus, der wieder fort und auf dem Hof herum die Kreuz und die Quers. Als die Leute den sahen, glaubten sie, es sei immer noch der erste, und nun wollten sie wieder hinaus und ihn fangen. „Das ist doch auch ein schnurriger Hase!“ sagte der Amtmann: „Kommt, Jungs, und laßt uns mal sehen, ob wir ihn erwischen können!“ Er hinaus, und die Andern ihm nach, und der Hase voran, und sie alle hinterher, daß es ein Wortspectakel war. Mittlerweile aber nahm der Meisterdieb den Braten vom Spieß und ließ damit fort, — und wo da der Amtmann einen Braten zum Mittag herbekam, weiß ich nicht; so Viel aber weiß ich wohl, daß er das Mal keinen Hasenbraten bekam, obwohl er gelaufen hatte, daß ihm der Schweiß von der Stirn troff.

Am Mittag kam der Pfarrer aufs Schloß, und als der Amtmann ihm erzählte, was der Meisterdieb ihm für einen Streich gespielt hatte, machte dieser sich über ihn lustig und wollte sich immer todt lachen. „Ich weiß nicht, wie ich mich von einem solchen Kerl sollte foppen lassen,“ sagte der Pfarrer. „Ja, nimm Dich nur in

„Acht,“ sagte der Amtmann: „vielleicht ist er bei Dir, eh' Du Dir's versiehst.“ Der Pfarrer aber machte sich fortwährend über den Amtmann lustig, weil dieser sich hatte bei der Nase herumführen lassen.

Am Nachmittag kam der Meisterdieb und wollte die Tochter des Amtmanns haben, wie dieser ihm versprochen hatte. „Du mußt erst noch mehr Proben ablegen,“ sagte der Amtmann und gab ihm gute Worte: „denn das Kunststück, das Du heute gemacht hast, war eben nicht der Rede werth. Sieh mal zu, ob Du nicht dem Pfarrer einen Bissen spielen kannst; denn der sitzt da drinnen und macht sich über mich lustig, weil ich mich von einem Kerl, wie Du bist, bei der Nase habe herumführen lassen.“ Der Meisterdieb meinte, das sollte eben nicht schwer sein, und ging sogleich fort und traf seine Anstalten: er verkleidete sich in einen Vogel, hängte sich ein großes weißes Laken um, brach einer Gans die Flügel ab und machte sie sich am Rücken fest, und dann kroch er auf einen großen Ahornbaum, der in dem Garten des Pfarrers stand. Als am Abend der Pfarrer nach Hause kam, rief der Bursch vom Baum herunter: „Herr Lars! Herr Lars!“ denn der Pfarrer hieß Herr Lars. „Wer ruft mich?“ fragte der Pfarrer. „Ich bin ein Engel vom Himmel, der ausgesandt ist vom lieben Gott, um Dir zu verkündigen, daß Du lebendig ins Himmelreich kommen sollst von wegen Deiner Frömmigkeit,“ sagte der Meisterdieb: „Den nächsten Montag mußt Du Dich reisefertig halten; denn

alsdann komme ich und hole Dich ab in einem Sack, und all Dein Gold und Dein Silber und Was Du sonst von den Eitelkeiten dieser Welt besitzest, mußt Du auf einen Haufen in Deiner großen Stube zusammenlegen.“ Herr Lars fiel auf seine Knie und dankte dem Engel, und am Sonntag-Morgen, als er auf die Kanzel stieg, predigte er vor den Leuten, daß ihm ein Engel vom Himmel erschienen wäre auf dem großen Ahornbaum in seinem Garten, der hätte ihm verkündigt, daß er sollte lebendig ins Himmelreich kommen von wegen seiner Frömmigkeit, und er predigte und deutete ihnen das Wort Gottes, daß alle Leute, die in der Kirche waren, darüber weinen mußten.

Am Montag kam der Meisterdieb wieder in der Gestalt eines Engels, und der Pfarrer fiel auf die Knie und betete und dankte ihm, bevor er in den Sack gesteckt wurde, und als er hinein war, nahm der Meisterdieb den Sack und schleppte ihn an der Erde mit sich fort über Stock und über Stein. „Au! au!“ schrie der Pfarrer im Sack: „wo bin ich?“ — „Du bist auf dem engen Wege, der in das Himmelreich führt,“ sagte der Meisterdieb und schleppte den Sack immer weiter, so daß dem Pfarrer die Rippen im Leibe krachten; zuletzt warf er ihn in den Gänsestall des Amtmanns. Da flogen die Gänse auf ihn und fingen an zu zischen und ihn zu beißen, und der Pfarrer war in seinem Sack mehr todt, als lebendig. „Au! au! wo bin ich jetzt?“ rief er. „Jetzt bist Du im Begefeuer, um gereinigt und geläutert zu

werden für das ewige Leben," sagte der Meisterdieb, ging fort und holte sich all das Gold und das Silber und die kostbaren Sachen, die der Pfarrer in seiner großen Stube zusammengehäuft hatte.

Am Morgen, als das Gänsemädchen kam und die Gänse aus dem Stall lassen wollte, hörte sie den Pfarrer drinnen im Sack jammern. „Sagt mir um Gotteswillen, Wer seid Ihr und Was fehlt Euch?“ sagte das Mädchen: „Ach,“ rief der Pfarrer: „bist Du ein Engel vom Himmel, so laß mich hinaus und schicke mich wieder zurück auf die Erde, denn hier ist's noch viel schlimmer, als in der Hölle; tausend Teufel zwicken mich überall mit ihren Zangen.“ — „Ich bin, Gott befre es! kein Engel,“ sagte das Mädchen und half dem Pfarrer aus dem Sack: „ich hüte bloß die Gänse des Amtmanns, und das sind auch wohl die Teufel, die Euch gezwickt haben, Gevatter,“ sagte sie. „Ach, das hat der Meisterdieb gethan! Ach, mein Gold und mein Silber und meine schönen Kleider!“ schrie der Pfarrer und jammerte und lamentirte und lief fort nach Hause, so daß das Mädchen glaubte, er habe rein den Verstand verloren.

Als der Amtmann die Geschichte erfuhr und hörte, wie der Pfarrer sowohl auf dem engen Wege, als im Begefeuer gewesen war, wollte er sich beinahe todtschlagen. Als aber der Meisterdieb kam und seine Tochter haben wollte, schwagte er ihm wieder süß vor und sagte: „Du mußt erst eine Probe ablegen, die noch besser ist, damit ich recht erfahre, wozu Du taugst. Ich habe zwölf Pferde in meinem Stall stehen, auf die will ich zwölf Knechte setzen,

einen auf jedes. Bist Du nun im Stande, ihnen die Pferde unter dem Hosenleber wegzustehlen, so will ich sehen, Was ich für Dich thun kann.“ — „Das ließe sich schon machen,“ sagte der Meisterdieb: „Bekomme ich dann aber auch ganz gewiß Deine Tochter?“ — „Ja, kannst Du das, so will ich mein Bestes thun,“ sagte der Amtmann.

Der Meisterdieb begab sich jetzt zu einem Krämer und kaufte sich zwei Flaschen Branntwein, aber in die eine goß er einen Schlafrunk; dann bestellte er sich elf Knechte, die mußten sich in der Nacht hinter die Scheune des Amtmanns verstecken. Für Geld und gute Worte bekam er auch von einer alten Frau einen lumpigen Weiberrock und eine Jacke, womit er sich wie ein altes Weib verkleidete; darauf nahm er einen Stock in die Hand und einen Beutel auf den Rücken, und als es Abend wurde, hinkte er fort nach dem Stall des Amtmanns. Als er dort ankam, trankten die Leute eben die Pferde zur Nacht und hatten dabei alle Hände voll zu thun. „Was Teufel willst Du denn hier?“ sagte einer von den Stallknechten zu dem vermeintlichen Weibe. „Gutetu! es ist so kalt draußen!“ sagte das Weib und klapperte mit den Zähnen: „laßt mich ein wenig bei Euch in den Stall kriechen.“ — „Wo Dich der Teufel nicht plagt! Pack Dich fort!“ sagte der eine von den Knechten: „denn kriegt der Amtmann Dich hier zu sehen, so läßt er uns tanzen.“ — „Ach, das alte kümmerliche Weib!“ sagte ein anderer, der Mitleid mit ihr zu haben schien: „laßt nur die Alte sich in den Stall

hinsetzen; sie thut gewiß Keinem Was zu nah.“ Die Andern aber sagten, daraus könne Nichts werden, und während sie sich hierüber zankten und die Pferde tränkten, kroch der Meisterdieb immer weiter nach dem Stall zu, und endlich schlüpfte er hinter die Thür, wo ihn nachher weiter Keiner bemerkte.

Auf die Nacht hin kam es den Leuten ein wenig kalt an, so still und unbeweglich auf den Pferden zu sitzen. „Gutetu! es ist kalt wie der Teufel!“ sagte der Eine und schlug die Arme um den Leib. „Wer nur ein Bißchen Tabak hätte!“ sagte ein Andrer. Ein Dritter hatte denn ein Päckchen, und das theilten sie; es war zwar nicht Viel für jeden, aber sie kau'ten und spuckten, und das half ein wenig. Bald darnach waren sie wieder gleich schlimmer daran. „Gutetu!“ sagte der Eine und schüttelte sich. „Gutetu!“ sagte das Weib und klapperte mit den Zähnen, nahm die Flasche mit Branntwein hervor und zitterte so heftig mit der Hand, daß es schwappte in der Flasche, und trank dann, daß es ihr Kluck! im Halse sagte. „Was hast Du da in der Flasche?“ sagte einer von den Stallknechten. „Ach, es ist nur ein Tröpfchen Branntwein,“ sagte sie. „Was? Branntwein? Gieb mal her! gieb mal her!“ schrien sie alle zugleich. „Ach, ich habe nur so wenig,“ sagte sie: „Ihr werdet nicht einmal naß davon im Mund.“ Aber es half nichts, sie wollten durchaus einen Schluck haben. Da nahm die Alte die Flasche mit dem Schlaftrunk, hielt sie jedem vor den Mund und ließ ihn davon trinken, so Viel er brauchte, und der Brölste hatte noch

nicht getrunken, als der Erste schon da saß und schnarchte. Darauf warf der Reisterdieb seine Lumpen ab und nahm den einen Kerl nach dem andern und setzte sie vorquer auf die Balken, rief dann seine elf Leute — und fort jagte er mit allen zwölf Pferden.

Als der Amtmann am Morgen herauskam und nach seinen Knechten sehen wollte, wachten diese eben auf und fingen an, mit den Spornen in die Balken zu hauen, daß die Splitter davon flogen, und einige von den Knechten fielen herunter, andre blieben hängen, und die andern sahen da wie Narren. „Ja, ich kann's mir schon denken, Wer hier gewesen ist,“ sagt der Amtmann: „Ihr seid aber doch ganz elende Kerls, daß Ihr hier sitzt und Euch den Reisterdieb die Pferde unterm Hosenleder wegstehlen laßt!“ und damit bekamen sie ihre gehörige Schmiere.

Später am Tage kam der Reisterdieb selbst und erzählte alle Umstände und wollte jetzt die Tochter des Amtmanns haben, so wie dieser ihm versprochen hatte. Der Amtmann aber gab ihm hundert Thaler und sagte, er müsse erst einen Streich ausführen, der noch besser wäre. „Weinst Du, daß Du wohl das Pferd unter mir selbst stehlen könntest, wenn ich darauf reite?“ sagte der Amtmann. „Das ließe sich schon machen,“ sagte der Reisterdieb: „bekäme ich dann nur eben so gewiß Deine Tochter.“ Ja, er wollte sehn, Was er thun könnte, sagte der Amtmann und bestimmte einen Tag, an welchem er zu einem großen Exercirplatz hinausreiten wollte.

Der Reisterdieb erhandelte sich eine alte abgelebte

Schindmähre, flucht sich einen Sielen aus Weiden und Besenreisern, kaufte einen alten Karren und ein großes Faß und sagte dann zu einem alten zahnlosen Weib, er wolle ihr zehn Thaler geben, wenn sie in das Faß kriechen und über dem Zapfenloch gaffen wolle, er würde dann den Finger hineinstecken, — Leides sollte ihr nicht geschehen — sie sollte bloß ein wenig fahren — und wenn er den Finger öfter, als einmal herauszöge, so sollte sie noch zehn Thaler dazu haben. Darauf zog er einige alte Lumpen an, machte sich im Gesicht unkenntlich mit Ruß, setzte sich eine Perücke auf und befestigte sich einen Bart von Ziegenhaaren an, so daß Keiner ihn wiedererkennen konnte, und damit karjuckelte er nach dem Exercirplatz, wo der Amtmann schon eine Weile geritten hatte.

Es ging aber so langsam und so traurig, daß er fast nicht vom Fleck kam; er duffelte und duffelte; dann stand das Fuhrwerk ganz still; dann ging es wieder ein wenig, aber so traurig, daß der Amtmann nimmer darauf verfallen konnte, daß das der Meisterdieb sein könne; er ritt daher grade auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht Jemanden dort im Walde hätte herumerschleichen sehen. Nein, sagte der Mann, er hätte Keinen gesehen. „Höre,“ sagte der Amtmann: „reite doch einmal in den Wald und sieh zu, ob nicht Einer da herumerschleicht; ich will Dir so lange mein Pferd leihen und Dir auch ein gutes Trinkgeld geben.“ — „Nein,“ sagte der Mann: „das kann ich nicht; denn ich soll dieses Methfaß zu einer Hochzeit fahren; nun ist mir aber unterwegs der Zapfen herausgefallen, und

darum muß ich beständig den Finger ins Loch halten.“ — „Reite Du nur hin!“ sagte der Amtmann: „Ich werde schon derweile auf Dein Pferd und auf das Faß Acht haben.“ Ja, dann sollte aber der Amtmann geschwind den Finger ins Loch stecken, wenn er seinen herauszöge. Das that denn der Amtmann auch, und der Meisterdieb setzte sich aufs Pferd. Die Zeit aber verstrich, und es kam Niemand zurück. Zuletzt ward's der Amtmann überdrüssig, immer den Finger ins Loch zu halten, und er zog ihn heraus. „Nun krieg ich noch zehn Thaler dazu!“ schrie das Weib drinnen im Faß. Da erschrak der Amtmann, denn er merkte nun wohl, wie die Sache sich verhielt, und begab sich schnell auf den Heimweg. Unterweges brachten sie ihm schon sein Pferd entgegen, das der Meisterdieb bereits zu Hause bei ihm abgeliefert hatte.

Tages darauf kam der Bursch zum Amtmann und wollte seine Tochter haben, so wie dieser ihm versprochen hatte. Der Amtmann schwagte ihm wieder Allerlei vor, gab ihm zweihundert Thaler und sagte, er müßte noch ein Probestück machen, könnte er das, dann sollte er auch ganz gewiß seine Tochter haben. „Laß mich hören, Was es ist“, sagte der Meisterdieb. „Kannst Du mir denn wohl das Faken aus meinem Bett stehlen und meiner Frau das Hemd vom Leibe?“ sagte der Amtmann. „Das sollte sich schon machen lassen“, sagte der Meisterdieb: „hätte ich nur eben so gewiß Deine Tochter.“

Als es nun Nacht geworden war, ging der Meisterdieb zum Galgen und schnitt einen armen Sünder los,

nahm ihn auf den Nacken und trug ihn fort; darnach holte er sich eine große Leiter, die stellte er an das Kammerfenster des Amtmanns, stieg dann hinauf und bewegte den Todten auf und ab, grade als wenn Einer von außen ins Fenster guckte. „Das ist der Meisterdieb, Frau!“ sagte der Amtmann und stieß sie in die Seite. „Jetzt schieß ich ihn!“ sagte er und nahm die Büchse, die er vor sein Bett hingelegt hatte. „Nein, thu das nicht, Mann!“ sagte die Frau: „Du hast ihn ja selber herbestellt.“ — „Ja, ich schieß ihn, dann bin ich ihn quitt,“ sagte der Amtmann und fing an zu zielen. Bald aber war der Kopf oben, bald war er wieder unten; endlich aber bekam der Amtmann ihn doch aufs Korn, knallte los, und der Todte bumpfte zur Erde nieder. Der Meisterdieb herunter von der Leiter, so schnell er nur konnte.

„Ich bin nun zwar selbst die hohe Obrigkeit,“ sagte der Amtmann: „ich möchte aber doch nicht gern, daß die Leute Etwas zu reden hätten; darum ist's am besten, ich stehe auf und begrabe den Todten.“ — „Ja, thu, wie es Dir gut dünkt, Mann,“ sagte die Frau. Da stand der Amtmann auf und ging hinunter, den Todten zu begraben; während er aber zur Thür hinausging, schlüpfte der Meisterdieb zum Fenster hinein. „Nun, Mann,“ sagte die Frau — denn sie glaubte es wäre der Amtmann — „bist Du schon fertig?“ — „Ja,“ sagte der Meisterdieb: „ich steckte ihn bloß in ein Loch und scharrte etwas Erde darüber, und so weit ist er nun verwahrt. Es ist so ein abscheuliches Wetter draußen, ich will's schon ein andermal besser machen. Sieh mir aber

das Laken," sagte er: „damit ich mich abtrockne, denn ich habe mich über und über mit Blut besudelt.“ Die Frau gab ihm das Laken. „Du mußt mir auch noch Dein Hemd geben," sagte er: „denn das Laken verschlägt nicht, merke ich.“ Sie gab ihm nun auch noch ihr Hemd. Da fiel es ihm ein, daß er vergessen hatte, die Thür zuzumachen, und das mußte er erst, eh' er sich wieder zu Bett legte — und fort ging er mit dem Laken und mit dem Hemd. Eine Weile darnach kam der rechte Amtmann. „Rein, wie lange Zeit Du gebraucht hast, um die Thür zuzumachen!" sagte die Frau: „Wo hast Du aber nun das Laken und mein Hemd gelassen?" — „Was sagst Du?" rief der Amtmann. „Ich frage, wo Du das Laken und mein Hemd gelassen hast, das ich Dir gab, um Dich damit abzutrocknen?" sagte sie. „Ei zum Teufel!" rief der Amtmann: „ist er nun damit auch fort?"

Am Tage kam der Meisterdieb wieder und verlangte die Tochter des Amtmanns, wie dieser ihm versprochen hatte, und da durfte nun der Amtmann nicht anders, sondern gab sie ihm und noch viel Geld dazu; denn er fürchtete, der Meisterdieb möchte ihm zuletzt noch die Augen aus dem Kopf stehlen, und daß er gar zu sehr ins Gerede käme. Der Meisterdieb lobte nun mit der Tochter des Amtmanns lustig und vergnügt. Ob er nach dieser Zeit noch wieder stahl, kann ich nicht mit Gewißheit sagen; that er es aber, so geschah es wohl nur zu seinem eignen Vergnügen.

Die drei Schwestern im Berge.

Es war einmal eine alte Wittfrau, die wohnte mit ihren drei Töchtern weit vom Dorfe unten an einem Berg. Sie war aber so arm, daß sie weiter Nichts besaß, als nur ein Huhn, und das hatte sie so lieb, wie ihren Augapfel; sie tickerte damit herum und warf ihm Körner zu früh und spät. Eines Tages aber war das Huhn fort. Die Frau ging überall um das Haus herum und suchte und lockte; aber das Huhn war fort und blieb fort. Da sagte sie zu ihrer ältesten Tochter: „Du mußt hingehen und zusehen, daß Du das Huhn wiederfindest; denn her muß es wieder, und sollten wir es auch aus dem Berg holen.“ Die Tochter ging fort und suchte und lockte überall; aber kein Huhn war zu finden. Da schallte es auf einmal aus der Bergwand:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!

„Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das Mädchen ging hin und wollte zusehen. Da öffnete sich aber plötzlich unter ihr eine Fallthür, und sie fiel tief hinab in ein Gewölke unter der Erde. Als sie darin

weiter ging, kam sie durch viele schöne Zimmer, das eine noch immer prächtiger, als das andre. In dem innersten Zimmer aber kam ein großer Bergmann auf sie zu, der fragte sie: „Willst Du meine Braut sein?“ Nein, sagte das Mädchen, das wollte sie ganz und gar nicht, sie wollte wieder hinauf und nach ihrem Huhn suchen, das fortgekommen wäre. Da ward der Bergmann so zornig, daß er sie nahm und ihr den Kopf abriß und ihn mit sammt dem Rumpf in einen Keller hinabwarf.

Die Mutter saß indessen zu Hause und wartete von einer Zeit zur andern; aber die Tochter war nicht da und kam nicht. Sie wartete nun noch eine gute Zeit; da das Mädchen aber immer noch nicht kam, sagte sie zu ihrer zweiten Tochter, sie solle hingehen und sich nach ihrer Schwester umsehen, und dann solle sie zugleich das Huhn locken.

Der zweiten Tochter ging es nun eben so, wie der ersten, sie suchte und lockte überall, und plötzlich hörte sie es aus der Bergwand rufen:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!“

„Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das kam ihr ganz wunderbar vor, und als sie hingehen wollte und zusehen, Was es zu bedeuten hatte, da fiel sie ebenfalls durch die Halthür in das unterirdische Gewölbe hinab. Sie ging nun durch viele Zimmer, und in dem innersten kam der Bergmann auf sie zu und fragte sie, ob sie seine Braut sein wollte. Nein, das wollte sie ganz und gar nicht, sie wollte sogleich wieder hinauf

und nach ihrem Huhn suchen, das fortgekommen wäre. Da ward der Bergmann so zornig, daß er sie nahm und ihr den Kopf abriß und ihn sammt dem Rumpf in den Keller hinabwarf.

Als nun die Frau auch auf die zweite Tochter schon eine lange Zeit gewartet hatte, und diese immer noch nicht kam, sagte sie zu der jüngsten: „Nun mußt Du einmal hingehen und Dich nach Deinen Schwestern umsehen.“ „Schlimm genug,“ sagte sie: „daß uns das Huhn wegkam; sollten wir aber Deine Schwestern noch dazu verlieren, so wäre das noch weit schlimmer; vergiß aber nicht, unterwegs das Huhn zu locken.“

Die jüngste Tochter ging nun fort und suchte und lockte überall herum; aber keine Schwestern waren zu finden, und kein Huhn war zu sehen. Endlich kam sie auch zu der Bergwand, und nun rief es wieder:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!

„Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das, dächte dem Mädchen, wäre ja herrlich; sie wollte sogleich hin und es holen; aber ehe sie sich's versah, fiel sie ebenfalls in das Gewölbe hinunter. Wie sie nun durch die vielen Zimmer ging, wovon das eine immer noch schöner war, als das andre, ließ sie sich gute Zeit und betrachtete Alles genau, denn sie war ganz und gar nicht bange. Endlich bemerkte sie eine Kellerklappe, die hob sie auf und sah hinunter; da erkannte sie alsbald ihre Schwestern, welche beide da lagen und todt waren. Wie sie eben die Klappe wieder zugemacht hatte, kam der Bergmann an.

„Willst Du meine Braut sein?“ fragte er sie. „Ja, recht gern,“ sagte das Mädchen, denn sie konnte sich nun wohl denken, wie es ihren Schwestern ergangen war. Als der Troll das hörte, ward er seelenfroh und schenkte ihr die schönsten und prächtigsten Kleider und Alles, was sie sich nur wünschen mochte, so sehr freute er sich, daß Eine mal seine Braut sein wollte.

Als das Mädchen sich nun einige Zeit bei dem Trollen aufgehalten hatte, war sie eines Tages ganz traurig und betrübt. Der Troll fragte sie, Was ihr fehle. „Ach,“ sagte sie: „es betrübt mich so sehr, daß ich nicht zu Hause bei meiner Mutter sein kann; die leidet gewiß Hunger und Durst und hat keinen Menschen um sich.“ — „Ja, Dich zu ihr gehen lassen, kann ich nicht,“ sagte der Troll: „aber thu nur etwas Essen in einen Sack, dann will ich's ihr schon bringen.“ Dafür dankte das Mädchen ihm und nahm einen Sack und füllte ihn mit lauter Gold und Silber an, aber oben darauf legte sie Etwas zu essen, und sagte dann zu dem Trollen, nun wäre der Sack fertig, aber er dürfe nicht zusehen, Was drin wäre; das mußte er ihr versprechen. Na, er wollt's auch nicht thun. Als er fortging, sah sie ihm nach durch ein Loch, das in der Fallthür war. Unterweges sah sich der Troll um und sagte: „Der ist doch auch verdammt schwer, der Sack! ich muß doch mal zusehen, Was drin ist,“ und damit wollte er das Band auflösen. Aber das Mädchen rief ihm zu: „Ich sehe Dich! ich sehe Dich!“ — „Das ist doch auch zum Kukuf, was Du für Augen im Kopf hast!“

sagte der Troll und wagte nun keinen weitem Versuch. Als er bei der Wittve ankam, warf er den Sack durch die Thür hinein. „Da hast Du Was zu essen von Deiner Tochter!“ sagte er: „sie kann's entbehren.“

Wie nun das Mädchen schon eine gute Zeit bei dem Trollen im Berge zugebracht hatte, fiel eines Tages ein Ziegenbock durch die Fallthür hinunter. „Wer hat nach dir geschickt, du Langrippiges Vieß!“ rief der Troll und war entseßlich böse, nahm den Bock, dreh'te ihm den Kopf um und warf ihn hinunter in den Keller. „Ach, warum hast Du das gethan?“ sagte das Mädchen: „ich hätte ja meinen Zeitvertreib damit haben können.“ — „Nun, Du brauchst darum eben das Maul nicht schieß zu machen,“ sagte der Troll: „er soll bald wieder lebendig werden.“ Darauf nahm er einen Krug, der an der Wand hing, setzte dem Ziegenbock den Kopf wieder auf und bestrich ihn mit der Salbe aus dem Krug, und da war der Bock wieder eben so frisch und munter, als zuvor. „Haha!“ dachte das Mädchen: „der Krug ist Was werth!“

Als sie nun noch eine gute Zeit bei dem Trollen gewesen war, ersah sie eines Tages die Gelegenheit, da der Troll nicht zu Hause war, nahm die älteste Schwester und setzte ihr den Kopf auf und bestrich sie dann mit der Salbe aus dem Krug, so wie sie gesehen, daß der Troll es mit dem Ziegenbock gemacht hatte; und als das geschehen war, ward die Schwester sogleich wieder lebendig. Sie steckte sie nun in einen Sack, legte ein wenig Essen oben drauf, und wie der Troll nach Hause kam, sagte sie zu

ihm: „Ach, willst Du nicht zu meiner Mutter gehen und ihr ein wenig Essen bringen? sie leidet gewiß Hunger und Durst, die Arme! Aber Du mußt auch nicht in den Sack sehen.“ Nein, er wollte nicht hineinschauen, sagte der Troll, nahm den Sack und marschirte damit fort. Wie er aber ein Ende gegangen war, dächte ihm, der Sack wäre so verdammt schwer, und als er noch etwas weiter gegangen war, sagte er: „Ich möchte doch wohl wissen, Was drin ist, und was sie auch für Augen im Kopf haben mag, so kann sie mich doch jetzt nicht mehr sehen.“ Als er aber nun das Band auflösen wollte, rief die Schwester, die in dem Sack war: „Ich seh' Dich wohl! ich seh' Dich wohl!“ — „Das ist doch auch zum Kukuk mit Deinen Augen!“ sagte der Troll, denn er glaubte, es wäre Die im Berge, welche das sagte. Er wagte nun nicht weiter, den Sack zu öffnen, sondern lief damit, was er nur konnte, zu der Mutter, und als er an die Thür kam, warf er den Sack hinein und rief: „Da hast Du Essen von Deiner Tochter! sie kann's entbehren.“

Wie nun das Mädchen noch eine gute Zeit in dem Berg gewesen war, machte sie es eben so mit der zweiten Schwester: sie setzte ihr den Kopf auf, bestrich sie mit der Salbe aus dem Krug und steckte sie in den Sack. Aber das Mal legte sie oben drauf so viel Gold und Silber, als nur hinein konnte, und ganz oben darauf legte sie ein Wenig zu essen. „Ach,“ sagte sie zu dem Trollen: „Willst Du nicht zu meiner Mutter gehen und ihr wieder ein Wenig Essen bringen? aber Du darfst ja nicht in

den Sack sehen.“ Ja, er wollte wohl hingehen und wollt' auch nicht hineinschauen, sagte der Troll. Als er aber eine Strecke weit gekommen war, dächte ihm, der Sack würde so verdammt schwer, und als er noch etwas weiter gekommen war, konnte er ihn beinahe nicht mehr tragen. Er wollte nun das Band auflösen und in den Sack gucken; aber da rief die Schwester, welche drinnen war: „Ich seh' Dich wohl! ich seh' Dich wohl!“ — „Das ist doch auch zum Kukul, was Du für Augen im Kopf hast!“ sagte der Troll und wagte nicht weiter, in den Sack zu sehen, sondern trug ihn, so schnell er nur konnte, gradesweges zu der Mutter, und als er an's Haus kam, warf er ihn durch die Thür hinein und rief: „Da hast Du Essen von Deiner Tochter! sie kann's entbehren.“

Als nun das Mädchen noch eine gute Zeit in dem Berg gewesen war, wollte der Troll einmal ausgehen. Das Mädchen aber stellte sich schwach und elend an und sagte: „Es kann nichts nützen, daß Du vor zwölf Uhr zu Hause kommst; denn ich kann das Essen heut doch nicht so früh fertig kriegen, weil ich so schwach bin.“ Als darauf der Troll gegangen war, stopfte sie ihre Kleider mit Stroh aus und stellte die Strohdürne in die Ecke am Herd hin mit einem Quirl in der Hand, so daß es aussah, als wäre sie es selbst. Darauf schlich sie sich aus dem Berg und lief fort nach Hause; unterwegs aber sprach sie sich einen Schützen auf, und den nahm sie mit.

Als die Uhr zwölf war, oder so ungefähr, kam der

Troll nach Hause: „Gieb mir Was zu essen!“ rief er der Strohdirne zu; aber die antwortete nicht. „Gieb mir Was zu essen, sag' ich Dir!“ rief der Troll: „denn ich bin hungrig.“ Keine Antwort. „Gieb mir Was zu essen!“ schrie der Troll zum dritten Mal: „und wenn Du nicht thust, Was ich Dir sage, werde ich Dich aus dem Schlaf wecken.“ Aber die Dirn stand da, ohne sich zu rühren. Da wurde der Troll rasend und stieß sie mit dem Fuß, daß die Palme umherstoben. Als er aber das sah, merkte er Unrath und begann zu suchen im ganzen Berg herum, und zuletzt kam er auch hinunter in den Keller; da waren aber die beiden Schwestern des Mädchens fort, und nun konnte er sich wohl den ganzen Zusammenhang denken. „Ja, das will ich ihr bezahlen!“ sagte er und machte sich auf nach dem Hause der Mutter. Als er aber an die Thür kam, knallte der Schütz los. Wie der Troll das hörte, wagte er nicht, hineinzugehen, denn er glaubte, es wäre der Donner, und lief wieder fort nach Hause, so schnell er nur konnte. Oh' er aber zu der Fallthür kam, ging die Sonne auf, und da harst er. — Wenn ich bloß wüßte, wo die Fallthür wäre; denn da ist gewiß noch Gold und Silber Genug zu holen.

Von dem Niesen, der kein Herz im Leibe hatte.

Es war einmal ein König, der hatte sieben Söhne, von denen hielt er so viel, daß er nicht leben konnte ohne sie; einer wenigstens mußte immer um ihn sein. Als die Söhne groß waren, sollten die sechs ältesten ausziehen und sich eine Frau suchen; den jüngsten aber wollte der Vater bei sich zu Hause behalten, und die andern sollten eine Prinzessin für ihn mitbringen. Der König gab nun den sechs Prinzen die schönsten Kleider, die man sehen konnte, sie waren so schön, daß man den Glanz schon weit in der Ferne sah, und jedem gab er ein Pferd, das kostete viele, viele hundert Thaler, und damit reis'ten sie fort. Als sie nun an vielen Königshöfen gewesen waren und viele Prinzessinnen gesehen hatten, kamen sie endlich auch zu einem König, der sechs Töchter hatte; so schöne Königstöchter aber hatten die Prinzen noch nie gesehen, und jeder freit'e um eine von ihnen und bekam sie zur Braut, und darauf begaben sie sich mit den Prinzessinnen wieder auf den Heimweg zu ihrem Vater; sie waren aber in ihre

Bräute so verliebt, daß sie es ganz vergaßen, auch eine Prinzessin für Aschenbrödel mitzubringen, der zu Hause geblieben war.

Wie sie nun schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatten, kamen sie an einer steilen Bergwand vorbei, wo ein Riesenschloß war. Der Riese kam heraus, und als er sie sah, verwandelte er sie alle in Stein, sowohl die Prinzen, als die Prinzessinnen. Der König wartete immersfort auf seine Söhne; aber wie lange er auch warten mochte, sie kehrten nicht zurück. Da ward der König sehr betrübt und konnte nimmer wieder froh werden. „Hätte ich nicht Dich noch,“ sagte er zu Aschenbrödel: „so möchte ich gar nicht mehr in der Welt leben.“ Aschenbrödel aber bat den König, daß er ihm erlauben möchte, fortzureisen, um seine Brüder wieder aufzusuchen. „Nein, das kann ich nicht,“ sagte der König: „denn Du kommst nachher auch nicht wieder.“ Aber Aschenbrödel wollte durchaus fort und bat seinen Vater so lange, bis er ihn endlich reisen ließ. Nun hatte der König aber kein andres Pferd für Aschenbrödel, als eine alte elende Kracke; denn die sechs andern Königsöhne hatten alle die andern Pferde bekommen. Das kümmerte Aschenbrödel aber wenig; er setzte sich auf seine alte Kracke und reiste fort. „Lebe wohl, Vater!“ sagte er, als er abreiste: „ich werde schon wiederkommen, und vielleicht bringe ich dann meine Brüder auch mit.“

Als er ein Ende geritten war, traf er auf dem Wege einen Raben an, der lag da und schlug mit den Flügeln

und konnte vor lauter Hunger und Mattigkeit nicht von der Stelle. „Ach, gieb mir doch ein Wenig zu essen,“ sagte der Rabe: „dann will ich Dir auch wieder helfen, wenn Du mal in Noth kommst.“ — „Ja, Viel hab' ich eben nicht,“ sagte der Königssohn: „und Du siehst auch gar nicht darnach aus, daß Du mir große Hülfe leisten könntest; weil Du es aber so nöthig zu haben scheinst, will ich Dir wohl geben, Was ich vermag,“ und darauf öffnete er seinen Ranzgen und gab dem Raben zu essen. Wie er nun ein Ende weiter gereiß't war, kam er zu einem Bach. Nicht weit davon lag ein großer Lachs, der auf das trockne Land gekommen war, und zappelte und konnte nicht wieder zurück ins Wasser. „Ach hilf mir doch wieder in's Wasser,“ sagte der Lachs: „Ich will Dir auch wieder helfen, wenn Du mal in Noth kommst.“ — „Ja, Deine Hülfe wird mir wohl nicht viel nützen,“ sagte der Königssohn: „aber es wäre ja Sünde, Dich hier umkommen zu lassen,“ und damit setzte er den Fisch wieder ins Wasser. Nun reiste er ein gutes Ende weiter; da traf er auf dem Wege einen Wolf an, der lag da und wand und krümmte sich vor lauter Hunger. „Ach gieb mir doch Dein Pferd zu fressen,“ sagte der Wolf: „denn ich bin so hungrig, daß mir der Magen schlottet, weil ich in zwei Jahren Nichts zu essen bekommen habe.“ — „Nein,“ sagte Aschenbrödel: „das kann ich nicht! Erst kam ich zu einem Raben, dem mußte ich mein Essen geben; darauf kam ich zu einem Lachs, dem mußte ich wieder ins Wasser helfen; und Du willst nun gar mein Pferd haben;

das geht nicht, dann weiß ich nicht, wie ich meine Reise fortsetzen soll.“ — „Ja, Du mußt mir helfen,“ sagte der Wolf: „Du kannst nachher auf mir reiten; ich will Dir auch wieder helfen, wenn Du mal in Noth kommst.“ — „Ja, Was Du mir helfen kannst, hat wohl nicht Viel zu bedeuten,“ sagte der Prinz: „aber nimm das Pferd nur hin, weil Du's doch so nöthig hast.“ Als der Wolf das Pferd gestressen hatte, gab Aschenbrödel ihm das Gebiß ins Maul und legte ihm den Sattel auf den Rücken; denn der Wolf war jetzt so stark und so groß geworden von Dem, was er gestressen hatte, weit größer, als ein Pferd. Wie Aschenbrödel sich aufgesetzt hatte, legte der Wolf mit ihm los; aber so schnell hatte Aschenbrödel noch nie geritten. Als sie nun schon einen guten Weg hinter sich hatten, sagte der Wolf: „Wenn wir noch ein kleines Ende weiter gekommen sind, dann werde ich Dir das Riesenschloß zeigen.“ Es dauerte nicht lange, so waren sie da. „Hier siehst Du das Schloß,“ sagte der Wolf: „und dies hier sind Deine sechs Brüder, die der Riese in Stein verwandelt hat, und das da sind ihre sechs Bräute; dort siehst Du auch die Thür zu dem Schloß, und da mußt Du hingehen.“ — „Nein,“ sagte der Königssohn: „der Riese bringt mich um.“ — „Sei nur ohne Furcht,“ versetzte der Wolf: „denn wenn Du hineinkommst, triffst Du dort eine Prinzessinn an, die wird Dir wohl sagen, wie Du es machen mußt, um den Riesen zu tödten; und thu dann nur, wie sie Dir sagt.“ Aschenbrödel ging darauf hinein, und wie er durch mehrer Zimmer

gekommen war, saß in dem einen die Prinzessin; aber eine so schöne Jungfrau hatte er noch nie gesehen. „Ach, Gott sei Dir bei!“ sagte sie, als sie ihn erblickte: „Wie bist Du hier hergekommen? Dein Tod ist Dir gewiß; denn hier wohnt ein Riese, den kann Niemand tödten, weil er sein Herz im Leibe hat.“ — „Ich will es aber doch versuchen,“ sagte Mischenbrödel: „denn darum bin ich hergekommen; und meine Brüder, welche hier in Stein verwandelt sind, wollte ich auch gern erretten, und Dich dazu, wenn ich könnte.“ Wie nun die Prinzessin ihn durchaus nicht überreden konnte, wieder fortzugehen, sagte sie zu ihm: „Laß und denn zusehen, wie wir's am besten anfangen: Krieche hier unter dieses Bett, und da mußt Du still liegen bleiben und genau zuhören, Was der Riese sagt, wenn ich ihn ausfrage.“ Er kroch nun unter's Bett, und kaum war das geschehen, so kam der Riese an. „Gutetu! hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ rief er. „Ja, es flog hier eine Gaster vorbei mit einem Knochen im Schnabel, den ließ sie durch den Schornstein fallen,“ sagte die Prinzessin: „ich habe mich zwar beeilt, ihn hinwegzuschaffen; aber es muß wohl noch der Geruch davon zurückgeblieben sein;“ und damit war der Riese zufrieden gestellt. Als es Abend wurde, legten sie sich zu Bett, und wie sie eine Weile gelegen hatten, sagte die Prinzessin: „Da ist Hinz, wonach ich Dich gern fragen wollte, aber Du mußt auch nicht böse werden.“ — „Was ist denn das?“ fragte der Riese. „O,“ sagte sie: „ich möchte gern wissen, wo Du Dein Herz hast, weil

Du es doch nicht bei Dir trägst.“ — „Das ist Etwas, wonach Du nicht zu fragen brauchst,“ sagte der Riese: „sonst liegt es dort unter der Thürschwelle.“ — „Aha! da wollen wir's schon finden!“ dachte Aschenbrödel, der unter dem Bett lag.

Am nächsten Morgen stand der Riese früh auf und streifte nach dem Wald zu. Kaum war er fort, so gingen Aschenbrödel und die Prinzessin an, unter der Thürschwelle zu suchen; aber was sie auch suchten und graben mochten, so fanden sie doch Nichts. „Diesmal hat er uns angeführt,“ sagte die Prinzessin: „aber wir müssen's noch einmal versuchen.“ Darauf pflückte sie die schönsten Blumen, die sie finden konnte, und bestreute damit die Thürschwelle, nachdem sie dieselbe vorher wieder in Stand gebracht hatten. Wie es um die Zeit war, daß sie den Riesen zu Hause erwarteten, mußte Aschenbrödel wieder unter's Bett kriechen. „Gutetut! hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ sagte der Riese, als er eintrat. „O, das ist wohl noch der Knochen von gestern,“ sagte die Prinzessin, und damit war der Riese zufrieden. Nach einer Weile fragte er, Wer denn all die schönen Blumen auf die Thürschwelle gestreut hätte. „O, das habe ich gethan,“ sagte die Prinzessin. „Und wozu soll das?“ fragte der Riese. „Reinst Du denn nicht, daß ich Dich so lieb habe, um die Schwelle mit Blumen zu bestreuen, wenn ich weiß, daß Dein Herz darunter liegt?“ sagte die Prinzessin. „Ah so!“ sagte der Riese: „sonst liegt es aber nicht da.“

Als sie sich am Abend zu Bett gelegt hatten, bat die Prinzessin ihn, er möchte ihr doch sagen, wo sein Herz wäre; denn sie hielt so viel von ihm, sagte sie, und darum möchte sie es so gern wissen. „O, es liegt dort in dem Wandschrank,“ sagte der Riese. „Haha!“ dachte Aschenbrödel: „da wollen wir's schon finden!“ Den nächsten Morgen machte der Riese sich wieder früh auf und streifte nach dem Wald zu. Kaum aber war er gegangen, als Aschenbrödel und die Königstochter den ganzen Schrank durchsuchten, um sein Herz zu finden; aber wie fleißig sie auch suchten, so fanden sie auch diesmal Nichts. „Wir müssen's noch einmal probiren,“ sagte die Prinzessin. Sie schmückte nun den Schrank mit Blumen und mit Kränzen, und gegen Abend mußte Aschenbrödel wieder unter's Bett kriechen. Darauf kam der Riese an. „Gutetut! hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ sagte er, als er eintrat. „Ach, es ist wohl immer noch der alte Knochen,“ sagte die Prinzessin: „der Geruch will gar nicht wieder fort.“ Damit war der Riese zufrieden und sagte weiter Nichts. Wie er aber darauf den Schrank erblickte, der mit Blumen und Kränzen geschmückt war, fragte er die Prinzessin, Wer das gethan hätte. „Ach, das habe ich gethan,“ sagte sie. „Und wozu soll die Thorheit?“ fragte er. „Weinst Du denn nicht, daß ich Dich so lieb habe, um den Schrank mit Blumen und Kränzen zu schmücken, wenn ich weiß, daß Dein Herz darin liegt?“ sagte sie. „Kannst Du so närrisch sein und das glauben?“

sagte der Niese. „Ich muß es ja wohl glauben, wenn Du es sagst,“ versetzte die Prinzessin. „Du bist ein Narr!“ sagte der Niese: „wo mein Herz ist, dahin kommst Du nie.“ — „Du könntest mir aber doch wohl sagen, wo es ist,“ sagte sie. Nun konnte der Niese nicht anders, sondern mußte es ihr sagen. „Weit, weit von hier in einem Wasser,“ sagte er: „liegt eine Insel; auf der Insel steht eine Kirche; in der Kirche ist ein Brunnen; in dem Brunnen schwimmt eine Ente; in der Ente ist ein Ei; und in dem Ei — da ist mein Herz.“

Am Morgen früh, als es noch nicht dämmerte, streifte der Niese schon wieder nach dem Wald zu. „Ja, nun muß ich auch fort,“ sagte Aschenbrödel: „wenn ich bloß den Weg wüßte. Er sagte darauf der Prinzessin Lebewohl, und als er draußen vor's Schloß kam, stand der Wolf noch da und wartete auf ihn. Aschenbrödel erzählte ihm Alles, was ihm im Schloß begegnet war und sagte, nun möchte er gern zu dem Brunnen in der Kirche, wenn er bloß den Weg dahin wüßte. Der Wolf aber sagte, den Weg wollte er schon finden, er sollte sich nur auf seinen Rücken setzen, und darauf ging es fort über Klippen und Hügel, über Berg und Thal, daß es nur so saufte. Als sie schon manchen lieben Tag gereist waren, kamen sie endlich zu einem Wasser. Nun wußte der Königssohn nicht, wie er hinüber kommen sollte; aber der Wolf sagte zu ihm, er solle sich bloß nicht fürchten, und dann sprang er in's Wasser und schwamm mit dem Prin-

zen hinüber zu der Insel. Als sie aber zu der Kirche kamen, hing der Schlüssel ganz oben an der Thurmspitze. Nun wußte der Königssohn wieder nicht, wie er ihn herunterkriegen sollte. „Du mußt den Raben zu Hülfe rufen,“ sagte der Wolf, und das that der Prinz. Da kam der Rabe geflogen, schwang sich hinauf zu der Thurmspitze und holte den Schlüssel herunter. Nun konnte der Prinz in die Kirche kommen; und als er zu dem Brunnen kam, schwamm die Ente darin auf und ab, so wie der Riese gesagt hatte. Der Prinz fing nun an, sie zu locken, und lockte so lange, bis sie so nahe kam, daß er sie greifen konnte. Wie er sie aber aus dem Wasser hob, ließ sie das Ei in den Brunnen fallen. Nun wußte Aschenbrödel nicht, wie er das Ei wiederbekommen sollte. „Du mußt jetzt den Lachs zu Hülfe rufen,“ sagte der Wolf. Da rief der Prinz den Lachs, und dieser kam sogleich und holte das Ei herauf. Nun, sagte der Wolf zu dem Prinzen, solle er das Ei in der Hand drücken; und wie der Prinz das that, schrie der Riese laut auf. „Drück noch einmal zu!“ sagte der Wolf; und wie der Prinz noch einmal zudrückte, erhob der Riese ein klägliches Gewinsel und bat und flehte um sein Leben; er wolle auch Alles thun, was der Königssohn verlangte, wenn er ihm bloß nicht das Herz entzwei drücken wollte, sagte er. „Sage ihm, wenn er Deine sechs Brüder, die er in Stein verwandelt hat, wieder in Prinzen umschafft, und ihre Bräute in Prinzessinnen, dann solle er das Leben behalten,“ sagte der Wolf; und das that der Prinz. Ja, dazu

war der Troll sogleich bereit: er verwandelte die sechs Brüder wieder in Prinzen, und ihre Bräute wieder in Prinzessinnen. „Drück jezt das Ei entzwei!“ sagte der Wolf. Nun drückte Aschenbrödel das Ei entzwei, und da barst der Riese mitten von einander. Wie sie ihn nun quitt waren, ritt Aschenbrödel wieder zurück nach dem Bergschloß. Da standen alle seine sechs Brüder mit ihren Bräuten frisch und gesund vor ihm, und Aschenbrödel ging in den Berg und holte sich die Prinzessin, die wurde nun seine Braut, und darauf reisten sie alle mit einander zurück nach dem Schloß des Königs. Wie nun der alte König alle seine sieben Söhne mit ihren Bräuten ankommen sah, da freute er sich nicht wenig, kannst Du glauben; aber die schönste von allen Prinzessinnen war doch die Braut von Aschenbrödel, und er mußte sich mit ihr bei Tafel oben an setzen. Darauf hielten alle Prinzen Hochzeit mit ihren Bräuten, und es wurde gegastet und gejubelt viele Tage lang, und haben sie nicht ausgejubelt, so jubeln sie wohl noch.

Die Grimmsche.

Es waren einmal ein Paar reiche Leute, die hatten zwölf Söhne. Als der jüngste von ihnen herangewachsen war, wollte er nicht länger zu Hause bleiben, sondern wollte fort in die Welt und sein Glück versuchen. Die Ältern sagten, er hätte es ja gut bei ihnen, warum er denn nicht zu Hause bleiben wollte. Aber er hatte keine Ruhe, er wollte und mußte fort, und da ließen sie ihn denn endlich reisen. Als er nun eine Zeitlang umhergewandert war, kam er auch zu einem Königsschloß; da bat er um einen Dienst, und den erhielt er auch.

Die Tochter des Königs von diesem Lande aber wurde von einem Trollen in einem Berg zurückgehalten, und der König hatte nicht mehr Kinder, als nur diese einzige Tochter. Darum war er und mit ihm das ganze Land in großer Sorge und Betrübniß, und der König hatte Demjenigen, der sie befreien könnte, die Prinzessin und das halbe Reich versprochen; aber es war Niemand, der das konnte, obwohl Viele es versuchten. Als der Burich

ein Jahr, oder so ungefähr, da gewesen war, wollte er wieder nach Hause und seine Ältern besuchen; wie er aber zu Hause ankam, waren seine Ältern in der Zeit gestorben, und die Brüder hatten die Erbschaft unter sich getheilt, so daß nun Nichts mehr für den Burschen übrig war. „Soll ich denn Nichts haben?“ sagte der Bursch. „Konnten wir denn wissen, daß Du noch am Leben warst, der Du so lange herumgestreift bist?“ sagten die Brüder: „Aber es mag drum sein: Oben in der Bergkoppel gehen zwölf Stuten, die wir noch nicht getheilt haben; willst Du die für Deinen Theil haben, so kannst Du sie nehmen.“ Ja, damit war der Bursch wohlzufrieden und begab sich sogleich nach der Bergkoppel, wo die zwölf Stuten grasen. Wie er hinkam, hatte jede Stute ihr Saugfüllen; das schönste Füllen hatte aber doch die eine Stute, das war ein großes scheckiges Füllen und so fett und so gut bei Leibe, daß es glänzte. „Du bist ein schönes Thierchen,“ sagte der Bursch. „Ja, aber willst Du die andern Füllen todt schlagen, so daß ich alle Stuten ein ganzes Jahr saugen kann, dann sollst Du mal sehen, wie groß und schön ich werde,“ sagte das Füllen. Das that denn der Bursch auch: er schlug alle die andern Füllen todt, und darauf ging er fort.

Als er das nächste Jahr wiederkam und sich nach seinem Füllen und seinen Stuten umsehen wollte, da war das Füllen so fett geworden, daß es glänzte und blinkerte, und so groß war es, daß der Bursch nur mit genauer Noth hinkommen konnte; alle Stuten aber hatten wieder ihr Füllen

bekommen. „Ja, es ist wahr, es hat sich gut gelohnt, daß ich Dich alle zwölf Stuten saugen ließ,“ sagte der Bursch zu dem Einjährigen: „aber jetzt bist Du groß genug, nun muß ich Dich mithaben.“ — „Nein, laß mich noch ein Jahr dazu gehen,“ sagte das Füllen: „schlag’ wieder die zwölf andern Füllen todt, daß ich auch dieses Jahr alle zwölf Stuten saugen kann; dann sollst Du mal sehen, wie groß und schön ich den nächsten Sommer bin.“ Der Bursch that wieder, wie das Füllen ihm sagte; und als er das nächste Jahr in die Koppel kam, da hatte wieder jede Stute ihr Saugfüllen; das scheckige Füllen aber war so groß geworden, daß der Bursch gar nicht mehr hinauf konnte, und so fett und so blank war es, daß es nur so glitzerte. „Groß und schön warst Du voriges Jahr,“ sagte der Bursch: „aber dieses Jahr bist Du noch stattlicher; ein solches Füllen giebt es nicht in des Königs Schloß. Aber nun muß ich Dich mit mir haben.“ — „Nein,“ sagte die Schecke: „laß mich noch ein Jahr dazu gehen! schlage wieder die zwölf andern Füllen todt, so daß ich auch noch dieses Jahr alle Stuten saugen kann; dann sollst Du mich mal sehen zum nächsten Sommer!“ Der Bursch that wieder, wie das Scheckenfüllen ihm sagte, schlug alle die andern Füllen todt, und damit ging er fort.

Als er aber nun das nächste Jahr wiederkam, und sich nach seinem Füllen und seinen Stuten umsehen wollte, da war der Bursch ganz erschrocken. So groß und so schwer, hatte er nie geglaubt, daß ein Pferd werden könnte; denn die

Schede mußte sich auf allen Vieren niederlegen, wenn der Bursch hinaufsteigen wollte, und dann hatte er noch Genug zu thun, daß er nur hinauskam; und so fett und so quabbelig war sie geworden, daß sie glänzte und bligte wie ein Spiegel; und das Kal hatte die Schede Nichts dagegen einzuwenden, daß der Bursch sie mitnahm. Er setzte sich auf sie und ritt mit ihr nach Hause zu seinen Brüdern; die schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und kreuzten sich, denn ein solches Pferd hatten sie weder gesehen, noch davon reden gehört. „Es mag drum sein,“ sagte der Bursch: „wollt Ihr mir einen so schönen Beschlag unter mein Pferd, und so schönen Sattel und so schönes Gebiß verschaffen, als man's nur haben kann, so mögt Ihr alle zwölf Stuten nehmen, so wie sie da in der Koppel gehen, und ihre zwölf Füllen dazu“ — denn das Jahr hatte jede Stute wieder ein Füllen bekommen. — Ja, das wollten die Brüder gern; und nun bekam der Bursch einen solchen Beschlag unter sein Pferd, daß die Kiesel in die Luft flogen, wenn er über den Berg ritt, und einen solchen Goldsattel und ein solches Goldgebiß, daß man den Glanz davon schon von weitem sah. „Laß uns jetzt nach des Königs Schloß reisen!“ sagte die Grimdschede — denn so hieß das Pferd —: „aber Du mußt den König um guten Stallraum und gutes Futter für mich bitten.“ Ja, er wollt's nicht vergessen, sagte der Bursch, und damit ritt er fort, daß die Hunken stoben; und da kannst Du Dir wohl denken, daß sie eben nicht lange Zeit gebrauchten, um nach dem Schloß zu kommen.

Wie der Bursch dort ankam, stand der König drüßn auf der Treppe; er guckte und guckte und konnte nicht begreifen, was Das für Einer war, der da geritten kam. „Nein!“ sagte er: „einen solchen Kerl und ein solches Pferd hab' ich noch mein Lebtag nicht gesehen!“ Als darauf der Bursch ihn fragte, ob er nicht einen Dienst im Schloß bekommen könnte, ward der König so froh, daß er hüpfte und sprang, und da konnt' es denn nicht fehlen, daß der Bursch einen Dienst bekam. „Ja, aber guten Stallraum für mein Pferd will ich haben, und gutes Futter auch,“ sagte der Bursch. Ja, Stallraum für sein Pferd sollte er bekommen, und Hafer und Heu so viel es nur verdelgen könnte; und darauf mußten die andern Ritter alle ihre Pferde aus dem Stall führen; denn der sollte für die Grimmschecke allein bleiben, damit sie gut Platz drin hätte.

Und nun, kannst Du Dir wohl denken, dauerte es nicht lange, daß die Andern im Schloß neidisch wurden auf den Burschen, und nicht wußten, was sie ihm all für Schabernack anthun sollten, wenn sie bloß gedurft hätten. Endlich verfielen sie darauf, zu dem König zu sagen, der Bursch habe sich gerühmt, die Prinzessin befreien zu können, die der Troll bei sich im Berg eingeschlossen halte, wenn er bloß wollte. Sogleich ließ der König ihn zu sich rufen und sagte, so und so hätte er gesagt, und nun sollte er Wort halten; konnte er es, so wüßte er wohl, daß er dann die Prinzessin und das halbe Reich haben solle, und das sollt' er denn auch redlich bekommen; konnte er es aber nicht, so solle er das Leben verlieren.

Der Bursch sagte zwar, nein, das hätt' er nicht gesagt; aber es half nichts, der König wollte auf dem Ohr nicht hören, und es war kein andrer Rath für den Burschen, er mußte es versuchen. Er ging nun hinunter nach dem Stall und war ganz traurig und muthlos. Die Grimdschecke fragte ihn, Was ihm fehle, und da erzählte ihr denn der Bursch, Was der König von ihm verlangte, und sagte, er wüßte nicht, wie er das anfangen sollte, denn die Prinzessin zu befreien, meinte er, wäre wohl ein Ding der Unmöglichkeit. „Die Sache ist gar nicht so gefährlich,“ sagte die Grimdschecke: „ich will Dir schon helfen, aber Du mußt mich gut beschlagen lassen. Zwanzig Pfund Eisen und zwölf Pfund Stahl mußt Du verlangen, und einen Schmied zum Schmieden, und einen zum Beschlagen.“ Ja, das that der Bursch, und der König sagte nicht Nein, sondern gab ihm Eisen und Stahl und zwei Schmiede, und die Grimdschecke wurde beschlagen hinten und vorn, und darauf ritt der Bursch aus dem Schloß, daß der Staub aufwirbelte. Als er aber nun zu dem Berg kam, galt es, die steile Wand hinaufzukommen; denn die war so schroff, wie eine Mauer, und so glatt, wie ein Spiegel. Bei dem ersten Anlauf kam der Bursch ein Ende hinauf; aber da glitt die Grimdschecke mit den beiden Vorderfüßen aus, und wieder herunter, daß es donnerte und krachte. Beim zweiten Anlauf kam er ein Ende weiter hinauf; aber da glitt die Grimdschecke wieder mit dem einen Vorderbein aus, und herunter, daß der alte Berg bebte. Das dritte Mal sagte die Grimdschecke: „Jetzt muß es werden!“ und

damit legte sie los, daß die Steine in die Wolken flogen, und das Mal kam sie hinauf. Nun ritt der Bursch in vollem Galopp, erschnappte die Königs-Tochter und nahm sie vor sich auf den Sattel, und eh' der Troll sich noch recht besann, waren sie auf und davon — wenn ich aber nicht irre, so lag der Troll damals und schlief — und nun war die Prinzessin befreit.

Als jetzt der Bursch zurückkam auf's Schloß, freute sich der König nicht wenig, kannst Du glauben. Wie dem nun aber auch sein mochte, so hatten die Andern auf dem Schloß dem König Allerlei vorgeredet, so daß er gleichwohl zornig war auf den Burschen. „Ich danke Dir, daß Du meine Tochter befreit hast“ — das war Alles, was er sagte, und damit wollte er seines Weges gehen. Der Bursch aber sagte: „Sie ist jetzt eben so gut mein, als Dein, denn ich hoffe doch, daß Du ein Mann von Wort bist.“ — „Nun ja,“ sagte der König: „Du sollst sie haben, weil ich es Dir versprochen habe; aber erst mußt Du machen, daß die Sonne in mein Schloß scheint“ — denn es lag ein großer Berg vor dem Schloßfenster, der schattete, so daß die Sonne nicht hineinscheinen konnte — „Das war nun freilich nicht mit im Accord,“ sagte der Bursch: „aber es hilft nicht, ich muß nur mein Bestes versuchen; denn die Prinzessin wollt' ich doch gern haben.“ Er ging nun wieder hinunter zu der Schrecke und erzählte ihr, Was der König von ihm verlangte; die Grimmschrecke meinte, die Sache sei eben nicht so gefährlich; aber einen neuen Beschlag unter den Füßen müßte sie

haben, sagte sie, und dazu müßten zwanzig Pfund Eisen und zwölf Pfund Stahl, und zwei Schmiede, einen zum Schmieden, und einen zum Beschlagen, dann sollte schon nachher die Sonne in's Schloß scheinen. Der Bursch bekam Alles, was er verlangte, denn das konnte der König Schanden halber ihm nicht versagen, und es wurde nun ein neuer Beschlag unter die Grimdschecke gelegt, und der war nicht schlecht. Wie das geschehen war, setzte der Bursch sich auf, und bei jedem Schritt, den die Grimdschecke that, sank der Berg dreißig Fuß tief in die Erde, und das dauerte so lange fort, bis Nichts mehr vom Berg zu sehen war.

Wie nun der Bursch zurück nach dem Schloß kam, fragte er den König, ob er ihm jetzt die Prinzessin geben wolle; denn nun wisse er nicht anders, sagte er, als daß die Sonne ins Schloß scheine. Aber da hatten die Andern dem König wieder Allerlei vorgeredet, und er sagte zu dem Burschen, die Prinzessin sollte er allerdings haben, denn er hätte seinen Sinn nicht geändert; aber erst sollte er ihm ein so stattliches Brautpferd schaffen, als er ein Bräutigampferd hätte, das wäre nicht mehr, als billig. Der Bursch sagte, davon hätte der König nicht gesprochen, und er meine, er habe die Prinzessin jetzt verdient. Aber der König blieb bei Dem, was er gesagt hatte; und wenn er ihm nicht ein solches Brautpferd schaffen könne, sagte er: dann solle er das Leben dazu verlieren. Der Bursch ging nun in den Stall, aber ganz traurig und muthlos, und erzählte der Grimdschecke, wie der König von ihm

verlange, er solle der Prinzessin ein so stattliches Brautpferd verschaffen, als er ein Bräutigamspferd hätte, sonst solle er das Leben verlieren. „Wie soll das aber angehen?“ sagte er: „denn Deinesgleichen giebt es wohl nicht mehr in der Welt.“ — „Ja, es giebt Meinesgleichen,“ sagte die Grimdschecke: „aber es hält schwer, sie zu bekommen, denn sie ist in der Hölle; wir wollen indeß unser Bestes versuchen.“ — „Und Was muß ich denn thun?“ fragte der Bursch. „Erst mußt Du zum König gehen,“ sagte die Grimdschecke: „und einen neuen Veschlag unter meinen Füßen verlangen, und dazu müssen zwanzig Pfund Eisen und zwölf Pfund Stahl, und zwei Schmiede, einer zum Schmieden, und einer zum Veschlagen, aber sieh ja zu, daß die Eisen gut scharf werden; und dann mußt Du zwölf Tonnen Rocken und zwölf Tonnen Gerste verlangen, und zwölf geschlachtete Ochsen müssen wir haben, dazu alle zwölf Ochsenhäute und in jeder Haut zwölfhundert Lattenspiker; denn alles das müssen wir gebrauchen.“ Der Bursch ging nun hinauf zum König und verlangte Alles, so wie die Grimdschecke ihm gesagt hatte, und der König konnte Schanden halber es ihm nicht verweigern, sondern mußte ihm Alles geben.

Als nun die Grimdschecke gehörig beschlagen war, setzte der Bursch sich auf und ritt aus dem Schloßhof. Wie er nun ein weites, weites Ende geritten war über Berge und über Hügel, da fragte die Schecke ihn: „Hörst Du Etwas?“ — „Ja,“ sagte der Bursch: „ich höre ein gewaltiges Säusen oben in der Luft, so daß mir angst

und bange wird.“ — „Das sind alle die wilden Vögel des Waldes, die geflogen kommen,“ sagte die Grimmschrecke, „die sind ausgesandt, um uns aufzuhalten; aber schneide jetzt ein Loch in die Kornsäcke, dann haben sie Genug zu thun mit dem Korn und vergessen darüber uns.“ Das that nun der Bursch: er schnitt ein Loch in die Kornsäcke, so daß der Roden und die Gerste auf allen Seiten herauslief. Da kamen alle die wilden Vögel des Waldes in so großer Menge, daß die Sonne davon verdunkelt ward; als sie aber das Korn erblickten, schossen sie herunter und fingen an, die Roden- und Gerstenkörner aufzuwickeln; und zuletzt, glaub' ich, schlugen sie sich sogar; doch das kann ich nicht mit Gewißheit sagen; aber so viel weiß ich wohl, daß sie dem Burschen und der Grimmschrecke Nichts thaten, denn die hatten sie ganz vergessen.

Nun ritt der Bursch wieder eine lange Strecke, über Berge und Thäler, durch Sumpf und Moor; da horchte plötzlich die Grimmschrecke auf und fragte den Burschen: „Hörst Du Etwas?“ — „Ja, ich höre ein entsetzliches Krachen im Walde von allen Seiten her, so daß mir angst und bange wird,“ sagte der Bursch. „Das sind alle die wilden Thiere des Waldes,“ sagte die Grimmschrecke: „die sind ausgesandt, um uns aufzuhalten; aber wirf jetzt nur die Rümpfe von den zwölf Ochsen hinaus, dann bekommen sie Genug zu thun und vergessen uns.“ Da warf der Bursch die Rümpfe hinaus, und nun kamen alle wilden Thiere, so viel ihrer im Wald waren: Bären, Wölfe, Löwen und andre Ungeheuer; als sie aber die Ochsen-

rümpfe sahen, fielen sie alle darauf her und fingen an, sich zu schlagen, daß das Blut floss; den Burschen aber und die Grimdschecke vergaßen sie ganz.

Darauf ritt der Bursch wieder ein weites, weites Ende, und die Wolken flogen ihm jeden Augenblick vorüber; denn mit der Grimdschecke ging es nicht langsam, wie man sich wohl denken kann. Plötzlich aber fing die Schecke an zu wiehern und fragte: „Hörst Du Etwas?“ — „Ja, ich höre in der Ferne ein leises Wiehern wie von einem Füllen,“ sagte der Bursch. „Nun, das war eben kein kleines Füllen,“ sagte die Schecke: „es hört sich nur so leise an, weil es noch so weit weg ist. Darauf reißten sie ein gutes Ende weiter. Endlich wieherte die Grimdschecke wieder. „Hörst Du Etwas?“ fragte sie. „Ja, nun hör' ich es deutlich wiehern, wie ein großes Pferd,“ sagte der Bursch. „Ja, Du mußt es noch einmal hören,“ sagte die Schecke: „dann wirst Du's schon gewahr werden.“ Nun reißten sie wieder ein gutes Ende weiter; da wieherte die Grimdschecke zum dritten Mal; aber ehe sie noch den Burschen fragen konnte, ob er Etwas höre, wieherte es auf der Senne, daß der Bursch dachte, der alte Berg würde bersten. „Nun ist es hier!“ sagte die Grimdschecke: „Wirf jetzt geschwind die Ochsenhäute mit den Rattenspickern auf mich, und die Theertonne wirf auf die Erde, und dann klettere auf die große Lanne da. Wenn dann das Pferd kommt, schnaubt es Feuer aus beiden Nüstern und zündet die Theertonne an. Alsdann gieb wohl Acht: wenn die Flamme steigt, so

gewinne ich; fällt sie, so verliere ich. Siehst Du aber, daß ich gewinne, so wirf ihm schnell meinen Zaum über, dann ist es zahm.“ Kaum hatte der Bursch die Häute mit den Spikern auf die Grimdschecke geworfen, die Theertonne auf die Erde gerollt und war auf die Tanne geklettert, so kam das Pferd an, daß ihm die Flammen aus beiden Rüstern fuhren, und sogleich fing die Theertonne Feuer. Darauf begann die Grimdschecke einem Kampf mit dem andern Pferd, daß die Steine bis an den Himmel flogen, sie bißen sich und schlugen aus mit den Vorder- und den Hinterbeinen. Der Bursch sah bald nach ihnen, bald nach der Theertonne, und endlich stieg die Flamme; denn wo das andre Pferd auch beißen und schlagen mochte, so traf es immer nur die Häute mit den Spikern, und da mußte es sich denn endlich geben. Als der Bursch das sah, sprang er schnell vom Baum herunter, nahm den Zaum von der Grimdschecke und warf ihn auf das andre Pferd, und da war es so zahm, daß es es mit einem Zwirnsfaden lenken konnte, und eben so scheidig war es wie das Grimdsfüllen, so daß man sie nicht von einander zu unterscheiden vermochte. Nun setzte der Bursch sich auf das neue Pferd und ritt wieder zurück nach dem Königschloß, und die Grimdschecke lief neben ihm her. Als er beim Schloß ankam, stand der König draußen auf dem Hof. „Kannst Du mir jetzt sagen, was für ein Pferd ich gefangen habe, und was für eins ich hatte?“ sagte der Bursch: „kannst Du es nicht, so gehört Deine Tochter mir.“ Der König betrachtete beide

Schreden von unten bis oben; aber es war kein Haar anders an der einen, als an der andern. „Nein,“ sagte der König: „das kann ich nicht. Meine Tochter hast Du jezt, da Du ihr ein so stattliches Brautpferd verschafft hast, Dir erworben; aber erst müssen wir sehen, ob es auch so bestimmt ist, daß Du sie haben sollst: Meine Tochter soll sich zweimal verstecken, und nachher sollst Du Dich auch zweimal verstecken; kannst Du sie nun die beiden Male finden, aber sie nicht jedesmal Dich, dann ist es so bestimmt, daß Du sie haben sollst.“ — „Das steht nun freilich auch nicht im Accord,“ sagte der Bursch: „aber weil's denn so sein muß, wollen wir's versuchen.“

Nun sollte die Königs-Tochter sich zuerst verstecken, und da verwandelte sie sich in eine Ente und schwamm auf dem Wasser, das dicht bei dem Schloß war. Der Bursch aber ging hinunter in den Stall und fragte die Grimdschecke, wo sie sich versteckt hätte. „O, Du brauchst nur Dein Gewehr zu nehmen und nach der Ente zu zielen, die auf dem Wasser schwimmt,“ sagte die Grimdschecke: „dann wird sie schon zum Vorschein kommen.“ Da nahm der Bursch sein Gewehr und ging damit nach dem Wasser. „Ich will doch mal die Ente kappen,“ sagte er und fing an zu zielen. „Nein, nein! schieß nicht! das bin ich!“ sagte die Prinzessin; und nun hatte er sie das erste Mal gefunden. Das zweite Mal verwandelte die Prinzessin sich in ein Brod und lag auf dem Tisch zwischen vier andern Broden, und alle waren ganz gleich, so daß Keiner sie zu unterscheiden vermochte. Aber der Bursch ging wieder

den Stall zu der Grimdschecke und fragte, wo er jetzt wohl die Prinzessin suchen sollte. „O, nimm bloß ein Brodmesser und wehe es tüchtig und thu dann, als ob Du das Brod, das, von der Linken gezählt, das dritte unter den vier andern ist, die auf dem Küchentisch liegen, anschneiden wolltest,“ sagte die Grimdschecke: „dann wird sie schon zum Vorschein kommen.“ Da ging der Bursch in die Küche und nahm das größte Brodmesser, das er finden konnte, und wehte es tüchtig; dann ergriff er das Brod, welches, von der Linken gezählt, das dritte unter den vier andern war, und setzte das Messer an, als ob er's mitten durchschneiden wollte. „Ich muß mir doch mal einen Knorren von diesem Brod abschneiden,“ sagte er. „Nein, schneide nicht! das bin ich!“ sagte die Prinzessin; und nun hatte er sie auch das zweite Mal gefunden.

Jetzt sollte der Bursch sich verstecken; da sagte ihm aber die Grimdschecke so guten Bescheid, daß er nicht leicht zu finden war. Zuerst verwandelte er sich in eine Rossmücke und verbarg sich in die linke Rüster der Grimdschecke. Die Prinzessin ging und suchte überall, und zuletzt wollte sie auch in den Kamm hinein, wo die Grimdschecke stand; aber die fing an zu beißen und um sich zu schlagen, daß sie sich nicht nahen durfte, und da konnte sie ihn denn nicht finden. „Nein, ich kann Dich nicht finden,“ rief sie: „komm nur hervor!“ und sogleich stand der Bursch vor ihr in dem Stall. Das zweite Mal verwandelte er sich in einen Klumpen Erde und legte sich zwischen den Huf und das Eisen an dem linken Vorderfuß der Schecke.

Die Königslochter ging wieder überall herum und suchte, und zuletzt kam sie auch in den Stall und wollte wieder in den Raum zu der Grimdschecke. Diesmal durfte sie sich auch nahen; aber unter den Huf konnte sie nicht kommen, denn die Schecke stand allzu fest auf ihren Beinen. Da ihr nun alles Suchen nichts half, sagte sie endlich; „Komme nur hervor! denn ich kann Dich doch nicht finden,“ und da stand der Bursch sogleich wieder neben ihr im Stall. „Nun ist sie mein,“ sagte er zum König: „denn nun kannst Du sehen, daß es so bestimmt ist.“ — „Ja, wenn es denn so bestimmt ist, so muß es wohl so bleiben,“ sagte der König. Und darauf wurde augenblicklich die Hochzeit gehalten; und der Bursch setzte sich auf die Grimdschecke, und die Prinzessin auf die andre Schecke, und da kannst Du Dir denn wohl vorstellen, daß sie eben nicht lange Zeit gebrauchten, um nach der Kirche zu kommen; und sie lebten hiernach glücklich und vergnügt mit einander.

Es hat keine Noth mit Dem, in welchen alle Weiber verliebt sind.

Es waren einmal drei Brüder; nun weiß ich nicht recht, wie das zugegangen war, aber jeder von ihnen hatte einen Wunsch bekommen, so daß er sich wünschen konnte, Was er wollte. Die beiden ältesten bedachten sich nicht lange, sondern wünschten sich, daß es ihnen nie an Geld fehlen möchte, so oft sie in die Tasche griffen; denn wenn Einer immer Geld hat," sagten sie: „so kommt er schon fort in der Welt.“ Der jüngste dagegen wünschte sich, daß alle Weiber sich in ihn verlieben müßten, sobald sie ihn sähen, sie möchten nun wollen, oder nicht; und das, sollst Du mal hören, war weit besser, als Geld und Gut. Sobald die Brüder ihre Wünsche gethan hatten, wollten die beiden ältesten fort in die Welt. Aschenbrödel hat sie, ihn mit sich zu nehmen, aber von dem wollten die Andern Nichts wissen. „Wo wir hinkommen, werden wir überall empfangen wie Grafen und Prinzen," sagten sie: „aber Du, der Du gar Nichts hast, Wer wollte sich wohl

um Dich bekümmern?“ — „Aber Ihr könnt mich darum ja gern mit Euch reisen lassen,“ sagte Aschenbrödel: „denn es wird wohl immer auch ein Dissen für mich abfallen, wenn ich bei so hohen Herrschaften bin.“ Endlich und zuletzt erlaubten sie ihm denn, mitzureisen, wenn er ihr Diener sein wollte, und darauf ging Aschenbrödel auch ein.

Als sie nun einen Tag, oder so ungefähr, gereist waren, kamen sie zu einem großen Gasthause; da kehrten die beiden ältesten Brüder, welche Geld hatten, ein, und verlangten frischweg Braten und Fische und Branntwein und Meth und Alles, was gut schmeckt; Aschenbrödel aber, der Nichts hatte, mußte draußen im Hof bleiben und auf die Pferde und das Gepäck der vornehmen Herren Acht geben, denn er war nun ihr Diener. Wie er aber da im Hofe auf- und abging, bemerkte die Frau des Gastwirths ihn durch das Fenster, und ein so schöner Bursch, dächte ihr, wär' ihr noch nicht vorgekommen; sie guckte und guckte, und je länger sie den Burschen ansah, desto schöner kam er ihr vor. „Was Teufel hast Du da zu stehen und zu glocken!“ sagte der Mann: „mir dünkt, es wäre besser, Du säh'st zu, daß das Spanferkel gut gebraten würde, als daß Du da stehst und glockäugst; Du weißt wohl, was für Herrschaften wir heut zu bewirthen haben.“ — „Ach, ich schere mich den Henker um das vornehme Pack!“ sagte die Frau: „wollen sie nicht bleiben, so können sie wieder hinreisen, wo sie hergekommen sind. Aber komm mal her und sieh bloß Den, der auf dem Hof

geht! einen so schmucken Burschen hab' ich noch mein Leben tag nicht gesehn; willst Du, wie ich, so bitten wir ihn herein und tractiren ihn; denn der arme Schelm hat wohl nicht Viel übrig." — „Weib, hast Du denn ganz Dein Bißchen Verstand verloren?" sagte der Mann und war so zornig, daß ihm die Augen im Kopf glüh'ten. „Fort mit Dir in die Küche!" rief er: „und stehe nicht hier und äugle nach fremden Kerls!" Da war nun kein andrer Rath für die Frau, sie mußte wieder in die Küche und das Essen bereiten; nach dem Burschen aber durfte sie sich nicht weiter umsehen, und ihn tractiren durfte sie noch weniger. Da ersah sie aber die Gelegenheit und machte sich ein Geschäft in dem Hof, und nun schenkte sie Aschenbrödel eine Schere, die hatte die Eigenschaft, daß er sich damit die schönsten Kleider von Sammt und von Seide herabschneiden konnte, wenn er bloß damit in die Lust schnitt. „Die will ich Dir schenken, weil Du ein so schmucker Bursch bist," sagte sie.

Als nun die beiden andern Brüder ihr Spanjerfel und all das Gefottene und Gebratene verzehrt hatten, reiß'ten sie weiter, und Aschenbrödel stand wieder als ihr Diener hinten auf dem Wagen. Nach sechs oder sieben Stunden kamen sie zu einem andern Gasthause, und dakehrten die beiden ältesten wieder ein; aber Aschenbrödel, der kein Geld hatte, mußte draußen im Hof bleiben und auf ihre Sachen Acht geben. „Wenn Jemand Dich fragt, Wer wir sind, so sage nur, wir wären zwei fremde Prinzen," sagten sie zu ihm. In diesem Gasthause ging es nun ungefähr

wieder eben so, wie in dem vorigen. Die Wirthsfrau kam ans Fenster und sah Aschenbrödel auf dem Hof stehen, und da ward sie eben so verliebt in ihn, wie die Frau des ersten Gastwirths, und sie konnte sich gar nicht satt an ihm sehen. Als aber ihr Mann darauf zukam, sagte er: „Steh doch nicht da und glocke, wie eine Kuh, die das neue Thor betrachtet, sondern schen' Dich fort in die Küche zu Deinem Fischgraben; denn Du weißt wohl, was wir heut für Leute zu bewirthen haben.“ — „Ach, ich bekümmre mich den Henker um das vornehme Pack!“ sagte die Frau: „wenn's ihnen bei uns nicht gut genug ist, so können sie ja hingehen, wo's ihnen besser gefällt. Aber komm mal her und sieh den hübschen Burschen, der da draußen im Hof steht; noch in meinem Leben hab' ich keinen so hübschen Menschen gesehen. Willst Du, wie ich, so nöthigen wir ihn herein zu uns und tractiren ihn; der arme Teufel kann's nöthig haben.“ — „Viel Verstand hast Du nie gehabt, Frau,“ sagte der Mann: „und das Wischen, das Du hattest, glaub' ich, hast Du jetzt auch verloren. — Fort mit Dir in die Küche! und sieh nicht länger da und guck nach dem fremden Kerl aus!“ rief er und war noch weit zorniger, als der erste Gastwirth. Sie mußte nun wieder hinaus zu ihrem Fischgraben, und so gern sie auch den Burschen tractirt hätte, so durfte sie's doch nicht wagen, denn sie fürchtete sich vor ihrem Mann. Da ersah sie aber die Gelegenheit und machte sich ein Geschäft in dem Hof, und nun schenkte sie Aschenbrödel ein Tuch, das hatte die Eigenschaft, daß es

sich aufdeckte mit den schönsten Gerichten, die man sich nur wünschen kann, wenn er es bloß aus einander legte. „Das sollst Du haben, weil Du ein so schmucker Bursch bist,“ sagte die Wirthsfrau zu Aschenbrödel. Der dankte sich und war seelenbergnügt; denn ein solches Tuch, kannst Du wohl denken, war besser, als viel Geld.

Nachdem nun die beiden Brüder gegessen und getrunken und Alles theuer bezahlt hatten, reißten sie weiter, und Aschenbrödel stand wieder hinten auf. Als sie so lange gereiß't waren, bis sie wieder hungrig wurden, kehrten sie in ein sehr vornehmeres Gasthaus ein und verlangten das Theuerste und Beste, was es gab. „Wir sind zwei reisende Könige,“ sagten sie: „und Geld haben wir wie Heu.“ Als der Gastwirth das hörte, ging es an ein Kochen und Braten, daß man's zehn Häuser davon bei den Nachbarn riechen konnte. Aschenbrödel aber mußte wieder in dem Hof bleiben und auf die Sachen Acht geben. Hier ging's ihm nun ungefähr eben so, wie in den beiden vorigen Gasthöfen. Die Wirthsfrau sah durch das Fenster den Diener, der draußen beim Wagen stand, und ein so schmucker Bursch war ihr denn auch noch nicht vorgekommen; sie sah und sah, und je länger sie ihn ansah, desto schöner, dächte er ihr. Als aber der Gastwirth kam und sie da stehen und gucken sah, sagte er: „Hast Du denn nichts Besseres zu thun, als daß Du da stehst und guckängelst? Weißt Du denn nicht, was für Leute wir im Hause haben? Fort mit Dir in die Küche zum Grünkessel, und das den Augenblick!“ —

„Ach, es ist wohl nicht so gefährlich,“ sagte die Frau. Wollen sie nicht warten, bis die Grüge fertig ist, so können sie ja wieder reisen; es hält sie Niemand auf. Aber komm mal her, dann sollst Du Was zu sehen kriegen. Sieh mal da auf dem Hof! Ein so schmucker Bursch, sag' ich Dir, ist mir noch nicht vorgekommen. Willst Du, wie ich, so nöthigen wir ihn herein und tractiren ihn; denn er scheint's wohl nöthig zu haben.“ — „Ein manntolles Weib bist Du all Dein Lebtag gewesen, und das bist Du auch noch,“ sagte der Mann und war entsetzlich böse: „Nächst Du aber nicht den Augenblick, daß Du hinauskommst zum Grügkessel, so sollst Du sehen, wie ich Dir Weine machen werde!“ Die Frau mußte nun wieder hinaus in die Küche, denn sie wußte wohl, daß der Mann nicht mit sich scherzen ließ. Nach einer Weile aber ersah sie die Gelegenheit, schlüpfte hinaus in den Hof und schenkte Aschenbrödel einen allerliebsten Zapfhahn. „Wenn Du bloß den Hahn umdreh'st,“ sagte sie: „so bekommst Du die schönsten Getränke, die Du Dir wünschest: Meth, Wein und auch Brantwein; Das will ich Dir schenken, weil Du ein so schmucker Bursch bist.“ Aschenbrödel bedankte sich und war seelenvergnügt; denn ein solcher Zapfhahn war nicht schlecht, kannst Du glauben.

Als nun die beiden Brüder ihre Mahlzeit verzehrt hatten, reisten sie wieder fort, und Aschenbrödel stand wieder hinten auf dem Wagen. Sie reisten nun ein weites Ende, und endlich kamen sie zu einem Königsschloß; da

gaben die beiden ältesten sich aus für zwei Kaisersöhne; und weil sie viel Geld hatten und so stattlich gekleidet waren, wurden sie auf das beste empfangen; sie mußten auf dem Schloß wohnen, und der König wußte nicht, Was er ihnen alles zu Ehren thun wollte. Aber Aschenbrödel, der noch dieselben Lumpen anhatte, die er von Hause mitgenommen, wurde von der Schloßwache auf eine Insel gebracht, nach welcher man alle die Bettler und Lumpenkerls hinausruderte, die auf's Schloß kamen; denn der König konnte die Bettler und Lumpenkerls nicht leiden, sie störten nur die Freude auf dem Schloß, sagte er. Auf der Insel aber bekamen sie nur grade so Viel zu essen, daß sie sich das Leben damit erhalten konnten. Die Brüder von Aschenbrödel sahen wohl, daß die Wache mit ihm nach der Insel hinausfuhr, aber sie waren froh, daß sie ihn los wurden, und bekümmerten sich nicht weiter um ihn. Als nun Aschenbrödel auf die Insel zu den andern Bettlern und Lumpenkerls hinauskam, nahm er bloß seine Schere und schnitt damit in die Lust, und da schnitt er die schönsten Kleider herab, die man sich wünschen kann, von Sammt und von Seide, für sie alle zusammen, so daß der gemeinste Bettler auf der Insel weit stattlicher gekleidet war, als der König selbst und Alle, die auf dem Schloß waren. Darauf nahm Aschenbrödel sein Tuch und breitete es aus, und da deckte es sich mit einer Menge der schönsten Gerichte, so daß Alle daran Mehr, als Genug hatten, und ein solches Gastmahl war noch nicht gehalten worden auf des Königs Schloß. „Nun seid Ihr aber

auch wohl durstig," sagte Aschenbrödel, nahm seinen Zapfhahn und dreh'te ihn herum, und da bekamen alle Bettler auch Genug zu trinken; aber solchen Meth und solchen Wein hatte der König selber noch in seinem Leben nicht geschmeckt.

Als nun Die, welche das Essen nach der Bettlerinsel bringen sollten, mit ihrer kalten Grüge und ihren sauern Molken ankamen — denn das war das Essen, was Die auf der Insel erhielten — so wollten die Bettler es nicht einmal kosten, worüber Die von dem Schloß sich sehr verwunderten, aber noch mehr verwunderten sie sich, als sie sahen, wie Alle so stattlich gekleidet waren, als wären es lauter Kaiser und Päpste gewesen, und sie glaubten schon, sie wären zu einer unrichten Insel gekommen; als sie aber besser zusahen, da war's denn doch ganz recht. Nun konnten sie sich nicht anders denken, als daß Der, den sie gestern hinausgerübert hatten, den Bettlern all den Staat und die Herrlichkeit verschafft haben mußte; und als sie zurück aufs Schloß kamen, erzählten sie sogleich, wie Der, den sie gestern hinzugebracht, alle Bettler so schön und so prächtig herausgekleidet hätte, daß es nur so tröpfelte von Gold; „und die Grüge und die Molken, die wir brachten, haben sie nicht einmal angerührt," sagten sie: „so hochmüthig waren sie geworden." Nun hatte aber Einer von den Leuten des Königs ausespionirt, wie der Bursch eine Schere hatte, womit er all die schönen Kleider, welche die Bettler bekommen hatten, aus der

Luft geschnitten; das erzählte er sogleich auf dem Schloß und sagte: „wenn er bloß mit der Schere in die Luft schneidet, so schneidet er lauter Sammt und Seide herunter.“ Als die Prinzessin das hörte, hatte sie keine Ruhe, ehe sie den Burschen sah, der die Schere hatte, die lauter Sammt und Seide aus der Luft schnitt; eine solche Schere wäre wohl werth zu haben, dachte sie, denn damit könnte sie sich all den Puz verschaffen, den sie sich wünschte. Sie bat nun den König so lange, bis dieser hinaus schickte nach der Bettlerinsel und den Burschen holen ließ; als dieser ankam, fragte die Prinzessin ihn, ob es wahr sei, daß er eine Schere hätte, die so und so wäre, und ob er ihr die nicht verkaufen wolle. Ja, eine solche Schere hätte er wohl, sagte Aschenbrödel, aber verkaufen wolle er sie nicht, und darauf nahm er die Schere und schnitt damit in die Luft, daß die Sammt- und Seidenstoffe um ihn herumflogen. „Ja, Du mußt mir die Schere durchaus verkaufen,“ sagte die Prinzessin: „Du kannst dafür verlangen, Was Du willst; denn haben muß ich sie.“ Nein, verkaufen könne er sie auf keine Weise, sagte der Bursch, denn eine solche Schere bekäm' er nicht leicht wieder. Und während sie nun da standen und um die Schere disputirten, betrachtete die Prinzessin den Burschen genauer, und da dächte ihr, einen so schönen Menschen hätte sie noch nie gesehen; darnach handelte sie wieder um die Schere und bat Aschenbrödel, er möchte sie ihr doch verkaufen, er könne verlangen so viele hundert Thaler er wolle, sagte sie. „Nein, verkaufen

„thue ich sie nicht,“ sagte Aschenbrödel: „aber es mag drunt sein! willst Du mich eine Nacht in Deiner Kammer bei der Thür schlafen lassen, so sollst Du sie haben. Zu Leide will ich Dir Nichts thun,“ sagte er: „und wenn Du Dich fürchtest, so kannst Du gern zwei Mann Wache hinstellen.“ Ja, das wollte die Prinzessin gern; wenn sie bloß die Schere bekam, so war sie zufrieden. Und nun schlief Aschenbrödel die Nacht in ihrer Kammer, und zwei Mann standen dabei Wache. Aber die Prinzessin bekam nicht viel Schlaf in die Augen, denn sie mußte die ganze Nacht hindurch Aschenbrödel ansehen.

Am Morgen ruderte Aschenbrödel wieder hinaus nach der Bettlerinsel. Als aber Die vom Schloß mit der Gräze und den Wolken ankamen, wollte wieder Keiner davon losrennen. Nun hatte aber Einer von des Königs Leuten ausgespionirt, daß der Bursch ein Tuch hatte, das sich mit dem schönsten Essen deckte, sobald er es nur aus einander legte; und als dieser zurückkehrte, erzählte er es sogleich der Prinzessin: „und solchen Braten und solche Rahmgrüge,“ sagte er: „giebt's nicht auf des Königs Schloß.“ Als die Prinzessin das hörte, erzählte sie es dem König und bat ihn so lange, bis er nach der Insel schickte und den Burschen holen ließ. Wie nun Aschenbrödel aufs Schloß kam, wollte die Prinzessin ihm durchaus das Tuch ablaufen und bot ihm Geld über Geld; aber Aschenbrödel wollt's nicht verkaufen für keinen Preis. „Willst Du mich aber die Nacht auf der Bank vor Deinem Bett schlafen lassen, so sollst Du

das Tuch haben," sagte er: „zu Leide will ich Dir Nichts thun, und wenn Du Dich fürchtest, so kannst Du gern vier Mann Wache hinstellen.“ Ja, darauf ging die Prinzessin sogleich ein; und Aschenbrödel lag nun die Nacht auf der Bank vor ihrem Bett, und vier Mann standen Wache dabei. Hatte aber die Prinzessin die vorige Nacht nicht schlafen können, so konnte sie es noch weniger diese Nacht; sie lag beständig und sah nur den Burschen an.

Am Morgen ruderte Aschenbrödel wieder hinaus nach der Bettlerinsel. Als aber Die vom Schloß mit der Gräue und den Wolken ankamen, wollte Keiner es wieder ansehen, so satt waren sie noch alle von gestern. Das fiel nun den Leuten vom Schloß weiter nicht auf; jedoch verwunderte es sie, daß sie noch gar nicht wieder durstig waren. Da bemerkte aber Einer, daß der Bursch einen Zapfhahn hatte und immer die schönsten Getränke bekam: Meth und Wein und auch Bier, wenn er bloß den Hahn umdreh'te. Wie nun dieser zurückkam, erzählte er sogleich weit und breit von dem Zapfhahn des Burschen: „und solches Bier und solchen Meth hat man nicht auf des Königs Schloß," sagte er: „denn das schmeckt noch süßer, als Honig und Syrup.“ Als die Prinzessin das hörte, wollte sie durchaus den Zapfhahn haben und ließ dem König nicht eher Ruhe, als bis er nach der Insel schickte und den Burschen holen ließ.

Als nun Aschenbrödel aufs Schloß kam, fragte die Prinzessin ihn, ob es wahr sei, daß er einen Zapfhahn

hätte, der so und so wäre. Ja, sagte Aschenbrödel, einen solchen Zayshahn hätte er; und als die Prinzessin ihn nun mit aller Gewalt abkaufen wollte, sagte er wieder, verkaufen könne er ihn auf keine Weise, wenn die Prinzessin ihm auch das halbe Reich dafür geben wollte. „Aber es mag drum sein!“ sagte er: „wilst Du mich diese Nacht vorn in Deinem Bett schlafen lassen, so sollst Du meinen Zayshahn haben; Du kannst meinewegen gern acht Mann Wache hinstellen.“ — „Ach nein, das ist nicht nöthig, sagte die Prinzessin: „denn dazu kenne ich Dich jetzt schon genug.“ Und nun schlief Aschenbrödel die Nacht bei der Prinzessin im Bette, und hatte sie die beiden vorigen Nächte nicht schlafen können, so that sie diese ganze Nacht kein Auge zu.

Wie nun Aschenbrödel am Morgen wieder fort wollte nach der Insel, sagte sie zu ihm: „Wart' noch ein wenig!“ lief hinein zum König und bat ihn, daß er ihr doch den Burschen zum Gemahl geben möchte; denn sie wäre so verliebt in ihn, sagte sie, daß sie ohne ihn nicht leben könne. „Gi nun,“ sagte der König: „wenn er so herrliche Dinge hat, wie Du mir erzählest, so ist er ja eben so reich, als Du; nimm ihn also nur hin!“ Da bekam Aschenbrödel die Prinzessin und das halbe Reich, und das andere halbe Reich sollte er nach des Königs Tode haben; und nun war Alles gut. Seine Brüder aber, welche immer so schlecht gegen ihn gewesen waren, ließ er hinausbringen auf die Bettlerinsel; da können sie nun

erfahren, Wer am besten daran ist: Der, welcher viel Geld in der Tasche hat, oder Der, in welchen alle Weiber verliebt sind; — und hat Aschenbrödel sie nicht von der Insel zurückgeholt, so gehen sie noch da und essen kalte Gräbe und saure Wolken den heutigen Tag.

Die Lügenprobe.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die konnte so gewaltig lügen, daß Keiner es darin mit ihr aufnehmen konnte. Da ließ der König bekannt machen, daß Der, welcher so lügen könne, daß die Prinzessin Nichts mehr dagegen zu lügen wüßte, sie und das halbe Reich haben sollte. Es kamen darauf Viele an den Hof und machten den Versuch; denn Alle wollten gern die Prinzessin und das halbe Reich haben; aber sie kamen alle schlecht davon. Nun waren aber auch drei Brüder, und die wollten ebenfalls ihr Glück versuchen. Zuerst kamen die beiden ältesten; aber es ging ihnen nicht besser, als all den übrigen. Zuletzt machte Aschenbrödel sich auf, und als er ankam, traf er die Prinzessin im Stall. „Guten Tag!“ sagte er. „Schönen Dank,“ sagte sie: „Ihr habt doch nicht einen so großen Stall, als wir; denn wenn der Hirt an dem einen Ende steht und auf dem Bockshorn bläset, kann man's nicht hören am andern Ende.“ — „Das ist auch was Rechtes!“ sagte Aschenbrödel: „unsrer ist weit größer; denn wenn eine

Ruh an dem einen Ende trüchtig wird, kalbt sie erst an dem andern.“ — „Gaha!“ sagte die Prinzessin: „Aber Ihr habt doch nicht einen so großen Ochsen, als wir; denn wenn auf jedem Horn Einer sitzt mit einer Messflange, so können sie doch einander nicht ablangen.“ — „Da kommst Du schön an!“ sagte Aschenbrödel: „Wir haben einen Ochsen, der ist so groß, daß wenn Einer auf jedem Horn sitzt und auf dem Haberrohr bläst, sie einander doch nicht hören können.“ — „Na so!“ sagte die Prinzessin: „Aber Ihr habt doch nicht so viel Milch, als wir; denn wir melken unsre Milch in große Eimer und tragen sie in große Kessel hinein und machen Käse, so groß wie Tonnen.“ — „Und wir,“ sagte Aschenbrödel: „wir melken unsre Milch in große Rüben und fahren sie mit dem Wagen ins Haus und gießen sie in große Braupfannen und machen Käse, so groß wie Häuser; und dann haben wir ein buntschekiges Mutterpferd, das den Käse zusammentritt; einmal aber sohlte es in dem Käse, und als wir sieben Jahr davon gegessen hatten, trafen wir auf ein großes buntschekiges Pferd; mit dem sollte ich mal nach der Mühle fahren, aber da brach ihm eine Rippe entzwei; nun wußte ich keinen andern Rath, sondern nahm eine Tanne und setzte sie ihm ein statt der Rippe, und eine andre Rippe hat's nachher nicht gehabt, so lange wir es hatten. Nun schoß aber die Tanne auf und wuchs aus dem Rücken heraus und ward so groß, daß ich daran zum Himmel hinaufklettern konnte. Da kam ich zu der Jungfrau Maria, die saß da und spann Dorstenstricke von Mehl-

frei. Wie ich nun da stand und zusah, brach unten die Tanne ab, und nun konnte ich nicht wieder herunter; aber die Jungfrau Maria ließ mich an einem der Stricke hinabgleiten, und da kam ich in einem Fuchslotz an; da sahen meine Mutter und Dein Vater und nickten Schuß; aber eh' ich's mir versah, schlug meine Mutter Deinen Vater, daß ihm die Perrücke vom Kopf flog." — „Das läßt Du," sagte die Prinzessin: „denn das hat mein Vater nie gethan."

**Die drei Böcke Brausewind, die nach der Koppel
gehen und sich fett machen wollten.**

Es waren einmal drei Böcke, die wollten nach der Koppel gehen und sich fett machen, und alle drei hießen sie Brausewind. Auf dem Wege aber war eine Brücke über einem Fluß, wo sie hinüber mußten, und unter der Brücke wohnte ein großer, abscheulicher Troll, der hatte Augen, so groß wie zinnerne Teller, und eine Nase, so lang wie ein Hackensiel. Zuerst kam der jüngste Bock Brausewind und wollte über die Brücke. „Tripp trapp! tripp trapp!“ sagte es auf der Brücke. „Wer ist es, der auf meiner Brücke trippelt?“ rief der Troll. „O, es ist der kleinste Bock Brausewind; ich wollte nur nach der Koppel und mich fett machen,“ sagte der Bock mit ganz seiner Stimme. „Nun komm ich und hole Dich!“ rief der Troll. „Ach, hol’ mich nicht, ich bin noch so klein!“ sagte der Bock: „wart bloß so lange, bis der andre Bock Brausewind kommt, der ist viel größer, als ich.“ — „Ja wohl!“ sagte der Troll.

Nach einer Weile kam der andre Bock Brausewind und wollte über die Brücke. „Tripp trapp! tripp trapp!“ sagte es auf der Brücke. „Wer ist es, der auf meiner Brücke trappelt?“ rief der Troll. „O, das ist der zweite Bock Brausewind; ich wollte nur nach der Koppel und mich fett machen,“ sagte der Bock, der hatte aber keine so feine Stimme. „Nun komm ich und hole Dich!“ rief der Troll. „Ach nein, hol' mich nicht! wart' noch ein bißchen, dann kommt der große Bock Brausewind, der ist viel größer, als ich,“ sagte der Bock. „Ja wohl!“ sagte der Troll.

Nun dauerte es nicht lange, so kam der große Bock Brausewind an: „Tripp trapp! tripp trapp!“ sagte es auf der Brücke, daß es nur so krachte. „Wer ist es, der auf meiner Brücke trampelt?“ rief der Troll. „Das ist der große Bock Brausewind!“ sagte der Bock mit einer groben Stimme. „Nun komm ich und hole Dich!“ rief der Troll.

„Ja, komm nur, ich habe zwei Speere beim Schopf,
 „Damit bohr' ich die Augen Dir aus dem Kopf;
 „Ich habe zwei große Kieselsteine,
 „Damit zerquetsch ich Dir Knochen und Beine!“

sagte der Bock, und damit fuhr er auf den Trollen zu, stach ihm die Augen aus und zerquetschte ihm die Knochen im Leibe; darnach warf er ihn in den Fluß und ging dann mit den andern nach der Koppel. Da wurden

nun die Wäde so fett, so fett, daß sie nicht wieder nach Hause gehen konnten; und ist das Fett nicht wieder von ihnen gegangen, so sind sie es noch.

Un Snip, Snapp, Snunt!

So is dat Leuschen uut.

Ostlich von der Sonne und westlich vom Mond.

Es war einmal ein armer Rathenmann, der hatte viele Kinder; er war aber so arm, daß er ihnen weder ordentlich zu essen, noch Kleider auf den Leib geben konnte; dennoch waren die Kinder alle sehr schön; aber am schönsten von allen war doch die jüngste Tochter.

Nun war es einmal an einem Donnerstag-Abend im Spätherbst ein ganz abscheuliches Wetter draußen; es war stockfinster, und dabei regnete und stürmte es, daß die Fenster krachten. Die ganze Familie saß um den Kamin herum, und Jeder war mit seiner Arbeit beschäftigt. Plötzlich klopfte es dreimal laut ans Fenster. Der Mann ging hinaus und wollte zusehen, Was es war, und als er hinauskam, stand da ein großer weißer Bär.

„Guten Abend!“ sagte der Bär. „Guten Abend!“ sagte der Mann. — „Willst Du mir Deine jüngste Tochter zur Frau geben,“ sagte der Bär: „dann will ich Dich so reich machen, als Du jetzt arm bist.“ Dem Mann dächte das nicht übel; aber er meinte, er müßte doch erst mit

seiner Tochter ein Wort sprechen, ging hinein und erzählte, wie draußen ein großer weißer Bär stände, der hätte ihm versprochen, ihn eben so reich zu machen, als er jetzt arm wäre, wenn er ihm seine jüngste Tochter zur Frau geben wolle. Das Mädchen sagte aber Nein und wollte Nichts von dem Handel wissen. Da ging der Mann wieder hinaus, sprach gütlich mit dem Bären und sagte, er solle nur am nächsten Donnerstag-Abend wiederkommen; inmittlerzeit wolle er schon sehen, Was bei der Sache zu thun wäre. Sie überredeten nun das Mädchen und schwahnten ihr Allerlei vor von dem großen Reichthum, wozu sie gelangen würden, und wie gut sie es selbst bekäme. Da gab sie denn endlich nach, wusch ihre paar Lappen, die sie hatte, rein, pugte sich heraus, so gut sie konnte, und hielt sich reisefertig.

Als am nächsten Donnerstag-Abend der Bär wiederkam, ja, da war's richtig; das Mädchen setzte sich mit ihrem Bündel auf seinen Rücken, und fort ging's. Als sie ein gutes Ende hinausgekommen waren, fragte der Bär sie: „Bist Du auch bange?“ Nein, das war sie ganz und gar nicht. „Halt Dich nur immer gut an meinen Bötteln fest,“ sagte der Bär: „dann hat's keine Noth.“

Nun ritt sie auf dem Rücken des Bären weit, weit in die Welt hinaus, — kein Mensch kann sagen, wie weit es eigentlich war — und zuletzt kamen sie zu einem großen Felsen; da klopfte der Bär an, und nun öffnete sich eine Pforte, durch welche sie in ein großes Schloß gelangten; drinnen waren viele von Lampen erleuchtete Zim-

mer, und Alles strahlte von Gold und von Silber; auch war da ein großer Saal, und in dem Saal stand ein Tisch, der war mit den herrlichsten Gerichten besetzt. Nun gab der Bär ihr eine silberne Glocke und sagte, wenn sie sich irgend Etwas im Schloß wünsche, dann solle sie nur damit klingeln, alsdann würde sie es sogleich bekommen. Wie sie nun gegessen und getrunken hatte und gegen Abend müde wurde und sich zu Bett legen wollte, klingelte sie nur mit der Glocke — und sogleich öffnete sich eine Kammer, worin ein aufgemachtes Bett stand, so schön, wie man's sich nur wünschen konnte, mit seidnen Kissen und Vorhängen mit Goldfransen, und Alles, was sich in der Kammer befand, war ebenfalls von Gold und von Silber. Wie sie aber nun das Licht ausgelöscht und sich ins Bett gelegt hatte, kam ein Mensch an und legte sich zu ihr, und so geschah es jede Nacht; aber sie bekam ihn nie zu sehen, denn er kam immer erst, wenn sie schon das Licht ausgelöscht hatte, und ging wieder fort, eh' es noch Tag wurde. So lebte sie nun eine Zeitlang ruhig und zufrieden; aber endlich bekam sie eine so große Sehnsucht, ihre Ältern und Geschwister wiederzusehen, daß sie ganz still und traurig ward. Da fragte der Bär sie eines Tages, Was ihr fehle, daß sie immer so still und sinnig wäre. „Ach,“ sagte sie: „es wird mir hier so öde im Schloß, denn ich möchte so gern meine Ältern und meine Geschwister einmal wiedersehen.“ — „Dazu kann Rath werden,“ sagte der Bär: „aber Du mußt mir versprechen, daß Du nie mit Deiner Mutter allein reden willst, sondern nur,

wenn die Ältern zugegen sind; denn sie wird Dich wohl bei der Hand nehmen und Dich in eine Kammer führen wollen, um mit Dir allein zu sprechen; läßt Du Dich aber darauf ein, so machst Du mich und Dich unglücklich.“ Nein, sagte das Mädchen, sie wolle sich schon in Acht nehmen.

Am Sonntag kam der Vär und sagte, jetzt könne sie die Reise zu ihren Ältern antreten. Sie setzte sich nun auf seinen Rücken, und damit ging es fort. Wie sie nun eine lange Zeit gereist waren, kamen sie zu einem großen weißen Schloß, da gingen ihre Geschwister aus und ein, und spielten, und Alles war da so schön und prächtig, daß es eine Lust war, es anzusehen. „Da wohnen Deine Ältern!“ sagte der Vär: „Vergiß nun nicht, Was ich Dir gesagt habe; denn sonst machst Du Dich und mich unglücklich.“ Nein, sie wollt's nicht vergessen, sagte das Mädchen und ging ins Schloß; der Vär aber lehrte wieder um.

Wie nun die Ältern ihre Tochter wiedersehen, freuten sie sich so sehr, daß es gar nicht zu sagen ist, und konnten ihr nicht genug danken für Das, was sie für sie gethan hatte; und sie erzählten ihr, wie sie es nun so außerordentlich gut hätten, und fragten sie, wie es denn ihr ginge. O, ihr ginge es auch recht gut, sagte das Mädchen, sie hätte Alles, was sie sich nur wünschte. Was sie noch weiter sagte, weiß ich nicht recht; aber ich glaube, sie gab ihnen doch keinen ordentlichen Bescheid. Am Nachmittag, als sie gegessen hatten, geschah

es, wie der Vär ihr gesagt hatte: die Mutter wollte mit der Tochter allein in der Kammer sprechen; aber das Mädchen dachte an die Worte des Vären, und wollte nicht mit ihr gehen, sondern sagte: „O, Das, was wir zu sprechen haben, können wir immer hier sprechen.“ Nun weiß ich aber nicht, wie es recht kam, die Mutter überredete sie doch zuletzt, und da mußte sie ihr denn Alles erzählen, was sie wußte. Sie erzählte ihr nun auch, wie des Abends, wenn sie das Licht ausgemacht hätte, immer ein Mensch käme und sich zu ihr ins Bett legte; aber sie bekäme ihn nie zu sehen, denn eh' es Tag würde, wäre er immer wieder fort, sagte sie, und darüber wäre sie so betrübt; denn sie wollte ihn doch so gern sehen, und der Tag würde ihr so lang, weil sie immer so allein wäre. „Wer weiß! das ist gewiß ein Troll, der bei Dir schläft,“ sagte die Mutter: „Wenn Du aber meinem Rath folgen willst, so steh mal des Nachts auf, wenn er eingeschlafen ist, und zünde ein Licht an und sieh zu, was es für Einer ist; aber nimm Dich in Acht, daß Du keinen Thalg auf ihn tröpfelst.“

Am Abend kam der Vär wieder und holte das Mädchen ab. Wie sie nun ein Ende hinausgekommen waren, fragte er sie, ob es nicht so gekommen sei, wie er gesagt hätte. „Ja,“ das konnte das Mädchen nicht leugnen. „Hast Du nun auf den Rath Deiner Mutter gehorcht,“ sagte der Vär: „dann machst Du Dich und mich unglücklich; und mit uns beiden ist dann die Freundschaft aus.“ Rein, das hätte sie nicht gethan, sagte sie.

Als sie nun nach Hause gekommen waren, und das Mädchen sich ins Bett gelegt hatte, geschah es wieder, wie sonst: es kam ein Mensch und legte sich zu ihr. In der Nacht aber, als sie hörte, daß er schlief, stand sie auf und zündete ein Licht an, und da sah sie nun im Bett den schönsten Prinzen liegen, den man nur sehen konnte, und sie ward so verliebt in ihn, daß sie ihn den Augenblick küssen mußte. Da versah sie's aber und ließ drei heiße Thalg Tropfen auf sein Hemd fallen, so daß er davon erwachte. „Was hast Du gethan?“ rief er, als er die Augen aufschlug: „Nun hast Du mich und Dich unglücklich gemacht. Hättest Du bloß das Jahr ausgehalten, so wäre ich erlöst gewesen; denn ich habe eine Stiefmutter, die hat mich verzaubert, so daß ich des Tages ein Bär und des Nachts ein Mensch bin; aber mit uns beiden ist es nun aus, denn ich muß Dich jetzt verlassen und wieder zu ihr reisen; sie wohnt auf einem Schloß, das liegt östlich von der Sonne und westlich vom Mond, und da soll ich eine Prinzessin heirathen, die hat eine Nase, die ist drei Ellen lang.“

Das Mädchen fing an zu weinen und zu jammern; aber es war jetzt zu spät, er mußte fort. Sie fragte ihn, ob sie denn nicht mit ihm reisen könne. Nein, sagte er, das ginge nicht an. „Kannst Du mir denn nicht den Weg sagen, damit ich Dich auffuche?“ fragte sie: „denn das ist mir doch wohl erlaubt?“ — „Ja, das magst Du gern,“ sagte er: „aber es führt kein Weg dahin; denn das

Schloß liegt östlich von der Sonne und westlich vom Mond, und dahin kommst Du nie."

Am Morgen, als sie erwachte, war sowohl der Prinz, als das Schloß verschwunden, und sie lag nun auf der bloßen Erde mitten in einem dicken, finstern Wald und hatte wieder ihre alten Lappen an, und neben ihr lag dasselbe Bündel, das sie von Hause mitgenommen. Als sie sich den Schlaf aus den Augen gerieben und sich satt geweint hatte, begab sie sich auf den Weg und wanderte viele, viele Tage lang, bis sie endlich zu einem großen Berg kam. Vor dem Berge saß eine alte Frau und spielte mit einem goldenen Apfel. Das Mädchen fragte sie, ob sie nicht den Weg wüßte zu dem Prinzen, der bei seiner Stiefmutter auf einem Schloß wohne, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond läge, und der eine Prinzessin heirathen sollte mit einer Nase, die drei Ellen lang wäre. „Woher kennst Du ihn?“ fragte die Frau: „Bist Du vielleicht das Mädchen, das er heirathen wollte?“ Ja, sagte das Mädchen, das wäre sie. „So! also Du bist es!“ sagte die Frau. „Ja, mein Kind,“ fuhr sie fort: „ich wollte Dir gern helfen; aber ich weiß auch weiter Nichts von dem Schloß, als daß es östlich von der Sonne und westlich vom Mond liegt, und dahin kommst Du wohl nie. Ich will Dir aber mein Pferd leihen, darauf kannst Du zu meiner nächsten Nachbarinn reiten, vielleicht, daß sie den Weg Dir sagen kann. Wenn Du aber bei ihr ankommst, so schlage nur das Pferd unter das linke Ohr und heiß es wieder nach Hause gehen; und dann nimm

diesen goldenen Apfel, denn Du kannst ihn vielleicht gebrauchen.“

Das Mädchen setzte sich nun auf das Pferd und ritt eine lange, lange Zeit; endlich kam sie wieder zu einem Berg, vor dem saß eine alte Frau mit einem goldenen Haspel. Das Mädchen fragte sie, ob sie ihr nicht den Weg sagen könne nach dem Schloß, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond läge. Die sagte aber eben so, wie die vorige Frau, sie wüßte weiter Nichts von dem Schloß, als daß es östlich von der Sonne und westlich vom Mond läge, „und dahin wirst Du wohl niemals kommen,“ sagte sie: „aber ich will Dir mein Pferd leihen, darauf kannst Du zu meiner nächsten Nachbarinn reiten, vielleicht daß sie den Weg Dir sagen kann. Wenn Du aber bei ihr ankommst, so schlage nur das Pferd unter das linke Ohr und heiß es wieder nach Hause gehen; und dann nimm diesen goldenen Haspel mit, denn Du kannst ihn vielleicht gebrauchen.“

Das Mädchen setzte sich nun auf das Pferd und ritt viele Tage und Wochen lang: endlich kam sie wieder zu einem Berg, und vor dem saß eine alte Frau und spann an einem goldenen Rocken. Das Mädchen fragte nun wieder nach dem Prinzen und nach dem Schloß, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond läge. „Bist Du es, die der Prinz heirathen wollte?“ fragte die Frau. „Ja,“ sagte das Mädchen; aber die Frau wußte den Weg nicht besser, als die beiden vorigen. „Östlich von der Sonne und westlich vom Mond liegt das Schloß,“ sagte sie: „und

dahin kommst Du wohl niemals. Ich will Dir aber mein Pferd leihen; darauf kannst Du zu dem Ostwind reiten; vielleicht daß der den Weg Dir sagen kann. Wenn Du aber bei ihm ankommst, so schlage nur das Pferd unter das linke Ohr und heiß es wieder nach Hause gehen, und dann nimm diesen goldenen Rocken mit, denn Du kannst ihn vielleicht gebrauchen.“

Sie ritt nun manche liebe Zeit, und endlich kam sie bei dem Ostwind an. Sie fragte ihn nun wieder, ob er ihr nicht sagen könne, wie sie zu dem Prinzen käme, der auf dem Schloß wohne, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond läge. „Ja, von dem Prinzen hab' ich wohl reden hören und von dem Schloß auch,“ sagte der Ostwind; „aber den Weg kann ich Dir nicht sagen, denn ich habe nie so weit geweh't. Ich will Dich aber zu meinem Bruder, dem Westwind, führen, vielleicht, daß der es weiß, denn der ist viel stärker, als ich. Du kannst Dich nur auf meinen Rücken setzen, dann will ich Dich hintragen.“ Das Mädchen setzte sich nun auf seinen Rücken, und fort ging es. Als sie bei dem Westwind ankamen, erzählte ihm der Ostwind, er habe ein Mädchen mitgebracht, die den Prinzen heirathen solle, der auf dem Schloß wohne, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond läge, und fragte ihn, ob er nicht den Weg dahin wüßte. „Nein,“ versetzte der Westwind: „so weit habe ich nie geweh't. Wenn Du es aber willst,“ sagte er zu dem Mädchen: „so kannst Du Dich auf meinen Rücken setzen, dann will ich Dich zu dem Südwind bringen; vielleicht kann der

es Dir sagen, denn der ist weit stärker, als ich, und weh't und streift überall umher.“ Das Mädchen setzte sich auf seinen Rücken, und da dauerte es denn nicht lange, so waren sie bei dem Südwind. Als sie ankamen, fragte ihn der Westwind, ob er nicht den Weg nach dem Schloß wüßte, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond läge, denn das Mädchen, das er mitgebracht hätte, solle den Prinzen heirathen, sagte er. „So?“ sagte der Westwind, aber den Weg wußte er auch nicht. „Ich hab' mein Lebtag viel herumgeweht,“ sagte er: „aber so weit bin ich nie gekommen. Wenn Du es aber wünschst,“ sagte er zu dem Mädchen: „so will ich Dich zu meinem Bruder, dem Nordwind, führen, der ist der älteste und stärkste von uns allen, und wenn der den Weg Dir nicht sagen kann, so erfährst Du ihn niemals.“ Das Mädchen mußte sich nun auf seinen Rücken setzen, und fort ging es, daß die Heide wackelte.

Es dauerte nicht lange, so kamen sie bei dem Nordwind an; aber der war so wild und ungestüm, daß er ihnen schon von weitem lauter Schnee und Eis ins Gesicht blies. „Was wollt Ihr?“ rief er, so daß es ihnen kalt über die Haut lief. „O, Du mußt nicht so gegen uns auffahren,“ sagte der Südwind: „denn das bin ich, Dein Bruder, und das hier ist das Mädchen, das den Prinzen heirathen soll, der auf dem Schloß wohnt, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond liegt, und nun wollte sie Dich gern fragen, ob Du nicht da herum Bescheid wüßtest.“ „Ja, ich weiß wohl, wo es

liegt;“ sagte der Nordwind: „ich habe mal ein Eichenblatt dahin geweh't; aber da war ich so müde, daß ich nicht wieder wehen konnte manchen lieben Tag. Wenn Du aber durchaus dahin willst,“ sagte er zu dem Mädchen: „und Dich nicht fürchtest, so will ich Dich auf meinen Rücken nehmen und zusehen, ob ich Dich hinwehen kann.“ — Ja, sagte das Mädchen, hin wolle und müsse sie, wenns nur auf irgend eine Weise angehen könne, und bange wäre sie ganz und gar nicht, ob's auch noch so schlimm gehen sollte. — „So mußt Du die Nacht hier bleiben,“ sagte der Nordwind: „denn wir müssen den Tag vor uns haben, wenn wir hin wollen.“

Früh am andern Morgen weckte sie der Nordwind, blies sich auf und machte sich so groß und stark, daß es ganz entsetzlich war, und fort ging's durch die Luft, als ob's bis ans Ende der Welt gehen sollte. Da entstand ein so gewaltiger Sturm, daß ganze Dörfer und Wälder umweh'ten, und als sie über's große Meer kamen, versanken die Schiffe bei Hunderten. Immer ging's fort über's Wasser, und das so weit, so weit, daß kein Mensch es glauben sollte; aber der Nordwind wurde schwächer und immer schwächer, und so schwach wurde er, daß er beinahe nicht mehr wehen konnte, und er sank tiefer und immer tiefer hinunter, und zuletzt ging es so niedrig, daß die Wellen ihm an die Fersen schlugen. „Bist Du bange?“ fragte er das Mädchen. „Nein, ganz und gar nicht,“ sagte sie. Nun waren sie nicht mehr weit vom Lande, und der Nordwind hatte kaum noch so viel Kräfte übrig, daß er

sie an den Strand unter die Fenster des Schlosses wehen konnte, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond lag. Da war er aber auch so malt und hinfällig, daß er sich viele Tage lang ausdrücken mußte, eh' er wieder nach Hause konnte.

Den andern Morgen setzte das Mädchen sich unter die Fenster des Schlosses und spielte mit dem goldnen Apfel, und die Erste, welche sie sah, war die Nasenprinzessin, die der Prinz heirathen sollte. „Was willst Du für Deinen goldnen Apfel haben?“ fragte sie das Mädchen, indem sie das Fenster aufmachte. „Der ist nicht feil, weder für Gold, noch für Geld,“ sagte das Mädchen. „Wenn Du ihn nicht verkaufen willst, weder für Gold, noch für Geld, Was willst Du denn dafür haben?“ sagte die Prinzessin: „Ich will Dir geben, Was Du verlangst.“ — „Ja, wenn ich eine Nacht bei dem Prinzen schlafen darf, so sollst Du ihn haben,“ sagte das Mädchen. „Ja, das magst Du gern,“ sagte die Prinzessin und nahm den goldnen Apfel. Als aber das Mädchen in die Kammer des Prinzen kam, war dieser fest eingeschlafen; sie rief ihn und rüttelte ihn und weinte und jammerte; aber sie konnte ihn nicht ermuntern. Am Morgen, als es hell wurde, kam die Prinzessin mit der langen Nase und jagte sie wieder hinaus.

Den Tag setzte das Mädchen sich wieder unter die Fenster des Schlosses und schlang das Garn auf ihren goldnen Haspel, und nun geschah es wieder eben so, wie gestern. Die Prinzessin fragte sie, Was sie für den Haspel haben wolle; aber das Mädchen sagte, er wäre nicht feil, weder für Gold, noch

für Geld; wenn sie aber noch eine Nacht bei dem Prinzen schlafen dürfe, so solle die Prinzessin ihn haben. Die sagte sogleich Ja und nahm den goldnen Hahnel. Als aber das Mädchen hinauskam, war der Prinz wieder fest eingeschlafen; und wie viel sie ihn auch rief und rüttelte, und weinte und jammerte, so konnte sie ihn doch nicht ermuntern; und am Morgen, als es hell wurde, kam die Prinzessin mit der langen Nase und jagte sie wieder hinaus.

An diesem Tage setzte sich das Mädchen mit ihrem goldnen Rocken unter die Fenster hin und spann. Als die Prinzessin mit der langen Nase den Rocken sah, wollte sie den auch gern haben; sie machte das Fenster auf und fragte das Mädchen, Was sie haben wolle für ihren goldnen Rocken. Das Mädchen sagte aber wieder wie die beiden vorigen Male, für Gold und Geld sei er nicht feil; wenn die Prinzessin sie aber noch eine Nacht bei dem Prinzen wolle schlafen lassen, dann solle sie ihn haben. Ja, das dürfe sie gern, sagte die Prinzessin und nahm den goldnen Rocken. Nun hatten aber einige Leute, die neben der Kammer des Prinzen schliefen, seit zwei Nächten ein so klägliches Rufen und Wimmern von einem Frauenzimmer drinnen gehört, und das erzählten sie am Morgen dem Prinzen. Als nun am Abend die Prinzessin mit der Suppe kam, die der Prinz immer zu trinken pflegte, eh' er zu Bett ging, that er, als ob er sie tränke, aber goß die Suppe hinter sich; denn er ahnte nun wohl, daß die Prinzessin einen Schlafrunk hinein-

gelhan hatte. Wie nun am Abend das Mädchen in die Kammer kam, war der Prinz noch wach und freute sich über alle Maßen, das Mädchen wiederzusehen; und sie mußte ihm nun erzählen, wie es ihr ergangen war, und wie sie nach dem Schloß gekommen sei. Als sie ihm Alles erzählt hatte, sagte er: „Du kommst gerade zu rechter Zeit; denn morgen soll meine Hochzeit mit der Prinzessin sein; aber ich frage nichts nach ihr und ihrer langen Nase, sondern Du bist die Einzige, die ich haben will. Ich werde darum sagen, ich möchte gern sehen, wozu meine Braut taugt, und von der Prinzessin verlangen, daß sie die drei Falgflecke aus meinem Hemd wasche. Darauf wird sie sich denn wohl einlassen, aber ich weiß, daß sie es nicht zu Stande bringt; denn die Flecke sind von Deiner Hand darauf getropfelt, und nur Christen Hände können sie wieder auswachen, aber nicht die Hände von solchem Trollvack, wozu sie gehört. Ich werde aber sagen, ich wolle keine andre Braut haben, als Die, welche es zu Stande brächte, und wenn sie es dann Alle versucht haben und nicht damit fertig werden können, dann werde ich Dich rufen, daß Du es auch versuchst.“ Hierauf brachten sie die Nacht munter und vergnügt mit einander zu. Als aber am Tage die Hochzeit werden sollte, sagte der Prinz: „Ich möchte doch erst sehen, wozu meine Braut taugt.“ Das wäre nicht Mehr, als billig, meinte die Stiefmutter. „Ich habe ein so schönes Hemd,“ sagte der Prinz: „und das möchte ich gern zum Bräutigamshemd haben; aber nun sind mir drei Falgflecke hineinge-

kommen, und die wollt' ich gern wieder ausgewaschen haben; darum habe ich mir vorgenommen, keine Andre zu heirathen, als Die, welche dazu taugt." Ih nun, das wäre ja nicht so gefährlich, meinten die Frauen, und gingen darauf ein; und die Prinzessin mit der langen Nase fing an zu waschen, was sie nur konnte; aber je länger sie wusch, desto größer und schwärzer wurden die Flecke. „Ach, Du verstehst Dich nicht darauf,“ sagte das alte Trollweib, ihre Mutter: „gieb mir mal her!“ Als aber die nun das Hemd bekam, wurde es noch schwärzer, und je mehr sie es wusch und rieb, desto größer wurden die Flecke. Nun sollten die andern Trollweiber das Hemd waschen; aber je länger sie es wuschen, desto abscheulicher ward es aussehen, und zuletzt sah das ganze Hemd aus, als hätt' es im Schornstein gehangen. „Ach, Ihr taugt alle nicht dazu!“ sagte der Prinz: „Da sitzt eine arme Bettlerdirne unter den Fenstern; ich bin gewiß, die versteht sich besser aufs Waschen, als Ihr alle zusammen. Komm mal herein, Du Dirne!“ rief er; und als das Mädchen kam, fragte er sie: „Kannst Du wohl das Hemd da rein waschen?“ — „Ich weiß nicht,“ sagte das Mädchen: „aber ich denke wohl.“ Das Mädchen nahm nun das Hemd und fing an zu waschen und da wurde es unter ihren Händen so weiß, wie frisch gefallener Schnee, und noch weißer. „Ja, Dich will ich haben!“ sagte der Prinz. Da ward das alte Trollweib so arg, daß es barst; und die Prinzessin mit der langen Nase und das andre Trollpaß, glaub' ich, ist auch gebor-

sten; denn ich habe nachher nie wieder Etwas von ihnen gehört. Der Prinz und seine Braut ließen nun alle Christen frei, die im Schloß gefangen waren; darauf nahmen sie so viel Gold und Silber, als sie nur fortschaffen konnten, und zogen weit weg von dem Schloß, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond lag. Wie sie aber fortgekommen sind, und wo sie hinzogen, das weiß ich nicht; sind es aber Die, welche ich meine, so sind sie nicht so gar weit von hier.

**Das Huhn, das nach dem Dorressfeld wollte, damit
nicht die Welt vergehen sollte.**

Es war einmal ein Huhn, das war abends auf eine Eiche geflogen und hatte sich da zur Ruhe gesetzt. In der Nacht träumte ihm, wenn es nicht nach dem Dorressfeld käme, so müßte die Welt vergehen. Als es nun aufwachte, flog es sogleich herunter und machte sich auf den Weg. Wie es ein Ende gereist war, begegnete ihm ein Hahn. „Guten Tag, Hahn Hahn!“ sagte das Huhn. „Guten Tag, Huhn Huhn! wo willst Du hin so früh?“ sagte der Hahn. „O, ich will nur nach dem Dorressfeld, damit nicht die Welt vergehen soll,“ sagte das Huhn. „Wer hat Dir das gesagt, Huhn Huhn?“ fragte der Hahn. „Ich saß in der Eiche und träumte es die Nacht,“ sagte das Huhn. „Ich will mit Dir gehen,“ sagte der Hahn. Nun gingen beide ein weites Ende fort; da begegnete ihnen eine Ente. „Guten Tag, Ente Ente!“ sagte der Hahn. „Guten Tag, Hahn Hahn, wo willst

Du hin so früh?" sagte die Ente. „Ich will nach dem Doreffeld, damit nicht die Welt vergehen soll," sagte der Hahn. „Wer hat Dir das gesagt, Hahn Pahn?" — „Huhn Puhn," sagte der Hahn. „Wer hat es Dir gesagt, Huhn Puhn?" fragte die Ente. „Ich saß in der Eiche und träumte es die Nacht," sagte das Huhn. „Ich will mit Euch," sagte die Ente. Nun machten sie sich auf und gingen weiter; da begegnete ihnen eine Gans. „Guten Tag, Gans Pans!" sagte die Ente. „Guten Tag, Ente Vente!" sagte die Gans: „wo willst Du hin so früh?" — „Ich will nach dem Doreffeld, damit nicht die Welt vergehen soll," sagte die Ente. „Wer hat Dir das gesagt, Ente Vente?" fragte die Gans. — „Hahn Pahn." — „Wer hat es Dir gesagt, Hahn Pahn?" — „Huhn Puhn." — „Woher weißt Du es, Huhn Puhn?" fragte die Gans. „Ich saß in der Eiche und träumte es die Nacht," sagte das Huhn. „Ich will mit Euch," sagte die Gans. Wie sie nun ein Ende weiter gegangen waren, begegnete ihnen der Fuchs. „Guten Tag, Fuchs Puch," sagte die Gans. — „Guten Tag, Gans Pans." — „Wo hinaus Fuchs Puch?" — „Wo willst Du hin, Gans Pans?" — „Ich will nach dem Doreffeld, damit nicht die Welt vergehen soll." — „Wer hat Dir das gesagt, Gans Pans?" fragte der Fuchs. — „Ente Vente." — „Wer hat es Dir gesagt, Ente Vente?" — „Hahn Pahn." — „Und Wer hat Dir es gesagt, Hahn Pahn?" — „Huhn Puhn." — „Und woher weißt Du es, Huhn

Huhn?" — „Ich sah in der Gasse und träumte es die Nacht," sagte das Huhn. „O Schnack!" sagte der Fuchs: „die Welt vergeht nicht, wenn Ihr auch nicht nach dem Doreffeld kommt. Geht lieber mit mir in meine Höhle, da sitzt Ihr warm und gut." Der Vorschlag gefiel dem Reisenden, und sie gingen mit dem Fuchs in seine Höhle. Als sie aber dort ankamen, legte der Fuchs tüchtig nach im Kamin, so daß sie alle schläfrig wurden. Die Gans und die Ente setzten sich in einen Winkel, aber der Hahn und das Huhn flogen auf die Hühnersteige. Als die Gans und die Ente eingeschlafen waren, legte der Fuchs die Gans auf die Kohlen und briet sie. Wie es nun dem Huhn so sengerich roch, hüpfte es einen Stock höher und sagte so halb im Schlaf: „Pfui! wie's hier stinkt!" — „O Schnack!" sagte der Fuchs: „das ist bloß der Rauch im Schornstein. Halt nur Dein Maul und schlaf ein!" Da schlief das Huhn wieder ein. Der Fuchs hatte aber kaum die Gans zu Leibe, so machte er es eben so mit der Ente. Dem Huhn ward es wieder so sengerich riechen, und es flog daher noch einen Stock höher, indem es wieder sagte: „Pfui! wie's hier stinkt!" Da that es aber zugleich die Augen auf und sah nun, daß der Fuchs die Gans und die Ente verzehrt hatte. Wie das Huhn das gewahr ward, flog es auf den höchsten Stock und guckte zum Schornstein hinaus. „Nein, seh mal Einer die schönen Gänse, die da fliegen!" sagte es zu dem Fuchs. Reineke hinaus und wollte sich einen fet-

ten Braten holen. Da weckte das Huhn den Hahn und erzählte ihm, wie es der Gans Pans und der Ente Pente ergangen wär'. Darauf flogen Hahn Pahn und Huhn Puhn hinaus durch den Schornstein, und wären sie nicht nach dem Dobreßfeld gekommen, so wär's aus gewesen mit der Welt.

Der Mann, der das Haus beschicken sollte.

Es war einmal ein Mann, der war immer so mürrisch und vergräht, und nie konnte die Frau ihm Genug thun, oder Etwas zu Dank machen im Hause. Einmal in der Erntezeit kam er spät am Abend vom Felde zurück, und nun ging es an ein Schelten und an ein Toben, daß es ganz entseßlich war; bald war ihm Dies, bald war ihm Das nicht recht. „Ach, Väterchen,“ sagte die Frau: „sei doch nicht immer so böse. Morgen wollen wir mal mit der Arbeit umtauschen: ich will dann mit den Schnittern ins Feld gehen, und Du kannst das Haus beschicken.“ Ja, das war dem Mann schon recht, und er ging sogleich auf den Vorschlag ein. Früh den andern Morgen nahm die Frau die Sense auf den Nacken und ging mit den Schnittern ins Feld, um zu mähen; der Mann dagegen sollte das Haus beschicken. Nun wollte er zuerst Butter machen; als er aber eine Weile gebuttert hatte, wurde er durstig und ging hinunter in den Keller, um sich Bier zu

zapfen. Während er nun aus dem Faß in die Bierkanne zapfte, hörte er, daß ein Ferkel in die Küche kam. Er fort mit dem Zapfen in der Hand und die Treppe hinauf, so schnell er nur konnte, damit das Ferkel nicht das Butterfaß umwerfen sollte. Als er aber sah, daß das Faß schon auf der Seite lag, und das Ferkel in dem Rahm schmahte, der auf dem Boden floß, gerieth er so in Wuth, daß er ganz und gar das Bierfaß vergaß und dem Ferkel nachrannte. Bei der Thür holte er es ein, und da gab er ihm einen so verben Schlag, daß es auf der Stelle liegen blieb. Nun fiel es ihm wieder ein, daß er noch den Bierzapfen in der Hand hätte; als er aber hinunterkam in den Keller, war alles Bier auf den Boden gelaufen.

Er ging nun in die Milchammer, füllte aufs neue das Butterfaß mit Rahm und fing wieder an zu buttern; denn Butter wollte er durchaus zum Mittag haben. Als er aber eine Weile gebuttert hatte, fiel es ihm ein, daß die Milchkuh noch im Stall stände und weder zu fressen, noch zu sausen bekommen hätte, obgleich es schon hoch am Tage war. Weil er nun dachte, es wäre doch zu weit, sie nach der Koppel zu treiben, wollte er sie oben aufs Dach bringen, denn das Dach war mit Blasen gedeckt und es stand darauf schönes hohes Gras; und weil nun das Haus an einem steilen Hügel lag, glaubte er, es wäre ein Leichtes sie hinaufzubringen, wenn er bloß eine Planke von dem Hügel aufs Dach hinüberlegte; das Butterfaß

wollte er aber nicht stehen lassen, denn sein kleiner Junge krabbelte da an der Erde herum und könnt's nachher umstoßen, dachte er; darum nahm er es auf den Rücken und ging hinaus. G'h' er aber die Kuh auf das Dach ließ, wollte er ihr noch mal zu fassen geben, und nahm einen Eimer, um damit Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen; als er sich aber hinunterbückte, floss aller Rahm aus dem Faß ihm an dem Nacken herunter und lief ins Wasser. Wie es nun gegen Mittag ging, dachte er, weil's ihm mit der Butter nicht geglückt wäre, wollte er sich Grütze zum Mittag kochen, und hängte den Kessel mit Wasser über's Feuer. Kaum hatte er das gethan, so fiel es ihm ein, daß die Kuh, die er aufs Dach gebracht hatte, herunterfallen und Hals und Bein brechen könne; darum nahm er einen Strick und ging hinauf, um sie festzubinden; das eine Ende band er ihr um den Hals und das andre Ende warf er durch den Schornstein; ging dann hinunter und band es sich in aller Eile um's Bein, denn das Wasser kochte schon im Kessel, und er mußte die Grütze umrühren. Während er nun damit beschäftigt war, fiel die Kuh vom Dach herunter und zog den Mann an dem Strick in den Schornstein hinauf. Da hing er nun und konnte weder vorwärts, noch rückwärts, und die Kuh hing draußen zwischen Himmel und Erde und konnte auch nicht loskommen. Die Frau hatte schon eine lange Zeit gewartet, daß der Mann kommen und sie zum Mittag abrufen solle; aber er war nicht da und kam nicht. Zuletzt

dauerte es ihr doch zu lange, und sie ging mit den Leuten nach Hause. Als sie die Kuh sah, die da zwischen Himmel und Erde hing, ging sie hinzu und hieb mit der Sense den Strick entzwei. Da fiel der Mann herunter durch den Schornstein, und als sie in die Küche kam, stand er da auf dem Kopf im Grügkessel.

D ä u m e r l i n g .

Es war einmal eine Frau, die hatte nur einen einzigen Sohn, der war aber nicht größer, als ein Daumen, und darum nannten sie ihn Däumerling. Als er nun zu Jahren und zu Verstand gekommen war, sagte die Mutter zu ihm, jetzt müsse er daran denken, sich eine Frau zu nehmen. Ja, Däumerling war's zufrieden, und die Mutter setzte sich mit ihm auf den Wagen, und sie fuhren gradesweges nach des Königs Schloß; denn da war eine Prinzessin, die war außerordentlich groß, und um die sollte Däumerling freien. Als sie nun ein Ende gefahren waren, da war Däumerling plötzlich verschwunden. Die Mutter suchte ihn überall, und rief ihn bei Namen. „Pip, pip!“ sagte Däumerling und hatte sich in die Mähne des Pferdes versteckt. Als er wieder zum Vorschein kam, mußte er der Mutter versprechen, daß er sich nicht öfter verstecken wolle. Wie sie aber ein Ende weiter gekommen waren, da war Däumerling wieder verschwunden. Die Mutter suchte ihn und rief ihn bei Na-

men und weinte und jammerte, aber Däumerling war fort. „Pip, pip!“ sagte er und lachte und kicherte; aber sie konnte ihn das Mal nicht finden. „Pip! pip! hier bin ich!“ sagte Däumerling und kroch aus dem Ohr des Pferdes hervor. Nun mußte er der Mutter heilig versprechen, daß er sich nicht öfter verstecken wolle; aber es dauerte nicht lange, so war er abermals fort. Die Mutter suchte ihn wieder überall und weinte und rief ihn bei Namen, aber Alles war umsonst; Däumerling war fort. „Pip, pip! hier bin ich,“ wisperte es plötzlich; aber die Mutter konnte gar nicht begreifen, wo es war, denn es hörte sich so undeutlich an; sie suchte fortwährend, und er sagte immer: „Pip! pip! hier bin ich!“ und lachte und hägte sich, weil sie ihn nicht finden konnte. Plötzlich aber fing das Pferd an zu niesen, und da nies'te es Däumerling aus, denn er hatte sich in die eine der Nüstern versteckt. Nun konnte sich die Mutter nicht anders helfen, als daß sie ihn in einen Beutel steckte, denn sie wußte wohl, daß er die Narrenpossen doch nicht nachlassen würde. So kamen sie denn auf dem Schloß an. Die Prinzessin konnte den kleinen hübschen Burschen wohl leiden und verlobte sich mit ihm, und bald darauf ward die Hochzeit.

Als sie sich nun zur Tafel setzten, nahm Däumerling seinen Platz neben der Prinzessin; aber er war übel daran, denn als er zulangen wollte, konnte er nicht an den Teller reichen und hätte gewiß keinen einzigen Bissen bekommen, wenn die Prinzessin ihn nicht vom Stuhl genommen und auf den Tisch gesetzt hätte. So lange er nun

da vom Teller ab, ging das Ding gut; als aber nachher die große Schüssel mit Grüge hereinkam, da konnte er wieder nicht ankommen; er wußte sich aber zu helfen und setzte sich auf den breiten Rand. Nun war aber in der Mitte der Schüssel eine Grube mit Butter zum Eintunken, und so weit konnte er nicht reichen; er ging daher über die Grüge und setzte sich dicht an den Rand der Butter. Nun nahm die Prinzessin einen großen Löffel voll Grüge und wollte ihn in die Butter tunken; aber da versah sie's und ließ an Dämmerling, so daß er hinunterfiel in die Butter und ertrank.

Hakon Vorkenbart.

Es war einmal eine Königstochter, die war so stolz und schnippisch, daß kein Freier ihr gut genug war; sie machte sich über alle lustig und gab dem einen nach dem andern einen Korb; dennoch aber kamen immer der Freier genug, weil die Hexe so außerordentlich schön war. Einmal kam auch ein Prinz, mit Namen Hakon Vorkenbart, und warb um sie. Aber da sagte die Prinzessin am Abend zu dem Hofnarren, er solle hingehen, und dem einen Pferd des Prinzen die Ohren abschneiden, und dem andern das Maul bis an beide Ohren aufschlügen. Das that denn der Hofnarr auch. Als nun der Prinz den andern Tag ausfahren wollte, stand die Prinzessin auf dem Thor und sah hinaus. „Nein!“ sagte sie: „so Etwas hab' ich noch mein Lebtag nicht gesehen. Da ist der Nordwind gekommen und hat dem einen Pferd die Ohren abgeweh't, und darüber hat das andre so gewaltig gelacht, daß ihm das Maul bis an die Ohren aufgerissen ist,“ und damit lief sie hinein und ließ den Prinzen abziehen. Dieser reiste nun wieder nach Hause, aber er dachte bei sich selbst, er wolle sich schon dafür rächen, machte sich

einen großen Bart von Moos, zog einen weißen ledernen Rock an und kleidete sich aus wie ein Bettler; dann kaufte er bei einem Goldschmied einen goldnen Hockfen, und damit setzte er sich eines Morgens unter das Fenster der Prinzessin hin und fing an zu feilen; denn der Hockfen war noch nicht ganz fertig, auch war noch kein Wocken daran. Als die Prinzessin ans Fenster kam, öffnete sie es sogleich und fragte ihn, ob er ihr nicht den goldnen Hockfen verkaufen wolle. „Nein, zu verkaufen ist er nicht,“ sagte Hakon Vorkenbart: „aber es mag drum sein! willst Du mich diese Nacht vor Deiner Kammerthür schlafen lassen, so sollst Du ihn haben.“ Ja, das, meinte die Prinzessin, wäre ein wohlfeiler Kauf, und die Sache sei eben nicht so gefährlich. Sie bekam nun den Hockfen, und am Abend legte Hakon Vorkenbart sich draußen vor ihrer Kammerthür hin. Als es aber auf die Nacht kam, fing er an entsetzlich zu frieren. „Hutetutetutetu! es ist so kalt hier!“ rief er: „laß mich bloß hinein!“ — Ich glaube, Du bist verrückt!“ sagte die Prinzessin. „Ach, hutetutetutetu! es ist so kalt! laß mich bloß hinein!“ rief Hakon Vorkenbart. „Sch! schweig doch still!“ sagte die Prinzessin: „denn hört mein Vater, daß hier eine Mannsperson ist, so bin ich rein unglücklich.“ — „Oh hutetutetutetu! wie mich friert! laß mich bloß hinein und auf der Erde liegen!“ sagte Hakon Vorkenbart. Es war nun kein anderer Rath, die Prinzessin mußte ihn einlassen, und darauf legte er sich in ihrer Kammer auf die Erde hin und schlief ein.

Einige Tage darnach kam Hakon auch mit dem Wocken und setzte sich wieder unter das Fenster der Prinzessin hin und fing an zu feilen; denn der Wocken war noch nicht ganz fertig. Sobald die Prinzessin ihn gewahr wurde, öffnete sie wieder das Fenster und fragte ihn, Was er da hätte. „O, es ist bloß der Wocken zu dem Spinnrocken, den Du mir neulich abkauftest; denn ich dachte, wenn Du doch einmal den Rocken hättest, so könntest Du auch wohl den Wocken dazu gebrauchen.“ — „Was willst Du denn dafür haben?“ fragte ihn die Prinzessin. „Für Geld ist er nicht feil,“ sagte er: „wilst Du mich aber diese Nacht wieder auf dem Boden in Deiner Kammer schlafen lassen, so sollst Du ihn haben.“ — „Ja, recht gern,“ sagte die Prinzessin: „aber Du mußt auch nicht wieder so frieren und Hutetu! sagen.“ Nein, das wollte er auch nicht; aber als es auf die Nacht kam, fing er an zu hupfern und zu frieren und hutetu! zu sagen, daß der Prinzessin wieder angst und bange ward, und sie mußte ihm erlauben, sich an die Erde dicht vor ihrem Bett hinzulegen, damit nur der König es nicht gewahr würde, und da schlief er nun die Nacht über ruhig und wohl.

Hiernach dauerte es eine ganze Zeit, ehe Hakon Vorkenbart sich wieder sehen ließ; endlich aber bemerkte die Prinzessin ihn eines Morgens wieder unter ihrem Fenster, wo er saß und an einer goldnen Garnwinde feilte. Sie fragte ihn nun wieder, Was er für die Garnwinde haben wolle. „Die ist nicht für Geld feil,“ sagte er: „aber wirst Du mich diese Nacht in Deiner Kammer

mit dem Kopf an Deiner Bettstelle schlafen lassen, so sollst Du sie haben.“ Ja, das könnte er gern, sagte die Prinzessin, wenn er bloß ruhig sein und nicht wieder solchen Ärger machen wolle. Nein, das wolle er gewiß nicht, sagte Hakon Vorkenbart; als es aber auf die Nacht kam, fing er wieder an zu hupern und zu frieren, daß ihm die Zähne im Munde klapperten. „Hutetutetu! es ist so kalt! laß mich bloß in Dein Bett und mich ein wenig wärmen!“ sagte Hakon Vorkenbart. „Ich glaube, Du bist verrückt!“ sagte die Prinzessin. — „Hutetutetu! laß mich bloß in Dein Bett hutetutetutu!“ — „Scht! scht! um Gotteswillen! so schweig doch still!“ sagte die Prinzessin: „denn hört mein Vater, daß hier eine Mannsperson drinnen ist, so glaub' ich, nimmt er mir das Leben.“ — „Hutetutetutu! laß mich bloß in Dein Bett!“ sagte Hakon Vorkenbart und froh, daß die Wände bebten. Es war nun kein anderer Rath, die Prinzessin mußte ihn zu sich ins Bett lassen, und da schlief er nun die Nacht über zufrieden und wohl.

Einige Zeit darnach aber bekam die Prinzessin ein kleines Kind, und darüber ward der König so zornig, daß er beinahe sie und das Kind dazu umgebracht hätte. Da kam aber eines Tages Hakon Vorkenbart als ein Bettler gekleidet, so wie von Ohngefähr, wieder zu dem Schloß und sah in die Küche. Wie die Prinzessin ihn gewahr ward, sagte sie zu ihm: „Ach, Gott tröste mich wegen des Unglücks, das Du mir verursacht hast! Mein Vater

ist so zornig auf mich, daß er aus der Gant fahren will; es ist am besten, Du nimmst mich nur gleich mit Dir.“ —

„Du bist es aber wohl zu gut gewohnt,“ sagte Hakon Vorkenbart: „ich habe aber nur eine ganz kleine Hütte und weiß nicht, wie ich Dich ernähren soll, denn ich habe schon Genug zu thun, um nur allein durchzukommen.“ —

„Es ist mir ganz einerlei, wie gut, oder wie schlecht Du es hast,“ sagte die Prinzessin: „nimm mich bloß mit Dir, denn bleibe ich hier noch länger, so nimmt mein Vater mir gewiß das Leben.“ Da nahm denn der Bettler sie und das Kind mit sich; aber sie hatten einen sehr weiten Weg, und der Prinzessin kam das Gehen außerordentlich sauer an. Als sie nun aus dem Reich ihres Vaters in ein andres Land kamen, fragte die Prinzessin den Bettler: „Wem gehört dieses Reich?“ —

„O, das gehört Hakon Vorkenbart,“ sagte der Bettler.

„So!“ sagte die Prinzessin: „ja, ich hätte ihn nehmen sollen, dann hätt ich nicht nöthig gehabt, nun als eine Bettlermädchen hier zu gehen.“

Und so oft sie zu einem schönen Schloß, oder Wald, oder Gehöft kamen, fragte die Prinzessin immer: „Wem gehört das?“ — „O, das gehört Hakon Vorkenbart,“ sagte dann der Bettler immer. Und die Prinzessin weinte und jammerte beständig, daß sie nicht ihn genommen hatte; aber nun war es zu spät. Endlich kamen sie zu einer kleinen Hütte, die lag dicht an einem Walde, und das, sagte der Bettler, wäre seine Wohnung. Von der Hütte aus konnte man in der Ferne das Königsschloß se-

hen, und da, sagte der Bettler, wolle er sich Arbeit suchen, denn er wäre da schon bekannt; und nun ging er jeden Tag nach dem Schloß und hau'te Holz und trug dem Koch das Wasser zu, wie er sagte, und wenn er dann des Abends zu Hause kam, brachte er immer ein wenig Essen mit, aber das reichte nicht sehr weit.

Eines Abends, als er vom Schloß zurückkam, sagte er: „Morgen werde ich zu Hause bleiben und das Kind warten, Du aber mußt nach dem Schloß gehen; denn der Prinz hat gesagt, Du solltest mit beim Baden helfen.“ —

„Ach, wie soll ich wohl beim Baden helfen?“ sagte die Königstochter: „das verstehe ich nicht, denn das hab' ich in meinem Leben noch nicht gethan.“ —

„Du mußt aber doch hingehen,“ sagte Hakon Vorkenbart: „weil der Prinz es so befohlen hat. Kannst Du auch nicht baden, so kannst Du es ja lernen; Du mußt nur gut zusehen, wie die Andern es machen, und wenn Du weggehst, dann nimm heimlich ein paar Brode mit.“ —

„Nein, stehlen kann ich nicht,“ sagte die Königstochter.

„Du mußt es lernen,“ sagte Hakon Vorkenbart: „denn Du weißt wohl, wir haben es nur knapp; nimm Dich aber ja vor dem Prinzen in Acht, denn der hat seine Augen überall.“

Als sie gegangen war, lief Hakon einen Nichtweg, so daß er noch lange vor ihr auf dem Schloß ankam; dort warf er seine Lumpen und seinen Noedbart ab und zog wieder seine Prinzenkleider an.

Die Königstochter half nun mit beim Backen, und als sie fertig war, that sie, wie Hakon ihr gesagt hatte, und steckte sich alle Taschen voll Brode. Als sie aber am Abend nach Hause gehen wollte, sagte der Prinz:

„Dieses Weib kennen wir nicht so recht; daher ist's am besten, wir sehen nach, ob sie nicht Etwas genommen hat.“

Damit untersuchte er alle ihre Taschen, und als er darauf die Brode fand, ward er entsetzlich böse und hielt furchtbar Haus. Die Königstochter weinte und fleh'te und sagte: „Mein Mann hatte es mir geheißen; da mußt' ich es denn wohl thun.“ —

„Ja, es sollte Dir schlimm gehen,“ sagte der Prinz „aber um Deines Mannes willen mag es Dir vergeben sein.“

Als sie gegangen war, warf Hakon schnell seine Prinzenkleider ab, zog wieder seinen lebernen Rock an und klebte sich auch wieder den Moosbart ins Gesicht, und eh' sie noch in der Hütte ankam, war er schon da und wartete das Kind. „Ja, Du hast mich verleitet, Etwas zu thun, das mich gereu't,“ sagte sie: „es war das erste Mal, das ich gestohlen habe, aber es soll auch das letzte Mal sein,“ und damit erzählte sie ihm, wie es ihr ergangen war, und Was der Prinz gesagt hatte.

Einige Tage darnach, als Hakon am Abend wieder vom Schloß zurückkam, sagte er: „Morgen werde ich zu Hause bleiben und das Kind warten, denn Du sollst wie-

der auf das Schloß und beim Schlachten und Wurstmachen helfen.“ —

„Ach, wie soll ich wohl Wurst machen?“ sagte die Königstochter: „das versteh' ich nicht; essen kann ich wohl die Wurst, aber gemacht hab' ich sie noch nie.“

Hakon aber sagte, sie müsse durchaus hin, weil der Prinz es so befohlen hätte; sie sollte nur gut Acht geben, wie die Andern es machten, sagte er, und wenn sie wegginge, sollte sie heimlich ein paar Würste mitnehmen. „Nein, stehlen kann ich nicht wieder,“ sagte sie: „denn Du weißt wohl, wie es mir das letzte Mal ging.“ — „Du mußt es lernen,“ sagte Hakon: „es ist nicht gesagt, daß es allemal schlecht geht.“ Als sie gegangen war, lief Hakon Vorkenbart den Nichtweg und kam noch lange vor ihr auf dem Schloß an; dort warf er schnell seinen lebernen Rock und seinen Moosbart ab, und als sie in der Küche ankam, stand er schon da in seinen Prinzenkleidern. Die Königstochter half nun mit beim Schlachten und Wurstmachen, und als sie damit fertig war, that sie, wie Hakon ihr gesagt hatte, und stopfte sich alle Taschen voll Würste. Wie sie aber am Abend nach Hause gehen wollte, sagte der Prinz:

„Dieses Bettlerweib machte neulich lange Finger; darum ist's am besten, wir sehen nach, ob sie nicht wieder Etwas stiehlt,“ und damit fing er an, alle ihre Taschen zu untersuchen. Wie er nun die Würste fand, ward er gewaltig böse, hielt eine entseßliche Wirthschaft und drohte ihr, er wolle sie zu dem Dorfrichter schicken.

„Ach Gott, nein! laßt mich nur gehen!“ sagte sie: „denn mein Mann hatte es mir geheißten,“ und weinte und jammerte ganz gewaltig.

„Es sollte Dir eigentlich schlimm gehen,“ sagte Hakon Borkenbart: „aber um Deines Mannes willen mag es Dir vergehen sein.“

Als sie gegangen war, warf der Prinz schnell seine Kleider ab und hüllte sich wieder in seine Lumpen, lief dann den Nichtweg, und als sie nach Hause kam, war Hakon schon in der Hütte. Sie erzählte ihm, wie es ihr gegangen war und gelobte hoch und theuer, es solle das letzte Mal sein, das sie gestohlen hätte.

Einige Zeit darnach, als Hakon eines Abends wieder vom Schloß zurückkehrte, sagte er; „Nun will der Prinz Hochzeit halten; aber die Braut ist krank geworden, so daß der Schneider ihr nicht das Maß zu dem Brautkleid nehmen kann; und darum will der Prinz, daß Du auf's Schloß kommst und Dir statt seiner Braut das Maß nehmen lässest, denn er sagt, Du gleichest ihr im Wuchs und in Allem. Wenn man Dir aber das Maß genommen hat, so geh nicht gleich fort, sondern gieb Acht, wie der Schneider das Zeug zuschneidet, und dann stipize heimlich die größten Stücke und bring' sie mit zu einer Pickelhaube für mich.“ —

„Nein, stehlen kann ich nicht,“ sagte sie: „Du weißt wohl, wie es mir das letzte Mal ging.“ — „Du mußt es lernen,“ sagte er: „es ist nicht gesagt, daß es immer schlecht abläuft.“

„Sie meinte zwar, es wäre ein schlimmes Ding, aber that doch, wie er ihr gesagt hatte, stipigte einige von den größten Stücken und steckte sie in die Tasche. Als sie gehen wollte, sagte der Prinz: „Wir müssen doch nachsehen, ob das Weib auch nicht diesmal wieder lange Fingergemacht hat,“ und damit untersuchte er alle ihre Taschen, und wie er nun die gestohlenen Sachen fand, ward er so zornig und machte einen solchen Lärm, daß es gar nicht zu sagen ist. Die Königstochter weinte und bat und sagte: „Ach, mein Mann hatte es mir geheißen; darum mußte ich es wohl thun.“ —

„Ja, es sollte Dir schlecht gehen, aber um Deines Mannes willen mag es Dir vergeben sein,“ sagte Hakon Borkenbart; und nun ging es wieder eben so, wie die vorigen Male: als die Königstochter nach der Hütte kam, war Hakon Borkenbart schon wieder da. „Ach, Gott steh mir bei!“ sagte sie: „ich werde doch zuletzt noch unglücklich um Deinetwillen; denn Du willst mich immer zu Dem haben, was nicht taugt. Der Prinz war diesmal so bitterböse, daß er mir mit dem Dorfrichter und dem Zuchthaus drohte.“

Einige Zeit darnach sagte Hakon, als er abends vom Schloß zurückkam. „Nun will der Prinz, daß Du auf's Schloß kommen und die Braut vorstellen sollst, denn die rechte Braut ist noch immer krank und bettlägerig; aber Hochzeit will der Prinz nun einmal halten, und er sagt, Du gleichest seiner Braut so sehr, daß Keiner Euch von ein-

ander unterscheiden könne. Halt Dich also bereit, morgen ausß Schloß zu gehen.“ —

„Ich glaube, Ihr habt beide Euern Verstand verloren, sowohl Du, als der Prinz,“ sagte sie: „Sehe ich denn darnach aus, daß ich eine Braut vorstellen kann? Kein Bettlerweib kann ja ärger aussehen, als ich.“ —

„Einerlei! der Prinz will es aber einmal so haben,“ versetzte Hakon Vorkenbart, und es war nun kein anderer Rath, sie mußte fort, und als sie ausß Schloß kam, wurde sie so aufgepußt und herausstaffirt, daß keine Prinzessin stattlicher aussehen konnte. Darauf gingen sie zur Kirche, und sie stellte die Braut vor, und als sie zurückkamen, gab es Musik und Tanz und lauter Lustbarkeit auf dem Schloß. Wie aber die Königstochter mit dem Prinzen im besten Tanzen war, sah sie einen hellen Schein durch das Fenster, und wie sie hinblickte, da stand die Hütte in Feuer und Flammen.

„Ach! die Hütte! und der Bettler! und mein Kind!“ rief sie und sank beinahe in Ohnmacht.

„Hier ist der Bettler! und da ist Dein Kind!“ sagte Hakon Vorkenbart: „und laß dann die Hütte zum Teufel sein!“ Da erkannte die Königstochter ihn wieder, und nun ging erst die rechte Lust an. Nachher aber habe ich Nichts weiter von ihnen gehört.

Die Meisterjungefer.

Es war einmal ein König, der hatte mehre Söhne, wie viel es aber eigentlich waren, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Als der jüngste herangewachsen war, hatte er durchaus keine Ruhe zu Hause, sondern wollte mit aller Gewalt fort in die Welt und sein Glück versuchen; er hielt auch nicht auf, seinen Vater so lange zu bitten, bis dieser ihm endlich die Erlaubniß zum Reisen erteilte. Als er nun einige Tage lang gereist war, kam er zu einem Riesenschloß, und da gab er sich bei dem Riesen in Dienst. Den andern Morgen machte der Riese sich in aller Frühe auf, um seine Ziegen zu hüten, dem Königssohn aber befahl er, inmittlerweile den Stall auszumisten; „und wenn Du damit fertig bist,“ sagte er: „dann hast Du für heute Feierabend; denn Du mußt wissen, daß Du zu einem guten Herrn gekommen bist; aber Was ich Dir sage, das mußt Du treu und ordentlich verrichten; und dann darfst Du in keins von den Zimmern gehen, worin Du noch

nicht gewesen bist; thust Du es dennoch, so kostet es Dir das Leben.“ — „Ja, wahrhaftig!“ sagte der Königssohn, als der Miese fort war: „das ist doch ein guter Herr!“ und ging auf und ab im Zimmer und sang und trallerte; denn er meinte, mit dem Ausmisten hätte es noch gute Weile. „aber wissen möcht’ ich doch wohl, Was in den andern Zimmern sein mag.“ sagte er: „es muß wohl etwas Besonderes sein, weil er es mir so streng verboten hat, hineinzugehen,“ und damit ging er rasch in das erste von den Zimmern. Hier hing ein Kessel von der Decke herab und kochte; aber der Königssohn sah kein Feuer darunter. „Was wohl drin sein mag?“ dachte er und tauchte einen von seinen Handschuhen hinein, und da wurde der Handschuh als wär’ er von lauter Kupfer. „Eine schöne Suppe!“ sagte er: „wenn Einer davon kostete, würde er gewiß hübsch um den Schnabel aussehen.“ Hierauf ging er in ein andres Zimmer, und da hing auch ein Kessel von der Decke herab und pruttelte und kochte, aber Feuer war auch nicht darunter. „Ich muß den auch mal probiren,“ sagte der Königssohn und steckte wieder seinen Handschuh hinein, und nun ward derselbe ganz verillbert. „So theure Suppe giebt’s nicht auf meines Vaters Schloß,“ sagte der Königssohn: „es fragt sich nur, wie sie schmeckt.“ Hierauf ging er in das dritte Zimmer, und da hing auch ein Kessel von der Decke herab und kochte, ganz so, wie in den beiden andern Zimmern, und der Königssohn bekam Lust, den auch zu probiren und tauchte wieder den Handschuh hinein, und da ward derselbe so blank vergoldet, daß es nur so bligte. „Donner und’s Wetter!“ sagte der Königssohn: „wird

Hier Gold gelocht, Was mag man denn dort drinnen kochen?“ und damit ging er in das vierte Zimmer. Hier war kein Kessel zu sehen; aber auf der Bank saß eine Jungfrau, das war gewiß eine Königs-Tochter; was für eines Mannes Tochter es aber auch sein mochte, so hatte doch der Königssohn noch nie ihres Gleichen gesehen, so außerordentlich schön war sie. „Um's Himmels willen, Was willst Du hier?“ rief sie, sobald sie ihn gewahr ward. „Ich bin seit gestern hier im Dienst,“ sagte der Königssohn. „Gott fleh' Dir bei für den Dienst, den Du hier bekommen hast!“ sagte sie. „O, mir dünkt, ich habe einen guten Herrn bekommen,“ sagte der Königssohn: „er hat mir heute eben keine schwere Arbeit ausgegeben: wenn ich den Stall ausgemistet habe, kann ich Feierabend machen.“ — „Ja, aber wie willst Du das anfangen?“ sagte sie: „denn wenn Du so ausmischst, wie andre Leute zu thun pflegen, so kommen für jede Schaufelvoll, die Du hinauswirfst, wieder zehn andre Schaufeln voll hinein. Ich will Dir aber sagen, wie Du es machen sollst: Du mußt bloß die Schaufel umkehren und mit dem Stiel ausmischen, dann fliegt Alles von selbst hinaus.“ — Ja, das wollte er schon in Acht haben, sagte der Königssohn, und nun blieb er bei der Prinzessin — ich werde sie so nennen — den ganzen Tag über, denn sie waren bald darüber einig geworden, daß sie einander heirathen wollten, und da wurde denn dem Königssohn der erste Tag, den er bei dem Riesen diente, eben nicht lang, kannst Du glauben. Als es aber gegen Abend kam, sagte sie zu ihm: „Nun

ist es am besten, Du mischst den Stall aus, ehe der Riese wieder nach Hause kommt.“ Als aber der Bursch in den Stall kam, wollte er sehen, ob es sich wirklich so verhielt, wie die Königstochter ihm gesagt hatte, und fing an, so auszumisten, wie er es früher von den Stallknechten seines Vaters gesehen hatte; aber er mußte bald damit aufhalten; denn als er eine Weile so gemistet hatte, war im Stall beinahe kein Raum mehr, wo er stehen konnte. Darauf mistete er so aus, wie die Königstochter es ihm gelehrt hatte: nämlich, er lehrte die Schaufel um und mistete mit dem Stiel, und nun dauerte es kaum einen Augenblick, da war der Stall so rein, als ob er geseggt und gescheuert wäre. Als er damit zu Stande war, ging er wieder zurück in das Zimmer, das der Riese ihm angewiesen hatte, und da spazierte er auf und ab und sang und trallerte. Endlich kam der Riese mit den Ziegen wieder nach Hause, und die erste Frage, die er dem Königssohn that, war: „Hast Du nun den Stall ausgemistet?“ — „Ja, Herr, der ist rein und sauber,“ sagte der Königssohn. „Das will ich mal sehen,“ sagte der Riese und ging in den Stall; aber es verhielt sich, wie der Königssohn gesagt hatte. „Du hast gewiß mit meiner Meisterjungfer gesprochen,“ sagte der Riese: „denn das hast Du nicht aus Dir selber.“ — „Meisterjungfer? Was ist das für Eine?“ sagte der Königssohn und stellte sich ganz dumm an: „die möchte ich wohl mal sehen.“ — „Du wirst sie noch früh genug zu sehen kriegen,“ sagte der Riese.

Als der Riese den andern Morgen die Ziegen wieder

auf die Weide trieb, sagte er zu dem Königssohn, den Tag solle; er sein Pferd nach Hause holen, das in der Koppel ginge, und wenn er das gethan hätte, könne er Feiertag machen; „denn Du bist zu einem guten Herrn gekommen, mußt Du wissen,“ sagte er wieder: „Gehest Du aber in irgend eins der Zimmer, das ich Dir verhöten habe, so drehe ich Dir den Hals um,“ und damit trieb er seine Herde in den Wald. „Ja, wahrhaftig, bist Du ein guter Herr!“ sagte der Königssohn: „ich möchte aber doch wieder ein Wort mit der Meisterjungfer sprechen, vielleicht daß sie noch eben so früh mein wird, als Dein,“ und damit ging er wieder zu ihr hinein. Sie fragte ihn, Was der Riese ihm den Tag zu thun befohlen hätte. „O, es ist eben keine schwere Arbeit,“ sagte er: „ich soll bloß das Pferd aus der Koppel holen.“ — „Ja, aber wie willst Du das anfangen?“ fragte ihn die Meisterjungfer. „O, es gehört wohl eben keine Kunst dazu, ein Pferd aus der Koppel zu holen,“ sagte der Königssohn: „denn ich will doch meinen, ich habe schon manches rasche Pferd geritten.“ — „Die Sache ist aber gleichwohl nicht so leicht,“ sagte sie: „indess will ich Dir lehren, wie Du es machen mußt: Sobald Du das Pferd erblickst, kommt es brausend auf Dich zu und schnaubt Feuer und Flammen aus beiden Nüstern. Laß aber dann gut auf und nimm das Gebiß, das dort bei der Thür hängt, und wirf es ihm ins Maul, dann wird es augenblicklich so zahm, daß Du damit thun kannst, was Du willst.“ Ja, das wollte er schon in Acht haben, sagte der Königssohn und blieb nun den ganzen

Tag drinnen bei der Meisterjungfer, und sie schwagten von Diesem und Jenem, und wie herrlich und vergnügt sie leben wollten, wenn sie erst aus der Gewalt des Riesen wären und einander geheirathet hätten; und der Königssohn hätte gewiß Pferd und Koppel darüber vergessen, wenn nicht die Meisterjungfer gegen Abend ihn daran erinnerte und zu ihm sagte, es wäre am besten, daß er jetzt das Pferd hole, ehe der Riese nach Hause käme. Das that er denn auch: er nahm das Gebiß, das bei der Thür hing, und lief damit in die Koppel; nun dauerte es nicht lange, so kam das Pferd an und schnob Feuer und Flammen aus beiden Nüstern; da nahm aber der Königssohn seine Gelegenheit wahr und warf ihm das Gebiß in den offenen Rachen, und nun stand das Pferd da, so geduldig, wie ein Lamm, und da war's eben keine große Kunst, es nach dem Stall zu bringen. Als der Bursch damit fertig war, ging er wieder zurück auf sein Zimmer, und dort spazierte er auf und ab und sang und trallerte.

Wie nun der Riese mit den Ziegen nach Hause kam, war seine erste Frage: „Hast Du auch das Pferd von der Koppel geholt?“ — „Ja, Herr!“ sagte der Königssohn: „es war ein possirliches Pferd zu reiten; aber ich hab's glücklich in den Stall gebracht.“ — „Das will ich mal sehen!“ sagte der Riese und ging in den Stall; das Pferd aber stand richtig da, so wie der Königssohn gesagt hatte. „Du hast gewiß mit meiner Meisterjungfer gesprochen,“ jagte der Riese: „denn

das hast Du nicht aus Dir selber.“ — „Gestern sprach Ihr von Eurer Meisterjungfer und heute wieder,“ sagte der Königssohn und stellte sich ganz dumm und einfältig an: „Was ist denn das für Eine, Herr? ich möchte sie doch gern einmal sehen.“ — „Du wirst sie noch früh genug zu sehen kriegen,“ sagte jener.

Als der Riese am dritten Morgen seine Ziegen in den Wald trieb, sagte er zu dem Königssohn: „Heute sollst Du nach der Hölle und den Brandschatz holen, und wenn Du das gethan hast, kannst Du Feierabend machen; denn Du bist zu einem guten Herrn gekommen, mußt Du wissen.“ — „Ja, ich will's glauben,“ sagte der Königssohn, als der Riese gegangen war: „ein wie guter Herr Du aber auch sein magst, so sind es doch garstige Arbeiten, die Du mir auflegst; ich will inbeß mal wieder ein Wort mit Deiner Meisterjungfer sprechen; Du sagst zwar, sie gehört Dir; aber vielleicht sagt sie es doch mir, wie ich es machen muß,“ und damit ging er wieder hinein zu der Meisterjungfer. Als diese ihn nun fragte, was der Riese ihm den Tag für eine Arbeit aufgegeben hätte, sagte er, daß er ihm befohlen habe, nach der Hölle zu gehen und den Brandschatz zu holen. „Und wie willst Du das anfangen?“ fragte ihn die Meisterjungfer. „Ja, Du mußt es mir sagen,“ versetzte der Königssohn: „denn in der Hölle bin ich noch nicht gewesen, und wenn ich auch den Weg dahin wüßte, so weiß ich doch nicht, wie Viel ich einfordern soll.“ — „Ja, ich will Dir wohl helfen,“ versetzte die Meisterjungfer:

„Du mußt nach dem Felsen dort hinter der Koppel gehen und den Kloben nehmen, der da liegt, und damit an die Felswand klopfen; dann wird wohl Einer herauskommen, daß es nur so knistert, dem mußt Du Deinen Auftrag sagen; und wenn er Dich dann fragt, wie Viel Du haben willst, dann sage nur: „So Viel, als ich tragen kann.““ — Ja, das wollte er schon in Acht haben, sagte der Königssohn und blieb nun wieder bei der Meisterjungfer, bis es Abend wurde, und er wäre gern noch länger da geblieben, wenn sie ihn nicht erinnert hätte, daß er fort müsse nach der Hölle und den Brandschatz holen, ehe der Riese wieder nach Hause käme. Der Bursch machte sich nun auf und that, wie die Meisterjungfer ihm gesagt hatte, ging zu dem Felsen hinter der Koppel, nahm den Kloben und klopfte damit an die Wand. Sogleich kam Einer heraus, dem die Funken aus Augen und Nase flogen. „Was willst Du?“ rief er. „Ich soll grüßen von dem Riesen und den Brandschatz für ihn einfordern,“ sagte der Königssohn. „Wie Viel willst Du haben?“ fragte der Andre. „O, ich verlange nicht Mehr, als ich tragen kann,“ versetzte der Königssohn. „Es war Dein Glück, daß Du nicht ein ganzes Fuder verlangtest,“ sagte Der, welcher aus der Felswand gekommen war: „aber komm jetzt herein, dann will ich Dir den Brandschatz auszahlen.“ Der Königssohn ging nun mit ihm hinein, und da sah er in dem Berg so viel Gold und Silber, als Steine in der Erde liegen; er bekam nun eine Tracht, so groß, wie er sie nur tragen

konnte, und damit ging er seines Weges. Als darauf am Abend der Riese mit den Ziegen nach Hause kam, spazierte der Königssohn eben so, wie die beiden Abende zuvor, im Zimmer auf und ab und sang und trallerte. „Bist Du in der Hölle gewesen und hast den Brandschatz geholt?“ fragte ihn der Riese. „Ja, Herr!“ sagte der Königssohn. „Wo hast Du ihn denn?“ fragte der Riese. „Da auf der Bank steht der Goldsack,“ sagte der Königssohn. „Das will ich mal sehen,“ sagte der Riese; und als er zusah, stand da ein Sack, der war so gebrängt voll, daß die Gold- und Silberstücke herausfielen, sowie nur der Riese das Band ein wenig auslockerte. „Du hast gewiß mit meiner Meisterjungfer gesprochen,“ sagte er: „ist aber das der Fall, dann drehe ich Dir das Genick um.“ — „Mit Eurer Meisterjungfer?“ sagte der Königssohn: „Gestern und vorgestern schwapptet Ihr von Eurer Meisterjungfer und heute wieder? Was ist denn das für Eine, Herr? ich möchte sie doch gern einmal sehen.“ — „Ja, warte nur bis morgen, dann sollst Du sie zu sehen kriegen,“ sagte der Riese. — „Danke schön!“ sagte der Königssohn: „aber es ist wohl bloß Euer Scherz, Herr.“

Den Tag darauf ging der Riese mit ihm in das Zimmer, worin die Meisterjungfer war. „Jetzt sollst Du ihn schlachten und ihn in dem großen Kessel für mich zum Mittag kochen, und wenn die Suppe fertig ist, kannst Du mich rufen,“ sagte er zu ihr und streckte sich auf die Bank hin; und während er nun da lag und schnarchte, daß der alte

Berg hobte, nahm die Meisterjungfer ein Messer, schnitt damit den Burschen in den Finger und ließ drei Blutstropfen auf die Bank fließen; darauf nahm sie alle die alten Lappen und Schuhsohlen und andern Kram, den sie finden konnte, und warf es in den Kessel; dann nahm sie einen ganzen Kasten voll gemahlenes Gold und einen Salzstein und eine Wasserflasche, die bei der Thür hing, und einen goldenen Apfel und zwei goldne Hühner nahm sie auch mit, und darauf machten beide sich aus dem Staube, so schnell sie nur konnten. Wie sie nun ein Ende gegangen waren, kamen sie zu dem Meer, und da gingen sie unter Segel; wie sie aber zu dem Schiff gelangten, habe ich nie so recht erfahren können.

Als der Riese eine gute Weile geschlafen hatte, fing er an sich zu strecken. „Ist das Essen noch nicht fertig?“ fragte er. „Eben erst angefangen!“ sagte der erste Blutstropfen auf der Bank. Darauf legte er sich wieder schlafen und schlief noch eine gute Zeit; endlich fing er wieder an sich zu strecken. „Ist jetzt das Essen fertig?“ fragte er, aber ohne aufzusehen, eben so wie er auch das erste Mal gethan hatte, denn er war noch halb im Schlaf. „Halb fertig!“ sagte der zweite Blutstropfen. Der Riese aber glaubte, es sei die Meisterjungfer, die das sagte, kehrte sich wieder um und legte sich auf's neue schlafen. Als er nun viele Stunden hinter einander geschlafen hatte, fing er endlich wieder an sich zu rühren und zu strecken. „Ist es denn jetzt fertig?“ fragte er. „Vollkommen fertig!“ sagte der dritte Blutstropfen.

Der Niese richtete sich nun auf und rieb sich die Augen; aber er konnte die Meisterjungfer nirgends erblicken, und darum rief er sie bei Namen. Er bekam aber keine Antwort. „O,“ dachte er: „sie ist wohl nur ein wenig hinausgegangen,“ und nahm einen Löffel und füllte damit aus dem Kessel, um das Essen zu probiren. Da fand er aber Nichts, als lauter Schuhsohlen und Lumpen und dergleichen Kram darin, und das war zusammengeflocht, so daß er nicht wußte, ob's Fisch, oder Fleisch war. Als er das gewahr ward, konnte er sich wohl denken, wie die Sache sich verhielt, und ward so arg, daß er nicht wußte, „auf welchem Wein er stehen wollte;“ er eilte sogleich dem Königssohn und der Meisterjungfer nach, und es dauerte nicht lange, so stand er beim Wasser, aber da konnte er nicht hinüber. „Ich weiß schon Rath,“ sagte er: „ich will bloß meinen Meersauger rufen.“ Wie nun der Meersauger ankam, legte der sich auf die Erde nieder und that dreimal einen guten Trunk, und da ward das Meer so viel kleiner, daß der Niese die Meisterjungfer und den Königssohn auf dem Schiff sehen konnte. „Jetzt mußt Du den Salzstein hinauswerfen,“ sagte die Meisterjungfer; und als der Königssohn das gethan hatte, entstand plötzlich quer durch das Meer ein so hoher Berg, daß der Niese nicht hinüber konnte, und der Meersauger konnte ihm nun auch nichts helfen. „Ich weiß schon Rath,“ sagte der Niese und holte sich seinen Bergbohrer, und damit bohrte er ein großes Loch durch den Berg, so daß der Meersauger wieder trinken konnte. Wie

die Meisterjungfer das gewahr ward, sagte sie zu dem Königssohn, jetzt solle er einen, oder zwei Tropfen aus der Flasche gießen; und als der Königssohn das gethan hatte, ward das Meer wieder ganz voll. Ehe nun der Meersauger noch wieder einen guten Trunk thun konnte, waren sie schon am Lande, und damit waren sie gerettet.

Nun wollte der Königssohn die Meisterjungfer nach seines Vaters Schloß bringen; aber er meinte, es schied sich nicht, daß sie zu Fuß gehe, und darum sagte er zu ihr: „Warte hier eine Weile; ich will nur nach Hause gehen und die sieben Pferde holen, die in meines Vaters Stall stehen; denn ich möchte nicht gern, daß meine Braut zu Fuß auf dem Schloß ankäme. Der Weg dahin ist nicht lang, und ich werde bald wieder hier sein.“ — „Ach nein, thu' das nicht!“ sagte sie: „denn kommst Du erst zu Deines Vaters Schloß, dann wirst Du mich bald vergessen.“ — „Wie sollte ich Dich wohl vergessen,“ sagte der Königssohn: „da wir so viel Ungemach zusammen erduldet und einander so lieb haben?“ und er wollte und mußte nach Hause und einen Wagen und die sieben Pferde holen, und sie sollte so lange dort am Ufer auf ihn warten; und weil er es nun durchaus nicht anders wollte, so mußte endlich die Meisterjungfer nachgeben. „Aber,“ sagte sie: „wenn Du auf das Schloß kommst, mußt Du Dir nicht einmal so viel Zeit lassen, daß Du Jemanden grüßest, sondern gradewegs in den Stall gehen und die Pferde vor den Wagen spannen, und dann davon jagen, so schnell Du nur kannst; denn sie werden wohl alle sehr

nuglerig sein und um Dich herum kommen; aber Du mußt thun, als ob Du sie gar nicht bemerktest, und dann darfst Du durchaus keinen Bissen von Dem, was man Dir anbietet, genießen; thust Du das, dann machst Du sowohl Dich, als mich unglücklich.“ Der Königssohn versprach ihr, sich genau nach Allem richten zu wollen, was sie ihm gesagt hatte, und versicherte ihr, daß sie durchaus nicht zu fürchten brauche, als ob er sie je vergessen könnte.

Als aber der Königssohn auf dem Schloßhof ankam, hielt grade einer von seinen Brüdern Hochzeit, und die Braut und alle Gäste waren schon da, und Alle kamen um ihn herum und fragten ihn nach Diesem und Jenem und nöthigten ihn mit sich ins Schloß; aber er that, als ob er sie gar nicht bemerkte, ging gradezu in den Stall, zog die Pferde heraus und wollte sie vor den Wagen spannen. Wie sie nun auf keine Art und Weise ihn bewegen konnten, mit ihnen ins Schloß zu gehen, brachten sie ihm zu essen und zu trinken heraus, all das Beste, was man zur Hochzeit angerichtet hatte aber der Königssohn wollte von Allem keinen Bissen anrühren, sondern berührte sich nur, die Pferde vor den Wagen zu spannen. Da rollte aber zuletzt die Schwester der Braut einen Apfel über den Schloßhof zu ihm hin: „Wenn Du denn durchaus Nichts genießen willst,“ sagte sie: „so kannst Du doch wenigstens in diesen Apfel beißen, denn Du wirst wohl hungrig und durstig sein von der langen Reise.“ Da hob der Königssohn den Apfel von der Erde

auf und biß hinein. Aber kaum hatte er das gethan, so vergaß er ganz und gar die Meisterjungfer, und daß er sie holen wollte. „Bin ich denn verrückt?“ sagte er: „Was will ich mit den Pferden und mit dem Wagen?“ und darauf zog er die Pferde wieder in den Stall und ging mit den Andern ins Schloß; und nun dauerte es nicht lange, so war es dahin gekommen, daß er die Schwester der Braut heirathen sollte, dieselbe, welche ihm den Apfel zugerollt hatte.

Die Meisterjungfer saß indeß am Ufer und wartete sieben lang und sieben breit, aber kein Königssohn ließ sich sehen. Endlich ging sie fort, und als sie ein Ende gegangen war, kam sie zu einer kleinen Hütte, welche ganz einsam in einem Walde, nicht weit von des Königs Schloß lag; da ging sie hinein und bat um Herberge. Drinnen aber saß ein altes Weib, dem die Hütte gehörte, das war aber ein arges und abscheuliches Trollmensch und wollte anfangs von der Meisterjungfer gar Nichts wissen; aber endlich und zuletzt gab sie ihr doch Herberge für Geld und gute Worte. Aber unsauber und schmutzig war es drinnen, wie in einem Schweinstall. Die Meisterjungfer sagte, sie wollte die Hütte ein wenig aufputzen, damit es doch aussehen würde wie bei andern honnetten Leuten; aber das litt die Alte nicht, sondern fing an zu schelten und zu toben und war ganz entseßlich böse. Aber die Meisterjungfer zog dessen ungeachtet ihren Schrein hervor und warf eine Handvoll Goldmehl in das Kaminfeuer. Da flackerte es hell auf, und ein rother Strahl zog durch

die ganze Hütte, so daß sie innen und außen vergoldet wurde. Als die Alte das sah, ward sie so arg, daß sie aus der Hant fahren wollte, und rannte zur Hütte hinaus, als ob der Teufel hinter ihr wäre; da vergaß sie aber, sich zu bücken, und zerbrach sich die Hirnschale an der Thürpfoste.

Den Morgen darauf kam der Schulze da vorbei; der war ganz verwundert über die goldne Hütte, die er im Walde glänzen sah; als er aber hineinging und drinnen die schöne Jungfrau erblickte, da verwunderte er sich noch mehr, und er ward augenblicklich so in sie verliebt, daß er um sie freite. „Ja, hast Du aber auch brav Geld?“ fragte die Meisterjungfer. Ja, Geld hätte er genug, sagte er, und er wolle sogleich hin und es holen. Am Abend kam er wieder und brachte einen ganzen Schöffelsack voll, den setzte er auf die Bank hin. Ja, weil er so viel Geld hatte, wollte die Meisterjungfer ihn haben, und darauf legten sie sich zusammen ins Bett. Kaum aber hatten sie sich niedergelegt, so wollte die Meisterjungfer wieder aufstehen; denn sie hätte noch vergessen, das Feuer im Kamin anzuschüren, sagte sie. „Ach behüte!“ sagte der Schulze: „solltest Du darum aufstehen? Das will ich wohl thun,“ und damit sprang er aus dem Bett und lief nach dem Kamin. „Sage mir's, wenn Du den Mischtraler angefaßt hast,“ sagte die Meisterjungfer. „Nun hab' ich ihn angefaßt,“ sagte der Schulze. „So gebe Gott, daß Du ihn festhältst, und er Dich, und Du da stehen magst die ganze Nacht und Dir Kohlen und Asche über den Kopf ralen bis an den hellen

Morgen!“ sagte die Meisterjungfer, und als sie das gesagt hatte, blieb der Schulze vor dem Kamin stehen und raste sich Kohlen und Asche über den Kopf die ganze Nacht hindurch, und wie sehr er auch weinen und bitten und rufen mochte, so verloschen darum doch nicht die Kohlen, und die Asche wurde nicht kälter. Erst am Morgen, als es Tag wurde, ließ ihn der Aschrafer los; aber nun blieb er keinen Augenblick länger in der Hütte, sondern machte sich fort, als ob der Teufel hinter ihm her wäre; und alle Leute, die ihm begegneten sahen ihn an und lachten; denn er legte los, als ob er toll wäre, und aussehn konnte er nicht schändlicher, wenn man ihn gegerbt und geschunden hätte.

Den Tag darauf kam der Amtschreiber da vorbei; der sah auch die Hütte im Walde glänzen, und als er hineinging, um zu sehen, Wer da wohnte, und die schöne Jungfrau erblickte, da ward er noch mehr in sie verliebt, als der Schulze, und freite stehenden Fußes um sie. Ja, sagte die Meisterjungfer wieder, sie wollte ihn wohl haben, wenn er brav Geld hätte. Ja, sagte der Schreiber, Geld hätte er genug, und er wolle sogleich hin und es holen. Am Abend kam er mit einem großen, schweren Sack an, — ich glaube gewiß, es waren zwei Scheffel drin — und den setzte er auf die Bank hin. Nun war denn weiter Nichts im Wege, und sie legten sich zu Bette. Aber kaum hatten sie sich niedergelegt, so hatte die Meisterjungfer vergessen, die Hausthür zuzumachen, und darum wollte sie wieder aufstehen. „Ach, behüte! solltest Du das

thun?" sagte der Schreiber: „Nein, bleib Du nur liegen! ich will wohl hingehen," und damit sprang er aus dem Bett, so leicht „wie eine Erbse auf Birkenrinde" und lief hinaus auf die Diele. „Sage mir's, wenn Du die Thür angefaßt hast," rief die Meisterjungfer. „Nun hab' ich sie angefaßt!" rief der Schreiber auf der Diele. „So gebe Gott, daß Du sie festhältst, und sie Dich, und Ihr hin- und herfahren mögt die ganze Nacht, bis daß es Tag wird!" sagte die Meisterjungfer; und nun mußte der Schreiber die ganze Nacht über mit der Thür vorwärts und rückwärts tanzen; aber einen solchen Walzer hatt' er noch nie gemacht, und es verlangte ihn auch nachher nicht, ihn wieder zu machen: bald war er vorn, und bald die Thür, und es ging von der Pfoste an die Mauer, und von der Mauer an die Pfoste, so daß der Schreiber sich beinahe zu Tode stieß. Erst fing er an zu fluchen, und dann zu weinen und zu bitten; aber um alles das bekümmerte sich die Thür gar nicht, sondern hielt fest, so lange, bis es Tag ward; dann erst ließ sie ihn los — und der Schreiber auf und davon, als ob's für Geld ginge; er vergaß sowohl seine Freierei, als den Goldsack, und war nur froh, daß die Thür nicht hinter ihm her getanzt kam. Alle Leute, die ihm begegneten, sahen ihn an und lachten; denn er flog davon, als ob er toll wäre, und dazu sah er aus, noch schlimmer, als hätten die Böcke ihn die Nacht unter gehabt.

Am dritten Tag kam der Amtmann da vorbei; der hatte kaum die goldne Hütte erblickt, so wollte er auch

hin und zusehen, Wer da wohnte; und als er nun drinnen die Meisterjungfer sah und sie kaum gegrüßt hatte, war er schon so verliebt in sie, daß er augenblicklich um sie freit'e. Die Meisterjungfer aber antwortete ihm eben so, wie den beiden Andern: wenn er brav Geld hätte, dann wollte sie ihn wohl haben. Ja, davon hätt' er nicht so wenig, sagte der Amtmann und ging sogleich nach Hause, um es zu holen. Als er am Abend wiederkam, brachte er einen noch größeren Sack mit, als der Schreiber, — es waren gewiß drei Scheffel drin — und den setzte er auf die Bank hin. Ja, nun war denn Nichts weiter im Wege, nun sollte er die Meisterjungfer haben. Kaum aber hatten sie sich zu Bett gelegt, so sagte die Meisterjungfer, sie hätte vergessen, das Kalb einzulassen, und wollte darum wieder aufstehen. Nein, den Kukuf! das sollte sie ja nicht, das wollte er schon thun, sagte der Amtmann, und der, so dick und fett er war, heraus aus dem Bett, so leichtfüßig, als wär' er ein junger Bursch gewesen. „Sage mir's, wenn Du das Kalb beim Schwanz hältst!“ sagte die Meisterjungfer. „Jetzt halt ich's!“ rief der Amtmann. „So gebe Gott, daß Du den Schwanz hältst, und er Dich, und Ihr in der Welt herumfahren mögt, bis daß es Tag wird!“ sagte die Meisterjungfer, und kaum hatte sie das gesagt, so legte das Kalb mit dem Amtmann los über Stock und Stein, über Berg und Thal, so daß die Heide wackelte, und je mehr der Amtmann fluchte und schrie, desto schneller rannte das Kalb mit ihm davon. Als es Tag wurde, war der Amtmann beinahe zu Matsch,

und nun erst ließ das Kalb ihn los; inmittlerweile hatte er aber seine Freierei ganz vergessen und seinen Geldsack dazu. Er ließ es nun zwar etwas sachter angehen, als der Schreiber und der Schulz, aber je schulpufiger er forttrach, desto mehr Zeit hatten die Leute, ihm nachzugucken und zu lachen.

Den Tag darnach sollte auf dem Schloß die Hochzeit der beiden Prinzen gefeiert werden, nämlich die des ältesten und die des jüngsten, der bei dem Riesen gewesen war, denn der sollte die Schwester von der Braut seines Bruders heirathen, und beide Brautpaare sollten in der Kirche zugleich getraut werden. Als sie aber in den Wagen stiegen und vom Schloßhof fahren wollten, da zerbrach das eine Wachtholz; sie nahmen nun ein andres, aber das zerbrach auch; darauf nahmen sie ein drittes, aber es half ihnen Alles nichts, denn was für Holz sie auch nehmen mochten, so hielt doch kein einziges. Wie sie nun ganz misemüthig da standen und nicht fortkonnten, sagte der Schulze — denn der war auch mit zur Hochzeit gebeten, mußt Du wissen —: „Dort im Walde wohnt eine Jungfrau, die hat einen Aschraker, womit sie das Feuer anschürt; wenn Ihr nur zu der schicken und sie bitten lassen wolltet, Euch diesen Aschraker zu leihen, so weiß ich gewiß, daß er nicht entzwei geht.“ Es wurde nun sogleich zu der Jungfrau geschickt, und sie ließen sie bitten, ihnen doch den Aschraker zu leihen, woron der Schulz gesprochen hätte. Die Jungfrau sagte auch nicht Nein, sondern gab dem Boten ihren Aschraker, und nun bekamen sie eine Wacht,

die nicht entzwei ging, kannst Du glauben. Als sie aber darauf vom Schloßhof fahren wollten, zerbrach plötzlich der Wagenboden; und wie oft sie auch einen neuen Boden machten, und was für Holz sie auch dazu nehmen mochten, so half doch Alles nichts, denn wenn sie aus dem Hof fahren wollten, ging er jedesmal wieder entzwei, und sie waren nun noch übler daran, als vorherhin mit dem Wachtolz. Endlich sagte der Amtschreiber — denn war der Schulze da, so kann man sich wohl denken, daß der Schreiber nicht fehlen durfte —: „Dort im Walde wohnt eine Jungfrau, wenn die Euch bloß ihre eine Halbtür leihen wollte, die von lauter Gold ist, so weiß ich gewiß, daß sie nicht entzwei geht.“ Sogleich wurde nun wieder zu der Jungfrau geschickt, und sie ließen sie bitten, ihnen doch die eine Halbtür zu leihen, wovon der Schreiber gesprochen hätte, und die bekamen sie denn auch. Nun war Alles gut, und sie wollten nach der Kirche fahren; aber da waren die Pferde nicht im Stande, den Wagen fortzuziehen; sechs Pferde hatten sie schon davor; dann spannten sie acht vor, dann zehn, dann zwölf; aber wie viel sie auch vorspannten, und wie sehr der Kutscher auch peitschen mochte, es half Alles nichts, der Wagen rührte sich nicht vom Fleck. Es war nun schon ziemlich spät geworden, und zur Kirche wollten und mußten sie, und wie sie nun keine Möglichkeit sahen, fortzukommen, waren sie alle lange daran, zu verzweifeln. Zuletzt aber sagte der Amtmann, dort im Walde wohne eine Jungfrau, die hätte ein Kalb, welches — ja, wenn sie bloß das Kalb geliehen

bekämen, sagte er, das würde den Wagen schon ziehen, und wenn er so schwer wäre wie ein Berg. Sie meinten nun zwar, es sähe nicht hübsch aus, mit einem Kalb zur Kirche zu fahren; aber es war einmal kein andrer Rath, sie mußten wieder zu der Jungfrau schicken und sie bitten lassen, ihnen doch das Kalb zu leihen, wovon der Amtmann gesprochen hätte. Die Meisterjungfer sagte auch diesmal nicht Nein, sondern gab dem Boten sogleich das Kalb. Da sie es nun vorgespannt hatten, saufte der Wagen davon über Stock und Stein, durch Busch und Busch, so daß sie kaum Athem holen konnten; bald waren sie auf der Erde, und bald waren sie in der Luft; und als sie zur Kirche kamen, flog der Wagen rund um die Kirche, so schnell wie ein Haspel, und es gelang ihnen nur mit genauer Noth, herunterzukommen. Auf dem Rückweg aber ging's noch schneller, und sie hatten fast alle die Besinnung verloren, als sie wieder auf dem Schloßhof anlangen.

Als sie sich zu Tische gesetzt hatten, sagte der Königssohn — der, welcher auf dem Riesenschloß gewesen war — es schide sich nicht anders, als daß sie auch die Jungfrau einladen, die ihnen den Aschrafer, die Halbtür und das Kalb geliehen; „denn hätten wir die drei Dinge nicht erhalten, so wären wir noch nicht von der Stelle gekommen,“ sagte er. Ja, das, dünkte dem König auch, wäre nicht mehr, als billig, und er schickte sogleich fünf von seinen Leuten zu der vergoldeten Hütte mit einem Gruß von ihm, und die Jungfrau möchte doch so gut sein,

und aufs Schloß kommen und da zu Mittag essen. Die Jungfrau aber antwortete: „Grüßt nur den König wieder von mir und sagt ihm, wenn er sich zu gut dünke, um selbst zu mir zu kommen, so dünke ich mich auch viel zu gut, um zu ihm zu kommen.“ Nun mußte der König sich denn selbst aufmachen, und da ging die Jungfrau auch sogleich mit. Der König aber konnte sich wohl denken, daß sie etwas Mehr war, als sie zu sein schien, und setzte sie darum bei Tafel oben an bei dem jüngsten Bräutigam. Als sie nun eine Weile gegessen hatten, nahm die Meisterjungfer den Hahn und das Huhn und den goldnen Apfel hervor, welche drei Dinge sie aus dem Riesenschloß mitgenommen hatte, und legte sie vor sich auf den Tisch hin; und sogleich fingen der Hahn und das Huhn an, sich um den goldnen Apfel zu schlagen. „Ei seht doch, wie die Beiden da um den goldnen Apfel kämpfen!“ sagte der Königssohn. „Ja, so hatten wir beide damals auch zu kämpfen, um aus dem Berg zu kommen,“ sagte die Meisterjungfer. Da erkannte der Königssohn sie wieder, und seine Freude war unbeschreiblich; die Trolldix aber, die ihm den goldnen Apfel zugerollt hatte, ließ er von vier und zwanzig Pferden in Stücke zerreißen, so daß kein Fegen an ihr ganz blieb; und nun begann erst die rechte Hochzeit; und der Schulz und der Schreiber und der Amtmann, so sehr sie sich auch die Flügel versengt hatten, waren auch mit dabei und hielten aus bis zuletzt.

Wohl gethan und schlecht gelohnt.

Es war einmal ein Mann, der fuhr mit einem Schlitten in den Wald und wollte sich Holz holen; da begegnete ihm der Bär. „Gieb mir Dein Pferd, oder sonst zerreiß ich alle Deine Schafe diesen Sommer,“ sagte der Bär.

„Ach, Gott steh mir bei!“ sagte der Mann: „ich habe kein Stück Brennholz mehr im Hause; laß mich bloß erst diesen Schlitten heimsfahren, denn sonst müssen wir alle todtfrieren; morgen will ich mit dem Pferd wiederkommen.“ Na, der Bär ließ ihn denn auch fahren; wenn er aber nicht wiederkäme, sagte er, dann sollt's kaputt gehen mit all seinen Schafen im Sommer.

Der Mann fuhr nun mit seinem Holz nach Hause; aber er war nicht sehr vergnügt über den Accord, wie man sich wohl denken kann. Unterweges begegnete ihm der Fuchs.

„Warum bist Du so betrübt?“ fragte der Fuchs ihn.

„Ach, mir ist der Bär im Wald begegnet,“ sagte der Mann: „und ich hab' ihm versprechen müssen, ihm morgen

um diese Zeit mein Pferd zu bringen; sonst wollte er alle meine Schafe diesen Sommer zerreißen, sagte er.“ —

„Nichts weiter, als das?“ sagte der Fuchs: „Wißt Du mir den fettesten Bock aus Deinem Stall geben, so will ich Dich von dem Bären befreien.“

Ja, das wollte der Mann gern und gab dem Fuchs sein Wort.

„Wenn Du nun morgen mit Deinem Pferd zu dem Bären kommst,“ sagte der Fuchs: „so werde ich dort oben auf dem Berg juchen, und wenn dann der Bär Dich fragt: „Was ist Das?“ dann sollst Du sagen: „Das ist Peter der Schütz, der beste Jäger im ganzen Land;“ und nachher wirst Du Dir schon selbst weiter helfen.“

Als nun am andern Tag der Mann mit seinem Pferd zu dem Bären in den Wald kam, hörte man es bald oben auf dem Berg juchen.

„Horch! Was ist Das?“ sagte der Bär.

„D, das ist Peter der Schütz, der beste Jäger im ganzen Land,“ sagte der Mann: „ich kenne ihn an der Stimme.“ —

„Hast Du keinen Bären hier gesehen, Grich?“ rief es durch den Wald.

„Sag' Nein,“ sagte der Bär.

„Nein, ich habe keinen Bären gesehen,“ sagte Grich.

„Was ist denn Das, was da neben Dir steht?“ rief es im Walde.

„Sag', es ist ein alter Kienstamm,“ flüsterte der Bär.

„D, es ist nur ein alter Kienstamm,“ sagte Grich.

„Solche Kienstämme pflegen wir bei uns auf den Schlitten zu werfen,“ rief es im Walde: „Kannst Du's nicht allein, so will ich kommen und Dir helfen.“ —

„Sag', Du kannst Dir schon selbst helfen, und wirf mich auf den Schlitten,“ sagte der Bär.

„Nein, danke! ich kann mir schon selbst helfen,“ sagte der Mann und warf den Bären auf den Schlitten.

„Solche Kienstämme pflegen wir nachher mit dem Strick festzubinden,“ rief es im Walde: „Soll ich Dir helfen?“ —

„Sag', Du kannst Dir schon selbst helfen, und binde mich fest,“ sagte der Bär.

„Nein, dankel ich kann mir schon selbst helfen,“ sagte der Mann und band den Bären fest mit all den Stricken, die er bei sich hatte, so daß er kein Glied rühren konnte.

„Und nachher, wenn wir sie festgebunden haben, pflegen wir in solche alte Kienstämme unsre Art zu hauen,“ rief's im Walde: „dann steuern wir besser über die großen Berge.“ —

„Thu', als ob Du Deine Art in mich hau'test,“ flüsterte der Bär.

Da nahm der Mann seine Art und zerspaltete damit dem Bären die Hirnschale, so daß er nicht mehr mußt'e. Darauf kam Meineke hervor, und sie wurden gute Freunde mit einander.

Als sie nicht mehr weit von dem Gehöft waren, sagte der Fuchs: „Ich habe keine Lust, Dir weiter zu folgen, denn ich kann Deine Hunde nicht gut vertragen;

ich will aber hier auf Dich warten, dann kannst Du mir den Bock herbringen; nimm aber einen, der brav fett ist."

Der Mann gab ihm sein Versprechen und dankte ihm für seine Hülfe; und als er sein Pferd in den Stall gezogen hatte, ging er hinüber zu dem Schafstall.

"Wo willst Du hin?" fragte seine Frau.

"O, ich will nur in den Schafstall und einen fetten Bock für den Fuchs holen, der mein Pferd gerettet hat," sagte der Mann: "denn ich hab' es ihm versprochen." —

"Der Henker sollte dem Schelm einen Bock geben!" sagte die Frau: "Unser Pferd haben wir ja und den Bären dazu, und der Fuchs hat uns gewiß schon mehr Gänse gestohlen, als der Bock werth ist, und hat er's noch nicht gethan, so kann er's wohl noch thun. Nein," sagte sie: "steck lieber ein Paar von Deinen bösesten Hunden in den Sack und schick ihm die auf den Pelz, dann werden wir den alten Schelm vielleicht dazu los."

Das schien dem Mann ein guter Rath, und er steckte zwei seiner bösesten Hunde in den Sack und damit ging er fort.

"Hast Du den Bock?" fragte der Fuchs.

"Ja, komm und nimm ihn!" sagte der Mann, machte seinen Sack auf und ließ die Hunde heraus.

"Hou!" sagte der Fuchs und nahm einen Satz: "es ist wohl wahr, was ein altes Sprichwort sagt: „Wohl gethan wird schlecht gelohnt,“" und schwang die Fersen, während die Hunde hinter ihm drein waren.

Treu und Untreu.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine hieß Treu, und der andere hieß Untreu. Treu war immer gut und aufrichtig gegen Jedermann, aber Untreu war böse und voller Lügen, so daß Niemand auf sein Wort bauen konnte. Die Mutter war Wittve und hatte nur kümmerlich zu leben; darum mußten die Söhne, als sie herangewachsen waren, in die Welt auswandern, um sich ihr Brod zu verdienen, und jedem von ihnen gab sie einen Schnappsfack mit Essen auf den Weg.

Als sie nun so lange fortgewandert waren, bis es Abend wurde, setzten sie sich auf einen vom Sturm umgeworfenen Baum im Walde nieder, und jeder nahm seinen Schnappsfack hervor. „Willst Du, wie ich,“ sagte Untreu: „so wollen wir erst aus Deinem Sack essen, so lange Was drin ist, nahez essen wir aus meinem.“ Ja, Treu war's zufrieden, that seinen Schnappsfack auf, und sie fingen an zu essen; aber all das Schönsie und Beste pstopfte Untreu in sich hinein, und Treu bekam nur die Schwar-

ten und die angebrannte Rinde. Am Morgen war Treu wieder der Wirth und am Mittag auch; da ward aber sein Schnappsfack ganz leer. Als sie nun so lange gegangen waren, bis es wieder Abend wurde, und der Hunger sich einstellte, wollte Treu mit aus seines Bruders Schnappsfack essen; aber Untreu sagte, das Essen wäre fein, und er hätte nicht Mehr, als er selbst gebrauche. „Ich hab' Dich aber doch aus meinem Schnappsfack essen lassen, so lange was drin war," sagte Treu. „Ja, warum bist ein solcher Narr gewesen und hast das gethan?" sagte Untreu: „Nun kannst Du Dir den Mund lecken, wenn Du nichts Andres hast" — „Untreu heißt Du, und untreu bist Du, und das bist Du all Dein Lebtag gewesen," sagte Treu. Als Untreu das hörte, gerieth er so in Wuth, daß er auf den Bruder zürante, und ihm die Augen aus dem Kopf stach. „Nun kannst Du sehen, welche Leute treu, und welche untreu sind, Du Blindesuh!" sagte er, und damit ging er fort.

Der arme Treu ging nun und tappte blind und allein im dicken Wald umher und wußte nicht, Was er anfangen sollte. Endlich kam er zu einem großen Lindenbaum und da kletterte er hinauf, um nur die Nacht über im Schutze vor den wilden Thieren zu sein. „Wenn morgen die Vögel singen, dann ist es Tag," dachte: er „und dann muß ich zusehen, daß ich weiter komme." Als er aber eine Weile da gefressen hatte, hörte er, daß Jemand unter den Baum kam und anfing zu kochen und zu braten; und es dauerte nicht lange, so kamen noch Mehr, und

als sie einander grüßten, hörte er, daß es der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase waren, die wollten den St. Johannisitag feiern.

Sie fingen nun an zu essen und zu trinken und thaten sich gütlich; und als sie damit fertig waren, setzten sie sich hin und schwagten mit einander. Darauf sagte der Fuchs: „Wir wollen einander Geschichten erzählen.“ Der Vorschlag gefiel, und der Bär begann zuerst, denn der war der Vornehmste. „Der König von England,“ sagte er: „hat schlechte Augen: er kann fast nicht einen Ellbogen weit vor sich sehen; aber wenn er des Morgens auf diese Linde fliege, während der Thau auf den Blättern sitzt, und sich damit die Augen bestriche, so würde er wieder eben so gut sehen lernen, als er's zuvor gekonnt hat.“ „Ja,“ sagte der Wolf: „der König von England hat auch eine taubstumme Tochter; aber wüßte er, Was ich weiß, so wäre ihr bald geholfen: Als sie nämlich voriges Jahr zum Abendmahl ging, spuckte sie das Altarbrod wieder aus, und da kam eine große Kröte und verschlang es. Wenn sie jetzt nur in der Kirche unter dem Fußboden nachgräben, so würden sie die Kröte finden; denn die sitzt unter dem Altar, und das Brod steckt ihr noch im Halse; und wenn sie dann die Kröte aufschneiden und das Brod der Prinzessin zu essen gäben, so würde sie wieder eben so gut hören und sprechen lernen, als andre Leute.“ — „Ja, ja,“ sagte der Fuchs: „wenn der König von England wüßte, Was ich weiß, dann hätte er nicht so schlechtes Wasser in seinem Schloßhof; denn unter dem großen

Stein mitten im Hof ist das klarste Brunnenvasser, das man sich nur wünschen kann, wenn er bloß so klar wäre und da nachgräbe.“ — „Ja,“ sagte der Hase: „der König von England hat den schönsten Obstgarten im ganzen Lande, aber er trägt ihm keinen Apfel, denn es liegt eine schwere goldene Kette dreimal rund um den Garten vergraben; wenn er aber die herausgräbe, so würde es der schönste Garten im ganzen Reich werden.“ — „Nun ist es schon spät in der Nacht, und wir thun am besten, wir gehn wieder nach Hause,“ sagte der Fuchs; und damit gingen Alle ihres Weges.

Als sie fort waren, schlief Treu, der oben in der Linde saß, sogleich ein; aber sowie am Morgen die Vögel zu singen begannen, erwachte er wieder, und nun nahm er von dem Thau, der auf den Blättern saß, und bestrich sich damit die Augen, und als er das gethan hatte, konnte er wieder eben so gut damit sehen, als zuvor, eh' Untreu sie ihm ausgestochen. Nun ging er gradedirekt auf's Schloß zu dem König von England und bat um Arbeit, und die bekam er denn auch. Eines Tages kam der König hinaus auf den Hof, und als er da eine Weile auf- und abgegangen war, wollte er Etwas zu trinken haben aus seinem Brunnen, denn es war sehr heiß den Tag; als sie aber das Wasser ausschöpften, war es ganz schlammig und trübe. Darüber ward der König ärgerlich und sprach: „Ich bin der Einzige in meinem Reich, der schlechtes Wasser in seinem Hof hat, und doch muß ich es weit unter Berg und Thal herleiten.“ — Treu aber

sprach zu ihm: „Wenn Du mir nur etliche Leute zu Hülfe geben wolltest, damit ich den großen Stein ausbrechen könnte, der mitten in Deinem Hof liegt, dann solltest Du schon reines und gutes Wasser bekommen, und das so viel Du nur wünschen magst.“ Dazu war der König sogleich bereit; und kaum hatten die Leute den Stein ausgebrochen und eine Weile gegraben, so sprang das Wasser in hellen Strahlen in die Höhe, und klareres Wasser fand man nicht in ganz England.

Einige Zeit darnach war der König eines Tages wieder auf dem Hof; da schoss plötzlich ein großer Habicht auf seine Hühner herab, und Alle klatschten in die Hände und riefen: „Da ist er! da ist er!“ Der König griff nach seiner Büchse und wollte dem Habicht schießen; aber er konnte nicht so weit sehen. Darüber war er sehr betrübt und sprach: „Wollte Gott, daß mir nur Jemand einen guten Rath für meine Augen geben könnte! Ich glaube, ich werde am Ende noch ganz blind.“ — „Ich will Dir wohl sagen, wie Dir zu helfen ist,“ sagte Treu, und erzählte ihm von dem wunderthätigen Thau auf der Linde, wodurch er selbst einmal sein Gesicht wieder erlangt hätte. Und der König begab sich noch denselben Abend nach dem Wald und schlief die Nacht über auf der Linde; und als er sich darauf am Morgen mit dem Thau, der auf den Blättern saß, die Augen bestrichen hatte, da konnte er wieder eben so gut sehen, als zuvor. Aber von der Zeit an hielt der König von Keinem mehr, als von Treu, und er mußte immer um ihn sein, wo er nur ging und stand.

Eines Tages gingen sie zusammen im Garten spazieren. „Ich weiß nicht, woher es kommt,“ sagte der König: „aber Keiner in meinem ganzen Lande hat so Viel auf seinen Garten verwendet, als ich, und doch kann ich keinen einzigen Baum so weit bringen, daß er auch nur einen Apfel trägt.“ Da sagte Treu zu dem König: „Willst Du mir Das geben, was dreimal rund um Deinen Garten liegt, und auch so viel Leute, um es auszugraben, dann sollen die Bäume in Deinem Garten bald Früchte genug tragen.“ Ja, das wollte der König gern. Treu bekam Leute zum Graben, so viel er nur wollte; und als sie eine Weile gegraben hatten, trafen sie auf die goldne Kette, die dreimal rund um den ganzen Garten ging; und als sie die herausgegraben hatten, fingen auch die Bäume im Garten an, Früchte zu tragen, und trugen bald so viel, daß die Zweige bis an die Erde herunterhingen. Treu war nun ein reicher Mann, weit reicher als der König selbst; aber dieser freute sich bloß, daß nun die Bäume in seinem Garten so schöne Früchte trugen.

Eines Tages gingen Treu und der König zusammen und schwatzten von Diesem und Jenem; da kam gerade die Prinzessin an ihnen vorüber, und der König wurde ganz betrübt, als er sie sah, und sprach: „Ist es nicht Jammer und Schade, daß eine so schöne Prinzessin, wie meine Tochter ist, des Gehörs und der Sprache beraubt sein muß?“ — „Dafür wäre wohl Rath,“ meinte Treu. Als der König das hörte, ward er so froh, daß er dem Burschen die

Prinzessin und das halbe Reich versprach, wenn er ihr bloß das Gehör und die Sprache wieder verschaffen könne. Treu aber nahm ein paar Leute mit sich in die Kirche und grub die Kröte heraus, die dort unter dem Altar saß, schnitt ihr den Rücken auf, nahm das Brod heraus und gab es der Königsstochter zu essen — und sowie sie das gegessen hatte, konnte sie wieder eben so gut hören und sprechen, wie andre Leute.

Nun war es so weit, daß Treu die Prinzessin heirathen sollte, und es wurde zur Hochzeit angerichtet; das sollte aber eine Hochzeit werden, wovon man sich im ganzen Lande zu erzählen hätte. Während sie nun Alle lustig waren und sangen und tanzten, kam ein armer Bettler vor die Thür und bat um ein Wenig zu essen; aber er hatte so lumpyge Kleider an und sah so entseßlich elend aus, daß Alle sich vor ihm kreuzten. Treu aber erkannte ihn sogleich und sah, daß es sein Bruder Untreu war. „Kennst Du mich nicht?“ fragte Treu ihn. „Ach, wo sollte ich wohl einen so großen Herrn gesehen haben, wie Ihr seid?“ sagte Untreu. „Gesehen hast Du mich allerdings,“ sagte Treu: „denn das war ich, dem Du vor einem Jahr die Augen ausstachst. Untreu heißt Du und untreu bist Du; das sagte ich Dir damals, und das sag' ich Dir auch noch jetzt; Du bist aber dessen ungeachtet mein Bruder, und darum sollst Du nicht hungrig von bannen gehen, sondern zu essen und zu trinken haben, und darnach kannst Du Dich zu der Linde begeben, auf der ich voriges Jahr in der Nacht saß — und erfährst Du dann Etwas, das

zu Deinem Heil dienen kann, so ist es gut für Dich.“ Untreu ließ die Worte nicht verloren sein. „Hat Treu, weil er eine Nacht auf der Linde saß, ein solches Glück davon getragen, daß er binnen einem Jahr König von halb England geworden ist, so — Wer weiß“ — dachte er und machte sich auf den Weg nach dem Walde und flog auf die Linde. Er hatte noch nicht lange da gesessen, so kamen die Thiere unter dem Baum zusammen, aßen und tranken und feierten den St. Johannisstag. Als sie nun genug gegessen und getrunken hatten, machte der Fuchs wieder den Vorschlag, daß sie einander Geschichten erzählen wollten, und da kannst Du Dir wohl denken, wie Untreu die Ohren spitzte. Aber der Bär war das Mal verdrießlich, brummte und sprach: „Es hat Jemand ausgeschwagt, Was wir uns voriges Jahr erzählten, und darum wollen wir jetzt schweigen von Dem, was wir wissen!“ und darauf sagten die Thiere einander gute Nacht und gingen ihres Weges; und Untreu war nicht klüger geworden, als zuvor, das macht, weil er Untreu hieß und weil er untreu war.

Peter und Paul und Esben Aschenbrödel.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, die hießen Peter und Paul und Esben Aschenbrödel; aber weiter als die drei Söhne hatte er auch Nichts in der Welt, ja, er war so arm, daß er nicht einmal einen Knopf an seinem Rock hatte, und darum sagte er oft und alle Tage zu den Burschen, sie sollten fort in die Welt und sich ihr Brod verdienen, denn zu Hause bei ihm müßten sie doch am Ende nur todt hungern. Nun sollst Du mal hören, wie zuletzt die Burschen auf den Trab kamen; das ging nämlich so zu:

Nicht weit davon, wo der Mann wohnte, lag ein Königschloß, und grade vor den Fenstern des Königs stand eine Eiche, die war so groß und so dick, daß sie alles Licht wegnahm, so daß die Sonne nicht ins Zimmer scheinen konnte. Darum hatte der König Demjenigen, der die Eiche umhauen könnte, viel Geld versprochen; aber dazu

taugte Keiner; denn sobald Einer nur einen Span von dem Stamm abhau'te, wuchs gleich wieder noch einmal so viel daran. Ferner wollte der König einen Brunnen gegraben haben, der sollte das ganze Jahr hindurch Wasser halten; denn alle Großen in seinem Reich hatten Brunnen, nur er hatte keinen, und das, dächte dem König, wäre doch Unrecht. Wer ihm nun einen solchen Brunnen graben konnte, der das ganze Jahr hindurch Wasser hielt, dem hatte er Geld und auch noch viele andre Dinge versprochen; aber Keiner konnt' es zu Stande bringen, denn das Schloß lag oben auf einem Berg, und kaum hatte man einige Foll tief in die Erde gegraben, so kam man auf den harten Felsboden. Da sich aber der König einmal in den Kopf gesetzt hatte, daß die Sache zu Stande gebracht werden sollte, so ließ er zuletzt weit und breit bekannt machen in seinem ganzen Land, daß Der, welcher die große Eiche vor dem Schloß umhauen, und einen Brunnen graben könnte, der das ganze Jahr hindurch Wasser hielt, die Prinzessin und das halbe Reich haben sollte. Nun kann man sich wohl denken, daß Viele kamen, um ihr Glück zu versuchen; aber was sie auch hauen und sägen und hacken und graben mochten, es half Alles nichts: die Eiche wurde bei jedem Hieb nur noch dicker, und der Felsboden wurde nicht weicher. Endlich wollten die drei Brüder auch fort und ihr Glück versuchen, und damit war der Vater wohlzufrieden; denn bekämen sie auch nicht die Prinzessin und das halbe Reich, dachte er, so könnten sie doch wohl bei irgend einem

braven Mann in Dienst kommen, und Mehr wünschte er nicht; und als darum die Brüder davon angingen, daß sie zu dem Königschloß wollten, sagte der Vater auch gleich Ja, und darauf machten Peter und Paul und Esben Aschenbrödel sich auf den Weg.

Als sie ein Ende gegangen waren, kamen sie an einem mit Tannen bewachsenen Berg vorbei, und oben da hau'te und hau'te es. „Das wundert mich, daß es da oben auf dem Berg so hau't, sagte Esben Aschenbrödel. „Du bist immer gleich bei der Hand mit Deinem Verwundern,“ sagten Peter und Paul: „ist das zu verwundern, daß ein Holzhauer da auf dem Berg hau't?“ — „Ja, ich möchte aber doch wissen, Was es ist,“ sagte Esben Aschenbrödel, und ging hinauf. „Wenn Du ein solcher Narr bist, so steh zu, dann wirst Du's erfahren!“ riefen die Brüder ihm nach; aber Esben bekümmerte sich nicht darum, sondern ging grade nach dem Ort hin, wo er es hauen hörte, und da sah er nun eine Art, welche ganz allein da stand und an einer Tanne hau'te. „Was stehst Du hier ganz allein und hau'st?“ fragte Esben Aschenbrödel. „Ach, nun hab' ich hier gestanden und gehau't manchen lieben Tag, und hab' nur auf Dich gewartet,“ sagte die Art. „Gut, nun bin ich hier,“ sagte Esben, schlug die Art von dem Hest herunter und steckte sie in seinen Schnappsack. Als er nun wieder zu seinen Brüdern kam, machten sie sich über ihn lustig und fragten: „Na, was war denn Das für Schönes, was Du da oben

sah'st?" — „O, es war bloß eine Art," sagte Esben.

Als sie nun ein Ende weiter gegangen waren, kamen sie wieder zu einem Berg, und oben da hörten sie es hacken und graben. „Das wundert mich," sagte Esben: „ich möchte doch wohl wissen, Was es ist, das da so hackt und gräbt." — „Du bist immer gleich bei der Hand mit Deinem Verwundern," sagten Peter und Paul: „hast Du denn nie die Vögel auf den Bäumen hacken und bicken hören?" — „Ja, aber ich hätte doch Lust, zu sehen, Was es ist," sagte Esben und bekümmerte sich nicht darum, daß die Andern ihn wieder auslachten, sondern ging gradezu auf den Berg. Dort oben sah er nun eine Steinhacke, die stand da ganz allein und hackte und grub. „Guten Tag!" sagte Esben Aschenbrödel: „Was stehst Du hier ganz allein und hackst und gräbst?" — „Ach, nun hab' ich hier gestanden und gehackt und gegraben manchen lieben Tag und habe nur auf Dich gewartet," sagte die Hacke. „Gut, nun bin ich hier," sagte Esben, schlug die Hacke vom Stiel herunter, steckte sie in seinen Schnappsack, und damit ging er wieder fort. „Das war wohl was Schönes, was Du da oben sah'st," sagten Peter und Paul zu ihm, als er sie wieder eingeholt hatte. „O, es war nur eine Steinhacke," sagte Esben Aschenbrödel.

Nun gingen sie ein gutes Ende weiter, bis sie endlich zu einem Bach kamen, und da nun alle Drei durstig waren von der Reise, legten sie sich nieder, um zu trinken. „Mich wundert nur dieser Bach," sagte Aschenbrödel: „ich

wachte doch wohl wissen, wo das Wasser herkommt.“ — „Mich wundert nur, daß Du nicht recht im Kopf bist!“ sagten Peter und Paul: „bist Du aber noch nicht verrückt, so wirst Du es wohl vor lauter Verwunderung bald werden. Hast Du denn noch nie gehört, daß das Wasser aus der Erde quillt?“ — „Ja aber ich hätte doch Lust, zu sehen, wo es herkommt,“ sagte Eeben Aschenbrödel, und damit ging er an dem Bach entlang und bekümmerte sich nicht darum, daß seine Brüder hinter ihm herliefen und ihn auslachten. Als er nun ein weites Ende gegangen war, wurde der Bach schmaler und immer schmaler, und endlich sah er da eine große Walnuss liegen, aus der sickerte das Wasser heraus. „Guten Tag,“ sagte Eeben: „Was liegst Du hier so allein und sickerst?“ — „Ach, nun hab’ ich hier gelegen und gesickert manchen lieben Tag und habe nur auf auf Dich gewartet,“ sagte die Walnuss. „Gut, nun bin ich hier,“ sagte Eeben, nahm einen Glausch Noos und stopfte es in das Loch, so daß das Wasser nicht heraus konnte, und dann steckte er die Walnuss in seinen Schnappsack und ging wieder zurück zu seinen Brüdern. „Nun hast Du wohl gesehen, wo das Wasser herkommt; das sah wohl hübsch aus, kann ich mir denken,“ sagten Peter und Paul. „O, es war bloß ein Loch, wo es herausfloß,“ sagte Eeben Aschenbrödel, und die Brüder lachten und machten sich aber ihn lustig; aber Eeben bekümmerte sich nicht darum, sondern sagte bloß: „Ich hatte nun einmal meine Lust daran, es zu sehen.“

Als sie nun noch etwas weiter gegangen waren, ka-

men sie zu dem Königschloß. Aber da nun so viele Leute gehört hatten, daß sie die Prinzessin und das halbe Reich gewinnen könnten, wenn sie es zu Stande brächten, die große Eiche umzuhauen und einen Brunnen im Schloßhof zu graben, der immer Wasser hielt, so waren schon so Viele gekommen, die ihr Glück versucht hatten, daß die Eiche noch einmal so groß und dick geworden war, als vorher; denn Du erinnerst Dich wohl noch, daß immer doppelt so Viel wieder anwuchs, als man mit der Art abhan'te. Darum hatte der König nun die Strafe ausgesetzt, daß wenn künftig Einer sein Glück versuchen wollte und die Eiche nicht umhauen könnte, ihm beide Ohren abgeschnitten werden sollten, und darnach sollte er auf eine Insel hinausgebracht werden, die mitten im Meer lag. Aber die beiden Brüder ließen sich dadurch nicht abschrecken, sie meinten, sie wollten die Eiche schon umhauen, und Peter, welcher der Älteste war, sollte zuerst den Versuch machen. Aber es ging ihm nicht besser, als all den Andern, die vor ihm ihr Glück versucht hatten; denn für jeden Span, den er abhieb, wuchs gleich noch einmal so Viel wieder daran. Da nahmen die Leute des Königs ihn bei den Schlafitten und brachten ihn hinaus auf die Insel, nachdem sie ihm vorher beide Ohren abgeschnitten hatten. Nun wollte sich Paul daran machen; aber dem gieng um Nichts besser. Als er zwei bis drei Hiebe gethan hatte, und die Leute sahen, daß die Eiche nur noch größer wurde, nahmen sie ihn ebenfalls beim Kragen und brachten ihn hinaus auf die Insel; ihm aber schnitten sie die Ohren noch dichter beim Kopf ab, weil

er der Bruder von dem Andern war. Nun wollte sich Eöben Aschenbrödel daran machen. „Möchtest Du gern aussehen, wie ein gemerktes Schaf, so wollen wir Dir lieber die Ohren gleich abschneiden, dann sparst Du die Mühe,“ sagte der König und war gewaltig böse auf ihn, von wegen seiner Brüder. „Ich hätte doch Lust, erst mein Glück zu versuchen,“ sagte Eöben, und das durften sie ihm denn nicht verwehren. Er nahm nun seine Art aus dem Schnappsaß, steckte sie wieder auf den Hefst und sprach dann: „Hau selber!“ und sogleich fing die Art an zu hauen, daß nur die Späne so flogen, und da dauerte es nicht lange, so war die Eiche herunter. Wie das gethan war, nahm Eöben seine Hacke hervor, steckte sie wieder an den Stiel, und sprach dann: „Grabe und hacke selber!“ und sogleich fing die Hacke an zu graben und zu hacken, daß Erde und Steine umherflogen, und da kann man sich denn wohl denken, daß der Brunnen tief genug werden mußte. Als Eöben ihn so tief und so groß hatte, wie er ihn haben wollte, nahm er seine Wallnuß und legte sie unten auf den Boden, dann zog er das Roos wieder aus dem Loch und sprach: „Hang’ nun an zu stekern!“ Da fing die Wallnuß an zu stickern, daß nur das Wasser so strömte, und da dauerte es nicht lange, so war der Brunnen bis an den Rand voll. So hatte nun Eöben Aschenbrödel die Eiche umgehauen, die vor den Fenstern des Königs schattete, und einen Brunnen im Schloßhof gegraben, der beständig Wasser hielt; und da

bekam er die Prinzessin und das halbe Reich, so wie der König es versprochen hatte. Gut war es, daß Peter und Paul ihre Ohren verloren hatten, denn sonst hätten sie es immer und alle Tage hören müssen, daß Esben Aschenbrödel sich doch nicht so schlecht geivundert hatte.

Die Mühle, die auf dem Meergrunde mahlt.

Es waren mal in uralter Zeit zwei Brüder, der eine war reich, und der andre war arm. Als nun das Weihnachtsfest herankam, hatte der arme keinen Bissen Fleisch, noch Brod im Hause, ging darum zu seinem Bruder und bat ihn um eine Kleinigkeit in Gottes Namen. Nun war es aber nicht das erste Mal, daß der reiche Bruder dem armen Etwas gegeben hatte, und er war daher eben nicht sonderlich froh, als er ihn kommen sah. „Willst Du thun, Was ich Dir sage,“ sprach er: „so sollst Du einen ganzen Schinken haben, so wie er im Rauch hangt.“ Ja, das wollte der Arme gern und bedankte sich. „Da hast Du ihn!“ sagte der Reiche, indem er ihm den Schinken zuwarf: „und geh nun zur Hölle!“ — „Hab' ich es versprochen, so muß ich es thun,“ sagte der Andre, nahm den Schinken und ging fort. Er wanderte wohl den ganzen Tag, und als es dunkel wurde, erblickte er vor sich einen hellen Lichtschimmer. „Hier muß es sein!“ dachte er. Etwas weiter hin im Walde aber stand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart und harte Holz.

„Guten Abend!“ sagte Der mit dem Rauchschinken. „Guten Abend! Wo willst Du hin?“ sagte der Mann. „O, ich wollte nur zur Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich recht gegangen bin,“ versetzte der Arme. „Ja, Du bist ganz recht,“ sagte der alte Mann: „denn das hier ist die Hölle,“ und weiter sagte er: „Wenn Du nun hineinkommst, dann werden sie Dir wohl alle Deinen Schinken ablaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle; aber Du sollst ihn für kein Geld verkaufen, sondern sollst dafür die alte Handmühle verlangen, die hinter der Thüre steht. Wenn Du dann wieder herauskommst, will ich Dir auch lehren, wie Du sie stellen mußt; denn die Mühle ist zu Etwas gut, mußt Du wissen.“ Der Mann mit dem Schinken dankte für guten Bescheid und klopfte beim Teufel an.

Als er hineintrat, geschah es, wie der Alte ihm gesagt hatte: alle Teufel, groß und klein, kamen um ihn herum, und der eine überbot immer den andern auf den Rauchschinken. „Es war freilich meine Absicht, ihn zum Weihnachts-Heiligen-Abend mit meinem Weib zu verschmausen;“ sagte der Mann: „aber weil Ihr alle so erpicht darauf seid, will ich ihn Euch wohl überlassen; aber ich verkaufe ihn für keinen andern Preis, als für die alte Handmühle, die da hinter der Thüre steht.“ Damit wollte aber der Teufel nicht gern heraus, und er dung und feilschte mit dem Mann; aber der blieb bei Dem, was er gesagt hatte, und da mußte ihm denn der Teufel endlich die Mühle überlassen. Als der Mann nun wieder aus

der Hölle herausgekommen war, fragte er den alten Holzhauer, wie er denn die Mühle stellen müsse, und als der es ihm gesagt hatte, bedankte er sich und machte sich wieder auf den Heimweg; aber wie sehr er auch ausholte, so kam er doch nicht eher, als nachts um zwölf Uhr zu Hause an.

„Aber wo in aller Welt bist Du denn eigentlich gewesen?“ sagte seine Frau, als er eintrat: „Ich hab' hier gefessen und gewartet von einer Stunde zur andern und habe nicht einmal zwei Holzsplitter kreuzweis über einander unter den Grützfessel zu legen, damit ich uns ein Weihnachtessen koche.“ — „D,“ sagte der Mann: „ich konnte nicht gut eher kommen, denn ich hatte ein Geschäft zu besorgen und mußte deshalb einen weiten Weg machen; aber nun sollst Du mal sehen, Was ich uns mitgebracht habel“ und damit stellte er die Mühle auf den Tisch hin und ließ sie mahlen, erst Lichter, dann ein Tischtuch, und darnach Essen und Bier und Alles, was zu einem guten Weihnachtsschmaus gehört; und so wie er es der Mühle befahl, so mahlte sie. Seine Frau stand da und kreuzte sich das eine Mal über das andre und wollte durchaus wissen, wo der Mann die Mühle herbekommen hätte; aber damit wollte er nicht heraus: „Es kann ganz einerlei sein, woher ich sie habe, Frau,“ sagte er: „Du siehst, daß die Mühle gut ist, und daß das Mahlwasser nicht all wird, und das ist Genug,“ und er mahlte Essen und Trinken und Alles, was gut schmeckt, für das ganze Weihnachtsest, und am dritten Tag bat er seine Freunde zu sich,

denn er wollte ihnen einen Gastischmaus geben. Als der reiche Bruder sah, Was da alles zum Schmaus bereit stand, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, weil er seinem Bruder durchaus Nichts gönnte. „Am Weihnachts-Abend,“ sagte er zu den Andern: „war er noch so bettelarm, daß er zu mir kam und mich um eine Kleinigkeit in Gottes Namen bat, und nun auf einmal läßt er's drauf gehen, als wenn er Graf, oder König geworden wäre. — Wo zum ewigen Satan! hast Du all den Reichthum herbekommen?“ fragte er den Bruder. „Hinter der Thür,“ sagte der, denn er hatte keine Lust, ihm zu berichten; aber gegen Abend, als er ein wenig in den Krüsel bekommen hatte, konnte er sich nicht länger halten, sondern kam mit der Mühle zum Vorschein. „Da siehst Du die Gans, die mir all den Reichthum gebracht hat,“ sagte er und ließ die Mühle bald Dies, bald Jones mahlen. Als der Bruder das sah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen; aber der Andre wollte sich anfangs gar nicht dazu verstehen; endlich aber, wie der Bruder so sehr darum anhielt, sollte er sie denn für dreihundert Thaler haben; aber bis zum Heumonat, das bedung er sich aus, wollte er sie noch behalten; „denn,“ dachte er: „hab' ich sie noch so lange, kann ich mir Essen damit mahlen für manches liebe Jahr.“ In dieser Zeit nun wurde die Mühle, wie man sich wohl denken kann, nicht rostig, und als der Heumonat herankam, erhielt der Bruder sie; aber der Andre hatte sich wohl gehütet, ihm zu sagen, wie er sie stellen mußte. Es war am Abend,

als der Reiche die Mühle nach Hause brachte, und am Morgen sagte er zu seiner Frau, sie sollte mit den Schnittern ins Feld gehen und das Heu hinter ihnen lehren, er wolle derweile das Mittagessen bereiten. Als es nun so gegen Mittag war, stellte er die Mühle auf den Küchentisch hin. „Mahl Hering und Milchsuppe, daß es Art hat!“ sprach er. Da fing die Mühle an zu mahlen Hering und Milchsuppe, erst alle Schüsseln und Grapen voll, und nachher so viel, daß die ganze Küche davon schwamm. Der Mann stellte und dreh'te die Mühle; aber wie er sie auch handthieren mochte, so hielt die Mühle nicht auf, zu mahlen, und zuletzt stand die Milchsuppe schon so hoch, daß der Mann nahe daran war, zu ertrinken. Nun riß er die Stubenthür auf; aber es dauerte nicht lange, so hatte die Mühle auch die Stube vollgemahlt, und nur mit genauer Noth konnte der Mann noch die Thürklinke in der Fluth von lauter Milchsuppe erfassen. Wie er nun die Thür aufgemacht hatte, stürzte er hinaus ins Freie, und Hering und Milchsuppe immer hinter ihn drehn, so daß der ganze Hof und das Feld davon strömte.

Indessen dächte es der Frau, die das Heu auf dem Felde lehrte, es daure ziemlich lange, eh' der Mann käme und sie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hause gehen,“ sagte sie zu den Schnittern: „denn ich kann es mir wohl denken, er kann mit der Milchsuppe nicht allein fertig werden, und ich muß ihm nur helfen.“ Sie machten sich also auf und gingen nach Hause. Wie sie aber hinter den Berg kamen, schwamm ihnen Hering

und Milchsuppe und Brod entgegen, alles durch einander, und der Mann lief immer voran. „Gott gebe, daß Jeder von Euch hundert Bäume hätte, um in sich zu schlingen!“ rief er: „Nehmt Euch aber in Acht, daß Ihr nicht in meinem Mittagessen ersauft!“ und damit fuhr er ihnen vorbei, als wär' der Teufel hinter ihm her, und hinüber zu seinem Bruder; den bat er nun um Gottes willen, er möchte doch sogleich die Mühle wiedernehmen; „denn mahlt sie noch eine Stunde dazu,“ sprach er: „so vergeht das ganze Dorf in lauter Hering und Milchsuppe.“ Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wiedernehmen, wenn der Andre ihm nicht noch dreihundert Thaler dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein anderer Rath war, so mußte der Reiche mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme sowohl Geld, als die Mühle, und da dauerte es denn nicht lange, so hatte er sich ein Haus gebau't, noch weit prächtiger, als das, worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen, daß er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag so nahe am Strande, daß man den Glanz davon schon von weitem auf dem Meer sah. Alle, die da vorbeisegelten, hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldnen Hause zu besuchen und die wunderbare Mühle zu sehen; denn es ging davon ein Gerede weit und breit.

Einmal kam auch ein Schiffer dort vorbei, der wollte ebenfalls die Mühle sehen, und als er sie gesehen hatte, fragte er, ob sie auch wohl Salz mahlen könne. „Ja,

Salz kann sie auch mahlen," sagte der Mann; und nun wollte der Schiffer sie ihm durchaus abkaufen, sie möchte kosten, Was sie wolle; „denn habe ich die," dachte er: „dann brauch' ich nicht immer so weit über's wilde Meer zu segeln, um Salz zu holen; sondern kann mir einen guten Tag pflegen." Anfangs aber wollte der Mann sie durchaus nicht los schlagen; aber der Schiffer bat ihn so lange und so flehend, bis er sie ihm endlich für viele tausend Thaler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend; denn er dachte, dem Mann könne der Handel nachher wieder leid werden; er ließ sich auch nicht einmal so viel Zeit, daß er ihn fragte, wie er die Mühle stellen müßte, sondern ging schnell auf sein Schiff und flich von Land. Als er ein Ende hinausgekommen war in die große See, nahm er seine Mühle hervor. „Mahl Salz, daß es Art hat!" rief er. Da fing die Mühle an und mahlte Salz, daß es knisterte und sprüh'te. Als der Schiffer sein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle stopfen, aber wie er's auch anfang und sie stellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt versank das ganze Schiff ins Meer. Da steht nun die Mühle auf dem Meergrunde und mahlt noch den heutigen Tag, und daher kommt es, daß das Meerwasser salzig ist.

Die Prinzessin auf dem gläsernen Berg.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Heuwiese, die lag auf einem Berg, und auf der Wiese stand ein Schoppen, worin er das Futter aufbewahrte. In den letzten Jahren aber war der Schoppen immer ziemlich leer gewesen; denn allemal in der St. Johannisnacht, wenn das Gras am schönsten und üppigsten stand, wurde die Wiese ganz kahl, als ob eine Viehherde da gegangen und das Gras abgefressen hätte. Es geschah es das eine Jahr, und so geschah es das andre. Das verdroß endlich den Mann, und er sagte zu seinen Söhnen — er hatte drei, und der dritte hieß Aschenbrödel, mußt Du wissen — es solle einer von ihnen in der St. Johannisnacht im Heuschoppen liegen und Acht geben, wie das Ding zusammenhinge; denn es könne nicht angehen, daß jedes Jahr das Gras mit Stumpf und Stiel abgefressen würde, sagte er. Nun machte zuerst der älteste Sohn sich auf; er wollte schon aufpassen, sagte er, und es sollten ihm weder Menschen,

noch Vieh, noch der Teufel selbst das Gras von der Wiese stehlen. Darauf ging er hin und legte sich in dem Heuschoppen schlafen. Wie es aber auf die Nacht kam, entstand plötzlich ein solches Getöse und ein Erdbeben, daß Dach und Wände krachten. Dem Burschen ward angst und bange, und er sprang auf und lief davon, ohne sich umzusehen, und die Wiese wurde in dieser Nacht wieder eben so kahl, als in den beiden letzten Jahren.

Den nächsten St. Johannis-Abend, sagte der Mann wieder, es könne nicht angehen, daß sie jedes Jahr ihr Heu auf der Wiese einbüßen sollten, es müsse einer von den Söhnen die Nacht über im Schoppen schlafen und gut auspassen. Da machte sich denn der zweite Sohn auf; aber es ging ihm nicht besser, als seinem Bruder; denn in der Nacht entstand wieder ein Getöse und ein Erdbeben, noch weit furchtbarer, als in der vorigen Johannis-Nacht. Dem Burschen ward angst und bange, und er sprang auf und schwang die Fersen, als ob's für Geld ginge.

Das Jahr darauf kam die Reihe an Aschenbrödel. Als er sich aber anschickte, nach der Wiese zu gehen, - lachten die andern Weiden an zu lachen und machten sich über ihn lustig. „Ja, Du bist eben der Rechte, um das Heu zu hüten,“ sagten sie: „Du, der Du nichts Anders gelernt hast, als in der Asche zu sitzen und Dich zu braten.“ Aber Aschenbrödel bekümmerte sich nicht um ihr Geschwätz, sondern als es Abend wurde, ging er geradezu nach der Wiese. Als er eine Weile im Schoppen gelegen hatte, fing es an zu donnern und zu kra-

chen. „O, wenn's nicht schlimmer wird, so kann ich's aushalten,“ dachte Aschenbrödel. Als er noch eine Weile gelegen hatte, entstand ein Krachen und ein Erdbeben, daß die Heuhalmc umherstoben. „O, wenn's nicht schlimmer wird, so halt ich's aus,“ dachte Aschenbrödel. Bald darauf kam ein drittes Krachen und Erdbeben, so daß der Bursch glaubte, Dach und Wände würden zusammenstürzen; als das aber vorbei war, wurde es mäschenstill. „Ob's wohl wiederkommt?“ dachte Aschenbrödel; aber es kam nicht wieder. Nach einer Weile däuchte es dem Burschen, als ob draußen vor dem Schoppen ein Pferd stände und gras'te. Er schlich sich daher an die Thür und gukte durch die Ritze, und da sah er denn ein Pferd stehen, welches das Gras abbiss; aber ein so großes und stattliches Pferd hatte Aschenbrödel noch nie gesehen, und auf dem Rücken trug es Sattel und Gebiß und eine vollständige Rüstung für einen Ritter. Alles aber war von Kupfer, und so blank, daß es glitzerte. „Haha! bist Du es, der uns immer das Gras abfrisst?“ dachte der Bursch: „aber das will ich Dir schon verbieten.“ Er nahm darauf schnell sein Feuerstahl aus der Tasche und warf es über das Pferd; da konnte es sich nicht vom Fleck rühren, sondern war so zahm, daß der Bursch mit ihm machen konnte, Was er wollte. Er setzte sich nun darauf und ritt damit nach einem Ort hin, den Niemand kannte, als er allein, und da brachte er es in Verwahrzam. Als er wieder nach Hause kam, singen seine Brüder an zu lachen und fragten ihn, wie es denn gegangen sei. „Du bleibst wohl

nicht lange in dem Schoppen liegen," sagten sie: „wenn Du sonst überhaupt nach der Wiese gekommen bist.“ — „Ich habe so lange in dem Schoppen gelegen, bis die Sonne aufging," sagte der Bursch: „aber ich habe Nichts gehört, noch gesehen. Gott mag wissen, Was es ist, das Euch so in Furcht gejagt hat.“ — „Ja, wir werden bald sehen, wie Du die Wiese gehütet hast," versetzten die Brüder. Als sie aber hinkamen, stand das Gras da eben so hoch und so dicht, als den Tag zuvor.

Den nächsten Johannis war es wieder das alte Lied. Keiner von den beiden Brüdern wollte nach dem Schoppen gehen und die Wiese hüten, aber Aschenbrödel, der wollte. Nun ging es wieder eben so, wie in der vorigen Johannis-Nacht: zuerst kam wieder ein furchtbares Getöse und ein Erdbeben, dann noch einmal, und endlich zum dritten Mal; aber alle drei Erdbeben waren diesmal weit stärker, als das vorige Jahr. Darauf ward es plötzlich ganz still, und der Bursch hörte Etwas draußen vor dem Schoppen knupfern; er schlich sich nun wieder ganz leise nach der Thür und guckte durch die Ritze. Ja, richtig! da stand wieder ein Pferd dicht an der Mauer und fraß das Gras ab; aber das war noch weit größer und stattlicher, als das vorige, und auf dem Rücken lagen Sattel und Gebiß und eine vollständige Rüstung für einen Ritter — Alles von blankem Silber, und so prächtig, wie man's nur sehen kann. „Haha! bist Du es, der uns in dieser Nacht das Gras abstreifen wollte?" dachte der Bursch: „aber das will ich Dir verbieten," und damit nahm er schnell sein Feuerstahl

aus der Tasche und warf es dem Pferd über die Mähne, und nun stand es da, so fromm und so zahm, wie ein Lamm. Da setzte der Bursch sich drauf und ritt damit nach demselben Ort hin, wo er das andre Pferd stehen hatte, und dann ging er wieder nach Hause. „Heute sieht es wohl schön aus auf der Heuwiese,“ sagten die Brüder. „O ja,“ ganz gut,“ versetzte Aschenbrödel. Sie wollten nun hin und zusehen, und als sie hinkamen, stand das Gras da so hoch und so schön, daß es nur eine Lust war; aber die Brüder wurden darum nicht freundlicher gegen Aschenbrödel.

Als die dritte Johannis-Nacht herankam, wollte wieder Keiner von den beiden ältesten Brüdern in dem Heuschoppen liegen und die Wiese hüten; denn sie waren noch so eingeschüchtert von der ersten Nacht her, die sie da gelegen hatten, daß sie's gar nicht wieder vergessen konnten. Da mußte sich denn Aschenbrödel wieder aufmachen; und nun ging es wieder eben so, wie die beiden vorigen Male: es kamen wieder drei Erdbeben, das eine noch immer stärker, als das andre, und bei dem letzten tanzte der Bursch von der einen Schoppenwand zur andern; aber darauf wurde es mäusestills. Als der Bursch nun noch eine Weile gelegen hatte, hörte er wieder draußen vor dem Schoppen Etwas knupfern. Er schlich sich nun leise nach der Thür und guckte durch die Ritze — da stand denn wieder ein Pferd da, noch weit größer und stattlicher, als die beiden andern, die er schon gefangen hatte. „Saha! bist Du es, der mir diese Nacht das Gras abfressen wollte?“

dachte der Bursch: „aber das will ich Dir schon verbieten;“ und damit nahm er sein Feuerstahl und warf es über das Pferd, und da stand es auf dem Fleck so fest, als wär' es drangenagelt, und der Bursch konnte mit ihm machen, Was er wollte; er ritt es nun nach demselben Ort hin, wo er schon die beiden andern Pferde stehen hatte, und ging dann nach Hause. Die beiden Brüder machten sich wieder über ihn lustig, eben so wie die beiden vorlgen Male. Diese Nacht, sagten sie, hätte er die Wiese wohl gut gehütet, denn er sähe ja aus, als ob er noch im Schlaf ginge, und Was Dergleichen Mehr war. Aber Aschenbrödel that, als ob er nicht darauf achte, sondern sagte bloß, sie möchten nur hingehen und zusehen; das thaten sie denn auch; aber das Gras stand da eben so schön und üppig, als den Tag zuvor.

Um diese Zeit geschah es, daß der König des Landes, in welchem Aschenbrödel's Vater wohnte, ein Aufgebot in seinem ganzen Reich ergehen ließ. Der König hatte nämlich eine Tochter von wunderlieblicher Schönheit, und die wollte er verheirathen. Die Tochter aber saß mit drei goldnen Äpfeln in ihrem Schoß oben auf einem hohen gläsernen Berg, der war so glatt wie Eis und so blank wie ein Spiegel. Wer nun auf den Berg reiten und ihr die drei Äpfel aus dem Schoß nehmen könnte, der sollte die Prinzessin und das halbe Reich haben; das hatte der König in allen Kirchdörfern in seinem ganzen Reich und noch in vielen andern Königreichen bekannt machen lassen. Weil nun die Prinzessin so außerordentlich schön war, daß

Jeder, der sie nur ansah, sozgleich in sie verliebt ward, er mochte wollen, oder nicht, so hatten alle Prinzen und Ritter große Lust, sie und das halbe Königreich zu gewinnen, und kamen daher von allen Enden der Welt geritten, so stattlich, daß man den Glanz schon von weitem sah; und ihre Pferde gingen einher, als ob sie unter ihnen tanzten — kurz, es war Niemand, der nicht daran dachte, die Prinzessin und das halbe Reich zu gewinnen.

Als nun der Tag gekommen war, den der König zu dem Ritt bestimmt hatte, waren so viele Prinzen und Ritter um den gläsernen Berg versammelt, daß es von ihnen wimmelte; und Jeder, der nur kriechen konnte, wollte hin und sehen, Wer die Königstochter gewönne, und die beiden Brüder von Aschenbrödel wollten auch hin, aber Aschenbrödel wollten sie nicht mit haben, denn hätten sie einen solchen Wechselbalg bei sich, so schwarz und abscheulich wie er, der immer da liege und in der Asche wühle, sagten sie, dann würden die Leute sich nur über sie-lustig machen. Aschenbrödel aber sagte, es wär' ihm ganz einerlei, er bliebe auch eben so gern zu Hause. Als nun die beiden Brüder zu dem gläsernen Berg kamen, versuchten schon alle Ritter und Prinzen den Ritt, und sie ritten, daß die Pferde unter ihnen schäumten; aber es half ihnen Alles nichts; denn sowie nur das Pferd den Fuß an den Berg setzte, glitt es immer wieder aus, und es war kein Einziger da, der nur ein paar Ellen lang an dem Berg hinauf gekommen wäre, und das war eben nicht zu verwundern, denn der Berg war so glatt wie ein Spiegel,

und so steil wie eine Wand. Alle aber wollten gern die Königstochter und das halbe Reich gewinnen, und sie ritten und sie glitten, aber Alles umsonst. Zuletzt waren alle Pferde schon so ausgemattet, daß sie nicht mehr vom Fleck konnten, und über und über waren sie mit Schweiß bedeckt, und der Schaum stand ihnen vor dem Mund. Da mußten sich denn die Prinzen und Ritter endlich geben. Der König wollte nun schon bekannt machen lassen, daß das Wettreiten den nächsten Tag wieder anfangen sollte, ob's dann vielleicht Einem gelingen möchte; aber in demselben Augenblick kam ein Ritter in einer kupfernen Rüstung daher, die war so blank, daß man sich darin spiegeln konnte, und das Pferd, das er ritt, war so groß und so stattlich, wie noch Keiner ein solches Pferd je gesehen hatte. Die andern Prinzen und Ritter aber riefen ihm zu, er könne sich gern die Mühe sparen, den Ritt zu versuchen, denn es würde ihm doch nichts helfen. Jener konnte aber auf dem Ohr nicht hören, sondern ritt grade auf den gläsernen Berg zu und hinan und hinauf, als wär' es gar Nichts gewesen. Als er aber um das erste Drittheil hinaufgekommen war, lenkte er mit dem Pferd um und ritt wieder zurück. Einen so schönen Ritter hatte die Prinzessin noch nie zuvor gesehen, und sie dachte bei sich selbst: „Ach Gott, wenn er doch nur heraufkäme!“ Als sie aber sah, daß er mit dem Pferd wieder unlenkte, warf sie ihm einen von den goldnen Äpfeln nach, und der rollte hinab in seinen Schuß. Sobald der fremde Ritter wieder unten war, gab er seinem Pferd die Spornen und

jagte davon, und Niemand wußte, wo er gestoben oder geflogen war. Am Abend sollten alle Prinzen und Ritter vor dem König erscheinen, damit Der, welcher an dem gläsernen Berg hinausgeritten sei, den goldnen Apfel aufzeigen könne, den die Königstochter ihm zugeworfen hatte. Aber da war Keiner, der Etwas aufzeigen konnte; der Eine kam nach dem Andern, aber den goldnen Apfel hatte Niemand.

Als nun die Brüder Aschenbrödel's wieder nach Hause kamen, erzählten sie ein Langes und Breites von dem Ritt auf den gläsernen Berg: wie zuerst Keiner auch nur einen Schritt lang an dem Berg hätte hinaufkommen können, und wie nachher Einer gekommen wäre in einer kupfernen Rüstung, so blank, daß man sich darin spiegeln konnte, „und das war ein Vursch,“ sagten sie: „der konnte reiten; er ritt wohl über den dritten Theil an dem gläsernen Berg hinauf, und er hätte auch wohl ganz hinaufreiten können, wenn er bloß gewollt hätte; aber da kehrte er wieder um, denn er mochte wohl denken, es sei Genug für das Mal.“ — „O, den hät' ich auch wohl sehen mögen!“ sagte Aschenbrödel — er saß auf dem Herd und wühlte in der Asche, wie er gewöhnlich zu thun pflegte. „Ja, Du!“ sagten die Brüder: „Du siehst auch darnach aus, daß Du Dich vor so hohen Herrschaften kammil sehen lassen, Du abscheuliches Vieß, so wie Du da sitzt!“

Den andern Tag wollten die Brüder wieder nach dem gläsernen Berg, und Aschenbrödel bat sie auch das Mal, sie möchten ihn doch mitnehmen, damit er auch zusehen

könne; aber nein, das ging nicht an, dazu wär' er viel zu häßlich, sagten sie. „Ei nun, so bleib' ich auch eben so gern zu Hause,“ sagte Aschenbrödel. Als die Brüder zu dem Berg kamen, begannen eben die Ritter und Prinzen wieder ihr Wettreiten, und das Mal hatten sie ihre Pferde gehörig beschlagen lassen, kannst Du glauben; aber es half ihnen doch Alles nichts, sie ritten und sie glitten eben so, wie den vorigen Tag, und Keiner kam auch nur eine Elle lang an dem Berg hinauf; und als sie ihre Pferde so lange abgequält hatten, daß sie nicht mehr von der Stelle konnten, mußten sie alle wieder aufhalten. Nun wollte der König schon bekannt machen lassen, daß das Wettreiten den nächsten Tag zum letzten Mal vor sich gehen sollte, ob's dann vielleicht noch Einem gelänge; da fiel ihm aber der Ritter mit der kupfernen Rüstung ein, und er beschloß, noch ein wenig zu warten, ob er sich etwa noch einfänden möchte. Aber der Ritter mit der kupfernen Rüstung fand sich nicht ein; dagegen aber kam nach einer Weile ein anderer Ritter daher gesprengt, der trug eine silberne Rüstung, die blitzte schon von weitem, und das Ross, welches er ritt, war noch weit größer und stattlicher, als das des kupfernen Mitters von gestern. Die Ritter und Prinzen riefen ihm zwar zu, er könne sich gern die Mühe sparen, den Mitt zu versuchen, denn es würde ihm doch nichts helfen; aber er achtete nicht darauf, sondern ritt grade auf den gläsernen Berg zu und hinan und hinauf, noch viel weiter, als der in der kupfernen Rüstung. Als er aber um zwei Drittheile hinaufgekommen war, lenkte er mit sei-

nem Pferd um und ritt wieder zurück. Den Ritter mochte nun die Prinzessin noch lieber leiden, als den von gestern, und sie wünschte, daß er doch nur ganz hinaufkommen möchte. Als sie aber sah, daß er wieder umkehrte, warf sie ihm den andern Apfel nach, und der rollte hinunter in seinen Schuh. Der Ritter aber jagte schnell davon, und Niemand wußte, wo er geblieben war.

Am Abend sollten wieder Alle vor dem König und der Prinzessin erscheinen, damit Der, welcher den goldnen Apfel hätte, ihn aufweisen könne; aber den goldnen Apfel hatte Niemand.

Die Brüder erzählten zu Hause wieder, wie sich Alles zugetragen hatte. „Alle Prinzen und Ritter, die da versammelt waren,“ sagten sie: „konnten Nichts ausrichten; zuletzt aber kam Einer mit einer silbernen Rüstung — Wetter nicht mal! der konnte reiten! Er kam wohl über zwei Dritttheile an dem Berg hinauf, und da kehrte er wieder um. Aber das war ein Bursch! und die Prinzessin warf ihm den zweiten Apfel nach.“ — „Ach, den hätt' ich auch wohl sehen mögen!“ sagte Aschenbrödel. „Ja, er war ein wenig blanker, als die Asche, worin Du wühlst, Du schwarzes Vieß!“ sagten die Brüder.

Am dritten Tag ging es wieder ungefähr eben so: Aschenbrödel wollte wieder mit und zusehen; aber die Brüder wollten ihn durchaus nicht mitnehmen. Als sie zu dem gläsernen Berg kamen, konnte wieder Niemand auch nur eine Elle lang hinaufkommen. Alle warteten nun auf den Ritter mit der silbernen Rü-

stung; aber der war weder zu sehen, noch zu hören. Endlich kam ein Ritter in einer goldenen Rüstung dahersprengt, die strahlte, daß man den Glanz schon weit in der Ferne sehen konnte, und das Pferd, das er ritt, war so groß und so stattlich, daß Keiner noch dergleichen je gesehen hatte. Die Prinzen und Ritter konnten vor lauter Verwunderung ihm nicht einmal zurufen, daß er sich die Mühe sparen solle, den Ritt zu versuchen, und ehe sie sich's versahen, war er schon bei dem gläsernen Berg und sprengte hinauf, als wär' es gar Nichts gewesen, so daß die Prinzessin nicht einmal Zeit bekam, zu wünschen, er möchte doch ganz hinaufkommen. Oben nahm er ihr den dritten goldnen Apfel aus dem Schoß, lenkte dann mit seinem Pferd wieder um — und fort war er, als wär' er verschwunden.

Als am Abend die Brüder nach Hause kamen, erzählten sie wieder ein Langes und Breites von dem Wettreiten an dem Tage, und zuletzt erzählten sie auch von dem Ritter mit der goldenen Rüstung. „Das war aber ein Bursch!“ sagten sie: „einen so stattlichen Ritter giebt's nicht mehr in der Welt.“ — „O, den hätt' ich auch wohl sehen mögen!“ sagte Aschenbrödel. „Ja, es blüht nicht völlig so in der Asche, worin Du immer wühlst, Du schwarzes Vieß!“ sagten die Brüder.

Tages darauf sollten alle Prinzen und Ritter vor dem König und der Prinzessin erscheinen, — denn am Abend, glaub' ich, war es schon zu spät geworden — damit Der, welcher den goldnen Apfel hätte, ihn aufweisen

könne. Es kam nun Einer nach dem Andern, erst kamen alle Prinzen, und dann die Ritter; aber den goldnen Apfel hatte Niemand. „Ja, Einer muß ihn doch haben,“ sagte der König; „denn wir sahen es ja alle mit unsern Augen, wie er da den Berg hinauftritt und ihn der Prinzessin aus dem Schoß nahm.“ Da sich aber Niemand meldete, gab endlich der König den Befehl, daß alle Leute in seinem ganzen Land aus dem Schloß kommen sollten, damit Der, welcher den goldnen Apfel hätte, ihn aufweise. Es kam nun Einer nach dem Andern; aber den goldnen Apfel hatte Niemand. Endlich kamen auch die beiden Brüder von Aschenbrödel; sie waren die letzten. Darauf fragte der König, ob denn gar nicht mehr Leute in seinem Reich wären. „Ja, wir haben noch einen Bruder zu Hause,“ sagten die Beiden: „aber der hat den goldnen Apfel wohl nicht genommen; denn er ist in der Zeit nicht aus dem Aschenhaufen gekommen.“ — „Einerlei,“ sagte der König: „sind alle die Andern hier gewesen, so mag er auch kommen!“ und da mußte denn Aschenbrödel auch aus dem Schloß. „Hast Du den goldnen Apfel, Du?“ fragte ihn der König. „Ja, hier ist er, und hier ist der andre, und hier ist der dritte,“ sagte Aschenbrödel, indem er alle drei goldnen Äpfel aus der Tasche nahm; und in demselben Augenblick warf er seine ruffigen Kleider ab und stand nun da in seiner goldenen Rüstung, daß es nur so blickte. „Ja, Du sollst meine Tochter und das halbe Reich haben,“ sagte der König: „denn Du hast beides ehrlich ver-

ment.“ Darauf wurde die Hochzeit gehalten, und Aschenbrödel bekam die Prinzessin und das halbe Reich. Bei der Hochzeit aber ging's lustig her; denn Hochzeit feiern konnten sie alle, wenn sie auch nicht auf den gläsernen Berg reiten konnten; und haben sie nicht aufgehört zu feiern, so feiern sie noch.

S c h m i e r b o c k.

Es war einmal eine Frau, die hatte einen kleinen Knaben, der war so dick und so fett und mochte immer so gern gute Bissen, und darum nannte die Mutter ihn Schmierbock; auch hatte sie einen kleinen allerliebsten Hund, welchen sie Goldzahn nannte. Nun stand die Frau einmal beim Backtrog und backte Brod; da fing der Hund plötzlich an zu bellen.

„Lauf mal hinaus, Schmierbock,“ sagte die Frau: „und steh zu, wonach Goldzahn so bellt.“ Da lief der Knabe hinaus, kam wieder herein und sagte:

„Na, Gott steh uns bei! da kommt ein großes, langes Trollweib her mit dem Kopf unter dem Arm und einem Sack auf dem Rücken.“ —

„Kriech unter den Backtrog und versteck Dich!“ sagte seine Mutter.

Nun kam das Trollweib an. „Guten Tag!“ sagte sie.

„Schönen Dank!“ sagte die Mutter von Schmierbock.

„Ist Schmierbock nicht zu Hause?“ fragte das Weib.

„Nein, er ist mit seinem Vater im Holz und fängt Waldbühner,“ versetzte die Frau.

„Das wär' der Troll!“ sagte das Weib: ich hab' ein kleines silbernes Messer, das wollt' ich ihm gern schenken.“ —

„Pip! pip! hier bin ich!“ sagte Schmierbock unter dem Backtrog und kroch hervor.

„Ich bin so alt und bin schon so steif im Rücken,“ sagte das Trollweib: „Du mußt in den Sack kriechen und es Dir selbst holen.“

Wie nun Schmierbock in den Sack gekrochen war, schwang das Weib ihn auf den Rücken und ging damit fort. Als sie aber ein Ende gegangen war, wurde sie müde und fragte: „Wie weit ist es noch bis zur Schlafstelle?“ —

„Ein Halbviertel Weges,“ antwortete Schmierbock.

Da setzte das Weib den Sack am Wege nieder, strich durch's Unterholz und legte sich schlafen. Nun benutzte Schmierbock die Gelegenheit, nahm sein Messer, schnitt damit ein Loch in den Sack und kroch heraus; dann legte er eine große Kienwurzel an die Stelle und lief wieder nach Hause zu seiner Mutter. Als nun das Trollweib in ihrer Wohnung ankam und sah, Was sie im Sack hatte, da wurde sie so böse, daß es gar nicht zu sagen ist.

Tages darauf stand die Frau abermals beim Trog und backte Brod; da begann der Hund plötzlich wieder zu bellen. „Lauf mal hinaus, Schmierbock,“ sagte die Frau: „und sieh zu, wonach Goldzahn so bellt.“ —

„Nun seh mal Einer das abscheuliche Vieß!“ sagte Schmierbock: „da kommt sie wieder mit dem Kopf unter dem Arm und einem großen Sack auf dem Rücken.“ —

„Kriech unter den Dacktrog und versteck Dich!“ sagte seine Mutter.

Nun kam das Trollweib an. „Guten Tag!“ sagte sie: „ist Schmierbock nicht zu Hause?“ —

„Gi, was wollt' er zu Hause sein!“ sagte die Frau: „er ist mit seinem Vater im Holz und fängt Waldbühner.“ —

„Das wär' der Troll!“ sagte das Weib: „ich hab' ihm sonst eine schöne silberne Gabel mitgebracht, die wollt' ich ihm schenken.“

„Pip! pip! hier bin ich!“ sagte Schmierbock und kroch hervor.

„Ich bin so fleiß im Rücken,“ sagte das Trollweib: „Du mußt selbst in den Sack kriechen und sie Dir holen.“ Als nun Schmierbock in den Sack gekrochen war, schwang das Weib ihn auf den Rücken und ging fort. Wie sie aber ein Ende gegangen war, wurde sie wieder müde und fragte: „Wie weit ist es noch bis zur Schlafstelle?“ —

„Eine halbe Meile,“ antwortete Schmierbock.

Da setzte das Weib den Sack am Wege nieder, strich durch den Wald und legte sich schlafen. Indessen aber benutzte Schmierbock die Gelegenheit, schnitt ein Loch in den Sack und kroch heraus; dann legte er einen großen Stein an die Stelle und lief wieder nach Hause zu seiner Mutter. Als nun das Trollweib in ihrer Wohnung an-

kam, machte sie ein großes Feuer auf dem Herd an, hängte einen großen Kessel darüber und wollte Schmierbock kochen. Als sie ihn aber in den Kessel schütten wollte, fiel der Stein heraus und schlug den Boden entzwei, so daß alles Wasser herauslief und das Feuer auslöschte. Da wurde das Weib ganz wüthend und sagte: „Wenn er sich auch noch so sehr sträubt, ich will ihn doch schon kriegen.“

Das dritte Mal ging es wieder eben so. Goldzahn fing wieder an zu bellen, und da sagte die Mutter zu dem Knaben: „Geh mal hinaus, Schmierbock, und sieh zu, wonach Goldzahn so bellt.“

Schmierbock lief hinaus, kam wieder herein und sagte: „Na, Gott sei's bei! Da kommt wieder das Trollmensch mit dem Kopf unter dem Arm und einem Sack auf dem Rücken.“ —

„Kriech unter den Backtrog und verflück' Dich!“ sagte die Mutter.

Es dauerte nicht lange, so kam das Trollweib an. „Guten Tag!“ sagte sie: „ist Schmierbock nicht zu Hause?“ —

„Er was wollt' er zu Hause sein!“ sagte die Mutter: „er ist mit seinem Vater im Holz und fängt Waldbühner.“ —

„Das wär' der Troll!“ sagte das Weib: „ich habe sonst einen hübschen silbernen Löffel mitgebracht, den wollt' ich ihm schenken.“ —

„Pip! pip! hier bin ich!“ sagte Schmierbock und kroch unter dem Backtrog hervor.

„Ich bin so fleiß im Rücken,“ sagte das Trollweib:

„Du mußt selbst in den Sack kriechen und ihn Dir holen.“
 Als Schmierbock hineingetroffen war, schwang das Weib den Sack wieder auf den Rücken und ging fort. Das Mal aber legte sie sich nicht wieder im Wald schlafen, sondern trug Schmierbock grabesweges nach ihrem Hause. Als sie dort ankam, war es grade Sonntag; darum sagte sie zu ihrer Tochter:

„Nimm diesen Schmierbock und schlachte ihn und koch Suppe davon; die muß aber fertig sein, wenn ich zurückkomme; denn ich gehe jetzt mit Deinem Vater in die Kirche, um Fremde zu bitten.“

Als nun das Trollpack gegangen war, wollte die Tochter den Schmierbock schlachten; aber sie wußte gar nicht, wie sie das anfangen sollte.

„Wart, ich will Dir's zeigen, wie Du's machen mußt,“ sagte Schmierbock: „Lege nur Deinen Kopf auf die Bank, dann sollst Du mal sehen.“

Das that denn das arme Mädchen auch; aber da nahm Schmierbock die Art und hieb ihr damit den Kopf ab, als wär's ein Rüfen gewesen. Dann legte er den Kopf ins Bett und den Rumpf in den Kessel und kochte Suppe davon; und als er das gethan hatte, nahm er die Riemwurzel und den Stein und kroch damit in den Schornstein hinauf.

Als darauf das Trollweib mit ihrem Mann wieder nach Hause kam, und sie den Kopf im Bett liegen sahen, meinten sie, es wäre die Tochter, die schlief; sie wollten

„Nun nicht aufwecken, sondern gingen zum Kessel, um die Suppe zu kosten.“

„Schmeckt gut, die Schmierbocksuppe!“ sagte das Trollweib.

„Schmeckt gut, die Tochtersuppe!“ sagte Schmierbock oben im Schornstein; aber das hörten sie nicht recht.

Darauf nahm der Troll den Löffel und wollte auch die Suppe kosten.

„Schmeckt gut, die Schmierbocksuppe!“ sagte er.

„Schmeckt gut, die Tochtersuppe!“ sagte Schmierbock im Schornstein.

Da wurden sie aufmerksam und konnten nicht begreifen, Wer es sei, der da im Schornstein schwage; sie stiegen daher auf den Herd und wollten zusehen. Aber da nahm Schmierbock die Kienwurzel und den Stein und warf sie damit auf den Kopf, so daß sie todt umfielen. Als Schmierbock das sah, stieg er wieder herunter, nahm all das Gold und Silber, was er da vorfand, und reißte damit nach Hause zu seiner Mutter. Und nun war Schmierbock ein reicher Mann.

